

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

fünfzigster Band.

Mit den Portraits von: Jenny Ewald, Adolf Bastian und Martin Greif.



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 50. Bandes.

Juli. — August. — September.

1889.

	Seite
Thomas Uchelis in Bremen.	
Adolf Bastian	164
François Coppée in Paris.	
Eine Idylle während der Belagerung. Novelle. I. II.	218. 385
Holger Drachmann in Dänemark.	
Vier Meerlieder	58
Heinrich Ehrlich in Berlin.	
Der Musil-Winter 1888—1889	210
Wolfgang Eras in Breslau.	
Die fische im Haushalt der Natur und in der Küche	63
Rudolf von Gottschall in Leipzig.	
Fanny Lewald	31
Martin Greif in München.	
Drei Herbstgedichte	297
Fr. Hemmann in Herrliberg am Zürichsee.	
Sealsfield Pöhl	337
Moriz Hoernes in Wien.	
Die Kelten in Süd-Oesterreich	180
Hans Hopfen in Berlin.	
Es hat so sollen sein. Sprichwort in einem Act	159
Hermann von Ihering in Rio Grande do Sul, Südbrasilien.	
Rio de Janeiro	313

Fedor von Köppen in Berlin.	
Hermann Kunibert Neumann	369
Paul Lindau in Berlin.	
Aus dem Orient. III.	85
B. Noest in Solingen.	
Die Prozeßkosten	46
Otto Roquette in Darmstadt.	
Frühlingsstimmen. Novelle	1
Karl Schiffner in Graz.	
Martin Greif	209
Ober-Regierungsrath Todt in Köln.	
Der Berliner Dom	353
H. Villingen in Karlsruhe.	
Jakobäus Mayer. Novelle	277
Heinrich Zschalig in Dresden.	
Holger Drachmann. Ein dänischer Dichter	200
Bibliographie	131. 264. 403
Geschichtliche Literatur	269
Bibliographische Notizen	135. 271. 409

Mit den Portraits von:

fanny Lewald, radirt von Wilhelm Krauskopf in München, Adolf
Bastian radirt von Johann Lindner in München, Martin Greif radirt von
Paul Barfus in München.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

L. Band. — Juli 1889. — Heft 148.

(Mit einem Portrait in Radirung: Fanny Lewald.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Juli 1889.

Inhalt.

	Seite
Otto Roquette in Darmstadt.	
Frühlingsstimmen.	1
Rudolf von Gottschall in Leipzig.	
Fanny Lewald.	31
B. Noest in Solingen.	
Die Prozeßkosten.	46
Holger Drachmann in Dänemark.	
Vier Meerlieder.	58
Wolfgang Eras in Breslau.	
Die Fische im Haushalt der Natur und in der Küche.	63
Paul Lindau in Berlin.	
Aus dem Orient.	85.
Bibliographie.	131
Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. (Mit Illustrationen.)	
Bibliographische Notizen.	135

Hierzu ein Portrait von Fanny Lewald.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.



UNIV. OF
CALIFORNIA

fr ü h l i n g s s t i m m e n.

Novelle

Von

Otto Roquette.

— Darmstadt. —

„Es brechen im schallenden Reigen
Die Frühlingsstimmen los;
Sie können's nicht länger verschweigen,
Die Wonne ist gar zu groß.
Wohin?
Sie ahnen es selber kaum.
Es rührt sie ein alter, ein süßer Traum.“

Das vielgesungene Lied klang aus dem Gartensaal herauf in das Zimmer, in welchem Hubert, über ein großes Zeichenbrett gebückt, mit dem Griffel beschäftigt war. Er hatte das Fenster geöffnet, um die balsamische Luft hereinströmen zu lassen, und auch unten schien die Glashür nach der Terasse offen zu stehen, denn deutlich tönte die zweite Strophe an sein Gehör:

„Die Knospen schwellen und glühen,
Und drängen sich an das Licht,
Und warten in sehnedem Blühen,
Daß liebende Hand sie bricht.
Wohin?
Sie ahnen es selber kaum.
Es rührt sie ein alter, ein süßer Traum.“

Es war eine überaus zarte Stimme, die ihm eigentlich zu der Gestalt der Sängerin nicht zu passen schien. Denn er glaubte dieselbe gestern bereits gesehen zu haben. Sie war groß und schlank, das Gesicht vielleicht

nicht regelmäßig schön, aber anziehend, mit klaren, klugen Augen und ausdrucksvollen Zügen. Gestern auf einem Gange durch den Park war er ihr begegnet. Sie schob eine verschleierte alte Dame im Rollstuhl vor sich her. Das mochte die Tante sein, von der er gehört hatte, daß sie leidend sei. In der Voraussetzung, daß es die Damen des Hauses seien, hatte er gegrüßt, und sein Gruß war von der Jüngeren freundlich erwidert worden. Vorge stellt war er noch nicht im Hause, obgleich er schon den fünften Tag darin verweilte. Der Hausherr hatte ihn empfangen und ihm seine Zimmer zur Wohnung angewiesen, um einige Stunden darauf abzureisen. „Machen Sie es sich bequem bei Ihrer Arbeit, so waren seine Abschiedsworte gemessen; benützen Sie den Garten zum Spazierengehen! Für Ihre Bedürfnisse wird gesorgt werden. Sprechen Sie nur aus, was Sie wünschen, bei meiner Rückkehr verhandeln wir das Weitere.“

Unten aber begann das prächtige Vorspiel zum dritten Mal, und die Stimme sang:

„Und Frühlingsgeister, sie steigen
Hinab in der Menschen Brust,
Und regen dadrin den Reigen
Der ewigen Jugendlust.
Wohin?
Wir ahnen es selber kaum.
Es rührt uns ein alter, ein süßer Traum.“

Eigentlich ein recht wunderlicher Text! dachte Hubert. Was soll das unvermittelte „Wohin?“, das auf den Vordersatz niemals paßt! Der gute Felix Mendelssohn hat doch, neben dem Guten, auch das Schlechteste an Liedern in Musik gesetzt, was ihm unter die Hände kam, wenn es ihm nur ein wenig Stimmung entgegen brachte! Hubert war musikalisch genug, um unter Mendelssohns Liedern Bescheid zu wissen. War es doch die Zeit, da dieselben überall gesungen wurden und jeden herzlich berührten. Und schon klang es aus dem Gartensaal herauf:

„Als ich das erste Weilchen erblickt,
Wie war ich von Farben und Duft entzückt!“

Und dann kam: „Leise zieht durch mein Gemüth liebliches Geläute,“ und darauf das Sonntagslied: „Ringsum erschallt in Wald und Flur viel jernes Glockenklingen“ — lauter Lieder für eine feine zarte Mädchenstimme. Die leidenschaftlicheren Gesänge blieben bei Seite. Es war, als ob ein junges Herz sein holdes Frühlingsglück mit dem ihm beschiedenen und bescheidenen Klange zum Ausdruck bringen wollte.

Und es war ja Frühling draußen! Hubert trat unwillkürlich an das Fenster. Nur einen schüchternen Blick warf er auf die Terrasse hinunter, ob etwa die alte Dame im Rollstuhl dort Platz genommen habe? Da er aber Niemand unten entdeckte, und der Gesang wieder anhub, so lehnte er sich hinaus, schickte die Augen in's Weite und athmete die köstliche, von Düften

erfüllte Luft. Auf abwärts geneigtem Boden blühte der ganze Garten. Flieder, Goldregen und Schneeball, dazu purpurne Päonien auf dem Rasen, Apfelbäume in rosigter Fülle; seitwärts der Buchwald im ersten Grün, und darüber hinaus die Landschaft mit ihren Hügeln in sonnigem Frühlingsglanze. Der junge Mann empfand den lebhaftesten Trieb, den Griffel wegzumwerfen und in's Freie zu eilen. Aber die Stunde der Muße war noch nicht da, und so überwand er sich und ging zu seinen Zeichnungen zurück. —

Der Gegensatz seiner augenblicklichen Lage zu seinem bisherigen Leben in der geräuschvollen Hauptstadt beschäftigte seine Gedanken. Einer seiner ehemaligen Lehrer, zu überbürdet, um eine neue Arbeitslast auf sich zu nehmen, hatte ihn, als den Geschicktesten, bevorzugt und ihn für die Aufgabe vorgeschlagen. Es galt die Erweiterung einer großen Anlage für Maschinenbau. Hubert, eigentlich Architekt, hatte doch in der Maschinenteknik genügende Studien gemacht, um für das umfangreiche Werk geeignet zu erscheinen. Vom Gefühl eines unverhofften Glückes beflügelt, hatte er einige Zeichnungen entworfen und sie dem Guts- und Fabrikherrn übersendet. Dieser, sehr befriedigt davon, lud ihn ein, so bald als möglich zu ihm zu kommen und alle Vorarbeiten an Ort und Stelle zu vollenden. Daß Hubert nicht allein durch seine Zeichnungen, sondern auch brieflich durch seinen Professor sehr gut empfohlen war, zeigte ihm gleich der Empfang. Er meldete sich zuerst in der Fabrik. Die Gebäude derselben lagen, durch den Park getrennt, von dem Wohnhause ab, und weder ihr Geräusch, noch ihr Dampf störten das Behagen der Familie. Daß für Huberts Reißbrett in der alten Niederlassung kein recht zweckmäßiger Raum zu finden sei, hatte Herr Thormann, der Fabrikherr, bereits erkannt. Zwar befand sich ein geräumiges Haus dort, welches Herr Thormann bis zum Bau der Villa selbst bewohnt hatte; aber nirgends das begehrte Nordlicht für die Zeichner. So nahm er seinen jungen Baumeister ohne Umstände hinüber in die Villa und wies ihm einen Saal zur Werkstatt und ein daran stoßendes Zimmer zum Schlafgemach an. Es waren eigentlich prächtig ausgestattete Gesellschaftsräume, die den Gast nicht wenig in Verlegenheit setzten. Wie sollte er in dieser ungewohnten Umgebung seine Tische aufstellen, ohne Gefahr für Goldbleiben, seidene Polster und kostbares Porzellan? Aber da der Gutsherr ihm eingeschärft, sich ganz nach Gutsdünken einzurichten, so hatte er durch den Diener vielerlei hinausräumen lassen, was mit seinen Zwecken unvereinbar war, und wohnte nun seit fünf Tagen immer noch glänzender als er es bisher gekannt hatte, um ungestört seiner Arbeit zu pflegen. Ein höflicher Diener deckte ihm auf und sorgte pünktlich für seine Mahlzeiten; eine freundliche Alte hielt das Wohnzimmer in Ordnung. Beide sprachen nur wenig, und Hubert scheute sich, sie nach den Verhältnissen der Hausbewohner zu fragen, obgleich er nun bereits etwas neugierig wurde. Täglich hörte er die liebe kleine Stimme ihre Frühlingslieder singen und

sonstige weiche Gefänge, die für den Umfang ihrer Stimme und für ihre Ausdrucksfähigkeit besonders gewählt zu sein schienen.

Ein Weniges aber erfuhr er bei einem Gange nach der Fabrik doch zufällig durch den alten Werkmeister. Herr Thormann war Wittwer. Die schöne Villa hatte er für seine Frau, die immer leidend gewesen, erbauen lassen. Sie war vor drei Jahren darin gestorben. Der Alte mochte voraussetzen, daß der Herr Baumeister über Alles unterrichtet sei, daher erzählte er nichts, und Hubert entnahm nur dieses und jenes aus seiner Unterhaltung. Auf dem Rückwege begegnete er noch einmal der jungen Dame, welche den Rollstuhl vor sich herschob. Obgleich etwas entfernt und durch eine breite Rasenfläche von ihr getrennt, grüßte er doch wieder und empfing den Gegengruß; ja auch die verschleierte Dame beugte sich vor und verneigte sich mehrmals. Er schwankte, ob er näher treten und sich vorstellen sollte? Aber da von den Damen kein Zeichen der Aufforderung ausging, und er sich scheute — vielleicht gegen den Wunsch des Hausherrn — vorzubringen, so bog er schnell in einen Seitengang ein.

Trotzdem daß seine Arbeit rüstig von Statten ging, begann die Einsamkeit dem jungen Manne unbehaglich zu werden. Ja, er empfand es schon nicht mehr lieblich, daß alle Tage zu bestimmter Stunde unter ihm die Frühlingsstimmen „losbrachen.“ Er begann kleine Bekanntschaften zu machen. Zuerst mit dem Gärtnerjungen, den er an einem Blumenboscett beschäftigt fand. Diese Beziehung führte ihn dann zu dem Gärtner, von dem er sich im Gespräch über botanische Dinge belehren ließ. Er knüpfte mit einigen älteren Arbeitern in der Fabrik Unterhaltung an und fand in ihnen ordentliche Leute, welche von den Verlockungen der „Arbeiterbewegung“ noch unbeirrt geblieben waren. Endlich fühlte Hubert den Drang, sich einmal etwas weiter umzusehen, als im Umkreise des Hauses und der Fabrik. Er nahm den Weg durch den Wald nach dem eine Stunde entfernten Städtchen. Hier fand er eine alte Kirche, deren bauliche Verhältnisse ihn überraschten, und die er sich vom Rüster aufschließen ließ. Er trat in einen öffentlichen Garten, wo Tyroler Sänger ein Jodelkonzert gaben, und genoß seinen Abend mit den Bewohnern des Städtchens.

Es schien eine späte Stunde für das Haus zu sein, als er gegen zehn Uhr wieder in der Villa anlangte. Der Diener trat bei ihm ein, mit der Anfrage, ob es ihm genehm sei, Herrn Thormann noch zu empfangen? Derfelbe sei gegen Abend zurückgekehrt. Hubert erklärte sich bereit, ihn unten zu begrüßen, erfuhr aber, daß der Hausherr es vorziehe, hier oben mit ihm zu sprechen.

Gleich darauf trat Herr Thormann ein, gefolgt von dem Diener, der eine auserlesene Flasche und Gläser hereintrug. „Es freut mich,“ rief ihm der Gutsherr entgegen, daß Sie sich einige Unterhaltung außerhalb meines Vereichtes gesucht haben, da sie dergleichen im Hause nicht finden konnten! Ich bin länger ausgeblieben, als ich vorausah. Nun

aber willkommen!“ Er bot ihm das gefüllte Glas dar, und fuhr fort: „Ihre Einsamkeit in meinem Hause darf zu Ende sein, wenn Sie selbst die Gesellschaft der Meinigen theilen wollen. Die Verhältnisse in meiner Familie sind leider nicht so, daß sie einem lebensvollen jungen Manne viel bieten könnten. Meine Schwester, welche seit dem Tode meiner Frau, die Zügel des Hauses führt, war bei meiner Abreise krank, so daß ich Sie — wie sonst die Dinge liegen — nicht gut als Gast und Tischgenossen einführen konnte. Nun, Gott sei Dank, sie ist ja wieder auf den Beinen!“

„Ich glaube der würdigen Dame schon ein paar Mal begegnet zu sein —“ sagte Hubert.

„Wem? Meiner Schwester? rief der Hausherr.

„Sie wurde von Ihrem Fräulein Tochter im Rollstuhl durch den Garten gefahren. Oder —?“

Herr Thormann schüttelte den Kopf und schwieg einen Augenblick, während ein trüber Schatten über sein Gesicht flog. „Sie sind im Irrthum!“ entgegnete er. „Die Gestalt im Rollstuhl, welche Sie vermuthlich nur dicht verkleidert gesehen haben, war nicht meine Schwester, sondern meine Tochter Cäcilie, ein junges Mädchen von achtzehn Jahren. Die Andere, welche ihr den Liebesdienst erwies, ist Fräulein Lucie, ihre Gesellschafterin und Freundin, eine junge Dame, welche mein Haus nach dem Tode ihrer Eltern als das ihrige ansehen darf.“

Hubert war verlegen, und suchte seinen Irrthum zu entschuldigen.

„Ich merke, fuhr der Hausherr fort, daß man Ihnen über meine Familie noch nichts zugetragen hat. Meine Leute scheinen die Anweisung, meine Heimkehr abzuwarten, ganz geheimnißvoll genommen zu haben. Und doch ist nichts dabei zu verschweigen. Meine Tochter ist ein überaus zartes und gebrechliches Wesen, um welches wir die Sorge niemals loswerden. Nachdem mir drei hoffnungsvolle Söhne gestorben, ist dieses einzige Kind mir geblieben, und — wie lange ich es noch behalten werde? Es gilt, ihm jeden Tag so erträglich und erfreulich als möglich zu machen, und das Wenige was ihm, bei so vielem Entsagen, an Genuß, des Daseins möglich ist, zu gewähren. Cäcilie ist nicht eigentlich gelähmt — sie geht durch die Zimmer, ermüdet aber so leicht, daß sie im Freien auf den Fahrstuhl angewiesen ist. Ach, es ist Alles schwach, hinfällig, kümmerlich an ihr — und doch ist sie ein so liebes Kind! Ein Glück ist ihr geblieben — wenigstens faßt sie die kleine Naturgabe so auf: ein wenig Stimme für den Gesang. Eigentlich nur ein Stimmchen zu nennen, aber klar und hell, das mit den Vögeln in die Wette singt. Ich höre, sie habe in den Tagen meiner Abwesenheit sogar mehr und fröhlicher gesungen, als sonst. Hoffentlich ist der Klang nicht störend bis zu Ihnen herauf gedrungen?“

Hubert versicherte das Gegentheil. Im Stillen aber freute es ihn, daß das kleine Stimmchen nicht zu der großen, schlanken Gestalt Luciens gehörte. Herr Thormann fuhr fort:

„Nun, für morgen lade ich Sie an unseren Familientisch ein. Ob Sie unser täglicher Tischgenosse sein wollen, wird von Ihnen allein abhängen. Sie sind zu nichts verpflichtet.“

Da Hubert daran lag, Herrn Thormann gleich einige seiner Entwürfe vorzulegen, nahm dieser die Lampe und ging mit ihm zum Zeichentisch. Er war erfreut, und mit Allem einverstanden. Endlich, nachdem er sich wieder niedergelassen, seufzte er und begann:

„Man könnte mich fragen — und vielleicht thun Sie es auch — warum ich noch so viel bauen lasse? Warum ich meinem Geschäft eine immer noch größere Ausdehnung gebe? Und für wen ich das Alles in's Werk setze? Habe ich doch keinen Sohn, dem ich es einmal übergeben könnte! Mein armes Kind ist meine einzige Erbin — wenn sonst —“ Er brach ab, um seinen traurigen Gedanken nicht Worte zu geben. „Wenn ich mich noch in's Große ausdehne,“ fuhr er fort, „so geschieht es wirklich um der Wissenschaft und Technik im Allgemeinen willen. Müßig kann ich nicht sein! So suche ich Befriedigung in der Arbeit. Wer, wie ich, in der Lage ist, sich nützlich zu machen, der hat auch die Pflicht, es zu thun. Jeder Fortschritt auf unserem Gebiete reizt mich, ihn auszubeuten. Unten in unserm Bibliothekzimmer finden Sie Alles, was an Büchern und Zeitschriften für uns von Belang ist. Benutzen Sie es nach Belieben!“

Der Hausherr sagte seinem Gaste gute Nacht und entfernte sich. Hubert aber lehnte noch lange am Fenster, dachte über die Verhältnisse des Hauses nach und fragte im Stillen, wie wohl die Stimme Luciens klingen werde? Er konnte nicht umhin, sich auf die Begegnung und auf ein Gespräch mit ihr zu freuen.

Ein Frühlingsgewitter zog mit leichtem erquickendem Regen durch die Nacht. Morgens funkelte Garten und Wald wieder im Sonnenschein. Hubert gab schon in aller Frühe seinem Drange nach, sich im Freien zu ergehen. Er lief durch Garten und Wald und kehrte fröhlich, sogar mit einem Strauß gelber Primeln, die er von der Wiese mitgenommen hatte, zurück. Einen scheu forschenden Blick warf er noch nach der Terrasse und der Thür des Gartensaals. Aber für die weiblichen Bewohner des Hauses war die Stunde wohl noch zu früh, um sich hier schon sichtbar zu machen. Er ging an sein Zeichenbrett, aber er war zerstreut, und die Arbeit wollte nicht recht fördern. Mittlerweile fiel ihm auf, daß heute keine Musik zu ihm heraufklang. Es war doch nicht wieder Jemand im Hause krank geworden? Er war drauf und dran, die alte Aufwärterin, welche er im Nebenzimmer walten hörte, zu fragen. Aber er unterlagte es sich dennoch und suchte sich zur Arbeit zu fassen. Endlich — die Mittagstunde hatte noch nicht geschlagen — erschien der Diener mit der Anfrage, ob die Damen um seinen Besuch bitten dürften?

Als Hubert in das Empfangszimmer trat, erhoben sich die drei Damen zu freundlichem Gruße. Auch Cäcilie stand aufrecht und sah ihm lächelnd ent-

gegen, um dann wieder Platz zu nehmen. Sein erster Blick galt zwar Lucien, aber der Anblick Cäcilien's überraschte ihn gleich in unerwarteter Weise. Er sah eine zierliche, fast elfenhaft zarte Gestalt vor sich, ein längliches feines Antlitz, aus welchem ihm zwei dunkle Augen entgegenblickten — so groß, daß sie mit der Kleinheit der Züge im Widerspruch standen, und ihn fast unheimlich berührten. Die beiden jungen Damen waren in hellen Sommerkleidern, und es entging dem Eintretenden nicht, daß jede einen kleinen Strauß von gelben Primeln vor der Brust trug. Frau Steinbach, die Tante, trat ihm entgegen und bot ihm die Hand. Eine stattliche alte Dame mit schönen hellgrauen Locken.

„Herr Hubert Witting —?“ begann sie, indem sie ihn ihrer Nichte und Lucien vorstellte. „Wir haben bisher die Gastlichkeit nur mangelhaft ausüben können,“ sagte sie, „wollen nun aber das Versäumte nachholen.“

„Sie haben sicherlich bisher von uns nur sehr wenig gewußt, Herr Witting,“ begann Lucie, gleich einen heiteren Ton der Unterhaltung anschlagend, „wenn Sie uns auch täglich musiciren hörten und ein paarmal gesehen haben.“

Hubert besorgte sehr, sie würde ihn mit seinem Irrthum aufziehen, in Cäcilien eine „alte Dame“ vermuthet zu haben; allein sie fuhr fort: „Wir aber wissen schon sehr viel von Ihnen, denn wir haben einen Spion, den wir freilich nicht hinter Ihnen her geschickt haben, der uns aber freiwillig täglich von Ihnen erzählt. Und dieser Spion ist noch dazu ein guter Freund von Ihnen!“

„Wer könnte das sein?“ fragte Hubert, die drei lächelnden Damen der Reihe nach ansehend.

„Auch Ihre mangelhaften Kenntnisse in der Botanik hat er uns verrathen!“ fuhr Lucie fort. „Wie kann man aber auch eine Magnolie mit einem Tulpenbaum verwechseln?“

„Ach, der Gärtnerjunge!“ lachte Hubert, der sich erinnerte, bei den tulpenartigen weißen Magnolienblumen eine Laienfrage an den Gärtner gethan zu haben.

„Auch wissen wir,“ fuhr Lucie fort, „daß Sie für Jodelgesang sehr eingenommen sind, und gestern in einem Gartenconcert lebhaft applaudirt haben.“

„Nein, so weit bin ich wirklich nicht gegangen!“ rief Hubert. „Über wer kann mich denn dort ausgespürt haben?“

„Der selbe kleine Jakob!“ entgegnete Lucie. „Er war in Geschäften nach der Stadt geschickt worden, wollte sich das Concert nicht entgehen lassen, und kletterte auf den Zaun, um es ohne Eintrittsgeld zu genießen. Und dort von seiner Höhe aus entdeckte er Sie unter den Zuhörern. Und so hat er uns auch heute verrathen, daß Sie schon in aller Frühe spaziren gegangen und mit einem Strauß zurückgekehrt waren.“

„Ja, und dadurch erfuhren wir erst, daß die Schlüsselblumen schon aufgeblüht sind,“ fuhr Cäcilie mit kindlichem Lächeln fort — und so haben wir uns auch aufgemacht, um uns Sträußchen zu holen.“

„Unser Schmutz beweist es!“ beschloß Lucie den Bericht.

Also darum unterblieb heute die Musik! dachte Hubert, indem er unwillkürlich einen Blick nach dem Flügel wendete. Die Tante bemerkte es. „Wenn Sie musikalisch sind, sagte sie, so richten Sie nur nicht zu streng über unsre häuslichen Bestrebungen!“

Ich habe sehr gern zugehört, entgegnete er, und hoffe es künftig auch in der Nähe thun zu dürfen.“ Er verneigte sich leicht vor Cäcilien, stutzte aber, als er ihre Wangen plötzlich lebhaft geröthet sah, während ihre großen Augen ihn glänzend und fast verwirrend anblickten. Es war ihm lieb, daß die Tante die Frage an ihn that, ob er Klavier spiele? Er erhob sich und schritt zum Flügel, nur rasch ein paar Accorde und Läufe anschlappend, indem er sich schon dadurch den Damen als gewandt und kundig auf den Tasten vorstellte. Wenn Fräulein Lucie bisher die Begleitung des Gesanges übernommen hat, sagte er aufstehend, so ist es mir vielleicht gestattet, zuweilen ihre Stelle zu vertreten?“

„Ja!“ rief Cäcilie lebhaft — aber, wie erschreckt und eingeschüchtert, fuhr sie leise fort: „Wenn ich sonst — dabei singen kann!“

Der Hausherr trat ein, freute sich, den Gast schon bei seiner Familie zu finden, und man ging zu Tische. Lucie zeigte sich, bei aller Natürlichkeit des Wesens, als die formenkundige Weltbame und ließ die Unterhaltung nicht ausgehen. Sie war in der Hauptstadt erwachsen, hatte im Hause ihrer Eltern künstlerische und wissenschaftliche Kreise kennen gelernt, und wußte somit Bescheid in den Umgebungen, aus welchen Hubert hergekommen war. Es wurde ihr leicht, ihn reden und erzählen zu machen, und da sich manche gemeinsame Beziehung zu Persönlichkeiten fand, so erwärmte er sich mehr und mehr in den Gesprächen. Hin und wieder störten ihn die räthselhaften Augen Cäciliens; im Ganzen blieb seine Haltung jedoch so, daß die Familie sich seiner als eines guten Gesellschafters freuen konnte.

Als man sich erhob, flüsterte die Tante, mit einem Blick auf Cäcilien, ihm zu: „Nach Tische pflegen einige von uns eine Stunde zu ruhen. Dürfen wir Sie zur Kaffeezeit wieder einladen, um unsere Gespräche fortzusetzen?“

Hubert fühlte sich nach längerer Einsamkeit durch diese Stunde am Familientische sehr angeregt. Mit Cäciliens Wesen wußte er freilich noch nicht zurecht zu kommen. Sie war meist schweigsam gewesen; wenn sie aber sprach, so geschah es in der Art eines Kindes, welches halb fragend umherblickt, ob es auch das Richtige gesagt habe? Und doch drang ein paar Mal ein bestimmtes Nein über ihre Lippen, und es zeigte sich augenfällig, daß sie verwöhnt war — vielleicht verwöhnt werden mußte. Klar

und lebensvoll stand ihm dafür Luciens Wesen vor den Augen, und er freute sich, daß der erste Anblick ihn nicht getäuscht hatte. Nur konnte er sich nicht darein finden, daß sie schon siebenundzwanzig Jahre alt sein sollte! Aber sie hatte es selbst bei Tische unumwunden ausgesprochen, als sie bei irgend einer Zeitbestimmung zurück rechnete und von ihrer „damaligen Jugend“ sprach. Siebenundzwanzig! Dann war sie ja gleichen Alters mit ihm! Und sie sah doch so jung, so herrlich und bestrickend aus!

Er fand die Familie bereits wieder versammelt, als er in den Garten-jaal zurückkehrte. Er wurde aufgefordert, etwas vorzuspielen, und ließ sich nicht nöthigen. Als er geendet hatte, trat Lucie zu ihm. „Wenn wir Sie von dieser Seite schon gekannt hätten,“ sagte sie, „dann würden wir uns schwerlich acht Tage überwunden haben, Sie zu uns zu nöthigen! Aber — da liegen unsre gewöhnlichen Lieder aufgeschlagen — wie immer! fügte sie lächelnd hinzu. Wollen Sie Ihr Versprechen wahr machen? Gehört haben Sie unsre Künste nun doch schon —“

„Darf ich mich zur Begleitung anbieten, gnädiges Fräulein?“ unterbrach er die Sprecherin, gegen Cäcilie gewendet.

Diese erhob sich, und trat befangen und mit leichtem Erröthen zu ihm. Die Tante brachte sorglich einen Stuhl herbei, Lucie aber winkte ihr und zog ihn leise bei Seite. So begann er denn mit dem üblichen Anfang: „Es brechen in schallenden Reigen die Frühlingsstimmen los!“ Cäcilie sang zuerst schüchtern und zitternd; aber er nickte ihr Muth zu, und bald hatte sie sich gesammelt, und ließ erklingen, was ihr an Stimme gegeben war. Dies war aber heute mehr, als die Andern jemals von ihr gehört hatten, und man war überrascht durch die größere Fülle von Ton, die sich gleichsam über Nacht bei ihr entwickelt hatte. Und als sie geendet, wendete Cäcilie sich um und sah mit triumphirendem Ausdruck die Zuhörer an, denn sie fühlte eine Genugthuung, aufrecht stehend das ganze Lied durchgesungen zu haben. Jetzt erst schob Lucie ihr leise den Stuhl hin, auf welchem sie unaufgefordert Platz nahm. Freilich mußte nun eine ganze Reihe ihres Vorraths durchgenommen werden, denn Cäcilie hastete förmlich aus einem Liede in das andere, während Lucie vergeblich versuchte einige Gesprächspausen dazwischen zu schieben.

Endlich gebot der Hausherr Einhalt. Denn er sah die Wangen seiner Tochter glühen und erkannte eine unerwünschte Erregung in ihrem Wesen. Ihre Augen, die noch größer geworden zu sein schienen, funkelten unstill. Alles in Allem schien sie in der gehobesten Freudenstimmung. Es that dem Vater leid, dieselbe zu unterbrechen; aber er wußte aus Erfahrung, daß Aufregungen schädlich auf Cäcilien wirkten.

Hubert empfahl sich nach einiger Zeit, um an seine Arbeit zu gehen. Man wollte ihn nicht länger zurückhalten. Lucie aber rief ihm beim Abschied zu: „Hüten Sie sich vor dem kleinen Jakob, wenn wir einmal

nicht erfahren sollen, wie Sie leben! Er bringt uns jeden Morgen frische Blumen vom Gärtner und ist eine Plaudertasche!"

Als Hubert gegen Abend einen Spaziergang durch den Park machte, trat ihm aus einem Seitenwege Frau Steinbach, die Tante, entgegen. Es machte sich von selbst, daß er sich ihr im Gespräch anschloß. „Sie haben heute sehr Merkwürdiges bei uns bewirkt! sagte sie. Cäcilie ist in einer Weise aus sich herausgegangen, wie wir es noch nie an ihr gesehen haben. Aber wenn Sie sonst nicht verschmähen, wieder mit ihr zu musizieren, bitte — dann schränken Sie die Anzahl der Gesänge etwas ein! Es wird Sie ja wohl keine Ueberwindung kosten!"

„Ist Fräulein Cäcilie sehr leidend?“ fragte Hubert.

„Sie muß so behandelt werden, obgleich die Aerzte uns trösten, daß ihr Herzfehler nicht unbedingt zu fürchten gebe. Wie dem auch sei — Sie haben selbst gesehen, welch' ein zartes Pflänzchen wir in unserem Hause zu behüten haben. Sie ist wie ein Kind — zwar geistig sehr entwickelt, so daß man gelegentlich über sie erstaunt, dennoch aber in sich verschlossen, und es ist, als ob sie aus ihrer inneren Welt mit Erstaunen auf ihre Umgebungen blicke.“

„Ja, diese Augen!“ sagte Hubert. „Ich habe mich in der ersten Stunde fast gescheut vor ihnen.“

„Es geht uns Andern auch wohl so, entgegnete die alte Dame. Wir müssen stets sehr genau hineinsehen, um das Richtige darin zu lesen. Lucie allein versteht diese Sprache ganz. Sie werden begreifen, daß unsre Cäcilie, bei ihrer Hinfälligkeit, ein verzogenes und eigenwilliges Kind werden mußte. Man vermied Alles, um ihren Eigensinn, ihre Leidenschaftlichkeit zu wecken. Diese aber spricht zuweilen dennoch aus ihren Augen, ja, ich versichere Sie, es zuckt in gewissen Augenblicken sogar etwas Dämonisches daraus hervor, was sich mit dieser von der Natur so winzig ausgestatteten Gestalt gar nicht vereinbaren läßt. Ja, die Heftigkeit des Kindes gewinnt dann auch Worte, die — ach, unsre Lucie ist eigentlich die Einzige, die sie richtig zu behandeln weiß! Sie ist der gute Geist unsres Hauses, ohne den wir kaum zu leben wüßten!"

Dieses Lob Luciens that dem Zuhörer sehr wohl, doch verschloß er es mit Schweigen in seiner Brust. Die Tante aber fuhr fort: „Cäcilien's Vater und ich können in unsrer Sorge eben nicht umhin, das junge Mädchen als eine Kranke zu behandeln. Das aber will Cäcilie nicht. Sie kennt keinen andern Zustand als den ihrigen, und nimmt ihn in einer Art von starkwilliger Genügsamkeit hin, wie er ist. Lucie aber, wie sie auch die einzige ganz Gesunde in unserem Hause ist, bestärkt die Kleine, in dem Gefühl ihrer Zufriedenheit, wendet im Stillen ab, was sie reizen oder stören könnte, und sorgt in kluger Weise besser für sie, als wir beiden Alten es vermögen. Aber, verzeihen Sie! Sie müssen dieser Schilderung längst müde sein — mir ist es doch lieb, mit Ihnen gesprochen

zu haben. Einige Verhaltensregeln,“ fügte die alte Dame lächelnd hinzu „werden Sie meinen Mittheilungen ja auch freundlich entnehmen!“

Eine Woche darauf hatte sich Hubert vollkommen mit der Familie eingelebt. Zwar fragte er sich zuweilen, ob er recht thue, die Gastlichkeit in dieser Weise auszubenten; allein er mußte nun schon, daß man ihn ausgelacht haben würde, wenn er sich aus solchem Grunde hätte zurückziehen wollen. War doch der Verkehr mit den Hausgenossen immer nur auf wenige Tagesstunden beschränkt. Der Bau auf der Fabrik hatte begonnen, und forderte häufig seine Gegenwart; auch an seinen Reibretttern machte er sich noch viel zu schaffen. Daß bei Tische und hin und wieder Abends das Gespräch zwischen ihm und dem Fabrikherrn sich auch über Technisches verbreitete, ließen die Damen sich schweigend gefallen; dafür mußte er ihnen auch von seiner Familie, seiner Mutter und Schwester, erzählen und fand stets freundliche Zuhörer. Er freute sich, daß Lucie sich immer gleich blieb in ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit und ihrem zugleich so tactvollen Wesen; dagegen konnte er sich in Cäcilien je länger je weniger finden. Sie sprach wenig, ihre Augen aber waren fast unverwandt auf ihn gerichtet. Von ihrer geistigen Entwicklung, welcher die Tante das Wort geredet, hatte er noch nichts entdeckt; im Gegentheil gab es Augenblicke, wo er zwischen Schreck und Mitleid die Neben eines imbecilen Kindes zu hören glaubte. Er bemerkte, wie Lucie in solchen Fällen schnell für sie eintrat und ihre Worte der Unterhaltung anzupassen mußte.

Als Hubert eines Tages in der Fabrik nach einigen Abbildungen fragte, die nicht gleich zu finden waren, sagte der alte Werkmeister: „Dann werden sie in den Zimmern des Herrn Reinhold sein.“ Er schickte dahin, um sie zu suchen. Hubert erfuhr, daß ein Neffe des Herrn Thormann, Namens Reinhold, der in den Werkstätten seine praktischen Studien gemacht, noch seine Wohnung in dem alten Hause habe. Der Oheim hatte ihn, zum Theil in Geschäften, mehr aber zu seiner Ausbildung auf ein Jahr nach Amerika geschickt. Hubert erwähnte seiner nicht, der Hausherr selbst aber that es eines Tages bei Tische, indem er erzählte, er habe einen Brief von Reinhold erhalten, auf welchen die Rückkehr des Betters wohl bald folgen werde.

Cäcilie fuhr auf, als sie diesen Namen nennen hörte. Ihre Augen funkelten wie zornig, und mit Heftigkeit rief sie: „Er darf nicht hier bei uns wohnen! Nein, Papa, er darf nicht! Er würde bei uns Alles verändern und zerstören!“

„Aber, mein liebes Kind, er hat ja draußen seine wohleingerichtete Wohnung!“ begütigte der Vater.

Cäcilie aber fuhr erregt fort: „Du solltest ihn gar nicht zu uns wiederkehren lassen! Er ist mir verhaßt. Wenn ich sein widerwärtiges Gesicht künftig von Neuem und alle Tage sehen soll, dann werde ich krank vor Aerger! Er soll nicht zu uns zurückkehren — nein, ich will es nicht!“

Eine so lange Rede hatte Hubert von Cäcilien noch nicht gehört, und es überraschte ihn zugleich die Energie, mit welcher das kleine Wesen ihrem Grolle Ausdruck gab. Man suchte das junge Mädchen zu beruhigen. Es sei ja immer noch eine Weile hin, bis er New-York verlassen könne, und es ließe sich vielleicht eine sonstige Stellung für ihn finden.

Von dieser Stunde an wurde Hubert etwas aufmerksamer auf Cäcilien, richtete Worte und Fragen mehr an sie, und empfing manche Antwort, die er nicht erwartet hatte. Sie wagte sich aus ihrem inneren Rückhalt hervor, verlangte kleine Dienste von ihm, und bevorzugte ihn augenfällig. Sie übte sich Lieder ein, die er als besonders schön bezeichnet hatte, und bat dann, daß er sie begleiten möchte. Eine Entwicklung schien sich in ihr zu vollziehen, über welche ihre Angehörigen überrascht, und zwar freudig berührt, waren, die ihm aber ein unbehagliches, ja peinliches Gefühl gaben. Denn so ungern er es sich gestehen mochte, Cäciliens Augen suchten ihn allein, sprachen allein zu ihm, und nur ihm schien ihr ganzes Wesen zu gehorchen! Sie las, wovon er mit Beifall gesprochen; sie stellte Blumen vor sich auf, die er im Garten bewundert hatte. Er hütete sich bereits, irgend etwas als ihm angenehm zu bezeichnen, denn es mußte für ihn da sein, oder ihre eigene Umgebung schmücken. Waren es immer Kleinigkeiten, sie konnten nicht verborgen bleiben. Es geschah vor Aller Augen, und Alle lächelten nur, wie man sich über das Glück eines Kindes freut. Aber wußten sie nur klug zu verbergen, was sie innerlich doch beunruhigte? Diese Frage tauchte in dem Gemüth des jungen Mannes plötzlich erschreckend auf, und er knüpfte die andere daran: ob er in diesem Hause länger verweilen dürfe?

Und mit Lucien hatte er, obgleich bald ein Monat verflossen, noch nicht zehn Worte allein gesprochen, wie sehnlich er auch die Gelegenheit dazu suchte. Gleichwohl bestand bereits ein schweigendes Vertrauen zwischen ihnen. Bezog es sich auch immer auf Cäcilien, so beglückte es ihn doch. Ein stummer Wink, dies oder jenes zu thun, ein paar geflüsterte Worte etwas zu vermeiden, ein heller Blick des Einverständnisses — das war ihre Sprache unter einander, welcher er selbst auch wohl noch einige besondere Zeichen seiner Empfindung hinzufügte.

Als er eines Morgens die Thür des Bibliothekszimmers öffnete, um in einem Werke über Architektur etwas nachzuschlagen, fuhr er fast zurück, denn er fand Lucie an einem der Schränke, welche literarische und poetische Werke enthielten.

„D — so früh schon bei den Büchern?“ rief er in freudiger Ueberraschung. Es war in der That erst sieben Uhr.

„Guten Morgen!“ entgegnete sie unbefangen. „Ich muß mich eilen, um beim Frühstück beweisen zu können, daß ich gestern Abend Recht gehabt. Wir stritten nämlich über den Verfasser eines Gedichtes. Cäcilie behauptete

es sei von Lenau, die Tante schrieb es Uhland zu, und ich wollte Rückert zum Verfasser."

"Wenn Sie mir den Titel oder Anfang bezeichnen, könnte ich Ihnen vielleicht helfen. Ich habe früher viel in Poesie geschwelgt."

"Das ist nun freilich Geheimniß der Frauengemäcker!" sagte Lucie. "Aber wenn ich bedenke — da stehen allein von Rückert fünf Bände Gedichte, zwei von Lenau, und Uhland dazu — ich könnte recht lange suchen! Also — das Gedicht beginnt mit den Worten: 'Er, der Herrlichste von Allen'" — Lucie blickte dabei scheinbar gleichgültig in den Bücherschrank, während Hubert stutzte und sich ebenfalls abwendete.

"Es ist von Chamisso," entgegnete er trocken; „aus dem Cyclus: Frauenliebe und Leben."

"Wo hatte ich meine Gedanken?" rief Lucie. „Sie haben Recht! Und Robert Schumann hat es in Musik gesetzt. Wir besitzen ja das Heft. Also daher hat sie es! — Dann werden wir es wohl bald einüben. Ich danke Ihnen, Herr Witting, daß Sie mich des langen Suchens überhoben haben!"

Lucie schloß den Schrank und schien die Bibliothek verlassen zu wollen, während Hubert zwischen Verlegenheit und Entschluß kämpfte. Dann rangen sich plötzlich von seinen Lippen die Worte:

"Fräulein Lucie — rathen Sie mir! Wär' es nicht am besten, ich verlasse das Haus —?"

Lucie blickte ihm mit ruhigem Ernst entgegen. Dann sagte sie: „Für Sie selbst wäre das vielleicht angenehmer — aber was wird aus uns, wenn Sie gehen?"

"Aus — uns? rief er mit freudigem Erröthen. „O, Fräulein Lucie, würden Sie meine Gegenwart ein wenig vermissen?"

Sie unterbrach ihn schnell. „Was Cäcilie trifft, kann nicht ohne Bedeutung für die gute Tante und für mich bleiben. Wir können ihr nicht ersetzen, was sie jetzt an Glück besitzt — wenigstens zu besitzen träumt. Wer möchte für den Eindruck beim Erwachen stehen?"

"Aber darf der Traum denn fort dauern?" rief er erregt. „Und darf ich nicht auch fragen, was daraus werden soll? Ich, der ich mich im anderen Falle hochbeglückt fühlen könnte — fühlen Sie mir nach, daß ich mir fast lächerlich vorkomme?"

"Nein, lieber Herr Witting, das kann ich Ihnen nicht nachfühlen!" entgegnete sie lächelnd. „Aber daß Sie sich unbehaglich fühlen, und daß Ihnen, als einem rechtlich und edel gesinnten jungen Mann, die Situation im Hause etwas peinlich sein muß, das erkennen Herr Thormann und die gute Tante recht wohl. Und was mich betrifft — ich beneide Sie nicht — bei allem Mitgefühl für Cäcilie."

"Aber was soll ich davon denken," rief er, „daß Herr Thormann, was er mit Augen sieht, so ruhig gehen läßt? Müßte er mich nicht eigentlich

selbst veranlassen, sein Haus zu meiden, gleichviel, ob ich verbrecherische Thorheit im Herzen nährte, oder nur Gegenstand — für ein vielleicht herannahendes Unheil bliebe!“

„Herr Thormann und die Tante halten zu viel von Ihnen, um Ihre dauernde Gegenwart im Hause nicht zu wünschen! Bitte, fassen Sie keinen übereilten Entschluß! Neben Sie mit keinem von Beiden von einem Abschied! Vertrauen Sie mir! Ich will wachsam sein. Und wenn ich nicht eine gesicherte Ueberzeugung in mir trüge — würde ich Sie so gelassen zurückhalten?“

Die letzten Worte klangen doppelsinnig, und Hubert deutete sie, von Freude durchzuckt, nach seinen Wünschen.

„Lucie!“ rief er, ihre Hand ergreifend. „Wenn ich hoffen dürfte!“

„Das müssen wir lassen, lieber Freund!“ sagte sie, ihm ihre Hand rasch entziehend. „Die Tage fordern mich hier ganz und gar. Ich habe Pflichten — gedenken Sie auch der Ihrigen!“

Damit eilte sie aus dem Zimmer.

Hubert aber stand in lebhafter Erregung und vergaß, das Buch nachzuschlagen, um dessen willen er gekommen war. Er hatte im reinsten Vertrauen mit Lucien sprechen dürfen, und auch das rasche Wort, welches er gewagt, war von ihr verstanden worden. Eine völlige Ablehnung wollte er aus ihrer letzten Wendung nicht gehört haben, sondern eher ein stilles Einverständniß, und auch wieder ein Vertrauen auf seine Ausdauer und ruhige Haltung. Unverständlich blieb ihm freilich die Sorglosigkeit des Hauses in Betreff Cäcilien und das Zuversichtliche in den Worten Lucien's, während er selbst doch keiner günstigen Lösung entgegen sehen konnte!

* * *

Der Sommer brachte Regentage, welche die Damen auf das Haus beschränkten. Hubert hatte, um das viele Musciren zu vermeiden, Lucien schon öfter im Vorlesen abgelöst. Da man ihm gern zuhörte, wurde er nach und nach in seinen Ruhestunden der eigentliche Vorleser, und man durfte sich auf seine Auswahl verlassen. Es war an einem völlig regneten Sonntag, als sich die ganze Familie Nachmittags in das Bibliothekszimmer begab, um es sich an dem runden Tisch bei einem Buche behaglich zu machen. Hubert hatte Eichendorff's liebenswürdigen „Taugenichts“ aus dem Schranke genommen, eine Geschichte, welche der Gesellschaft, außer Lucien, noch unbekannt war. Nach einer halben Stunde Zuhörens waren Alle in die heiterste Stimmung versetzt.

Da öffnete der Diener die Thür und rief in's Zimmer:

„Der Herr Reinhold ist plötzlich angekommen! Er legt im Vorjaal bereits ab.“

Alles blickte nicht ohne Besorgniß auf Cäcilie, deren Lippen sich

aufeinanderpreßten, während es wie glühender Zorn aus ihren Augen sprühte. Der Hausherr ging hinaus, den Nissen zu empfangen, vielleicht auch sein Eintreten zu verzögern. Aber schon zwei Schritt von der Schwelle kam Reinhold ihm entgegen und trat mit geräuschvoller Begrüßung in das Zimmer. Jedem die Hand schüttelnd, ging er von einer der Damen zur andern, mit vielen Worten des Willkommens, lachend und, wie es schien, von der Freude, welche sein überraschendes Eintreffen erregen mußte, fest überzeugt.

„Und Du, mein kleiner Schatz!“ rief er, sich neben Cäcilie niederlassend. „Ach, was für ein kleines, schmales Affenhändchen Du noch immer hast! Und so kalt, so kalt! Ich will es Dir in meiner Hand wärmen!“

„Ungezogener! Untersteh' Dich! Weg von mir!“ rief Cäcilie, über seine Annäherung aufgebracht.

Reinhold aber lachte: „Hoho! Wie böse! Warte nur, ich versöhne Dich bald, wenn ich Dir zeige, was ich Dir mitgebracht habe!“

Er wurde darauf mit Hubert bekannt gemacht, vor dem er sich nur flüchtig, doch nicht ohne einen scharf prüfenden Blick, verneigte.

Hubert sah einen jungen Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren vor sich, gut gewachsen, ein wenig zur Fülle geneigt, mit schönem Schnurrbart und in modernster Reiselleidung. Seine Züge, sein ganzes Wesen, sprachen das vollkommenste Sicherheitsgefühl aus, ohne daß er sich schon anmaßend oder formwidrig betragen hätte. Auch schien weder Herr Thormann noch die Tante Cäciliens starken Widerwillen gegen ihn zu theilen. Sie ließen ihn plaudern und erzählen, fragten ihn allerlei, lachten über manche seiner Späße, so daß er sich ihnen gegenüber des angenehmsten Willkommens getrösten konnte. Hubert schwieg, da er keine Gelegenheit fand in die Unterhaltung einzugreifen. Der junge Weltmann mißfiel ihm nicht gerade, er glaubte sogar manchen schätzbaren Zug an ihm zu erkennen; allein ein bestimmtes Gefühl wollte ihm vorausjagen, daß von Reinhold aus sich ihm ein Conflict vorbereiten werde, der seine Beziehung zum Hause Thormann verändern müsse. Diesen Conflict wollte er jedoch möglichst lange vermeiden, und er beschloß deshalb heute die Familie unter sich zu lassen. Als man sich erhob, um in das Speisezimmer zu gehen, wo um der Bewirthung Reinholds willen der Abendtisch etwas früher hergerichtet worden war, und er sich stillschweigend entfernen wollte, sah er plötzlich Cäcilie an seiner Seite:

„Kommen Sie zu uns!“ flüsterte sie. „Ich speise mit Lucien allein.“

„Unmöglich, gnädiges Fräulein!“ gab er zurück. „Ich bitte sogar mich für den Rest des Abends von der Gesellschaft zu beurlauben.“

„Wenn Sie doch nicht bei uns bleiben wollen,“ entgegnete sie schmolend, „so ist es mir gleich, wohin Sie gehen!“ Schnell aber wieder in freudigen Ton übergehend, fuhr sie fort: „Aber morgen, nicht wahr? Wir singen wieder, und viel — und immerzu, daß der verhasste Mensch gar nicht mehr zu Worte kommen soll!“

Ein paar Tage vergingen, ohne daß eine Annäherung der beiden jungen Männer stattgefunden hätte. Hubert suchte sie nicht, und Reinhold schien sich mehr auf das Beobachten des unerwarteten Gastes, den er im Hause vorgefunden, zu beschränken. Der junge Baumeister fühlte sich in diesen Tagen besonders unbehaglich in der Familie, denn Cäcilie that Alles, um die Gunst, in der er bei den Jhrigen und bei ihr selbst stand, recht in das Licht zu setzen. Um diese Auffälligkeit zu beschränken, ließ er zwei Tage seinen Platz am Mittagstische unbesetzt und entschuldigte sich mit Besorgungen in der Stadt. Abends konnte er aber der Einladung in die Familie nicht entweichen. Er mußte am Clavier Cäciliens Gesang begleiten, die „Frühlingsstimmen“ und Alles, was sie konnte. Sie gab dem Vetter zu hören, was sie gemeinsam gelesen, und war lebhafter, als dieser sie jemals gesehen hatte. Und der Vater und die Tante sahen und hörten das an mit einem Lächeln, halb beglückt und halb wehmüthig — selbst Hubert begriff es nicht; um so mehr mußte es dem Vetter auffällig sein!

Reinhold gab sich gleichwohl ganz gelassen und leicht, als beobachtete er nichts Bemerkenswerthes. Gleichwohl fühlte er sich innerlich auf das Stärkste herausgefordert. Die Vergrößerung und das Bauen in der Fabrik möchte hingehen, es lag ihm wenig daran; der Baumeister aber schien ihm ein Hinderniß zu werden, war es vielleicht schon geworden! Man hatte diesem die Zimmer im oberen Stockwerk der Villa eingeräumt, während er selbst in der Fabrik wohnen mußte; Herr Thormann und die Tante waren seines Lobes voll; Cäcilie bevorzugte ihn ganz offen; sein Einfluß im Hause war unverkennbar. Dem mußte gesteuert werden, und Reinhold hoffte es in der einfachsten Weise zu thun.

Hubert stand eines Morgens über sein Reißbrett gebeugt, um seine letzte große Zeichnung zu vollenden. War diese fertig — und er hoffte sie bis morgen zu bewältigen —, dann war ein so großer Raum für seine Arbeit nicht mehr nöthig, und er wollte Herrn Thormann dann bitten, ihn nach der Fabrik übersiedeln zu lassen. Er war verstimmt über seine Stellung in der Familie, mehr noch bedrückt, daß Lucie ihm in keiner Weise entgegen kam, ihm sogar jede Annäherung zu erschweren suchte.

Da wurde stark an seine Thür gepocht, und herein trat Reinhold, ohne Hut, mit angezündeter Cigarre, wie zu einem ganz familiären Gespräch. „Guten Tag, Herr Baumeister! Lassen Sie sich bei der Arbeit nicht stören! Ich komme auf ein Plauderstündchen, welches wir einander eigentlich schuldig sind.“ Er betrachtete Huberts Zeichnung einige Augenblicke. „Alles sehr schön!“ fuhr er fort. „Der Onkel kann sich gratuliren!“ Dann warf er sich in die Ecke des Sophas, Hubert gegenüber, und begann in ebenso bequemer Weise ein Gespräch, welches er bald auf die häuslichen Verhältnisse überzuleiten mußte. „Es ist am Besten,“ fuhr er fort, „wenn ich Ihnen sage, wie ich zum Hause meines Oheims stehe. Ich werde nämlich meine Cousine Cäcilie heirathen.“

Hubert fuhr von seinem Zeichenbrett auf und sah ihn erstaunt an. „Nun? Was stuzen Sie denn?“ fragte Reinhold mit einem scharf prüfenden Blicke.

„Verzeihen Sie“, entgegnete Hubert, „es ist Ihre eigene Angelegenheit —“

„Versteht sich! Aber Sie scheinen überrascht durch meine Mittheilung. Was fällt Ihnen dabei auf? Reden Sie ganz offen!“

„Wenn Sie bereits mit Fräulein Cäcilie und Ihrer Familie darüber einig sind, dann habe ich keine Meinung darüber auszusprechen.“

„So setzen Sie einmal den Fall, ich wäre — wenigstens mit meinem Oheim noch nicht einig darüber —“

„Dann würde ich meine Verwunderung nicht verhehlen, wie ein Mann daran denken könnte, sich eine so — so kränkliche junge Dame zur Gattin zu wählen.“

„So? Weiter nichts?“ entgegnete Reinhold. Gleich darauf fing er an zu lachen. „Sie scherzen! Cäcilie ist eine der reichsten Partien auf weit und breit. Ich bin ja nicht der Einzige, der das in's Auge faßt. Wer sie zur Frau gewinnt, der ist durch das Erbe Onkel Thormanns gesichert; und so wünsche ich, wie ich ihm und ihr einer der Nächsten bin, auch mir selbst der Nächste zu sein.“ Reinhold streckte sich der Länge nach auf dem Sofa aus und warf einen Seitenblick auf den Zuhörer.

„Das ist Alles klar und verständlich“, sagte dieser, an einem Bleistift spitzend; „und wenn Fräulein Cäcilie Ihnen ihre Zuneigung schenkt —“

„Macht mir keine Sorge!“ fiel Reinhold ein. „Sie meinen, weil sie jetzt etwas spitzig gegen mich thut? Ich habe immer gut mit ihr gestanden, und ihre böse Laune wird vergehen. Freilich kann ich mit ihr nicht musiciren, wie Sie es so gerne thun —“

„So gerne —?“ rief Hubert dazwischen. „Nun, ja, da es ihr und ihrer Familie eine kleine Freude bereitet, so habe ich es auch gern gethan. Uebrigens — habe ich schon besser singen hören!“

„Kann ich mir schon denken! Ich auch!“ rief Reinhold lachend. „Also, Sie hätten nichts einzumenden gegen meine Heirath mit Cäcilien?“

„Wie sollte ich? Aber — offen gestanden, beneiden würde ich Sie eben nicht um dieses Glück. Ein so zartes, hingängiges junges Wesen —“

„Wah!“ rief Reinhold mit abwehrender Handbewegung. „Kann sein, sie lebt nicht lange — ihr Vermögen bleibt doch bei mir! Ohne Sentimentalität — Sie hören, ich bin aufrichtig!“ Er zündete eine neue Cigarre an, und da Hubert nicht Lust hatte etwas zu entgegnen, so entstand eine kurze Pause.

Dann begann dieser: „Nun setzen Sie aber einmal einen andern Fall. Herr Thormann ist noch in rüstigen Jahren, wenig über fünfzig. Wenn er sich wieder verheirathete, und ihm in der zweiten Ehe ein Sohn geboren würde —?“

Reinhold fuhr vom Sofa auf, augenscheinlich im Ernst erschrocken. „Was?“ rief er halblaut. „Unsinn — es ist ja lächerlich! Oder wie — hat sich etwa in meiner Abwesenheit dergleichen angesponnen? Ich war aufrichtig gegen Sie — jetzt sein Sie es gegen mich! Reden Sie!“

„Es ist ja nur ein Einfall von mir! Aber so ganz abzuweisen ist der Gedanke doch nicht!“

„Nein! Sie haben Recht. Und plötzlich kommt auch mir so ein Einfall — da ist eine Person im Hause, diese Lucie! Ich habe sie nie leiden können. Wenn die am Ende ihre Neze nach ihm ausgeworfen hätte —!“

Hubert fühlte sich von Zorn durchzuckt, Luciens Namen in dieser Verbindung und von solchen Lippen verunehrt zu hören. Das Blut schoß ihm in's Gesicht, er zerbrach den unschuldigen Griffel in seinen Händen und warf die Stücke hinter sich. Reinhold war innerlich zu beschäftigt, um es zu bemerken. Er ging ein paarmal rasch im Zimmer auf und nieder, dann blieb er stehen und sagte ruhig: „Ich glaub' es doch nicht! Es liegt nicht in der Natur des Alten. Denken wir nicht mehr daran! Und nun, Herr Witting, nachdem ich mich so rücksichtslos gegen Sie ausgesprochen habe, thun Sie es gelegentlich auch, und vielleicht können wir hier ganz gut neben einander bestehen. Ich will jetzt meinen Brauen noch etwas tummeln. Guten Morgen!“

Reinhold ließ seinen Brauen anfangs scharf ausgreifen, lenkte ihn aber im Walde bald in gemächlicheren Schritt. Es ging ihm viel im Kopfe umher. Seine Eifersucht gegen Hubert durfte er vielleicht zum Schweigen bringen, so dachte er; aber die Gegenwart desselben im Hause seines Oheims schien ihm immerhin gefährlich. Ob Herr Thormann die Absicht hegte, seinen Neffen im Todesfalle seiner Tochter zum Erben einzusetzen, war fraglich. Denn Reinhold, von Hause aus selbst wohlhabend, gehörte auch nach dem Verwandtschaftsgrade nicht zu den nächsten Erbberechtigten. Sein Vater, der Schwager des Fabrikherrn, hatte den Sohn vor einigen Jahren hierher geschickt, damit derselbe anfangs, sich ernstlich mit etwas zu beschäftigen. Reinhold kam dann auch so leidlich in die Arbeit hinein, mußte sich's jedoch nach derselben oder in Pausen wohl sein zu lassen, wie er es liebte. Der Gedanke, sich durch eine Heirath mit Cäcilien in Besitz der Erbschaft zu setzen, war ihm so nach und nach gekommen, zumal Cäcilie bis zu seiner Abreise nach Amerika sich keineswegs so ablehnend und widerwillig gegen ihn gezeigt hatte, wie bei der Rückkehr. Ein Bedenken, ob ein so gebrechliches Wesen überhaupt zu heirathen sei, war ihm noch nicht gekommen. Seine Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit hatten nur den Vortheil des Besitzes im Auge, ohne daß man seine Gemüthlosigkeit schon hätte Bosheit nennen können; es war eher etwas Naives in seinem Egoismus. Von Hause aus verwöhnt, brauchte er viel für sich, wollte viel besitzen und scheute nicht davor zurück, durch

ein Mittel dahin zu gelangen, welches dem jungen Baumeister fast verbrecherisch vorkam. Nun hatte dieser seinen Gedanken plötzlich doch eine andre Wendung gegeben durch die ausgesprochene Möglichkeit, daß Herr Thormann, den Reinhold fast schon für einen uralten Mann gehalten, sich noch einmal verheirathen, und sich noch eines männlichen Erben erfreuen könnte. In diesem Falle, so meinte er, gäbe es auch wohl bessere Parteen als Cäcilie! Und wie ihm zuerst Lucie als die Feindin seiner Wünsche eingefallen war, so tauchte der Verdacht gegen sie wieder auf, und wollte ihn nicht loslassen.

Da er viel Selbstbeherrschung besaß, so beobachtete er in den nächsten Tagen, scheinbar in der besten Laune, den geselligen Verkehr im Hause. Daß Hubert sich zurückhaltend genug hielt, während Cäcilie ihn in jeder Weise bevorzugte, war zu augenscheinlich, als daß er es nicht hätte erkennen sollen. Immerhin ärgerte es ihn, denn sein Plan auf Cäcilien war nicht schon aufgegeben. Fleißiger richtete er seine Beobachtung auf die Beziehungen Luciens zu Herrn Thormann. Obgleich er wußte, daß sie seit zehn Jahren wie eine Tochter des Hauses in der Familie lebte und den Hausherrn und dessen Schwester als Onkel und Tante anredete, zog er jetzt aus unschuldigen Worten, Blicken, kleinen Diensten, allerlei Verdacht, der bei ihm nur lebhafter um sich griff. Wenn es gelänge, Lucien aus dem Hause zu entfernen, konnte da nicht mancherlei verhindert werden? Da er es nicht liebte, das was ihn aufregte, lange in sich herumzutragen, und schnell von Entschlüssen war, nahm er sich vor, sich zuerst einmal mit der Tante über Lucie zu unterhalten.

Er sprach Einiges zu ihrem Lobe, worin ihm Frau Steinbach beipflichtete, und kam dann so leise darauf zu sprechen, wie er sich eigentlich wundere, daß Lucie sich noch nicht verheirathet habe. „Der Onkel würde sie doch gewiß sehr gut ausstatten,“ fügte er hinzu, „da er sie wie zum Hause gehörig betrachtet!“

„Das glaube ich auch,“ entgegnete die Tante. „Doch davon abgesehen, könnte man dem Manne nur Glück wünschen, der ein so vorzügliches Mädchen als Frau heimführte.“

„Freilich! Freilich!“ fuhr er fort. „Und es giebt ja auch Männer, die über den Mangel an Vermögen hinwegsehen, wenn sie selbst reichlich genug damit bedacht sind.“

Frau Steinbach wurde aufmerksamer und betrachtete Reinhold nachdenklich prüfend.

„Was meinen Sie wohl, Tante?“ fuhr er fort, sich nachlässig in einem Wiegestuhl auf und nieder bewegend. „Ob Lucie nicht schon im Stillen jemand weiß, dem sie ihre Hand zu schenken hofft?“

„Darüber habe ich keine Meinung, lieber Reinhold, weil ich nichts davon weiß. Aber wie kommst Du auf solch ein Gespräch über Lucien? Liegt darin etwa ein Bekenntniß? Wie werth Dir Lucie immer sein mag

— sei etwas auf der Hut! Ich glaube nicht, daß ich Dir viel Hoffnung machen könnte, die Hand Luciens zu gewinnen!“

„Was? Ich und Hoffnung auf — ? Ich Lucie heirathen?“ rief er, laut auflachend und sehr belustigt durch diese überraschende Wendung. „Sie ist ja auch ein paar Jahre älter als ich!“ fuhr er fort. „Die muß einen alten Herren heirathen, den sie pflegen und warten kann!“

Frau Steinbach schüttelte verwundert den Kopf. „Ich glaube nicht, daß das nöthig wäre!“ sagte sie. „Uebrigens — ist Lucie klug genug, in ihrer Wahl das Richtige zu thun, selbst wenn sie, nur ihrem Herzen folgend, ihre Hand einem Manne schenkte, der jünger wäre, als sie.“

Fühlte sich Reinhold von diesem Gespräche wenig befriedigt, so wurde sein Widerwille gegen Lucie nur noch gesteigert, da ihm allerlei einfiel, wofür er ihr eigentlich noch Vergeltung schuldig sei. Denn sie hatte ihn häufig ein wenig gehänselt, soweit eine lebenswürdige Dame es darf, wenn ein jüngerer Mann in Aussprüchen und Behauptungen sich Blößen giebt. Und daran ließ es Reinhold nicht fehlen, da er wenig gelernt hatte, in literarischen und künstlerischen Dingen ganz unwissend war und in seinem Selbstgefühl gerne schnell aburtheilte oder doch dreinsprach. Luciens Entgegnungen hatten dann nicht selten das Gelächter der Anwesenden hervorgerufen. Die Erinnerung daran regte ihn nachträglich mehr und mehr auf, und er sann darauf, ihr dafür in irgend einer Weise rächerisch beizukommen.

* * *

Cäcilie war seit einigen Tagen hinfälliger und müder als sonst, ohne daß sie sich krank fühlte. Nach dem Willen des Arztes sollte sie möglichst viel in der Luft sein. Sie hatte im Park einen Lieblingsplatz, nicht weit vom Hause, den man in der Familie einfach „die Aussicht“ nannte. Im Rücken hochaufgeschossenes Gebüsch, sprang der Riesboden im Halbkreise etwas schroff gegen die Tiefe vor und bildete eine Art von Bastei, unter welcher sich Terrassen mit Weinspalieren absenkten. Wald und Hügel gegenüber, der Blick in die freie Ebene gaben ein einfach freundliches Landschaftsbild. Gartentisch und Sessel luden zum Ausruhen ein und wurden häufig gegen Abend benutzt, um die kühlere Stunde zu genießen. Da Cäcilie es wünschte, wurde nach einem heißen Julitage hier der Tisch für die Abendmahlzeit gedeckt. Sie selbst verließ ihren Fahrstuhl nicht, gab sich aber heiter und zufrieden mit ihrer Lage, indem sie ihre Augen bald auf Hubert bald in die Landschaft richtete.

Da flog vom Walde her ein Adler auf, und schwebte in mächtigen Kreisen durch den Luftraum.

„O seht, wie schön!“ rief Cäcilie. „Wer da mitkönnte!“

Und nachdem sie eine Weile hinaufgeblickt, begann sie wieder:

„Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen!
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt!“

Hubert fühlte sich innerlichst gerührt durch den Ausdruck der Stimme Cäcilien's, und auch die Familie blickte mit schweigender Bewegung auf die zarte Gestalt und die stille Verklärung in den Zügen des jungen Mädchens. Aber wie auf Faust's Erguß tiefster Empfindung Wagner mit der trockensten Prosa entgegnet, so fragte jetzt Reinhold, mit dem Tone, wie man sich etwa an ein Kind wendet:

„Kleine, was declamirst Du denn da für ein überschwängliches Poem?“

Cäcilie würdigte ihn keines Blickes, die Uebrigen lächelten. Da begann Lucie: „Ei, ei, Herr Reinhold! Haben Sie Ihren Wallenstein so vergessen, daß Sie sich der Worte Thekla's nicht mehr erinnern?“

„Ach so! Richtig!“ rief Reinhold, indem er mit Ueberzeugung beide Hände in die Seitentasche steckte. „Ich bin seit lange in keinem deutschen Theater gewesen.“

Darauf folgte aber ein allgemeines Lachen, während dessen Reinhold fragend und ärgerlich aufgereggt von Einem zum Andern blickte.

„Sieh Dich zufrieden!“ sagte der Oheim. „Als ich so alt war, wie Du, konnte mir auch allerlei begegnen, denn meine literarische Bildung war nicht stark, und Goethes Faust mochte noch damals nicht so populär sein, wie heutzutage. Lucie war es, die unsere künstlerische Erziehung erst begann und zu fördern mußte. Immerhin könntest Du Dich nach dieser Richtung auch etwas mehr umsehen!“

Vielleicht hätte sich Reinhold zu anderer Zeit über eine solche kleine Demüthigung lachend hinweggesetzt oder auch sie gar nicht empfunden; in diesem Augenblick aber fühlte er sich in seiner Selbstüberschätzung auf das Bitterste beleidigt. Er warf einen zornfunkelnden Blick auf Lucien, deren Rederei ihn in die Falle gelockt und dem Gelächter ausgesetzt hatte; er blickte grimmig auf Hubert, welcher, wie es ihm vorkam, am lautesten gelacht hatte und sich jetzt leise mit Cäcilien unterhielt.

„Und er spielt dennoch meinen Nebenbuhler bei ihr,“ so dachte er. „Alles war Verstellung und Heuchelei! Der Einbringling soll mich noch kennen lernen!“

*

*

*

Cäcilie wurde von Tag zu Tag schwächer, aber in ihrer Kindlichkeit zugleich liebenswürdiger, als Hubert sie noch kennen gelernt hatte.

„Ich bin jetzt immer so müde und mag nicht singen!“ sagte sie zu ihm. „Spielen Sie mir unsere Lieder vor, die Frühlingsstimmen, und was Sie mir sonst begleitet haben. Sie machen das so schön, daß mir ist, als sänge ich es selbst!“

Und Hubert folgte ihrem Wunsche jetzt lieber als bisher, denn sein Mitgefühl für das gute Kind steigerte sich mit Cäciliens Hinfälligkeit.

Der Platz mit der Aussicht wurde jetzt täglich der Sammelplatz der Hausgenossen, da die Abende lau waren und Cäcilie dorthin beehrte. Eines Tages war Hubert etwas früher dahin gegangen, innerlich beschäftigt mit seinem wunderlichen Verhältniß zu dem Thormann'schen Familienreise. Der Hausherr hatte seinen Wunsch, ihn nach Vollendung der Zeichnungen in der Fabrik Wohnung nehmen zu lassen, freundlich aber entschieden abgelehnt mit den Worten, die Aenderung lasse sich jetzt nicht gut herstellen. Und so lebte er nach wie vor in der Familie, im täglichen Verkehr mit Lucien, für die sein Herz immer lauter und dringender sprach, ohne daß sie ihm die sehnlichst gewünschte Annäherung gestattete.

Da schlenderte auch Reinhold dem Platze zu, die Reitpeitsche noch in der Hand, da er von seinem Braunen abgestiegen war. „Nun? Der Herr Baumeister noch allein?“ rief er Hubert in nicht eben freundschaftlichem Tone zu. Da Hubert nichts entgegnete, so schwieg auch Reinhold einige Augenblicke. Dann begann er wieder: „Mit Cäcilien geht's wahrscheinlich zu Ende. Den Alten aber scheint die Person wirklich im Sacke zu haben!“

„Von wem reden Sie?“ fuhr Hubert auf.

„Von wem werde ich denn reden, als von Mamsell Lucien, dieser erbischleichenden Bestie, die sich hier eingenistet hat —“

„Herr!“ rief Hubert auffahrend. „Sie werden in anständigerem Tone von einer Dame sprechen, die zu Ihrer Familie gehört!“

„Was fällt Ihnen denn ein?“ entgegnete Reinhold scheinbar gelassen. „Was geht Sie meine Familie an? Ich darf über jeden Einzelnen reden, wie ich Lust habe!“

„Nicht ungestraft! Ich werde für jeden Einzelnen eintreten. Das ungezogene Wort gegen Fräulein Lucie werden Sie zurücknehmen!“

„Warum nicht gar! Gegen so Eine —!“ entgegnete Reinhold mit gezwungenem Lachen.

„Sie werden es!“ rief Hubert zur Heftigkeit aufgestachelt. „Oder Sie werden mir — mir, sage ich! — Genugthuung dafür geben! Wenn Sie Fräulein Lucie beleidigen, so beleidigen Sie auch mich! Sind Sie ein Ehrenmann, so werden Sie auch wissen, wie dieser Handel auszugetragen ist!“

„Ich soll mich doch nicht gar mit Ihnen schlagen?“ sagte Reinhold höhnisch lächelnd. „Für gewisse Leute ist mir die Reitpeitsche gut genug!“

„Glender!“ rief Hubert, und mit raschem Griffe riß er seinem Gegner die Waffe aus der Hand und schleuderte sie weithin in das Gebüsch.

Darauf war Reinhold nicht gefaßt gewesen. Al' der in ihm aufgesammelte Groll war plötzlich zum tödtlichen Haß gesteigert, und in völliger Selbstvergessenheit stürzte er sich über den Feind, um ihn von der Wastei zu werfen, an deren Rande sie sich nur zu nahe befanden. Aber er hatte seinen Mann gefunden, denn Hubert stand ihm und suchte sich nur aus seiner Umschlingung loszumachen. Den Schrei aus weiblichem Munde, welcher in der Nähe laut wurde, hörte Hubert mit Erschrecken, während Reinhold im Ungeschied seines wüthenden Angriffs strauchelte, und Hubert, nicht im Stande sich schnell genug von ihm zu befreien, den Boden verlor und mit ihm in der Tiefe verschwand. Angriff und Sturz waren das Schauspiel weniger Augenblicke gewesen.

Ein neuer Aufschrei, ein Zurufen des Entsetzens verschiedener Stimmen folgte demselben. Die Damen waren in die Nähe gelangt, hatten mit angesehen, wie Reinhold sich über Hubert warf, und den unerhörten Vorgange beigewohnt. Da sprang Cäcilie mit neuem Schreckensruf aus ihrem Fahrstuhl und flog dem Abhang entgegen, wo sie ohnmächtig zusammenbrach und von Lucien und der Tante in den Armen aufgefangen wurde. Beide fühlten sich selbst wie gelähmt vor Schreck; doch hatte Lucie Geistesgegenwart genug, Cäcilien nur schnell in ihren Fahrstuhl zurück zu tragen, sie in das Haus zu schaffen und nach dem Arzte in die Stadt zu schicken.

Nicht lange darauf kam Hubert die Steintreppe zur Seite der Wastei herauf. Seinen Gegner hatte er aus den Augen verloren. Der Fall war nicht schwer, weil nicht gar tief, gewesen, und eine ernste Verletzung glaubte er nicht zu spüren. Aber in dem Gefühle einer unerhörten Schmach hätte er sich vor der ganzen Welt verbergen mögen. Denn ihm war die Gegenwart der Frauen nicht verborgen geblieben, und er wollte verzweifeln, vor den Augen Luciens in so gemeiner Situation betroffen worden zu sein. Daß er sich gegen den Angreifer nur vertheidigt hatte, brachte er kaum in Anschlag, da die Niederlage doch die gleiche gewesen war. Wie vernichtet, ging er, um Niemand zu begegnen, auf weiten Umwegen nach Hause und in sein Zimmer. Seines Bleibens durfte hier nicht mehr sein, so war seine Meinung. Ließ sich in der Fabrik keine Wohnung für ihn finden, so wollte er im benachbarten Städtchen ein Unterkommen suchen, so lange seine Aufsicht über den Bau noch nöthig war. Vor Allem galt es, sich mit Herrn Thormann auseinander zu setzen.

Wie es um diese Zeit in den Frauengemächern aussah, wußte Hubert nicht. Als er unten nach dem Hausherrn fragte, entgegnete ihm die alte Dienerin, er werde ihn jetzt schwerlich sprechen können, da er mit dem Arzte bei Fräulein Cäcilie sei. Auf seine Frage, was ihr geschehen sei, fuhr die Alte fort:

„Ein Herzkrampf hat das liebe Kind niedergeworfen. Es sollte immer

vor Aufregung, vor Schreck besonders, bewahrt werden, da dergleichen auf das liebe kleine Herzchen jedesmal schädlich gewirkt hat; nun aber muß etwas vorgefallen sein — es scheint recht bedenklich mit dem Fräulein zu stehen!”

Hubert wendete sich rasch ab und ging in sein Zimmer hinauf, erst recht bestürzt über die empfangene Nachricht. Daß er selbst vermuthlich mit die Veranlassung zu der Gefahr, in welcher Cäcilie schwebte, gegeben hatte, rief neue Sorgen in sein Gemüth. Wenn er nur Jemand von der Familie hätte fragen können! Aber einzubringen wagte er nicht, da die Beschämung ihn noch zu drückend beherrschte. Um doch etwas zu thun, fing er an, seine Siebensachen einzupacken. Es mußte ja doch demnächst geschehen.

Da wurde an die Thür geklopft, und die alte Dienerin trat ein mit der Frage, ob der Doctor auch zu ihm heraufkommen solle?

„Ich wußte ja gar nicht, daß Ihnen etwas fehle?“ fügte sie hinzu. „Fräulein Lucie ist besorgt um Sie, weil Sie gestürzt sein sollen!“

„Fräulein Lucie? So?“ rief Hubert. „Machen Sie ihr meine Empfehlung — der Fall hat mir gar nichts angethan; ich bin ganz wohl — ich lasse danken!“

„Ja aber — wie sieht es denn hier aus?“ fuhr die Alte mit einem Blick durch das Zimmer fort. „Der Reisekoffer mitten in der Stube, und Ihre Sachen rings umher — was giebt es denn nur? Wollen Sie verreisen?“

„Vielleicht — jetzt aber sprechen Sie Fräulein Lucie meinen Dank aus, und — fragen Sie, ob sie mir nicht unten für ein paar Worte Gehör schenken wolle?“ Es war heraus! Der kühne Entschluß hatte sich im Nu über die Lippen gebrängt.

Die gute Alte ging verwundert hinunter. Hubert, durch Erwartung zu aufgereggt, um seine Beschäftigung wieder aufnehmen zu können, durchschritt eine Weile das Zimmer. Aber seine Botin kam nicht wieder. Statt ihrer trat der Hausherr in das Zimmer. „Sie wollen verreisen?“ rief er. „Das geht jetzt nicht, lieber Freund! Bleiben Sie! Ich bitte Sie — gerade jetzt sind Sie meinem Hause nöthig!“

„Nach dem, was vorgefallen ist, entgegnete Hubert — nach dem schmachvollen Auftritt, den Ihre Damen mit eigenen Augen ansehen mußten — kann ich jemals wieder vor ihnen erscheinen? Kann ich länger in Ihrem Hause verweilen?“

„Was die Frauen gesehen haben, kann keinen Makel auf Sie werfen. Nicht Sie werden mein Haus verlassen, sondern Ihr Gegner, der meine Schwelle nicht mehr betreten soll. Denn er, der zum Hause gehörte, hat das Gastrecht in der plumpten und infamsten Weise verletzt! Es freut mich, daß Sie bei dem Sturz keinen Schaden erlitten haben. Meinem Neffen geschieht es Recht, daß er übler davon gekommen ist. Mit einer tüchtigen

Verstauchung des Armes hat er seine Wohnung erreicht. Der Arzt ist eben von uns zu ihm gefahren.“

„Wie befindet sich aber Fräulein Cäcilie?“ fragte Hubert.

Der Hausherr seufzte. „Besser — nun ja, besser! Segen wir uns, lieber Freund, ich habe Ihnen ein langes Bekenntniß zu thun! Unser Hausarzt ist mein Freund seit zwanzig Jahren — ein ehrlicher Mann, der mich nicht mit Täuschungen hinhält, wo es nichts zu hoffen giebt. Schon im Frühjahr vertraute er mir, daß meine Tochter vielleicht den Herbst, schwerlich den Winter noch heranleben werde. Wir sollten dem lieben Kinde die kurze Zeit so freundlich als möglich gestalten. Wir suchten es auf unsere Weise zu thun, aber es kam anders, über alle Erwartung! Cäcilie wurde glücklich, ja in ihrer Weise glücklich! Denn Sie erschienen bei uns, und von Ihrer ersten Begegnung an waren Cäcilien's Gedanken nur noch mit Ihnen beschäftigt. Sie schien dem Leben noch einmal gegeben, sie schien aufzublühen, ein noch unbekanntes Glück verschönte ihr Dasein. Wir sahen es mit Rührung, und wir ließen es eben gehen, denn wir erkannten Ihre tactvolle Haltung, und wir dankten Ihnen im Stillen dafür.

„Sie brauchen mir nichts zu entgegnen,“ fuhr Herr Thormann fort, da er beobachtete, wie Hubert mit verlegener Miene nach Worten suchte. „Sie sollen nur erfahren, daß Sie uns Allen ein unendliches Glück gebracht haben, ein Glück, welches Sie nach unserer Empfindung zu dem Unseren macht. Cäcilien's Gefühl für Sie ist vielleicht kindlich wunschlos, wenigstens schien sie stets glücklich zufrieden mit dem Maß freundlichen Entgegenkommens, das Sie ihr boten. Ich aber schätze Sie, lieber Freund, um so höher, daß Sie dieses Maß niemals überschritten haben — nein, ich drücke mich nicht richtig aus — daß Sie vielmehr rücksichtsvoll genug waren, ein Entgegenkommen über sich ergehen zu lassen, bei welchem Sie — zu überwinden hatten! Wenden Sie nichts ein — ich bitte Sie darum! Uns aber sollen Sie nicht verkennen, daß wir scheinbar gelassen zusahen bei einer augenfälligen Neigung, welche, wenn meine Tochter gesund wäre, nur dann hätte gebilligt werden können, wenn sie auf Gegenseitigkeit beruhte. Jetzt, da die Tage meines armen Kindes gezählt sind, wenn es ihm auch augenblicklich besser geht, jetzt dürfen Sie uns nicht verlassen! Die reine Lebensfreude, welche durch Ihre Gegenwart in ein junges Herz gedrungen ist, lassen Sie sie noch fortwirken — wohl nur noch für kurze Zeit! Bleiben Sie bei uns! Wir Alle bitten Sie inständig darum!“

Hubert sah in die feuchten Augen des bekümmerten Vaters, und bewegt seine Hand ergreifend, rief er: „Ich danke Ihnen für dies Vertrauen! Ich bleibe!“

Als er am anderen Morgen sich zu einem Gange nach der Fabrik anschickte, trat ihm Lucie plötzlich entgegen. Sie trug Rosen in der Hand, die sie für Cäcilien aus dem Garten geholt hatte; und sie selbst sah, für

Huberts Augen, schöner aus als alle Rosen. „Sie wünschten mich gestern Abend zu sprechen,“ rief sie ihm entgegen; „ich war aber durch die Pflicht gebunden. Sie wollten nach Cäciliens Befinden fragen, nicht wahr?“

„Ich war nicht minder erfüllt von meiner eigenen Angelegenheit! Sie haben mich bei dem beschämendsten Auftritt gesehen —“

„Lassen Sie uns davon nicht reden,“ sagte sie. „Suchen wir es zu vergessen. Cäcilie ist beglückt, daß Sie gesund sind. Sie wird aufstehen und will singen, das heißt, sich von mir, oder lieber noch von Ihnen, ihre kleinen Lieder vorspielen lassen. Und Sie thun es — gewiß! Sein Sie noch eine Weile gütig und — gehorsam!“

„Dürfte ich nur ein Wort von Ihnen vernehmen,“ rief er „das mir meinen Gehorsam trostreich und hoffnungsvoll machte! Lucie, Sie müssen erkannt haben, was in mir vorgeht! Ich kann die Sprache meines Herzens nicht mehr zurückhalten — ach, Lucie, was soll daraus werden?“

Sie sah ihn mit einem Blicke an, der ihn beseligte, und sagte: „Was aus uns Beiden werden soll? Theuerster Freund, das versteht sich ja von selbst.“ Aber als er ihre Hand an sich riß und einen Kuß überströmender Freude darauf drückte, fuhr sie hastig fort: „Still! Noch dürfen wir kein eigenes Glück verlangen, da die Sorge um uns her wohnt, und die Trauer schon auf die Schwelle tritt. Ueberwinden Sie sich! Ich baue auf Sie!“ Sie eilte an ihm vorüber und in die Gemächer. Aber eine von den Rosen, die, ihrer Hand entfallen, am Boden liegen geblieben war, hob Hubert auf und steckte sie vor die Brust. Er schritt hastig seines Weges, von einem Hochgefühl getragen, darin ihm alles Schwierigste des Lebens leicht und ausführbar erschien.

In der Fabrik fand er einen Brief, der daselbst im Geschäftszimmer für ihn liegen geblieben war. Er erkannte die Schriftzüge seiner Mutter und zog das Blatt hastig aus der Umhüllung. Die Mutter schrieb ihm, sie sei in der letzten Zeit viel unwohl gewesen, und habe rechte Sehnsucht nach ihm. Ob er sich nicht zu dem Besuche, welchen er ihr zum Herbst versprochen, schon etwas früher rüsten könne? Es wären noch Geschäfte, aus des verstorbenen Vaters letzten Tagen her, abzuthun, für welche ihre Sachkenntniß nicht ausreichte, und die sie gern in die praktischen Hände ihres Sohnes legen möchte. Hubert kannte diese Geschäfte, und, bewegt durch die liebevollen Worte seiner Mutter, wäre er gern noch heut in ihre Arme geeilt. Aber hatte er nicht gestern erst Herrn Thormann das Versprechen gegeben, sein Haus jetzt nicht zu verlassen? Für eine Reise zu seiner eigenen Familie würde ihm der Fabrikherr unter anderen Verhältnissen unbedingt Urlaub gegeben haben, ja er hätte ihn sich sogar ohne Anfrage nehmen dürfen; allein wie die Dinge augenblicklich standen, glaubte er nicht einmal Urlaub verlangen zu dürfen. Und auf wie lange er sich durch sein Wort hier gebunden fühlen sollte, war nicht abzusehen. Der Conflict zweier Familienverpflichtungen machte ihn für den Augenblick

rathlos und wirkte wie ein vernichtender Rückschlag gegen das Gefühl des Glückes, welches ihn nur eben noch gehoben hatte.

Da begegnete ihm im Flur der alte Hausarzt, welcher die Treppe herabkam.

„Gut, daß ich Ihnen begegne,“ rief derselbe ihm entgegen. „Ich habe da oben einen sehr ungeberdigen Patienten, bei dem Sie mir vielleicht zu Hülfe kommen können.“

„Sie meinen doch wohl nicht Herrn Reinhold?“ entgegnete Hubert.

„Eben den. Kommen Sie in sein Zimmer.“

„Erlauben Sie,“ wendete Hubert ein, „ich zweifle daß mein Besuch ihm angenehm sein werde, wie ich denn bekenne, daß ich mich nicht dazu entschließen kann. Es liegt ein ernster Handel zwischen uns —“

„Ich weiß, Herr Thormann hat mir davon erzählt. Dennoch, sein Sie großmüthig, und thun Sie den ersten Schritt entgegen!“

„Reineswegs!“ rief Hubert erregt. „Er ist mir die Genugthuung noch schuldig —!“

„Ja doch! Freilich! Aber das hat ja noch Zeit! Vorerst ist er der durch seine eigene Schuld Unterlegene, auch moralisch seiner Familie gegenüber; Sie aber stehen in der Achtung des Hauses gesichert. Er hat sich in Conflict mit seiner Familie gesetzt. Ich hoffe auf eine Möglichkeit, denselben noch gütlich beizulegen, und das wird durch Sie und Ihren guten Willen am besten zu bewirken sein.“

„Ich wüßte wirklich nicht, wie mir das gelingen sollte!“

„Bester, Ihnen sind schon merkwürdigere Dinge im Hause Thormann gelungen! Der Entschluß zum Versuch wird Sie die Mittel schon finden lassen. Also kommen Sie, und thun Sie noch ein Uebriges!“

So sehr Hubert innerlich widerstrebte, er ließ es geschehen, daß der Arzt ihn unter den Arm faßte und mit sich führte. Der alte Herr öffnete die Thür des Krankenzimmers, schob den unerwarteten Gast hinein und entfernte sich, um nach der Villa zu fahren.

Als Reinhold den Baumeister eintreten sah, fuhr er auf; aber die rasche Bewegung verursachte ihm heftige Schmerzen, so daß er laut schreiend zurückfiel.

„Wer hat Sie hergeschickt?“ rief er zornig. „Sollen oder wollen Sie mich verhöhnen? Scheeren Sie sich zum Teufel.“

„Ich versichere Sie, daß ich es bei diesem angenehmer finden würde, als bei Ihnen!“ entgegnete Hubert mit ruhiger Fassung. „Ich würde auch nicht aus hochherziger Regung Ihr Zimmer betreten haben, nur daß der Doctor mich überredete, seiner nur bei Ihnen zu Hülfe zu kommen. Wenn Ihnen an der Verzeihung und Ausöhnung Ihres Rheims liegt, was ich vermute — gut, so will ich bei ihm ein Wort für Sie wagen.“

„Ich verbitte mir jede Einmischung in meine eignen Angelegenheiten!“

„Um Ihre Willen würde ich es auch gewiß nicht thun, sondern nur

aus Theilnahme für Herrn Thormann, den ich höher schätze, als Sie. Ihrem Oheim geht es mehr zu Herzen als Ihnen, daß er seinem Schwager, Ihrem Vater, schreiben muß, er habe sich genöthigt gesehen, Sie um Ihrer Aufführung willen aus seinem Hause zu weisen!"

Nun hatte Reinhold freilich in der letzten Zeit und vorwiegend Hubert gegenüber mehr die rohere Seite seiner hochfahrenden Natur hervorgekehrt; gleichwohl waren seine Empfindungen im Innern und für seine Familie keineswegs völlig stumpf geworden oder in Selbstsucht versunken. Auf das strafende Verweisungswort seines Oheims hatte er wenig Gewicht gelegt, da er es nicht für ganz ernsthaft nahm; als er es aber jetzt von Hubert als eine Thatsache ausgesprochen hörte, erschraf er doch. Der Gedanke an den Kummer, den er dadurch seinen Eltern, besonders seiner Mutter, bereiten würde, bestürmte ihn so stark, daß er plötzlich in die heftigsten Thränen ausbrach. Es war ein Rückschlag, zu welchem seine körperliche Niederlage das Ihrige beitragen mochte.

Hubert stuzte, als er ihn schluchzen hörte, und, schon an der Thür, kehrte er um und betrachtete ihn aufmerksam. Wuchs auch seine Hochachtung nicht, so regte sich doch etwas von Mitleid für seinen Gegner. Er nahm am Lager Platz und schwieg einige Augenblicke, um abzuwarten, daß derselbe sich beruhigte. Als dies gelungen war, begann Reinhold: „Sie konnten keinen größeren Triumph über mich gewinnen, als diesen! Ich muß Ihnen noch mehr zugestehen — ich habe Unrecht gegen Sie begangen. Trotzdem bitte ich Sie — da Sie Geltung bei meinem Oheim zu haben scheinen — sprechen Sie bei ihm für mich!"

„Ich würde das auch ohne Ihre besondere Bitte gethan haben," entgegnete Hubert, „denn ich selbst überwände es nicht, wenn durch meine Veranlassung oder auch nur durch meine Gegenwart im Hause ein Zermürfnis in Ihrer Familie aufkäme." Er erhob sich; zugleich aber trat der Wärter ein, der ihm ein Briefchen überreichte. Hubert kannte die Handschrift nicht, aber er las mit freudepochendem Herzen den Namen der Schreiberin unter den Zeilen. „Kommen Sie so bald als möglich nach Hause! Cäcilie ist sehr matt, und fragt fortwährend nach Ihnen. — Lucie."

Er machte sich in Eile auf den Weg. Der Arzt hatte ihn vom Fenster aus kommen sehen und trat hinaus, ihm entgegen. „Was Sie draußen ausgerichtet haben," begann er, „darnach werde ich Sie später fragen. Jetzt folgen Sie mir an ein anderes! Krankenlager! Und, wenn es Ihnen möglich ist, mit einem recht unbefangenen und freundlichen Gesicht!"

Sie fanden Cäcilien in ihrem Fahrstuhl im Wohnzimmer, völlig angekleidet, aber müde zurückgelehnt und mit halbgeschlossenen Augen, umgeben von den Ihrigen. Die Blicke der beiden Aelteren und Luciens sagten dem Ankommenen, daß er mit Sehnsucht auch von ihnen erwartet worden sei. Er näherte sich leise der Kranken und sagte mit leiser Stimme:

„Guten Tag, Fräulein Cäcilie!“

Das junge Mädchen schlug die Augen groß gegen ihn auf, und eine sprachlose Freude durchrieselte sie und belebte ihre Züge. Er reichte ihr die Hand, in welche sie die ihrige legte, so klein, so zart, daß Hubert nicht umhin konnte, sie wie die eines Kindes zu streicheln.

„Ich freue mich so sehr,“ sagte Cäcilie mit schwacher Stimme, aber mit frohem Ausdruck, „daß Sie ganz gesund sind! Und auch — daß Sie wieder da sind! Denken Sie nur, ich habe immerfort geglaubt Musik zu hören — die „Frühlingsstimmen“, und das „erste Veilchen“ und dann das „liebliche Geläute!“ Bitte, nun spielen Sie es mir vor — ach nein! Lucie soll es spielen! Ich kann Sie dann besser ansehen!“

Lucie schlug das Niederheft auf und spielte das Begehrte in jenem Piano und Pianissimo, an welches sie sich bei der Begleitung nun schon gewöhnt hatte. Cäciliens Züge zeigten, daß sie innerlich jeden Ton und jedes Wort mitsang, und plötzlich streckte sie beide Arme gegen Hubert aus. Es war nur ein Werk der Barmherzigkeit, daß er sich auf ein Knie vor ihr niederließ und sein Gesicht dem ihrigen näherte. Sie aber legte beide Hände auf sein Haupt, und er hörte die geflüsterten Worte: „Ach, ich bin so glücklich! So glücklich!“ Dann sank sie in das Kissen zurück, ließ die Arme sinken und schloß die Augen. Lucie hörte auf zu spielen, die Uebrigen traten besorgt näher.

Cäcilie schien nur zu schlummern, doch überlebte sie diesen Tag nicht. Abends hörte ihr Herz auf zu schlagen, das kleine junge Herz, das einen Frühling und Sommer lang sein bescheiden Theil Glück doch auch empfunden hatte. Herr Thormann sah sein Haus kinderlos. Auch einem lange erwarteten Schmerze wird nichts von seiner Schmerzlichkeit genommen. Selbst das Aufhören einer Sorge im Hause kann wie Verödung wirken.

* * *

Der Hausherr, die Tante und Lucie saßen im Wohnzimmer bei der Lampe, der alte Hausarzt leistete ihnen Gesellschaft. Das nur spärliche Gespräch hatte die letzten Tage Cäciliens zum Inhalt. Hubert kam leise durch den Musiksaal geschritten; da er aber in der Unterhaltung seinen Namen nennen hörte, so trat er nicht ein, sondern schritt nach der Gartenveranda, wo er, an einen Pfeiler gelehnt, stehen blieb. Der Tag hatte ihm eine wechselvolle Reihe von Eindrücken gebracht: Glück am Morgen, Besorgniß, grollendes Unbehagen, darauf den widerstrebenden Blick in die kommenden Schatten des Todes. Und er wurde ein peinliches Gefühl nicht los, daß er hier eine Art von Rolle gespielt habe, für welche er innerlich nichts aufzuwenden hatte, als Rücksicht und Selbstüberwindung. Da hörte er ein leises Geräusch und erkannte Lucien, die aus der Saalthür trat und sich ihm näherte.

„Wir sind Alle einverstanden,“ begann sie, „daß Sie jetzt, so lange Sie es bedürfen, Ihrer vollen Freiheit wiedergegeben werden müssen. Dies Haus kann Ihnen jetzt nichts bieten. Ich habe für meine lieben beiden Alten zu sorgen und gehöre dieser Pflicht ernster noch als zuvor. Also ist mein Rath: machen Sie irgend eine kleine Reise, suchen Sie sich andere und freundlichere Anregungen!“

Hubert gestand, daß dies auch ihm erwünscht wäre, und erzählte ihr von dem Briefe seiner Mutter. „Dann um so mehr müssen Sie reisen!“ fuhr Lucie fort. „Und zwar unverzüglich, morgen früh, mit dem ersten Zuge. Sogar ohne Abschied dürfen Sie sich entfernen — Sie würden viele Dankesworte hören, Sie wissen ja, wie man Sie verehrt und hochhält! Ich übernehme es, Ihre Abreise zu erklären, und man wird Sie verstehen.“

„Aber eins noch!“ wendete Hubert ein. „Ich habe Reinhold versprochen, ein Wort für ihn bei seinem Oheim einzulegen —“

„Auch das noch? unterbrach ihn Lucie. Nein, dazu wäre jetzt nicht die rechte Zeit! Verschonen Sie den Oheim bis auf gelegnere Zeit! Dem jungen Herrn ist auf seinem Schmerzenslager der Zuwachs von Demüthigung und Reue ganz dienlich. Und vielleicht zeigt sich künftig der Oheim zur Verzeihung geneigt. Das lassen wir!“

„Und was geben Sie mir, theure Lucie, als Reisesegen mit?“

„Einen Gruß an Ihre liebe Mutter!“

„Nichts für mich selbst, was mir mein Glück bestätigt?“

„Es ist jetzt nicht die Zeit, auf seine eig'ne Hand glücklich sein zu wollen. Das Glück muß uns noch als Hoffnung und Zuversicht erscheinen und befriedigen. Ich weiß, Sie werden wiederkommen! Bis dahin leben Sie wohl, und schreiben Sie an — irgend Jemand von uns, wie Sie es bei Ihrer Mutter gefunden haben!“ Mit diesen Worten wendete sich Lucie rasch und schritt in das Zimmer zurück.

* * *

Seitdem waren fünf Jahre vergangen.

Herr Reinhold hatte einen höflicheren Abschied erhalten, als er gefürchtet; er zog es aber von freien Stücken vor, das Haus des Oheims fortan zu meiden. Denn zu seinem Erstaunen traten darin bald große Veränderungen ein. Die alten „Frühlingsstimmen“ wurden nicht mehr gefungen, obgleich man sie im Gemüthe immer wieder vernahm. Herr Thormann hatte Lucie als Tochter adoptirt und darauf seinen Schwiegersohn Hubert Witting zum Theilhaber seiner Geschäfte erklärt. In diesem Sommer aber war ein besonders glückliches Treiben in der Villa. Huberts Mutter und Schwester wohnten als Gäste darin, und Luciens Kinder riesen mit neuen Frühlingsstimmen durch Haus und Garten.



Fanny Lewald.

Don

Rudolf von Gottschall.

— Leipzig. —

Die Veteranin der deutschen Roman- und Schriftstellerinnen, Fanny Lewald, blickt auf eine reiche literarische Thätigkeit zurück, und obgleich sie sich mit starken Schritten der Altersgrenze der Achtziger naht, ist ihre Feder keineswegs erlahmt. Erst vor Kurzem hat ihre Erzählung „Jofias“, die in der „Gartenlaube“ erschien, bewiesen, daß ihre schriftstellerischen Vorzüge nicht verblaßt sind, daß sie mit unwandelbarer Geisteskraft auf Gemüth und Verstand der Leser zu wirken weiß. Modeschriftstellerinnen, die in bestimmten Epochen den Ton angeben, mögen ihren Ruhm überleben. Eine solche Modeschriftstellerin ist Fanny Lewald nie gewesen; dazu ist sie zu eigenartig, und sie hat nie die Muster einer großblumigen oder kleinbeblümelten Darstellung zur Schau gestellt, welche in den Ladenfenstern der Unterhaltungsblätter die große Menge anlocken.

Fanny Lewald ist eine Ostpreußin; in der Stadt der reinen Vernunft hat sie das Licht der Welt erblickt, wo der kategorische Imperativ, auch nachdem der Philosophendamm, auf dem einst Kant mit dem Regenschirm promenierte, dem neuen Eisenbahnviertel den Platz geräumt hat, doch noch gleichsam auf den Straßen spazieren geht. In der That, das ostpreußische Naturell hat etwas Gesundes und Kritisches, nicht im Sinne moderner Hyperkritik, sondern in demjenigen ruhiger verstandesmäßiger Erwägungen. Die Ostpreußen haben Kopf und Herz auf dem rechten Fleck: so ein edelster Typus ist ein Denker wie Kant.

Hamann, der Magus aus dem Norden, und Herder, der große Anempfänger der Volks- und Weltliteratur aller Zeiten, tragen diesen Typus

nicht mehr in voller Reinheit an sich. Nur zeugen Beide für die Innerlichkeit des ostpreussischen Wesens; der Mangel an landschaftlichem Reiz der Natur, der lange, oft strenge Winter drängt die Menschen mehr in's Innere zurück, und so sind bei besonders dazu veranlagten Naturen auch Auswüchse des Mysticismus nicht ausgeschlossen, wie sie das Königsberger Muckerthum zeigte, das selbst bis in die Burg des alten Ottokar seine Fäden spann. Der Natur, der Landschaft, dem ganzen Leben fehlt trotz aller großen Perspectiven des Handels, die der mastenreiche Pregel eröffnet, und der Wissenschaft, die in dem neuen Albertinum ihre Pflegestätte findet, wie sie dieselbe in dem alten auf dem Kneiphof gefunden, ein gewisses farbenhelles Colorit: es überwiegt überall die verstandesmäßige Nüchternheit.

Bei Fanny Lewald wurde diese Eigenart der geistigen und der äußern Umgebung wesentlich dadurch modificirt, daß sie eine Jüdin war. Nicht als ob die orientalische Gluth der Phantasie ihr vorzugsweise eigen wäre; nicht als ob die Schärfe des Witzes, der Esprit eines Heine und Börne, bei ihr besonders hervorträte; ihr fehlt sogar die epigrammatische Pointirung des Stils. Aber es lag etwas in ihr von jener Intuition der orientalischen Weisheit, die mit heiterer Ruhe Gott und die Welt erfäßt und in Eins zusammenspinnt. Sie corrigirte nicht das System Kants durch dasjenige Spinozas; aber ihr Naturell, ihre Denkweise hatte mehr mit dem Amsterdamer Juden gemein, als mit dem Manne der reinen Vernunft und des geläuterten Glaubens.

Fanny Lewald ist am 24. März 1811 zu Königsberg geboren. Was sie in ihrer Kindheit und Jugend erlebte, hat sie uns selbst in der ersten Abtheilung ihrer Schrift: „Meine Lebensgeschichte“ (2 Theile 1861) erzählt, der wir auch in ihren spätern Abtheilungen als authentischer Quelle getrost folgen können. Ihr Vater war ein Mann, der das Leben und die Menschen kannte, in seinem Hauswesen patriarchalisch, streng gegen seine Familie, aber doch der beste berathende Freund derselben war. Wie selbstständig und souverain er im Hause und gegen die Seinen verfuhr, geht schon daraus hervor, daß er eines schönen Tags seinen Söhnen mittheilte, sie würden getauft werden, und daß er ebenso unvermuthet bei der Regierung darum einkam, statt des bisher geführten Namens Marcus den Namen Lewald annehmen zu dürfen. In das traulich anheimelnde Familienleben brachen die Weltereignisse: Napoleons Zug nach Rußland und die große Retirade des Jahres 1812, Vorgänge, die sie selbst in einen ihrer späteren Romane mitverwebt und anschaulich geschildert hat. In ihrem 17. Jahre trat sie zum Christenthum über, aus Liebe zu einem jungen Theologen Leopold. Das Glaubensbekenntniß, das sie bei der Taufe ablegte, nennt sie selbst ein trauriges Muster von schwungvollem Jesuitismus; denn sie konnte sich im Herzen mit den Dogmen des Christenthums nicht befreunden, und das war auch der Grund, weshalb diese Liebe zu keinem dauernden Bunde führte.

Bis zum Jahre 1832 hatte Fanny Lewald die Pregelstadt nicht verlassen. Dann machte sie mit ihrem Vater eine Reise nach Berlin und Baden-Baden und mit der Familie ihres Onkels an den Rhein und nach Schlesien. In Breslau verweilte sie längere Zeit bei ihren Verwandten; hier trat ein für ihr inneres Leben entscheidendes Ereigniß ein, ihre Liebe zu Heinrich Simon, dem Sohn ihrer Tante Minna, der sich später als ein bedeutender Politiker zeigte. Doch diese Liebe war eine unglückliche; lange hartete Fanny vergeblich auf irgend eine Aeußerung, aus der sie auf eine Erwidderung ihrer Neigung hätte schließen können. Da, bei ihrem Abschied von Breslau, begleitete er sie nach Hause, und dort sanken sie sich bitterlich weinend vor der Thür der Wohnung in die Arme. „Dann raffte er sich zusammen, wir gaben uns die Hände und trennten uns — um uns nach einer Reihe von mir schwer durchlittener Jahre zu einer Freundschaft wieder zusammenzufinden, die bis zu des unvergeßlichen Mannes Tode uns in nicht wankender Treue und Festigkeit verbunden hat.“ Lange stand sie in Correspondenz mit dem Vetter; im Jahre 1839 erfuhr sie endlich durch einen von ihr veranlaßten Brief Heinrich Simons, daß ihr Geliebter — und zwar ebenso hoffnungslos wie sie — eine Andere liebe. Den Gemüthszustand, in den sie durch diese Mittheilung versetzt wurde, hat sie in ergreifender Weise in der zweiten Abtheilung ihrer Lebensgeschichte: „Lebensjahre“ (2 Theile. 1861—62) geschildert. Ihr Leben in Königsberg war in der Zwischenzeit ein sehr einsames und unbefriedigtes gewesen. Einen vom Vater empfohlenen ehrenvollen Heirathsantrag hatte sie trotz ihrer kindlichen Pietät zurückgewiesen; trug sie doch damals noch eine schönere Hoffnung im Herzen. Sie ließ es nicht an Selbstanlagen fehlen und hatte das fruchtbarste Bestreben sich nützlich zu machen und diesen Nutzen fast in geschäftsmäßiger Form nachzuweisen. So führte sie ein Buch, an welchem sie mit peinlicher Sorgfalt nachrechnete, wie viele Taschentücher sie an einem Tage gesäumt, wie viele Paar Strümpfe sie gestopft, was sie überhaupt für die Familie mit Nähen, Schneidern, Musikunterricht geleistet hatte, um es am Ende des Monats nach seinem Geldwerth berechnen zu können.

Bald sollte sie aber in die Sine, für ihr ganzes Leben Ausschlag gebende Bahn gelockt werden. Aeußeren Anlaß dazu gab ihr Vetter August Lewald, der damals die Zeitschrift „Europa“ in Stuttgart redigirte und überhaupt zu den vielgenannten Journalisten und Schriftstellern gehörte. Er hatte ohne ihr Wissen schon einige Stellen aus ihren Briefen über Königsberger Zustände zum Abdruck gebracht; dann wurde sie von ihm aufgefordert, einen Aufsatz über die Guldigungsfeierlichkeiten zu schreiben, die damals 1840 in Königsberg stattgefunden. Sie kommt dieser Aufforderung nach; ihr Aufsatz findet Beifall. So schreibt sie gegen den Willen ihrer Familie selbstständig ein Märchen, eine Novelle, und da August Lewald dies alles lobt und honorirt, so faßt sie den Entschluß, sich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen.

Ihr Vater machte zu diesem Entschluß eine bedenkliche Miene; doch trat er ihr nicht hindernd in den Weg, sondern wünschte ihr von Herzen Glück dazu. Sie war gerührt, und was sie in jenem Moment feierlicher Weihe empfunden, das Gelübde, das sie damals abgelegt, wollen wir mit ihren eignen Worten hier niederschreiben; sie ist in der That demselben nie untreu geworden. Es war kein unbewußtes Herumirren in den Zaubergarten der Poesie. „Ich hatte eine große Vorstellung von der Macht des Dichters auf den Geist seines Volkes und von der Gewalt des Worts über das Herz der Menschen. Und weil ich die Wahrheit suchte und die Wahrheit über alles schätzte, wo ich sie erkannt hatte, so nahm ich mir vor, ihr in keiner Zeile und mit keinem Worte jemals abtrünnig zu werden, und wie groß oder gering mein Einfluß jemals werden könnte, ihn nie anders als im Dienste desjenigen zu verwenden, was mir Schönheit, Freiheit und Wahrheit heißt. Und dies Versprechen habe ich mir treu gehalten.“

Im Jahre 1842 erschien ihr erster Roman, „Klementine“, welcher an Gutzkows „Werner oder Herz und Welt“ erinnern mochte. Er behandelte die Störung der Ehe durch eine frühere Jugendliebe, eine Störung, welche durch Pflichtgefühl und Verzichtleistung ausgeglichen wird. Handelte es sich hier um einen Herzenskonflikt innerhalb der Ehe, so bildete dieselbe als religiös-bürgerliches Institut in den beiden folgenden Romanen den Mittelpunkt der Handlung. Der klare Verstand der Verfasserin schreckte so wenig vor verwickelten Rechtsfragen zurück, daß sie dieselben eingehend mit einer gewissen Vorliebe behandelte. Hierzu kam der Drang nach Emancipation in Bezug auf confessionelle Fragen, der damals in der Luft des Königsberger Liberalismus lag. Eine dieser Fragen war die jüdisch-christliche Mischehe. Einer der Vorkämpfer der liberalen Partei, Dr. Ferdinand Falkson, der vor Kurzem seine interessanten Erinnerungen aus der ostpreussischen Bewegungsepoche veröffentlicht hat*), vermochte in Preußen für seine Ehe mit einer Christin nicht die Bewilligung zu erhalten und gab alle betreffenden Actenstücke heraus. Die Frage stand damals auf der Tagesordnung, und Fanny Lewald mit ihrem lebhaften Sinn für Alles, was das öffentliche Leben betraf, und mit ihrem eifrigen Bestreben, für das Judenthum und die Gleichberechtigung der Confessionen eine Lanze zu brechen, bemächtigte sich dieses Stoffes in ihrem Roman „Jenny“ (1843), welcher wohl der hervorragendste aus ihrer jugendlichen Sturm- und Drangperiode ist. Sie gab dem Conflict keinen versöhnlichen, sondern einen tragischen Ausgang und ließ ihn in einer Doppelhandlung sich abspielen. Ihre eigenen Lebenserfahrungen hat sie mit großer Offenheit unverhüllt in demselben dargestellt: nach dieser Seite hin enthält der Roman ihre Confessions. Jenny ist wie sie selbst aus Liebe zu einem Candidaten der Theo-

*) Die liberale Bewegung in Königsberg (1840—1848). Memoiren-Blätter von Ferdinand Falkson. Breslau, S. Schottlaender.

logie zum Christenthum übergegangen, bereut aber diesen Schritt, weil sie sich mit dem kirchlichen Dogma der Dreieinigkeit nicht verständigen kann. Der Geliebte, ein orthodoxer Theologe, wendet sich von ihr ab, als er sich überzeugt, daß trotz der Taufe die Kluft ihrer religiösen Anschauungen nicht zu überbrücken ist. Hierzu kommt noch ein Motiv der Eifersucht. Jenny wird dadurch getröstet, daß ein Graf ihr, ohne Rücksicht auf Standesvorurtheile, Herz und Hand bietet: doch fällt der Verlobte in einem Duell, in welchem er einen unverschämten Lasterer zu züchtigen sucht, der natürlich die öffentliche Meinung in aufbringlicher Weise vertritt. Jenny stirbt mit gebrochenem Herzen an seiner Leiche. Das ist in der einen Hälfte der Lebensroman der Fanny Lewald: derjenige des Dr. Ferdinand Falkson spielt sich daneben ab. Ein junger jüdischer Arzt liebt die Tochter eines Bankiers: doch wegen der Kluft der Confessionen kann er sie nicht heirathen; er selbst will nicht zum Christenthum übergehen, weil er für die bürgerliche und politische Emancipation seiner Glaubensgenossen zu wirken sucht. So verzichtet er und findet einen Trost darin, daß einer seiner Freunde, der solches Glück verdient, seine Geliebte zum Altare führt. Auch hier weicht der Roman von seiner thatsächlichen Grundlage ab, denn Falkson hat seine Braut in England geheirathet. Der Roman ist frisch aus dem Leben der damaligen Zeit gegriffen; die jüdische Gesellschaft in ihren Haupttypen, sowohl in ihrem patriarchalischen Familienleben, wie in ihren anmaßlichen Ueberhebungen ist getreu geschildert; bei einzelnen Charakteren fehlt auch die humoristische Färbung nicht. Nüchtern und oft in die juristische Prosa hinabsinkend war der nächste Roman: „Eine Lebensfrage“ (2 Bde. 1845). Ein Dichter, der eine zänfische und verständnißlose Frau hat, steht hier im Mittelpunkte des Romans, der sich ganz um die Frage der Ehescheidung dreht.

Dieser Roman bewies, daß das Talent der Verfasserin die Lebensverhältnisse, in denen sie sich bewegte, schon erschöpft hatte und leicht hätte verkümmern können, wenn der „Kneiphof“ und die „Lastadie“ der Pregelstadt für alle Zeit die Dekorationen ihrer Lebensbühnen geblieben wären. Doch es trat eine glückliche Wendung ein, die sie vom Pregel an den Tiber führte. Sie hat diese Epoche unter dem Titel „Befreiung und Wanderleben“ in der dritten Abtheilung ihrer Lebensgeschichte geschildert (2 Theile. 1862). Schon die große Zahl bedeutender Persönlichkeiten, mit denen sie auf ihren Reisen zusammentraf, erweiterte ihren Gesichtskreis und gab ihr eine Fülle von Anregungen. Sie zeigte als Portraitmalerin einen scharfen Blick und eine gute Beobachtungsgabe, und die Bilder, die sie von Barnhagen von Ense, Theodor Mundt, Clara Mühlbach, Hermwegh, u. A. entwirft, sind treffliche Charakterköpfe. Hat sie doch von ihrer Kunst der Portraitmalerei in den „Zwölf Bilder aus dem Leben. Erinnerungen“ (1888) erst neuerdings wieder eine Probe gegeben, die zum Theil noch an jene Wanderepoche anknüpft.

Im Jahre 1845 unternahm sie die Reise nach Italien, die für ihr ganzes späteres Leben so bedeutsam werden sollte. Hier fand sie Anregungen jeder Art; das satte landschaftliche Kolorit, das bunte Volksleben befruchtete ihre Phantasie und gab auch ihrer ganzen Darstellung lebhafteren Schwung. Die Lazzaroni am Golf von Neapel waren doch ein Menschen-schlag mit mehr Poesie als die Lastträger der Königsberger Lastadie, und die schön geschwungenen Linien dieses Golfs, der Strand mit seinen Vulkanen und Bergeskuppen hatte doch einen ganz anderen Zauber als die kaltsichigen Gestade mit ihren einförmigen Palmen. Dazu die Fülle der Kunstschätze, die Farbenpracht der Gemälde, die Poesie der Dome, die Meisterwerke der Architektur, die durch die Kunstwerke in ihrem Innern großen Nationalmuseen gleichen — das war für die jüdische und protestantische Weltanschauung, in welcher sich Fanny Lewald bisher bewegt hatte, mit ihren biblischen Glaubenssätzen und Verstandesbegriffen anfangs etwas Fremdartiges, das aber einen mächtigen Einfluß ausüben, nicht bloß den geistigen Horizont momentan, sondern auch das schriftstellerische Talent beleben, ja zum Theil in neue Bahnen lenken mußte. Noch entscheidender war für Fanny Lewald die Bekanntschaft mit Adolf Stahr: der Satz, daß entgegengesetzte Naturen die größte Anziehungskraft auf einander ausüben, bestätigte sich hier vollständig. Freilich, das Gemeinsame durfte nicht fehlen, und das war hier die gleichmäßig hohe Geistesbildung, das gleiche Interesse für Wahrheit, Schönheit und ein edles Menschenthum. Doch bei Stahr gewann das Alles einen enthusiastischen Ausdruck, welcher der Freundin gänzlich fern lag; so warm sie empfinden mochte, es überwog doch bei ihr die ruhige Prüfung und Erwägung, die Besonnenheit gegenüber der Begeisterung. Aber das konnte nicht ausbleiben, daß sie von Stahr's oft überschwänglicher Empfindungsweise mit fortgerissen wurde und so aus der bisweilen kühlen Harmonie der eigenen heraustrat. Dies farbenhellere Kolorit der Schreibweise zeigte sich schon in dem „Italienischen Bilderbuch“ (2 Bde. 1847); und wenn wir daran gleich das spätere Nachschlagebuch „England und Schottland“ (2 Bde. 1851—52) reihen, so haben wir eine bedeutende und sehr hoch zu stellende Seite ihrer litterarischen Thätigkeit vor Augen, diejenige der Reise-schriftstellerin. Aber Fanny Lewald ist keine Touristin gewöhnlichen Schlags; auch reisebilbert sie nicht mit dem Euprit der Heine'schen Schule: in ihrer maßvollen Darstellung prägt sich scharfe Beobachtungsgabe, der aufgeschlossene Sinn für alles Schöne, Humane, geistig Bedeutsame aus, und der Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit tritt uns fast lebhafter in diesen Schriften entgegen, als in manchen ihrer Romane. Sie tragen oft das maßvolle Gepräge einer apostolischen Sendung und zeigen jenen Faltenwurf der rednerischen Toga, welche dem aus innerster Ueberzeugung quellenden Wort ein würdevolles Ansehen giebt.

Ihren Romanen selbst merkte man zunächst den Einfluß der italienischen Reise nur in der freieren Stoffwahl an; es war nicht mehr die Luft des

Königsberger Rneiphofs, die man früher ausschließlich in ihnen athmete. In das Jahr 1847 fällt ihre Verfißlage der Hahn-Hahn'schen Romane „Diogena“, eine Parodie, die aus ſcharffinniger Beobachtung der Schreibweiße der Gräfin hervorging und zum Theil mit einer der Dichterin ſonſt fremden ägenden Schärfe abgefaßt war. Der große Gegenſatz zwiſchen der den Capricen des Herzens und Geiſtes huldigenden Ariſtokratin und der demokratiſchen Jüdin, deren Loſung die Emancipation und der Kampf gegen das Vorurtheil war, genügt nicht, um den Ton und die Haltung dieſer Schrift zu erklären; die Eifersucht kam hinzu, und ſie vorzugsweiße hat das Paſquill diktirt. Beide Frauen liebten Heinrich Simon, und dieſen zog ſein Herz zur Gräfin, die aber nicht den Muth beſaß, ihre Rangſtellung ihrer Leidenschaft zu opfern. Ganz unrecht mag man der Verfaſſerin einer Lebensbeſchreibung der Gräfin Hahn-Hahn, Marie Helene, nicht geben, wenn ſie, allerdings in einer zu ſcharf betonenden Weiße, ſagt: „Was immer und welche Gründe die berebte Feder für die Veröffentlichung ihres die berühmte Schriftſtellerin parodirenden Romans „Diogena“ angeben möge: wir fühlen uns zu der Annahme berechtigt, daß es der Haß gegen die bevorzugte Nebenbuhlerin war, der ſie leitete und der dem tiefverwundeten Herzen Schmähungen entlockte, die ebenſo maßlos ſind wie das Gefühl, das jenen Haß erzeugte.“

Der Verkehr mit Barnhagen von Enſe und in den Berliner Kreißen, welche manche Erinnerung an frühere Zeiten pflegten, hatte ſie zu einem geſchichtlichen Roman angeregt, in deſſen Mittelpunkt ſie den „Prinzen Louis Ferdinand“ (3 Bde. 1840) ſtellte. Hatte doch Rahel, Barnhagens Gattin, in ihrer Jugend in nahen freundschaftlichen Beziehungen zu dem Hohenzollern geſtanden. Der Aufgabe, aus ſeiner Epoche heraus die Geſtalt des Helden zu erklären, war Fanny Lewald nicht ganz gewachſen. Der preußiſche Alcibiades hatte auch einen heldenhaften Zug, während er in dem Roman weſentlich als Don Juan auftritt; doch auch als ſolcher erſcheint er zu gemessen, es fehlt dem Ganzen, obſchon die Liebesabenteuer in den Vordergrund geſtellt ſind, der leicht plänkelnbe Ton der damaligen frivolen Geſellſchaft. Auch Rahel iſt zu ſchwärmeriſch, es fehlt ihr die ſchlagkräftige Eigenart mit den Treffern eines genialen Inſtinktes. Die Schilderungen ſind im Uebrigen lebendig und einige Charakterköpfe mit feſten, ſcharfen Umriffen gezeichnet. Daß indeß ihr Talent beweglicher, ihre Phantaſie erfindungsreicher geworden war, bewies ſie durch eine Reihe raſch aufeinanderfolgender Veröffentlichungen, kleinerer Erzählungen, wie die „Dünen- und Berggeſchichten“ (2 Theile. 1856), „Liebesbriefe eines Gefangenen“ (1850), in denen Reſſerionen über Staat und Religion überwiegen, „Auf rother Erde“ (1850), einen Roman aus der preußiſchen Revolutionszeit, welcher klar und lebendig dargeſtellt und in welchen der Liebesroman mit Geſchick verwebt iſt. Alle dieſe Schriften ſtanden unter dem Eindruck der Märzrevolution, welche die Gemüther mächtig bewegt

und eine Menge von Fragen aufgeworfen hatte, die, kühn gestellt, auch kühn beantwortet wurden.

Doch die letzten Nachklänge des gewaltsamen politischen Aufschwunges verhallten allmählich; die Kritik trat in ihre Rechte ein und die schärfste Kritik übte der Fortgang der Ereignisse selbst, der das Unreife und Ueberstürzte verurtheilte, indem er zunächst in gänzlich andere Bahnen lenkte, fast ohne Anknüpfung an die Lösungen jener stürmischen Tage. Es trat eine Zeit trüber Reaction ein, und mancherlei Wandlungen der Ueberzeugung, besonders auch der religiös-kirchlichen, die unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm IV. stets besonders betont wurde, waren an der Tagesordnung. Aus dieser Stimmung heraus schrieb Fanny Lewald den Roman „Wandlungen“ (4 Bände. 1853), obgleich sie denselben mehr in die vormärzliche Zeit verlegte. Man würde freilich dem Roman Unrecht thun, wenn man ihn ihm einen Reflex der Epoche und eine Chronik von lauter Wandlungen der Gesinnung suchen wollte: es handelt sich in ihm ebenso um Wandlungen der Neigung, und der Grundgedanke wird nicht durch alle Verwicklungen des Romans gedeckt, sondern nur durch die Schicksale der zwei Hauptpersonen. Friedrich Brand, der Sohn eines Tischlers, befreundet sich auf der Universität mit dem Baron Erich von Heidenbrück, wird in die Familie eingeführt und lernt die Schwestern Erichs, die schöne Helene und die interessante Cornelia, kennen. Er lernt Helene lieben, sie schenkt ihm ihre Gegenliebe, aber als er um ihre Hand anhält, wird er zurückgewiesen; der junge Theologe erscheint der Baronstochter nicht ebenbürtig. Helene heirathet einen Diplomaten, den Grafen von Saint-Bazau, bewahrt aber im Herzen dem jungen Studenten ihre Neigung. Dieser, befreundet mit einem jüdischen Arzt, in dessen Charakterkopf man wohl die Züge des Vierfragenmannes, des Dr. Jacoby, wiedererkennen kann, wird dem Glauben untreu, den er bekennen und lehren soll. Nach mancherlei Fahrten heirathet er eine Verwandte des freiherrlichen Hauses, Auguste, die ihn in einer Krankheit gepflegt hat, schon aus Eitelkeit, um dem Hause, das eine Verbindung mit ihm für unmöglich gehalten, doch noch verwandt zu werden. Die Ehe ist indessen unglücklich; Friedrich geräth in Conflict mit dem Consistorium, wird seines Amtes entsetzt, nachdem er längere Zeit in Rom seinen ästhetischen Neigungen gelebt. Die Ehe wird geschieden. Auguste heirathet den Pfarrvikar, der ihn während seiner Abwesenheit vertreten. Helenens Gatte, der Diplomat, vergiftet sich, als er seinen sicheren, durch Ausschweifungen jeder Art herbeigeführten Ruin vor Augen sieht, und Helene wird zuletzt die Gattin Friedrichs, den sie nie zu lieben aufgehört hat. Ihre Schwester Cornelia geht zuerst in's Lager der Pietisten über und heirathet dann den radikalgesinnten, freigeistigen Arzt. Ihren früheren Bräutigam, den Pietisten Plessen, finden wir als Mönch in einem italienischen Kloster wieder.

Zwischen diesen Wandlungen verfließt natürlich eine geraume Zeit. Die Handlung selbst ist überreich: außer den erwähnten Personen treten noch

die beiden jüngsten Söhne des Barons, Erich und Georg mit ihrer Liebe zu der Unteroffizierstochter Regina in den Vordergrund. Der Roman ist etwas zu sehr in's Breite gearbeitet, und die sich hin- und herwendende Theilnahme der Leser ermüdet bisweilen gegenüber einer sich in Zickzacklinien bewegenden Handlung. Wohl aber gehört er zu den gedankenreichsten Werken der Verfasserin, und diese Gedanken sind in einem Stil von klarem, festen Gepräge ausgedrückt. In Bezug auf scharfe Beobachtungsgabe und feine Seelenmalerei nimmt der Roman eine hervorragende Stellung ein; die Anatomie der geistigen Richtungen und die Gesinnung dieser Region des innern Menschen, in welcher Geist und Herz verschmelzen, erinnert an die Romane Gutzkows, mit denen er auch gemein hat, daß er aus einem leitenden Gedanken heraus geschaffen ist und aus diesem die Verwicklungen und Schicksale der Menschen erfindet und regulirt. Dies geschieht selten ohne Einbuße an jener Leichtigkeit der Erzählung, welche sich bequem und behaglich dort geltend macht, wo ein beliebiger that-sächlicher Stoff aus dem Leben aufgegriffen und ohne jeden Anspruch auf geistige Bedeutung behandelt wird.

Neben den „Wandlungen“ ist das umfangreichste, in größerem Stil angelegte, Werk der Dichterin der Romancyklus „Von Geschlecht zu Geschlecht“ (8 Bde. 1864—68). Dieser Roman hat ein durchsichtigeres Gefüge als „die Wandlungen“; er spielt sich, wie schon der Titel ergibt, in einer Folge der Zeit ab, so daß nicht zuviel Gleichzeitigkeit aufgehäuft ist. Die Tendenz des Werkes ist eine demokratische, wie in allen Schriften der Fanny Lewald; sie ist auf die Ausgleichung der Stände gerichtet, und solchem Fortschritt der Cultur nachzuspüren, folgt sie dem Verlauf der Zeiten und der Schicksale der Einzelnen, wie sie sich in den aufeinanderfolgenden Jahrzehnten gestalten. Der Gegensatz zwischen den Geschicken der vollbürtigen Sprößlinge einer aristokratischen Familie und derjenigen eines bürgerlichen Bastardgeschlechtes bildet den Angelpunkt des Werkes. Am bedeutendsten erscheint uns die erste Abtheilung: „Der Freiherr“ mit ihren lebensvollen Rococobildern; sie spielt in Deutschland zur Zeit der französischen Revolution. Während das Emigrantenthum sich in deutschen Schlössern einnistet, erhebt das Bürgerthum stolzer sein Haupt und selbst das Judenthum lernt sich immer mehr als eine gesellschaftliche Macht durch seinen Reichtum fühlen. Klopft doch der Held dieses Romans, der alte Freiherr von Arten, als Bittender an die Pforte des reichen Juden Fliep. Der Baron hat ein Verhältniß mit einem Bauernmädchen Pauline, das er einer schrecklichen Seuche entrißen hat und das mit inniger Liebe an ihm hängt. Aus diesem Verhältniß stammt ein Sohn, der später ein eigenwilliger, starrköpfiger Knabe vor des Vaters unnatürlicher Strenge in die weite Welt entflieht. Die Mutter aber sucht ihren Tod im Wasser des Arterner Burggrabens, als der Baron zur Hochzeit mit der jungen Gräfin Angelika fährt. Diese empfindet bald, daß den Gatten ein Schmerz

bedrückt, der einer früheren Liebe gilt. Doch bald wird das eheliche Verhältniß durch Verwicklungen, die an Goethes „Wahlverwandtschaften“ erinnern, noch mehr gestört; eine französische Herzogin und ihr Bruder, aus Frankreich vertrieben, suchen ein Asyl auf Schloß Arten. Die pikante Herzogin erobert sich den Freiherrn, während ein junger Architekt, der um eine Kapelle und Kirche zu hauen auf das Schloß eingeladen ist, allmählich die Neigung der Baronin erwirbt. Sie gesteht diese nur geistige Untreue dem Gatten. Doch dieser, in seiner Eitelkeit verletzt, wendet sich ganz von ihr ab: sie verfällt in eine schwere Krankheit und stirbt. Einem Stammhalter des Hauses hatte sie indeß schon vor dieser Epoche der Wahlverwandtschaften das Leben geschenkt. So kann denn Fanny Lewald den Faden weiterspinnen „von Geschlecht zu Geschlecht“. Der Sohn Paulinens und der Sohn Angelikas werden die Träger der sich weiter entwickelnden Handlung, die in den folgenden Abtheilungen dargestellt wird.

Die Verwandtschaft des Stoffes der ersten Abtheilung mit dem Goetheschen Roman hat auch der Darstellung einen gewissen goethisirten Zug gegeben. Der Stil hat hier wie in dem ganzen Werke einen durchaus edlen Ton, einen würdevollen Ausdruck, und die Gedanken, denen es an Tiefe nicht fehlt, eine schöne durchsichtige Fassung. Wir können hier nicht näher auf den Inhalt der folgenden Bände des Romans eingehen, auch ist uns Beschränkung geboten, gegenüber der andauernden schöpferischen Thätigkeit, welche die Dichterin im Laufe langer Jahrzehnte entwickelte. Nur das Bedeutenende und Charakteristische können wir hier hervorheben; denn auch die kleinen Erzählungen, die einzeln oder in Sammlungen erschienen, tragen das gleichartige Gepräge wie die größeren, wenn es auch nicht so scharf hervortritt.

Fanny Lewald hatte sich nach ihrer italienischen Reise in Berlin niedergelassen, wo sie sich 1854 mit Adolf Stahr verheirathete. Auch nach dem Tode des geistreichen Gelehrten im Jahre 1876 blieb sie der preußischen Hauptstadt getreu, die sich nicht lange darauf in die deutsche Reichshauptstadt verwandelte. Das rege geistige Leben Berlins übte auf eine Frau wie Fanny Lewald dauernde Anziehung aus. Eine bedeutende Nachwirkung der großen nationalen Ereignisse indeß läßt sich in ihren Romanen nicht gerade nachweisen: hielt doch mit der nationalen Entwicklung diejenige der liberalen Principien, wie sie die ostpreussische Bewegung am Anfang der vierziger Jahre vertrat, nicht Schritt, und aus dem Banne der Anschauungen eines Johann Jacoby ist Fanny Lewald schwerlich herausgetreten. Auch ihre eigenen Lebenserfahrungen konnten ihre phantasievollen Erfindungen wenig bereichern, mindestens sprach das Autobiographische in ihren neuen Romanen nicht, wie in den früheren, mit und zwar mit einem oft warmen Herzensantheil. So sind wir bei den Werken der letzten Jahrzehnte durch keine innere Nöthigung an das Chronologische gebunden und können sie nach anderen Gesichtspunkten zusammenstellen.

Zu den trefflichsten gehören wohl die zwei Romane: „Das Mädchen von Hela“ (2 Bde. 1860) und „Die Erlöserin“ (3 Bde. 1873). Der erste hat ein vorzügliches Localcolorit. Hela, eine in die Ostsee hineinragende Halbinsel, die nur durch eine schmale und nicht leicht zu passirende Landenge mit dem Festlande zusammenhängt, bietet für baltische Seemalerei willkommenen Anlaß, und Fanny Lewald war dazu durch die Erinnerungen ihrer Jugend berufen. Die Bewohner jener Halbinsel haben, abgesperrt von der übrigen Welt, einzelne sinnige Volksitten bewahrt, die in das Leben der Helbin und ihre Herzensverhältnisse miteingreifen. Diese abgeschlossene Welt, diese Strandidylle mit ihrer geistigen und sittlichen Klausur hat die Dichterin mit realer Wahrheit geschildert. Die Handlung ist einfach und spannend. „Das Mädchen von Hela“ dürfte der volkstümlichste Roman der Fanny Lewald sein. Auch „die Erlöserin“ spielt an den baltischen Gestaden. Die Helbin ist ein ostpreussisches Pfarrerskind, und eine Pfarridylle, der die specifischen Schrecken der Nehrungen in Ostpreußen nicht fehlen, indem die Frau Pfarrerin selbst im Treiblande zu Grunde geht, bildet die Introduction zu einer traulich anheimelnden Ausführung. Die Liebe der jungen Hulda zu dem Baron, einem edlen Charakter, der aber nicht glaubt, daß ein weibliches Wesen ihn lieben könne, weil er trotz seiner seelenvollen Augen etwas verwachsen ist, die Rücksichten der Familie, des Vaters Wunsch und Ab Rathen bewirken, daß die schwererkrankende Hulda resignirt, ein Verzicht, der den Baron selbst an der Liebe seiner Braut irre macht. Er verlobt sich mit einer jungen Weltbame, Konradine, welche durch eine kleine Hofaffaire in's Gerede gekommen; doch kurz vor der Hochzeit wendet sie sich wieder dem Fürsten zu. Da gedenkt der Baron seiner Hulda, die inzwischen in die weite Welt hinausgeflüchtet, und holt sich seine Erlöserin von den weltbedeutenden Brettern; denn Hulda hatte sich mit schönem und wachsendem Erfolg der Bühne gewidmet. Die Handlung ist sehr einfach, aber wir folgen derselben mit regem, wachsenden Antheil. Die Charaktere sind mit Wärme und Wahrheit geschildert. Das Leben im Schloß, im Pfarrhause, in der Bühnenwelt ist mit ausdrucksvoller Treue dargestellt. Wie der Aether einer ruhigen Contemplation über dem ganzen Werke blaut, mit einer Durchsichtigkeit, die sich auch dem meisterhaften Styl mittheilt, so spiegelt er sich auch in einer Menge von klar ausgeprägten Sammlungen und Reflexionen.

Es kommt in diesem Roman eine Weltbame Frau von Wildenau vor, die über Liebe und Ehe sehr keizerische Ansichten hegt und ausspricht: nichts sei so trügerisch wie die sogenannte Liebe und nichts weniger der Prüfung werth, als die Person, mit der man sich verbindet; man würde bald über die Liebesheirathen wie über Kinderspiele lachen, und kein Mensch würde mehr glauben, daß man aus Liebeskummer sterben oder sich das Leben nehmen könne. Eine Zahl der Lewald'schen Romane scheint dieser

skeptischen Dame Recht zu geben; sie machen Front gegen die Romantik der Neigungen und plaidiren für eine solide, vernünftige Ehe. So „Adele“, die einen jungen Romanschriftsteller liebt, auch dann noch, als er der reichen Wittve eines Buchhändlers vor ihr den Vorzug gegeben. Erst als er ihr nachher noch mit einem Liebesantrag naht, wendet sie sich von ihm ab und heirathet ihren Vetter Samuel, eine sehr prosaische Natur. Dieser Vetter vertritt die bürgerliche Solidität, er ist der „Samielhilf“, den die liebesverrückten Mädchen anrufen sollen, um ins rechte Gleis zu kommen, der rettende Dritte! „Die Kammerjungfer“ aber (2 Bde. 1856) ist eine zweibändige Warnung für Mädchen, nicht über ihren Stand zu heirathen. Wenn aber Frau von Wilbenau meint, es werde Niemand mehr an Selbstmord aus Liebe glauben, so theilt die Dichterin keineswegs die Anschauungen der freigeistigen Dame; sonst hätte sie nicht zwei Romane geschrieben, wie „Benedikt“ (1874) und „Benvenuto“ (2 Bde. 1876), in denen dies Unglaubliche uns mit psychologischer Wahrheit geschildert wird. In dem ersten liebt ein Mönch ein reizendes Weltkind und endet durch Selbstmord; in dem zweiten liebt ein Modell Gloria einen vornehmen Maler und nimmt sich das Leben, als sie von ihm verlassen wird. Beides ist wohl und glaubwürdig motivirt; aber wo die Leidenschaft sich zu tragischer Gewalt erhebt, vermissen wir das schwunghaft Hinreißende der Darstellung.

Von den Erzählungen der Fanny Lewald, welche unter einem gemeinsamen Titel zusammengestellt sind, erwähnen wir nur noch die „Neuen Romane“ (4 Bde. 1859), in denen zum Theil das ostpreussische Kolorit vorzüglich getroffen ist. Das gilt besonders von „Schloß Tannenburg“, in welchem uns gebiegene Charaktere vorgeführt werden, wie sie in jenen baltischen Provinzen heimisch sind. Die spannendste dieser Erzählungen ist „der Seehof.“ In „Villa Reunion“, Erzählungen eines alten Tanzmeisters (2 Bde. 1864) findet sich nach dem Muster Boccaccios eine Rahmenerzählung; doch erzählt hier der Tanzmeister allein. Die erste Geschichte, die Liebe einer Prinzessin zu einem jungen Kunststreiter, ist ein Motiv von abenteuerlicher Romantik, für welches Fanny Lewald nicht die rechten Farben hat, welches uns deshalb kalt läßt. Der junge Kunststreiter, wenn er auch nachher ein gescheuter, weltgewandter Tanzmeister wird, ist doch eigentlich ein dummer Junge, und daß die Prinzessin zeitlebens diese blöde Jugendeiselei in ihrem Herzen einbalsamirt haben sollte, das würde doch auf eine gewisse Geistesbeschränktheit deuten. Die zweite Erzählung „eine traurige Geschichte“ ist psychologisch interessant, aber im Detail zu weitläufig. Die Moral ist, daß es auch in den Kreisen des Volks innerlich unbefriedigte Ehen giebt, die zu Ausschreitungen verlocken. „Ein Schiff aus Ruba“ ist eine etwas zu feierlich erzählte Anekdote. Die beste dieser Erzählungen ist „Dominico.“ Die Verfasserin des altrömischen Bilderbuchs bewegt sich hier in ihrem Element. Ein alter verfallener römischer Palazzo, ein anderer in Pracht und Glanz, Adel und Klerus in Rom, die geistliche Polizei, die genrehafte Volks-

gestalten wie die Nistverkäuferin, und die Schuhmacher, dann wieder die Kunstgegenstände und Gemälde, die sie bis in das Detail hinein kennt und deren schwunghafte Beschreibung sie gelegentlich in die Handlung zu verweben weiß — das bildet einen lebendigen farbenreichen Hintergrund, von dem sich das Bild einer schwärmerischen Liebe, wie sie der Maler Dominico zu der verarmten Grafentochter empfindet, mit großer Lebenswahrheit abhebt. Auch ist der Gang der Ereignisse nicht ohne Wechsel und Spannung.

Die deutschen, italienischen und englischen Maler in Rom: das wurde ein Lieblingssthemata der Verfasserin, wie auch ihr bereits vorerwähnter „Benvenuto“ beweist. Sie hatte offenbar die Absicht, einen Cyklus solcher Künstlernovellen zu schreiben, doch erschienen sie einzeln ohne zusammenpassende Titel. Hierher gehört „Helmar“ (Berlin 1880), welches zum Hauptinhalt die Liebe eines deutschen Malers zu einer italienischen Gräfin hat, deren Hand er am Schluß erwirbt, während die Einleitung der Geschichte auf ostpreussischem Boden spielt und die patriarchalischen Zustände auf einem Edelhofe der Heimatprovinz mit idyllischem Reiz und vieler Lebenswahrheit schildert. Ferner gehört hierher: „Stella“, (3 Bde. 1883) in welchem Roman zwei Geschichten verknüpft sind, die glücklich ablaufende Familiengeschichte eines italienischen Grafenhauses und die tragisch endende Herzensgeschichte eines Mädchens aus dem Volke. Diese nämlich, Stella, liebt einen vornehmen englischen Maler, Milardo, auf den ein leidenschaftlicher junger Römer, der ebenfalls Stella liebt, einen Mordversuch macht, dabei aber Stella tödtlich trifft. Drei Maler spielen in diesem Roman eine Rolle: man möchte zuviel Italien, zuviel Atelier, zuviel Pinsel und Palette in diesen Künstlergeschichten finden. In der Erzählung „Treue Liebe“ (1883) bewegte sich die Verfasserin mehr auf dem Boden des schlichten Gefühls, der einfachen Herzenswahrheit: anziehend ist die Heldin Ulrike, welche durch ihre Pflichttreue den Sieg über die feindlichen Gewalten davon trägt, ihr Leben führen. Hier spielt die Handlung in Westphalen, und auch hier ist das Localcolorit rühmendwerth. In „Vater und Sohn“ (1881) zeigt sich in vielen Schilderungen, besonders im Charakterbild der jungen Rumänin, das Talent der Verfasserin. Doch ist der Stoff, der an „die beiden Klingsberg“ erinnert, eigentlich ein Lustspielstoff und die Behandlung dafür zu ernst und schwer.

Auch auf dem Gebiete der touristischen Literatur, auf welchem sie moderne Lorbeeren errungen, hat die Schriftstellerin noch mehrere Erzeugnisse veröffentlicht, denen man dieselben Vorzüge nachrühmen muß, wie den früheren und welche im Grunde Ergänzungen derselben bilden. Italien und England sind und bleiben die Länder, in denen sie immer wieder einkehrt; nur einmal führt sie ihr Weg nach der Königsstadt im Norden, und ein anderes Mal rastet sie am Zuflusse der Schweizer Seen dort, wo sich der Zauberblick auf die Savoyer Alpen aufthut. Ihre Reisechriften

aus späterer Zeit sind: „Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich“ (1880). „Vom Sund zum Posilipp“ (1883).

Alle Werke der ostpreussischen Schriftstellerin lassen sich unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt bringen. Sie hat sich nicht in verschiedenen dichterischen Formen versucht; sie hat keine Gedichte, keine Dramen verfaßt; sie hat als hervorragende Prosafistin in ihren Romanen und Novellen wie in ihren Reisebüchern eine wohlwogende, nie ägenscharfe Kritik unserer gesellschaftlichen Zustände gegeben und Reformen aus dem innersten Drang ihrer Ueberzeugung heraus gepredigt. Nicht bloß in romanhafter Einkleidung hat sie diesem Reformdrang gehuldt, sondern auch in selbstständigen Schriften über die Frauenfrage, welche daher den Kreis ihrer literarischen Wirksamkeit vervollständigen. In ihren „Osterbriefen für die Frauen“ (1863), die zuerst in der Nationalzeitung erschienen, wendet sie sich zum Besten der ununterrichteten, der unerzogenen, der in jeder Hinsicht vernachlässigten Handarbeiterinnen an die unterrichteten und erzogenen Frauen der Wohlhabenden und Gebildeten. Sie nimmt sich der Dienstmädchen an, und die Rathschläge, welche sie den Hausfrauen und Töchtern für die Behandlung derselben ertheilt, zeugen ebenso von Humanität wie von Einsicht. Sie verlangt für die Dienstmädchen Lehre und Fortbildung, Speisehäuser und Herbergen für die Zeiten, wo sich ein Mädchen außer Dienst befindet oder um einen solchen zu suchen in die große Stadt kommt, Kranken- und Altersversorgungskassen, Vereine zur Unterhaltung für die Sonntage, die von gesitteten Personen geleitet und überwacht werden. Der gleiche praktische Sinn, der sehr weit entfernt ist von dem jungdeutschen Emancipationsdrange, spricht sich in ihren „Briefen für und wider die Frauen“ (1871) aus. Eine Menge praktischer Gesichtspunkte wird in diesen Briefen erörtert; das Streben, die Frau zu bilden und sie tüchtiger und besser zu machen und zwar stets auf Grundlage der Erfahrungen des wirklichen Lebens findet überall einen klaren, bestimmten Ausdruck.

So tritt das Gesamtbild dieser Schriftstellerin vor uns hin; man mag sie in ihrer Eigenart erfassen und nicht mit einem fremdartigen und unpassenden Maßstab messen. Nicht aus einer überquellenden Lust am Fabuliren gingen ihre Romane hervor: sie faßte mit klarem Denken Erlebtes auf und schuf andere Erlebnisse aus den Gedanken heraus, die bei ihr stets eine reformatorische Richtung hatten. Ihr Stil hat stets etwas Gediegenes und Maßvolles; er hat Wärme, aber nicht Begeisterung; sie wirft nicht hin, sie sucht zu überzeugen, ja ihre verstandesmäßige Kritik zerlegt oft den Zauber jener Illusionen, an denen phantasievolle Naturen sich ergehen, bisweilen selbst auf Kosten des poetischen Elements, das ihnen eigen ist. Die Romantik der Liebe liegt ihr ferner als die Physiologie der Ehe, welche schon für ihre ersten Werke charakteristisch war wie für viele späteren. Wer gewöhnt ist mit fieberhafter Hast eine Fülle von Ereignissen zu verschlingen, welche ihm ein gefälliger Romandichter

vorsetzt, der wird bei Fanny Lewald nicht seine Rechnung finden und sich vielleicht über die magere und dürftige Kost beklagen, die man auf ihrem Kosttisch findet. Wer aber empfänglich ist für eine Antheil weckende Charakteristik, die allmählich mit den Gedankengängen und Herzensgeheimnissen der vorgeführten Gestalten vertraut macht und sie uns liebgewinnen lehrt, ohne daß sie uns aufdringlich in die Arme geschoben werden; wer für das Wohlerkannte und sorgsam Ausgeführte innerer Wandlungen und Umstimmungen Sinn hat und für eine zwar nicht von Spirit funkelnde, aber doch immer auf das geistig Bedeutende gerichtete Darstellung: der wird in den Romanen der Lewald volle Befriedigung finden und das epische Behagen, das sie athmen, mit einer gewissen Sicherheit des Genußes nachempfinden.

Daß aber wird jede unbefangene Kritik der hochbetagten Schriftstellerin zur Ehre nachsagen müssen: sie hat nie eine Zeile gegen ihre Ueberzeugung geschrieben, nie den wechselnden Meinungen und Launen des Tages gehuldigt, nie der herrschenden Mode Zugeständnisse gemacht. Unbeirrt ist sie ihren Weg weiter geschritten, von Jugend auf stets ein festes Ziel im Auge haltend: Humanität und echte Freiheit!





Die Prozeßkosten.

Eine Studie

von

Rechtsanwalt B. Noest.

— Solingen. —



In den nachfolgenden Zeilen soll der Versuch gemacht werden, in einer der brennendsten Fragen der Gegenwart eine Verständigung herbeizuführen, eine Verständigung, die indeß hier wie überall zunächst ein volles Verständniß des Streitgegenstandes voraussetzt. Und mehr als irgendwo sonst wäre gerade bei dieser Frage ein volles Verständniß zu wünschen; denn der Mangel an vollem Verständniß trübt und verfälscht gerade hier tagtäglich das gesunde Urtheil.

Wir Anwälte können fast täglich die Erfahrung machen, daß in Folge der stetigen Klagen sich das rechtsuchende Publikum ein ganz falsches Bild von den Prozeßkosten macht. In der That sind die Kosten besser, als ihr Ruf. In ihrer Gesamtheit sind sie kaum ausreichend, die Kosten des staatlichen Justizapparates zu decken und den Anwälten ein standesgemäßes Einkommen zu sichern. Auf die Einzelfälle aber sind sie — und daher rühren die häufigen und berechtigten Klagen — so unangemessen und so unbillig vertheilt, daß in vielen, vielen Fällen ganz unangemessene, ja oft geradezu himmelschreiende Resultate sich ergeben. Leider liegt es nun in der Natur des Menschen begründet, daß die Fälle, in denen die Kosten außer Verhältniß zur Sache stehen — so gerin gauch ihre Zahl gegenüber der großen Gesamtheit ist! — laute Klagen hervorrufen, während alle die Fälle, in denen ein richtigeres Verhältniß stattfindet, mit Stillschweigen vorübergehn.

In welchem Verhältniß sollen denn die Kosten zur Sache stehen? Die

Kosten sollen so vertheilt sein, daß die kleinen Sachen wenig, die größeren Sachen mehr Kosten tragen, weil eben die größeren Sachen mehr Kosten vertragen können. Weiter aber erscheint es, namentlich was die Honorirung der Anwälte anbelangt, als eine der ersten Forderungen der Billigkeit, daß eine langwierige mühevollte Thätigkeit entsprechend hoch bezahlt, eine einfache mühelose Leistung dagegen auch mit entsprechend geringem Entgelt bedacht werde. Diese Abstufung nach einem doppelten Gesichtspunkt ist theoretisch unvergleichlich schön. Unsere Kostengesetze schließen sich derselben an, und suchen ihr auch nach beiden Seiten hin zu entsprechen. Sehen wir an einigen Beispielen, mit welchem Erfolg!

Ich hatte, als ich noch am Landgericht zu P. thätig war, eines Tages drei Wechsel für den nämlichen Mandanten einzuklagen, Wechsel über 17 000, 14 500 und 11 000 Mk. Die Sachen gelangten gleich beim Beginn der Sitzung zum Aufruf, und in weniger als drei Minuten waren die Urtheile erwirkt. Meine Gebühren betrugen 340 Mk.; die Entrüstung meines Mandanten glaube ich noch heute zu sehen. In derselben Sitzung stand auch einer von den vielen Terminen an, in denen ich die Rechte eines Schäfers zu vertreten hatte, der mit dem Eigenthümer seiner Heerde in Streit gerathen war. Der Mann klagte seinen Hirtenlohn von etwa 30 Mk. ein; das Amtsgericht hatte ihm nur 12,50 Mk. zuerkannt, und er hatte dagegen Berufung eingelegt. Der Eigenthümer fand den Lohnsatz an sich zu hoch; es seien auch zu viele Tage in Rechnung gestellt. Dann aber habe der Schäfer zugesagt, für die Hütung der Schafe Waaren bei dem Eigenthümer, der gleichzeitig einen kleinen Specereihandel betrieb, zu entnehmen, habe auch verschiedene Waaren entnommen, außerdem ein Darlehen erhalten. Den Empfang des Darlehens konnte mein Schäfer nicht bestreiten, weigerte sich aber, dasselbe auf seinen Arbeitslohn verrechnen zu lassen, zumal es noch nicht gekündigt sei. Waaren habe er allerdings entnommen, dem aber stünden andere Leistungen seinerseits gegenüber; habe er doch im vergangenen Jahre Arbeiten auf dem Gute seines Gegners angenommen, wofür er nach übergebener Aufstellung 115,50 Mk. zu erhalten habe; es sei ihm hierauf nur 73,95 Mk. baar gezahlt, und auch hierbei vereinbart, daß der Rest an Waaren zu entnehmen sei, und nun habe er die fraglichen Waaren auf diesen Rest, nicht aber zur Anrechnung auf seinen Hirtenlohn entnommen. Die Entgegnung hierauf — . . . doch ich will die Geduld meiner Leser nicht mit einer bloßen Aufzählung der Streitpunkte ermüden; es genüge anzuführen, daß in dieser Sache 14 oder 15 Mal vor dem Gericht verhandelt wurde, daß jede Verhandlung eine langwierige Vorbereitung erforderte, daß meine Partei sich wenigstens zwanzigmal mit mir über die Sache besprechen mußte, daß die schriftliche Fixirung der Streitpunkte ein dickes Aktenheft füllte, und daß diese Bemühungen schließlich tagmäßig mit — sechs Mark entlohnt worden sind! Es wären nicht sechs Mark gewesen, sondern vier, wenn nicht ein Duzend

Zeugen wären vernommen worden. Und doch beschwerte sich mein Client, als er den Proceß verloren hatte, bitter über die Höhe der Kosten. Der Mann hatte allerdings von seinem Standpunkte nicht Unrecht; hatte er doch außer meinem Honorar ein gleiches für den Gegenanwalt und 7,20 Mk. an Gerichtskosten aufzuwenden gehabt, außerdem aber an Auslagen (Labungskosten, Schreibgebühren, Porti, Zeugengebühren, Pfändungskosten) mehr als 40 Mk. bezahlen müssen, so daß der geringfügige Proceß ihn mehr als 60 Mk. gekostet hatte!

Ich gebe gern zu, diese beiden Fälle sind extreme; aber gerade die extremen Fälle sind es, welche laute Klagen hervorrufen, und diese Klagen richten sich dann nicht gegen die Unbilligkeit im Einzelfall, sondern gegen die angebliche Höhe der Kosten überhaupt.

Gehen wir nun dazu über, unsere Kostengesetze kennen zu lernen, ihre Vorzüge und ihre großen Fehler zu betrachten, und schließlich darüber zu Rathe zu gehen, wie diese Vorzüge bewahrt, diese Fehler aber beseitigt werden könnten. Verzeihe mir der geneigte Leser hierbei von vorn herein, daß ich als Rechtsanwalt das mir zunächst Liegende, die Anwaltsgebühren, vorzugsweise in Betracht ziehe!

Das, theoretisch so schöne, Princip unserer Kostengesetze ist also, daß die Kosten desto höher sein sollen, je größer das Proceßobject ist, und wiederum desto höher sein sollen, je größer der Umfang des Processes ist. Nun ist aber dieses, theoretisch ja so vortreffliche, Princip leider praktisch ganz unausführbar. Die gedachten Gesetze haben es durchzuführen versucht, und sie haben statt der erstrebten Angemessenheit der Kosten die krassesten Unebenheiten hervorgerufen, oft die geringste Mühe mit unverhältnismäßig hohem Lohn, oft die größte Mühe mit kläglich geringem Entgelt bedacht; oft das Object durch Kosten verschlingen lassen, und oft für die schleunigste und erfolgreichste Hülfe verschwindend geringe Beträge angelegt!

Um zunächst die Kosten nach der Größe der Proceßobjecte abzustufen, greift das Gesetz zur Bildung bestimmter Kategorien, sog. Werthstufen. Die erste Werthstufe begreift die Objecte bis zu 20 Mk. einschließlich, die zweite diejenigen bis zu 60 Mk., die dritte bis zu 120 Mk.; die fünfte Klasse greift von 200 bis 300 Mk., die zehnte von 1200 bis 1600 Mk. Jeder dieser Stufen entspricht eine feste Gebühr, sog. Pauschgebühr, und zwar beträgt diese Gebühr für die oben herausgegriffenen Werthstufen:

1	2,40	4,60	11	und 38 Mk. für das Gericht,
2	3	4	10	und 32 Mk. für den Anwalt.

Wie unvollkommen diese Abtheilung nach Werthstufen ihrem Zweck entspricht, werden wir in der Folge sehen. Noch weit unvollkommener aber ist der gesetzliche Schematismus, wo es sich darum handelt, die Kosten nach dem Umfange des Processes, nach der Weitläufigkeit der Sache abzustufen; hier gerade schlägt die theoretische Ordnung in die denkbar größte praktische Widersinnigkeit

über. Statt der unendlichen Mannigfaltigkeit der Fälle auch nur einigen Spielraum zu gewähren, scheidet der Gesetzgeber den Proceß in 3 Stadien und bestimmt für jedes Stadium die einmalige Pauschgebühr, in der oben angegebenen Höhe. Das Gericht erhebt die jeweilige Pauschgebühr für die Verhandlung, für die Beweisaufnahme und für die Entscheidung; der Anwalt erhebt sie für die Proceßleitung, für die Verhandlung und für die Beweisaufnahme nebst Darlegung derselben. Man braucht sich nun lediglich eine Vorstellung davon zu machen, was Alles unter einer solchen Kategorie enthalten oder auch nicht enthalten sein kann, um so viele Klagen über die Höhe der Proceßkosten zu verstehen und zu würdigen. Von den beiden oben dargelegten Beispielen waren im ersten Falle, im Wechselproceß, $1\frac{1}{2}$ Stadien des Proceßes in einer hohen Werthstufe durchgemacht, während der Proceß des Schäfers 3 Stadien in einer niedrigen Werthstufe erfüllte; in beiden Fällen ist das Mißverhältniß der Kosten in die Augen springend.

Unter der durch die jeweilige Pauschgebühr zu entgeltenden Proceßleitung des Anwaltes ist zu verstehen sein mündlicher oder schriftlicher Verkehr mit der Partei, die Fertigung der Klagen und Schriftsätze, endlich die Beaufsichtigung und Betreibung der Sache durch Ladungen, Zustellungen, Mittheilungen. Ein Theil dieser Mühewaltung ist überwiegend mechanischer, ein anderer überwiegend geistiger Natur. Es ist aber klar, daß die geistige sowohl als die mechanische Thätigkeit in dem einen Falle sehr umfangreich und schwierig sein wird, in dem andern Falle dagegen kaum merklich ist. In dem einen Proceß genügt es, daß der Mandant einen Rechnungsauszug beibringt, welchen der Anwalt prüft und seinem Bureau zur weiteren Besorgung übergiebt; in einem andern Falle erfordert die Sache die Erforschung eines verwickelten Thatbestandes, ein Studium schwieriger Rechtsfragen, eine mannigfache, anstrengende, allseitige Bemühung. Wäre es da nicht die erste Forderung der Billigkeit, daß in dem letzteren Falle das Honorar ein zehnmal höheres wäre, als in dem ersteren? Unser Gesetz genügt diesem Erforderniß aber in keiner Weise. Handelt es sich um das nämliche Object, so ist in beiden, einander kaum gleich zu stellenden Fällen das Honorar das gleiche; sind aber die Objecte verschieden, handelt es sich etwa im ersteren Falle um 2000, im letzteren Falle um 20 Mk., so ist die mühelose Thätigkeit im ersten Falle mit 36 Mk., die Mühe des zweiten Falles mit 2 Mk. entlohnt. Während in dem einen Falle im Handumdrehen eine Liquidation entsteht, die man sich schämen möchte zu präsentiren, wird im anderen Falle die Stunde geistiger anspannender Thätigkeit mit 20 Pfennigen und weniger gelohnt.

Und um nichts besser steht es mit der Verhandlungsgebühr; auch hier das offenbarste Mißverhältniß zwischen Leistung und Lohn, oft hoher Lohn für geringe Leistung und oft eine Tagelöhnerbezahlung für mühevollen geistigen Arbeit. Zuweilen muß der Client für eine einzige Verhandlung 50 Mk. erlegen; aber wie oft kommt es dagegen vor, daß nach zehn oder

zwölf Terminen, deren jeder eine eingehende Vorbesprechung und Vorbereitung erforderte, eine Gebühr von 3 oder 4 Mk. fällig geworden ist! Steigt oft dem Anwalt mit Recht hierüber der Unmuth auf, so mag er sich damit trösten daß die ersteren Fälle die letzteren ausgleichen, und schließlich ein angemessenes Gesamtergebnis erzielt wird. Dem Mandanten dagegen kann man es nicht verargen, wenn er in dem ersteren Falle laute Klagen erhebt. Nur geht er in 99 unter 100 Fällen zu weit, indem er nicht die unbillige Wirkung der Kostengesetze in seinem Falle, sondern generell die Höhe der Kosten beklagt; er glaubt selber und verleitet auch seine Mitbürger zu dem irrigen Glauben, als sei ein durchgreifender Mißstand vorhanden, der nur durch eine gründliche Herabsetzung der Kosten zu beheben sei. Wer unsern obigen Ausführungen gefolgt ist, wird erkennen, wie sehr der Mann im Irrthum ist, aber auch, wie sehr reformbedürftig unsere Kostengesetze sind. Das Ziel wenigstens, die Kosten der Mühewaltung möglichst anzupassen, haben sie mit ihren drei Pauschgebühren vollständig verfehlt.

Aber auch mit dem anderen Princip ist es nicht besser gegangen, mit dem Princip der Anpassung der Gebühren an die Höhe des Streitgegenstandes. Will sich der geneigte Leser die Mühe machen, unsere Bemerkungen über die Werthstufen zu recapituliren, so wird er finden, daß nach dem gesetzlichen Schematismus der Proceß über 5 Mk. genau so viel kostet, wie der über 20 Mk., der Proceß über 21 Mk. aber ebenso viel wie der über 60 Mk. Und doch gehen Kosten, die bei einem Streitwerthe von 60 Mk. angemessen sind, bei einem Betrag von 21 Mk. über alles Erträgliche hinaus. Das ist alles Andere eher als Anpassung der Kosten an den Streitwerth! Und doch wäre mit einer genaueren Anpassung der Gebühren noch wenig geholfen; die sich immer gleichbleibenden Auslagen verderben die ganze Rechnung. Woher kommt die allgemeine Klage über Proceßkosten bei geringen Objecten? weshalb hat mein Schäfer mehr als 60 Mk. für seinen kleinen Proceß zahlen müssen? Die Gebühren waren so gering, daß sie für die erhebliche Mühewaltung eines akademisch gebildeten Mannes wie Hohn klingen; kein Arzt würde für gleichen Lohn eine gleiche Thätigkeit übernehmen. Aber nun erscheinen die Auslagen, die in kleinen Sachen ganz dieselben sind wie in den größeren; in den größeren Sachen bilden sie ein bloßes Anhängsel der Gebühren, bei kleinen Sachen aber drängen sie die Gebühren gänzlich in den Hintergrund, und sie sind es zumeist, die „das Object durch Kosten verschlingen.“ Ist aber auch diese Klippe glücklich vermieden, so schlagen schließlich die Gerichtskosten, die Gebühren beider Anwälte, die Ladungs-, Pfändungs- und Beitreibungskosten, die Zeu- gengerichte, Alles über Einem Haupte zusammen; und wenn so alle Kosten auf Einen Mann getrieben werden, auf die unglückliche verlierende Partei, da muß allerdings auch bei den geringfügigsten Gebührensätzen in kleinen Sachen die Angemessenheit der Proceßkosten zu dem Werthe des Streitgegenstandes ein frommer, ein sehr frommer Gedanke bleiben! —

Das sind unsere Kostengesetze, ihr schönes Princip und ihr wenig erfreuliches Resultat. Gegen dieses Endergebiß ist vor Kurzem ein Gesetzentwurf in's Feld geführt worden, welcher im Wesentlichen Folgendes vorschlug: Eine halbe Pauschgebühr des Anwaltes kommt in Fortfall, in Versäumnisfällen wird die Verhandlungsgebühr von fünf Zehnthellen auf drei Zehnthelle herabgesetzt, die Schreiberlöhne des Anwaltes werden ihm nicht erstattet, seine Reisekosten ermäßigt, die Gerichtskosten bleiben die nämlichen. Es war dies ein Recept, geeignet Wunden zu schlagen, nicht Wunden zu heilen. Wäre dieser Entwurf Gesetz geworden, so wäre der Anwaltstand, dessen Stellung ohnehin seit Jahrzehnten nicht so präkar gewesen ist, wie jetzt, auf die Stufe eines geistigen Proletariats gebracht, dem Publikum aber wäre doch nicht geholfen worden. Denn eine zur Leistung außer allem Verhältniß stehende hohe Gebühr wird nicht dadurch erträglicher, daß man sie um einige Mark ermäßigt, und ebensowenig wird der Gesetzgeber begründeten Klagen dadurch gerecht, daß die Kosten stellenweise statt 100% des Streitwerthes fortan nur 95% desselben betragen würden. Da wo Klagen berechtigt sind, hätte die Novelle keinerlei wesentliche Abhülfe geschaffen, dagegen wäre in tausenden von Fällen die jetzt schon unangemessen geringe Entlohnung des Anwalts noch um einige Grade kärglicher bemessen worden. Durch einseitige Reduction einiger Sätze kann da nicht geholfen werden, wo das ganze System so sehr in seinen Wurzeln krankt, daß die sinnreichsten Principien ein Zerrbild, ein widersinniges Resultat ergeben.

II.

Das mangelhafte, den Verhältnissen der Einzelfälle sich nicht genügend anschmiegende System unserer Kostengesetze ruft, wie wir gesehen haben, in Verbindung mit der Höhe der Auslagen, selbst bei kleinen Objecten, und in Verbindung mit dem Princip der Kostenabwälzung auf die verlierende Partei die lebhaften Klagen über die Höhe der Proceßkosten hervor, Klagen, die in vielen Einzelfällen berechtigt sind, aber doch mit Unrecht generalisirt werden. Eine Abhülfe dieser Klagen ist auf dem Wege, welchen die Novelle vom Jahre 1886 einschlagen wollte, nicht zu erreichen; vielmehr ist durchgreifende Abhülfe nur zu erwarten von einem Verlassen des fehlerhaften Systems. Und so erwächst uns jetzt die schwerere Aufgabe, darzuthun, wie sich eine bessere Bemessung und Abstufung der Kosten erreichen ließe.

Nun wäre nach Ansicht des Verfassers schon eine ganz wesentliche Verbesserung zu erzielen, wenn man den schlimmsten Fehler des geltenden Systems, die Starrheit seiner Werthstufen und Pauschgebühren abstoßen wollte. Denn es ist widersinnig, von einem Proceß über 21 Mk. dieselben Gebühren zu erheben wie von einem solchen über 60 Mk., und nicht minder widersinnig ist es, für die Vernehmung eines einzigen Zeugen dieselbe Gebühr wenn die Werthstufen gleich, vielleicht sogar die zehnfach

höhere Gebühr wenn die Werthstufen verschieden sind, zu gewähren, wie für die Vernehmung von zwölf Zeugen in einer anderen Sache. Um solchen Widersinnigkeiten zu begegnen, mache man die Werthstufen und Pauschgebühren geschmeidiger gegenüber der Mannigfaltigkeit der Einzelfälle, man sehe sie als das an was sie nur sein können, als Normen, nicht als feste Maßstäbe, da sie in der That keine constanten Größen sind.

Es wäre leicht durchzuführen und würde so mancher Klage die Spitze nehmen, wollte man statt nach weitfassenden Werthstufen eine Bemessung der Gebühren nach Procenten des Streitgegenstandes vorschreiben; wer über 21 Mk. processirt, hätte dann *ceteris paribus* auch nur ein Drittel der Kosten zu tragen wie der, der über 60 Mk. processirt. Indessen wäre es leicht, einen Schritt weiter zu thun, und, wenn einmal nach Procenten des Streitwerthes gemessen wird, den Procentsatz etwas gleichmäßiger zu gestalten, und dadurch die kleinen Objecte zu entlasten. Die heutige Pauschgebühr für jedes Proceßstadium beträgt bei einem Streitwerthe von

2 Mk.	2 Mk. = 100 %	des Streitgegenstandes
20 Mk.	2 Mk. = 10 %	"
21 Mk.	3 Mk. = 14 %	"
60 Mk.	3 Mk. = 5 %	"
120 Mk.	4 Mk. = 3 %	"
121 Mk.	7 Mk. = 6 %	"
1 600 Mk.	32 Mk. = 2 %	"
16 000 Mk.	80 Mk. = 1/2 %	"

Wäre es da nicht angebracht, die kleinen Objecte zu entlasten, und überall eine Gebühr von 3 % für jedes Proceßstadium zu erheben? oder, will man nicht so radikal vorgehen, die höchsten Streitwerthe immer mit 2 %, die geringsten aber niemals mit mehr als 5 % zu belasten?

In gleicher Weise wären die für jedes Proceßstadium bestimmten Pauschgebühren umzugestalten. Die Gebühr ist heute unabänderlich vorbestimmt. Sie beträgt bei einem Streitwerth zwischen 200 und 300 Mk. für die Proceßleitung des Anwalts 10 Mk., nicht mehr und nicht weniger; mag die Proceßleitung in der fast mechanischen Formulirung einer einfachen Klageschrift bestehen, oder mag sie weitgreifende Studien, anhaltende, unausgelegte Mühewaltung erfordern. Weshalb dieselbe starre Gebühr, während die Mühewaltung, die sie vergüten soll, nichts weniger als vorbestimmt ist? Geradezu nothwendig ist es, will man nicht Tag für Tag die anscheinend begründetsten Klagen hervorrufen, diesen starren Gebührensätzen eine gewisse Latitüde einzuräumen, ein minimum und ein maximum festzusetzen, zwischen welchen beiden je nach den Besonderheiten des Einzelfalls die Gebühr zu bemessen ist. Dann endlich wird der Anwalt nicht mehr genöthigt sein, heute für eine geringe Mühe anstößig hohe Gebühren zu erheben, und dafür morgen sich für eine lange mühevollen Thätigkeit mit einem jammervollen Gebührensatze abfinden zu lassen.

Diese beiden Vorschläge, die Bemessung der Gebühren nach Procentsätzen des Streitwerthes, und die Bestimmung von Höchst- und Mindest- Gebührensätzen scheinen sich allerdings einander auszuschließen. Jede einzelne dieser Reformen würde nun für sich allein schon den heutigen Uebelstand durchgreifend mildern; indessen ist es durchaus an- gängig beide Reformen miteinander zu verbinden. Zu diesem Zwecke möge man Folgendes erwägen.

Nach dem theoretisch richtigen Princip unserer Kostengesetze sollen die Gebühren einerseits dem Werthe des Streitgegenstandes, anderseits dem Umfange der Thätigkeit entsprechen. Dieses Doppelprincip hat jedoch das Mißliche, daß es auch hier unmöglich ist, zweien Herren zugleich zu dienen. Dem Zahlungspflichtigen erscheint nach verzeihlicher menschlicher Schwäche jede Zahlung, die er leisten muß, eher zu hoch als zu niedrig, und unsere Doppelbemessung gestattet ihm, sich nach Belieben auf den einen oder den anderen Standpunkt zu stellen, um sein Mißvergnügen zu begründen. Nun muß nach unserem Doppelprincip bei einem hohen Object die Gebühr selbst für eine geringe Mühewaltung eine gewisse Höhe erreichen; ebenso muß aber auch bei einem kleinen Object die Gebühr für eine bedeutende Mühewaltung im Verhältniß zum Streitgegenstand hoch erscheinen. Auf diese Weise bietet sich dem Zahlungspflichtigen ein anscheinend ganz be- gründeter Anlaß, die Gebühr als zu hoch zu verschreien, indem er sie ganz nach Belieben bald nur mit dem Streitwerthe vergleicht und die bedeutende Mühewaltung außer Acht läßt, bald mit der geringfügigen Mühe vergleicht und den hohen Streitwerth vergißt. Ich möchte behaupten, daß die Mehr- zahl der Beschwerden auf diese willkürliche Wahl des Standpunktes zurück- zuführen ist. Ich darf an die Eingangs von mir dargelegten beiden Fälle erinnern. Mein großer Wechselproceß erzeugte Beschwerde wegen des Mißverhältnisses meiner geringen Thätigkeit zu der hohen Gebühr; daß ein so hohes Object in Frage stand, wurde von meinem Mandanten nicht genügend bedacht. Der Schärer dagegen klagte über das schließliche Miß- verhältniß der Kosten zu dem geringen Streitgegenstand, während doch wahrlich meine mühevollen Thätigkeit karg genug bezahlt war.

Nun gäbe es meines Erachtens wohl ein Mittel, um unter Beibe- haltung des an sich ja vortrefflichen Doppelprincips diesem Mißstande ab- zuhelfen. Unser Doppelprincip, Abstufung der Kosten nach dem Streit- werthe und nach dem Umfange der Thätigkeit, ist nämlich eben so vor- trefflich und praktisch für die Bemessung der Proceßkosten im Ganzen, als fehlerhaft und unausführbar für die Bemessung der Gerichts- und der Anwaltskosten je für sich. Die Gerichtskosten werden von dem rechtsuchenden Publikum mit Recht als Justizsteuern betrachtet, welche von einem hohen Object hoch, von einem geringen Object gering zu erheben gerecht und natürlich erscheint. Ganz anders aber ist es mit den Anwaltsgebühren. Zum Rechts- anwalt kommt das Publikum wie zum Arzt, es bezahlt ihm seine Thätigkeit.

Es ist wohl geneigt, eine aufopfernde, mühevoll Thätigkeit reichlich zu vergüten, selbst bei einem geringen Object; es empfindet es dagegen als unbillig, wenn für eine ganz geringfügige Thätigkeit, nennleich bei hohem Streitgegenstande, eine hohe Gebühr in Rechnung gestellt wird.

Und diesem Rechts- und Billigkeitsgeföhle schlägt unsere jetzige Gebührenordnung geradezu in's Gesicht. Sie bemisst Gerichtskosten und Anwalts-honorar nach ganz denselben Principien, während doch bei den ersteren das Object, bei dem letzteren die Thätigkeit es ist, nach welcher der Zahlungspflichtige mit Recht seine Zahlungspflicht bemisst. Reformire man daher diese Gebührenordnung dahin, daß die Gerichtskosten wesentlich nach Höhe des Streitgegenstandes, die Anwaltsgebühren aber wesentlich nach dem Umfange der Thätigkeit des Anwalts bemessen werden!

Die Gerichtskosten seien wesentlich nach der Höhe des Streitgegenstandes bemessen; nur, möchte ich vorschlagen, mit Unterschied danach, ob das Urtheil ohne Streitverhandlung im Versäumnisverfahren ergeht, oder ob eine Streitverhandlung stattfindet. Wenn der Kläger gehalten ist, 5% des Streitwerthes als Gerichtskostenvoranschuß einzuzahlen, und der Beklagte, welcher den Anspruch bestreitet, ebenfalls 5% des Streitwerthes zu erlegen, so wird die Gerichtskasse mit der Erhebung von 5% bez. 10% des Streitwerthes statt der bisherigen Gebühr schwerlich einen Ausfall erleiden, während es eben so wenig jeder der streitenden Parteien zur übermäßigen Beschwerde gereichen wird, 5% des Streitwerthes als Gerichtskosten zu erlegen.

Die Anwaltsgebühren dagegen seien hingegen wesentlich nach der Thätigkeit des Anwalts bemessen, mit der Unterscheidung etwa von Sachen großen, mittleren und geringen Streitwerthes. Drei Gebührensätze, entsprechend diesen drei Kategorien, seien vorgesehen für die Formulirung der Klage- und Einlassungsschrift, für jeden Termin und für jede Vakation, d. h. für jede Stunde in anderer Weise auf die Sache verwendeter Thätigkeit. Da aber die Abfassung einer Klageschrift, die Wahrnehmung eines Termins u. in den verschiedenen Einzelfällen ein sehr verschiedenes Maaß von Thätigkeit erfordert, so sei jede der hierfür bestimmten Gebühren mit einem Höchst- und einem Mindestbetrage ausgeworfen.

Eine derartige Ordnung der Gebühren, das glaube ich annehmen zu dürfen, würde gestatten, die Gesamteinnahme des Justizfiskus und der Anwälte auf der bisherigen Höhe zu erhalten, von der sie ohne Schädigung der Justizpflege unmöglich abgehen kann, und gleichwohl die Klagen des Publikums zu beheben, da dieselben wesentlich auf der jetzigen fehlerhaften Abstufung der Kosten beruhen. Wünschenswerth wäre es dann noch, auch die beiden weiteren Quellen berechtigter Unzufriedenheit zu verstopfen: die jetzige Höhe der Auslagen selbst bei geringen Objecten, und die schließliche Abwälzung der Kosten auf Eine Partei.

Die Auslagen sind es, welche vor Allen die kleinen Prozesse vertheuern, da sie in kleinen Processen denselben unveränderlichen Satz auf-

weisen wie in großen. Durch zweierlei Mittel ist dem Uebelstande abzu-
zuhelfen. Einmal sollten überhaupt die Auslagen eingeschränkt werden, wenn
der Streitwerth gering ist; und sodann sollte man die Auslagen in kleinen
Sachen theilweise auf die größeren Sachen abwälzen. So sonderbar das
letztere klingt, so einfach ist es durchzuführen, indem man die regelmä-
ßig und annähernd gleichmäßig wiederkehrenden Auslagen, wie Zustellungs-
kosten, Porti- und Schreibgebühren nicht besonders liquidiren läßt, sondern an
ihrer Stelle einen Zuschlag zu den Gebühren bewilligt, welche ja bei den
Gerichtskosten durchaus, und einigermaßen auch bei den Anwaltsgebühren, mit
der Höhe des Streitgegenstandes steigen und fallen sollen.

Eine Einschränkung der Auslagen in kleinen Sachen ließe sich leicht
durch Vereinfachung vor Allem der Zustellungen bewirken. Sodann wäre,
was allerdings im Wesentlichen nur durch Gerichtsgewohnheit zu erreichen
wäre, auf eine Beschränkung des Schreibwerks und vor Allem auf eine
Einschränkung des kostspieligen Zeugenbeweises in kleinen Sachen zu halten.

Werden, nachdem auf diese Weise die Gebühren angemessener abge-
stuft, die Auslagen vermindert sind, die sämmtlichen Kosten der verlierenden
Partei auferlegt, so wird sie an dieser Kostenlast erheblich leichter als gegen-
wärtig zu tragen haben. Und doch wäre wohl als Schlußstein der Reform
zu erstreben, daß mit der unseligen Methode gebrochen werde, dem ver-
lierenden Theil unter allen Umständen die gesammten Kosten, die
Gerichtskosten, die Kosten beider Anwälte, sämmtliche Auslagen bei der Theile
zur Last zu legen. Es liegt dieser Maßnahme wie den meisten unrichtigen
Maßnahmen ein berechtigter Gedanke zu Grunde: wer einen ungerechten
Proceß führt, der soll seinen Gegner nicht durch seinen ungerechten Angriff
schädigen dürfen, er soll ihm zum Mindesten den sofort liquide zu stellenden
Schaden, seine Auslage an Proceßkosten, vergüten. Nun besteht aber, eben
so wenig wie die Welt nur aus Engeln und Teufeln à la Marlitt besteht,
das proceßführende Publikum ganz und gar nicht einestheils aus Leuten,
die mit Unrecht, Habgier und Eiskälte sich auf ihr Opfer stürzen, und
andererseits aus frommen rechtlichen Leuten, die, vom Unrecht bedrängt,
nichts als ihr gutes Recht verfolgen oder vertheidigen. Es steht vielmehr
in nicht streitigen (Versäumnis-) Sachen der unzweifelhaft im Recht be-
findliche Gläubiger durchweg einem Schuldner gegenüber, der gern zahlen
möchte, aber nicht, wenigstens nicht sofort, zahlen kann. Da ist es un-
gebührlich hart gegen die Schuldner und in keiner Weise gerechtfertigt für
den Gläubiger, die sämmtlichen Proceßkosten dem Schuldner zur Last zu
setzen. Mancher Schuldner, der sonst noch wieder empor gekommen wäre,
ist durch Kosten mehr als durch Zinsen ruinirt worden. Der Gläubiger
hingegen erlangt durch seinen vollstreckbaren Titel ein unzweifelhaftes wirth-
schaftliches Gut; Sicherung seiner bedenklich gewordenen Forderung; und
da ist es doch billig und recht, daß er dieses wirthschaftliche Gut wie jedes
andere bezahlen muß. Weshalb soll denn der Gläubiger, der bereit-

willig einem Auskunftsbureau für ertheilte Auskunft oder einem Inkassoinstitut für Einziehung seiner Forderung einen Procentsatz derselben überläßt, nur dann nichts zahlen dürfen, wenn ihm die Staatsanwaltschaft ihre machtvolle Hilfe verleiht; nichts zahlen zum Nachtheil des genugsam bedrängten Schuldners, dem er vielleicht leichtsinnig geborgt hatte, und zum Nachtheil der übrigen Gläubiger, die dasjenige für ihre Forderung nicht mehr verwerten können, was er ihnen auf Rechnung seiner Kosten vorweg genommen hat!

Und noch weniger ist es in streitigen Sachen gerechtfertigt, dem Unterliegenden die Kosten sämmtlich aufzuerlegen. In streitigen Sachen trifft es doch durchweg nicht zu, daß dem gerechten Manne der arglistige tückische Rechtsfeind gegenüber steht; in der weitaus größten Zahl der Fälle glauben beide Theile in ihrem Recht zu stehen. Unsere Methode wäre berechtigt, wenn der Unterliegende durchweg der Schuldige und Schuldbewusste wäre; nun wäre aber im Gegentheil die Behauptung mehr als kühn, daß der objectiv Schuldige durchweg unterliegt und der objectiv im Recht stehende oben bleibt. Denn ob ich Recht behalte, das hängt ja in erster Linie nicht davon ab, wie die Sache sich wirklich zugetragen hat, sondern davon, wie sie sich auf Grund der Beweisführung dem Richter darstellt. Habe ich für meine Behauptung keinen Zeugen, oder drückt sich mein Zeuge nicht richtig, nicht bestimmt aus, so verliere ich den Proceß trotz meines besten Rechtes! Ist aber die Beweisnahme erschöpfend genug ausgefallen, so läßt sie sich, das weiß jeder praktische Jurist zur Genüge, mit Gründen diesseits und jenseits, nach dieser oder jener Seite darstellen und deuten. Und wenn, ein in streitigen Sachen immerhin seltener Fall, das Sachverhältniß über allen Zweifel klar gestellt ist, so ist oft die Rechtsfrage mehr als zweifelhaft. Dem Seufzer „Was ist Wahrheit?“ können wir wahrlich den Seufzer anreihen „Was ist Recht?“ Wie viele treffliche Erkenntnisse verschiedener Instanzen über dieselbe Sache und denselben Sachverhalt entscheiden jedes anders wie das andere! Alle Hochachtung vor unserer Rechtspflege; aber sie ist und bleibt ein Menschenwerk mit allen menschlichen Unvollkommenheiten. Bei den besten Gesetzen und den besten Richtern wäre es eine pharisäische Ueberhebung, den Unterliegenden durchweg als den Schuldigen, geschweige als den Schuldbewussten anzusehn. Können wir das aber nicht — wie können wir es rechtfertigen oder nur entschuldigen, daß dem unterliegenden Theil eine so schwere Strafe auferlegt wird, als es die Tragung sämmtlicher Kosten aller Instanzen und aller Betheiligten ist?

Ist die gerügte Methode ungerecht, so ist sie nicht minder schadenbringend für alle Betheiligten und für die gesammte Rechtspflege. Denn wer erwägt, welch eine Gesamtkostenlast ihn im Falle des Unterliegens treffen wird, der muß sich dreimal bedenken, einen Proceß anzustellen oder aufzunehmen, dessen Ausgang nicht ganz zweifellos und verbrieft ist. Jeder

Anwalt weiß, wie verantwortlich es ist, einem Rathsuchenden die Anstellung eines Processus zu empfehlen; je nach dem Ausfall der Beweisaufnahme und der Entscheidung der Rechtsfrage ist ein Unterliegen bei der gerechtesten Sache möglich, und auf den Unterliegenden regnen von allen Seiten die Kosten zusammen. Ist leider nach menschlicher Unvollkommenheit jeder Prozeß schon ein Wagniß, so sollte man den Einsatz nicht noch dadurch erhöhen, daß man dem Obliegenden vollständige Kostenfreiheit auf Kosten des unglücklichen Unterliegers verspricht; das heißt, den Rechtsuchenden von der Verfolgung auch der gerechtesten Sache abschrecken und dadurch gerade die Chifane und die Arglist ermutigen, die man zurückdrängen will.

Ferner aber — und das führt uns auf unser Thema zurück — ist es platterdings unmöglich, eine derartige von allen Seiten zusammengehaufte Kostenlast in einem anständigen Verhältniß zum Werthe des Streitgegenstandes zu halten, es sei denn bei ganz großen Objecten. Mögen die Kosten noch so sinn- und sachgemäß abgestuft, die Gerichtskosten noch so niedrig gehalten, die Anwaltskosten noch so bescheiden bemessen, die Auslagen nach aller Möglichkeit eingeschränkt sein: so wird doch die Summe aller dieser Kosten nach einigermaßen langwieriger Verhandlung, geschweige denn nach Absolvierung mehrerer Instanzen, das Streitobject erreichen oder übersteigen müssen. Soweit die heutigen Klagen über hohe Prozeßkosten die Gesamtkostensumme und deren Mißverhältniß zum Streitgegenstande betreffen, sind sie nach heutiger Lage der Gesetzgebung einfach unvernünftig. Denn wenn der Prozeß über 50 Mk. nach Beschreitung zweier Instanzen, nachdem er ein Jahr hindurch oder länger vier Richter und vier Anwälte, den Gerichtsvollzieher, eine Menge von Zeugen in Thätigkeit gesetzt hat, an Gesamtkosten des ganzen Apparates nicht mehr als höchstens 20 Mk. kosten sollte, so müßten die betheiligten Organe ihre Dienste ja um Gottes Lohn verrichten. Unrecht aber ist es, dem schließlich, vielleicht nach vielen Schwankungen des Bügels, Unterliegenden die ganze große Gesamtlast aufzubürden; trägt Jeder seine eigenen Kosten, so ist ein sachgemäßes Verhältniß überall wohl zu erreichen. —

Das wären Reformvorschläge, von deren Durchführung ich mir eine jedenfalls bessere Gestaltung des Kostenwesens verspreche, als es die heutige ist. Ueber die Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit derselben mag sich ja streiten lassen, und ich bin gewiß weit davon entfernt, dieselben für nicht verbesserungsfähig und bedrfstig zu halten. Wesentlich daran ist mir gelegen, und das möchte ich durch die vorstehenden Zeilen dargethan haben, daß man, um aus der heutigen Kostenmisere herauszukommen, nicht die Wege wandeln sollte, welche der Entwurf vom Jahre 1886 beschritt, sondern eine durchgreifende Reform des heutigen, in seinen Grundzügen verkehrten, Systems vornehmen muß und soll.



Vier Meerlieder.

Von
Holger Drachmann.
— Dänemark*) —

Allein auf dem Deck.

Auf der Nordsee daher kommt ein Schiff im Sturm,
So schwer auf der See ist sein Schwanken;
Den Bug wäscht Wasser, und Wasser quillt
Durch manchen Leck in den Planken.
Die Waaren im Schiffsraum durchnässt es im Nu.
„Zum Teufel die Waaren, und gäb' es nur Ruh'
Vor der Pumpen ew'gem Spektakel!“
Der Schiffsherr fasst selber am Steuerrad zu,
Das Schiff „lenzt vor Copp und Tafel.“ ¹⁾

So schwankt es von dannen in mäßigem Lauf;
Das Wasser im Raume steigt,
Schon bald an die Deckbalken schlägt es hinauf,
Und rings kein Land sich zeigt.
„So pumpt nun alle Mann,
Pumpt zu! Das wärmt euch die frostigen Finger!“
„Der Alte spricht lustig, und hört man ihm zu,
Scheint Alles in Ordnung und's Rad in Ruh';
Als ob wir nicht schon zwei Tage lang nu
Müßten Rinden nagen so hart wie ein Schuh;
Mit dem Fleische ging es zu Ende,
Und vom Pumpen schon bluten die Hände!“

*) Aus dem Dänischen überseht von H. Sischalig in Dresden.

1) lenzen vor Copp und Tafel = bei schwerem Sturm ganz ohne Segel vor dem Winde fahren.

Der Sturm erbraust, und die Sturzsee droht,
Der Himmel umzieht sich kupferroth,
Blickt unheilfärend herunter.
„Kameraden, zwei Tage lang ließen wir's geh'n;
Doch was uns erwartet, muß Jeder jetzt seh'n,
Wir sinken mit samt dem Plunder!
Dort segelt ein Fischer windwärts ja noch,
Ich denke, wir gehen zum Kapitän;
Und will er nicht mit, so bleibt er dort steh'n,
Allein als Matrose und Steward und Koch!“

Sie preien die Schmaß; 1) und die Schmaß „dreht bei“. 2)
„Kapitän, wir können's nicht ändern;
Doch vernünftigen Zweck hat's keinerlei,
Inlezt mit der Barf noch zu kentern,
Die so morsch und alt schon seit Jahren!
Wir packen nun ein und fahren,
Erlaubt oder nicht, wir fragen nicht mehr,
Und nur für das Pumpen noch danken wir sehr;
Wir fahren mit anderem „Gange“, 3)
So ging es fürwahr schon zu lange!“
Sie sehn, wie's dem Alten an Worten gebricht;
Er drückt den Südwestler tief ins Gesicht
Und läßt einen Blick auf sie fallen,
Der dringt durch die Oeljacken Allen.

„Ihr geht! Nun, Glück auf die Reise wünsch' ich,
Da Ihr es nimmer könnt ändern;
Doch von Bauern gefragt und von Binnenländern,
Vergeßt nicht zu sagen: Ihr lieget im Stich
Den Alten, der draußen mag kentern!
Ihr sagt, die Barf sei alt. Das stimmt,
Geburt und Taufe vereinte uns Beide;
Hab' mit ihr gefegelt in Freud' und im Leide
Und hoff', daß ein gleiches Ende es nimmt.
Wir zwei sind Eins, Ihr könnt's nicht verstehn:
Ihr segelt ja nur für die Heuer! 4)
Wir Beide müssen zusammengehn;
Nun führ' ich allein denn das Steuer!“

Sie nehmen die Kisten und anderen Kram
Hinunter in den norweg'schen Prahm;
Der schaukelt so gut auf den Wogen.
Sie saßen im Prahm und ruderten weg,
Und blickten zu ihm auf das öde Deck,
Von schweren Gedanken durchzogen.

1) preien = anrufen; Schmaß = Fischerfahrzeug, weiter unten Prahm genannt. 2) beidrehen =
dicht beim Winden halten, langsam fahren. 3) Ein Gang ist der Weg, den ein Schiff beim Luvieren in
gerader Richtung bei dem Winde macht, bis es wieder wendet. 4) Heuer = Lohn, Miete des Schiffsvolks.

„Noch kann er ja kommen!“ Ihr Irrthum war groß!
 In's tausende Tafelwerk schwingt er sich fest,
 Er kappt den Beschlagnagel, die Segel sind los.
 Hat keine Mannschaft, doch sichres Besteck, ¹⁾
 Und Alles macht „klar“ ²⁾ nun der Alte. —
 Es braust die See, der Sturmwind brüllt,
 Das Wasser da unten im Schiffsraum schwillt,
 Als ob das Fahrzeug sich spalte.
 Die Faust umklammert das Rad, und es fracht,
 Er steuert den Kurs in die wilde Nacht!
 Sein Schiff war einfach, er selbst gedreht
 Aus dem Holz, das im Sturme nie untergeht!

Bernstein.

Sie weilten am wogigen Meer,
 Und Wellen hüpfen im Tanze
 Dahin mit dem schaumfeuchten Kranze.
 Sie wanderten langsam Hand in Hand
 Und bückten sich oft und suchten im Sand
 Nach Bernstein umher.

Was heim zum Gedenken sie trug —
 Schön ward es geschliffen und wurde ein Herze,
 Es leuchtete hell, wie die herrlichste Kerze.
 Sie trug es am Busen und küßt' es gar sehr,
 Gab dafür ihr eig'nes her,
 Doch das war ein Herze, das schlug!

Er fuhr auf das wogende Meer,
 Sie sah ihn nimmer wieder.
 Sie trug sein Herz unter'm Mieder
 Um eig'nen Herzen in Freud' und Leid,
 Sie wußte nimmer zu scheiden sie beid';
 Und seines war Bernstein — nichts mehr!

1) Besteck ist die Berechnung und Bestimmung des Ortes des Schiffes nach der Seefarte.
 2) Alles klar machen -- Alles in Ordnung bringen und dienstbereit halten.

Kannst Du erklären mir, Meer — ?

Kannst Du, erklären mir, Meer:
Wozu in der Welt ich ringe und strebe?
Weshalb ich hier sitzend im Innersten bebe,
Vergesse die Mahlzeit und starre hernieder,
Fühl' kaum noch die nassen, durchfrorenen Glieder,
Und schaue hinab, beständig bedacht
Zu fassen all' Deine Größe und Macht,
Zu schaffen aus Deiner Stummelodie
Mir Töne ureigner Poesie?

Ach, wenn mein schönstes Spiel veräußert —
Wie viele sind es, die ihm gelauscht?
Wie Viele, die recht von Herzen es meinen,
Ob Freunde sie halb, ganz Mäcene erscheinen?
Ob Freud' meinem Land ich gebracht, ob Gewinn,
Da ich ein Spielmann worden bin?

„Du fragest! Um Antwort ist mir fast bang.
Nur wenig versteh' ich von Dichtung und Sang,
Hab' nie genommen d'rin Unterricht,
Und Sinnen und Grübeln behagen mir nicht.
Doch willst Du wohl wissen sonst meine Meinung:
Nun wohl, wozu ringe und streb' ich hinauf,
Der Wind und ich in Vereinung?

„Wir folgen beständig dem alten Lauf,
Und brausen und sausen und heulen und pfeifen,
Und würden gewiß es schwerlich begreifen,
Wenn Jemand uns mahnte: Halt ein!
Ich singe mein Lied und woge darein,
Bin meist auf der Fahrt, und selten in Ruh'.
Wir sind auf der Reise — was scheert uns das Land? —
Und fragen niemals: Wozu?

„Ich könnte ein Mühlteich vielleicht auch sein
Und könnte ein Mühlenrad drehen;
Gern wollte ich, möcht' es nur gehen!
Doch bin ich nun einmal so zahm nicht und klein;
Man grolle dem Wasser noch so sehr:
Ich kann nicht anders. Ich bin das Meer!“

Vogelschau.

O ja, ich liebe dieses Land,
 Vom Ocean umzogen,
 Wo, wer da wirkt mit rühr'ger Hand,
 Den Blick stets lenkt auf die Wogen.
 Das ist es, was Sinne und Sehnen uns stärkt,
 Daß man es bei jedem Atemzug merkt;
 Das schärft und kräftigt des Sängers Ohr;
 Nur seltsam, kaum Jemand vernahm es zuvor.

Hier liegen nun Fjord und Sund und Belt,
 Und die Sonne scheint auf die bunte Welt;
 Sie scheint so behaglich, so warm und weich
 Auf das dänische Inselreich.
 Den blühenden Inseln erwuchs ein Schwarm
 Von sangesbegabten Söhnen;
 An großen Sängern sind sie nicht arm.
 Sie besangen das Meiste, indessen
 Das Schönste und Höchste vom Schönen,
 Das Meer, ward meistens vergessen.

Ich liebe Dich Land — denn ich liebe Dein Meer;
 Zu Dir zurück muß ich eilen,
 Wie fern ich auch immer mag weilen.
 Und führte ich auch, wie die Väter gethan,
 Auf Deinem Strande einst Fehde,
 Ich liebte den Kampf wie der Ocean;
 Denn Kampflieder sind mir der Wogen Rede.
 Wenn ich in ehrlichem Kampfe tritt,
 Hast Du mich wieder geschlagen;
 Das war in der Jugend Tagen —
 Ich glaub', unsre Rechnung ist quitt!
 Denn sagte ich Dir auch derbe Dinge,
 Es war in deiner Sprache!
 Und der Sprache wogender, weicher Klang
 Ward gehämmert, gefeilt, verwebt zum Gesang,
 Beflügelt zum Schwunge, geschmiedet zum Ringe,
 Bis er tönte wie Wogengebraus;
 Doch Hader und Streit sind nun aus.

Wohl könnt' ich mich lispeln gar leicht und gelind
 In manche gefühlvolle Herzen
 Mit Bitten und sanften Tönen —
 Ich lernte das Singen bei starkem Wind,
 Aus der Wogen Freuden und Schmerzen;
 Ich liebe mein Land und bin als sein Kind
 Bei den guten und echten Söhnen!



Die fische im Haushalt der Natur und in der Küche.

Don
Wolfgang Eras.

— Breslau. —

Ihr, Bild der Freiheit, lebensfrohe Fische!
Wie lieb' ich euch — gebraten auf dem Tische!
A. D. Wöb.

Von den drei Reichen: Luft-, Wasser- und Erdreich ist das zweite wohl das von Thieren am reichsten bevölkerte und vielleicht auch das an Arten reichste. Welch riesiges Contingent stellen allein die Fische! Man kennt etwa neuntausend der Gegenwart angehörige und zweitausend vorweltliche; aber wahrscheinlich hat man erst den geringeren Theil aller jetzt lebenden Arten beobachtet, also bis jetzt von der Mannigfaltigkeit dieser Thierklasse noch keineswegs eine der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung gewonnen. Brehm sagt in seinem „Thierleben“: „Die Fähigkeit der Fische, in den verschiedenartigsten Gewässern, unter den verschiedenartigsten Umständen und Verhältnissen zu leben, ist ebenso außerordentlich wie die Schmiegsamkeit der Vögel anderen Einflüssen gegenüber. Es giebt äußerst wenige Gewässer, in denen man keine Fische findet. Sie steigen von der Niederung aus, den Strömen, Flüssen und Bächen entgegenschwimmend, bis in das Gebirge empor und versenken sich im Meere bis in Tiefen, zu deren genauer Erforschung uns noch heute die Mittel mangeln. Einzelne von ihnen bevorzugen die oberen Wasserschichten, andere halten sich im Gegentheil in den niedersten auf und leben hier unter dem Drucke einer Wassersäule, deren Gewicht wir wohl berechnen, uns aber kaum vorstellen können. Den neuesten Funden zufolge dürfen wir glauben, daß die Meerestiefen viel dichter bevölkert sind, als wir wähnen. Auch die höheren Breitengrade setzen der Verbreitung der Fische kein Ziel. Allerdings sind die Meere des heißen und

gemäßigten Gürtels reichhaltiger an ihnen als die der beiden kalten; aber auch hier beleben sie alle Theile des Meeres in unendlicher Fülle. Die Schaa ren der Säugethiere und Vögel, die Gesellschaften der Kriechthiere und Lurche kann man abschätzen; für die Masse der Fische mangelt uns hierzu jeglicher Anhalt, weil wir nicht wagen dürfen, von dem, was wir sehen, auf das Verborgene zu schließen."

Der Fisch vermag weite Reisen zurückzulegen und große Wechsel in seiner Lebensweise zu ertragen. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl setzt, gleich den winterschlafenden Säugethieren, während mehrerer Monate im Jahre die gewohnte Lebensthätigkeit völlig aus. Sie wühlen sich beim Vertrocknen ihrer Gewässer in den Schlamm ein, verfallen hier in Erstarrung und werden von dem wiederkehrenden regenreichen Frühling in's Leben zurückgerufen.

„Die Fruchtbarkeit der einzelnen Mitglieder der Klasse," sagt Brehm, „ist verschieden, aber unglaublich groß. Lachse und Forellen gehören zu denjenigen Arten, welche wenige Eier legen, denn die Anzahl derselben übersteigt kaum 25,000; schon eine Schleie dagegen erzeugt 70,000, ein Hecht 100,000, ein Barsch 300,000, ein Wels, Stör oder Haufen Millionen. Das Meer würde nicht groß genug sein, um alle Fische zu beherbergen, kämen sämtliche Eier aus und erreichten alle Ausgekommenen die Größe ihrer Eltern."

Aber viele Ursachen wirken zusammen, um diesen Ueberfluß gar sehr zu beschränken. „Von den Millionen der gelegten Eier bleibt ein sehr großer Theil unentwickelt; Tausende und andere Tausende werden von den Wellen an's Ufer gespült und vertrocknen, andere Tausende gerathen in zu tiefes Fahrwasser und gelangen ebenfalls nicht zur Fortbildung. Auf die übrigen lauert ein unzählbares Heer von Feinden aller Arten."

Der Hauptfischvertilger ist wahrscheinlich der Fisch selbst. Es ist der denkbar rücksichtsloseste, brutalste Krieg Aller gegen Alle, welcher von den Fischen beständig geführt wird. Ein warmblütiges Raubthier pflegt nur in seltenen Ausnahmefällen seines Gleichen zu tödten und zu verzehren; der Fisch thut dies kalten Blutes Jahr aus, Jahr ein. Beim Angeln mit der Kunstfliege wäre es mir einmal beinahe gelungen, eine große, stattliche Forelle dadurch in meine Gewalt zu bekommen, daß sie, als von einer etwa zweifingerlangen Forelle meine Fliege beim Auswerfen genommen worden war, wie ein Pfeil herzu schoß und die gefangene Kleine zu verschlingen suchte. Erst als ich beide in's Landungsnetz dirigiren wollte, gelang es der großen, sich wieder loszumachen. Ihre Zähne hatten der gelandeten Forelle ziemlich tiefe Wunden geschlagen. Dem Engländer Horrocks, der ein vortreffliches Buch über Fliegenfischerei geschrieben hat, passirte etwas Aehnliches.

Sehr merkwürdig ist es nun, daß das Räuberthum eines Fisches die Güte und Schmachthaftigkeit seines Fleisches nicht beein-

trächtig, wie dies bei den warmblütigen Raubthieren der Fall ist, wenigstens der Fall sein soll.

Ich kann ein eigenes Urtheil abgeben über geräucherte Bärenschinken, gebadene Bärenklauen und gebratenen Fischotterrücken. Meines Erachtens gehören diese gesuchten Stücke von raubenden Vierfüßlern nicht eigentlich unter die Delicateffen, sondern unter die Curiositäten der modernen Küche. Fast alle Völker — cultivirte wie Naturvölker — verschmähen das Fleisch warmblütiger Raubthiere, und wenn eine Ausnahme gemacht wird, so erstreckt sie sich immer nur auf einzelne Theile des betreffenden Wildes. Diese Abneigung kann nur auf Erfahrung beruhen.

Bei einer Jagdpartie auf der Oder, die kurz nach eingetretenem Eisgange der Enten wegen unternommen wurde, konnten wir leider solche nicht zu Schuß bekommen, weil sie immer zu früh aufgingen oder beim Vorüberstreichen für uns zu hoch waren. Es wurde nun, in Ermangelung von Besserem, ein Krähenschießen veranstaltet. An den noch mit Eis besetzten Flußufern kletterten, Nahrung suchend, viele Schwarzkrähen und Nebelkrähen umher, welche gut hielten. Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß mein Rahnführer, der jede todte Schwarzkrahe sorgfältig einsammelte, die geschossenen Nebelkrähen liegen ließ. Auf meine Frage, warum er diese nicht auch mit nach Hause nehmen wolle, erwiederte er: „Die schmecken nicht!“ Daß die ausgelöste Brust einer jungen Schwarzkrahe einen vorzefflichen Braten liefert, weiß ich aus Erfahrung. Taugt dagegen, — was ich gern glauben will, — die Nebelkrahe nicht, so wird man die Ursache wohl in dem Umstande suchen müssen, daß sie hauptsächlich von animalischer Nahrung lebt (junge Vögel, auch kleine Hasen würgt und frißt), während die Schwarzkrahe eine Vegetarianerin von der strengen Obfervanz ist.*)

Bei den Fischen gestaltet sich das Verhältniß beinahe umgekehrt. Unter allen Arten von Süß- und Seewasserfischen übertrifft keine die Salmoniden an Wohlgeschmack. Und was für freche Räuber sind diese! Ich habe ein Beispiel von der Gefräßigkeit der bei uns verbreitetsten Salmart — der Forelle — bereits angeführt.

Der Werth der Fische als Nahrungsmittel ist früh erkannt worden; aber doch nicht so früh, wie einige ältere Schriftsteller uns glauben machen wollen, die aus etymologischen Gründen annehmen, Fische seien überhaupt das erste Nahrungsmittel der Menschen gewesen. Die Ilias spricht allerdings schon von dem Fischer, der

„Auf vortragende Klippe gesetzt, den gewaltigen Meerfisch

Aufwärts zieht aus den Fluthen an Schnur und eherner Angel.“ (XVI, 406 f.)

*) Ich darf mir hier vielleicht noch anzumerken erlauben, daß beide Krähenarten ganz ausgezeichnete Eier legen, die nach meiner Meinung dem Riebiß nur wenig nachstehen und viel feiner von Geschmack sind als Möven Eier. Wenn nur nicht das Ausnehmen eine so gefährliche Geschichte wäre!

Aber die homerischen Helden greifen zur Fischkost nur dann, wenn sie kein Fleisch haben. Das zeigt unzweideutig jene Stelle in der Odyssee, wo von den Hungerqualen die Rede ist, welche die Irrfahrer auf Thrinakia zu erdulden haben, und die so stark sind, daß sich die Gefährten des göttlichen Dulders zuletzt an den heiligen Kindern des Helios vergeifen.

„Aber der Süd durchstürmte den ganzen Monat, und niemals
Hub sich ein anderer Wind, als der Ost und der herrschende Südwind.
Doch so lang' es an Speiß und rothem Weine nicht fehlte,
Schoneten Jene die Kinder, ihr süßes Leben zu retten.
Und da endlich im Schiff der ganze Vorrath verzehrt war,
Streiften sie Alle aus Noth, von nagendem Hunger gefoltert,
Durch die Insel umher, mit krummer Angel sich Fische
Oder Vögel zu fangen, — was ihren Händen nur vorkam.“

(XII. 325 ff.)

Ich meine, daß die Zubereitung der Fische, — obgleich sie ja, wie unsere Küstenvölker und die Bewohner der Donauniederungen uns heute noch lehren, höchst primitiv sein kann, — immerhin gewisse Vorkehrungen und Apparate erfordert, die den damaligen Culturmenschen nur selten zur Hand gewesen sein mögen. Jedenfalls war es für die Zeitgenossen des fürstlichen Kochkünstlers Achilles eine weit leichtere Aufgabe, einen klassischen Spießbraten anzufertigen, als einen größeren Fisch zuzubereiten. Die Frage der technischen Herstellung dürfte der Hauptgrund der Vernachlässigung der Fischkost im homerischen Zeitalter gewesen sein. Dagegen aß man zur Blüthezeit Athens Fische mit besonderer Vorliebe und entwickelte in ihrer Auswahl und Zubereitung eine unglaubliche Feinschmederei, von der nur die wenigsten jetzt lebenden Freunde einer guten Verköstigung eine Ahnung haben dürften.

Baron von Vaerst hat in seiner „Gastrosophie“ eine recht instructive und unterhaltende Beschreibung jener Tafeleien gegeben, welche dem vornehmen Athener gleich hoch gestanden haben müssen, wie Philosophie und Staatskunst*). Der Fischkost ist in dem umfangreichen Festberichte, der sich fast so gut wie ein Feuilleton unseres trefflichen Ludwig Pietzsch liest, besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und ich kann mir nicht versagen, hier einige Stellen daraus mitzutheilen.

„Das Meer“ — sagt der Gast Popyros — „vergift nicht, seinen Beherrschern den schuldigen Tribut zu zahlen. Fische sind bei den Griechen überhaupt, und vorzugsweise bei uns Athenern, noch mehr Sache der

*) „Des Anacharsis Beschreibung eines athenischen Gastmahls“ — Gastrosophie, II. Thl., S. 186 u. ff. — ist durch Herrn von Vaerst nach Barthélemy's „Voyage du jeune Anacharsis en Grèce. Paris, 1788“ mit Benutzung verschiedener alter Schriftsteller selbstständig componirt. Athenäus und Lucian dürften das Hauptmaterial dazu geliefert haben, wenigstens findet sich fast alles das, was hier von den Gästen zum Preise des Parasitenthums gesagt wird, zum Theil wörtlich, bei Lucian.

Leidenschaft als der Eßbegierde; sieht man doch die Vornehmsten selbst auf dem Fischmarkt sich um den Verkäufer drängen. Auch lassen wir uns nicht nur aus Italien, nein von den spanischen Küsten Seefische kommen. Ein Dichter, der seinen Nebenbuhler verfluchen wollte, fand keinen stärkeren Ausdruck als: Möchtest Du, wenn Du auf den Markt kommst, um Aale zu kaufen, keine finden!

„Der Pompilus ist uns sogar ein heiliger Fisch; er ist der Bruder der Venus, wie diese aus dem Blute der Götter und dem Schaume des Meeres erzeugt. Derjenige Fisch aber, den man in Rhodos den Fuchs, und in Syrakus den Hund nennt, ist so berühmt in ganz Griechenland, daß König Kektrops*) (nach Lynkeios von Samos) einen geringeren Ruf hat als er. Diesen Fisch muß man sich zu allen Preisen anzueignen suchen, ihn essen, auch wenn man ihn nicht bezahlen kann (sic!), und hernach über sich ergehen lassen, was irgend ein unmenschlicher Gläubiger will und kann. Was sind alle Ereignisse des menschlichen Lebens im Vergleich mit dem Glücke, diesen Fisch genossen zu haben! Wer einmal diesen Glanzpunkt erreicht hat, der hat nichts mehr vom Schicksal zu fürchten. Was den Fisch Aper anbelangt, so können nur die Reichsten daran denken, ihn zu genießen; es ist ein Gericht für Wucherer, Financiers und Sybariten. Er ist soviel werth, als er Gold wiegt, und, um mich der Worte eines Dichters zu bedienen, er ist ein Gericht der Götter, er ist die Blume des Nestars!

Der Aal ist dasjenige unter den Fischen, was Helena unter den Frauen ist. Aber man muß ihn in Mangoldblätter eingewickelt kochen, um sein Fleisch saftiger und schmackhafter zu erhalten. Der Comödiendichter Anthiphanes geht so weit, zu behaupten, daß die unsterblichen Götter wohlfeiler zu kaufen seien als Aale. „Denn,“ fügte er erklärend hinzu, „durch das Opfer einiger Obolen erkaufe ich mir das Wohlgefallen Jupiters, aber für zehn gute Drachmen kann ich noch keinen guten Aal finden!“

„Ein großer Fischeßer glaubte schon durch diese Eigenschaft ein Anrecht auf das Wohlwollen aller Bürger Athens zu haben und setzte voraus, daß er selbst als Staatsverbrecher Gnade finden würde. Der Redner Hyperides hatte sich, wie viele anderen Redner, vom Feinde bestechen lassen. Timokles sagte (nach Pausanias) in seiner Vertheidigungsrede zu dem athenischen Volke: Verzeihet ihm! Er liebt so sehr die Fische, daß die Fischreihet nichts gegen ihn sind; wenn ihr ihm eine große Geldbuße auferlegt, so ruinirt ihr viele Fischhändler.

„Der gemeine Haufe läßt sich vom Namen blenden und findet Alles gut bei einem Dinge, das nur einmal Ruf hat. Wir aber, die wir das wahre Verdienst bis zu seinem Ursprunge verfolgen, wir essen vom Säubling nur das Vordertheil, den Kopf vom Meeräl, die Brust vom Thun, den

*) Der Begründer der Burg von Athen.

Rücken vom Kochen; den Rest überlassen wir solchen Leuten, die nicht zu essen verstehen.“

Wenn man solche extravagante Herzensergüsse liest, so kann man verstehen, wie ein Cato dazu kam, von Leuten zu reden, „die all ihren Verstand im Gaumen haben!“

Auch bei den Römern standen die Fische als Genußmittel in hohem Ansehen. Man braucht nur das klassische Werk des Kochs Apicius „de re coquinaria libri decem“ — welches neuerdings von Chr. Th. Schuch (Heidelberg, Winter, 1874) edirt worden ist — nachzuschlagen, um einen Begriff davon zu bekommen, wie sorgfältig und auf wie mannigfaltige Weise die Römer ihre Fische zuzubereiten wußten.

Einen charakteristischen Beleg für die Werthschätzung der Fische Seitens der römischen Schlemmer bildet die vierte Satire des Juvenal, der zwischen 47 und 132 n. Chr. lebte. Der Dichter charakterisirt in derselben ein besonders verächtliches Exemplar des Hofgeschmeißes, den schon in der ersten Satire genannten Crispinus, welcher als ebenso sittenlos und blutdürstig, wie habüchtig und verschwenderisch geschildert wird. Dieser Crispinus habe eines Tages um den wahnsinnigen Preis von 6000 Sesterzien (ungefähr 1000 Mark) eine außerordentlich große Seearbe gekauft — aus reiner Verschwendungssucht. Aus dem Treiben dieses Höflings wird nun auf seinen kaiserlichen Herrn geschlossen und bei diesem eine Anekdote ähnlichen Inhalts zum Maßstabe der Beurtheilung gemacht. Unter Domitians Regierung, berichtet Juvenal, wurde einst bei Ancona (an einer Biegung der Küste des adriatischen Meeres im Gebiete der Picenter gelegen) eine Butte von ungewöhnlicher Größe gefangen, welche der betreffende Fischer für den Kaiser bestimmte und sogleich ihm selbst überbrachte. Der Fisch war nicht kleiner als einer aus der Maeotis, dem jetzigen asowschen Meer, wie solche dort im Winter unter dem Eise gedeihen und, wenn dieses im Frühjahr aufgeht, in den Pontus, d. i. das schwarze Meer, getrieben werden. Als sich der Fischer mit seinem Fange auf dem Weg macht, ist die kalte Jahreszeit bereits eingetreten und für die Haltbarkeit der Arbe daher nichts zu fürchten. Der Kaiser befindet sich in Albanum, in der Gegend des jetzigen Kastell Gaudolfo, seinem Lieblingsaufenthalt:

— — — „Nimm hin hier,“ sprach der Picenter,
 „Was für den Herd von uns Andern zu groß ist; festlich begangen
 Werde der Tag; mach' eilends den Magen zum köstlichen Fang weit
 Und dann speise den Fisch, der eigens für Dich ja verspart ward;
 Selber zum Fang ja bot er sich an.“ — — —

Aber leider stellt sich heraus, daß für diesen Fisch jede im kaiserlichen Haushalt vorhandene Schüssel zu klein ist. In Folge dessen wird eine Geheimerathssitzung berufen. Eilends muß der Sklave die Herrn Senatoren, sofern sie nicht bereits im Vorzimmer warten, herbeiholen. Sie werden vom Dichter namentlich angeführt und scharf charakterisirt.

Crispinus kommt dabei schlecht weg: schon früh am Morgen pomadisiert er sich, um seinen angeborenen Schweißgeruch damit zuzudecken. Vespento deutet das Ereigniß des Fischfanges als ein Zeichen von glänzendem Sieg. Endlich wird der Vorschlag des Montanus angenommen, eine besondere tiefe Schüssel für den gewaltigen Fisch anfertigen zu lassen. Und nun kommt die Moral:

„Dann erhebt sich der Fürst, entläßt den Rath, und die Edlen können nach Haus. Sie hatte der mächtige Herrscher berufen In die albanische Burg, und Gile befohlen und Schrecken Ihnen erregt, als hätt' er von Schatten und wilden Sygambren Etwas zu sagen, als wär' von verschiedenen Theilen der Erde Eben ein ängstlicher Brief mit eilender Schwinge gekommen. Und doch besser, er hätt' auf ähnliche Vöffen die ganzen Zeiten des Wüthens verwandt, statt straflos, ohne Vergelter, Ihrer erlauchtesten Söhne die Stadt und das Reich zu berauben!“

Besonders hoch standen dem Römer die Schnurrpfeisereien des Koch- und Saucenkünstlers beim Fischkochen. Von Lucull wird erzählt, er habe einen Karpfen von seiner Tafel mit dem Bemerkten zurückgewiesen: „Pfui Teufel! dieser Karpfen schmeckt ja nach Karpfen.“ Andererseits will man uns arme Epigonen glauben machen, daß, wie schon die athenischen Feinschmecker es verstanden hätten, am Geschmack des Fisches mit Bestimmtheit zu erkennen, an welcher der zahlreichen griechischen Inseln, an welcher Küste, an welchem Flusse er gefangen wurde, ebenso auch die römischen Gourmets gleich gemußt hätten, ob ein Fisch zwischen den Tiberbrücken oder weiter unterhalb gefangen worden sei *) (Brillat-Savarin méditation II, 14). Ich halte dies für ein Stückchen gastrophischer Kenommierei, dem ich nur die in der „Physiologie du goût“ gleich darauf folgende Angabe Brillat-Savarins an die Seite stellen kann, daß die französischen Feinschmecker zu seiner Zeit am Geschmack der Ständer des Feldhuhns zu erkennen vermocht hätten, auf welchen Ständer das Huhn bei Lebzeiten zu ruhen pflegte. Das Unsinnige einer solchen Behauptung geht schon daraus hervor, daß alle Vögel, welche im Sitz einen Ständer einzuziehen pflegen, bald den rechten und bald den linken ausruhen lassen; sie wechseln den Ständer sogar im Schlaf, ohne aufzuwachen, — wie ich als Knabe in meinem elterlichen Hühnerstall (um mich im Stile eines bekannten Parlamentariers auszudrücken) oft beobachtet habe.

*) Wenn Juvenal in der schon erwähnten Satire von dem Senator Montanus sagt:

— — — Der erfahrenste Esser zu meiner

Zeit war er. Er errieth von Austern beim ersten Hineinbiß,

Ob sie Kirseji geboren, der Grund von Rutupia, oder

Ob der Lucrinische Fels sie habe zu Tage gefördert —

so will dies nicht viel sagen. Eine englische Auster von einer italienischen zu unterscheiden vermag ich auch. Ich brauche nicht einmal hineinzubeißen. Rutupia war eine Hafenstadt in Südosten der heutigen Grafschaft Kent, Kirseji ist der heutige Monte Circello, der Lucrinensee liegt bei Bajä.

Die Gegenwart hat sich die Aufgabe gestellt, die Fische nicht bloß als Genußmittel, sondern als Nahrungsmittel, nicht bloß auf ihren Wohlgeschmack, sondern auf ihren Nährwerth zu prüfen und hiernach zu würdigen. Diese Untersuchungen lieferten, da die organische chemische Analyse erst neuerdings zu wirklich zuverlässigen Methoden gelangt ist, anfangs Resultate von zweifelhaftem Werthe. Aber immerhin bieten die bisherigen Forschungen genügenden Anhalt für die Behauptung, daß die Fische zwar an Nährwerth dem Fleisch im Allgemeinen nicht gleich kommen, aber erheblich mehr Nährwerth besitzen als die Gemüse. Einzelne billig zu beschaffende Seefische stehen in gewisser Hinsicht (nämlich an Eiweißgehalt) sogar dem Fleisch gleich, wenn nicht über demselben. In dieser Hinsicht ist namentlich der Hering und der Stockfisch zu nennen.

Süßwasserfische sind vorläufig — bei uns in Deutschland wenigstens — zu selten und zu theuer, um ein Volksnahrungsmittel zu werden. Bei rationeller Bewirthschaftung unserer Binnengewässer (Bäche, Flüsse, Seen und Teiche) könnte dies anders sein. Und es sollte anders sein, denn Graf Münster (unser französischer Botschafter) sagt mit Recht in der Vorrede zu dem von ihm in deutscher Uebersetzung herausgegebenen Kochbuch seiner verstorbenen Gemahlin (einer Engländerin):

„Die Fischerei ist nützlicher als die Jagd und hat den großen Vortheil, daß Fische niemals schaden, im Gegentheil, den Gewässern, in denen sie leben, Nutzen bringen. Bei übermäßiger Schonung der Jagd kann Wildschaden Anlaß zu begründeten Klagen geben; bei der Fischerei kann das niemals der Fall sein . . .

Flüsse, Teiche oder Seen nicht mit Fischen gut besetzt zu halten, ist eine ebenso große Verschwendung, als wollte man guten Acker uncultivirt liegen lassen.“

Wo Fischzucht, Fischfang und Fischhandel in rationeller Weise betrieben, wo für Einbürgerung der Fischnahrung in geeigneter Weise gesorgt wird, da erwächst einer großen Zahl direct und indirect theiliger Gewerbetreibender lohnender Verdienst, da wird der Volksnahrung und mithin der Leistungsfähigkeit des Volkes wichtiger Vorschub geleistet. Bei uns in Deutschland ist dies leider nur in sehr bescheidenem Maße der Fall.

„Gebratene Vögel und Fische
Sind gute Speise bei Tisch“

so liest man häufig auf irdenen und metallenen Anrichteschüsseln, Erzeugnissen des Deutschen Kunstgewerbes aus vergangenen Jahrhunderten. Leider ist's aber nicht immer wahr, was der Spruch sagt. Ich habe schon sehr häufig „gebratene Vögel und Fische“ vorgesetzt bekommen, die sich bei näherer Untersuchung durchaus nicht als „gute Speise“ erwiesen. Und wenn ich zurückblicke auf meine langjährigen Erfahrungen, so will es mir scheinen, als ob die Fische weit häufiger nichts getaugt hätten, als die Vögel. Es ist z. B. viel leichter „eine gute gebratene Gans“ zu erlangen,

— welche nicht nur nach der Meinung des Berliners, sondern so ziemlich nach Jedermanns Ansicht, zumal um Martini, „eine gute Tabe Jottes“ sein soll —, als einen schmackhaften Salmen. Ich habe die meisten Staaten Europas bereist, und mit Beschämung muß ich bekennen, daß nirgends die verabreichte Fischkost durchschnittlich auf einer so niedrigen Stufe steht und so vernachlässigt ist, wie in Deutschland.

Woran kann dies liegen? Wenn man bedenkt, daß eine rationelle Verwerthung des Fischreichthums unserer Meere und Binnengewässer für den Wohlstand und die Ernährung des deutschen Volkes von höchster Bedeutung sein würde, so lohnt es sich schon, den Ursachen dieser betrübenden Erscheinung nachzuspüren.

Daß die Fischkost in einem Lande, welches nicht nur prächtige Ströme und Landseen aufzuweisen hat, sondern auch mit ausgebreiteten Küstenstrecken fischreichen Meeren nächstbenachbart ist, qualitativ und quantitativ zurücksteht, das kann, abgesehen von einer verfehlten Geschmacksrichtung der Bewohner (die in unserem Zeitalter nicht von langer Dauer sein würde) nur dreierlei Ursachen haben: 1.) relative Seltenheit des Materials — wenig Auswahl bei hohen Preisen; 2.) Geringwerthigkeit des Materials — die Fische taugen nichts; oder endlich 3.) Mangelhaftigkeit der Zubereitung — die Köche und Köchinnen thun nicht ihre Schuldigkeit.

Ich will mit meiner Ansicht nicht zurückhalten und behaupte, daß in Deutschland mehr oder minder alle drei Ursachen zusammenwirken.

Man halte mich nicht für einen Krittler, dem nichts recht zu machen ist, oder für einen Undankbaren! Ich bekenne offen, daß ich auch in Deutschland manchen herrlichen Fisch gegessen habe. Aber leider waren die Fischgerichte, welche eine schlechte Censur verdienten, viel zahlreicher als jene, denen man mit gutem Gewissen eine III—II oder gar eine I geben konnte!

Treten wir also *sine ira et studio* der Frage näher, warum in Deutschland nicht bessere Fischkost verabreicht wird?

Nach meiner Meinung liegt vor: erstens wenig Auswahl bei relativ hohen Preisen. In Großbritannien befördert man auf den Eisenbahnen besondere Fischwagen, die gleich den Milch- und Buttermagen in die Schnell- und Courierzüge eingestellt werden. Ja, sogar separate Fischtrains für frisch gefangene Seefische giebt es in England. Wo können wir Deutschen eine ähnliche, die Marktfülle ungemein mehrende und gleichzeitig unverdorbene gute Waare dem Consumenten garantirende Einrichtung aufweisen? Die einzige erfreuliche Ausnahme macht vielleicht Berlin mit seinen Markthallen, in denen große Sendungen schöner Seefische ankommen und rasch in den Besitz des Kleinhändlers übergehen. Wir armen Provinzialen aber bleiben in der Hauptsache darauf angewiesen, uns in der Winterszeit bei anhaltender Kälte per Post „ein wenig Fische“ von den

Gestaden der Nord- oder Ostsee kommen zu lassen. Als ich 1871 nach Breslau kam, wußte man in der zweitgrößten Stadt des preussischen Staates kaum, wie ein frischer Hering aussieht, geschweige denn, wie er gebacken, gebraten oder gesotten schmeckt. Man kannte den Hering nur in jenen Zubereitungsformen, welche hier zu Lande in den sogenannten „Pommerschen Läden“ zu finden sind und diesen in den Augen jedes Trinkers von Profession besondere Anziehungskraft verleihen: als gesalzenen Hering, Räucherfisch und „Rollmops“ (saurer Hering).

Heute werden von Breslauer Detaillisten zur Winterszeit schon große Partien frisch gefangener Heringe bezogen und billig abgegeben. Freilich vielfach in einem Zustande, der dem Feinschmecker ein gelindes Grauen vor den daraus bereiteten Fischgerichten bereits auf mehrere Schritt Entfernung beibringen muß! Als ich einmal vor mehreren Jahren einen Korb Heringe zur Weihnachtszeit aus Stettin bezogen und diesen in einem mächtigen Eisberge auf meinem Balcon hatte einfrieren lassen, verfügte ich mehrere Wochen lang über einen sehr wohlschmeckenden Fisch, und meine Freunde erstaunten über die Mannigfaltigkeit der aus Hering herzustellenden Speisen. Am Besten ist der Hering, wenn er gleich nach dem Fange hübsch krustig gebacken wird. Auch kann man ihn auf einem Roste braten, muß ihn aber während des Bratens dann tüchtig mit Butter oder Fett beschöpfen. Er schmeckt nachher auch kalt sehr gut mit etwas Essig oder Citronensaft. Der gesalzene Hering ist meines Erachtens eigentlich nur dann wohlschmeckend, wenn er eben gar geworden ist. Aber nichtsdestoweniger bleibt auch ein alter, sehr scharf gesalzener und ziemlich hart bezw. trocken gewordener Hering ein gutes und vor allen Dingen ein billiges Nahrungsmittel. Die Engländer müssen sich ohne den Salzhering behelfen, denn sie verweisen denselben als „roh“ und deshalb ungenießbar mit großer Entrüstung von ihrem Tische. Es gehört zu den verschiedenen Redensarten, mit denen der Engländer sich über den Deutschen lustig macht, auch die Behauptung, daß wir „rohe Fische“ äßen, und damit ist unser Salzhering gemeint. Außer dem, was an unseren Küsten gefangen wird, bildet eine jährliche Einfuhr von etwa 1 100 000 Tonnen das Mittel zur Befriedigung unseres Bedarfs in Deutschland. Man kann übrigens — nach Brehms Schätzung — annehmen, daß an den europäischen Küsten jährlich mehr als zehntausend Millionen Heringe gefangen werden, und mit deren Verwerthung, bezw. Conservirung wäre es sehr schlecht bestellt, wenn wir das Vorurtheil der Engländer theilten. Der Holländer ist im directen Gegensatz zu seinem englischen Vetter ein großer Verehrer des gesalzenen Fisches, und den frisch eingesalzenen „Matjes“ oder Jungfernerhering entgrätet er kunstvoll ohne Anwendung von Messer und Gabel. Die Seefische sind gleich ihren Süßwassercollegen sehr leicht dem Verderben ausgesetzt; sie gerathen viel schneller in Fäulniß als das ausgeschlachtete Fleisch warmblütiger Thiere, Wildpret, ausgenommenes Geflügel und dergl. „Frische Fische — gute

Fische“ ist ein gar wahres Wort; man ist aber in deutschen Landen mit wahrhaft rührender Passion Seefische, die nichts weniger als frisch sind. Ehren- oder Schandenhalber darf bei gewissen festlichen Gelegenheiten ein klein wenig aus dem Munde riechender Seezand, Schellfisch oder Butt auch auf dem Tisch unserer Kleinbürger nicht mehr fehlen. Die richtige Landratte hat sich an diese Eigenthümlichkeit der Seefische schon gewöhnt und findet nichts mehr dabei. Sehr charakteristisch ist die Anekdote, welche Baron v. Baerst in seiner Gastrosophie von dem bekannten Dr. Schall (geb. 1780, gest. 1833, Lustspielsdichter und Begründer der Breslauer Zeitung) erzählt.

Schall war ein großer Verehrer der Austern und verzehrte sie in Mengen; aber zum Verdruss des guten Baerst gab es in Breslau damals nur sehr geringe, durch die lange Reise halbverdorbene Austern. Der Gastrosoph beschloß daher, als die ersten Schnellposten eingerichtet wurden, seinem Freunde, dem Literaten, einen besonderen Genuß zu bereiten. Er ließ auf dem schnellsten Wege ein Fäßchen frische schöne Austern von Hamburg kommen und lud ihn zum Frühstück. Schall verschlang ein Paar Duzend, dann legte er das Messer weg und sagte zu v. Baerst: „Ich begreife gar nicht, wie Du mir solch schales Zeug vorsetzen kannst!“

Auch mir hat einmal ein Breslauer Gourmet gesagt: „Ich habe es gern, wenn der Seefisch etwas nach der See schmeckt,“ worunter ich mir nichts für den Sprecher Schmeichelhaftes denken konnte.

Ich sollte meinen, daß bei zweckmäßiger Organisation des Seefischhandels — ein förderjames Entgegenkommen der Staatsbahnverwaltung vorausgesetzt — jede Curierzughaltestation im nördlichen und in Mittel-Deutschland mit frischen Seefischen während des ganzen Jahres zu versorgen sein müßte!

Nicht minder übel ist es um die Befriedigung unseres Bedarfs an Süßwasserfischen bestellt. Der Fischreichtum der deutschen Ströme hat im neunzehnten Jahrhundert ungemein abgenommen. Manche Halbwisser meinen resignirt, hiergegen anzukämpfen sei überhaupt aussichtslos; die Fortentwicklung der Fabrikthätigkeit und des Flußschiffahrtsverkehrs, (insonderheit der Dampfschiffahrt) führe mit Nothwendigkeit das allmälige Aussterben der Fischbevölkerung unserer Ströme herbei.

Wir unterschätzen den Abbruch nicht, der dem Fischbestande durch den industriellen Fortschritt erwächst und erwachsen muß; aber wir sind überzeugt, daß der Flußfischerei durch irrationelle Bewirthschaftung weit größerer Schaden zugefügt worden ist, als durch jene störenden äußeren Einflüsse. Es läßt sich nachweisen, daß dieselben durch geeignete Maßregeln sehr wesentlich abgeschwächt werden können.

Wenn man keine Vorkehrungen trifft, um die Vergiftung der Wasserläufe durch die großen Städte, durch Fabriken und Bergwerke möglichst zu verhindern, so wird dadurch nicht nur das Leben der Flußfische sondern auch das des Viehes und die Gesundheit der Menschen gefährdet. Die

Untersuchungen der vom englischen Parlament eingesetzten River Pollution Commission (1868—1874) haben dies in unanfechtbarer Weise dargethan. Durch Kohlenwäschen z. B. kann ein Fluß in dem Maße mit Kohlenstaub verunreinigt werden, daß dieser bei dem Austreten des Flusses die benachbarten Weideplätze und Wiesen vergiftet. An den Ufern des Flusses Rother unterhalb Chesterfield entstand in Folge dessen ein großes Viehsterben. Man fand im Magen einer gefallenen Kuh nicht weniger als zwei Quart Kohlenstaub. Viele von der Commission vernommene Adjacenten englischer Flüsse sagten aus, daß sie wegen der zunehmenden Vergiftung des Wasserlaufs keine Enten und Gänse mehr halten könnten, da diese nach kurzer Zeit eingingen. Die genannte parlamentarische Untersuchungs-Commission gab ihr Gutachten über die beiden Flüsse, welche London mit Wasser versorgen, über die Themse und den Lee, auf Grund sorgfältigster Prüfung dahin ab, daß beide Flüsse zur Befriedigung des häuslichen Bedarfs an Wasser nicht mehr dienen könnten!

Zur Verhinderung der Verunreinigung der Wasserläufe durch gewerbliche Anlagen kann in der That viel geschehen. Ein Beispiel bieten hier in Schlesien die Zuckersabriken. Während einige von ihnen, welche durch die Aufsichtsbehörde zur Ausführung der Sicherungsanlagen mit Strenge angehalten wurden, das Wasser der Gräben und Bäche in der Umgegend vollkommen klar und blank lassen, erfüllen andere meilenweit jeden Wasserlauf mit weißer Schlückerbildung.

Die River Pollution Commission hat sich ein wesentliches Verdienst dadurch erworben, daß sie zuverlässige Erhebungen über den Grad der sogenannten Selbstreinigung der Wasserläufe anstellte. An zwei Flüssen, am Irwell und am Darwen, wurde nachgewiesen, daß die Zusammensetzung des Wassers eines verunreinigten Stromes sich während eines Laufes von 11—13 (englischen) Meilen, auch wenn keine neuen Verunreinigungen hinzukommen, fast gar nicht ändert.

Wie die Engländer im Jahre 1877 zu einem wirksamen Gesetz wider die Verunreinigung der Wasserläufe gekommen sind, so haben auch wir in Preußen in unserem Fischereigesetz vom 30. Mai 1874 eine Handhabe gewonnen, um einer weiteren Vergiftung unserer Ströme zu steuern. Hier wie dort hat der Gesetzgeber Bedacht darauf genommen, daß durch den Schutz der Wasserläufe gegen Verunreinigung die vaterländische Industrie nicht ungebührlich belästigt werde. Als ich mich meinem verehrten Freunde, dem Dr. Weßky-Wüstewaltersdorf (Mitglied des Reichstags und des Staatsraths) gegenüber einmal abfällig über die vielfache Verunreinigung der Gewässer im Waldburger Reviere geäußert und auf die Möglichkeit eines energischeren Eingreifens der Aufsichtsbehörde hingewiesen hatte, erwiderte mir derselbe: „Was ist Ihnen lieber, die Zurückversetzung der hiesigen Bäche und Flußläufe in einen der Forellenfischerei und Lachs-zucht dienlichen Zustand, wodurch höchstens einige Tausend Mark im Jahre ge-

wonnen, aber Tausende von Arbeitern ihrer heutigen Erwerbsquelle beraubt werden würden, oder die Aufrechterhaltung des Ihnen so mißfälligen status quo?“

Ich mußte zugeben, daß die Fragestellung im speciellen Falle berechtigt sei, konnte aber andererseits auf Grund meiner Erfahrungen und Studien constatiren, daß im Allgemeinen der Nationalöconom bei der Sicherung der Flußläufe gegen Verunreinigung einem solchen „Entweder-Oder“ nicht gegenüber steht. Es kann — und wird hoffentlich — in dieser Beziehung in Deutschland noch recht viel geschehen, ohne daß dadurch die industrielle Thätigkeit der Bevölkerung im Geringsten lahm gelegt würde.

Das preussische Fischereigesetz bedeutet einen wesentlichen Fortschritt namentlich durch die in ihm ausgesprochene gänzliche Beseitigung der wilden Fischerei und durch mancherlei im Interesse des Fischschutzes in Aussicht gestellte Einrichtungen, welche zum Theil in die Hände der Bezirksregierungen gelegt worden sind.

Zur Ausführung des Gesetzes sind für die einzelnen Provinzen Königl. Verordnungen erlassen, die zunächst die Minimalgröße der zu fangenden Fische bestimmen. Exemplare, welche die vorgeschriebene Größe nicht haben, dürfen nicht in den Handel gebracht werden, mögen sie nun aus geschlossenen oder nicht geschlossenen Gewässern entnommen sein. Geschlossene Gewässer sind einer Schonzeit nicht unterworfen; alle nicht geschlossenen einer wöchentlichen und einer jährlichen Schonzeit. Die wöchentliche Schonzeit dauert von Sonnenuntergang am Sonnabend bis zum Sonnenuntergang am Sonntag. Die jährliche Schonzeit dauert entweder vom 15. October bis zum 14. December (Winter Schonzeit), oder vom 10. April bis zum 9. Juni (Frühjahrs Schonzeit). Eine und dieselbe Strecke eines Gewässers soll immer nur einer jährlichen Schonzeit unterliegen. Netze mit weniger als 2,5 cm Maschenweite (von Knoten zu Knoten) gehören zu den verbotenen Fanggeräthen, welche der Einziehung unterliegen.

Bei der Anordnung der Schonzeiten ist man in der Weise verfahren, daß diejenigen Gewässer, in denen (nach Annahme der Herren Fischmeister) die Cyprinusarten vorherrschen, der Frühjahrs Schonzeit, andere, in welchen die Salmoniden stärker vertreten sind, der Herbstschonzeit unterworfen wurden. Dabei ist die Widersinnigkeit herausgekommen, daß man z. B. in dem einen Gebirgsbache (wie es auch ganz in der Ordnung ist) im November keine Forelle fangen darf, dagegen in dem anderen, welcher jenseits des wasserscheidenden Gebirgsrückens seinen Weg zum Meere sucht, mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung die armen, vom Laichgeschäft abstrapezirten Edelfische, deren Fleisch um diese Zeit direct ungesund ist, ausfischen und in den Handel bringen kann. Auch mangelt nun jede Controle im Fischhandel. Dem gefangenen Fisch kann man es nicht ansehen, ob er aus einem Gewässer stammt, das der Herbstschonzeit, oder aus einem anderen, welches der Frühjahrs Schonzeit unterliegt. Der Ver-

käufer wird immer in Versuchung sein, diejenigen Angabe zu machen, welche ihm gerade paßt.

Ebenso, wie im Jagdschongesetz die Schonzeiten für die einzelnen Wildarten gesondert normirt sind, so müßten auch im Fischereigesetz die verschiedenen Fische ihre verschiedenen Schonzeiten haben. Die bairische Fischereigesetz bringt diesen allein richtigen Grundsatz bereits zur Geltung, und der künstlerisch so schön ausgestattete Münchener Kalender des Vereins für Kirchenbau (zu beziehen durch Philipp Hergl, Odeonsplatz Nr. 15) erwarb sich ein Verdienst um die bairische Fischerei, indem er pro 1887 eine fortlaufende bildliche Darstellung der wichtigsten Fische, ihrer Schonzeiten und Minimalmaße brachte.

Auch in Bezug auf Bildung von Laichschonrevieren, die in dem Preussischem Gesetz sehr verständiger Weise in Aussicht genommen ist, haben wir Fehlgriiffe der Verwaltung zu verzeichnen. Was soll man z. B. dazu sagen, daß im Breslauer Regierungsbezirk das sog. Mittelwasser in der Stadt Breslau, ein System von Wassersträngen zwischen der oberen und unteren Staustufe, fast ausnahmslos eingefast durch Ufermauern und hölzerne Spundwände, bedeckt durch einen nicht unbeträchtlichen Schiffahrts- und Flößereibetrieb, zum „Laichschonrevier“ erklärt worden ist? *Lucus a non lucendo!* Laichschonrevier wird das Gewässer genannt, weil es so gut wie gar nicht vorkommen dürfte, daß Fische dort laichen.

Unser Fischereigesetz hat anscheinend der Initiative der Interessenten, der Gemeinden und communalen Verbände zu viel überlassen. Die Anlage von Lachstegen und Fischpässen ist in Aussicht gestellt; aber, obgleich seit dem Erlaß des Gesetzes fast 15 Jahre in's Land gingen, erscheinen noch viele Flüsse in ihren Oberläufen und deren Verzweigungen für die Wanderfische abgesperrt. Wenn man liest, daß die Lachsfischerei in den drei schottischen Flüssen Tweed, Spey und Tay allein allen 800,000 Mk. jährliche Pacht einbringt, so wird man mit gerechtem Bedauern darüber erfüllt, daß in unseren schönen, für den Lachs so geeigneten Strömen dieser edle Fisch fast ganz ausgerottet werden konnte! An der rapiden Abnahme der Rheinfische tragen die Holländer die Hauptschuld, welche in unverantwortlicher Weise alle Bestrebungen zur Wiederbevölkerung des Stromes mit diesem Fische durch ihre Sperr- und Fangvorrichtungen an den Strommündungen zu nichte machten. An dem Verfall der Lachsfischerei in den anderen deutschen Strömen sind wir ausschließlich selbst schuld. In der oberen Elbe benutzte man, wie Dr. Fric berichtet, den Lachslach früher als Schweinefutter, während die Engländer die Naturgeschichte des Lachses längst kannten und wohl wußten, daß jeder Lachs von seinen Ausflügen in's Meer dahin wieder zurückkehrt, wo er jung geworden ist.

Recht erfreulich ist die Thatsache, daß bei dem Ausbau unserer Wasserläufe im Interesse der Schifffahrt und zur Vermeidung von Hochwasserschäden neuerdings Seitens der königlichen Staatsregierung die Fischerei-

interessen nicht mehr unberücksichtigt bleiben. So wurde z. B. bei Anlage der Stauufen im canalisirten Main für zweckmäßig construirte Fischpässe gesorgt.

Wenn behufs Abstellung der in den letzten Jahren so verheerend gewesenen Ueberschwemmungen in unseren Gebirgsdistricten zur Anlage von Sammelbassins in großem Maßstabe demnächst wird geschritten werden müssen, so erhält die Teichfischerei dadurch einen neuen und wesentlichen Impuls. Es würden die niedergehenden Gewitter und Wolkenbrüche im Riesengebirge beispielsweise nicht so großen Schaden gethan haben, wenn dort nicht große Flächen, die ehemals Teiche und Sümpfe gewesen sind, im Laufe des Jahrhunderts in Wiesen und Acker verwandelt worden wären.

Die Teichwirthschaft hat lange Jahrzehnte lang in Deutschland als unrentabel gegolten; neuerdings liefern hervorragende Landwirthe den Nachweis, daß bei einer rationellen Zuchtwahl und ausreichendem Schutz der Fische gegen Räuber aller Art die Teichwirthschaft sehr gute, ja sogar glänzende Resultate zu liefern in der Lage ist. So hat beispielsweise Graf Fred Frankenberg-Zillowitz als Karpfenzüchter große Erfolge aufzuweisen. Er sorgte aber auch für die Vertilgung der in seinen ausgedehnten Waldungen gern horstenden Reiher — die in ganz unglaublicher Weise unter der Karpfenbrut aufzuräumen pflegen — indem er seinen Förstern an Schußprämie 12 Mark pro Stück bezahlte. Diese erhebliche Ausgabe für Vertilgung der Reiher erwies sich als gut angelegtes Geld. Die Verwaltung eines bekannten königlichen Schatullengutes in Schlesien konnte noch vor zehn Jahren für Pacht der Forellenfischerei in dem die Gutsländereien durchschneidenden Gebirgsbache jährlich einige 80 Mark vereinnehmen. Da stellten sich in einem harten Winter die Fischottern ein, welchen von unseren gewöhnlichen Jägern und Fallenstellern nur ausnahmsweise beizukommen ist. Man dachte daran, einen Otternjäger aus Westfalen*) kommen zu lassen; aber dieser verlangte außer der Beute 150 Mark Reisekosten, und dafür gab es keinen Posten im Etat der Domäne. Die Ottern verrichteten ihr Werk mit gewohnter Gründlichkeit. Heute ist das Flüsschen absolut forellenrein und bringt auch nicht mehr einen Pfennig Pacht!

Auf der zweiten Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Breslau fand eine prächtige Karte der im Fürstenthum Trachenberg vorhandenen Teiche und die zugehörige Ertragsberechnung der dortigen bewässerten Teiche pro 1886 viel Beachtung. Es gab im Trachenbergischen 27 Teiche mit 1752 ha Gesamtfläche, 1418 ha Wasserpiegel. Von diesen auf der Karte verzeichneten Teichen wies die Rechnungsübersicht 17 bewässerte mit 661 ha Wasserpiegel in ihren Besatz- und Zuwachsverhältnissen, mit Unterscheidung der Fischarten und Qualitäten, sowie in Bezug auf den Werth des Zuwachses nach. 531 Centner Fische

*) Den rühmlichst bekannten Ewald Schmidt zu Scheidtmühle bei Hagen.

wurden eingefetzt, 1898 Centner ausgefischt; der Gewichtszuwachs war also 1367 Centner, entsprechend einem Werthzuwachs von 64 192 Mark!

Der Ertrag pro ha war mithin im Jahre 1886 rund 97 Mark oder pro Morgen etwas über 24 Mark. Was die Einrichtung dieser Teiche bezw. das Besetzen und Befischen an Speisen gekostet hat, war freilich nicht gesagt, aber immerhin wird man dem Herrn Fürsten Hatzfeld zu seinem Resultat gratuliren dürfen.

Ich wende mich zu dem zweiten Punkte meiner Betrachtung, zu der Behauptung nämlich, daß das in der deutschen Küche zur Verwendung kommende Fisch-Material vielfach geringwerthig ist oder gar nichts taugt. Nichts wäre thörichter als zu glauben, ein Karpfen sei eben ein Karpfen, eine Schleie eine Schleie; es könnten keine Qualitätsunterschiede vorkommen! Auf die Thatfache, daß häufig direct verdorbene Fische zubereitet werden, will ich hier erst gar nicht eingehen.

Auch von ihnen abgesehen, welche unendliche Reihe von Qualitätsunterschieden bei jeder Fischgattung! Wenn die Alten ihre Feinschmecterei so weit trieben, daß sie einzelne Fische nur dann essen wollten, wenn sie in einem bestimmten Gewässer gefangen waren, so gingen sie hierin entschieden zu weit. Auch halte ich 'es für ein abgeschmacktes Vorurtheil, wenn man heute behauptet, der Weserlachs sei schlechter als der Rheinlachs. Wagenladungsweise gehen prächtige Weserlachsje von Hameln nach Mainz, werden dort geräuchert oder frisch in Handel gebracht und sind nun naturalisirte „hochfeine Rheinlachsje“. Aber das ist gewiß, nicht jedes Gewässer, nicht jeder See, jeder Teich ist im gleichen Maße geeignet zur Aufzucht einer bestimmten Fischart. Namentlich weiche Fische nehmen gern etwas von dem Geschmack eines unsauberen stehenden Gewässers an, in dem wir sie aufziehen oder in das wir sie einsetzen. Die Karpfen und Schleien aus manchen Teichen und Gräben sind wegen eines widerlichen Modergeschmacks, frisch gefangen, gar nicht zu essen; sie müssen erst eine Reinigungscur in gesundem Wasser durchmachen. Dem Flußfisch, den man heute auf dem Markte kauft, kann man es nicht ansehen, aus welcher Pfüge er gestern ausgefischt wurde; und kommt er nun gebraten auf unseren Tisch: welche Enttäuschung!

Der Hauptfehler ist aber der, daß man in Deutschland ganz allgemein die Fische zur Unzeit isst. Es giebt keinen Fisch, der während des ganzen Jahres gleich gut zu essen wäre. Manche Fische sind während einer gewissen Periode im Jahre ungenießbar, andere nicht halb so gut als sonst, und alle stehen nur zeitweise auf der Höhe ihrer Entwicklung als Material für die Küche. Kurz vor, während und noch eine Zeitlang nach dem Laichgeschäfte sollte man jede Fischart mit dem Fange verschonen. Während in England in den eigentlichen Wintermonaten selbst der geringste Mann keinen Salmen isst, der um diese Zeit noch ganz geschwächt vom Laichgeschäfte im gekochten Zustande ein blaßes, trockenes, ungesundes Fleisch

besitzt, findet man in deutschen Landen auch auf den Tafeln hoher Herrschaften und vielfacher Millionäre während der ganzen Ballsaïson den bleichsüchtigen Lachs. Ungefähr um Mitte März rafft sich dieser Fisch wieder auf, es beginnt die Fliegenmast, und nun besitzt sein Fleisch gekocht eine schöne rosenrothe Farbe; er ist fett und delicat, aber jetzt sagt die Geheimrathsköchin: „Meine inäb'jen Herrschaften haben sich den Lachs schon zum Ueberdruß jeessen; jetzt müssen wir ihnen andere Fische vorsetzen!“

Da fast jeder Fisch, der im Haushalte in Betracht kommt, eine andere Laichzeit hat, so ist es allerdings keine ganz leichte Aufgabe von jedem mit Sicherheit aus dem Stegreif zu sagen, wann er gut ist. Ich habe darum für den verehrten Leser die nachstehende Tabelle entworfen, aus welcher mit einem Blick zu ersehen ist, wann die einzelnen Fischarten gegessen werden sollten und wann nicht.

Fischkalender.

Gastrosofische Fang- ☐ und Schon- ☒ Zeit unserer Fische.

Fischart.	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	November	December
Lachse	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>								<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>
Huchen			<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>						
Forellen	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>							<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>
Karpfen				<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>					
Schleien					<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>					
Bärse				<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>					
Hechte		<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>							
Zander				<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>					
Maränen	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>									<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>
Aeschen			<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>					

Der Möglichkeit, gute Fische auf weitere Strecken versenden und hierdurch das örtliche Material für die Küche ergänzen und vermehren zu können, steht in Deutschland vielfach das Vorurtheil entgegen, daß Flußfische stets noch lebend für den Küchenbedarf eingekauft werden müßten. Ich halte dies, wie gesagt, für ein Vorurtheil und kann mich, wenn ich unter gewissen Umständen den todtten Fisch dem lebenden sogar vorziehe, auf den trefflichen Horrocks berufen, der in seinem bereits genannten Werke hierüber sagt:

In Deutschland ist es zur Gewohnheit geworden, die Flußfische nur lebend zu verkaufen; die Gewohnheit aber ist eine Macht, und heutzutage will Keiner einen

totden Fisch kaufen. Dagegen werden in England alle Fische, mit Einschluß der Forellen und Aeschen, todt verkauft. Ich gab mir große Mühe, zu untersuchen, welches das beste Verfahren sei, und finde, daß sich für und gegen beide Arten manches auffinden läßt. J. B. wird wohl Niemand in Abrede stellen, daß eine Forelle oder Aesche, die 1 bis 2 Stunden, nachdem sie gefangen, getödtet worden, schmackhafter ist, als eine, die Tags zuvor gefangen, in einem Korbe verpackt, weit fortgeschickt wurde. Dennoch schmeckt sie noch weit besser, als ein Fisch, der nach deutscher Art erst tagelang in einem Fischkasten aufbewahrt wurde. Ein solcher Fisch verliert nicht nur an Geschmack, sondern auch bedeutend an Gewicht, er wird mager und geschmacklos. In Deutschland beachtet oder kennt man diese Thatsache nicht und kauft denselben nur lebendig gern. Das aber ist ein großer Fehler, und ich versichere meine Leser, daß eine am Nachmittag oder Abend gefangene oder sofort getödtete Forelle oder Aesche am nächsten Tag noch die Tafel eines Feinschmeckers zieren kann. Um dieses zu ermöglichen, folge hier eine Regel, deren sorgsame Beachtung ich als unbedingt nothwendig empfehle. Sofort nach der Ankunft zu Hause öffne man den Fisch und reinige denselben auf's Sauberste, womöglich mit Quellwasser, reibe ihn darauf leicht mit einem leinenen Tuche aus und fülle ihn mit Salz, reibe dieses theilweise mit den Fingern leicht ein und lege den Fisch auf eine trockne Porzellanschüssel; trage ihn in einen kühlen Keller, aber lege ihn nie in Wasser. Ich behandle stets meine Fische nach dieser Manier, wenn sie Tags darauf gegessen werden sollen. Auch länger kann man Fische so aufheben, doch ist dies nicht gerade zu empfehlen."

Was den dritten und letzten Gegenstand meiner Predigt: die oft außerordentlich mangelhafte Zubereitung der Fische anlangt, so meine ich, daß in einem Lande, wo der Fischereisport leider Gottes noch in den Kinderschuhen steckt, der wichtigste Impuls für die Anwendung rationeller Zubereitungsarten fehlt. Der Engländer, welcher mit Anwendung großer Kunstfertigkeit nach langem Bemühen einen schönen Salmen an der Fliegenruthe gefangen und gelandet hat, wacht mit dem Auge des Protector's über der Zubereitung seines Fanges. Nicht selten unterzieht er sich selbst dieser Mühewaltung; es dürfte in England kaum einen Fischereiliebhaber geben, der sich nicht auf die Zubereitung der Fische verstünde. Eine der gebräuchlichsten englischen Fischsaucen, diejenige, welche aus fetter Sahne (Rahm, Obers) unter Zusatz von Senfpulver, Zucker und etwas Curry bereitet wird, ist eine Erfindung jenes Derby, der den Bratspieß ebenso gut zu handhaben wußte, wie die Fliegenangel und die Pirschbüchse. Der deutsche Schloß- oder Hausherr, dessen Fische durch irgend einen Bediensteten gefangen oder um schnöden Mammon in der Markthalle erworben werden, nimmt an dem Schicksal derselben, bevor sie auf den Tisch kommen, nur den halben Antheil. Nicht mit Unrecht sagt Brillat-Savarin: „Ein gebratenes Feldhuhn geräth am Besten, wenn es in Gegenwart des Jägers zubereitet wird, der es geschossen hat."

Gebratene und gebackene Fische sind in der Regel besser als gekochte. Das Eiweiß, der Leim und andere Stickstoffträger kochen heraus und werden weggegossen. Nach meinem Dafürhalten ist das Eintauchen des Fisches in siedendes frisches Del oder Fett die beste Zubereitungsmethode; dabei incrustirt er gut, wird rasch gar und bleibt schön saftig. Man kann,

nachdem man ihn mit dem Schöpfgitter ausgehoben hat, jede beliebige Sauce hinzufügen. Im Hotel de la Ville zu Triest habe ich z. B. so zubereitete Fische in einer vortrefflichen Prosecco-Sauce gegessen. Der Prosecco ist ein halbsüßer, an der dalmatinischen Küste reisender und von Natur etwas moussirender Wein, den schon die Römer kannten und hochschätzten.

Gegen die Anwendung des Olivenöls (wir setzen voraus, daß es von tadelloser Frische und Reinheit des Geschmacks sei) zu eifern, ist baarer Unsinn. Es giebt kein besseres Medium zum Backen und Braten, und es ist unwahr, wenn einzelne Reisende behaupten, in Italien schmeckten alle Speisen unangenehm nach Del. Ich habe gefunden, daß die in guten italienischen Speisehäusern zubereiteten Gerichte in erfreulicher Weise des Beigeschmacks von ranziger Butter und schlechtem Rindstalg ermangeln, welchen man so oft bei den Producten der deutschen Küche beobachtet. Uebrigens weiß ich in dieser Beziehung ein ergötzliches Geschichtchen zu erzählen. Einer meiner Freunde, Berufsoffizier, war im französischen Feldzuge bei Gravelotte schwer verwundet worden. Als er nothdürftig wieder hergestellt war, schickte man ihn zur Beschleunigung seiner Genesung in irgend einer halbamtlichen Function nach Rom. Er mietete sich dort in einem Gasthause ein und verabredete mit dem Wirth, daß ihm täglich zu einer gewissen Stunde ein Beefsteak — „aber nach deutscher Art in guter Butter gebraten“ — servirt werden sollte.

Die Beefsteaks waren sehr gut und schmeckten meinem Freunde außerordentlich wohl vierzehn Tage lang oder länger. Da brachte man ihm eines Tages ein Beefsteak, welches nach seiner Meinung kaum zu genießen war; es hatte keine so schöne dunkelbraune Kruste wie die früheren, es war in der Mitte noch roh und an den Rändern grau, während die anderen durch und durch schön blaßroth gewesen waren; es war auch nicht so saftig, und endlich hatte es einen unangenehmen Beigeschmack nach dem Fett, in dem es zubereitet worden war. Der Gast rief den Kellner, und dieser mußte den Wirth citiren. Der Wirth versprach die schleunigste und gründlichste Untersuchung. Nach einiger Zeit kehrte er zurück und sagte unter vielen Entschuldigungen, durch ein bedauerliches Versehen in der Küche habe man bis heute alle auf das Zimmer des Herrn Lieutenants gelieferten Beefsteaks auf die gewöhnliche Art (mit Del) zubereitet; heute wäre aber durch einen Zufall der Oberkoch daran erinnert worden, daß der deutsche Offizier seine Beefsteaks in Butter gebraten haben wollte! — So wurde mein maderer Freund von seinem Vorurtheil gegen eine Zubereitung der Speisen in Olivenöl geheilt. Die Heilung der Schußfractur, die er sich auf dem Felde der Ehre geholt, war leider nicht ebenso schnell und glücklich zu bewerkstelligen.

Wenn der Fisch ja gekocht, d. h. behufs seiner Zubereitung in siedendes Wasser geworfen werden muß, dann empfehle ich sehr, die Brühe nicht zu breit zu machen und ihn nicht zu lange zu kochen. Die Gräfin Münster schreibt in ihrem bereits erwähnten Kochbuche, aus welchem man

unendlich viel lernen, nach dessen Vorschriften man aber nicht ohne Weiteres verfahren kann, unter Nr. 169 über die Matelote von Karpfen oder Alen:

„Einen großen oder zwei kleine Karpfen schneide in 7 oder 8 Stücke, brate sie in ein wenig Butter, füge dann $\frac{1}{2}$ Liter Rothwein, einen großen Löffel Kraftbrühe Zwiebeln, Kräuter, Gewürz und Salz hinzu, und koch sie langsam $\frac{1}{4}$ Stunden.“

Ich habe mir erlaubt randschriftlich in meinem Exemplar des gräßlichen Kochbuchs anzumerken: „Dann wird lauter Suppe daraus!“

Man soll den Fisch nicht zu lange kochen, aber unter allen Umständen lange genug, um die Parasiten zu tödten, denen der Fisch vielfach als Wohnstätte dient und welche dem Menschen gefährlich werden können, sofern sie noch lebend bezw. entwicklungsfähig beim Verspeisen des Fisches aufgenommen werden.

Unter den Gelehrten, die neuerdings auf diesem Gebiete durch wissenschaftliche Forschung sich verdient gemacht haben, ist namentlich der Dorpater Zoologe Professor Braun zu nennen. Er hat u. A. nachgewiesen, daß für den Menschen der Hecht und die Quabbe als Zwischenwirthe für *Bothriocephalus latus* anzusehen sind; ferner daß von den in der Dänischen Universitätsstadt zum Markt kommenden Hechten nicht weniger als 90 % mit *Bothriocephalus*-finnen inficirt sind, und daß, da in Dänland der Hecht vielfach nur schwach geräuchert, also halb roh, sowie sein als eine Art Caviar zubereiteter Laich gegessen wird, der Wurm massenhaft dort auf Menschen übertragen wird. Die Verbreitung des *Bothriocephalus latus* unter den Menschen vorzugsweise gerade in solchen Gegenden, wo viel ungenügend zubereitete Fische verzehrt werden, also in Holland und Belgien, in Schweden, in den russischen Ostseeprovinzen, in Ostpreußen, in der westlichen Schweiz und in den angrenzenden französischen Districten, bestätigt Brauns Ansicht, daß der *Bothriocephalus* vorzugsweise durch Fischnahrung dem Menschen zugeführt wird.

Mein Rath geht dahin: Iß nie einen Fisch, der am Rückgrat bezw. dort, wo Kopf und Rückgrat sich verbinden, noch blutig ist. Da der Kogen und die Milch meist separat abgekocht werden, so erheischen diese Stücke, was das Blutigein anbetrifft, ganz besondere Aufmerksamkeit. Die Finnen sitzen hauptsächlich im Gescheide und in den Weichtheilen der Fische.

Uebrigens kann ich eine wenig bekannte und vortreffliche Methode angeben, um Hechte und andere harte Fische so zuzubereiten, daß eine Infection durch *Bothriocephalus*-finnen für denjenigen, der den Fisch isst, gänzlich ausgeschlossen ist. (Koch oder Köchin freilich, welche den Fisch schlachten und zubereiten, bleiben immer gefährdet, sofern sie sich nicht der größten Sauberkeit befleißigen und etwa die Finger zum Munde führen, mit denen sie eben noch den rohen Fisch angefaßt haben.) Mein Recept stammt aus dem Hause des Commerzienrathes L. M., dessen Küche unter den Bevorzugten, denen ihre Producte kennen zu lernen vergönnt war, sich eines vorzüglichen Rufes erfreut.

Kauft kleine Hechte — wenn sie mehr als einen Fuß lang sind, so kann ich sie schon nicht empfehlen, da die Regel des Baron von Baerst: von harten Fischen junge, von weichen Fischen alte, ausgewachsene Exemplare zu wählen, beim Hecht zutrifft — und werft den vorher ausgenommenen Fisch in siedend heißes Wasser, welches ihr von der Platte herunter genommen habt. Nach ein Paar Minuten wird der Fisch sich bequem abschälen und entgräten lassen. Dann zerschneidet ihn in Stücke von mittlerer Größe und legt ihn 2 Stunden lang in Milch. Hat er diese Badecur absolvirt, so siedet ihn in Fett oder Del nur kurze Zeit, so daß er schön hell und zart bleibt. 1 Theil Rindsfett auf 3 Theile Schweineschmalz ist eine bewährte Mischung. Man kann die Stücke auch vorher paniren; indessen habe ich gefunden, daß dies den eigenthümlichen Wohlgeschmack des Hechts einigermaßen verkümmert. Als einzige Würze zu diesem Fischgericht ist junge Petersilie zu geben, deren kleine Zweige, ebenso wie vorher der Fisch, in dem bekannten Drahtkorbe dem siedenden Fett übergeben und nach kurzer Zeit schön gebacken und knusprig wieder herausgezogen werden*).

Läßt man Fische in einer wässrigen Flüssigkeit (Brühe) längere Zeit kochen, so löst sich alles Fleisch von den Gräten, und gießt man sodann den ganzen Sud durch ein genügend feines Sieb, so erhält man eine halbklare Fischsuppe. Zur Noth kann man des Siebes auch entzathen, da die Gräten und die ausgekochten Fleischfasern vermöge ihres größeren specifischen Gewichts zu Boden sinken, sobald man den Kessel vom Feuer rückt und seinen Inhalt erkalten läßt. Die Suppe kann dann abgesehen oder abgeschöpft werden. So bereitet der ungarische Fischer seine tägliche Nahrung, das *Galászlé*, seine Fischsuppe. Das „Kleinzug,“ was er beim Auswerfen des Netzes tagsüber fängt, wird in einen Kessel geworfen, der während des ganzen Tagewerks über schwachem Kohlenfeuer eine Brühe aus Wasser, Salz, Zwiebeln, viel Paprika, und oft wohl auch etwas sauren Wein, in gelindem Brodeln erhält. Kehrt der Fischer dann bei sinkender Nacht nach seiner Lagerstätte am Strande zurück, so ist das Kohlenfeuer niedergebrannt, die Fischsuppe ist im Abkühlen begriffen, die ungenießbaren Theile des Kesselinhalts haben sich zu Boden gesetzt, und nun wird gesuppt!

Ich habe die ungarische Fischsuppe entsprechend den Anforderungen unserer modernen Küche zu verbessern gesucht, und meine Freunde behaupten, daß mir dies gelungen sei. Ich mache zu diesem Behufe einen Zusatz von Krebsbrühe und Rindsbouillon. Die Krebse werden roh in einem Mörser zerstoßen und in Butter angebraten, ehe ich sie auskoche. Der

*) Recepte für die Zubereitung der Fischspeisen zu liefern, kann im Allgemeinen hier nicht meine Aufgabe sein. Es mehrt sich ja täglich die Zahl der in allen Sprachen der Welt erscheinenden Kochbücher. Indessen ist mir eine Monographie bekannt, die ich auf das Wärmste empfehlen darf: „das Fischkochbuch des Fischvereins für den Kreis Norden,“ welches von Hermann Braahuis in Norden und Norderney zum Preise von 25 \mathcal{M} bezogen werden kann. Hier heißt es einmal ausnahmsweise „billig und gut“.

Zusatz von viel Grünzeug und einer geeigneten Sorte Wein (Sherry oder Ungarwein) und einer genügenden Portion Paprika ist bei der Extraction der sämmtlichen Ingredienzien eine Hauptsache. Fleisch-, Krebs- und Fischbrühe müssen, nachdem man sie durch das Sieb gegossen und mit einander vereinigt hat, noch entsprechend einkochen. Auch kann man beim Abschmecken etwas Zucker zusetzen. Diese Suppe steht in ihren Wirkungen nach meinen langjährigen Erfahrungen den von Brillat-Savarin im zehnten Theile seines berühmten Buches angegebenen „Stärkungsmitteln“ mindestens gleich.

Dem berechtigten Wunsche, beim Sieden eines Fisches jener nährenden und wohlgeschmeckenden Bestandtheile, welche herauskochen, nicht verlustig zu gehen, verdankt auch die Matelote ihre Entstehung. Wie schon der Name andeutet, haben wir es mit einem Matrosengericht zu thun, also mit einer Erfindung von Leuten, die durch ihr Gewerbe auf das feuchte Element und seine Bewohner hingewiesen werden. Zur Matelote wird in Frankreich in der Regel ein weicher und ein fetter Fisch, z. B. Karpfen und Hal, verwendet. Die Fische werden in Stücke geschnitten und in süßem feurigem Wein, manchmal auch in Most, gesotten. Das Gericht kommt mit der Brühe auf den Tisch, die man durch Einkochen mit einem Brot- oder Mehlsatz vorher eingedickt hat. Unser jetzt in ganz Deutschland bekannter „polnischer Karpfen“ ist eine Matelote, bei welcher Bier und Pfefferkuchen an die Stelle der Weinbrühe getreten sind.

Auch die Matelote kann man sehr wesentlich verbessern, wenn man, was ich auf das Wärmste empfehle, zunächst eine „verbesserte“ Fischsuppe unter Benützung von allerhand „Kleinzug“ aus dem nächsten Fischtroge herstellt und dann in dieser Fischsuppe den Fisch siedet. Es versteht sich von selbst, daß die Brühe bis auf Saucenconsistenz eingekocht werden muß und daß man sie durch Zusatz von Krebschwänzen, gefüllten Krebsnasen, Morcheln, Amoretten u. dergl. auf das Anmuthigste verzieren kann.

Der Vollständigkeit wegen darf ich nicht unerwähnt lassen, daß man im ganzen Mittelalter dem Fischgenuß anregende Wirkungen zuschrieb ähnlich jenen, welche der Trüffel und dem Sellerie ein gewisses Renommé verschafft haben. Man erzählt in dieser Beziehung viele ergötzliche Anekdoten, von denen die vom Sultan Saladin und den beiden Derwischen die bemerkenswertheste sein dürfte. Saladin wollte sehen, wie es mit der Charakterfestigkeit der Derwische eigentlich bestellt sei. Er ließ zwei der frömmsten in seinen Palast kommen und ihnen wochenlang eine ausgesucht kräftige Fleischkost verabreichen. Sie triumphirten über jede Versuchung. Nun sollten sie zur Belohnung noch eine Zeitlang bei Hofe bleiben und mitessen dürfen, was Jahreszeit und Küchenzettel eben bringen würden. Zufällig gab es mehrere Tage hintereinander Fischgerichte — und siehe da, die Derwische wurden ihrem Gelübde untreu. (Brillat-Savarin, méditation VI, 41.)

Danach wäre die Fischkost freilich ganz und gar nicht geeignet als Fastenspeise!



Aus dem Orient.

flüchtige Aufzeichnungen. *)

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

XI.

Um Konstantinopel.

Die Mauern. — Fahrt nach der asiatischen Küste. — Moda und Kadiköi. —
Der große Kirchhof von Stutari. — Die asiatische Türkenstadt. — Ein wunder-
licher Heiliger.



Es wäre eine Vermessenheit, wollte ich jene stolzen Denkmäler aus der byzantinischen Zeit, die das ernste Studium des Archäologen erfordern, die ich aber nur mit dem Blick des Laien im Vorübergehen gestreift habe, in den Kreis meiner völlig anspruchslosen Aufzeichnungen ziehen. Für mich waren all diese Säulen und Obelisken, die jetzt lieblos der Vernachlässigung überlassen sind, diese Cisternen und Trümmer großartiger Bauten, vor Allem aber diese cyclopischen Mauern, mit denen Konstantin seine Hauptstadt befestigt hat, nur die berebten Zeugen der mächtigen Vergangenheit, ehrwürdig melancholische Wahrzeichen der gefallen Größe.

„... Eine Labyrinth

Liegt aufgeschichtet über dem Gefunden,
Und jeder Fußtritt wandelt auf Zerstörung.“

Diese Worte des Dichters werden uns mit einer Eindringlichkeit sondergleichen, namentlich durch die gewaltigen Mauern, in's Gedächtniß zurückgerufen. So viel auch zerfallen ist, das, was dem Sturm der Zeit

*) Abschluß der Reisebüder in Heft 139 und 140.

getroßt hat, ist noch von überwältigender Größe. Diese riesigen Steinaufschichtungen, aus denen jetzt das dicke Gestrüpp hervorwuchert und mächtige Bäume aufstreiben, machen auf uns, wenn wir den großen Spazierritt um die Stadt unternehmen, der uns all die Schönheiten, die wir schon bewundert haben, wieder in neuem Lichte und in immer neuen Perspektiven zeigt, den unauslöschlichen Eindruck der grandiosen Verlassenheit.

Die Mauern haben eine Länge von nahezu sieben Kilometer und verbinden etwa hundertzwanzig meist viereckige Thürme miteinander. Seit langen Jahrhunderten hat man den colossalen steinernen Ring bis auf wenige unerhebliche Strecken der langsamen Zerstörung durch die Zeit preisgegeben, hat man ruhig verfallen lassen, was eben verfallen ist, und keines Menschen Hand hat die rastlos schaffende Natur, die die Erde zwischen den Steinhäufen befruchtet, in ihrem versöhnlichen Erzeugungswerke gestört. Zu undurchbringlichem Gestrüpp hat sich das Unkraut verdichtet, und auf den Höhen schaukeln sich jetzt breitstämmige Bäume im Winde. Auf unserm Erdtheil müßte ich kaum einen Bau zu nennen, der die trotzige und doch vergebliche Auflehnung des Menschenwerkes gegen die unaufhaltsame Zerstörung durch die Zeit, der die Vergänglichkeit alles Irdischen in erschütternder Weise zum Ausdruck brächte, als diese riesenhaften Ruinen.

Der wundersame Contrast zwischen der feierlichen Stille hier an den Mauern und dem wüsten Lärm in den engen Gassen, diese Nachbarschaft der schroffsten Gegensätze, tritt uns auch sonst in Constantinopel oft in befremdlicher Weise entgegen. Mitten in den volkreichsten Gegenden finden wir die Trümmerhaufen, die unangetastet bleiben, und auf denen das Unkraut wuchert. Und inmitten des vollsten und lärmendsten Lebens der Großstadt finden wir die Ruhestätten für die Todten: außer den großen Kirchhöfen zahlreiche kleinere Begräbnisplätze, die überall zerstreut in der Stadt umherliegen. Der größte und wichtigste Friedhof der ganzen Türkei ist der von Skutari, auf dessen schmerzmüthig finsternen Cypressen unwillkürlich sich unser Blick jedesmal wieder hinlenkt, wenn wir über die große Brücke gehen. Der Friedhof von Skutari ist nicht nur an sich eine Sehenswürdigkeit, er bietet nebenbei auch den vielleicht schönsten Aussichtspunkt auf Constantinopel und das Goldene Horn, auf die Prinzeninseln, das Marmara- Meer und den Bosporus.

An einem herrlichen sonnenhellen Tage fuhr ich mit meinem liebenswürdigen Gastfreunde, dem Ingenieur, der mich im Bazar herumgeführt hatte, nach der asiatischen Küste hinüber. An der großen Brücke nahmen wir ein Raik, eines jener schlank gebauten leichten Boote, die pfeilschnell durch das Wasser schießen. Die beiden Bootführer waren wunderherrliche Gestalten, Modelle, wie sie sich ein Maler nicht schöner hätte wünschen können. Namentlich der eine war eine prachtvolle Erscheinung. Er war von der Sonne ganz schwarz gebrannt. Unter dem Fetz quoll das volle Haar hervor, ein ganz krauser, ziemlich dünner Vollbart umrahmte das

edelgeschnittene Gesicht, aus dem zwei brennend heiße dunkle Augen funkelten. Seiner Jacke hatte er sich entledigt; er trug nur das Hemd und breite weiße Hüberhosen, die bis über die Kniee reichten. Das Hemd war nicht geschlossen, und man sah, wie Brabantio sagt, „des Unhold's pechschwarze Brust“. Er hatte die Hemdärmel aufgestreift und zeigte ein paar Arme von wahrhaft herkulischer Muskulatur.

Während unser kleines Schiff unter den wuchtigen Ruderschlägen die blaue Fluth durchsauste, tummelten um unser Fahrzeug hunderte von lustigen Delfphinen, die die lächerlichsten Kopfsprünge machten. Es sah beinahe so aus, als ob sie uns eine Extravorstellung geben wollten. Dabei zogen in langen Ketten die tieffliegenden Vögel an uns vorüber, und die Sonne glitzerte in dem cyanenblauen Wasser, das eine herrliche Kühle verbreitete. Es war ganz wundervoll.

Für die Bewohner von Constantinopel, die gewissermaßen à cheval zwischen zwei Welttheilen sitzen, hat Skutari mit den anliegenden Ortschaften nichts besonders Eindrucksvolles mehr. Auf mich aber machte es doch eine eigenthümliche Wirkung, als ich den Fuß zum ersten Mal auf den Boden Asiens setzte.

Moda, das oberhalb der gleichnamigen Bucht in wundervoller Lage auf schroff abfallender Höhe aufgebaut ist, bildet gewissermaßen die Vorstadt zu Radiköi, dem alten Chalcedon, der Nachbarstadt von Skutari. In Moda und Radiköi leben sehr viele Deutsche, die sich da inmitten kleiner blühender Gärten bescheidene hübsche Häuser gebaut haben. Man hat von hier aus eine entzückende Aussicht auf das Marmara-Meer und namentlich auf die Prinzeninseln, die während der Sommermonate vielen Bewohnern Constantinopels und unter diesen auch namentlich vielen unserer Landsleute eine kühle Zufluchtsstätte aus der alsdann unerträglich heiße Stadt bieten. In Radiköi herrscht während dieser Zeit ein reges Badeleben. Außer ihrer unvergleichlich schönen Lage bieten die beiden Orte nichts Besonderes. Wir durchfahren sie schnell, um uns, wiederum auf einem unmöglichen Wege, zur Höhe des großen Kirchhofs von Skutari hinaufzutrümmeln zu lassen.

Ein ungeheurer Cypressenhain, der über eine Stunde lang ist, nimmt uns auf. Die Bäume von ungewöhnlicher Stärke und Schönheit beschatten tausende und abertausende von Grabsteinen, die den Boden ganz bedecken. Zu Kopf und zu Füßen jedes Todten ist senkrecht ein etwa fünf bis sechs Fuß hoher Marmorstein aufgerichtet. Jede männliche Leiche ist dadurch gekennzeichnet, daß einer der Steine einen Turban, neuerdings auch mitunter ein Fez trägt. Mit kunstvoll verschnörkelter Ornamentik — die türkischen Steinmetze besitzen dafür eine besondere Geschicklichkeit — und mit langen Aufschriften sind diese Steine geschmückt. Die Verzierungen und Schriften sind häufig in bunten Farben ausgeführt, vergoldet oder blau, roth und grün. Da, wo der Kopfschmuck grün und schwarz gefärbt

ist, ruht ein Dervisch. Die eigenthümliche Gleichgültigkeit der Türken an der Erhaltung des Geschaffenen, ihr uns unbegreiflich erscheinender Gang, der zerstörenden Gewalt der Elemente und der Zeit in träger Gelassenheit zuzuschauen, zeigt sich auch hier. So herrlich die Steine sind, mit denen die Türken ihre Todten ehren, sie lassen sie ruhig verderben und verwittern und kümmern sich nicht im Geringsten um die Instandhaltung der Gräber. Die zunächst senkrecht eingetriebenen schmalen Steine verlieren sehr bald durch ihr eigenes Schwergewicht ihre ursprüngliche Stellung; sie senken sich bald nach rechts, bald nach links, bald nach vorn, bald nach hinten, und kein Mensch denkt daran, sie wieder in Reih und Glied zu richten. So macht denn dieser riesige Kirchhof, der größte des Orients, bei dem wüsten Durcheinander und der völligen Unregelmäßigkeit der Grabsteine trotz der Schönheiten im Einzelnen denselben Eindruck grenzenloser Verwahrlosung, wie wir ihn hier zu Lande auf Schritt und Tritt empfangen. Die große Todtenstadt unter den ehrwürdigen, schwermüthigen Cypressen ist gerade so verwinkelt und vernachlässigt, wie die Stadt der Lebenden.

Aber die ungeheure Ausdehnung, die Massenhaftigkeit der unzählbaren, zum Theil sehr kunstvoll gemeißelten Marmorsteine und vor Allem die Schönheit der finsternen Bäume ergreift doch mächtig.

Skutari selbst war die erste unverfälschte asiatisch-türkische Stadt, die ich kennen gelernt habe. Die Holzhäuser, in denen jedes Stockwerk, von schwachen hölzernen Stützen getragen, über das andere hervorspringt, sind unansehnlich und unschön. Alle Fenster sind mit einem doppelten Gitterwerk, einem hölzernen nach der Straße zu und nach der Wohnung zu noch mit einem aus Rohr geflochtenen, abgesperrt. Bisweilen springt noch ein ebenfalls dicht vergitterter Kasten, der genau wie ein Käfig aussieht, wohl eine Art Erker, aus der Stirnseite hervor. Die Stadt ist wie ausgestorben. Hier hört man kein Wagengeräusch, hier sieht man fast keinen Menschen. Die Männer sind wohl zum großen Theil unten am Strande, vielleicht auch im Bazar, wo sie ihre Waaren feilbieten, und die Frauen sind, vor Aller Blicken verborgen, in ihren freudlosen Gemächern oder in jenen duftenden und blühenden, aber einsamen Gärten, die durch hohe Mauern Aller Blicken entzogen sind. Tritt einmal eine dicht verschleierte Türkin auf die Straße und wird sie des Fremden ansichtig, so huscht sie mit einer hier auffälligen Schnelligkeit vorüber.

In einer der öden Straßen, deren Traurigkeit hier im blendenden Sonnenglanze noch besonders traurig wirkte, sah ich ein merkwürdiges Schauspiel. Von zwei zerlumpten Dervischen wurde auf einer Sänfte ein schreckliches menschliches Wesen getragen, ein vertrottelter Krüppel, aus dessen blöden Augen der Stumpfsinn starrte. Die beiden Männer sangen ganz merkwürdig mit überlauter Stimme. Es waren Koransprüche, die sie vortrugen. Dazwischen lallte der arme Blödsinnige. Die Krüppel sind den

Muhamedanern heilig. Es war also ein Heiliger, der da umhergetragen und für den vermuthlich die Milbthätigkeit der Rechtgläubigen angerufen wurde. Nirgends ist mir die Eigenthümlichkeit des Islams anschaulicher geworden, als in dieser seltsamen Gruppe der plärrenden Träger und des fallenden Jbioten.

Und wie hier überall die Gegensätze gewaltsam aneinanderstoßen, so sahen wir, als wir um die nächste Ecke hogen und den Eindruck, den das widerwärtige Schauspiel auf uns gemacht, kaum überwunden hatten, aus all diesem Jammer, aus all dieser Traurigkeit und Verlassenheit hinaus auf das in der goldigen Sonne glänzende blaue Meer und auf die gegenüberliegende Küste von Konstantinopel, das nun ganz verschwommen im Sonnendunste in duftigen Umrißlinien wie ein phantastisch märchenhaftes Bild vor uns lag und in flimmerndem Schimmer aus dem Wasser aufstieg. Und wir dachten nun nicht mehr an all die Häßlichkeiten und Traurigkeiten, an denen unser Weg uns vorbeiführte, wir hatten nur noch die eine Empfindung: es giebt nichts Schöneres auf Gottes schöner Welt!

Zu meinem Bedauern hatte ich erfahren, daß wenige Tage vor meiner Ankunft in Konstantinopel unser Botschafter, Herr von Radowiz, der mir jedesmal, wenn wir uns getroffen hatten, mit außerordentlicher Zuverlässigkeit begegnet war, und bei dem ich eine freundliche Aufnahme zu finden gewiß sein durfte, seinen Urlaub angetreten hatte. Dafür wurde mir aber die große Freude bereitet, Herrn Dr. Clemens August Busch, unsern früheren Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte, bisherigen Gesandten in Bukarest und jetzigen Gesandten in Stockholm, der mit der Leitung der Botschaftsgeschäfte in Konstantinopel betraut war, wiederzusehen. Ich kann Herrn Dr. Busch für alle Liebenswürdigkeiten, die er mir während meines Aufenthaltes in Konstantinopel erwiesen hat, nicht herzlich genug danken. Es war mir auch vergönnt, da er sich in einer amtlichen Angelegenheit nach dem Sommerpalais der Botschaft in Therapia zu begeben hatte, unter den angenehmsten Bedingungen von der Welt in seiner Gesellschaft den Bosporus und die beiden lieblichsten Bosporusflecken, Therapia und Beuyuk-déré, kennen zu lernen.

Da der Aufenthalt während der heißen Monate in Pera selbst gesundheitsschädlich, ja unerträglich ist, so haben die großen Mächte für ihre Vertreter in Therapia und Beuyuk-déré herrlich gelegene schöne Sommerresidenzen errichtet. Die Verbindung mit Konstantinopel wird durch eigene kleine Dampf-Yachten, die sogenannten Mouches, vermittelt. Diese allerliebsten schnellfahrenden kleinen Schiffe tragen die Reichsfarben der betreffenden Botschaften und werden von den Mannschaften der vor Konstantinopel stationirten Kriegsschiffe bedient. Unser kleiner deutscher Botschaftsdampfer, von dem aus ich die Herrlichkeiten der Bosporus-Ufer bewundern durfte, hat leider, wie später in den Zeitungen zu lesen stand, durch Zusammenstoß mit einer andern „Mouche“, ich glaube, mit der

der russischen Botschaft, schweren Schaden erlitten; irre ich mich nicht, so ist er sogar gesunken.

Schade um das saubere, schöne, schnelle kleine Schiff!

XII.

Fahrt auf dem Bosporus.

Blick von dem deutschen Botschaftspalais. — Auf dem Wasser; Delphine und „verdammte Seelen“. — Die Ufer. — Die rumelische und anatolische Feste. — Therapia und Beuyuk-dérsé. — Der Sommeritz unserer Botschaft. — Die Quaitraken. — Durch Sarijar nach dem Rosenthal. — Berühmtes Wasser. — Ein Weiterstückchen. — Rückfahrt. — Abschied von Constantinopel.

Es war ein sonnenheller, wundervoller Tag, an dem mich Herr Dr. Busch von unserer Botschaft zur Dampferfahrt abholte. Das deutsche Palais ist auf der höchsten Höhe von Pera errichtet. Es ist ein stattliches Gebäude, das dem Fremden, der vom Marmara-Meer oder vom Bosporus her in den Hafen von Constantinopel einfährt, sogleich in die Augen fällt. Es hat in Einzelheiten, so in der Gliederung der beiden unteren Stockwerke und in der Krönung des Giebels mit den Ablern, eine gewollte oder ungewollte Ähnlichkeit mit dem schlichten königlichen Palais, das unser großer Kaiser bewohnt hat und in dem er gestorben ist. Aber dadurch, daß man noch ein Stockwerk aufgesetzt hat, haben sich die Verhältnisse völlig verschoben, und die Wirkung ist eine ganz andere geworden — eine weniger harmonische und vornehme. Das Botschaftsgebäude hat jetzt eine unerwünschte Ähnlichkeit mit den Miethskasernen der neuen Berliner Viertel und imponirt mehr durch seine Größe als durch seine Schönheit. Aber die Lage ist herrlich. Von dem vor dem Empfangsräume liegenden Altan aus hat man den freien Ausblick auf ganz Pera und Stambul, auf die Serajspitze und die Moskeen, und dann hinüber auf das Meer und die wunderbare asiatische Gebirgskette mit deren von blauen Wellen umflutheten Vorschiebungen, den sogenannten Prinzeninseln. Zur Rechten verliert sich in blauem Dufte in weiter Ferne das Brussa-Gebirge, aus dem der asiatische Olymp hervorragt — der falsche Olymp, dessen schneeiger Gipfel sich mit den von der Sonne beschienenen ebenfalls schneelig wirkenden Wolken vermischt. Ringsumher grünt und blüht es. Die bunten Häuser, die zur Botschaft hinaufzuklettern scheinen, geben dem Ganzen einen freundlichen lustigen Charakter. Und unten in den herrlichen azurenen Fluthen rasten die mächtigen Schiffe, und die Raiks und kleinen Dampf-Yachten tummeln fröhlich um sie her, geschlängelte silberne Furchen hinter sich ziehend.

Eine Fahrt auf dem Bosporus bei goldigem Sonnenschein, in der köstlichen Frische, die das tiefblaue Wasser uns zusäufelt — es giebt nichts Entzückenderes! Aus dem saftigen Grün, von blühenden Rosen und Oleandern umfränzt, treten die Marmoraläste mit ihrem zierlichen lustigen Schmuckwerk funkelnd am Ufer hervor. Das Panorama der farbigen Doppelstadt

mit ihren kuppelförmigen Ueberragungen und spizen schlanken Thürmchen verschiebt sich in reizvollster Weise, wird unbestimmter, traumhaft und verschwindet schließlich in flimmernden Nebel. Die Sonne besprenkelt das unvergleichliche Tiefblau des Wassers mit goldigen Tupfen. Große Schaaren von Delfinen begleiten unser kleines Schiff und stellen mit diesem eine Art Wettlauf an, in den übermüthigsten Purzelbäumen bald aus dem Wasser aufschnellend, dann wieder kopfüber darin untertauchend. Unablässig ziehen in größeren und kleineren Ketten von sechs bis über dreißig und in ziemlicher Tiefe sonderbare Vögel über die Wasserfläche hin. Bald kommen sie uns entgegen von der Richtung des Schwarzen Meeres, bald überholen sie unser Schiff vom Marmara-Meer herflatternd. Von weitem gesehen erscheinen sie wie schwarze Wellenlinien über dem Wasser. Wenn sie sich uns nähern, so sehen wir, wie in der Sonne ihre Leiber schneelig weiß glänzen. Sie haben in ihrem hastenden Fluge etwas merkwürdig Scheues und Angstvolles. Die Leute von Constantinopel behaupten, daß man diese Vögel nie habe ruhen sehen. Sie schwärmen beständig hin und wieder, in der engen Wasserstraße der Dardanellen, wie in der breiteren und schöneren des Bosporus, ohne Rast und Ruhe. Deshalb nennt man sie auch in Constantinopel die „verdammten Seelen.“ Inwieweit die wissenschaftliche Feststellung mit dem Glauben im Volke übereinstimmt, weiß ich nicht. Ich glaube, man zählt diese Vögel, die ich hier zum ersten Mal gesehen habe, zu den Halcyonen. Jedenfalls aber ist die volksthümliche Bezeichnung sehr zutreffend; sie machen einen unheimlich ruhelosen traurigen Eindruck.

Und gerade hier, in dieser wunderherrlichen Freudeigkeit der Natur, über diesem Wasser, an dessen kräftig schönem Blau man sich nicht sattsehen kann, in dieser erquickenden Kühle, in dieser behäbigen Friedlichkeit der grünenden, blühenden Ufer wirken die zappelnden angstvollen Geschöpfe, die da beständig auf und nieder schwirren, doppelt befremdlich und gepeinigt.

Die Ufer des Bosporus sind von den Ausläufern von Constantinopel an bis nahezu hinauf zum Eingang in das Schwarze Meer fast ganz mit Häusern und Häuschen bebaut. Flecken reiht sich an Flecken. Jede Einzelheit und Alles zusammen strahlt in lustigster Farbigkeit, in heiterstem Glanze. Freilich darf man auch hier das Einzelne nicht allzu scharf in's Auge fassen. Auch an den wunderschönen Ufern des Bosporus würden wir ohne Mühe die berebten Zeugen der orientalischen Eigenthümlichkeit und des traurigen Zustandes der Türkei insbesondere deutlich wahrnehmen: die grenzenlose Sorglosigkeit, den Verfall ohne Kummer, den Mangel ohne Klage. Auch hier wohnt in den Fensterhöhlen der eingestürzten Gebäude das Grauen. Herrliche Sommeritze, die sich in besseren Zeiten die wohlhabenden Leute von Constantinopel hier errichtet haben, stehen nun verlassen und verwahrlost da, und die schönen Gartenanlagen von ehemals sind in erschrecklicher Weise verwildert. Aber das Ganze ist doch so

wundervoll, daß man sich durch diese Wahrnehmungen nicht verstimmen und das wohlige Behagen, das uns die Gesamtheit bietet, nicht verkümmern läßt. Wir blicken über all die Verwahrlosungen, über die Schutt- und Trümmerhaufen hinweg und freuen uns der lachenden Häuschen, die an den sanft aufsteigenden Ufern aufgebaut sind, an dem Tiefgrün der alten Bäume, die sie beschatten, und an der Blütenpracht ringsumher.

In das friedliche Idyll, das sich auf beiden Seiten des blauen Wassers entlang zieht, tritt plötzlich unvermittelt und trozig die Gewalt kriegerischer Bauten.

Unwillkürlich mußte ich an die Tell-Duverture denken: wie in das liebliche Idyll des Ruhreigens roh und jäh die kriegerischen Trompeten des brutalen Eroberers hineinbrüllen. Auf beiden Seiten des Ufers des Bosporus, der sich hier am meisten verengt, erheben sich imposante und großartig und gewaltig wirkende Festungsbauten: zu unserer Linken die rumelische Feste, die größte und bedeutendste, zu unserer Rechten, gegenüber, die anatolische — Rumili Hissar und Anaboli Hissar — wahre Zwingburgen, die wie lauernde Ungeheuer auf der Höhe liegen, mit klotzigen, runden, ausgezackten Thürmen, die miteinander durch mächtige Mauern verbunden sind, und von denen ebensolche plumpe, schwerfällige, klotzige Mauern zum Ufer hinabführen. Die hellgrauen Steinhaufen ragen aus dunklen Cypressenhainen auf, und am Ufer sieht man unter diesen Cypressen wiederum die schmalen, willkürlich zusammengehäuftten Steine, die nach allen Windrichtungen hin sich geneigt haben, wieder einen der zahllosen Kirchhöfe. Jetzt hat sich in diese kriegerische Rauheit die Gemächlichkeit des beschaulichen Genießens hineingefügt. Zwischen den trozigen Mauern sind hübsche Landhäuser angebaut, die sich um ihre mächtigen und drohenden steinernen Nachbarn nicht mehr kümmern. Man wird an das bekannte Bild von Paul Meyerheim erinnert: an das zwischen den Klauen des Löwen gemüthlich schlafende Hündchen im Zwinger. Die runden rumelischen Thürme mit ihrem Seitenstück am andern Ufer, den anatolischen, bilden einen der schönsten Punkte des Bosporus. Die Thürme sind ein Jahr vor der Eroberung Konstantinopels durch die Türken von Muhamed II. 1452 erbaut worden. Die alten byzantinischen Chroniken berichten in sehr herabder Sprache von der fürchterlichen Aufregung, von dem sinnlosen Schrecken, der sich der Bewohner des alten Byzanz bemächtigte, als jene kolossalen Bauten in beängstigender Nachbarschaft aus dem Boden aufwuchsen. Und die Angst war nur zu begründet.

Wir dampften frohgemuth an den Thürmen, die jetzt, da sie alles Schreckhafte verloren haben, nur noch von unbeschreiblicher decorativer Schönheit sind, vorüber und stießen erst in Therapia an's Land.

Therapia und das benachbarte Beuyuf-déré sind die beliebtesten und elegantesten Sommeransiedlungen des Bosporus, in einer Lage wie man sie sich herrlicher kaum vorstellen kann. Es ist nicht bloß die Vereinigung von

Naturschönheiten und Menschenwerk: das wundervolle Wasser, die malerischen Ufer mit dem dunklen Grün, die freundlichen Häuser, die herrlichen Blumen, die diesem gesegneten Fleckchen Erde seinen Hauptreiz verleihen, es ist vor Allem die köstliche Luft, eine frische Kühle, eine Reinheit und Würze, die die Brust erweitert und mit einer Genußfreudigkeit ohnegleichen erfüllt. Alle Poren öffnen sich, um diese frische freie Luft einzuziehen. Man athmet langsam und bedächtig und mit wahren Genuße, man schlürft diese Luft wie einen Labetrunk. Selbst in den heißesten Tagen weht von der benachbarten großen Wasserfläche des Schwarzen Meeres durch den Bosporus dieser auffrischende Hauch, der mit Lebensfreudigkeit erfüllt.

In diesen beiden Flecken, die sich nur wenig voneinander unterscheiden — ob man dem reizenden Therapia oder dem ebenso lieblichen Beuyuk-béré den Vorzug giebt, ist Sache des persönlichen Geschmacks —, haben auch die Botschaften ihre Sommerresidenzen.

Das neuerrichtete Gebäude der deutschen Botschaft in Therapia hat eine prächtige Lage am Bosporus, in einem herrlichen alten Park, im schattigen Grün alter kräftiger Bäume, eingeschlossen von dichtbestandenen lieblichen Anhöhen. Das Gebäude ist in einem etwas willkürlichen phantastischen Willenstil ausgeführt, in dem sich die Elemente der nordischen Baukunst mit denen des Schweizerhäuschens verschwiftern, und für die Ornamentik auch die Einmischung der maurischen und der orientalischen Kunst duldsam zugelassen ist. Es sieht in dieser landschaftlichen Umgebung mit seiner bräunlichen Farbe vielleicht nicht anmuthig und lustig genug aus, aber immerhin ist es ein stattlicher, wohlgefälliger Bau, und die innere Einrichtung soll sehr praktisch und bequem sein. In dem Hauptgebäude sind die Gesellschafts- und Wohnzimmer des Botschafters, in dem Anbau die Geschäftsräume.

Bei Therapia bildet der Bosporus eine kleine Bucht, die als Hafen für die Vergnügungsdampfer und sonstigen Fahrzeuge benutzt wird. Längs der Ufer ist hier wie in Beuyuk-béré eine nach den Verhältnissen des Orients ungewöhnlich gutgehaltene Straße angelegt mit zum Theil recht hübschen Häusern und leidlich guten Gasthöfen. Auf diesen freundlichen Quaistraßen, die an die eleganten Promenaden unserer schönsten Seebäder, Ostendes, Scheveningens u. s. w., erinnern, ergehen sich in der Kühle, die das Wasser spendet, die Glücklichen, die der quälenden Hitze von Konstantinopel haben entrinnen dürfen. Da treiben sich auch die Verkäufer umher, die ihre Waaren schreiend feilbieten, die Vermiether von Wagen, Pferden und Eseln und die unvermeidlichen Bettler; unter diesen natürlich zerlumpte Zigeuner mit wundervollen Augen, die gezähmte täppische Bären und schäbig ausgeputzte alberne Affen herumführen und Schaulustige um sich sammeln. Die Quaistraße in Beuyuk-béré ist wohl noch eleganter als die von Therapia.

Zur Zeit, da ich die Bosporus-Ortschaften besuchte, hatte die eigent-

liche Saison noch nicht begonnen. Es hatten sich damals erst wenige Sommergäste eingefunden. Die großen Hotels, in denen man gut aufgehoben ist, waren also noch spärlich besetzt. Die Rahnführer und Pferdevermiether, die lang ausgestreckt am Boden lagen und sich die Sonne auf den Scheitel brennen ließen, betrachteten uns noch mit besonderer Aufmerksamkeit und boten uns mit der Beharrlichkeit der Orientalen ihre Dienste an. Trotz unserer Abwehr verfolgten sie uns viertelstundenlang.

Mit wahren Vergnügen erinnere ich mich noch des prächtigen Türken, der uns durchaus zwei seiner Pferde aufschwätzen wollte. Es war noch ein Türke vom alten Schläge, wie er im Buch steht: den Turban um den Kopf geschlungen, ein edelgeschnittenes Gesicht von tiefbrauner Färbung mit fast schwarzen Sommerflecken, mit großen, schwermüthig braunen Augen, schneeweißen Vollbart, in der echten orientalischen Tracht: der kurzen Jacke, der breiten, bunten Schärpe, den weiten Pluderhosen und den gestickten Saffian-Schuhen mit aufgeschwungenen Spitzen. Er hatte sein Kößlein, einen starken, silbergrauen Ponny mit langer Mähne und langem Schwanz, kokett ausgeputzt: mit Rosenknospen an den Ohren und einem großen Bouquet am Schwanz, und er wollte durch Vorführung seines hübschen Thieres in uns die Lust entsachen, mit ihm in geschäftliche Unterhandlungen zu treten. Er paradirte mit seinem stolzen kleinen Gaul vor unseren Augen in allen Gangarten. Er ließ das Pferdchen springen und pirouettiren. Und wenn wir uns nicht im Hotel zum Frühstück angelagt hätten, so hätten wir diesen Lockungen auch schwerlich widerstehen können.

In den Nachmittagsstunden machten wir von Deuyuf-déré aus einen größeren Spaziergang, der uns zunächst durch ein türkisches Dorf, das Sarıjar heißt, führte.

Das Dorf ist an den Ufern eines kleinen Flusses aufgebaut, über den verschiedene elende Holzbrücken führen. Kein Mensch ließ sich in den Straßen sehen. Die vergitterten Häuser waren allesammt wie ausgestorben.

Gleich hinter dem Dorfe wird es wundervoll. Vor uns breitet sich ein liebliches, in reichster Vegetation prangendes Thal aus, das Rosenthal genannt, das langsam aufsteigt und zu einer Höhe hinanführt, auf der sich ein im ganzen Lande weit und breit berühmter Brunnen befindet. Das Duellwasser hat keine anderen Eigenschaften, als die allerdings sehr respectablen der völligen Reinheit, der Frische und des Wohlgeschmacks. Die Türken sind große Wasserfreunde und kommen aus weiter Nachbarschaft daher, um hier ihre großen Thonkrüge mit dem kühlen reinen Wasser zu füllen. Wir begegneten einem stämmigen Burschen, der so einen gewaltigen Krug schleppte, und der sich mit der Liebenswürdigkeit und Artigkeit der Türken als freiwilliger Führer und Begleiter uns anschloß. Er unterhielt sich mit Herrn Dr. Busch sehr angelegentlich und erzählte diesem Wunderdinge über die heilsame Wirkung des berühmten Wassers. Er stellte Theorien auf, denen unsere Brunnenärzte wohl nicht ohne Weiteres beipflichten werden. Er

behauptete unter Andern, man könne ein ganzes Lamm aufessen; wenn man dann von dem Wasser nur zwei oder drei Glas trinke, so löse sich das Lamm im Magen vollständig auf und hinterlasse nicht die geringsten Beschwerden.

Da oben am Brunnen hat sich eine Wirthschaft aufgethan. Wir tranken guten türkischen Kaffee und mehrere Glas des allerdings köstlichen Wassers. Vor uns lag das schöne grüne Thal, von dichtbewachsenen Hügeln eingeschlossen, in der vollen Frische des jungen Sommers. Ein berauschender Wohlgeruch von Blüthen und Blumen dampfte zu uns auf, und Duzende von Nachtigallen flöteten und seufzten dazu. Es waren unvergleichlich schöne Stunden, die wir da in gemächlichem Geplauder verbrachten.

Als wir den Heimweg antraten, wurden wir wiederum von Pferdeverleihern bestürmt, und nun entschlossen wir uns endlich, das sich immer wiederholende dringende Anerbieten anzunehmen. Ich habe mich niemals für einen Kunstreiter ausgegeben. Das edle Roß, das ich bestieg, war auch ein ganz vernünftiges Thier, das meine wohlmeinenden Absichten durchschaute und zu dem ich bald in ein recht gemüthliches Verhältniß trat; aber es hatte seine Mucken, es gehörte zur äußersten Linken, es hatte einen Drang, nach links hinüberzuschieben, der mir um so unangenehmer war, als gerade links vom Wege die Höhe ziemlich abschüssig und schroff abfiel. Mein Begleiter vergnügte sich königlich über meine vergeblichen Bemühungen, das Thier nach rechts zu bringen. Der Junge, der uns die Pferde gegeben hatte, trabte schweißtriefend hinter uns drein. Alles ging auch ganz gut, bis wir in das Dorf zurückkehrten. Da kam mein Pferd auf den unglücklichen Einfall, zu galoppiren. Ich hat es dringend, diese überflüssigen Scherze zu unterlassen; denn das Pflaster war miserabel, und ich wurde durchgeschüttelt wie eine Medicinflasche. Aber es half nichts. Es galoppirte nun einmal und zwar gehörig. Dabei wahrte es in Bezug auf den Weg, den es nahm, das freie Recht der Selbstbestimmung. Während Dr. Busch mit dem Jungen über eine der Brücken hinweg an der rechten Seite des Flusses entlang trabte, blieb mein Pferd, seinen politischen Ueberzeugungen treu, auf der linken Seite und galoppirte in eigenmächtiger Fröhlichkeit mit mir scharf links. Aber es giebt im Leben ein Wiedersehen, und schließlich vereinigten wir uns gemächlich am Ausgange des Dorfes.

Da trafen wir auch den alten Türken wieder, der noch immer auf seinem silbergrauen Ponny renommistisch paradirte. Ein so gründlich verächtlicher Blick, wie aus den Augen dieses braven Mannes, als er mich in ungewolltem Galopp auf dem wenig reizvollen Gaule vorbeisaußen sah, hatte mich noch nie getroffen.

Die Sonne stand schon ziemlich tief, als wir wieder an Bord unseres kleinen Dampfers stiegen. Die frische, starke Luft wurde allmählich

empfindlich kühler. Wir zogen unsere warmen Röcke an und sahen nun im goldigen Lichte der scheidenden Sonne die traumhaft schönen Ufer an uns vorüberziehen. Rechts und links von uns schwirrten noch immer in langen Ketten die kleinen Vögel, die „verdammten Seelen“, neben uns her. Größere und kleinere Dampfer begegneten uns, pfeilschnelle Raiks. Und unter dem gluthrothen Himmel sah das herrliche Konstantinopel wie in Gold getaucht aus, als wir an's Land stiegen.

Selten habe ich frohere, genussreichere und behaglichere Stunden verbracht, als an diesem unvergeßlichen Tage auf dem Bosporus in der Gesellschaft des anregendsten und lebenswürdigsten Begleiters . . .

Der einzige Zweck, den ich bei meiner Reise nach Konstantinopel verfolgt hatte, war nun erfüllt. Ich hatte das, was auf der Oberfläche liegt, das Augensälligste, auf mich wirken lassen, ohne mir durch den unglücklichen Versuch des tieferen Eindringens die Harmlosigkeit meiner Eindrücke zu verderben. Und so durfte ich denn mit Befriedigung auf meinen Aufenthalt zurückblicken und an die Heimkehr denken.

Konstantinopel gehört nicht zu den Städten, die den Fremden durch andere Reize, als die Schönheit der Natur, des Colorits und der orientalischen Eigenart, länger festhalten. Die Stadt, selbst das von Europäern bewohnte Pera, ist nach meinem Geschmack vollkommen reizlos. Wenn man sich nicht an eine Familie anschließt — und der Fremde, der der freie Herr seiner Bewegungen sein will, pflegt solche Anknüpfungen nicht zu suchen —, so ist man am Abend ziemlich rathlos. Sobald die Sonne untergegangen ist, weiß man nicht mehr, was man machen soll. Die beiden deutschen Clubs sind recht anständig, aber sie sind ziemlich spärlich besucht; und man geht doch nicht gerade nach Konstantinopel, um Zeitungen zu lesen oder eine Partie Scat zu spielen. Es sind auch noch einige Wirthschaften da, in denen deutsches Bier verzapft wird und unsere Landsleute sich zum abendlichen gemüthlichen Klatzch zusammenfinden. Auch das ist ja ganz nett, aber es ist doch eben ein mäßiger Genuß. Es giebt kein einigermaßen anständiges Theater, und selbst die Tengel-Tangel, die, wie man mir sagte, eigentlich nur die Vorhallen zu zweifelhaften Spielhöllen bilden, sind von einer Langweiligkeit und Ledernheit sondergleichen. Die Abendstunden, die in anderen europäischen Städten dem Fremden an Zerstreuungen und Genüssen gerade am meisten bieten, sind in Konstantinopel von fürchterlicher Debe. Hätte mir mein lebenswürdiger früherer College Julius Grosser nicht Gesellschaft geleistet, ich wäre vor Langweile krank geworden.

XIII.

Von Konstantinopel über das Schwarze Meer nach Bukarest.

An Bord der „Vesta“. — Ungemüthlichkeit auf dem Schwarzen Meer. — Ueber Varna, Rustschuk und Giurgewo nach Bukarest. — Charakter der Stadt. — Die kleinen Häuser und Gärten. — Die guten Wagen und die russischen Kutscher. — Die Chaussee Kisseleff. — Toilettenluxus der Damen. — Böse Nachrede. — Das Schminken. — Kirchen und Kapellen.

In den Nachmittagsstunden eines sonnig schönen Maitages begleiteten mich meine Freunde und Bekannten in Konstantinopel an Bord des Lloyd-dampfers „Vesta“. Wir verabschiedeten uns herzlich. Um drei Uhr wurden die Anker gelichtet. Das Schiff war überfüllt, und mit Mühe und Noth hatte ich in einer engen Kajüte als Dritter im Bunde ein nothdürftiges Unterkommen gefunden. Unter den Passagieren befanden sich mehrere mir bekannte Familien aus Berlin und Frankfurt und auch der alte ungarische Revolutionsgeneral Türr. Die Fahrt ließ sich gut an. Auf dem ruhigen Bosporus dampfte unser Schiff nordwärts, und noch einmal sahen wir in goldigster Beleuchtung die malerischen Ufer an uns vorüberfliegen. Aber je weiter wir fuhrten, desto stumpfer wurde das Licht. Der Himmel bezog sich. Und als wir an der Ausfahrt aus dem Bosporus angelangt waren und in das Schwarze Meer einliefen, war das Wetter ungemüthlich, rauh und windig geworden.

Aus meiner Secundanerzeit, in der ich durch Ovids Tristien die erste nähere Bekanntschaft mit dem Pontus Eurinus machte, habe ich eine unüberwindliche abergläubische Antipathie gegen das Schwarze Meer beibehalten. Ich wußte, daß es mir da nicht gut gehen würde. Und ich täuschte mich nicht. Die lebhaften Unterhaltungen, die sich unter den Bekannten entsponnen hatten, verstummten allmählich. Das wirklich recht ungasflich aussehende Wasser war sehr bewegt, und unser kümmerliches Fahrzeug wurde unbarmherzig hin- und hergeschaukelt. Zuerst zeigten die Damen eine interessante Blässe, und eine nach der andern verschwand ganz sachte vom Deck. Bald folgten auch Widerstandskräftigere. Es wurde immer ungemüthlicher. Immer dichter und unfreundlicher zogen sich die Wolken zusammen, und lange vor der kalendermäßigen Zeit brach das Dunkel herein. Ein rauher Wind peitschte die Wellen auf, und nun unterlagen auch die Standhaftesten. Fast alle Passagiere mit nur sehr wenigen Ausnahmen wurden seefrank. Ich hielt es mit der Mehrheit. Mir war in den Abendstunden in der engen schwülen Kajüte und in der Gesellschaft von zwei mir unbekannten und noch viel kränkeren Engländern gottsjämmerlich zu Muth. Und in diesem Zustande kaum erträglichen Unbehagens und schändester Weltverachtung fielen mir auf einmal alle möglichen Verse von

Ovid ein, an die ich seit zwanzig Jahren und länger nicht gedacht hatte. Luft, Wasser und Land waren mir gleichermaßen abscheulich, und ich citirte in apathischer Niedergeschlagenheit:

Nec caelum patior, nec aquis adsuevimus istis,
Terraque nescio quo non placet ipsa modo.

Aber endlich schlief ich doch vor Ermattung ein, und ich habe nie wonniger, befelegender geträumt, mich nie freier gefühlt, als auf dem harten Nothbett in der engen Kajüte der „Vesta“ unter dem unbarmherzigen Schwanken des Schiffes und in der denkbar unangenehmsten Nachbarschaft. Der Traum hatte mir Flügel gegeben, und ich schwang mich über alles Ungemach hienieden in köstlicher Freiheit hinweg. Woraus ich schließe, daß man am Abend nicht zuviel essen soll; denn mit geleerterem Magen bin ich nie eingeschlafen, und süßer habe ich nie geträumt.

Ich erwachte kurz vor Sonnenaufgang. Die Krisis war vorüber, ich fühlte mich ganz vergnügt. Etwa um halb sechs Uhr Morgens sahen wir das sehr malerische Varna am Ufer aufsteigen. Die Minarehs lassen erkennen, daß in dieser wichtigen Stadt Bulgariens noch viele Türken ansässig sind. Aber neben den schlanken Thürmchen ragen auch die Kreuze auf stattlicheren Kapellen auf, und vor Allem fällt unser Blick auf eine schöne große Kirche, die Alexander von Battenberg errichtet hat — „als er noch Prinz war von Arabien!“ Auch das Gebäude, das auf der Nordseite der Bucht unsere Blicke vor Allem fesselt, ist eine Villa des früheren bulgarischen Fürsten.

Der Dampfer kann nicht bis ans Ufer gelangen. Die Landung auf kleinen Booten ist recht schwerfällig und unbequem. Wir trafen es noch gut, denn die Fluth hatte einigermaßen nachgelassen. Aber immerhin mußten die Schiffer verzweifelte Anstrengungen machen, um uns durch die ziemlich hochgehenden Wellen glücklich ans Land zu bringen.

Man fühlt, sobald man in Varna nur einige Schritte gemacht hat, daß man sich jetzt in einem andern Lande befindet. Der Unterschied zwischen den Beamten und Soldaten in Bulgarien und in der Türkei ist augenfällig. Dort gemächliche Verlotterung, hier strammere Zucht. Die Polizisten an der Bahn, die Soldaten in ihren durchaus dem russischen Schnitte sich anschließenden Uniformen sehen sauber und ordentlich aus. Man fühlt, daß man jetzt wieder in engeren Zusammenhang mit dem übrigen Europa tritt. Die Bevölkerung freilich hat noch ganz den Charakter des Orients. Die Trachten haben die bunten Farben mit Stickereien, man sieht den Turban und die Kopfbekleidungen aus Filz und Pelz. Das Räthsel, daß man gerade da, wo die Sonne am meisten brennt, sich den Kopf mit den schwersten und wärmsten Hüten und Mützen bedeckt, habe ich bis jetzt noch nicht zu lösen vermocht.

Das Stück Bulgarien, das wir nun durchfahren, ist landschaftlich sehr schön. Es ist bergiger Boden. Wir sehen interessante und absonderliche

Sandsteinformationen, üppiges Grün, dichtbewachsene Höhen und Berge. Aber das Land scheint wenig bevölkert zu sein. In großen Abständen liegt hier und da ein Weiler und Flecken mit rohgefügtten Steinbauten in einfachstem Zweckmäßigkeitsstile, ohne irgend welche künstlerischen Ansprüche. Mitunter sehen wir auch Heerden von Rindern und Ziegen, und über die Sümpfe, an denen wir vorbeifahren, ziehen dichte Vogelschaaren daher.

Ohne ein besonders aufregendes Schauspiel vor Augen gehabt zu haben, gelangen wir so in kurzer Zeit nach Kustschuk, wo wieder eine Horde von Trägern, zerlumpte Kerle, schweißtriefend, in Fellen, die zum Uebelwerden nach Knoblauch und nach Schlimmerem duften, sich auf uns stürzen und uns unser Gepäck entreißen.

Es ist eine recht lästige und beschwerliche Reise! Wir müssen jetzt über die Donau setzen. Die Ueberfahrt nach Giurgewo wird durch erbsäuerlich kleine und schlechte Dampfer bewerkstelligt. Da besteigen wir wieder die Bahn und fahren nun durch eine landschaftlich ziemlich reizlose Strecke bis zur Hauptstadt Rumäniens, wo wir Nachmittags gegen fünf Uhr eintreffen.

Außer Konstantinopel giebt es wohl kaum eine Stadt, über die die Urtheile weiter auseinandergehen, als über Bukarest. Die Einen nennen es ein Klein-Paris — jedenfalls mit mehr Recht als Leipzig —, rühmen den großstädtischen Anstrich der Hauptstraßen und des Straßenlebens, die Schönheit der Läden, die Eleganz der Toiletten, die Vorzüglichkeit der öffentlichen Fuhrwerke. Die Anderen schimpfen über den miserablen Zustand der Straßen, in deren Roth man bis über die Kniee versänke, den widerwärtigen Lärm, das renommistische Gehebe und Gethue. Die Beschwerden über die abscheulichen ungepflasterten Straßen mit ihren halbscheuerischen Abgründen stammen jedenfalls aus einer früheren Zeit. Jetzt wären sie durchaus unberechtigt. Und ich meine, das Urtheil überhaupt wird gewiß recht wesentlich durch den Umstand mit bestimmt, ob man aus dem Orient oder aus dem Westen nach Bukarest kommt.

Bukarest bildet in der That so ziemlich die Scheide zwischen dem Osten und Westen. Es vereinigt in sich charakteristische Merkmale des Einen und des Andern. Die vom Westen Kommenden, die hier zum ersten Mal das orientalische Straßenleben sehen, das sich in dem neuen Bukarest allerdings schon aus dem Centrum hat verdrängen lassen, sich nach den Peripherien zu verflochten und so recht und echt eigentlich nur noch im Judenviertel und in den Vorstädten sich erhalten hat, werden sicherlich erstaunt und nicht angenehm überrascht sein von diesem unsaubern, lauten, vordringlichen Gewimmel und Gewühl, von diejen halbzersunkenen Behausungen, für deren Instandhaltung so gut wie nichts geschieht, von diesem miserablen Pflaster mit den offenen Gassen, die das Gegentheil des Wohlgeruchs verbreiten. Wer aber die entgeglichen Gassen des alten Stambul gesehen hat, dem fallen diese Kleinigkeiten kaum noch auf, der betrachtet sie eben als berechnigte Eigenthümlichkeiten des

Orientz und wundert sich nicht mehr darüber; der besitzt im Gegentheil nur das empfänglichste Auge und die vollste Dankbarkeit für das saubere, freundlich ansprechende, mitunter sogar großartige Straßenbild, wie es ihm das neue Bukarest bietet — die elegante Stadt mit ihren vortrefflich gepflasterten Fahrwegen und Fußsteigen, mit ihren bequemen und geschmackvollen Häusern —; der hat seine helle Freude an den ungewöhnlich zahlreichen und guten Wagen und Pferden, an den geschmackvollen und reichen Toiletten der Damen, an dem Stukerthum der begünstigten Pflastertreter, an der Sauberkeit der abretten Offiziere; der fühlt hier zum ersten Male wieder, daß er sich der Heimath nähert.

Ich habe Bukarest nur von der angenehmsten Seite kennen gelernt und eine dankbare Erinnerung an die dort verbrachten Tage bewahrt.

Die Hauptstadt der Rumänen hat entschieden einen durchaus vornehmen und großstädtischen Charakter. Es nützt ihr vielleicht nicht viel, daß sie noch großstädtischer wirken möchte, als sie thatsächlich ist. Das Eigenthümliche, das jedem Fremden, der Bukarest besucht, in's Auge springt, ist die glückliche Ueberfülle an größeren und kleineren Gärten und in den Hauptvierteln die beneidenswerthe Eigenheit, daß die Wohnhäuser fast allesamt in bescheidenen Größenverhältnissen, zum Bewohnen für nur eine Familie, eingerichtet sind. Zweistöckige Häuser gehören in Bukarest schon zu den Seltenheiten.* Richtige Miethskasernen giebt es so gut wie gar nicht. Viele der liebenswürdigen Häuschen, die überwiegend in einfachem Stil gehalten sind, wenn auch selbstverständlich der Wohlstand der Besitzer auf die Beschaffenheit des Materials und des künstlerischen Ausschmucks der Frontseite eingewirkt hat, liegen im Grün versteckt. Auf weite Strecken stehen diese Häuschen in ihrer grünen Umrahmung vom benachbarten Grundstück losgelöst da, und nur in den großen Verkehrsstraßen und in den ärmeren Vierteln reihen sich die Stein- und Holzbauten zu eigentlichen Straßen zusammen. Aus dieser Eigenthümlichkeit ergiebt sich, daß Bukarest einen für seine Einwohnerzahl ungewöhnlich großen Flächeninhalt beansprucht. Die Entfernungen sind größer als in irgend einer andern gleichbevölkerten Stadt.

Eine andere Eigenthümlichkeit ist die, daß es an einem eigentlichen monumentalen Mittelpunkt fehlt. Das vornehme Leben concentrirt sich freilich in der Gegend vom Boulevard und der Siegesstraße bis zur Chaussee Risseleff. In dieser Stadtgegend sind die schönsten Magazine, da rollen die vornehmsten Equipagen daher, da sieht man die bemerkenswertheften städtischen Erscheinungen, die gute Gesellschaft und was sich dazu rechnet. Die Häuser sind wohl auch schöner als in den anderen Straßen. Aber im Uebrigen unterscheidet auch dieser reichste und eleganteste Theil der Stadt sich nicht besonders von den weniger begünstigten Vierteln.

Vergeblich späht das Auge nach einem großartigen Bau, der durch seine imposanten Verhältnisse auffiele, nach einer mächtigen Rathedrale,

nach einem gebieterischen Palaste, nach einem monumentalen Brunnen: Es sind dieselben kleinen Häuser, dieselben freundlichen Gärten wie überall. So wirkt die Stadt wie ein vornehmes Viertel zu einer gewaltigen Großstadt, die nicht vorhanden ist, etwa wie das Viertel des Thiergartens von Berlin ohne Leipzigerstraße, Linden, Schloßplatz und Königsstraße, wie Londons Westend ohne Trafalgar Square und City, wie die Straßen zwischen den Champs-Élysées und dem Parc Monceau ohne Boulevard und Notre-Dame. Aber hübsch bleibt es deswegen doch, behaglich und freundlich, und in dieser Beschränkung auch durchaus großstädtisch.

Ja, in einigen Beziehungen ist das verhältnißmäßig nicht übertrieben große Bukarest viel großartiger, als die stolzeren und mächtigeren Hauptstädte des Westens.

So ausgezeichnetes und zugleich so billiges öffentliches Fuhrwerk wie in Bukarest giebt es nirgends in der Welt. Beim strengsten Herrn können die eleganten und leichten Coupés nicht besser und sauberer gehalten sein, als diese Miethswagen. Und wie sehen die Kutscher aus! Die meisten sind Russen, die jener fanatischen Secte der Lipowaner (Stopzen) angehören, die wegen ihrer unmenschlichen Verstümmelungen aus Rußland ausgewiesen sind und in Rumänien Aufnahme gefunden haben. Sie tragen den langen, von der Hüfte an viel gefalteten russischen Sammetrock, der bis zu den Knöcheln herabfällt, gewöhnlich in dunkelgrüner, dunkelblauer oder schwarzer Farbe, mit zwei Reihen dicht aneinander stehender Metallknöpfe, die vom Kragen zur Hüfte immer weiter auseinandergehen, um den Leib eine breite seidene Schärpe, die meistens tiefroth (sang de boeuf) oder auch himmelblau ist, auf dem Kopf die breittellerige russische Mütze. Alles in tadelloser Sauberkeit und Accurateffe. Nicht ein Stäubchen ist an der Kleidung dieser Kutscher zu bemerken. Es ist mir rein unbegreiflich, wie diese Leute im öffentlichen Dienste bei Wind und Wetter ihre kleidsamen Trachten in so musterhaftem Zustande erhalten können. Sie alle wirken, als hätten sie eben ihren größten Staat angelegt.

Die russischen Kutscher sehen einander samnit und besonders zum Verwechseln ähnlich, und es ist schwer zu bestimmen, ob sie achtzehn oder fünfzig Jahr alt sind. Sie sind in Folge der schauerlichen Verstümmelung bartlos. Ihre Gesichtsfarbe ist lebern galliggelb, die Augen liegen ziemlich tief in der Höhle, und die Backenknochen springen vor; das stumpfblonde starke Haar ist am Nacken in gerader Linie glatt abgeschnitten. Es sind ruhige, ordentliche, stille Leute, die in Bukarest sehr beliebt sind, und die viel Geld verdienen. Denn in keiner Stadt wird soviel gefahren wie gerade hier. Daß von Zeit zu Zeit Verbrechen aus religiösem Fanatismus vorkommen, ist bekannt; aber diese bleiben immer innerhalb der Secte selbst. Im Uebrigen sind die Lipowaner durchaus ungefährliche brave Männer, die sich nie an fremdem Eigenthum vergreifen und ruhig ihr ödes Leben für sich leben. Sie sehen ernst, ja freudlos aus, sie verkehren

und sprechen an den Halteplätzen sehr wenig miteinander. Ich habe sie nie, wie unsere Kutscher, ein Klatzschfränzchen bilden, ich habe sie nie ~~lassen~~ ^{sehen}.

Eine Eigenthümlichkeit dieser Kutscher ist, daß sie die Namen selbst der wichtigsten Straßen nicht kennen. Wenn man einen Wagen besteigt, so giebt man ihnen nicht etwa, wie bei uns, die Straße und Hausnummer an — das verstehen sie nicht —; sie werden während des Fahrens vom Fahrgaste selbst dirigirt. Die Bewohner von Bukarest haben es darin zu einer Fertigkeit gebracht, die dem Fremden viel Vergnügen bereitet. Aber der Fremde, der in der Stadt selbst nicht Bescheid weiß, ist ziemlich übel mit den Leuten daran. Er kann sich nicht mit ihnen verständigen, und der Kutscher fährt einfach in gerader Richtung darauf los. Wenn er nach rechts abbiegen soll, berührt man mit dem Stock oder Regenschirm seinen rechten Arm, nach links den linken, und wenn er halten soll, fährt man ihm gerade über den Rücken. Für Ortskundige ist das ja ganz einfach, aber der Fremde ist, wie gesagt, in einer recht üblen Lage. Die leichten Wagen, die mit sehr guten kleinen Pferden bespannt sind, sind außerordentlich angenehm, und die Pferde laufen wie der Witz.

Das Fahren in Bukarest ist ein wirkliches Vergnügen. Während der guten Zeit ist denn auch jeden Nachmittag allgemeine Spazierfahrt, ein wirklich großartiger Corso, wie ihn kaum eine andere Hauptstadt besitzt. Alles fährt nach der hübschen Chaussee Riffesleff hinaus. Ist man einmal an der Chaussee angelangt, so braucht man sich um nichts weiter zu kümmern, dann weiß der Kutscher ganz genau, was er zu thun hat. Er fährt zunächst den langen und bequemen Weg bis ans Ende. Da sieht man hunderte von eleganten Privat- und Miethswagen, die hier kaum von einander zu unterscheiden sind, mit Herren und Damen der vornehmsten Gesellschaft besetzt. Am Ende oben hält der Wagen mit den anderen an. Ich weiß nicht, weshalb, aber es geschieht immer. Nach einer Weile fährt der Kutscher wieder los, etwa bis zur Hälfte der Chaussee, da hält er in der Nähe eines Kaffeehauses und rastet wieder einige Minuten, um alsdann die Fahrt fortzusetzen. Das Vergnügen wiederholt sich, so oft man es eben wünscht.

Diese nachmittäglichen Corjos, die sich wie der „tour du lac“ im Boulogner Gehölz hier zu einer wirklichen städtischen Einrichtung ungewollungen herausgebildet und mit den kindischen und kindlichen Nachahmungen, die bei uns in regelmäßigen Abständen versucht worden sind, nicht das Geringste gemein haben, bieten den Einheimischen und Fremden dieselben Annehmlichkeiten. Auf der „Chaussee“ treffen sich Alle, die zur vornehmen Gesellschaft gehören oder gehören möchten, tauschen Grüße, treffen Verabredungen, kokettiren, händeln an, schmollen und klatzchen; und der Fremde sieht da in einer halben Stunde alle bemerkenswerthen und interessanten Persönlichkeiten der ersten Kreise von Bukarest.

Dieser arglose Fremde kommt vor Erstaunen gar nicht zu sich, wenn er seinen Blick auf die im Verhältniß zur Größe der Stadt verblüffend starke Anzahl prächtigster Wagen und Pferde und auf den Toilettenluxus der in den Coupés lässig angelehnten Damen schweifen läßt. Man sieht auf diesem Spazierwege mehr Damen in höchster und raffinirtester Pariser Eleganz, als sie eine Großstadt vom doppelten oder dreifachen Umfange unter normalen Bedingungen aufzubringen vermöchte. Man wird daher nothgedrungen zu dem Schlusse geführt, daß die Verhältnisse nicht normale sein können, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, und bedauert die armen Ehemänner, von denen doch nur ein Bruchtheil im Stande sein dürfte, den fabelhaften Luxus, der hier von den gnädigen Frauen, den heranblühenden und verblühenden Töchtern zur Schau getragen wird, aus einem richtig vertheilten, wohlgeordneten Budget zu bestreiten. Denn wenn die Ausgaben der Damen für ihre Toiletten als Norm für die Einnahmen der Männer dienen sollten, so würde Bukarest von Millionären wimmeln müssen.

Es scheint aber, als ob Bukarest in Wahrheit nicht reicher sei, als eine andere Stadt, und als ob der Gang der gluthäugigen Rumäninnen zum Fuß allerdings gewisse mißliche Verhältnisse herbeigeführt habe, die zum Glück nicht als normale zu bezeichnen sind. Böse Zungen und auch solche, die nicht einmal böse sind, behaupten, daß es nicht immer der Ehegemahl sei, der die Kosten für diesen übertriebenen Luxus der Frau trage. Man erzählt — man flüstert es nicht, man sagt es laut —, daß die Löwinnen der „Chaussee“ zum nicht geringen Theile jener Kategorie der Evastöchter angehörten, die Emile Augier „*lionnes pauvres*“ getauft, und von denen er in seinem ergreifenden Schauspiel ein grausiges Beispiel hingestellt hat in jener Seraphine, die es zunächst duldet, daß ihre Gewissensbisse wegen des Bruchs der ehelichen Treue durch zarte Geschenke einigermaßen beschwichtigt werden, und die schließlich solche Geschenke in weniger zarter Form, schließlich sogar in der unzarresten, nämlich in klingender Münze, in der Bezahlung von Rechnungen der Schneiderin und Modistin, fordert.

Ich bin natürlich weit davon entfernt, gegen die anmuthigen Damen, die auf der „Chaussee“ an mir vorübergerollt sind, und an deren Erscheinung ich meine arglose Freude gehabt habe, eine so schwere und beleidigende Anklage zu erheben. Ich habe nur zu constatiren, daß diese Anklage von den Ortskundigen, und nicht etwa von den eingewanderten Fremden, nein, von den Vollblutrumänen selbst in rücksichtslosester Weise, ohne alle Beschönigung, ja sogar ohne alle Entrüstung, wie etwas Selbstverständliches, erhoben wird. Wenn die Damen von Bukarest nicht im besten Rufe stehen, so haben sie sich lediglich bei ihresgleichen dafür zu bedanken. Ich habe nie eine Stadt gesehen, in der mit einem solchen Mangel an Respect von den bekanntesten Damen gesprochen wird, wie in Bukarest.

Und sie selbst haben sich nebenbei auch einigermaßen zu beschuldigen, daß sie durch den übertriebenen Aufwand für ihre äußere Repräsentation den Verdacht, sich zur Bestreitung ihrer kolossalen Ausgaben verborgene und nicht ganz lautere Quellen der Einnahmen zu erschließen, Raum geben. Wenn man sich nach den interessantesten und auffälligsten Erscheinungen auf der „Chaussee“ erkundigt, so erhält man unter zehnmal neunmal die Antwort: Das ist Frau Soundso, die Geliebte von dem und dem! Es ist eine einfache Auskunft, die ohne alle Entrüstung gegeben und entgegengenommen wird.

Zum Theil sind die schönen Damen von Bukarest Blenderinnen. Bei der ersten flüchtigen Betrachtung wirken sie, namentlich aus einer gewissen Entfernung gesehen, wie wunderbare Schönheiten. Die großen dunklen, feurigen Augen mit den starken, schwarzen, mondsichelgeformten Brauen, das wohlgeordnete schwarze Haar, die üppige Büste, die runde Taille, die kleinen Füße, die durchaus nicht versteckt werden, und der Glanz der geschmackvollsten und reichsten Pariser Toiletten — Alles das bietet dem Auge ein wohlgefälliges, heiter schönes Bild dar. Wie sehr vornehme tugendhafte Damen sehen sie allerdings nicht aus. Wenn wir unter unserm farbenarmen Himmel im Thiergarten einer solcher weiblichen Erscheinung begegneten, wie wir deren schockweise auf der „Chaussee“ in Bukarest sehen, so würden wir ihr vermuthlich in der Klassifikation schweres Unrecht anthun und nicht ahnen können, daß die betreffende Dame die beste Gesellschaft besucht und bei sich empfängt. Aber wie der Humor, so ist auch das, was wir im weitesten Sinne des Wortes einmal als Decenz oder Wohlansständigkeit bezeichnen wollen, doch etwas mehr oder minder Locales; und das, was hier anstößig wirken könnte, ist dort nicht bloß zulässig, es ist nicht einmal auffällig. Es ist selbstverständlich.

Ich will natürlich nicht behaupten, daß es in dem schönen Volksschlage der Rumänen nicht auch in der großstädtischen Gesellschaft lieblich-frische, jugendliche Frauen und Mädchen gäbe, wirkliche Schönheiten, die eine aufmerksamere und sorgfältigere Betrachtung ihrer Reize vertragen. Aber bei sehr vielen dieser auf den ersten Blick so entzückenden Geschöpfe ist allerdings die Berliner Warnung angebracht: „Nicht so dicke ran!“ Die Rumäninnen treiben mit der Anwendung der kosmetischen Hülfsmittel zur Erhöhung der natürlichen Reize und zur Aufbesserung der Beschädigungen durch das unerbittliche Alter mitunter wirklich übertriebenen Mißbrauch. Im Vergleich zu ihnen sind sogar die Amerikanerinnen, die sich in dieser Beziehung ja auch keinen Zwang auferlegen, unbeholfene Kinder. Das Schminken ist unter den Damen Rumäniens eine fast allgemein verbreitete Unsitte. Und nicht bloß das oberflächliche Schminken, das einfache Auflegen von Weiß und Roth. Mit sorgfältigster Kunst bemalen sich die Damen. In feinsten Schattirungen lagert sich ein rosigter Hauch über die Wangen. Die schwellenden Lippen erglänzen in feurigem Roth

der üppigen Jugend. Die verrätherischen Fältchen an den Augenwinkeln werden zugebedt, und ein zartes Weiß, durch das gemalte blaue Aßern liebreizend schimmern, verwißt die unnachsichtigen Eingrabungen des bitterböfen Alters. Zarte schwarze feine Striche unter den Augen lassen dasselbe größer erscheinen und verleihen dem Blick einen vielversprechenden feurigen Glanz. Die Brauen sind schwarz nachgezogen, und die schöne Rundung ist durch kunstvolle Retouche noch interessanter geworden. Kurz und gut, sie stellen aus ihren Gesichtern vollkommene Mauvais-Genrebilder her. Die Unsitte des Schminkens ist übrigens nicht nur in der städtischen und vornehmen Gesellschaft Rumäniens verbreitet, auch die Dienstmädchen und die Bäuerinnen schminken sich.

Es fährt sich angenehm auf der „Chaussee“ und auf den guten, neu-gepflasterten Straßen. Aber es läßt sich auch in der Villenstadt, aus deren zahllosen Gärten im Mai, namentlich nach Sonnenuntergang, die Nießweide und der Faulbaum ihren berauschend starken, scharf süßlichen Duft ausströmen, recht behaglich schlendern; und man kann keine zwanzig Schritte machen, ohne an einer Kirche vorbeizukommen.

Auch in Bezug auf Kirchenreichtum steht Bukarest wohl ziemlich einzig da. Man behauptet, die Stadt zähle genau 365 Gotteshäuser, so daß also ein frommer Mann an jedem Tage im Jahre eine neue Betstätte besuchen könnte. Es darf allerdings nicht verschwiegen bleiben, daß auch die vornehmsten dieser Kirchen den rechten großartigen und weisevollen Charakter vermissen lassen. Auch die bedeutendsten sind ziemlich unansehnlich und bescheiden in den Verhältnissen, und die überwiegende Mehrheit sind einfache Kapellen und Bethäuser. Sie sind zum größten Theil unter Anlehnung an den byzantinischen Stil erbaut, mit mehreren in Kuppeln auslaufenden Thürmen, die das Kreuz als Krönung tragen. Ueber dem Hauptportal und an den Außenwänden sind grobe Malereien in kindischer Zeichnung und bunten Farben angebracht, mitunter auch Mosaikbilder. Die Dächer sind mit glattem Blech beschlagen, das im Sonnenschein freundlich leuchtet und funkelt.

XIV.

Das rumänische Königspaar.

König Carol. — Ein Attentäter. — Empfangszimmer der Königin. — Bibliothek des Königs. — Königin Elisabeth und Carmen Sylva. — Ein Bauernmädchen aus Siebenbürgen. — Zigeuner. — Musik der rumänischen und ungarischen Zigeuner.

Unter den Profanbauten Bukarests fallen einige Paläste, die zum großen Theil im Besiz der Familien der früheren Gospodare sind, durch ihre vornehme Schönheit auf. Aber auch diese sind, wie alle Baulichkeiten in Bukarest, von mäßigem Format. Das gilt auch von dem freundlichen und eleganten, aber keineswegs imposanten königlichen Palaste. Die innere Einrichtung dagegen ist von wahrhaft fürstlicher Pracht und bekundet,

wie alle Werke des Königs und der Königin, den fein geläuterten künstlerischen Geschmack des rumänischen Herrscherpaares.

Ich hatte die Ehre, gleich am Tage nach meiner Ankunft von Ihrer Majestät der Königin und an den folgenden Tagen sowohl von der hohen Frau, wie von Seiner Majestät dem König zu wiederholten Malen empfangen zu werden und stundenlang in Gesellschaft der erlauchten Herrschaften verweilen zu dürfen. Ich gestehe, daß ich von Befangenheit nicht frei bin, wenn ich über diese Stunden hier sprechen soll. Wollte ich wahrheitsgemäß berichten, mit welcher unendlichen Güte und Herzlichkeit das rumänische Königspaar mich aufgenommen, wie bei ihnen das rein Menschliche die Verschiedenheit der Geburt beseitigt, wie die Einfachheit und Wahrheit der Empfindung den starken Abstand überbrückt, wie man nach wenigen Augenblicken nur noch das beruhigende Bewußtsein hat, vornehm fühlenden und vornehm handelnden Naturen gegenüberzustehen — wollte ich das in dankbarer Erinnerung an Alles das, was ich empfangen und empfunden habe, hier so schildern, wie ich es möchte und müßte, so würde ich dem Vorwurfe byzantinischer Liebedienerei und höfischer Servilität kaum entgehen, so unverdient dieser Vorwurf thatsächlich auch wäre.

Den König Carol sah ich zuerst bei einem Parkfeste, das zu irgend einem wohlthätigen Zwecke veranstaltet worden war. Der König ist etwas über mittelgroß, von schlanker und zugleich männlich kräftiger Gestalt. Das von dem Vollbart umrahmte Gesicht hat den edlen Schnitt der fürstlichen Hohenzollern. Das dunkelgraue sinnende Auge giebt demselben einen ernsten, nachdenklichen, nicht sorgenfreien Ausdruck. Das Haupthaar ist braun und hie und da schon vor den Jahren ergraut.

Der Eindruck des Ernsten und Pflichtgetreuen, den das Äußere macht, wird noch verstärkt, wenn man mit dem Könige spricht. Mit freiem Blick beherrscht er einen weiten Gesichtskreis. Er ist des Wortes in ungewöhnlicher Weise mächtig. Er spricht scharf, klar, und sein Ausdruck ist immer elegant. Er spricht mit großer Freiheit, immer ruhig und besonnen, aber ohne alle ängstliche Scheu, sein Urtheil durch die Rücksicht auf seine Würde einengen zu lassen. Er weiß, daß er nichts Besonderes zu thun braucht, um diese Würde ohnehin zu wahren. Er ist unbefangen und wohlwollend in der Beurtheilung der Personen und Verhältnisse. Jedem seiner Worte hört man an, wie ernst er seinen fürstlichen Beruf auffaßt, wie er unablässig bemüht ist, das Richtige zu erfassen, das Nützliche zu thun, die Schäden zu beseitigen. Er ist von allen Verhältnissen seines Landes genau unterrichtet, und nicht durch gefällige Zurechtmachungen, sondern durch eigene Anschauung, durch Selbststudium. In Fragen der hohen Politik, der internationalen Beziehungen zeigt er eine sehr bemerkenswerthe Schärfe der Auffassung. Er ist fest ohne Eigensinn, ein echter Hohenzoller, der keine Furcht kennt, und der sich aus seiner genauen Kenntniß der Verhältnisse, wie sie sich durch die geschichtliche Entwicklung gestaltet haben, seine

bestimmten und unverrückbaren Ansichten gebildet hat über die Aufgaben, die der Gegenwart obliegen, um allen Anforderungen einer wahrscheinlichen Zukunft gegenüber gerüstet dazustehen. Ein Staatsmann ohne phantastische Ideen, ein sachlich nüchterner Realpolitiker und vortrefflicher Soldat. Dabei auch ein Freund und Förderer der Künste. Es war kein anempfundener, künstlich aufgepflanzter Enthusiasmus, es war die echte und wirkliche Freude am Schönen, mit der der König mir seine Schätze, namentlich die schönen Bilder von Greco, von Tizian und anderen alten italienischen Meistern, zeigte. Und nur ein von lauterer Begeisterung für die Kunst durchdrungener Fürst hat im Verein mit der eben so kunstbegeisterten Gemahlin jenes Karpathenwunder hervorzaubern können, das Schloß Pelesch heißt.

Als ich den König und die Königin im Parke Cizmegiu, in dem alle möglichen Verkaufsstuden aufgeschlagen waren, lustwandeln sah, umringt von einer Schaar von Kindern und Neugierigen aus allen Ständen, ohne alle militärische Begleitung, ja ohne Adjutanten, mitten im Volke, da stellte sich in meinem Geiste neben die ruhig männliche Erscheinung des Königs Carol plötzlich der gewaltige Sultan. Hier der Herrscher mitten im Gewühl, in größter Gelassenheit und Ruhe, ohne auch nur von dem Gedanken an eine schändliche That behelligt zu werden, dort der Großherr aller Moslem, eingekerkert in seinem Palast, und bei der einzigen unerlässlichen Ausfahrt der Woche von tausenden bis an die Zähne Bewaffneten argwöhnisch bewacht. Und ich dachte an den Vers unserer Nationalhymne, der mit den Worten beginnt: „Nicht Roß nicht Reizige . . .“

Und eigentlich hätte König Carol doch wohl einige Veranlassung, etwas vorsichtig zu sein. Daß er sich auf einen Posten gestellt hat, der keineswegs gefahrlos ist — Niemand weiß es besser als er selbst. Daß sich in dem vom Parteihader durchwühlten, durch lange lange Mißherrschaft zerrissenen Lande, dem er mit Aufopferung aller seiner Kräfte Festigung und Ruhe geben will, auch ein durch Fanatismus, Großmannsjucht oder eine sonstige Art des Wahnsinns aufgeregtes Individuum finden kann, das unter Umständen zur Waffe des Meuchelmörders greift und das Leben des Fürsten bedroht — er hatte es soeben erst erfahren müssen. Seit dem Attentat waren nur wenige Wochen vergangen. Ein Mensch, der früher Soldat gewesen, aus der Armee ausgestoßen und wegen verbrecherischer Handlungen im Zuchthause gewesen war, der sich ein halbes Jahr vor seinem Anschläge als Leibdiener beim Könige gemeldet hatte, feuerte von der Straße aus zwei wohlgezielte Schüsse durch die erleuchteten Scheiben in das Zimmer des Königs. Der König war zufälligerweise im Zimmer nebenan. Wenn der König, wie gewöhnlich um diese Zeit, an seinem Arbeitstische gesessen hätte, so wäre das Schlimmste vielleicht eingetroffen. Der König sprach mit größter Ruhe und ohne die geringste Erreiferung über diesen Vorfall, dessen trauriger Held, wie es keinem Zweifel unterliegen kann, ein Wahnsinniger ist. Der Attentäter wollte um jeden

Preis berühmt werden. Er hat seinen Zweck nicht erreicht. Sein Name ist in Rumänien schon vergessen, und im Auslande erst recht.

Es existiren von diesem Menschen verschiedene Photographien, die für die Richtigkeit der Lombroso'schen These zu sprechen scheinen: daß es Menschen giebt mit einer angeborenen verbrecherischen Grundlage, die nach der Auffassung des berühmten Psychiaters nur eine Unterart jener großen Krankheit bildet, die unter dem Gesamtnamen „Wahnsinn“ zusammengefaßt wird. Der Attentäter hat sich schon ein halbes Jahr vor dem Attentat als Selbstmörder photographiren lassen. Er steht da, den Revolver auf die Brust richtend, neben ihm seine Braut, die ihm in den Arm fällt und ihm den Revolver zu entreißen sucht. Ich besitze die merkwürdige Photographie, die mir der König geschenkt hat. Ein anderes Bild zeigt den Attentäter in der kokettesten rumänischen Nationaltracht, starrend im Waffenschmuck. Der Mensch hatte eine Zuchthausstrafe wegen Mordes abzubüßen und ist, wegen guter Führung an den König empfohlen, von diesem nach einigen Jahren begnadigt worden. So hat er denn seinem Wohlthäter gedankt. Er ist durch den Spruch der Sachverständigen dem Irrenhause überwiesen worden, in das er freilich etwas zu spät gekommen ist, das er nun aber hoffentlich nicht wieder verlassen wird.

Die Wohn- und Empfangsräume im königlichen Schlosse sind prachtvoll und zeugen von außerordentlichem Geschmack. Der Raum, in dem ich die Ehre hatte, Ihrer Majestät der Königin Elisabeth zum ersten Mal gegenüberzutreten, ist ein großer, in anmuthiger Willkür gegliederter Saal. Er wird abgeschlossen durch ein Cabinet mit erhöhtem Podium, das im reichsten orientalischen Stil eingerichtet, mit kostbaren Stickerien, Teppichen, niedrigen Polstern u. s. w. in behaglichster Weise ausgestattet ist. Daran schließt sich ein schmaler Wintergarten mit Palmen und sonstigen großen Blattpflanzen, der den Eingang bildet. Der Hauptraum ist der Länge nach durch eine Quermwand mit breiten Thüren verengt, so daß sich neben diesem noch ein langgestrecktes, sehr gemüthliches Zimmer befindet.

Auch dieser Hauptraum ist durch die verschiedene Höhe der Podien und durch eine Galerie, zu der eine Treppe von der Erhöhung hinaufführt, in seiner Monotonie in erfreulichster Weise unterbrochen. Hier stehen in der Mitte zwei gute Flügel und an der Wand eine schöne Orgel, daneben die Nürnberger Madonna in Holz. An der Hauptwand befindet sich neben sehr schönen Bildern von Rubens, van Eyckens, Rosso Rosfi, Dominico Veneziano, Pereira 2c. ein Meisterwerk von Rembrandt, Esther und Ahasver darstellend. Ueberall, wo irgend Platz ist, und auch da, wo erst Platz hat geschaffen werden müssen, sind Kunstwerke angebracht, unter Anderm eine sehr schöne Reproduction des Moses von Michel Angelo. Die herrlichsten Stickerien und Teppiche bedecken den Boden und alle Geräthe, und das Ganze macht in seiner heitern Grundfarbe und in seiner launigen und doch so fein abgestimmten Buntheit, in seiner zwar etwas krausen, aber

dabei doch so ruhigen Anordnung mit all diesen außerlesenen Kunstschätzen und der scharfsinnigen Vertheilung des Raums, die allerorten lauschige Schmollwinkel und reizende Plauderplätzchen geschaffen hat, einen ebenso reichen wie liebenswürdig anmuthenden Eindruck. Der ganze Complex von Zimmern wird durch Oberlicht erhellt.

Hervorragende Menschen wissen ihrer Umgebung meist etwas von ihrem eigenen Wesen, den Abglanz ihrer Individualität zu verleihen. Man empfängt einen ganz sonderbaren Eindruck, wenn man aus den eigenartigen Zimmern der Königin, aus dieser buntschillernden Verschwisterung von gewagten Farben und fremdartigen Linien, aus dieser reizvollen Zusammenwürfelung von Gegenständen, die ursprünglich nicht zusammengehören, die in weit auseinanderliegenden Zeiten und Räumen entstanden sind, hier aber zu einem heitern und harmonischen Ganzen zusammenfließen — wenn man aus diesen Gemächern einer für die Schönheit begeisterten hohen Frau in die nicht minder individuellen Zimmer ihres königlichen Gemahls, etwa zuerst in seine Bibliothek, tritt.

Da ist vor der strengen markigen Stilisirung alles Spielende und gefällig Willkürliche verschwunden. In dem ganzen großen Raume (es war der frühere Thronsaal) herrscht eine so einfach consequente Anordnung der architektonischen und decorativen Elemente — Alles getaucht in die ruhig dunkle Farbe des Eichenholzes, das überall wiederkehrt: in der Tafelung der Wände, in der reichgeschnitzten Treppe, die zur Galerie hinanführt, in der Balustrade dieser Galerie, in den weit vorspringenden Bücherschränken selbst und an der Decke —, daß man zuerst kaum mag, auch nach den Einzelheiten sich umzusehen, um noch etwas mehr als nur jenen sachlich strengen, großen Gesamteindruck mit hinwegzunehmen. Und doch, wie wunderbar ist dieses Einzelne! Wie vortrefflich hat es der Meister der Schnitzkunst verstanden, bei der überall gewahrten Energie und Großartigkeit des Ganzen doch liebevoll und discret zu sein, auf das Kleinste und Zarteste einzugehen, ohne nur ein einziges Mal durch das aufdringliche Heraustreten einer solchen Einzelheit das Auge des Beschauers zu verwirren! In dieser ernsten, fast möchte man sagen: feierlich düstern Umgebung pflegt der König mit seinen Rathgebern zu arbeiten. Es ist nichts Ablenkendes und Zerstreuendes in diesem Raume. Selbst die grelle rumänische Sonne muß ihr Licht gedämpft und abgetönt durch die mattgefärbten Scheiben ergießen, und von dem Rassel und Lärmen der lauten Siegestraße da unten bringt kaum ein dumpfes Rollen in diese arbeitssame Stille . . .

Die Königin ist eine wahrhaft fürstliche Erscheinung. Die hohe Gestalt ist von klassischem Ebenmaß in den Verhältnissen, ruhig, sicher und elegant in den Bewegungen. Der edelgeschnittene Kopf mit der hohen Stirn, die von üppigen, schon vorzeitig von Silbersträhnen durchzogenen Haaren umrahmt ist, mit der feingeschwungenen Nase und jenen „schön

gereimten Lippen," die man, wie Heine sagt, nur bei Dichtern findet, erhält namentlich durch die blauen glänzenden Augen, die mit wahrer Kindlichkeit um sich blicken, den charakteristischen Ausdruck von Güte und Klugheit. Eine sorgende Falte, die sich in die Stirn eingegraben hat, giebt dem Gesichte aber zugleich auch etwas schwermüthig Trauriges, Duldenbes. Die deutsche Fürstentochter, die, wie ihr königlicher Gemahl, ihre Aufgabe als Fürstin auf dem Thron Rumäniens sehr ernst nimmt, hält sich von allen Staatsangelegenheiten grundsätzlich vollkommen fern. Sie sucht ihre Aufgabe nur in der Linderung der Noth und des Elends, in den Werken der Barmherzigkeit und in der Förderung alles dessen, das national schön und erhaltungswerth ist. An den Werken der rumänischen Kunst und Literatur nimmt sie das regste und förderksamste Interesse. Sie sammelt die eigenartigen Volksgesänge und sucht durch ihr Beispiel dahin zu wirken, daß die außergewöhnlich malerische, farbenprächtige, schöne rumänische Nationaltracht, die sich eigentlich nur noch auf dem platten Lande erhalten hat, in der Großstadt aber durch die fränkische Mode völlig verdrängt ist, erhalten bleibe und auch in den Kreisen der Bevorzugten wieder zu Ehren komme.

Die Königin besitzt eine durchaus ideal angelegte Natur. Sie ist völlig wahr und begreift daher auch nicht, daß man lügen könne. Wenn sie auch mitunter schmerzliche Erfahrungen hat machen müssen, so ist ihr Vertrauen zu den Menschen darum doch unerschüttert geblieben. Sie liebt das Gute und glaubt daran. Sie ist eine einfache gerade Natur, rastlos fleißig, und hat an ihren Erfolgen als Dichterin aufrichtige Freude. Sie besitzt die wärmste Empfänglichkeit für alles Schöne, eine unglaubliche Leichtigkeit in der Gestaltung, eine rege und erstaunlich fruchtbare Phantasie.

Ueber ihre schriftstellerische Befähigung, die sie als Carmen Sylva in den zahlreichen Dichtungen und in Gemeinschaft mit Frau Nite Kremnick in den bekannten Erzählungen und Romanen von „Dito und Idem“ („Aus zwei Welten“, „Astra“ u. s. w.) mit volstem Gelingen bethätigt hat, steht das öffentliche Urtheil fest. Das Hauptwerk Carmen Sylvas, die Frucht von mehr als zwanzig arbeitsreichen Jahren, ist eine Sammlung von etwa vierhundert lyrischen Gedichten, die sie unter dem Titel „Meine Ruh“ veröffentlicht hat.

Dieser Titel „Meine Ruh“ entspringt nicht nur der pietätvollen und sehnsüchtigen Erinnerung der Königin an ihre herrliche Heimat, an den rauschenden Rhein, wo in dem Grün der schlanken Buchen das anmuthige Jagdschloß Monrepos liegt, das der Lieblingsaufenthalt der jugendlichen Prinzessin von Wied gewesen war. „Meine Ruh“ offenbart den Lesern mehr als irgend ein anderes Werk der hohen Frau, wie die Poesie ihr der liebevolle und tröstende Zufluchtsort vor allem Kummer und allen Täuschungen stets gewesen ist und noch ist. Ihre ganze Lebensfreude, ihr tiefster Schmerz, ihr scharfer Spott, Alles, was ihre Seele freudig und schmerzlich

berührt hat, Mutterglück und Mutterleid, die begeisterte und tiefe Liebe zur Natur, namentlich zum deutschen Walde, aber auch die bittere Verachtung und die beißende Verhöhnung all des Niedrigen und Gemeinen, das eine Königin vielleicht noch mehr als andere Sterbliche zu schauen und zu ertragen gezwungen ist — mit einem Worte: ihr ganzes Wesen hat hier seinen bereichsten Ausdruck gefunden; und echter und wahrer, als alle biographischen Mittheilungen künden uns diese drei Bände Lieder und Satiren, wie *Carmen Sylva* ward, was sie liebte und litt, was sie wirkte und schaffte.

Die Königin besitzt aber auch neben ihrer allbekannten dichterischen Begabung großes Talent zum Zeichnen und Malen. Sie hat für die schönste byzantinische Kirche Rumäniens — und vielleicht der Welt —, für *Curtea de Argeş*, ein rumänisches Gebetbuch in reichster Ornamentik, im Geschmacke des byzantinischen Mittelalters gemalt, das von Sachkennern als ein wahres Meisterwerk gerühmt wird, und dessen Schönheit auch der Laie rückhaltlos bewundert. Auch für die Musik ist die von der Natur verschwenderisch ausgestattete Fürstin in hohem Grade veranlagt.

Während meines Aufenthaltes in Bukarest wurde die Königin von einem jungen, ernsten und sehr begabten englischen Bildhauer, *H. H. Kitson*, modellirt. Zu diesen Sitzungen war ich gewöhnlich eingeladen, und wir unterhielten uns täglich stundenlang über alles Mögliche, namentlich über künstlerische und literarische Verhältnisse und Persönlichkeiten.

Bei einer dieser Sitzungen ereignete sich nun eine wirklich rührende Scene. Eine bildhübsche und blutjunge rumänische Bäuerin aus Siebenbürgen hatte den weiten Weg von ihrer Heimat bis zur Hauptstadt Rumäniens zurückgelegt, nur um die Königin und den König zu sehen. Die Königin ließ das Mädchen, das seine kleidsamste und reichste Nationaltracht angelegt hatte, in das kleine zum Atelier hergerichtete Zimmer eintreten.

Das Mädchen blieb wie gebannt auf der Schwelle stehen. Und in der That, so, genau so hatte sich in der Phantasie der Bäuerin die Vorstellung von einer richtigen Königin bilden müssen. Die Königin saß dem Künstler in großer Balltoilette. Sie trug ein tiefgelbes, goldfunkelndes Atlaskleid mit langer Schleppe und auf dem Haupte ein herrliches Diadem von selten schönen Opalen und Diamanten. Die reizende Bäuerin glaubte unzweifelhaft, daß die Herrscherin Rumäniens beständig in dieser Tracht dahergehe. So mußte es sein und anders konnte es nicht sein! Ja, das war eine rechte und echte Königin!

Als die Fürstin dem Mädchen freundlichen Willkomm geboten und ihr die Hand entgegengestreckt hatte, trat die Bäuerin heran, verneigte sich sehr tief und küßte die Hand mit einer Grazie und einem Anstande, um die sie manche Hofdame hätte beneiden dürfen. Nun wurde das Kind vom Lande auch ganz unbefangen, wenngleich sie ihre bescheidene Haltung

nicht einen Augenblick aufgab. Auf die Fragen der Königin erzählte sie mit schlichter Anmuth, was sie nach der Hauptstadt Rumäniens geführt habe. Sie überreichte der Fürstin ein hübsches Geschenk, eine kunstvolle, von ihr selbst gefertigte Stickerei, und sagte, daß sie um die Gnade bitten möchte, immer bei Ihrer Majestät bleiben zu dürfen; ein kleines Zimmerchen werde sich in dem großen Schlosse schon finden, und sie brauche nicht viel Platz; sie möchte eben nur die Ehre haben, in der Nähe der Königin bleiben zu dürfen.

Die Königin machte das hübsche Kind lächelnd darauf aufmerksam, daß sich das doch nicht so ohne Weiteres machen lasse; wenn aber irgend eine Stelle frei werde, so werde sie sich des jungen Mädchens gern erinnern. Man sah es der Königin an, daß ihr diese Worte sehr ernst gemeint waren; denn der liebliche Ausdruck des frischen runden Gesichtes, die Artigkeit ihres Auftretens, die freundliche Naivetät ihres ganzen Wesens machten auf die Fürstin offenbar einen sehr angenehmen Eindruck. Da aber antwortete die Bäuerin: Ihre Majestät habe sie mißverstanden; sie sei nicht nach Bukarest gekommen, um eine Stelle zu suchen. „In unserer Familie dient man nicht,“ sagte sie mit ruhigem Stolz. Sie wollte eben nur in der Nähe der Königin bleiben, nichts weiter! Die Königin konnte nur wiederholen, daß die Gewährung dieser Bitte doch nicht ganz so einfach sei, wie es das gute Mädchen sich vorzustellen scheine. Die andere Bitte der Bäuerin aber, den König von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wurde ihr bereitwillig gewährt, obwohl der Fürst gerade in jenen Tagen ungemein beschäftigt und schwer zugänglich war.

Bei jenem Partefeste in Cismegiu, das von den Majestäten und allen Vertretern der vornehmen Gesellschaft von Bukarest besucht wurde, spielten außer verschiedenen regelrechten Kapellen auch rumänische Zigeunerbanden.

Ich muß sagen: diese Zigeunermusik, von der man behauptet, es sei die ursprünglichste und allerechteste, diejenige, die von der Kultur am meisten verschont geblieben sei — mir will sie gar nicht behagen! Da mag denn meinethwegen lieber die Alles belebende Kultur ein bißchen mitmachen und die Ursprünglichkeit schädigen, wenn sie jenen einzigen Charakter, jene seltsam ergreifende Klangfarbe hervorzubringen vermag, wie sie den ungarischen Zigeunkapellen zu eigen ist. Hier aber war nichts wahrzunehmen von jenem wunderbar wehmüthigen Schluchzen, Wimmern und sinnlichen Aufjauchzen, das die ungarischen Zigeuner ihren Geigen und Cymbeln zu entlocken wissen; und mit schmerzlichem Bedauern gedachte ich der fiedelnden braunen Zungen, die ich in Pest gehört hatte, und die ich zu meiner größten Freude in Schmeß oder Tatra-Fured, wie es jetzt heißt, wieder treffen sollte — der echten, der wahren, der alleinigen Zigeuner, — ja, der echten, wenn sie meinethwegen auch historisch nicht so echt sind wie die Rumänen, der unvergleichlichen Czarbaspieler aus Kaschau, mit ihrem eleganten Primas Macz Gyula an der Spitze. Das waren die wahren

Naturkünstler! Eljen! Und im Vergleich zu diesen Ungarn waren die rumänischen Zigeuner, die man, glaube ich, auch Lautari nennt, elende Stümper!

Hier hörte ich nur ein entsetzliches Gefiebel, tarantellenartige Tänze von ermüdender Monotonie, ein unerfreuliches Gedudel, begleitet von den schrillen Tönen der Rohrpfife, wie wir sie nur noch an den Statuen des Pan erblicken, eines Marterinstrumentes, auf dessen Löchern die Lippe des braunen Jammermannes krampfhaft hin- und herrutscht, und von den dumpfen Schlägen einer erbärmlich kleinen, vor den Leib gebundenen tragbaren Cymbel, die hier blos häßlich und thöricht klingt.

Franz Liszt behauptet in seinem Buche über Zigeunermusik, daß die Szardas und Volkslieder, die die ungarischen Zigeuner aufspielen, nicht magyarischer Herkunft, sondern wirklich aus dem Zigeunerstamm herausgewachsen seien. Ich will gegenüber einem so hervorragenden Meister der Tonkunst, der über dieses Thema sicherlich eingehende Studien gemacht hat, natürlich keine widersprechende Bemerkung wagen; aber die Behauptung Liszts setzt mich doch einigermaßen in Erstaunen. Woher kommt es denn, daß die singenden Zigeuner Rußlands in ihren Gesängen starke Anklänge an die slawische Musik haben? daß ihre Lieder mit denen der ungarischen Zigeuner nicht die geringste Verwandtschaft aufweisen? Und woher kommt es, daß wiederum die rumänischen Zigeuner eine ganz besondere Musik für sich haben, die weder mit der russischen, noch mit der magyarischen Zigeunermusik gemeinjame Züge aufweist? Weshalb haben denn die spanischen Zigeuner überhaupt keine Musik? Ich glaube, daß die Zigeunermusik doch sehr stark von der Nationalität, innerhalb deren die Zigeuner leben, beeinflusst wird. Ungarische Zigeunermusik, das heißt, die charakteristischste, merkwürdigste und passendste, spielen nur die aus Ungarn stammenden Zigeuner auf. Und ich glaube, Johannes Brahms hat Recht gehabt, daß er die von ihm in Ungarn gesammelten Zigeunerweisen unter dem Namen „Ungarische Tänze“ herausgegeben hat.

In Rumänien sind übrigens die Zigeuner die Maurer und Zimmerleute des Landes. Die Rumänen arbeiten nicht sehr gern, wie man sagt.

XV.

Sinaja und Schloß Pelesch.

Die früheren Minister. — Sinaja. — Das Kloster. — Das Karpathenschloß Pelesch. — Schwierigkeiten beim Bau. — Die innere Einrichtung.

Bei der Kürze meines Aufenthalts im Lande werde ich nicht so geschmacklos sein, mir ein Urtheil über die nationalen Eigenthümlichkeiten zu erlauben. Ich könnte übrigens den Rumänen nur das Beste nachsagen, denn ich bin in Bukarest vom Glück in ungewöhnlicher Weise bevorzugt

worden und habe direct, oder indirect durch die mir befreundete ungemein liebenswürdige Familie des Dr. Kremnitz und seiner Frau, der Schriftstellerin Mite Kremnitz, nur tüchtige und ausgezeichnete Männer kennen gelernt: den überaus freundlichen und gefälligen Cantacuzöne, den hervorragenden Uebersetzer der Schopenhauer'schen philosophischen Werke in's Französische; den damaligen Ministerpräsidenten Rosetti, der, wie seine früheren Collegen im Ministerium, deren persönliche Bekanntschaft ich ebenfalls gemacht habe, der Minister des Aeußern, Carp, und der Kultusminister Maioresco, eine gebiegene deutsche Bildung besitzt. Die drei genannten Minister haben lange Jahre auf deutschen Universitäten studirt. Carp war activer Corpsbruder in Bonn bei den Preußen, also unter Andern auch ein Corpsbruder unseres jetzigen Staatssecretärs der Auswärtigen Angelegenheiten, des Grafen Herbert Bismarck. Rosetti, Carp, und Maioresco beherrschen die deutsche Sprache vollkommen. Der Kultusminister Maioresco spricht sogar ein auffällig elegantes Deutsch, mit subtilster Unterscheidung der verwandten sprachlichen Begriffe. Er hat auch eine philosophische Abhandlung in deutscher Sprache erscheinen lassen.

Es war mir gegönnt, mit meinem lieben Freunde Dr. Kremnitz das herrliche königliche Lustschloß in Sinaja und mit dem Kultusminister Maioresco und dessen Gesellschaft das neuerstandene Wunder der byzantinischen Baukunst, die Kirche von Argesch, zu besuchen.

Die Rumänen sind ein behendes Volk und in Bezug auf Locomotion viel weniger schwerfällig als wir. Ausflüge nach Punkten wie den eben genannten erscheinen ihnen als etwas ganz Selbstverständliches. Und doch ist der nach Sinaja, der insgesammt für hin und zurück eine Eisenbahnfahrt von neun Stunden veranlaßt, nicht ohne Anstrengung in einem Tage zu bewältigen. Der nach Curtea de Argesch erfordert zwei volle Tage.

Der Weg nach Sinaja ist zunächst ziemlich langweilig. Mit überraschender Unmittelbarkeit sind wir auf einmal mitten in den Karpathen. Der Uebergang ist verblüffend jäh. Wir durchsaufen eine bergige Strecke von Schiefer, Geröll, mit kahlen Felsen, zwischen die sich ab und zu dichtbestandene anmuthige Berge in sanften Umrißlinien einkeilen. Da sehen wir denn das frische Grün des Laubholzes und das dunkle der Nadeln, namentlich mächtige Edeltannen. Die Bahn, die dem Laufe des Flusses folgt, hat viele Hindernisse mit Brücken und Tunneln zu überwinden.

Sinaja, das dem jetzigen Königspaare sein mächtiges Aufblühen verdankt, ist in herrlicher Lage eingebettet zwischen hohe Berge, deren Gipfel noch mit Schnee bedeckt sind. Von wundervoller Wirkung ist namentlich ein Höhenzug in bizarr zerrißenen Linien, der in dem schönen malerischen Caraiman-Felsen mit seinem smaragdgrünen Matten, die wie ein Polster in das Grau des Steines eingefügt sind, großartig abschließt. In diesem weiten Kessel sind nun in sehr kurzer Zeit eine Anzahl freundlicher Villen in meist geschmackvoller, wenn auch keineswegs stilgerechter Bauart, mit

allen möglichen Thürmen und Thürmchen, mit Zinnen und Zaden, inmitten hübscher Gartenanlagen erstanden. Aus diesen ragen einige größere Bauten auf, Hotels, Badeanstalten u. s. w. Alles macht den Eindruck des eben Fertiggewordenen, Neuen. Auf das Lebhafteste erinnerte mich der Blick auf Sinaja an die frisch erstandenen Städte des amerikanischen Westens und ganz besonders an das Luxusbad Las Vegas in Neu-Mexico. Und auch hier weht dieselbe herbe, auffrischende starke Luft, auch hier erfreut sich das Auge an demselben saftigen Grün, und Alles, was Menschenhand gemacht hat, ist auch hier so neu und frischbadeu wie drüben im Westen.

Doch nicht Alles! Hier im Karpathenkessel sind doch Wahrzeichen einer alten Cultur vorhanden.

Da steht im schönsten Punkte der Landschaft das alte Kloster, das von seiner Höhe herab das weltliche Treiben der fröhlichen Sommerfrischler beherrscht. Um die klösterliche Strenge der Mönche und Nonnen soll es übrigens nicht gar so schlimm bestellt sein. Man erzählt sich über das recht weltliche Treiben der braven Klosterleute hier allerlei Wundergeschichten, die ich nicht wiederholen mag, weil ich sie eben auf ihre Glaubwürdigkeit nicht habe prüfen können. Aber es scheint: ein freies Leben führen sie! In einem Zingel-Zangel niedrigster Gattung, das ich eines schönen Abends, als ich nichts Besseres zu thun hatte, besuchte, fand ich unter den Zuhörern oder besser: Zusehern — es war eigentlich mehr zu schauen als zu hören — auch einen ehrwürdigen Geistlichen der orthodoxen Kirche, der seine langen Haare — die griechisch-katholischen Geistlichen dürfen das Haupthaar nicht scheeren — in einen Zopf geflochten und unter dem Kragen geborgen hatte. Mein Begleiter wunderte sich darüber, das ich mich darüber wunderte, den geistlichen Herrn in dieser schnöden Weltlichkeit anzutreffen. Er fand das ganz selbstverständlich.

Das Kloster da oben, das wir besichtigten, macht einen ganz heitern Eindruck. In der kleinen Klosterkirche, auf deren getünchten Wänden sich allerlei steifbeinige Heilige und widerwärtige Fragen, die vielleicht sehr charakteristisch sind, aber unendlich häßlich ausschauen, herumtreiben, und die Gottlob verwittern, riecht es sehr stark nach Knoblauch, und in der Zelle, in der der ehrwürdige Mönch, der uns herumführt, haust, riecht es noch viel schlimmer. Es ist kaum zum Aushalten. Aber der Blick von dieser Kapelle auf die Willenstadt und die Höhenzüge ist entzückend.

Bis jetzt läßt indeß noch nichts ahnen, welches Wunder sich in der nächsten Nähe unseren Blicken darbieten soll.

Auf schattigem Wege fahren wir kaum eine knappe Viertelstunde, durch Buchen, Kastanien und Tannen, als plötzlich wie durch einen Zauber ein herrliches Schloß, ein wahres Märchenschloß, vor uns wie aus der Ferientung aufsteigt. Ganz abgeschlossen vom Treiben des Badebades, in einem schmalen Seitenthale, das der lustige Pelsch fröhlich durchplätschert, über Riesel rauschend und hüpfend und sich nur eine kurze Rast

gönrend, um dann in munterm Fall thalwärts weiterzuspringen — da, wie ein Kleinod in grünen Sammet eingeschachtelt, liegt es da, das unvergleichlich schöne Schloß! Eine Verwirklichung der phantastischen Künstlerträume eines Gustav Doré!

Ja, ein Märchen! Die Schöpfung eines Fürsten und einer Dichterin!

Freilich hat die Natur eine köstliche Vereinigung des Gewaltigen und Anmuthigen hier geschaffen. Aber so herrlich und gar so gütig, wie sie uns jetzt hier erscheint, ist sie von vornherein doch nicht gewesen. Man hat ihr etwas nachhelfen müssen. Der Wald, der früher bis an den Fluß hinabkletterte, hat zurückweichen und für den Bau Raum geben müssen. Und nicht in so lieblicher Senkung wie jetzt strebte die Höhe vor dem Schlosse dem Thale zu. Man hat thatsächlich Berge verpflanzt, das eine Ufer geebnet, da Höhen abgetragen, und auf dem andern, wo sich das neue Schloß erheben sollte, eine Höhe aufgethürmt. Die Schwierigkeiten bei dieser Gestaltung des widerspänstigen Bodens waren unglaubliche. Mitten in die halbfertigen Arbeiten der Grundlegung sprudelten auf einmal Quellen hinein, die Alles, was mühevoll geschaffen war, wieder zu Schanden machten, und die erst abgeleitet werden mußten. Millionen sind verschlungen worden, ehe ein fester Untergrund für den Bau hergestellt werden konnte!

Dann galt es die Erde, die zunächst eben nur ein unerfreulicher Sandhügel war, zu beleben. Da wurden weiche Rasen gelegt, Blumen gepflanzt, da wurde Gras gesät; und nun grünt und blüht Alles ringsumher; inmitten des saftig grünen Grases der Löwenzahn und all die lieblichen bunten Blumen, die blauen und gelben, die sich in Freiheit und Unbändigkeit im Grün so wohl fühlen.

So liegt denn das Schloß im Thal versteckt auf einer sanften, dichtbewachsenen grünen Anhöhe, im Rücken gedeckt vom uralten Wald mit den gesündesten, kräftigsten Bäumen, rings eingeschlossen von mächtigen Bergen, als deren stärkste steinerne Wacht jener schön zerklüftete Felsenkamm da steht, der in dem trozigen Caraiman endigt. So liegt das Schloß da, bespült vom Pelesch, dessen Fall stark genug ist, um einen hohen Springbrunnen vor dem Schlosse aufzujagen und die Maschinen zur elektrischen Beleuchtung zu treiben.

Das Schloß, im Stile der deutschen Burgen, wirkt in der frohen Willkür seiner Gliederung und Anordnung, mit den viereckigen und runden Thürmen, den Giebeln, Erfern und Galerien, ungemein malerisch. Aber von geradezu verblüffender Schönheit und Pracht ist die innere Einrichtung. Jede Einzelheit ist ein Meisterwerk in ihrer Art. Von vollendeter künstlerischer Meisterschaft sind vor Allem die Holzschnitzereien, die von einem vorzüglichen Künstler, M. Stöhr, herrühren, den der König eigens aus Deutschland berufen hat. Die Thüren und Fenster, die Glasmalereien, die Decken und Wände, die Möbel und all die tausend Ueberflüssigkeiten, die in geschmackvollster Anordnung zum Ausschmuck angebracht sind; dazu

die herrlichen Kunstwerke, die meisterlichen Gemälde der Alten, die Geräthschaften, Gläser, Becher und Krüge, theils aus Edelmetall getrieben, theils in Elfenbein und Holz geschnitz, theils aus gebranntem Thon, Majolika und Terracotta geformt — alles das, all dieser seltsam schöne Wirrwarr von Wundern der Kunst ist geradezu berauschend in seiner Wirkung.

Einzelne Räume sind in dem einheitlichen Stile der Zeit oder des Landes, Anderes ist wieder ohne alle andere Rücksicht als auf die schöne Wirkung lustig aus alten und jungen Tagen und von nah und fern zusammenmengesellt, anscheinend rein zufällig hingeworfen. Aber ein wie feiner ästhetischer Sinn hat hier ordnend gewaltet!

Und dazu diese wahrhaft fürstliche Pracht! Es ist Alles aus dem Vollsten gegriffen und doch als oberstes Gebot die Behaglichkeit, die ruhige Vornehmheit, die Vermeidung alles Prozen- und Prunkhaften aufgestellt. Man fühlt sich in diesen Räumen wie gebannt. Und forscht man nach der Ursache dieser überwältigenden Wirkung, so ist es gerade das Wohnliche, das Gemüthliche, das Trauliche. Man sieht, Alles das ist herausgewachsen aus der innersten und wahrsten Freude am eigenen Heim. Es ist nicht da, um Anderen gezeigt zu werden, es ist da, um bewohnt zu werden. Nicht ein Schaustück für Fremde, ein freudiges Eigenthum der Inassen. Es ist ganz individuell.

Das gilt sowohl von den Gemächern des Königs, die auch in diesem Buen retiro strenger im Charakter der Arbeit angelegt sind, als von den Zimmern der Königin, die hier ein wenig ungestörter als in der Residenz ihrer Lieblingsneigung, dem Schönen schöpferisch zu dienen, nachgehen darf. Sie hat sich hier ein wunderbares Dichterheim geschaffen, zugleich Musiksaal und Malerwerkstatt. Da stehen Instrumente aller Art: der Flügel, die Orgel, die Harfe, die Cither, die Mandoline und sonstige Saiteninstrumente. Da steht auch in gutem Lichte die Staffelei, daneben auf dem Tischchen der Malkasten; und in einer Nische der kleine anspruchslose Tisch mit Schreibzeug, an dem Carmen Sylva dichtet.

Alles, Alles ist gleichermaßen schön und erfreulich in Form und Farbe. Wohin das Auge blickt, überall streift es das Reizendste und Lieblichste, was Menschenhand schaffen kann. Und schweift der Blick durch das Fenster, durch diese mächtige Oeffnung, deren bunte Flügel weit offen stehen — und das ganze Fenster wirkt, als ob es geöffnet sei, denn die große Spiegelscheibe, die außer den bemalten Flügeln die Fensteröffnung schließt, ist völlig unerkennlich; man bemerkt sie erst, wenn man den Versuch macht, den Kopf hinauszustrecken, und dann plötzlich auf den durchsichtigen Widerstand stößt —, blickt man hinüber ins Freie, dann sieht man noch Schöneres, als das gelungenste Menschenwerk; man sieht das Schönste, das die Natur schaffen kann: Wald und Berg, den blauen Himmel da oben und den lustig schäumenden Fluß im Thal.

Ich will hier nicht als Fremdenführer alle Gemächer durchwandern und auf dies und das aufmerksam machen. Ich mag mich nicht loslösen von dem Eindruck des Gesamten. Und wo war es am schönsten? Unten in den Prachträumen oder oben in den Gastzimmern oder auf der Galerie des Thurmes? Ich weiß es nicht. Aber ich hatte die Empfindung: hier läßt sich ruhen und träumen, hier läßt sich denken und planen, hier läßt sich schaffen und dichten.

XVI.

Curtea de Argeş.

Unsere Reisegesellschaft. — Der Weg nach Argeş. — Die Bischofskirche. — Der Stifter Voivode Neagoe. — Das Baptisterion. — Das Aeußere der Kirche. — Die angebundenen Thürme. — Das Innere: Vorhalle, Mittelschiff, zweiter Haupttheil, Sanctuarium. — Die Bilder des Königs und der Königin. — Der Bischof Ghenadios. — Der bischöfliche Schatz. — Heimkehr. — Russische Propaganda. — Die Trachten der Bauern.

Mit nicht geringer Freude denke ich zurück an unsern Ausflug nach Curtea de Argeş.

Unsere kleine Gesellschaft bestand aus dem Kultusminister Maioresco und dessen Damen, seiner Frau und Schwägerin, dem französischen Architekten Lecomte-du-Noüy, der die Bischofskirche von Argeş von Grund auf restaurirt hat, dem Abgeordneten Djuvara, einem jungen, sehr begabten und beredten Politiker, und mir.

Man braucht, um von Bukarest nach Curtea de Argeş zu kommen, gute acht Stunden: drei Stunden Bahn bis Pitesti, dort rastet man etwa anderthalb Stunden und fährt dann vier Stunden im Wagen durch eine liebliche, wenn auch nicht gerade großartige Landschaft.

Es ist ein Vergnügen, in Rumänien zu fahren, ich muß es noch einmal sagen. Die vier Pferde, die vor unsern Wagen gespannt sind, laufen wie der Satan. Auf unserm Wege begegnen wir zahlreichen Bauern, die noch sammt und sonders die kokette, theatralisch kleidsame Nationaltracht, gewöhnlich weißer Grundstoff mit schwarzen, rothen und blauen Stickereien, tragen — fast durchweg ernste Männer mit sorgenvollen Augen. Alle zeigen eine gemessene ehrerbietige Haltung, alle sind höflich und grüßen. Auch Zigeunertrupps ziehen an uns vorüber. Das Wetter ist herrlich. Es staubt nur wenig. Von Zeit zu Zeit fällt ein bißchen Regen herab, gerade genug, um das grüne Land aufzufrischen und den sandigen Weg zu besprengen. Im Hintergrunde zeigen sich die schönen Linien der Karpathen. Es geht bergauf. Die Pferde laufen im scharfen Galopp, angefeuert durch den Kutscher, der seine Peitsche von unendlicher Länge von Zeit zu Zeit aufhebt und etwa wie Theodor Wachtel als Postillon von Conjumeau mit einer etwas affectirt graziösen Handbewegung schwingt, jedoch ohne zu knallen und ohne den Rücken der Pferde auch nur zu berühren. Aber die Thiere haben offenbar Augen auf dem Rücken;

denn sobald der Rutscher die Peitschenschnur in der Luft tanzen läßt, ziehen sie schärfer an.

Allmählich schließt sich um uns der Kreis der Berge. Wir sind in einem großen weiten Thale, das nun ringsum von Bergen in großer Peripherie umgrenzt ist. Die Chaussee ist auf der ganzen langen Strecke vorzüglich gehalten. Wir gelangen nun endlich an unser Ziel: das Landstädtchen Argesch, das mit seinen artigen Bewohnern, die allesammt respectvoll den Hut lüften, als wir vorüberfahren, einen recht freundlichen Eindruck macht. Wir fahren eine Strecke weiter, und da vor der Stadt liegt das Wunder vor uns . . .

Es wirkt gleich auf den ersten Blick entzückend. In dieser Weltabgeschiedenheit, in dieser freundlich stillen Natur, in dieser weiten grünen Ebene, ganz umrahmt von hohen Bergen, die in allen Farben schillern, liegt die Kirche da — ein wahres Juwel, nicht übertrieben groß, keineswegs gebieterisch und imposant, aber vielleicht das lieblichste Haus, das dem Dienste des Höchsten überhaupt in der Christenwelt errichtet ist. Es sieht aus wie die zarte Arbeit eines Goldschmieds. Es schillert in grüner und blauer Farbe und glitzert goldig. Der Aus Schmuck ist von großartigem Reichthum und dabei doch in der Wirkung von vornehmer Discretion.

Die mäßigen Verhältnisse des Baues sind erklärlich aus seiner ursprünglichen Bestimmung. Als Botivkirche war er angelegt und ausgeführt. Ein walachischer Fürst, der Voimode Neagoe, wie er auf den Inschriften heißt, Nogoje, Nyagon oder Nyagor, wie er auch sonst genannt und geschrieben wird, der von 1511 bis 1520 regierte, ein gar gottesfürchtiger und frommer Herr — was allerdings nicht verhinderte, daß es unter seiner Herrschaft manchmal zu einigen gelinden Morden kam, an denen er selbst vielleicht nicht ganz unbetheiligt war —, fühlte ob seiner Verworfenheit Gewissensqualen und wollte sich mit seinem Gott abfinden. In der Erkenntniß seiner schweren Missethaten, die freilich weder seine Zeitgenossen noch seine Nachkommen davon abgehalten haben, den energischen Fürsten als den edelsten und gläubigsten christlichen Herrn zu preisen und ihm ob seiner Weisheit den Beinamen des walachischen Salomo beizulegen, klagte sich Neagoe an, daß er ein Sünder sei, wie es einen größeren in der Christenheit vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne nicht gebe, daß er gearbeitet habe, mit vieler Mühe und Schweiß und Hunger und Durst und Schmach und Schande und Scheltwort, daß er ein verödeten Weinberg, ein unfruchtbarer Feigenbaum, ein in der Wüste herumirrendes Schaaf sei. Um nun die reinste Mutter Gottes zu versöhnen, errichtete er dieses Bethaus und bat sie um gütige Fürsprache bei dem Sohn, auf daß dieser am Tage des Gerichts ihm, dem verworfenen Sünder, ein milder Richter sei, und daß auch er, der sündige Knecht, der Voimode Johann Neagoe, in Gnaden eingehe zur ewigen Seligkeit. Also nicht für eine große Gemeinde ist dies Haus gebaut, es sollte nur als Grabstätte dienen

für den frommen, bußfertigen Woivoden und dessen Gemahlin und ein Bethaus sein für den Fürsten und die dem Fürsten Nächststehenden. Zur Zeit der Regierung dieses Herrn kamen aus Konstantinopel geflüchtete Künstler durch das Land, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Neagoe einen oder mehrere dieser künstlerischen Flüchtlinge bei sich aufgenommen und diese mit dem Bau der Kirche beauftragt hat. Das Glück hat ihn unterstützt. Es sind große Meister gewesen, die diesen Bau ausgeführt haben.

Vor der Kirche und mit dieser jetzt durch eine einheitliche Einrahmung organisch zusammengefügt, wenige Schritte von der Treppe, die zum Hauptportal führt, steht, wie dies bei den byzantinischen Kirchenbauten sehr häufig vorkommt, ein kleineres Kuppelgebäude, das den technischen Namen Kantharus, also etwa „Kanne“ oder „Humpen“, führt, das ich hier an Ort und Stelle aber „Baptisterion“ habe nennen hören. Den Namen des Humpens oder eines Wasserbehälters hat es jedenfalls von seinem ursprünglichen Zweck; denn in diesen kleinen Gebäuden wurden die vor dem Betreten des Gotteshauses vorgeschriebenen Reinigungen und Waschungen vorgenommen: des Gesichts, der Hände und der Füße. In dem Kantharus unserer Kirche aber ist von derlei Vorrichtungen zur Waschung nichts wahrzunehmen.

Ludwig Reissenberger, der im „Jahrbuch der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Bauwerke“ (Wien 1860) die bischöfliche Klosterkirche von Argesch vor ihrer Restauration zum Gegenstande eines sehr eingehenden Studiums gemacht hat (l. c. 4. Band, Seite 177—224), ist daher der Ansicht, daß das kleine Gebäude hier nur eine symbolische Bedeutung gehabt und den Zweck verfolgt haben mag, dem Gläubigen vor seinem Eintritt in die heilige Stätte zu einer geistigen Reinigung, zur Sammlung, zur Einklehr, zur Andacht zu dienen. Dieses kleine kioskartige Vorgebäude ist durchaus im Stile des Hauptgebäudes ausgeführt. Es enthält die Andeutungen jener Motive, die in dem Hauptgebäude zu großartigerer Entfaltung gelangen sollen.

Von diesem Kantharus oder Baptisterion aus betrachten wir nun die unmittelbar vor uns liegende Kirche. Sie erhebt sich auf einem ziemlich hohen, festen Fundament, so daß zum Hauptportal eine Marmortreppe von zwölf Stufen hinaufführt.

Das Gebäude ist in einen obern und untern Bau gegliedert. Der Unterbau ist in viereckige Felder eingetheilt, die in den verschiedenartigsten und reichsten farbigen Ornamenten, namentlich in golddurchzogenem mattem Blau, die Lichtöffnungen, die man kaum Fenster nennen kann, enthalten. Es sind schmale, in die Mauer vertiefte Nischen, die mit buntem Glas, das sich in der Farbe ganz der Ornamentik anschließt, bedeckt sind, so daß man von außen eigentlich nur die reiche bunte Verzierung, den architektonischen Ausschmuck, nicht aber die Lichtöffnung, das eigentliche Fenster sieht.

Ueber diesem Unterbau zieht sich, zugleich als Scheidung vom Oberbau, ein mächtiger Wulst in Form eines großartigen Schiffstaues um das

ganze Gebäude herum, das aus vier Strähnen von verschiedener Ornamentik, bald mit Schuppen, bald mit Laubwerk, bald mit Einfurchungen, und ebenfalls in verschiedener Färbung, hellblau, hellgrün und Gold, zusammengeflochten ist. Diese architektonische kunstvolle Umschnürung ist von herrlichster Wirkung.

Der Oberbau ist ringsum mit schilbartigen Verzierungen in den mannigfaltigsten und herrlichsten Mustern, zum Theil in durchbrochener Arbeit, geschmückt. Von den vierzig dieser schilbartigen Verzierungen gleicht auch nicht eine der andern in ihren geschmackvollen und herrlichen Verschlingungen. Abgeschlossen wird der Oberbau durch ein prachtvolles Kranzgesimse, das mit seinen Höhlungen und Anschwellungen, mit seinen geradlinigen und krummlinigen Auschnitten die Bewunderung aller Fachmänner hervorruft.

Den tiefsten Eindruck dieses ungemein reichen, zierlichen und zugleich würdevollen und vornehmen Baues machen die vier Kuppelthürme. Rechts und links an der Vorderseite erheben sich zwei kleinere Thürme, die aus einem niedrigen quadratischen Unterbau aufwachsen. Diese beiden Thürme haben eine Eigenthümlichkeit, die ich nirgendwo gesehen habe. Die ganz schmalen, rigenartigen Oeffnungen, die zum Eindringen des Lichts dienen, und die auch hier, wie im Unterbau des Gebäudes, durch die reiche buntfarbige und goldige Ornamentik, von außen betrachtet, fast unerkennlich sind, stehen schräg, so daß die Thürme mit dieser schrägen Ornamentirung also spiralförmig wirken, als ob sie gewunden oder gedreht wären. Es macht einen ganz seltsamen Eindruck! Und diese beiden kleineren Thürme geben dem ganzen Gebäude etwas durchaus Originelles.

Hinter diesen, in der Mitte des Gebäudes, steigt mächtiger und großartiger der mittlere Kuppelthurm auf, der, wie alle Einzelheiten dieses Baues, mit dem prächtigsten und zierlichsten Ausschmuck versehen ist. Und hinter diesem, den mittleren Kuppelthurm noch ein wenig überragend, erhebt sich über dem großen Querschiffe, ebenfalls auf viereckigem Unterbau und in derselben reichen und prachtvollen architektonischen Dekoration, der Hauptkuppelthurm.

Die ganze Kirche hat also vier Kuppelthürme: rechts und links am Eingange die beiden gewundenen, dann einen größeren und mächtigeren über der mittleren Kuppel und, diesen noch überbietend, über dem Schiff den kuppelförmigen Hauptthurm.

Und alle Theile dieses Gebäudes, die viereckigen Felder des Unterbaues, die Schilde des Oberbaues, die Thürme, die Zwischenglieder: jener schiffstauartige Wulst zwischen Ober- und Unterbau und das Kranzgewinde, das die Scheidung des Gebäudes vom Dache bildet — Alles das ist mit der sinnreichsten, geschmackvollsten und zierlichsten Ornamentik des Orients, in sauberster Ausführung — wahrer Filigranarbeit in Stein —, in entzückender Färbung, in zartem Grün, in mattem Blau mit Gold durchwirkt, und in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit der Motive geschmückt. Es ist von einer Sauberkeit, von einer Anmuth und Pracht und zugleich von einer

Feierlichkeit und Schönheit sondergleichen; und jetzt, in seiner wunderbaren Wiederherstellung durch den geistvollen und bedeutenden Architekten Decontereux, einen der hervorragenden Kenner der byzantinischen Baukunst, der ein Jahrzehnt eifrigsten und unablässigsten Studiums und kunstfreudigster Arbeit auf die Wiederersthung dieses herrlichen Baues verwandt hat, vielleicht das einzige Monument, das uns die ganze Eigenart und Herrlichkeit des byzantinischen Baustils in einem seiner reizvollsten Werke in unverfälschter Pracht vor die Augen zaubert.

Wir treten ein, und ein frommer Schauer überrieselt uns. Das Innere macht einen überwältigenden Eindruck, vor Allem durch die Beleuchtung.

Aus den schmalen Lichtöffnungen des Unterbaues, den durchbrochenen Arbeiten der Schilber des Oberbaues und von den Kuppeln herab fluthen durch die bunten Scheiben die farbigen Lichtwellen zu einer wunderbaren geheimnißvollen Harmonie zusammen. Es ist eine unbeschreibliche Dämmerung, ein seltsam farbiges Halbdunkel in sanften Tönen, das ganz mächtig ergreift. Unwillkürlich ruft man mit Faust aus: „Willkommen süßer Dämmerchein, der du dies Heiligthum durchwebst!“

Das Gebäude ist im Innern in drei Theile geordnet. Der erste quadratische Theil ist wiederum in verschiedene Abtheilungen gegliedert. Es ist zunächst Raum für eine Art Vorhalle gelassen. Hier ruht der Begründer der Kirche, der Wojwode Neagoe und seine fromme Gemahlin Despina, die in einem kindlichen Wandgemälde mit ihren sechs Kindern dargestellt sind, die Kirche der Mutter Gottes darbringend.

Der Mittelraum dieses ersten Theils, der durch die zwölf Säulen eingefast wird und gewissermaßen das Mittelschiff bildet, über dem sich der erste große Kuppelthurm wölbt, hat rechts und links zwei kleine Seitenschiffe.

An diesen Haupttheil schließt sich ein zweiter an, über dem sich der Hauptkuppelthurm erhebt. Der Architekt Reissenberger hat nicht Unrecht, wenn er sagt, daß diese Zweitheilung ein wenig verwirrend wirkt und daß ein gemeinsamer Mittelpunkt für alle Bautheile dadurch verloren geht.

An diesen zweiten Haupttheil schließt sich das Sanctuarium, das durch einen prachtvollen Schmuckbau von den übrigen Räumen getrennt ist: Drei Thüren in wunderbarer vergoldeter Arbeit führen in diesen Bau. Ueber der mittleren, der größten Thür, ist der Kopf Jesu Christi dargestellt, und an dem reichen, herrlichen Gesims, das über dieser Thür quadratisch aufsteigt, Christus am Kreuze. Auch über den anderen Thüren sind Heiligenbilder in Medaillonform, und rechts und links von der Hauptthür in der Mitte sind wiederum Christus und die heilige Mutter Gottes mit dem Christkind dargestellt. Dieser malerische Wand Schmuck ist theils in Frescofarben, theils auch in Mosaikarbeit ausgeführt und natürlich fast immer auf Goldgrund, das Ganze in frischer Farbenpracht; die Metallthüren sind in Feuer vergoldet, schöne getriebene Arbeiten mit Email und bunten Steinen besät. Durch diese Thüren blickt man also in das Sanctuarium,

in dem der herrliche Altar steht mit seinen großartigen, nach den schönsten Mustern geformten Heiligengeräthen.

In dem dem Sanctuarium nächstliegenden Raume stehen die Thron-
sessel für den König und die Königin und der Thronstuhl für den Bischof,
ebenfalls Werke der modernen Kunst, aber nach den vorzüglichsten Mustern
streng im Stile der Zeit und des Landes, entweder vorliegenden Urkunden
nachgebildet oder doch durch die Kunstwerke der Zeit angeregt.

Auch im Innern zeigt sich dieselbe erstaunliche Kraft in der Erfindung
der decorativen Motive, die wir schon bei der Betrachtung des Aeußern
angestaunt haben. Die Kapitäle der zwölf Säulen, die das Schiff ein-
fassen, sind ganz wundervoll. In einigen der Säulen kehrt in den Schäften
die schräge Ausschmückung wieder, die diese spiralförmig erscheinen läßt,
und die wir in so eigenartiger Durchbildung an den beiden kleinen Kuppel-
thürmen zur Rechten und zur Linken des Eingangs schon draußen bewundert
haben. Hier im Innern wirkt diese scheinbare Windung der Säulen im
Anschluß an die gewöhnlichen womöglich noch stärker. Es kommt gewisser-
maßen in die steinerne Starrheit Bewegung hinein. Es wirkt wie ein
Faltenwurf in einer Gewandung aus unbeweglichem Stoff. Die ganze
innere Einrichtung ist ohne irgendwelche übel angebrachte Sparsamkeit aus
edelstem Material mit gewissenhaftester Sorgfalt und mit großartigem Ge-
lingen durchgeführt. Vom Mosaik des Fußbodens bis zu den Kapitälern,
die die herrlichen Decken tragen, bis hinauf zu den Kuppeln, die sich da
oben wölben, erstrahlt Alles in Farbenpracht und Goldesglanz.

Daß das hochherzige Fürstenpaar, das dieses Wunder vor der Mit-
welt und für künftige Geschlechter auf Jahrhunderte hinaus zu andächtiger
Bewunderung neu hat entstehen lassen, in dieser herrlichen Kirche verewigt
werden muß, daß hier den alten Darstellungen von Neagoe und Despina
sich die Bilder von König Karl und Königin Elisabeth anzureihen haben,
bedarf keiner Begründung. Es gebietet sich von selbst. Aber die Gemälde
des Königsaares, die jetzt in der bischöflichen Klosterkirche zu Argesch an-
gebracht sind, wollen mir gar nicht behagen. Namentlich das Bild der
Königin wirkt sentimental anspruchsvoll. Diese durch und durch modernen
und nicht einmal gelungenen Malereien sind durch die Zeitwidrigkeit ihres
Charakters störend; und es ist zu hoffen, daß ein geschmackvoller Künstler
sich finden wird, der der Aufgabe, das fürstliche Paar, das Curtea de
Argesch wieder hergestellt hat, hier an Ort und Stelle bildlich darzustellen,
in einer Weise sich gewachsen zeigt, die die schroffen Gegensätze zwischen
der alten und neuen Zeit künstlerisch vermittelt und diesen Schmuck ein-
heitlich in den Stil des Ganzen einfügt.

In der anregenden Gesellschaft des klugen, hochgebildeten und bestrickend
liebenswürdigen Ministers Maioresco, des ausgezeichneten Künstlers Lecomte-
du-Noüy, der diese Wiederherstellung, ein Meisterwerk des Kunstverständnisses
und Geschmacks, geschaffen, des lebhaften jungen Politikers und der an-

muthigen jungen Damen verbrachte ich in dem stillen Städtchen, in dem jetzt auch wegen der zahlreichen Fremden, die diese einzige Kirche heranzieht, ein recht gutes Gasthaus entstanden ist, sehr heitere und genussreiche Stunden.

Der Bischof Shenabios, ein schöner Mann und ein heiterer Cumpan, der, wie ich höre, nebenbei auch die Interessen seines Klosters, seiner wundervollen Kirche und seiner eigenen Person mit großer Umsicht und weltlicher Klugheit wahren soll, war ungemein liebenswürdig. Da meine Reisegefährten die Rechte des hochwürdigen Herrn, an deren Zeigefinger ein mächtiger Fingerring funkelte, ehrerbietig küßten, worauf der Bischof jedem Einzelnen die beiden Wangen küßte, so machte ich es gerade so. Der Bischof in seinem langen kastanartigen Gewande mit weiten Ärmeln, auf dem von einem braunen Vollbart umrahmten Kopfe die hohe barettförmige Bekleidung, von der ein langer Tuschleier über die Schultern den Rücken herabfällt, in der Hand einen sehr großen Stab mit kunstvoll ciselirtem goldenem Griff, immer gefolgt von einem Duzend schwarzgekleideter Mönche, machte einen sehr feierlichen und stattlichen Eindruck. Er selbst führte uns durch seine Kirche und hatte die größte Freude daran, uns alle Herrlichkeiten im Einzelnen bewundern zu lassen. Er bedauerte nur, daß wir unsere Ankunft nicht vorher angekündigt hatten. Es war ihm daran gelegen, uns den ganzen bischöflichen Schatz zu zeigen. Diese Ausstellung ordnete er für den nächsten Morgen an. Meine Begleiter kannten die Sachen bereits.

Der Bischof holte mich also allein ab und empfand einen rührenden Stolz über all die Herrlichkeiten, die er in der Kirche selbst ausgebreitet hatte, über die prachtvollen Geräthe, Weihbeden, Taufschalen, Kelche, Bischofsstäbe, Bischofskronen und ganz besonders über die wirklich unvergleichlich herrlichen Gewänder. Er hatte deren wohl ein paar Duzend, das eine immer kostbarer als das andere, zum Theil alte Stückerien aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, zum Theil auch moderne Arbeit, alle aus Gold- und Silberbrokatstoff, aus schwerstem Seidenzeuge in farbigen Mustern gefertigt. Von besonderer Schönheit waren einige Reliefstückerien, die die heilige Jungfrau mit dem Kinde oder Heilige darstellten. Die Gewänder waren in allen Farben. Vorwiegend waren die Stoffe auf Goldgrund mit Scharlachroth, Tiefblau, Smaragdgrün bestickt und durchwirkt, mit funkelnden Steinen und Perlen besetzt und mit lustig klappernden Schellen an den Säumen der Stola. Besondere Freude machte dem Bischof ein großer Stab aus Elfenbein, mit in Gold und Silber getriebenen Arbeiten, und die goldene Krone mit echten Edelsteinen, gekrönt von dem Kreuz in großen Brillanten. Von außerlesener Schönheit waren die zahlreichen Crucifixe. Auch die prachtvollen Einbände der heiligen Schriften und der Messbücher hatten bedeutenden künstlerischen Werth.

Schmunzelnd hob der Bischof ein prachtvolles Gewand nach dem andern auf und zeigte es mir. Er murmelte dabei mir unverständliche Laute; aber ich hörte dem Tonsalle die behäbige Freude und den kindlichen

Stolz an. Denn unser Gespräch war naturgemäß nicht sehr geistreich. Der Bischof sprach nur rumänisch, die anderen Kultursprachen waren ihm nur dem Namen nach bekannt. Wir unterhielten uns trotzdem ganz gut. Ich verabschiedete mich von dem freundlichen Herrn mit lebhaftem Dank. Er reichte mir wieder die Hand zum Kusse dar und drückte mich dann mit zärtlichen Küssen an seine Brust.

In bester Laune traten wir den Rückweg an. Als wir in einem Dorfe zwischen Curtea de Argeş und Pitesti, um unseren Pferden Zeit zu lassen, sich ein wenig zu verschmaufen, kurze Rast machten, fiel mir in dem kleinen Gasthose der sonderbare Zimmerschmuck auf: Bildnisse des Zaren und seiner Gemahlin und noch andere Bilder, welche den Zaren an der Spitze russischer Truppen darstellen. Es waren elende Farbendrucke in billigen Rahmen. Ich wunderte mich einigermaßen darüber, daß man hier in Rumänien bei den Bauern die Bilder des russischen Kaisers sähe, während die des rumänischen Königspaares durch ihre Abwesenheit glänzten. Man erzählte mir nun, daß die Agenten der panslawistischen Propaganda beständig das Land durchziehen und mit allen Mitteln die Bauern bearbeiten, um Stimmung für das große Zarenreich zu machen, besonders durch Vertheilung von russenfreundlichen Schriften, von russischen Heiligen- und Fürstenbildern.

Hier auf dem Lande ist die nationale Tracht noch vorherrschend. Sie ist ungemein kleidsam, aber, wie ich schon sagte, für eine Volkstracht vielleicht ein bißchen zu kokett. Die Männer tragen meist Stiefel mit hohen Schäften, in die die weißen Beinkleider gesteckt sind. Die Grundfarbe der ganzen Kleidung ist fast ausnahmslos weiß. Am Beinkleide, aber noch mehr an den kurzen Jacken, sind zahlreiche Stidereien in sehr schönen Mustern, entweder schwarz oder blau oder roth, angebracht. Einige tragen auch das gestickte Hemd über den Beinkleidern, über das bisweilen noch eine kurze ärmellose Jacke gezogen wird, so daß das Hemd schurzartig herabfällt.

Noch viel reicher ist die Tracht der Weiber. Der faltenlose, aber immer reichgestickte Rock schließt sich eng an den Körper an und fällt bis zum Knie herab. Ein breiter, ebenfalls üppiggeschmückter Gurt ist um die Hüfte gewunden. Die Jacke mit ihren sehr weiten Ärmeln, die bisweilen frei herabfallen und den nackten Arm sehen lassen, bisweilen auch am Handgelenk zusammengegrafft getragen werden, zeigt denselben verschwenderischen Schmuck an bunten Stidereien. Um den Kopf ist ein durchsichtiger, oft stark gemusterter Schleier geschlungen, der gewöhnlich über der Brust zusammengefügt wird, so daß er das Gesicht einrahmt und über den Rücken lang herabfällt. Die ganze Tracht ist in Form und Schnitt außerordentlich malerisch, aber etwas theatralisch.

Zu vorgerückter Abendstunde, nach sechsunddreißigstündiger Abwesenheit, fuhrn wir in den Bahnhof von Bukarest ein. Ich drückte meinen Reisebegleitern, vor Allem meinem lebenswürdigen Wirths Maioresco, mit wahrer Dankbarkeit für die herrlichen unvergeßlichen Stunden, die ich ihm verdankte, die Hand.

XVII.

Ein Kinderfest im Parke Cotroceni.

Die „kermesse d'enfants“. — Der Park von Cotroceni. — Die Gesellschaft. — Die Costüme der Kinder. — Der Aufzug. — Der Wagen der Königin. — Der Markt. — Allerlei Belustigungen. — Der Gemit — Abseits vom Feste. — Das Grab der kleinen Prinzessin Maria. — Abschiedswort.

Das Wenige, das ich von Rumänien hatte sehen wollen, hatte ich nun ungefähr gesehen, und ich wäre wohl am andern Morgen davongedampft, wenn mir nicht die Königin die Ehre erwiesen hätte, mich zu einem großen Kinderfeste, das die hohe Frau im Parke ihres Sommer-schlosses Cotroceni veranstaltet hatte, einzuladen.

Zu diesem Kinder-Costümfest, das die Königin selbst geplant und in allen Einzelheiten durchgeführt hatte, waren seit langen Wochen Vorbereitungen getroffen. Alle Mitglieder der ersten Gesellschaft von Bukarest waren mit ihren Kindern zu diesem ländlichen Feste geladen. Die allgemeine Vorschrift lautete: Für die Kinder die Tracht des vorigen Jahrhunderts. Auch die Einladung war nach dem Muster des königlichen Versailles im Französisch des vorigen Jahrhunderts abgefaßt.

Seit Wochen bildete dieses Fest die Qual der Eltern, das Entzücken und frohe Erwarten der Kinder und den Gegenstand der steten Beunruhigung bei der hohen Veranstalterin. Alles war auf Lustbarkeiten im Freien angelegt, und der Himmel, der während der letzten Tage recht unzuverlässig gewesen war, machte allen Betheiligten hange Sorge. Auch am Festtage selbst sah es Vormittags noch recht bedrohlich aus. Je näher aber die Festesstunde rückte, desto freundlicher wurde das Wetter. Und dieser Hauptmitarbeiter an dem Feste that schließlich seine Schuldigkeit in vollstem Maße. Es war ein warmer und sonniger Tag, von kühlen Winden aufgefrischt, ein Sommertag, wie er schöner gar nicht zu denken war.

Die Gesellschaft, die sich von halb drei Uhr Nachmittags an in dem herrlichen Parke mit seinen schattigen Laubgängen und freundlichen Wiesen, die durch Gartenanlagen und Beete hier und da anmuthig unterbrochen werden, versammelte, bot ein ganz einziges Bild dar. Alles, was in Bukarest Rang, Stellung und Namen hat, war hier in farbenlustigem Gemisch vereinigt: die höchsten Würdenträger des Staats, die Gesandten der fremden Mächte, unter diesen auch unser Gesandter, Herr Bernhard von Bülow, einer unserer tüchtigsten und zukunftsreichsten jungen Diplomaten, mit seiner entzückenden, geistvollen und kunstinnigen Frau, geborenen Prinzessin Camporeale, der Stieftochter des italienischen Staatsmannes Minghetti, alle hohen Beamten des Civils und der Militärbehörden, die Träger der edelsten Namen des Landes, die Fürsten von Geburt, die Barone der Finanz — die Königin rief, und Alle, Alle kamen!

Von den Damen hatten allerdings sehr viele und von den Herren nahezu alle von dem Rechte der Nichtcostümirung Gebrauch gemacht.

Aber die reizenden geschmackvollen Sommertoiletten der schönen, dunkel-
 äugigen Frauen ließen diesen Mangel kaum erkennen. Die Damen aber,
 die freundlich genug gewesen waren, mit den Kindern zugleich die Tracht
 des achtzehnten Jahrhunderts anzulegen, sahen mit ihren weißgepuderten
 Haaren oder auch mit den weißen Perrücken in den extravaganteren
 Formen, mit den koketten Schönheitspflasterchen, und zeitgemäß noch ein
 bißchen mehr als gewöhnlich geschminkt, ganz entzückend aus. Die Pantiers
 und Cotillons und auch die Schleppkleider waren ganz richtig, zumeist aus
 geblühten Stoffen, in den duftigen Farben des zarten Blau und Rosa
 gefertigt. Darunter mischten sich aber auch Trachten in kräftigeren
 Farben: tiefrothe mit großen Blumen, saffrangelbe. Kurz und gut, es
 war ein höchst erfreuliches, buntes Bild. Zu den lieblichsten Erscheinungen
 gehörten die Ehrendamen der Königin: die eine mit den strengen edlen
 Zügen und den gedankenvollen Augen, die andere mit ihrem entzückenden
 feinen, lebensvollen Gesichte, „wie gemalt von Meister Greuze.“

Diesmal aber hatten die Erwachsenen bescheiden in den Hintergrund
 zu treten, denn es war eine „kermesse d'enfants“. Man kann sich nichts
 Herzigeres denken, als diese kleine Bande, vom zartesten Alter an bis zur
 Grenze des Badischthums, Kinder von drei bis vier Jahren bis zu jener
 Altersgrenze, wo das Mädel beinahe schon zum Fräulein herangereift ist, und
 der halbwachsende Junge die ungelenten Arme und Beine für die entbehrlichsten
 und lästigsten Dinge der Schöpfung hält. An Geschmack und Reichthum
 der Costüme hatten sich die Mütter überboten. Einzelne der kleinen Puppen
 waren von unwillkürlich reizender Komik, und ein niedliches Kind stellte
 das andere immer in den Schatten. Sie waren zum Theil zum Tod-
 lachen in ihrem feierlichen Ernste, diese jungen Marquis von sechs Jahren,
 mit den rothen Haden, mit Dreimaster und Haarbeutel, den Galanterie-
 begen an der Seite, der unbeholfen zwischen ihren Beinchen schlotterte;
 diese kleinen Miniatur-Abbés-galants mit dem ganz schwarzen Mäntelchen
 aus starrer Seide; diese jungen Doctores mit dem hohen Hut und der
 großen Perrücke — Alles das in einem Duft und Hauch von Blau und Rosa.

Aber das achtzehnte Jahrhundert — die vorgeschriebene Zeit — ist
 lang, und wenn auch die Gepuderten und Bezopften die Mehrheit bilden,
 so sind doch auch aus dem Anfange des Jahrhunderts kindliche Träger
 der strengeren Costüme zur Stelle: mit Schnürröcken, den „Burgraves“,
 den breiten Pluderhosen, den Hauteschausses und Schnallenschuhen, die
 auf diesen Knirpsen reizend lächerlich wirken; und aus dem Ende des
 Jahrhunderts die Trachten des Convents: schon der hohe Hut mit extra-
 vaganter Krämpe, die lächerlichen Fräcke und hohen Hemdkragen, und die
 die Antike parodirenden Weibertrachten, — die Incroyables und Mer-
 veilleuses. Das Modeland Frankreich dominirt natürlich, indessen sind auch
 andere Länder vertreten. Da sehen wir einen florentinischen Sänger mit
 der Mandoline, so entzückend albern und lieb zugleich — ein Kind zum

Anbeissen. Auch erotische Erscheinungen sind da, aus dem heißen Morgenlande und aus den kalten Zonen, aus Nord und Süd, Edelleute und Bauern.

Um vier Uhr kommt in die bunt bewegte Menge eine sonderbare Bewegung. Das Orchester stimmt einen Marsch an. Der König erscheint auf der Wiese, und der Zug ordnet sich nun. Auf Wagen und Karren, auf gepackten Eseln, die programmwidrig schreien, werden die Waaren, die von Kindern an Kinder verkauft werden sollen — Alles, was so ein Kinderherz sich nur ersehnen kann: Küchen und Burgen, Möbel und Instrumente —, zu Markte gebracht. Auch für das nöthige Geld ist gesorgt. Jedes Kind bekommt ein Beuteltchen mit zwei blanken Goldstücken, die eigens für das Fest geprägt sind. Es sind freilich nur Centimes, aber sie funkeln wie eitel Gold.

Während sich so der Markt bildet, darf natürlich auch der Charlatan nicht fehlen, der auf seinem Wagen Wundertränke aller Art für Erwachsene feilhält. Seine Geheimmittel heilen die bedenklichsten Schwächen: Eitelkeit und Faulheit, Verlogenheit und Neugier.

Ganz am Schlusse des Zuges kommt der prächtig ausgeschlagene Wagen, von vier isabellenfarbenen Ponnys gezogen, auf dem die Königin des Festes, die nebenbei auch die Königin des Landes ist, thront. Die edlen und reizenden Thiere, ein Geschenk des Königs von Schweden, sind mit Rosenketten geschmückt, und die Stallknechte, die auf ihrem Rücken sitzen, tragen ebenfalls die lichtfarbene Tracht des koketten Rococo. Die Königin ist unzweifelhaft in ihrer imposanten Erscheinung die großartigste Schönheit des Festes. Sie trägt ein herrliches, stilgerechtes Pompadourkleid aus goldigen Stoff, allerdings ohne die hausförmigen Uebertreibungen, die unser dem Extravaganten entwöhntes Auge nicht mehr vertragen würde. Die thurmhohe Perrücke ist mit Bändern umschlungen.

Währenddem haben nun die Verkäufer ihre Stände aufgeschlagen. Die schönsten Sachen liegen zum Verkaufe da. Aber die dummen kleinen Käufer stehen schüchtern davor und glauben nicht recht, daß sie all die dargebotenen Herrlichkeiten erschwingen können. Die Königin redet den Kleinen freundlich zu. Es dauert jedoch eine ganze Weile, ehe der Markt in rechten Schwung kommt. Schließlich hilft Zureden. Allmählich legt sich die Schüchternheit, ein Jedes greift zu, und alsbald hört man die schrecklichen Laute aller möglichen Kinderinstrumente. Und sobald der Lärm da ist, ist auch die Stimmung da.

Nun entwickelt sich ein äußerst liebliches Schauspiel von Kinderlust und Kinderübermuth. Es dauert gar nicht lange, und alle Vorräthe, die zunächst unerschöpflich schienen, sind wie weggelegt. Es ist ausverkauft. Wenn sich nur nicht die Mengslichkeit der auf die Schönheit ihrer Kinder allzu stolzen Eltern als temperirendes Element hineinmischte! Wir würden bald das ausgelassenste Treiben und die kindlichste Unbändigkeit sehen. Aber die Eltern passen auf, und die hier vereinigten Kinder haben nur

einen Fehler: sie sind zu artig. Der Anblick ist darum nicht minder entzückend. Man kann sich nichts Hübscheres denken, als dieses Gewirr und Getreibe von mehreren hundert in höchster Eleganz kokett costümirt Kindern, mit den thöricht lieben Gesichtern, die so ernst dreinschauen und dabei so lustig sind. Immer bilden sich neue Gruppen, die der Zufall in Farben und Typen köstlicher componirt, als es der größte Meister vermöchte. Das Auge schweift von einer Gruppe auf die andere. Man weiß nicht, welche die reizendste ist. Dazu ein schöner leichtbewölkter Sommerhimmel mit dem tiefsten Blau, in wechselnden Sonnenblinken, die beständig neue Farbeneffekte hervorzaubern.

Auf dem Jahrmarkte giebt's natürlich allerhand Belustigungen. Da ist ein Kasperle-Theater; da werden Bauerntänze in nationalen Costümen aufgeführt; da marschiren die Turner auf; da sieht man scherzhafte Lichtbilder. Und auch für die Großen ist gesorgt, obwohl es eigentlich gar nicht nöthig wäre, denn diese haben mit der Bewunderung des Schauspiels, das die Kleinen ihnen bieten, vollauf zu thun. Ich muß aber doch wohl annehmen, daß der weise Eremit eigentlich nur für die recht Erwachsenen da ist. Denn die Rathschläge, die dieser fromme Mann seinen Besuchern erteilt, sind von ausgewachsenster Bosheit. Es sind die Lebensregeln des gründlichsten Pessimismus. Und die Verfasserin dieser guten Rathschläge ist wiederum Carmen Sylva. Es sind Sprüche voll Geist und Schlagfertigkeit, aber von einer recht trüben Auffassung der Menschen und Dinge.

Indessen der gute Eremit, der schrecklich umstürmt wird, ist mit seinem Latein in allzu schneller Zeit zu Ende. Er hat wohl die Empfindung, daß es ihm nicht ganz leicht werden wird, jetzt, da ihm der Souffleur fehlt, in demselben Stile seine scharfsinnigen Audienzen fortzusetzen. Er macht es sich bequem und erklärt, daß er nichts mehr weiß. Den Rathbedürftigen giebt er nun anstatt der bösen Lehren lieber ein kleines Couvert mit den wohlgetroffenen Miniaturbildnissen des Königspaares — eine liebe Erinnerung an das herrliche Fest.

Während die Kleinen sich tummeln und die Großen über die Lehren des Eremiten nachdenken, die Kapellen ihre Weisen aus dem vorigen Jahrhundert aufspielen und dazwischen die walachischen Zigeuner, die Lautari, in der alten echten Tracht, mit kastanartigem Gewande, mit bunten Röcken darüber und sonderbarer Kopfbedeckung, einem riesigen krämpelosen Hut, der sich ungeheuerlich nach oben erweitert, auf der alten Flöte pfeifen, auf der Fiedel tragen, die Guitarre knipsen und das Hackbrett schlagen, entfernen wir uns durch einen der schattigen Gänge ein wenig vom Schauplatz des harmlos ausgelassenen Treibens, der kindlich frohen Lust.

Es wird stiller und stiller. Von der Ferne dringt kaum noch ein dumpfer Laut des festlichen Jubels bis zu uns. Nun wird es ganz friedlich und still. Wir hören nur das sehnüchtige Flöten der Nachtigall.

Hier ist es frischer und schöner. Es weht hier eine weihvolle Stimmung.

Da erhebt sich ein kleines Gebäude mit Kuppel und Kreuz, und rings eingeschlossen von Bäumen sehen wir einen mit Rosen bepflanzten Hügel. Da ruht das Kind, das an der Lustbarkeit des heutigen Festes nicht theilnehmen kann. Auf einem Marmorkreuz steht der einfache Name „Maria“ und „Christus ist auferstanden“. Am Fuße liegt ein Marmorblatt, der Brief des Königs, der dem Staatsministerium Kunde giebt von dem tief-schmerzlichsten Ereignisse seines Lebens, vom Dahinscheiden seines einzigen Kindes. Auf dem Gipfel der Schleife, welche um das Blatt geschwungen ist, stehen die Tage der Geburt und des Todes: „27. August 1870. 28. März 1874.“

Neben diesem Hügel ist ein Mausoleum errichtet. Durch die gelben Scheiben fällt ein goldiger Schimmer auf das marmorne Lager, auf dem ein himmlisch schönes Kind im Ausdrücke des friedlichen Schlafes, in ungezwungener Haltung in seinem Hemdchen daliegt, das eine Bein halb erhoben, in der Hand eine Blume, mit der es vor dem Einschlafen gespielt zu haben scheint. Blumen sind auf das Lager gestreut. Und seltsam! gerade auf der Blume, die das Kind in der Hand festhält, ist ein wirklicher Schmetterling, der sich dahin verirrt hat und da gestorben ist; mit ausgebreiteten Flügeln, unverfehrt, wie lebend sitzt er auf der Blume.

Diese Nachbarschaft des Todes mit dem Leben ergreift uns tief. Und ist denn das arme Kind todt? Die Eltern mögen es nicht glauben. Sie trösten sich mit dem Worte des Evangelisten aus der rührenden Geschichte von des Jairi einzigem Töchterlein, das hier verzeichnet steht:

„Vater und Mutter weineten und klagten. Christus aber sprach: Weinet nicht. Sie ist nicht gestorben, sondern sie lebt.“

Wir wenden uns ab, und bald umrauscht uns wieder der Jubel des kindlichen Festes. Inzwischen sinkt die Sonne, das goldige Licht erstickt. Die Mütter mummeln ihre Kleinen ein, die gewiß gern noch viel länger blieben, und das Fest ist aus.

Die Eindrücke, die ich von diesem freundlichen Tage empfang, waren die letzten, die ich von meiner Reise im Orient mit heimbrachte. Es war ein lohnender Ausflug. Ich habe während meiner Fahrt viel Wunderherrliches und Schönes gesehen, freilich nur im Fluge. Ich habe die schönen Bilder eben nur an mir vorbeiziehen lassen. Und Aller derer, mit denen ich zusammengetroffen bin, der Landsleute in der Fremde und der Einheimischen, die mich so gütig und herzlich aufgenommen haben, habe ich mit inniger Dankbarkeit zu gedenken.

Ruthen des Gebüsches über ihm zusammenschlagen. Er könnte die mächtigen, Alles zermalmenden Räufe mit der Hand berühren!

Sehr bedeutsam sind die Urtheile Wismanns über den Charakter der verschiedenen Negerstämme und über die Wirksamkeit der Araber im östlichen Centralafrika. Er hält es in Bezug auf diese für durchaus unrichtig, den Skavenhandel und die Verwüstung durch die Muhammedaner nach unseren eigenen Gefühlen zu beurtheilen und zu richten; denn sowohl Sklaverei, als auch rücksichtslose Ausnutzung des tiefer stehenden Volkes vertragen sich mit Glauben und Erziehung der Araber, ja sie würden durch beide geradezu functionirt. Der Strenggläubige verabscheue wohl Trunksucht, Unreinlichkeit und Feigheit, sehe aber im Skavenhandel und in der Vernichtung tiefer stehender Ungläubigen nichts Verächtliches. Die Araber seien darum nicht als verbrecherische Räuber anzusehen. Eine ganz andere Frage freilich sei es, ob das civilisirende, tonangebende Europa mit ansehen dürfe, daß verhältnißmäßig wenige Angehörige einer nicht mehr mit den Anschauungen des Jahrhunderts in Einklang zu bringenden Religion die Allgemeinheit schädigten, die Vernichter gleichberechtigter Creaturen würden und die höchsten Güter der Menschheit mit Füßen träten, wie dies die Araber im vollsten Maße durch Skavenjagden, Raub und rücksichtslose Verhinderung jeglicher europäischer Concurrenz thäten. Wismann schließt diese Meditationen mit folgenden schönen Worten: „Nachdem ich jetzt sieben Jahre lang mit und unter der auf socialen Kindesstadium stehenden Neger-Rasse gelebt habe, würde es mein höchstes Ziel sein, meine Erfahrungen für die so wichtige Mission der Erziehung derselben verwenden zu können.“ Jetzt, wo er Reichscommissar für das östliche Afrika geworden ist, hat er Gelegenheit genug, seine Erfahrungen zur Geltung zu bringen.

In der Handhabung der Sprache wenig geschult, besitzt Wismann doch ein wunderbares Erzählertalent. Er schreibt anschaulich und führt den Leser vortreflich in das bunte Natur- und Völlerleben ein. Die Illustrationen von Rudolf Hellgrewe, der zwar das äquatoriale Afrika ebenfalls selbst besucht hat, aber die Reiseftizzen nur nach Wismanns Angaben machen mußte, könnten besser sein; immerhin werden sie dazu beitragen, das Interesse an der Lectüre des schönen Buches zu steigern. H. J.

Bibliographische Notizen.

Indische Reiseftizzen. Von Richard Garbe. Berlin, Gebrüder Paetel.

Die vorliegenden Reiseftizzen sind von ihrem Verfasser auf Grund sorgfältig geführter Tagebücher ausgearbeitet worden, welche dieser während eines nahezu anderthalbjährigen Aufenthalts zu wissenschaftlichen Zwecken in verschiedenen Orten Nordindiens, besonders in Benares, und während einer Erholungsreise in Ceylon geführt hat. Es sind im Ganzen acht früher in verschiedenen Zeitschriften erschienene Arbeiten hier — mit Aenderungen und Zusätzen, die jedoch nicht einschneidender Art sind — zu einem eindrucksvollen Ganzen vereinigt: 1) von Triest nach Bombay; 2) Bombay; 3) die indischen Prachstädt; 4) ein Studienjahr in Benares; 5) die Hauptstadt des indischen Kaiserreiches; 6) Sommerfrische im Himalaya; 7) Erholungsreise nach Ceylon; 8) Leben der Europäer

in Indien (den Lesern von „Nord und Süd“ aus dem Juliheft 1888 bekannt). Diese Aufsätze gehören zu dem Besten, was über das heutige Indien geschrieben ist, und bilden eine vortrefliche Ergänzung der etwas einseitigen Reisebriefe Häckels, welcher über seinen Seethieren und Pflanzen die vieltausendjährige Vergangenheit der Menschen in Indien nahezu vergißt. Freunden der Culturgeschichte kann das frisch und lebhaft geschriebene Buch des Königsberger Sanskritprofessors aufs Wärmste empfohlen werden, da seine Darstellung den mit Indiens Vergangenheit innig vertrauten Gelehrten verräth und zugleich von Uebertreibungen jeder Art sich fern hält. Es ist schade, daß die Verlagsbuchhandlung dem Buche nicht auch einen äußeren Schmuck durch Beigabe von Illustrationen, die seinen Werth noch erhöht haben würden, verliehen hat.

Wanderungen durch Alt-Griechenland. Von H. W. Stoll. I. Theil: Der Peloponnes. II. Theil: Mittel- und Nord-griechenland. Leipzig, G. Teubner.

Den Werth und die Brauchbarkeit der Schriften, welche Stoll der reiferen Jugend als gleichzeitig belehrende und unterhaltende Lectüre gewidmet hat, bezeugen ihre wiederholten Auflagen. Wir können mit Freuden den Entschluß des erprobten Verfassers begrüßen, nunmehr für den gleichen Leserkreis auch die Geographie und Topographie des alten Griechenlands zu schildern und die aus dem Alterthume noch erhaltenen baulichen Ueberreste zu beschreiben. Es war dies keine leichte Aufgabe, denn Landschaften, Örtlichkeiten und Gebäude sind ihrer Natur nach weniger geeignet, den jugendlichen Geist zu fesseln, als die herrlichen Sagen des griechischen Alterthums oder die Schicksale des hellenischen Volkes und seiner großen Männer. Aber Stoll hat im Großen und Ganzen seine Aufgabe mit Geschick gelöst. Nur die trodenen Aufzählungen von Heiligtümern und Statuen, welche sich an manchen Stellen häufen — wohl eine Folge des Planes, die „Periegeſe“ des Pausanias gewissermaßen als Grundlage zu wählen — dürften weder dem Interesse des jungen Lesers entsprechen noch seinem Gedächtniß sich leicht einprägen. Vielleicht könnte in einer zweiten Auflage eine Einschränkung in dieser Hinsicht stattfinden; als Ersatz dafür würde es vortheilhaft sein, die Hinweise auf Ausgrabungen zu vermehren, z. B. auf die Arbeiten im Amphiareion, bei Dropos hinzudeuten und beim Hügel Seros in der marathonischen Ebene das Resultat der Nachforschungen Schliemanns zu erwähnen. Auch die wichtigen und gewiß interessanten Ergebnisse der Ausgrabungen im epidaurischen Asklepiosheiligtume verdient mehr Berücksichtigung zu werden. Vor Allem aber vermißt man für die Topographie Athens, speziell der Akropolis und der Agora, eine ausreichende Verwerthung der neuesten Forschungen. Bei dem Ueberblick über die Geschichte der einzelnen Landschaften, welche jedesmal der geographischen Darstellung folgt, ist die Grenze zwischen mythischer und historischer Zeit, zwischen Sage und geschichtlicher Wirklichkeit nicht so scharf, als es möglich ist, hervorgehoben. — Doch genug der Ausstellungen; ihnen gegenüber können wir andererseits auf eine überwiegende Zahl trefflich ausgeführter Abschnitte aufmerksam machen, wie über die Insel Kythera, über Olympia, den Kolonos

Hippios bei Athen, Kleusis u. a. Sehr hübsch sind im Allgemeinen die landschaftlichen Schilderungen, vielfach belebt durch längere Citate aus dem Werke Vischers. Die beigegebenen Karten, Pläne und Bilder sind nach Auswahl und Ausführung gut. Wäre es aber nicht angemessen, auch bei dem zweiten Plane der athenischen Akropolis und bei der Karte von Korfu die deutsche Sprache statt der französischen, bez. italienischen anzuwenden? sb.

Johann von Stanbik und die Anfänge der Reformation. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Ludwig Keller, R. Archivrat und Staatsarchivar zu Münster. Leipzig, S. Hirzel.

Der westphälische Archivar, der bereits in einer Reihe früherer Werke, welche als Musterleistungen eingehender Forschung und gefälliger Darstellung gelten können, seine Vertrautheit mit Entstehung, Entwicklung, und Verlauf der Reformation bewiesen hat, bietet uns in der Charakterzeichnung eines der vornehmsten Theologen unter den Reformfreunden der ersten Jahre ein neues treffliches Cabinetstück zu der Gallerie von Helben, deren Biographien wir schon besitzen. Freilich will Keller den bekannten Augustinergeneral und Freund Luthers nicht bloß biographisch behandeln, sondern seine Stellung in Mitten der ersten entscheidenden Jahre der Reformation charakterisiren. Interessant ist dabei auch die Beleuchtung der Verhältnisse, in welche die großen weltlichen und geistlichen Corporationen, die Ritterorden, die Gildeu und Zünfte, zur Reformation treten. Seinen Standpunkt präcisiert der Verfasser selbst mit der Versicherung, daß er „keiner der bestehenden kirchlichen Parteien zu Lieb oder zu Leid geschrieben“ habe. Ein vorzügliches Sachregister unterstützt den Leser. Papier und Druck ist gut. ln.

Konrad. Epos aus der Reformationszeit. Von G. Rehburg. Hamburg, Rittler.

Der Dichter hat sich zum Vorwurf einen historischen Stoff aus den bewegten Tagen der Reformation genommen. Der Hauptheld der Handlung aber gehört der Phantasie des Dichters an. Die Form zeugt von großer Gewandtheit und Begabung. ln.

Die Lutherfestspiele. Geschichtliche Entwicklung, Zweck und Bedeutung derselben für die Bühne. Von G. A. Erdmann. Wittenberg, Herrosé.

Bei der Theilnahme, die das ganze protestantische Deutschland, und nicht bloß

dieses, den Lutherfestspielen entgegengebracht hat, ist ein Führer durch diese Literatur willkommen, welche älter und reicher ist, als den meisten bekannt sein dürfte. Schon zu Luthers Lebzeiten entstanden Dramen, die den Charakter von Kampfspielen trugen; ebenso ist das 17. Jahrhundert reich an Lutherdramen. Im rationalistischen 18. Jahrhundert ist es still davon, dagegen führt der Verfasser aus dem neunzehnten nicht weniger als dreizehn deutsche und ein italienisches auf. Die referierende Darstellung des ersten Theils geht allmählich in eine kritisirende über. Besonders eingehend wurde aus dem Anfange unseres Jahrhunderts Zacharias Werner und Klingemann, aus der Gegenwart Henzen, Devrient, Herrig und Trümpelmann behandelt, wobei Devrient der Preis zuerkannt wird. Zum Schluß hebt Verfasser die Bedeutung dieser Spiele für die Kirche und die Bühne hervor; doch kann er Herrigs Bestrebungen, soweit sie auf eine Umgestaltung des gesammten Bühnensystems gerichtet sind, sich nicht anschließen.
R. J.

Bilder aus der französischen Revolution. Mit besonderer Berücksichtigung der Schicksale Ludwig XVI. und seiner Familie nach gedruckten Quellen zusammengestellt von G. M. Höfer. 2 Bde. (Münster, Aschenborff).

Obwohl es nicht an Darstellungen der französischen Revolution fehlt, so müssen wir doch dem Verfasser Dank wissen, daß er hier dem gebildeten Leser ein Werk bietet, welches die Hauptepisoden dieses weltgeschichtlichen Abschnittes in angenehmer Erzählung vorführt. Der Verfasser benutzt die Werke des Royalisten Beauchesne, der Republikaner Louis Blanc und Thiers und endlich des Napoleonisten Duruy. Man merkt deshalb häufig einen gewissen Einfluß der oder jener Quelle und vermisst bisweilen das eigene Urtheil. Immerhin aber genügt das Werk den Ansprüchen desjenigen Publikums, für das es bestimmt ist; es gewährt dem verständigen Laien zugleich Belehrung und Unterhaltung.
pa.

La première république française en 46 gravures. Reproduction de l'édition du commencement de ce siècle. Leipzig, A. Wietmeyer.

Zu den zahlreichen älteren und neueren Werken über die französische Revolution bildet diese Sammlung von fast gleichzeitigen Illustrationen, deren erste den Schwur im

Ballhause darstellt, während die jüngste Napoleon als „ersten Consul“ veranschaulicht, eine willkommene Ergänzung. Die modernen Lichtdrucke erreichen zwar nicht vollkommen die Schärfe der Kupfer, welche die erste, am Anfange dieses Jahrhunderts erschienene, Ausgabe schmückte; doch genügen sie, um ein anschauliches Bild der ergreifenden dargestellten Vorgänge zu geben, und der Preis von 2 Mark 40 Pf. ist bei der guten Ausstattung des Bändchens als ein sehr mäßiger zu bezeichnen.
P.

Paris und Nordfrankreich. Dritte Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Auch dieser Theil von „Meyers Reisebüchern“ ist in neuer, an Ort und Stelle umgearbeiteter Auflage erschienen und bildet ein überaus handliches, dem praktischen Reisebedürfniß genau angepaßtes Buch mit zahlreichen schönen Plänen und Karten und einem Wegweiser durch die Weltausstellung. Er gibt ein getreues Bild des heutigen Paris mit seinen Sehenswürdigkeiten, Kunstschätzen und Lustbarkeiten und ist ein zuverlässiger Führer in die prächtige Umgebung der Seinestadt und nach den besuchtesten Orten Nordfrankreichs.
g.

Die beiden Schwestern und andere Novellen aus dem Neugriechischen. Von A. A. Rangabé. Breslau u. Leipzig, S. Schottlaender.

Keine dieser Novellen hat ihren Schauplatz in Griechenland; der Verfasser verjetzt uns nach Italien, England, Amerika, kurz überall dahin, wo Andere ebenso gut zu Haus sind, als er selbst es ist. Uns wäre es interessanter, ihn Land und Leute seiner Heimat schildern zu hören. Eine der Novellen freilich erzählt er zwei jungen Griechinnen, die aber durch ihre erstaunten Zwischenfragen nach Telegraph und Eisenbahn bekunden, daß die Novellen in einer weit hinter uns liegenden Zeit entstanden sind. Daraus erklären wir es uns, daß dieselben in ihren Sujets unserer Geschmacksrichtung nicht mehr recht entsprechen; doch bekennen wir gern, daß der feinsinnige Verfasser allen seinen Motiven eine echt künstlerische Behandlung zu Theil werden läßt und ihnen dadurch werthvollen Gehalt verleiht.
mz.

Vergessene Lieder von Nakhida Sturmhöfel. Leipzig, Gustav Fock.

Die Dichtungen dieser sehr verehrten Dame kann man nicht ernst nehmen. Der

von ihr auf den Barnas hinaufgequälte Begajus muß recht unmusikalisch und auch lahm gewesen sein. Selbst die größte Naivetät in metrischen Dingen kann solche Verse nicht rechtfertigen. Auch die Ungenirttheit, mit der die Verfasserin Anleihen macht, ist rührend. Kein Dichter ist vor ihr sicher, kein Gegenstand, keine Person. Ja

selbst über den todtten Kaiser Friedrich macht sie ihre unpassenden Verse, bei denen man nicht weiß, ob man lachen oder sich entrüsten soll! Eingehenber, als es uns der verfügbare Raum gestattet, hat sich in höchst ergöglicher Weise, die „Deutsche Dichtung“ in ihrem Aprilheft 1889 mit dieser „Dichterin der Gegenwart“ beschäftigt. ss.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Achajus, Der Werth der Berliner politischen Presse. Berlin, Bruchvogel & Raft.
Ballestrem, Eufemia Gräfin, Die blonden Frauen von Ulmenried. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
Barangewitsch, K. S., Die Sklavin. Roman. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.
Brahusen, Die drei gestrengen Heiligen und andere Novellen. Hamburg, Hoffmann & Campe.
Bussler, Lexikon der musikalischen Harmonien. Hüftbuch für Unterricht und Selbststudium. Berlin SW., C. Habel.
Conrad, M. G., Pampantella. Ein Buch für geistreiche Leute, die abseits gehen.
 — Fantasio. Geschichten und Lebensbilder. Leipzig, W. Friedrich.
Dondorf, Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte. (Gemeinverständl. wissensch. Vorträge. Neue Folge Heft 72). Hamburg, Verlagsanstalt.
Dukmeyer, Fr., Joseph und Arvid. Gedichte.
 — Pietro Aretino. Drama in fünf Acten.
 — Spurius Carvilius Ruga. Drama in fünf Acten. Cöthen, Paul Schottler in Commission.
Ernesti, L., Aus den Fluthen des Lebens. Novellen. Breslau, S. Schottlaender.
Fellmann, J., Sturm und Stille. Novellen. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
Hasper, L., Goethe als Dramatiker. Leipzig, G. Fock.
Höffmann, H., Iwan der Schreckliche und sein Hund. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Johansen, Chr., Halligenbuch. Eine untergehende Inselwelt. 2. Aufl. Schleswig, Julius Bergas.
Kaemmel, O., Deutsche Geschichte. Heft 1. Dresden, C. Höckner.
Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Liefgr. 64. 65. Prag und Leipzig, F. Tempsky.
Kleinenschmidt, Dr. A., Charakterbilder aus der französischen Revolution. Mit 8 Portraits. Wien, A. Hartleben.
Kranichfeld-Gardner, M. v., Minnie Hartford, or „Others not self“. Hamburg, Verlagsanstalt.
La première République française en 46 Gravures, Leipzig, A. Twietmeyer.
Lillencron, D. Freiherr v., Gedichte. Leipzig, W. Friedrich.
Mantegazza, P., Das heuchlerische Jahrhundert. Autor. Uebers. aus dem Italien. von Hulda Meister. Jena, H. Costenoble.
Meyers, „Paris und Nord-Frankreich“. Leipzig, Bibliogr. Institut.
Michells, A., (Adolf Gumprecht), Reiseschule. Allerlei zu Nutz und Kurzweil für Touristen und Kurgäste. 4. verb. Aufl. Leipzig, H. Hessel.
Moll, A., Der Hypnotismus. Berlin, Fischer's Medicin. Buchhandlung.
Muschi, J. B., Anhaltisches Geschichtenbuch für Jung und Alt. Bernburg, A. Mehnhardt.

Neumann, Jenny, Von aner eigenen Rass'. Wiener Bilder. Wien, A. Hartleben.
Nover, J., Richard Wagner und die deutsche Sage. (Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge. Heft. 68.) Hamburg, Verlagsanstalt.
Orell, M. u. J. Allyn, Bruder Jonathan und sein Land. Autoris. Uebers. a. d. Franz. von E. Becher. Stuttgart, J. Engelhorn.
Ostwald's Klassiker der exacten Wissenschaften. Nr. 1: Helmholtz, über die Erhaltung der Kraft. Leipzig, W. Engelmann.
Paulsen, Fr., Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. Berlin, W. Hertz (Bessersche Buchhandlung).
Peschkau, E., Frau Regine. (Engelhorn's allg. Roman-Bibliothek, 19). Stuttgart, J. Engelhorn.
Pollack, E., Französische Sprachführer. Konvers.-Wörterbuch für Reise und Haus. II. Aufl. Leipzig, Bibliogr. Institut.
Richter, W., Die Auflösung des Karolingischen Reiches und die Gründung dreier selbstständiger Staaten. (Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge. N. F. Heft 70). Hamburg, Verlagsanstalt.
Sallinger, E., Zu hässlich! Roman eines Kindes. Breslau, S. Schottlaender.
Schiller, Fr., Die Künstler. Gemeinverständlich erläutert von A. Class. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Schlögl, Fr., Von den besten Büchern. Auch ein Gutachten. Wien, A. Hartleben.
Schubin, O., Unheimliche Geschichten. 2. Aufl. Dresden u. Leipzig, H. Minden.
Spelthagen, F., Ein neuer Pharaon. Roman. 3. Aufl. Leipzig, L. Staackmann.
Stelner, R., Goethe als Vater einer neuen Aesthetik. Wien, Pernerstorfer.
Stendhal (Henri Beyle), Lamiel. Roman inédit, publié par Casimir Stryienski. Paris, Maison Quantin.
Tausend und eine Nacht. Liefgr. 11—15. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchh.
Telmann, K., Aus der Fremde. Gedichte. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Vischer, F. Th., Altes und Neues. Neue Folge Stuttgart, A. Bonz & Comp.
Vogt, C., Pfiff und Genossen. Novellen. Breslau, S. Schottlaender.
Voss, R., Nubia. Erzählung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Waleker, K., Grundriss der Statistik der Staatenkunde. Berlin, Mayer & Müller.
Wehl, F., Aus dem früheren Frankreich. Kleine Abhandlungen. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Wilda, Joh., Marine-Novellen. 2. verm. Auflage von „Auf hoher See und an der Küste.“ Schleswig, Julius Bergas.
Zeltschiff d. hist. Gesellschaft für die Provinz Posen. Herausg. v. R. Primers. Jahrg. IV. Heft 3—4. Posen, Jolowicz.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1889^{er}. Frische Füllung. 1889^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . 58²⁰ B
Mühlbrunn . 40 "
Schlossbrunn 418 "
Theresebrunn 471 "
Neubrunn . . 473 "
Markbrunn . 345 "
Felsenquelle. 47 "
Kaiser-Karl-Qu. 334 "
Kaiserbrunn. 391 "

— ♦ —

**Karlsbader
TRINKKUR**
im
Hause

Quellen-
Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— ♦ —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

*Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen
im Jahre 1887*

11,894,000

und im Jahre 1888

12,720,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,

UND REMAGEN A. RHEIN.



Band 50. — Heft 149.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

August 1889.

Breslau.
S. Schottlaender.

August 1889.

Inhalt.

	Seite
Hans Hopfen in Berlin.	
Es hat so sollen sein. Sprichwort in einem Act.....	139
Thomas Uchelis in Bremen.	
Udolf Bastian	164
Moriz Hoernes in Wien.	
Die Kelten in Süd-Oesterreich	180
Heinrich Zschalig in Dresden.	
Holger Drachmann. Ein dänischer Dichter	200
Heinrich Ehrlich in Berlin.	
Der Mustik-Winter 1888—1889.....	210
François Coppée in Paris.	
Eine Idylle während der Belagerung. Novelle.....	218
Bibliographie.	264
Der Schwarzwald von Wilhelm Jensen (mit Illustrationen). — Ed. v. Hartmann, Zwei Jahrzehnte deutscher Pölsik und die gegenwärtige Weltlage.	
Geschichtliche Literatur.....	269
Bibliographische Notizen.	271

Hierzu ein Portrait von Udolf Bastian.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von

M. W. Liebeskind, Leipzig. (Maximilian Schmidt's gesammelte Schriften.)

264-268

264-268



Adm. Lindemann sc. Minerva.

Thy. Barton

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

herausgegeben

von

Paul Lindau.

L. Band. — August 1889. — Heft 149.

(Mit einem Portrait in Radirung: Adolf Baßian.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Es hat so sollen sein.

Spruchwort in einem Act

Von

Hans Hopfen.

— Berlin. —

Den Bühnen gegenüber Manuscript.

Personen:

Martha von Strohberg.
Egon von Eichstädt.

Ein reisender Handwerksbursch.
Walbhüter Claus.

Fackelträger.

Sichtung im Walde. Links zieht sich ein Weg in die Höhe, der sich im Hintergrund unter Bäumen verliert. (Links und rechts immer vom Zuschauer zu nehmen.) Im Mittelgrund neben zwei oder drei hohen Bäumen eine alte Jagdhütte, unter deren gedecktem Vorraum in der Mitte eine in halber Mannshöhe geschlossene Bretterthür, zu deren beiden Seiten je eine Bank.

1. Scene.

Martha (einen großen Strohhut im Nacken, der ihr beim Laufen vom Scheitel gerutscht ist, Mappe, Makkaken und ein Stizzenbüchlein unterm Arm, kommt hastig, fluchtartig den Hilgelweg aus dem Hintergrunde links herab, zuweilen ängstlich rückwärts sehend. Im Vorwärtsseilen). Ich glaube gar, er folgt mir! . . . Der Unverschämte! . . . Wie kommt ein fremder Mann in unsern Park? . . . Er sah aus wie ein Wilddieb . . . Au! Sie ist in der Hast in Mitte der Bühne über ihr Kleid und eine Baumwurzel gestolpert, in's Kniee gebrochen und hat was sie in Händen gehalten theilweise fallen lassen. Inbem sie die Sachen wieder zusammenlieft und sich langsam mit Zeichen des Schmerzes erhebt) Das kommt davon! Tff! Warum fürcht' ich mich auch am hellen Tag vor einem fremden Mann und laufe wie verrückt vor ihm davon! Ach, mein armer Knöchel . . . (Sich umsehend) Ich glaube gar, da ist er schon wieder! Oh! (läßt, ohne es zu merken, das Stizzenbuch an der Erde liegen, und stürmt, deutlich hin'end, rechts im Vordergrund ab).

2. Scene.

Egon (links oben. In Jagdcostüm. Die Hinte über der Schulter, hastig auftretend wie ein Verfolger). Das war sie doch?! . . . Ich sah doch ihr wehendes Gewand noch eben durch's Gesträuch schimmern? . . . Aber wo hinaus mag das liebliche Geschöpf entflohen sein? . . . (Kommt herab.) Hier kann man wirklich den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. Geschweige gar den Weg aus dem Walde . . . Die schönen Stämme! (Kopft an einen und sieht sich dann vergnügt um) Und gehören alle mein! . . . (Den Hut lüftend mit einem fröhlichen Blick nach oben) Seliger Onkel Otto, habe Dank! . . . Vor sechs Wochen noch einer der geplagtesten Assessoren in einer sächsischen Kleinstadt, der Sündenbock launischer Vorgesetzter, mit den schlechtesten Aussichten auf Beförderung . . . und heute Großgrundbesitzer, mein eigener freier sorgenloser Herr! Mir ist ja so wohl! . . . Hab', Dank, seliger Onkel Otto! Das hast Du gescheidt gemacht! Ich war wirklich nicht zum Criminalisten geboren. Ich bin ein guter Mensch . . . aber ein schlechter Redner. So lang ich als Verteidiger fungirte, kamen alle Angeklagten in's Zuchthaus . . . So wie ich als Staatsanwalt auftrat, wurden sie alle freigesprochen! Mich dauerten die armen Kerle. Manchem Verurtheilten steckte ich hinterher einen Nothgroschen zu . . . und ward dafür noch ausgelacht von unten und gerüffelt von oben. Na, nun liegt's hinter mir! Ade Juristerei! Ich geh' in meinem malerischen Walde spazieren. Haha! . . . Und malerisch muß er doch sein . . . sonst würde man ihn nicht abmalen. Und sie malte diese, meine Gegend ab! Ich verstehe vielleicht nicht viel von der Malerei! Mir liegt immer mehr an der menschlichen Staffage als an der Landschaft. Und diese Staffage war reizend . . . Ja, ja, wirklich entzückend. Aber was sie für Augen machte, als ich sie ansprach! Es war vielleicht nicht ganz in der Ordnung . . . Es war vielleicht eine Unverschämtheit! . . . Ach was, auf meinem Grund und Boden werd' ich doch Jemand sagen dürfen: Mein schönes Fräulein, darf ich wagen u. s. w. Wir sind ja nicht im Salon hier! . . . Wie sie vor mir davontief! wie sie die blanken Sohlen ihrer Füßchen hinter sich warf, so ganz auswärts, so, so . . . Au! (über dieselbe Wurzel stolpernd) beinahe wär' ich gefallen. Was liegt denn hier? (das Skizzenbuch Marias gewahrend) Ein Taschenbuch! . . . Werden hier im Walde Taschenbücher verloren? Merkwürdige Gegend. Wie lang das hier liegen mag? Vielleicht aus des seligen Onkel Ottos Zeiten her! (das Buch aufhebend) Laß mal sehen! Halbfertige Skizzen . . . Baumgruppen . . . Hände . . . Ein Profil . . . Ausgestrichene Säge . . . Eine Landschaft! (mit wachsendem Interesse) Diese Bäume hier, der Kirchturm dort, im Vordergrunde der See . . . Das ist der Eichsee! Mein Eichsee! Das ist die Landschaft, vor welcher ich eben die schöne Malerin verschreckte! Das ist die erste Skizze zu ihrem Bilde! Das Buch gehört also ihr! Sie muß es in der Hast verloren haben! Ausgezeichnet! . . . Steht denn kein Name, nichts Geschriebenes dabei? . . . Hier auf der Rückseite . . . Verse! . . . Alle Achtung! (Liest)

Mein Lieblingsplatz, noch einmal, eh' ich scheide,
Will ich Dich tief in meine Augen fassen,
Den Thurm, den See, die dunklen Blättermassen
Hier festigen mit ungeschickter Kreide.

Leb' wohl, Du meiner Jugend Augentweide!
Einst warst Du mein, nun muß ich Dich verlassen
Und kann nichts thun, als einen Schurken hassen,
Den ich um meinen Lieblingsplatz beneide.

Mein Vater starb aus Gram ob dem Verluste,
Allein der Schelm, der ihn bestohlen, mußte
Den Raub zu sichern dieser Waldeßgründe.

Da naht sein Erbe, daß er mir verkünde,
Wie ich für immer Dich verlassen mußte —
Verzeih' mir's Gott, ich hass' ihn, wie die Sünde!

Bravo! . . . Sie dichtet! sie malt! sie ist hübsch! sie läuft vor mir davon! Das ist ja ein unvergleichliches Geschöpf! . . . Und das muß ein ganz erbärmlicher Mensch sein, der solch einem Geschöpf solche Gefühle einflößt. „Ich hass' ihn wie die Sünde.“ Ich auch! (nachdenklich) . . . Wen? Den Eigenthümer ihres Lieblingsplatzes? . . . Aber der bin ja ich! Oho! . . . Wer ist denn sie? (blättert häftig vor und zurück) Kein Name! (erblickt endlich zwei Buchstaben auf dem Einband) Richtig! M. S. Will sagen Martha Strohberg! Die Tochter des früheren Besitzers dieser Gegend, meine sehr entfernte Cousine, die ich seit unserer Kinderzeit nicht mehr gesehen habe. Verwünschtes Pech! Warum gerade Die, seliger Onkel Otto? Sie gefiel mir heute so sehr! Und sie haßt mich . . . wie die Sünde? Dummes Zeug! Ihr Vater verspielt sein Geld und nach diesem ein gut Theil seines Grundbesitzes an meinen Onkel Otto. Und nun bin ich in ihren schönen Augen ein Scheusal, weil mein Onkel in „Meine Tante, Deine Tante“ mehr Glück gehabt hat, als ihr höchst eigener, höchst leichtsinniger Erzeuger? Ach, was! (Steckt ärgerlich das Buch in seine Tasche und wendet sich zum Gehen).

3. Scene.

Jagdhüter Claus und der Vorige.

Claus (der schon während der letzten Worte hinter Egon getreten ist und ihm, wie dieser sich umwendet, hart gegenübersteht). Halt da! . . . Rede gestanden! Wie heißt er? Was sucht er hier? und wie kommt er hier herein?

Egon (gelassen). Bleiben wir bei der letzten Frage! Ich kam in dieses mein Revier durch meines Hauses Thüre. Verstehst er? — denn wir erzten uns, wie ich eben vernommen habe — damit hollaß; und wie kommt er in mein Gehege?

Claus. Sein Gehege! . . . Gehe! Die Flinte her, Wilddieb, oder! . . .

Egon. Thu' er mir den Gewehrlauf von der Nase weg, alter Erb-

förster! Nur keine tragischen Conflictc, wenn's beliebt. Ist der Grund hier Strohbergisch? . . .

Claus. Seit fünfzig Jahren bin ich . . .

Egon (ihn unterbrechend). Seit fünf Wochen bin ich hier Herr! Seit fünf Jahren war es mein Onkel! (wie oben) Gott habe Dich selig, Onkel Otto! (zu Claus) Wenn der Selige aus Gründen, die mich nichts angehen, sich ferne von seiner Besizung hielt, . . . vielleicht um Niemand, der früher hier gebot, zu kränken, so verzichtete er darum nicht auf sein gutes Recht. Beweis dessen, daß er das Eigenthum an diesem Boden nach seinem Ableben auf mich vererbte.

Claus. Hätt' er sich hier blicken lassen, mit dieser meiner Flinte würd' ich ihm gezeigt haben, was für ein Recht ihm gebührte, . . . Standrecht!

Egon. Oho, grauer Walbmensch, er soll sich nicht versündigen!

Claus. Ich mich? An dem?! . . . Wenn er unseren alten Herrn gesehen hätte, wie ich in diesen unseligen Jahren, wie er am Herd saß und sich die Stiefel wärmte und an seinem grauen Bart kaute, weil er nicht reden, weil er den Unmuth nicht laut werden lassen wollte! Es war seine Lieblingsjagd gerade hier herum. Und das Herz hat es ihm abgedrückt, daß er hier keine Flinte mehr hat abdrücken dürfen.

Egon. Onkel Otto hätt's ihm nicht gewehrt!

Claus. Aber sein Stolz wehrt' es ihm. Er vergab es sich selbst nie, daß er den schönen Besitz in tollen Nächten verschwendet hatte. Dritthalb Jahr schleppt' er sich mit seinem Gram so herum, bis er ihm zu schwer wurde. Eines Herbstmorgens in aller Frühe . . .

Egon (abwehrend). Ich weiß, ich weiß . . .

Claus. . . . Da fand ich seine blutige Leiche. Auf dem neuen Grenzstein sitzend, hatte er sich, als der Tag aufging, mit seinem eigenen Jagdgewehr erschossen.

Egon. Der arme Herr! Das gottverdamnte Spielen!

Claus. Ja, ja! Der Andere wußte wohl, warum er sich nicht hierher traute! . . .

Egon. Lasse!

Claus. Und wenn ich seinem Nachfolger rathen darf, so . . .

Egon. Der Nachfolger des Seligen bin ich. Sein Drohen macht auf mich nicht den geringsten Eindruck. Den freundlichen Nachbarn werd' ich allemal willkommen heißen. Dem Grobian weiß' ich die Wege. Mach' er, daß er mir aus den Augen kommt! Marsch!

(Stummes Spiel. Claus greift noch einmal nach der Flinte, wie um anzuschlagen. Egon bleibt drohend und gelassen vor ihm stehen. Der Alte besinnt sich, wendet sich und fährt mit der Hand über die Augen).

Egon (sanfter). Er war an den alten Herrn von Strohberg wohl sehr gewöhnt?

Claus. Ja, Herr. Ich war sein Jagdgenosß von Kindesbeinen an.

Er nieth in den letzten Jahren allen anderen Umgang, selbst seine Damen. Seine Hunde und ich, das waren seine beste Gesellschaft.

Egon. Nun, und die Damen des Hauses?

Claus. Die Frau weinte viel über den Verlust besserer Zeiten.

Egon. Ist nicht auch ein Fräulein da?

Claus. Gewiß. Das Fräulein war damals in Pension, dort unten wo am Genfer See. Der Herr hatte nicht viel Sinn für weiblichen Umgang. Um so mehr liebten ihn die Frauensleute. Wie's so geht . . . Seine Tochter lebt und webt im Haß gegen den schlechten Nachbarn . . . Ja so! . . . Nichts für ungut, Herr . . .

Egon (lacht). Ihr werdet Euch Alle miteinander an den schlechten Nachbar gewöhnen müssen. Mir gefällt's hier ausgezeichnet.

Claus. Das giebt ein Unglück!

Egon. Ich liebe die Jagd. Halte was auf meine Jagd. Und da er zum Unterschiede von seinem seligen Herrn die Rechte — des schlechten Nachbarn — nicht anerkennt und nach wie vor seine Waldgänge auch auf mein Revier ausdehnt, so laß er sich jetzt meine Warnung gefallen. Ich will solch einen feindseligen alten Trozkopf in meinem Revier nicht wieder begegnen, nicht mit der Flinte begegnen — bis ich ihn etwa selber dazu auffordere.

Claus. Sie mich?

Egon. Ja wohl . . . Wenn's mich vielleicht einmal gelüstet, noch mehr vom seligen Herrn und den . . . anderen lieben Nachbarn zu erfahren.

Claus. Von mir erfährt Niemand was. Und ich will, nichts für ungut, mit dem Herrn nichts zu schaffen haben, wenn's mir nicht von meiner Herrschaft geboten wird. Und davor sind wir alle Beide sicher. Wenn ich Ihnen aber als guter Nachbar gut rathen darf, so lassen Sie den Dienst, welchen ich aus dummer Gewohnheit so fort versehen habe, durch einen zuverlässigen Mann an meiner Statt versehen. Die Landstraße zieht hart an unserm . . . ach, verzeihen Sie, an Ihrem Wald vorbei, und nicht selten treibt sich darin Gefindel herum, auf das man Acht haben muß. Erst heute . . . doch genug davon! . . . Und Gott befohlen!

(Wendet sich und geht langsam den Steig hinauf, ohne sich noch einmal umzusehen.)

Egon. Gleichfalls! . . . (Dem Alten nachsehend.) Bin ich beliebt hier unter den Leuten! Was? . . . Das sind ja recht gemüthliche Verhältnisse, in die ich hier arglos eintrete! Romeo unter den Capulets. Nur mit dem Unterschied, daß mich meine Julia nicht ausstehen kann. Und warum nicht? Es ist zu dumm! . . . Aber wie dem sei, bange laß' ich mir nicht machen. Auch von Dir nicht, alter Wärrwolf! (Claus verschwindet oben unter den Bäumen.)

4. Scene.

Egon allein.

Egon (die Flinte beiseite stellend, die Jagdtasche in die Hölle hängend). Thun wir, wie wenn wir daheim wären! Ich habe Hunger. Und über den Wald zieht ein Gewitter herauf. Ich hatt's nicht gemerkt vor lauter Eifer im Gespräch. Aber ich werde mich hüten, in das Wetter hineinzulaufen. Es ist weit bis in's Herrenhaus zurück. (Holt etwas zu essen aus seiner Tasche und setzt sich vor die Hölle.) Mir ist alle Laune vergangen, der Merger hat sie aufgefressen, wie dort über den Wipfeln die graue Wolke das schöne lichte Himmelblau einschluckt. (Essend.) Was sie für schöne blaue Augen hat! . . . Schade! . . . Sie ist nun wohl lange daheim und macht der Mama graulich mit dem fremden Mann im Walde, der wahrscheinlich Niemand anders ist, als . . . der schlechte Wetter und neue Nachbar. (Mit dem Jagdkäsechen in der Hand): Dank Dir, seliger Onkel Otto, auch für diese Nachbarschaft! . . . Aber was ist das? Ein Wild? (greift nach der Flinte) Ach nein! (Tritt in die Hölle zurück.)

5. Scene.

Egon in der Hölle. Martha von rechts.

Martha (hinkend, sich an den Zweigen haltend, von rechts vorn, rufend): Claus! . . . (redend) War mir doch, als hätt' ich den alten Claus reden gehört . . . Ich kann nicht weiter, der Knöchel schmerzt zu sehr. Ich kann kaum auftreten. Ich saß auf einem Baumstamm und glaubte, der Schmerz würde sich verlieren. Aber nun ich aufstand, fühl' ich, daß ich so nicht weit gehen kann, nicht bis nach Hause . . . Und es zieht ein Wetter auf. Ach Gott! . . . Mir scheint, ich habe in der Verwirrung der Flucht den Weg verfehlt. War ich nicht schon eben hier gewesen? . . . Ja, das ist die alte Borkenhölle! . . . Also noch so weit vom Hause! . . . Immerhin ein Glück, daß ich hier mich bergen kann, wenn der Regen losbricht. (Will eintreten. Egon bemerkend, tritt sie aufschreiend zurück.) Ach!

Egon (ehrerbietig grüßend). Mein Fräulein . . .

Martha. Was wollen Sie schon wieder hier?!

Egon. Ich? . . . Ich hatte mich müde gelaufen auf den unbekannten Waldpfaden und wollte mich in diesem Hüttchen ein wenig ausruhen und stärken. Freilich nun, da das Unwetter so nahe ist, daß man es schon in den Wipfeln spürt . . . nun möcht' ich mit Ihrer Erlaubniß wohl länger hierinnen ausbauern.

Martha (ohne ihn anzusehen). Das ist sehr schade! (Versucht weiter zu schreiten).

Egon (verbeugt sich höflichst; für sich). Der Anfang ist nicht sehr aufmunternd. Aber warte! . . . (Laut) Sie hinken, Fräulein? Sie leiden Schmerzen? . . . Was geschah?

Martha. Ich ward durch einen aufdringlichen Menschen, den ich nicht kenne, beim Malen gestört; lief davon, stolperte und fiel . . .

Egon (böstig). Hier?

Martha (sich umsehend). Ich glaube: hier.

Egon (auf das Büchlein in seiner Tasche klopfend, für sich). Aha! und so verliert man Notizbücher! (Laut) Verzeihen Sie dem aufdringlichen Menschen, den Sie nicht kennen und der Sie nicht kannte, wenn er es wagt, Ihnen seine Dienste anzubieten. Sie bedürfen der Hilfe.

Martha. Leider! Leider!

Egon. Darf ich Sie nicht bitten, hier einzutreten, es sich bequem zu machen und den Regen abzuwarten, der in einer der nächsten Minuten losplatzen muß? Sie können Ihr Heimwesen, wie nah es auch vor dem Walde sein mag, also hinkenden Fußes nicht erreichen.

Martha (mit erstickten Thränen). Leider! Leider! (Für sich.) Daß der Mensch auch noch Recht haben muß!

Egon. Ihr Fuß bedarf der Schonung. Der weite Weg, die übermäßige Anstrengung könnten leicht eine gefährliche Entzündung verursachen. Und dabei würden Sie tropfnaß bis auf die Haut, und eine Erkältung wäre Ihnen sicher . . .

Martha (für sich). Er hat schon wieder Recht!

Egon. Ich bitte dringend, verzeihen Sie die Ungezogenheit vorhin . . . da droben. Treten Sie unter Dach und pflegen hier der Ruhe!

Martha (für sich). Lächerlicher Mensch! Thut er nicht, als wär er hier zu Haus und lüde mich ein, unter seinem Dache Platz zu nehmen? (Wendet sich zu Egon und sieht ihn an).

Egon (bringender). Ich bitte!

Martha (der Hütte zuhinkend, mit einem Seufzer). Ich muß wohl! Weil ich nicht anders kann! . . . Oh!

Egon (beibringend). Jeder Schritt schmerzt Sie! (Den Arm anbietend) Darf ich mir erlauben, mein Fräulein, Sie zu stützen?

Martha (zögernd, nicht ohne Hochmuth). Und mit wem hab' ich eigentlich die Ehre, hier im Walde?

Egon (für sich). Sag ich ihr, wer ich bin, so läuft sie mir trotz Regen und Schmerzen davon. (Laut) Mein Name klingt nicht schön. Thut auch nichts zur Sache. Ich bin ein lustiger, ehrlicher Kerl, ein alter Jurist, der zuweilen in seiner Menschenfreundlichkeit etwas zu weit geht . . . Sie erinnern sich, mein Fräulein, dort drüben (nach links oben deutend, von wo sie in der ersten Scene gekommen).

Martha. O ja!

Egon. Aber ich bin, genau betrachtet, ein braver Mann, und Sie dürfen meinen Arm getrost annehmen. Ich will nichts, als Ihnen behilflich sein und Sie so rasch als möglich aus dieser unangenehmen Lage befreien.

Martha. Immerhin eine seltsame Art sich vorzustellen!

Egon (sie zur Hütte geleitend). Wenn auch! . . . So, nun setzen Sie sich,

strecken sich aus, schützen sich vor dem Regen. Es findet sich auch etwas Mundvorrath da drin. Und sowie der alte Walbhüter, den das Unwetter wohl auch nach Hause treibt, wieder vorüberkommt, schicken wir ihn zu Ihrer Frau Mamma und lassen den Wagen holen. Bitte einzutreten.

(Weibe bicht vor der Thür).

Martha (ihn scharf in's Auge fassend). Sie thun hier, als ob Sie ein Recht hätten, Jemand in diese Hütte zu laden?

Egon (etwas verlegen). Ei, die ist ja wohl für Jedermann, der vorüberkommt und ermüdet ist . . .

Martha. So lange sie meinem Vater gehörte, war das ihre Bestimmung nicht. Der neue Eigenthümer . . .

Egon. Wird sicher nichts dagegen haben!

Martha. Wissen Sie das gewiß, mein Herr?

Egon. Ich glaub' es zu wissen, mein Fräulein.

Martha. Sind Sie vielleicht selbst dieser neue Eigenthümer? Lautet der Name, den Sie mir so seltsam verheimlichen, vielleicht Egon Eichstädt?

Egon (nach kurzem Zögern). Allerdings, liebe Cousine, ich bin Egon Eichstädt in leibhaftiger Person.

Martha (sich aus seinem Arm reißend, außer sich). Und Sie wagen es, mich anzusprechen? Sie schämen sich nicht, mir in den Weg zu treten? Fort!

(Das Auftreten macht ihr sichtlich Schmerz).

Egon. Fräulein Martha, Sie vergessen Ihren Schmerz! Treten Sie doch nicht so heftig auf! Ihr armer Fuß! Ich bitte Sie!

Martha. Ich bedenke nichts! Ich fühle keinen körperlichen Schmerz mehr! Ich fühle nur, daß ich das Kind meines Vaters bin. Und ich sehe den alten Mann vor mir, der den Finger über sein graues Haupt aufhebt und sagt: „Vergiß es ihnen nie! Sie haben mich arm gemacht, sie haben mir meine Lebensfreude genommen, den Grund und Boden genommen, worauf meine Väter geseßen; sie haben mich vor der Zeit in's Grab gebracht!“ Ich werd' es nicht, ich will es nicht vergessen. Herr von Eichstädt, ich bitte, gehen Sie mir aus den Augen! Oder wenn Sie nicht gehen wollen, so werde ich gehen, so hart es mich ankommt, und den Grund und Boden, der jetzt Ihnen gehört und auf dem zu wandeln ich kein Recht mehr habe, räumen. Entschuldigen Sie mich nur, wenn es so langsam geschieht. (Will ab.)

Egon (ihr den Weg vertretend). Nein, Sie bleiben, und ich werde gehen! Ich werde nach Ihrem Hause gehn und sorgen, daß man Ihnen den Wagen schickt.

Martha (toll). Ich bitte darum.

Egon. Aber vorher lassen Sie mich ein gutes Wort reden!

Martha. Nein, kein Wort! Ich will kein Wort hören, ich will Ihre Stimme nicht hören! Sie ist die Stimme eines Feindes, meines

schlimmsten Feindes. Ihr Onkel ist todt. Sie sind gern sein Erbe. Erben Sie auch unseren Haß! Er wird Ihnen in ungebrochener Fülle zugemessen!

Egon. Und warum? Was hab ich Ihnen, was hab ich Ihrem seligen Vater gethan?

Martha. Was? Sie stehen auf diesem Boden und nennen ihn den Ihrigen!

Egon. Er ist es!

Martha *(lachend)*. Und durch welches Recht!

Egon. Durch ein Recht, das nicht bestritten werden konnte, das, wie Ihre Familie in allen drei Instanzen erprobt hat, unanfechtbar ist.

Martha. O über das schöne Recht! Am Spieltisch, in der Weinlaune, in der Hitze thörichter Leidenschaft wird es geschaffen zwischen Nacht und Morgen, wie ein Verbrechen, das den Tag scheut. Eine vornehme Passion! Eine vornehme Sache das um so ein Recht! . . . und vornehm wahrlich, wenn man sich darauf beruft und es ausnützt!

Egon. Mein Himmel, Cousine, Sie reden, als ob ich Aermster Ihren Herrn Vater — Gott hab' ihn selig! ihn wie meinen guten Onkel Otto! — mit gebundenen Händen zum Spieltisch geschleppt und ihm allda Geld und Gut gewaltsam aus der Tasche gezogen hätte. Ich, der ich keine Karte kenne!

Martha. Ihr sauberer Herr Onkel kannte sie um so besser!

Egon. Er kannte sie nicht besser, als — verzeihen Sie der Wahrheit, die laut werden will — Onkel Otto kannte die Karten nicht besser, als Ihr eigener Herr Vater sie kannte; er liebte das Spiel nicht mehr, als eben dieser es liebte und übte.

Martha. Sagen Sie nichts gegen meinen todtten Vater!

Egon. Ich denke nicht daran! Aber glauben Sie wirklich, der Selige, den Sie lieben, würde, wenn mein Onkel Geld und Gut verspielt hätte, nicht auch genommen und behalten haben, was ihm mit Fug und Recht zukam? Ei der Tausend, wer sich zum Spiel setzt, der willigt von vorn herein in den Verlust! *(Es ist allmählich noch dunkler [nicht finster] geworden.)*

Martha. Und grämt sich dann zu Tod vor Weib und Kind!

(Verhüllt sich die Augen.)

Egon *(theilnehmend)*. Mein Gott . . . Cousine . . . Fräulein Martha . .

Martha *(ausbrechend in Fürtigkeit)*. Ich verbitte mir, daß Sie mich bei meinem Vornamen, daß Sie mich verwandt nennen! Ich bitte Sie, daß Sie mich allein lassen und mich nicht wieder kennen, sollt' es der böse Zufall wollen, daß wir uns noch einmal begegnen.

Egon. Werden Sie doch ruhig! nehmen Sie doch Vernunft an! Ich bin wirklich nicht aufdringlich und wünsche von Herzen, Ihren Schmerz, so kränkend er sich gegen mich geberdet, zu schonen. Aber ich kann Sie doch jetzt nicht, hier im Walde nicht allein lassen! Bei diesem Wetter! Der Abend sinkt, das Wetter bricht los, und auf eine halbe Stunde ist keine Menschenwohnung zu erreichen.

Martha. Gleichviel! Ich bin vertraut mit dem Walde. Und ich bitte Sie dringend, mich zu verlassen!

Egon. Fürchten Sie sich denn nicht?

Martha. Ich fürchte nicht. Ich hasse nur.

Egon. In Gottes Namen, hassen Sie mich, aber dulden Sie mich in Ihrer Nähe, nur so lang bis andere Hilfe, andere Begleitung für Sie kommt. Ich will kein Wort mit Ihnen reden, ich will Sie nicht einmal ansehen, so leid mir's thäte, ich will nur Ihr Wächter und, wenn's sein muß, Ihr Schutz im Walde sein.

Martha. Davor sei Gott! Egon Eichstädt mein Schützer. Hahaha! (Lacht.)

Egon. Nu nu! Die Landstraße geht hart am Walbrande vorbei. Ihr Claus hat mir vor Kurzem selbst gesagt, daß sich oft recht verdächtiges Gesindel hier herumtriebe, darauf man Acht haben müßte.

Martha. Je nun, mir soll jedes Landstreichers Gesellschaft lieber sein, als die eines Menschen, der sich an unserem Unglück bereichert hat, der am Tode meines Vaters zum Mitschuldigen geworden ist.

Egon (verleßt). Brr! das ist sehr deutlich . . . Ich habe die Ehre, mich dem Fräulein von Strohberg zu empfehlen, und wünsche nur, daß Ihnen hier nichts Unerfreulicheres begegnen möge als dero ergebenster Diener. (Verbeugt sich.)

Martha (schüttelt). Das Unerfreulichste geht eben vorüber.

Egon. Ich danke verbindlichst! (Reicht ihr die Hülte hin.) Behalten Sie wenigstens mein Gewehr hier. Man kann Zudringliche damit erschrecken . . . (Stellt es, da sie nicht antwortet, in die Hülte und wendet sich dann rasch zum Abgehen nach rechts, für sich) Trostkopf! Und sie hatte mir so verdammt gut gefallen! (Kehrt sich im Abgehen nochmals nach Martha um.) Sie ist wirklich bildhübsch!

(Während Martha unter das Vordach der Hülte links tritt und Egon abgehen will, schmettert im Hintergrund fern ein Blitz durch den Wald, und der Donner rollt langathmig barnach. Es wird noch dunkler, und man hört es deutlich regnen.)

Martha (die Augen verhüllend). Ah!

Egon (sich noch, während es donnert, nach ihr umwendend). Haben Sie gerufen? . . . Ist Ihnen . . .

Martha. Nichts, nichts! . . . Adieu!

Egon (achselzuckend sie betrachtend) . . . Adieu! (Sie macht am ganzen Leibe zitternd eine heftige Bewegung, als wollte sie ihn zurückrufen, kämpft aber die Anwandlung nieder und drückt sich abgewandt in die Ecke unter dem Vordach links. Er kehrt sich, eh er abgeht, noch einmal wie fragend, wie eine bessere Regung erwartend nach ihr um und geht dann, da sie ihn starr abgewandt bleibt, rechts weiter.)

Egon. Ich meine, die Füße wurzeln mir in dem Boden, wenn ich sie noch lang ansehe. (Wie vom Regen durchschauert, nach oben blickend.) Und dieses Schandwetter! Nicht meinen Jagdhund schickt' ich vor die Thür! Nichts desto weniger Adieu! Aber weit geh ich nicht. Brr! Heiliger Onkel Otto,

hast Du nicht irgendwo im Wald einen Regenschirm stehen lassen? . . .
(Er schlägt seinen Rockbogen hoch oder nimmt sonst eine Hülfe gegen den Regen vor, steckt die Hände in die Taschen und geht mit großen Schritten links in der zweiten Coullisse ab.)

7. Scene.

Martha (allein unter dem Vorbach der Hütte. Man hört es immerfort deutlich regnen, doch so, daß es während der Rede die Worte des Schauspielers nie stört, geschweige gar überdört). Mir zittern alle Glieder . . . vor Schreck . . . vor Furcht. Pfui über das schwache Geschlecht! Wär' ich ein Mann, ich lachte der Schrecken der Nacht, des Ungewitters und der Einsamkeit, während ich hier im Regen schauernd harre und die Hände aufheben möchte, um zu bitten: Lassen Sie mich nicht allein hier! Ich komme mir vor wie ein Kind, das seines Vaters Schwert zu führen sich vermaß — und dem die schneidige Last wider Willen aus schwächlichen Händen gleitet. So fühl ich mich zu schwächlich, den Haß meines Vaters zu halten und zu führen, und er entgleitet meinem Muth — warum? weil sich eine Wolke über dem Wald ausschüttet. Schwächling, Feigling, elendes armjeliges Ding, das ich bin, und das nichts kann als weinen, weinen und sich fürchten! . . . Aber nein, ich will nicht weinen! Weint doch der Himmel gerade genug! Und ich will mich nicht fürchten, will mich nicht von mädchenhafter Angst niederdrücken lassen. Nein, ich bin eine Strohberg! Ich will nicht, will mich nicht fürchten!

8. Scene.

Martha unter Dach. Von rechts aus der ersten Coullisse kommt ein reisender Handwerksbursche. Man hört heftig regnen, und in der Ferne donnert und blüht es zuweilen, wie in den beiden vorigen Scenen.

Handwerksbursch (recht wie ein Strolch aussehend, einen Regenschirm in der Hand, der aber die längsten Löcher hat. Im Auftreten). Nun soll mir ein ehrlicher Mensch sagen, in was für Calamitäten so ein armes Luderchen wie unsereins gerathen kann. O weh, o weh, o weh! Naß bis auf die Haut! Und kein Fach, kein Dach seit Stunden! Und dabei das Blitzen! Mitten im Wald! Wie leicht schlägt's an so 'nem Baumstamm runter, der arme Mensch geht gerade daran vorbei, und futsch ist er, Gott hab ihn selig! Herr Jeses, das Regnen! Und der Schirm! (Rennt gegen einen Baum.) Au, au! Und die Finsterniß! Der Wald ist wie verheert.

Martha (für sich). Geht da nicht wer? Magt er es zurückzukehren?

Handwerksbursch (hat sich an der rechten Ecke der Hütte gestoßen, für sich). Was ist denn das wieder für eine egyptische Plage? (Tastet die Palfen entlang.) Das ist ja ein Haus oder so was dergleichen? Suchhe! Unter Dach! Geschwind!

Martha (schreiend). Wer da?

Handwerksbursch (unter dem Vorbach). Gut Freund! Will sagen ein armer Reisender. (Den Gut in der Hand.) Bitte gar schön um einen Zehrpfennig. Sie dürfen sich bei der Finsterniß auch in Ihrem werthen Portemonnaie vergreifen und es mehrere Pfennige fein lassen.

Martha. Gehen Sie!

Handwerksbursch. Da müßte mein Herz ein Narr sein!

Martha. Gehen Sie! Was wollen Sie hier?

Handwerksbursch. Die Frage! Unterstehen will ich. Bei dem Hundewetter werden Sie einem armen Teufel doch soviel gönnen!

Martha (für sich). Ich fürchte mich zu Tode neben diesem unheimlichen Strolch.

Handwerksbursch (sich genauer betrachtend). Hören Sie einmal, Sie sind ja bildhübsch! und da sitzen Sie ganz mutterseelenallein im wilden Wald spazieren? Na, na, na! (Schaut sich um). Wirklich ganz allein? (Schaut in die Hölle, für sich). Wirklich allein! Ah, das ist gut!

Martha (ängstlich). Gehen Sie doch!

Handwerksbursch. Bei dem Wetter? Beileibe! . . . (freundlichsen) Rücken Sie lieber ein wenig. Gelegenheit macht Diebe, und es haben wohl unser zwei auf der Bank da Platz (singt)

Und neben schönen Fräulein, da sitzt sich's wunderschön!

(spricht) Schatzkind, wie haben Sie sich denn hierher verlaufen?

Martha. Stehen Sie auf! Rühren Sie mich nicht an!

Handwerksbursch (zubringlich). Nur ein ganz kleines bißel. Das Wetter macht einen gar so schaurig, und da rückt man gern näher zusammen.

Martha (springt auf, ergreift das Gewehr und schreit). Lassen Sie mich oder ich schieße! Hilfe! Claus! . . . (nach einiger Ueberwindung) Egon! Egon!

Handwerksbursch. Lächerlich! (Faßt das Gewehr, sie ringen und der Schuß geht los).

9. Scene.

Die Vorigen. Egon von rechts aus der zweiten Coullisse mit fliegendem Schritt.

Egon. Das war ja ein Schuß oder narret mich der Donner . . . War mir's doch auch, ich hörte mich beim Namen rufen?

Handwerksbursch (hat die Waffe an sich genommen). Spiele nicht mit Schießgewehren!

Egon (vor der Hölle). Fräulein von Strohberg! . . . Sind Sie noch hier . . . und in Gesellschaft?

Martha. Um Gotteswillen, befreien Sie mich von diesem Strolch!

Handwerksbursch. Ah, ah, ah! Strolch?! Bitte sehr! Ich bin ein ehrlicher Handwerker.

Egon. Wer Sie auch sein mögen, wie kommen Sie zu meiner Flinte? Her damit!

Handwerksbursch. Sachte, Männchen! Der zweite Lauf ist noch geladen!

Egon. Her damit, sage ich! (Sie ringen um die Flinte. Egon wird einen Augenblick zurückgeworfen. Wie er wieder angreifen will):

Handwerksbursch (für sich). Halt Natur! Laß es an einem Mal genug sein! . . . Und Du, o Herr, führe uns nicht in Versuchung!

Egon (der sich während der vorigen Worte einen Baumast vom Boden aufgesessen hat und nun zum Schlagen ausholt). Her mit der Waffe! . . .

Handwerksbursch. Na, meinetwegen! Da haben Sie sie! Weil Sie gar so höflich darum bitten und weil das Wetter gar so schön ist . . . Leben Sie wohl alle Beide miteinander! Weiter um einen Wald! (Geht links ab.)

10. Scene.

Egon. Martha.

Martha (auf die Bank sinkend). Mein Gott! Ich bin mehr todt als lebendig.

Egon (dem Handwerksburschen nachsehend). Er geht (nach oben) und der Regen hat aufgehört . . . Ich habe beides nicht erwartet. Aber gut war's doch, daß ich mich nicht zu weit entfernte. (Zu Martha.) Wie ist Ihnen?

Martha. Ich danke. Der Schreck sitzt mir in allen Gliedern.

Egon. Und der Fuß?

Martha. Schmerzt . . . Ich kann nicht aufstehen . . . Aber ich möchte Ihnen danken. Es war brav von Ihnen, dem bewaffneten Mann so energisch entgegen zu treten. Sie sind ein muthiger, ritterlicher Mensch. Ich versage Ihnen Dank und Anerkennung nicht. Es braucht sonst in unseren Beziehungen nichts geändert zu werden.

Egon. Aber Sie begreifen nun doch auch, daß ich Sie hier nicht allein lassen kann. (Da Martha schweigt) Darf ich bleiben?

Martha (weinerlich). Ich kann leider nicht nein sagen. Ich muß Sie sogar bitten zu bleiben . . . aber, bitte, drüben auf der anderen Seite! Ganz weit drüben! (Egon stellt sein Gewehr in's Haus, nimmt dann am anderen Ende auf der Bank links vor der Thüre Platz.)

Martha (für sich). Courage hat er! (Blick verstohlen nach ihm.)

Egon. Darf ich mit Ihnen reden?

Martha (schüttelt das Haupt verneinend).

Egon. Von ganz gleichgiltigen Dingen? . . . Vom Wetter?

Martha. Das Wetter wird durch Reden nicht besser gemacht.

Egon. In der That. Es tropft schon wieder! (Die Hand ausstreckend.) Es regnet.

Martha (sich einhüllend). Es gießt! Ach, Du meine Güte! Hätten wir doch den Strolch nach dem Schlosse gesandt um einen Wagen! . . .

Egon. Wir konnten ihm ja den Weg nicht angeben. Seien Sie froh, daß er fort ist.

Martha. Ob ich froh bin!

11. Scene.

Handwerksbursch kehrt zu den Vorigen von links zurück.

Handwerksbursch. Ist das die Hütte? . . . Ja, Gott sei Dank!

Martha. Da ist der Mensch wieder!

Egon (auffspringend). Zurück!

Handwerksbursch. Mein gutes Herrchen, meine verehrteste Dame, Fräulein oder Frau, nichts für ungut! Bei dem Wetter jagt man keinen Hund vor die Thür. Ich bitte, lassen Sie mich unterstehn.

Egon. Bewahre!

Handwerksbursch. Sagen Sie was Sie wollen, thun Sie was Sie mögen, schießen Sie meinethwegen ein ganzes Rottenfeuer allein ab . . . ich bleibe! . . . (Tritt unter Dach.)

Egon. Mein Gewehr! (Will ihm nach.)

Martha (steht auf und hält ihn am Arm fest). Lassen Sie ihn! Der arme Teufel ist tropfnaß, und der Regen schüttet so unbarmherzig herunter . . .

Egon. Aber . . .

Martha (setzt sich wieder). Wenn Sie hier sind, fürcht' ich mich nicht. Und genauer betrachtet, ist er wohl auch nicht so furchtbar.

Egon (Ihre Hand bleibt in seiner). Wenn Sie meinen.

Handwerksbursch (den Kopf aus der Thür streckend). Nu sehn Sie: jetzt vertragen wir uns alle Drei hübsch friedlich miteinander.

Martha (die Hand zurückziehend). Alle Drei?

Handwerksbursch. Ei ja! Ich mich hier drinnen unter Dach und Fach und Sie sich mit Ihrem Herrn Gemahl oder Bräutigam, was er nun eben ist!

Martha (entriistet). Der Herr?!

Egon (leise). Aber ich bitte Sie, Fräulein, der braucht doch nicht zu wissen, daß wir uns heute zum ersten Mal sprechen. Wie soll man das solch einer Natur in Kürze erklären!

Handwerksbursch (zu Egon). Warum setzen Sie sich denn nicht näher zu Ihrem Fräulein Braut? Immer dichtes ran! Thun Sie doch, wie wenn Sie hier zu Hause wären! Ich will nicht stören. Ich verschwinde. (In die Thür der Hütte zurück.)

Martha (zu Egon, der sich näher neben sie gesetzt hat, leise). Das ist wider die Abrede, mein Herr.

Egon (leise). Dulden Sie mich doch in Ihrer Nähe! Gönnen Sie mir ein Wort im Vertrauen!

Martha (verlegend). Ich muß ja wohl!

Egon. Müssen? Nein! (Will aufstehen. Da erscheint)

Handwerksbursch (wieder über der Thür). Erlauben Sie gütigst! Hier drinnen auf dem Tisch steht so was, das sieht aus . . . das duftet so, wie . . . wie ein Jägerfrühstück. Ich habe seit sieben Stunden keinen

Bissen gegessen, bin seit fünf Stunden zu Fuß, seit zwei Stunden im Regen. Wenn Sie die Gastfreundschaft so weit treiben wollten, mir nur einen kleinen Happen, so'n Bismmchen mit was drauf . . .

Egon. Nehmen Sie was Sie wollen, essen Sie, soviel Ihnen beliebt, aber lassen Sie uns in Frieden!

Handwerksburſch. Mit dem denkbar größten Vergnügen! (Verschwindet).

Egon (für sich). Hoffentlich giebt er nun Ruhe! (Reiſe zu Martha) Cousine!

Martha. Mein Herr!

Egon (leise). Nicht so schroff! Und wär es nur des lieben Scheines willen, gönnen Sie mir freundliche Rede! Wollen Sie vor dem Menschen da mich schlecht behandeln? Was soll er denken? Und, wenn wir uns zanken, wird er für einen von uns Beiden Partei ergreifen. Wünschen Sie sich solchen Parteigänger?

Martha. Gewiß nicht!

Egon. Nun also! Denken Sie für diesen kurzen Regenabend, es wäre nichts geschehen, was uns entzweite . . .

Martha. Das denkt sich auch so leicht . . . so auf Commando!

Egon. Und ist denn wirklich etwas geschehen, was uns entzweien muß! Bin ich für den Rechtsinn meines Onkels, sind Sie für die Spielwuth Ihres Vaters verantwortlich? Wenn es der Besitz ist, der uns entzweit: ich werf' ihn von mir. Ich bin reich genug, die paar Morgen Wald und Feld zu entbehren, und bin glücklich, wenn Sie sie wieder zurücknehmen wollen, als Ihr rechtmäßiges Erbe . . .

Martha. Niemals!

Egon. Warum nicht? Ich habe keine Freude mehr an diesem Eigenthum, wenn Ihr Haß darauf wächst. Mir ist es als Besitz nur werthvoll, wenn es mich zu Ihrem lieben Nachbar macht; mir ist es ein Gräuel, wenn es mich nur von Ihnen trennt . . .

Martha. Meine Mutter würde nicht in solch ein Anerbieten willigen. Und wenn auch sie . . . ich niemals!

Egon. Aber vielleicht in ein anderes, das mir noch lieber wäre.

Martha (erhebt sich halb). Sie meinen doch nicht etwa gar? . . .

Egon. Jawohl, das mein' ich . . . Und es liegt in unserer Situation so nahe, daß selbst (nach der Sitte deutend) solch ein Raubheiß diese Lösung errathen muß.

Martha. Sie mißbrauchen meine traurige Lage!

Egon. Nicht doch! Ich verstehe sie nur, verstehe den tieferen Sinn dieser Schidung.

Martha. Schidung?!

Egon. Ja. Mir ist nicht anders zu Muth, als hätte der herbe Wille unserer verklärten Alten uns heut und so zusammengeführt. Alles, was wir seit einer Stunde erlebt haben, muthet es nicht auch Sie an

wie Schickung von oben? Zwei junge Menschen, die arglos, ohne an einander zu denken, am Morgen sich erheben und Abends an einem menschenöden Ort mitten im Walde gefangen sitzen, ohne sich trennen zu dürfen, und so zu Schutz und Trutz aufeinander angewiesen, wie wir. Ja, mein Fräulein, ich glaube fest, daß die beiden alten Freunde droben in Walhall sich gefunden, verglichen und ausgeöhnt haben und daß sie droben bei einander sitzend, wie wir hier unten, nur etwas näher, (richt näher) beschlossen haben wie folgt: Auf streitigem Grund und Boden führen wir die unwissenden Kinder zusammen, binden dem Einen den Fuß und dem Andern den Arm und lösen sie nicht eher, denn daß auch sie dem Haß und Hader ein frühlich Ende bereiten und sich die Hände reichen zum ewigen Bunde, den Gegenstand des Haders in gemeinsamen Besitz nehmend, damit unserer Sünde Folge vom Erdboden verschwinden und wir Beide wieder ruhig darunter schlafen können. — Martha . . . Fräulein Martha, spricht in Ihrem Herzen keine solche Stimme? (Martha sieht innerlich kämpfend, stumm zu Boden).

Handwerksbursch (aus der Hölle, über der Thür erscheinend). Entschuldigen Sie, ist das Caviar?

Egon (entrüstet über die Störung). Ja! . . . Und Caviar für's Volk wie mir scheint!

Handwerksbursch (nicht vergnügt und laut, mit Zeichen des Behagens über die Halbtüre gelehnt, ruhig weiter).

Egon (der aufgesprungen ist, für sich). Gegen den muß ich einmal meine Berechnung in's Gesecht führen. (Gegen den Handwerksburschen mit erhobener Stimme.) Mensch, wir haben Ihnen Obdach gewährt vor dem Unwetter, wir haben Ihnen ein ebenso unerwartetes wie unverbientes Abendbrot in Gestalt von kaltem Entenbraten, Caviarschnitten und Cognac aufgetischt . . . wir erwarten dafür nichts weiter, als daß es Ihnen gut schmeckt und Sie uns in unserer Unterhaltung nicht stören. Sie aber stören uns immer wieder! Wollen Sie bei den sogenannten gebildeten Ständen das Vorurtheil wachrufen, daß es dem deutschen Arbeiter an Zartgefühl, an Schicksalstgefühl, an edlen Rücksichten gegen Andere gebräche . . .

Handwerksbursch. Herr Zemine, die Stimme! Ja freilich! das ist . . . (Verschwindet, um gleich darauf herauszukommen).

Egon (derweilen weiterperorirend). Wie soll der aufrichtige Freund der arbeitenden Klassen solch kopflosem Gebahren gegenüber . . .

Handwerksbursch (sich an Egon drängelnd). Ja, ja, Sie sind's! . . . Die Stimme in diesem Ton kenn' ich am jüngsten Tag noch aus hunderten heraus! Daß ich Sie nur nicht gleich erkannte?! Daran ist das verdammte Unwetter Schuld. Ach Gott, ach Gott!

Egon. Was hat er denn?

Handwerksbursch. Ja, kennen Sie mich denn nicht wieder?

Egon. Durchaus nicht! Sie irren sich in der Person!

Handwerksbursch. Ich mich irren?

Martha. Was soll das?

Handwerksbursch. Waren Sie nicht einmal in Zwidau beim königlichen Strafgericht?

Egon. Allerdings! Ich verdiente mir dort meine Sporen zum Assessor. Ich vertheidigte dort einige Spitzbuben . . .

Handwerksbursch. Nun sehen Sie, einer von den Spitzbuben war ich!

Martha (springt geängstigt auf). Um Gotteswillen!

Handwerksbursch (zu Martha). Ach, denken Sie nichts Böses! Nur so zwei Jährlein Zuchthaus. Ein bißchen Körperverletzung ohne Ehrverlust. Es war, weiß Gott, nicht böß gemeint gewesen . . .

Martha. Ein Zuchthäusler! Ach! (schreit auf und will davonlaufen, kommt aber nicht weit und setzt sich wieder).

Egon. Fürchten Sie nichts!

Handwerksbursch. Nein, Fräulein, fürchten Sie nichts! Mein Leben für den Mann!

Martha. Sie kennen den Herrn?

Handwerksbursch. Herrn Assessor von Eichstädt? Egon von Eichstädt? Ich den nicht kennen? Oh!

Martha (für sich). Wirklich? Seltsame Begegnung!

Handwerksbursch. Wenn Sie den Mann kannten wie ich . . .

Egon (unterbrechend). Seien Sie nur ruhig! Was ist denn auch an unserer Bekanntschaft?

Martha (für sich). Die Bekanntschaft mit einem Spitzbuben! (Sucht die Aehneln).

Handwerksbursch. Wenn Sie ihn gesehen hätten, wie er so dastand im langen Talar wie ein schwarzer Schutzengel! Wenn Sie ihn gehört hätten, wie er sprach . . . mit der Stimme sprach: Meine Herren! sprach er, und . . . Na, ich armes Luderchen kann's ihm nicht nachmachen, ich weiß auch die Worte nicht mehr . . . Aber schön war's . . . Mir liefen die dicken Thränen über beide Backen, so gerührt war ich . . . Ich! . . . Aber die Herren Richter, die hartgesottenen Menschen, die waren nicht gerührt. Die hatten Wachs in den Ohren, von dem Wachs, woraus die Nase der Gerechtigkeit gemacht sein soll . . und sie verknurrten mich unbarmherzig, wie's der Andere, der Heshund der Gerechtigkeit, den Staatsanwalt mein' ich, vorgekläfft hatte. Vollgestrichene zwei Jahre mußt' ich aushalten! Zwei lange Jahre! Was für Jahre zwei! (Wischt sich die Augen).

Egon (ungeduldig). Na, also!

Martha. Und für zwei Jahre Zuchthaus, die Sie nicht einmal verdient zu haben glauben, sind Sie Ihrem ungeschickten Vertheidiger so dankbar?

Handwerksbursch. Ja! das bin ich! . . . Denn während ich mir in den zwei Jahren die Lippen abnagte vor Gram und Sorge, daß

meine alte Mutter, beschimpft und verlassen, Hungers sterben würde, gab ihr der Mann da, der ungeschickte Vertheidiger, ehrlich zu verdienen . . . Und als ich wieder an's Licht der Freiheit herauskam und nicht aus, nicht ein wußte, wie den gerechten Mitmenschen unter die Augen treten und wo einen Lebensunterhalt erarbeiten, um nicht wieder der grauen Jacke zu verfallen aus Verzweiflung: da hatte der ungeschickte Mann dafür gesorgt durch ein gutes Wort hier und dort, daß ich wieder wie ein ehrlicher Christenmensch mein Brot erwerben und mich allmählich wieder unter die Anderen einreihen durfte, meiner selbst sicher.

Martha (zu Egon). Das haben Sie gethan? Für einen fremden Menschen?

Egon. Mein Gott, was ist dabei! Er war mir ja nicht mehr fremd, und ich fühlte mich gewissermaßen verpflichtet. Bei einem gewandteren Vertheidiger wär' er unfehlbar freigesprochen worden. Ich hatt' ihm durch mein Ungeschick zwei Jahre Zuchthaus auf den Hals geredet — was Wunder, daß ich ihm dann ein wenig behilflich war, nicht ganz zu verkommen! Ist nicht des Aufhebens werth!

Martha (unwillkürlich). Herr von Eichstädt, Sie sind ein braver Mann!

Egon. Martha!

Handwerksbursch (zu Martha). Danken Sie Gott, daß Sie an den Mann gekommen sind!

Martha. Was fällt Ihnen ein?!

Handwerksbursch (ohne sich irre machen zu lassen). Ich weiß ja freilich nicht, wie lieb Sie ihn haben, Fräulein! Aber ich sag' Ihnen, Sie können ihn gar nicht lieb genug haben. Er wird Sie glücklich machen! Er ist der beste Mann unter der Sonne! Aber wenn auch Sie ihn einmal recht glücklich machen werden, . . . wenn Sie einmal seine liebe Hausfrau und die Mutter seiner schönen Kinder sein werden . . .

Martha (sich abwendend). Oh!

Handwerksbursch (fortfahrend). Dann soll er daran denken, daß ein armes, altes Mütterchen, das er vor dem ärgsten Elend bewahrt und das ihm die Rettung ihres Sohnes gedankt, fleißig für ihn gebetet hat, auf daß es ihm wohlgerhe auf Erden!

Martha (sich abwendend, leise für sich). Ich kann nicht . . . Ich darf nicht!

Egon (der es bemerkt hat, zum Handwerksburschen). Sie irren sich, lieber Mann. Das Fräulein . . . ist gar nicht meine Braut . . .

Handwerksbursch. Nicht Ihre Braut? . . . Na, was denn?

Egon. Nur der Zufall . . . das Unwetter hat uns hier zusammen aufgehalten.

Handwerksbursch. Wie schade!

Egon. Sie bringen die Dame und mich selbst in Verlegenheit mit solchen Redensarten.

Handwerksbursch (bald die Eine, bald den Anderen enttäuscht anblickend). Bedauere unendlich!

Egon. Aber Sie könnten uns Beiden einen großen Gefallen thun.

Handwerksbursch. Ich . . . Ihnen? Jeden, welchen Sie befehlen, Herr Assessor.

Egon. Als Sie des Weges herkamen, bemerkten Sie da nicht nahe an der Landstraße ein Schloßchen mit vier Thürmen, in einem großen Garten gelegen?

Handwerksbursch. Jawohl! Ein breites Thor aus Schmiedeeisen und rechts und links auf einem Sandsteinpfeiler einen Löwen, der wie ein Pudelhund aufwartete und die Pfötchen gab, etwa so!

Martha. Ganz recht, das ist das Gartenthor von Strohberg.

Egon. Würden Sie den Weg zurückfinden?

Handwerksbursch. Ich glaube wohl, wenn's nicht allzu rasch finstet wird.

Egon. Der Regen hat nachgelassen, und Sie haben sich gestärkt. Eilen Sie dorthin und berichten, das Fräulein von Strohberg habe sich, im Walde über eine Baumwurzel fallend, Schaden gethan und sitze hier, unfähig, mit dem Fuß aufzutreten, vor der Borkenhütte. Man solle unverzüglich anspannen und sie mit einem bequemen Wagen abholen. Wollen Sie das bestellen?

Handwerksbursch. Was Sie befehlen, Herr Assessor, schnurstracks. Nur . . . was das Wetter anbelangt, da gucken Sie sich einmal die Wolke an, die dort heraufzieht, ein schwarzer Riesensack voll Hagel, Blitz und Schlag. Aber gleichviel, windelweich oder strohtrocken, für Sie, Herr Assessor, durch Wasser und Feuer! (Ab in die Hütte).

Martha. Köstlicher Einfall! Wenn er nur den Weg nicht verfehlt!

Egon. Wenn nur das Wetter nicht zu früh losbricht!

Handwerksbursch (erscheint wieder mit Hut und Kanzen und Schirm).

Egon. Eilen Sie!

Martha. Ja, bitte, eilen Sie.

Handwerksbursch. Was ohne Flügel an den Füßen gemacht werden kann, soll geschehn. Aber es ist weit! Lassen Sie sich unterdessen die Zeit nicht lang werden, und Gott befohlen, meine Herrschaften! (Ab nach rechts. Egon steht ihm, halb in der Coullisse, nach.)

12. Scene.

Martha allein, Egon in der Coullisse.

Martha (horchend). Sein Schritt verhallt . . . Wann kommt er wieder?! Bald . . . Was hämmert das thörichte Herz so heftig? Aus Ungeduld? . . . (Schüttelt verneinend den Kopf). Nein! Weil Du wieder mit Jenem ganz allein bist! Oh!

Egon (in die Coullisse rufend): Bravo! Nur so frisch weiter! . . . Hopp, hopp!

Martha (wie halbblautes Denken schlicht vor sich hinzusprechen):

Mein ganzes Sein fühlt sich zu ihm getrieben.
Schön ist sein Angesicht, sein Herz voll Muth,
Und edel ist er, hilfreich, treu und gut,
Und doch . . . ich darf mich nicht in ihn verlieben!

Ich soll ihn hassen, ist mir vorgeschrieben,
Geschrieben mit des eignen Vaters Blut,
Daß er vergoß in ungefüllter Wuth,
Da nichts ihm als sein Haß und ich geblieben.

Wohl dünkt mich heut, er lächelt in Verklärung,
Derweil mich bange Zweifel hier beschleichen
Und Neigung kämpft mit Pflicht und mit Verehrung.

Darf Liebe jenen alten Haß begleichen?
Dann gönne, Vater, Deinem Kind Belehrung!
Ich fleh' Dich an: gieb mir ein sichtbar Zeichen!

13. Scene.

Martha. Egon (von rechts zurückkehrend).

Egon (die Hand ausstreckend und nach oben sehend). Es fängt, weiß Gott, wieder von Neuem an zu regnen und zu blasen. Puh, die schwarze Wolke! (Zu Martha tretend, sie einhüllend) Getrost, mein Fräulein, noch diesen letzten ärgsten Guß ausgehalten, noch die letzte Viertelstunde in Geduld verbracht, und die Erlösung ist da. Im bequemen Wagen sorgsam gebettet, rollen Sie dann sachte dem Heimathause zu und lächeln morgen früh über das kleine Abenteuer im Walde, das Ihnen ein Bißchen bange gemacht hat.

Martha. Ein Bißchen? Ich danke!

Egon. Darf ich mich morgen — oder übermorgen nach Ihrem Befinden erkundigen?

Martha. Thun Sie's lieber nicht!

Egon. Ihrer Frau Mutter wegen?

Martha (schüttelt das Haupt verneinend).

Egon. Werden wir uns nicht wiedersehen?

Martha. Nein!

Egon. Ah! (Kleine Pause). Hassen Sie mich noch immer . . . wie — die Sünde?

Martha. Nein, ich hasse Sie nicht mehr. Warum soll ich lügen? Ich habe — wider Willen, ja doch! — ich habe Sie als einen braven, vornehm denkenden, liebenswürdigen Menschen erkannt. Und — wider Willen, ja doch! — es thut immer wohl, einen guten Menschen mehr auf dieser Welt zu wissen, die von schlechten wimmelt.

Egon. Die Menschen sind gar nicht so schlecht, wie es Ihnen ein bequemer Pessimismus einredet. Glauben Sie's mir, der ich Jahrelang

Spizhuben vertheidigt habe . . . und mit welchem Erfolg! Aber gesetzt den Fall, die Guten wären wirklich so rar, wär's nicht ein Grund mehr, daß sich die Guten enger an einander schließen?

Martha. Ich bin nicht gut.

Egon. O ja!

Martha. Wissen Sie das so bestimmt?

Egon. Ich glaube es zu wissen. Und selbst wenn Sie nicht so ganz gut wären, wie Sie sind, (wärmer) das weiß ich bestimmt, daß ich Sie in meinem Leben nicht mehr entbehren kann.

Martha. Welche Sprache! Wollen Sie mit den letzten Augenblicken unseres Zusammenseins mir die ganze Erinnerung daran verleiden?

Egon. Im Gegentheil, ich will Sie recht oft und recht freundlich an diese wunderbar schaurige Stunde erinnern, in der ich Sie wie eine Blume im wilden Walde fand, so hold erblüht und schön wie das Glück meines Lebens!

Martha. Still!

Egon. Seien Sie wahrhaft! Eine Natur wie die Ihrige kann nicht lügen. Es ist unmöglich, daß ein so heftiges Gefühl, wie es jetzt da drinnen in meiner Brust tobt, einseitig auf die Welt käme und nicht den andern mit ergriffe in zweigezüngelter Flamme! Ihren alten Haß in Ehren, ich bin Ihnen so wenig gleichgiltig wie Sie mir!

Martha (springt auf, wild). Wer sagt Ihnen das?

Egon. Um Gottes willen, bleiben Sie sitzen! Sie werden sich weh thun!

Martha. Ich will mir weh thun. Ich will mir körperliche Schmerzen verursachen, um den Schmerz da drinnen zu übertäuben. Ja, Sie hellsehender Thor, ja, Sie haben Recht! Sie sind mir nicht mehr verhaßt. Sie sind mir nicht gleichgiltig. Aber Schande auf mich, wenn diese Umwandlung über meine heiligsten Erinnerungen, über meine Kindesliebe, über meine Kindespflicht Herr würde! Ich muß diesen Augenblick vergessen, und ich will und werde es! Verlassen Sie sich darauf!

Egon. Und ich sage nein! Sie werden nicht vergessen! . . . Oder vielleicht einmal in späten Jahren, wenn uns süße Erinnerungen nichts mehr anhaben können. Aber so lang Ihr Herz noch schlägt in Jugendlust und Daseinsfreude, so lang die Blumen und der Wald, der sprudelnde Quell und der wolkenjagende Himmel Ihre Brust noch jauchzen und weinen lassen, so lange werden Sie meiner gedenken und dieser Stunde mit wachsendem Seelenschmerz gedenken, wenn sie die letzte bleibt zwischen Ihnen und mir.

Martha. Ich denke mir mein Leben lange schon als kein heiteres . . . was thut's! (Wiederholtes, wenn auch noch leiseres Blitzen und Donnern begleitet, ohne das Sprechen zu hindern die ganze Scene.)

Egon. Thörichtes Kind, das mit dem Feuer spielt und den Teufel

an die Wand malt! . . . Was ist das menschliche Leben denn? Eine Nacht im wilden Wald wie diese! Der Regen rauscht, die Blitze sprühen, und der Wind rüttelt an allen Pfosten Deines Häuschens. Weh Dir, wenn Du nicht eine Stelle hast, wo Du vor den ärgsten Unbilden Dich flüchten magst und einen treuen Genossen, der Dich, die Schauernde, an sein sicheres Herz zieht, um mit Dir die lange gefahrumsfluthete Lebensnacht zu durchwachen. Das Leben ist arm genug an sich . . man braucht's nicht noch mit Willen ärmer zu machen! Und wenn das Glück sich zeigt, faß es bei der Hand und halt es fest oder Du frevelst! . . . Martha!

(er reicht ihr seine Hände hin).

Martha (ohne sie zu berühren). Zwischen Ihnen und mir steht ein Schatten, der meine Hände fesselt.

Egon. Ein Schatten? Ein Phantom, eine Einbildung, ein Nichts!

Martha. Ein furchtbares Etwas! Mein heiligstes Empfinden!

Egon. Unheilig ist der Haß, unchristlich und verwerflich!

Martha. Kindespflicht ist immer gottgeboten.

Egon. Hat Ihr Vater Ihnen geboten, mich zu haßen?

Martha. Ja!

Egon. Er hat mich nie im Leben gesehen.

Martha. Er nahm keinen aus von der ganzen Sippe!

Egon. Das war nur in einem Fieberwahn möglich.

Martha. Schmähen Sie die Todten nicht!

Egon. Todte oder Lebendige, ich troge Allem, was mich von Ihnen trennt.

Martha. Auch meinem eigenen Empfinden, Thor?

Egon. Auch Ihrem eigenen Empfinden, Thörin! . . . (Sie bei den Händen fassend) Haßen Sie mich doch, wenn Sie können!

Martha (sich ihm mühsam und heftig entwindend). Fluch, Scham und Schande über mich, wenn ich's nicht kann! Ich hab' es doch gekonnt. Ich werd' es wieder lernen! . . . Und lernt' ich's nicht, so wollt' ich, so wahr mir Gott helfe, das Wetter, das dort oben näher und immer näher züngelt, es ballte seinen schwersten Blitz zusammen und schlug' ihn geradewegs auf mich nieder, daß ein Ende wäre, bevor ein närrisches Herz an sich selber zum Verräther wird!

Egon. Sie freveln!

Martha. Sei's drum! Amen! . . .

(Mit heftigem Donner Schlag zuckt ein Blitz über die Bühne und zerpsplittert links der Hütte einen Baum, der allmählich zu glimmen beginnt).

Martha (schreit auf) Jesus! (und stürzt sich in Egons Arme, das Angesicht an seiner Brust verbergend. Pause).

Egon (sich allmählich, nachdem der Donner Schlag verhallt ist, fassend, Martha das Haar streichelnd)

Da siehst Du nun, geliebtes Menschenkind,
Wie thöricht oft der Menschen Wünsche sind,

Und wie die Gottheit, die man just verblendet
Um Unthat angefleht und Untergang,
Dir halbwillfahrend es zum Besten wendet!
Du riefst den Blitz, er kam, er schlug und schlang
Den Nachbar Baum, der nun in Flammen endet;
Dich aber warf er jählings voll Erbarmen
An meine Brust, und Du erwachst in meinen Armen!

Martha (aufblickend). O welch ein armjeliges, schwächliches Geschöpf
ist das Weib! . . . Oh! (Es schaubert Martha noch einmal über den ganzen Leib, und sie
birgt abermals das Gesicht an Egon's Brust).

Egon (ihr sanft einen Fuß in's Haar drückend). Hatten Sie nicht den Seligen
um ein Zeichen gebeten?

Martha (aufblickend). Soll ich für einen Schicksalswink nehmen, was
Ihnen niemals etwas Anderes als ein blinder Zufall sein wird!

Egon. Nicht so ganz Zufall . . . Sammeln Sie sich! Kommen
Sie zu sich! (Er geleitet sie halb getragen zu der Bank, worauf sie sich erschöpft niederläßt. Egon
neben ihr). Mir fällt ein Lied ein, das ich jüngst gelesen. Es paßt so gut
hierher. Wie war's doch gleich? (Suchend.)

Ich fiel im Wald und dünkte mich verloren . . .

Martha. Ich kenn's!

Egon. So jag' es!

Martha. Schelm! (Nach kurzem Besinnen):

Ich fiel im Wald und wähnte mich verloren;
Der Götter Willkür und der Menschen Wis,
Der Wildniß Schrecken und des Himmels Witz,
Sie schienen alle wider mich verschworen.

Da kam, ein Rosenkränzlein auf den Ohren
Und in der Hand den Pfeil, so scharf, so spitz,
Zu meinem hoffnungslosen Nasensitz
Der kleine Gott der Schwärmer und der Thoren.

(Schaubert, stockt und verbirgt das Gesicht mit den Händen).

Egon (fortfahrend, sanft ihre Hände herabziehend).

Du hältst vor seh'nden Augen eine Binde,
Sprach er, allein wie fruchtlos, schwach und klein
Ist Widerstand von einem Menschenkinde,

Wenn die Natur befahl! Ergieb Dich drein!
Thu ab all' alten Groll und Gram geschwinde
Und glaube mir: es hat so sollen sein!

(Kleine Pause, dann hört man hinter der Scene rufen und Hörner blasen).

Martha. Horch! . . . Ein Hornruf . . . Menschenstimmen!

Egon (unwillig aufstehend). Unmöglich! Der Handwerksbursch kann doch
in der kurzen Zeit den Weg zum Schloß nicht hin- und zurückgelaufen sein.

(Wiederholte Rufe hinter der Scene, aber schon näher).

Martha. Hören Sie doch nur! . . . (Ruft in die Coullisse) Hier! Hier!
 Stimme (hinter der Scene). Wir kommen! . . . Wo? . . . Hier!

(Hornrufe).

Martha (rufend). Zu mir! (Sprechend). Ich erkenne den alten Claus an der Stimme . . . Ist das nicht Fackellicht? Dort drüben!

Egon. Es scheint so.

Martha. Endlich!

Egon. Gott verzeih mir's: mir kommen die guten Leute viel zu früh!

Martha. Wie mögen Sie nur so reden! Ich fiebere vor Schmerzen.

Egon. Ich fiebere auch — aber nicht vor Schmerzen!

14. und letzte Scene.

Die Vorigen. Handwerksbursch und Claus treten mit Fackelträgern und einer Tragbahre, die aus Zweigen hergestellt sein mag, in hellem Haufen auf.

Claus (schier athemlos). Gott sei gelobt! Da sind Sie ja, Fräulein! . . . Wir haben Sie gesucht, wie eine Stecknadel im Haferfack . . . und verzweifelten schon Sie zu finden . . . da begegneten wir zum Glück dem Bruder Straubinger, der sich im Wald verlaufen hatte.

Egon. Verlaufen? Ich dachte, wir hätten ihn auf die richtige Fährte gewiesen!

Handwerksbursche. Netze Fährte das! Bei dieser Finsterniß! Mein Lebtag hätt' ich aus dieser Wildniß nicht herausgefunden, wenn der Waldteufel da nicht mit seiner Laterne gekommen wäre.

Martha (während man ihr auf die Tragbahre hilft). Gott sei Dank! . . . Weiß meine Mutter?

Claus. Die gnädige Frau hat sich halb todt geängstigt. Sie band uns auf die Seele, Sie zu suchen und zu finden, und wenn wir hinter jeden Baum im Walde leuchten sollten. Ich sagte ihr, daß ich . . . dem Herrn da begegnete . . .

Martha. Nun und . . . ?

Claus. Das erschreckte sie in's tiefste Herz. Anfangs . . . Dann faltete die gnädige Frau die Hände, wie zum Gebet . . . und sagte nach, einer Weile . . .

Martha. Nun was denn?

Egon. Heraus damit!

Claus. Vetter Eichstädt ist ein Ehrenmann, so viel ich höre — sagte sie — Geb's Gott, daß er mein Kind finde und behüte! Daß sich die Sünden der Väter nicht auch an den Kindern rächen! Gottes Wille geschehe!

Egon (freudig). Amen! . . . (Zu Martha, die jetzt auf den Schultern der Träger erhoben und von den Fackelträgern umringt wird). Martha! . . . Darf ich Sie nunmehr wiedersehen?

Martha (ihm die Hand herabreichend) Vielleicht!

Egon. Ach was, ich geh' gleich mit. Ich muß Sie doch Ihrer Frau Mama heimbringen . . . Das ist nicht mehr als schicklich.

Claus. Vorwärts Ihr Leute! Nicht stillgestanden!

Egon (noch immer Marthas Hand haltend, während der Zug sich formt). Nun geht's wie's im Liebe heißt:

Ich bringe Dich zum lieben Mütterlein
Mit Hörnerklang und Fackelschein . . .
Und will um Dich in aller Ordnung frei'n!

Was sagen denn Sie dazu?

Martha (die Achseln zuckend, lächelnd).

Fast glaub' ich selbst: es hat so sollen sein!

Egon. Du Liebe! (Für sich, den Hut lästend gegen das Publikum) Habe Dank, seliger Onkel Otto, das hast Du schön gemacht!

Claus. Vorwärts, Ihr Leute, mit Hurrah!

Omnes. Hurrah!

(Während sie Alle, Egon blüht neben Martha, mit Hurrah und Hörnerklang über die Scene gehen, fällt der Vorhang.)





Adolf Bastian.

Don

Thomas Achelis.

— Bremen. —

Für die Geschichte der modernen Wissenschaft ist Nichts charakteristischer als das höchst veränderliche Verhältniß, in welchem etwa vom Ende des vorigen Jahrhunderts Philosophie und Naturwissenschaft zu einander gestanden haben. Immer ist es die letzte gewesen, welche ihrer älteren Schwester die unentbehrlichen Materialien für die Construction einer zusammenhängenden Weltanschauung geliefert hat, bis sie sich, in seltsamer Verkennung ihrer eigentlichen Bestimmung, zu einer Gebietsüberschreitung verleiten ließ und die Probleme der Erkenntnistheorie oder gar der weltentrückten Metaphysik in den Kreis ihrer Untersuchung zog. Dieser Streit über Grenzverletzungen, dieser jähe Sturz der erhabenen Weltweisheit von ihrer so unnahbaren Höhe, diese Katastrophe des ebenso einseitigen und verblendeten Materialismus sind zu bekannte Epochen des logischen Processes, als daß sie hier noch weitläufig erörtert zu werden brauchen; aber es ist dem gegenüber seltsam, daß eine Wissenschaft, welche so recht das innere Verbindungsglied zwischen den beiden alten Gegnern bildet, die Ethnologie oder, mit dem geläufigeren Namen bezeichnet, die Völkerkunde, so wenig Gegenstand einer eingehenden Würdigung geworden ist. Freilich ist sie die jüngste Tochter der kinderreichen Naturwissenschaft; aber nicht, wie wir hinzufügen möchten, ihre unbegabteste. Ihrer überraschend schnellen Entfaltung wegen hat sie sich kaum in größeren Kreisen die erforderliche Anerkennung verschaffen können. In der Meinung der meisten Menschen figurirt die genannte Wissenschaft gewöhnlich noch als eine encyclopädische Zusammenstellung alles Wunderbaren und Merkwürdigen,

was auf unserem Erdball existirt; sie ist ein unterhaltendes Raritätencabinet ohne weiteren ernsthaften Hintergrund, höchstens eine Unterabtheilung der Geographie, auf jeden Fall aber jeder culturgeschichtlichen Forschung bei weitem untergeordnet. Daß wir es hier nur mit einem hergebrachten Vorurtheil zu thun haben; daß die Ethnologie oder psychische Anthropologie eine Wissenschaft ist, werth des allgemeinsten und ernstesten Interesses; daß erst sie die inductive Lösung aller derjenigen Räthsel ermöglicht, an welchen eine kühne, aber erfahrungsfeindliche Speculation sich so oft vergeblich versucht hat — diese Wahrheit fort und fort mit prophetischer Stimme verkündet zu haben ist das Verdienst desjenigen Mannes, der zugleich in unermüdlicher Arbeit auf seinen ausgedehnten Reisen die Bausteine zusammengetragen hat, aus denen eine künftige Generation die Wissenschaft von Menschen errichten kann, Adolf Bastians.

Das Leben eines deutschen Gelehrten, so reich es an inneren Erlebnissen und großen Erfolgen sein mag, pflegt meistens still und schlicht zu verlaufen; wenig bringt von seiner emsig schaffenden Thätigkeit an den lauten Markt des öffentlichen Lebens. Das ist auch der Fall bei unserem Forscher. Geboren am 26. Juni 1826 in Bremen, fand er seine Entwicklung in der Epoche der mächtig aufstrebenden Naturwissenschaft, die sich aus den Banden der allein herrschenden Philosophie befreite und auf eigene Füße stellte, und deshalb haftet seinem ganzen Denken die charakteristische inductive Methode und Richtung an. Nachdem er anfangs zu Heidelberg Jura studirt hatte — ein Umstand, der ihm später für die Beurtheilung vermorrener Rechtsverhältnisse der Naturvölker sehr zu Statten kommen sollte —, wandte er sich in Berlin, Jena und Würzburg den Naturwissenschaften zu und vollendete als Dr. med. seine Ausbildung in Prag. Nun erfaßte ihn ein unwiderstehlicher Trieb, das Wachsthum der menschlichen Gesellschaft und Gesittung an den einzelnen Vertretern auf den verschiedenen Continenten möglichst anschaulich kennen zu lernen. Somit begann er im Jahre 1851 seine weltumspannenden Reisen, die er mit einzelnen Unterbrechungen über den Zeitraum von etwa 25 Jahren ausdehnte, und zwar größtentheils auf eigene Kosten. Es würde ermüden, diese verschiedenen Etappen in topographischer Umständlichkeit genau aufzählen zu wollen; wir begnügen uns deshalb aus der ganzen Fülle nur einige bemerkenswerthe Stationen herauszugreifen, die für die Geschichte der Ethnologie überhaupt bedeutsam geworden sind. Dahin gehört der Besuch in San Salvador, der Hauptstadt des Königreich Kongo, eine Reise, die den jungen Arzt also mitten in den dunklen Erdtheil führte. Die literarische Frucht dieser sieben Jahre dauernden Fahrt um die Erde war außer einer speciellen, den afrikanischen Erforschungen gewidmeten Arbeit, ein größeres, dreibändiges Sammelwerk: Der Mensch in der Geschichte, mit dem bezeichnenden Zusatz: Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung. Die zweite Expedition war dem Studium des in Europa damals noch völlig unge-

nützlich bekannten Buddhismus gewidmet, und dieser Zweck wurde dadurch besonders gefördert, daß Bastian während eines sechs Monate dauernden zwangsweisen Aufenthalts in Mandalay durch buddhistische Priester in die verschiedenen Pfade dieses weitverbreitetsten aller religiösen Systeme auf das gründlichste eingeführt wurde. Zugleich wurden aber auf dieser fünfjährigen Reise Japan und China durchforscht und die Ergebnisse in einem fünfbandigen Werk: *Die Völker des östlichen Asiens*, veröffentlicht. Nachdem Bastian 1869 im Verein mit Virchow und R. Hartmann die Zeitschrift für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte gegründet (im Jahr 1868 war er mit der Verwaltung der Ethnologischen Abtheilung der königlichen Museen in Berlin betraut), und nachdem sich im folgenden Jahre, wesentlich mit auf seine Veranlassung hin, die Gesellschaft desselben Namens in der Reichshauptstadt gebildet und der kühne Entdecker sich sodann als Privatdocent der Ethnologie dort habilitirt hatte, schloß er sich schon 1873 der bekannten deutschen Expedition an die Loango-Küste an, um die westafrikanischen Verhältnisse gründlich kennen zu lernen. Von seinen übrigen Reisen, die sich, wie schon angedeutet, auf sämtliche Continente erstreckten, erwähnen wir nur noch die überaus fruchtbare Erforschung der polynesischen Inselwelt, wo es Bastian durch die Gunst des Königs Kalakaua gestattet war, ein für die Kenntniß der hawaiischen Mythologie und Theogonie gradezu unschätzbares Manuscript zu übersetzen und beides literarisch zu verwerthen. Neben diesen unermüdblichen Wanderungen über den ganzen Erdball und außer der völlig einzigartigen wissenschaftlichen Productivität Bastians — seine Werke füllen allein schon eine ganz ansehnliche Bibliothek — verdient noch der Umstand besonders hervorgehoben zu werden, daß Bastian mit rastlosem Eifer bestrebt war, für die reichen Schätze der ihm anvertrauten Sammlungen ein würdiges Asyl zu gewinnen. Er kann im gewissen Sinne der geistige Gründer des stolzen Museums für Völkerkunde in der Reichshauptstadt genannt werden, wie er überhaupt immerfort bemüht ist, von allen Seiten Mitarbeiter zu werben für die vielseitigen Aufgaben der umfassenden Wissenschaft vom Menschen. So ist er eine ganz eigenartige Persönlichkeit; auf der Höhe eines arbeitsvollen, immer im Dienst der hohen, ihn völlig beherrschenden Idee thätigen Lebens stehend, ein Wanderer auf unserem Planeten, wie kein Anderer je zuvor, vertraut mit den verschiedensten Idiomen der Völker, ein Schriftsteller trotz der reiferen Jahre und der vielfachen anderweitigen Berufspflichten von so erstaunlicher Schaffenskraft, dabei von äußerster Genügsamkeit in den materiellen Ansprüchen an das Dasein, ist er doch fern von jenem unliebenswürdigen Stolz, der so manche Rorpphären unserer modernen Wissenschaft für gewöhnliche Sterbliche so unnahbar macht. Und dasselbe gilt für sein literarisches Auftreten; während für manche zünftige Vertreter unserer akademischen Bildung ein gewisser rauher Brustum gradezu unentbehrlich zu sein scheint, namentlich wo es sich um sogenannte offene Fragen

handelt, verliert der Altmeister der Ethnologie trotz aller harten und ungerechten Angriffe nie die vornehme Ruhe und Gelassenheit, welche immer ein Kennzeichen einer reifen und tiefdurchdachten Lebensanschauung ist.

Um nun einen näheren Einblick in den Aufbau der modernen Völkerkunde zu gewinnen, wie sie eben hauptsächlich durch Bastian sich gestaltet hat, bedarf es vor Allem einer kurzen Darlegung der Methode, weil von dieser Vorfrage selbstredend Alles andere abhängt. Wie sich diese gleichsam erst an der Hand der leitenden Erfahrung entwickelte — trotz gewisser allgemeiner Principien —, das läßt sich am anschaulichsten an der Darstellung unseres Gewährsmannes selbst beobachten, da sich in und an ihm die Bildung seiner Wissenschaft typisch abspiegelt. Die ganze überwältigende Schwierigkeit der Ausführung des neuen, kaum erst formulirten Programms stand dem jungen Gelehrten schon klar vor Augen, als er sich zu seiner ersten großen Reise einschiffte, aber das schwächte seinen Muth nicht. „Indeß ist in allen Dingen ein erster Anfang zu machen. Fern von Europa und lange Zeit beschränkt im sprachlichen Verkehr, keimten die hier niedergelegten Ideen unter Anschauung der mannigfaltigen Verhältnisse, in welchen die Völker auf dem Erdballe zusammen leben. In der Stille der Wüsten, auf einsamen Bergen, in Zügen über weite Meere, in der erhabenen Natur des Südens reisten sie im Laufe der Jahre empor und schlossen sich zusammen in ein harmonisches Bild. Wohlbekannt mit den verschiedenen Zweigen der Literatur, habe ich mich zunächst bemüht, die in den Schulen aufgenommenen Dogmen möglichst auf der Tafel des Gedächtnisses zu verwischen. Erst wenn das aus einer rein objectiven und so viel thunlich vorurtheilsfreien Beobachtung erwachene Product jene bestätigte, von selbst zu ihnen führte, ließ ich sie auf's Neue als berechtigtes Glied in die Vorstellungsreihen wieder eintreten. In unserer Gegenwart des lebendigen Gedankenaustausches aber muß jedes allzulange Isoliren zur Einseitigkeit führen, und ich würde bei sorgsamem Ueberarbeiten gefürchtet haben, selbst in den Fehler des Theoretisirens zu verfallen, Systeme aufzustellen, die immer nur falsche und unglückliche Halbheiten bleiben, wenn sie in dem Kopf eines Einzelnen, aus dem Sparren, der in dem Kopfe der Autoren steckt, zusammengezinnt werden, da sie organisch nur aus den sich rectificirenden Discussionen der Literatur erwachsen können.“ (Der Mensch in der Geschichte, Vorwort S. 16). Trotz dieser objectiven und subjectiven Schwierigkeiten, trotzdem es galt, die neue Wissenschaft erst kritisch zu begründen, sah Bastian sogar schon das erwünschte Ziel klar vor Augen, und das Mittel dazu war die auf naturwissenschaftlicher Basis errichtete vergleichende Psychologie. Das war der Kernpunkt der neuen Weltanschauung, und deshalb richtet unser Verfasser gleich von Anfang an darauf sein Augenmerk. „Die Psychologie“ — so erklärt er — „darf nicht jene beschränkte Disciplin bleiben, die mit unterstützender Herbeiziehung pathologischer Phänomene, der von den Irrenhäusern und durch die Erziehung

gelieferten Daten sich auf die Selbstbeobachtung des Individuums beschränkt. Der Mensch als politisches Thier findet nur in der Gesellschaft seine Erfüllung. Die Menschheit, ein Begriff, der kein Höheres über sich kennt, ist für den Ausgangspunkt zu nehmen, als das einheitliche Ganze, innerhalb welches das einzelne Individuum nur als integrierendes Bruchtheil figurirt. . . Der in die Vorzeit zurückschauende Blick folgte dem gegebenen Faden der Tradition, so weit sie ihm einen deutlichen Weg vorzeichnete, bis zu der Blüthezeit einer Literatur, zur Ausbildung der Schrift, die erst dauernde Ueberlieferung zu bewahren vermochte, und die lange Reihe der Vorstadien übersehend, die der Menscheng Geist überwunden haben mußte, bis er diese Höhe erkrieg, schloß er, von ihrer Helle geblendet, mit einer Urweisheit ab, von der später nur ein Herabsinken denkbar war. So gab die Geschichte bisher den Entwicklungsgang einzelner Rassen, statt den der Menschheit, das glänzende Licht, das von den Spitzen der Gesellschaft ausströmte, verdunkelte die Breiten-grundlage der großen Massen, und doch ist es nur in ihnen, daß des Schaffens Kräfte keimen, nur in ihnen kreist des Lebens Saft . . . Der innere Organismus des philosophischen Werdens kann einzig in der Psychologie erkannt werden, der Psychologie, die nicht allein die Entwicklung des Individuums, sondern die der Menschheit aus verfolgt, die sich auf der Basis der Geschichte bewegt.“ (a. a. O. S. 11). Die landläufige, rein individuelle Handhabung der psychologischen Untersuchung ist damit endgültig verlassen; der Mensch existirt nicht mehr, wie der Utilitarianismus immer noch behauptet, als singuläres Individuum, sondern nur als organisches Glied der gesellschaftlichen Organisation, die ihn geboren hat, und sein ganzes Wesen, alle seine verschiedenartigen Thätigkeiten sind nur die Strahlenbrechungen dieser gemeinsamen psychologischen Kraft, die sich trotz aller topographischen und ethnographischen Unterschiede bis auf gewisse übereinstimmende Züge überall gleichmäßig offenbart. Diesen wahren Typus des oft fälschlich als allgemein menschlichen angegebenen Charakters hat erst die vergleichende Ethnologie, zu Folge ihres umfassenden, alle Völker des Erdballs umspannenden Materials entdecken können, obwohl ihn schon, freilich in beschränkterer Form, die Völkerpsychologie erfaßt hat. Es ist letzten Endes nur die Verwirklichung des alten aristotelischen Satzes, daß der Mensch von Natur ein geselliges Geschöpf sei, die sich in dieser Ausführung Bahn bricht; und wie die Sprache längst als ein gemeinsames Erzeugniß dieses socialen Zusammenlebens aufgefaßt wird, so galt von nun an dieser Grundsatz auch für alle anderen Manifestationen des menschlichen Geistes, für Religion, Recht, Sitte, Kunst u. s. w. „Daß nicht wir denken, sondern daß es in uns denkt, ist demjenigen klar, der aufmerksam auf das zu sein gewohnt ist, was in uns vorgeht. Es wäre im Grunde ein gleichgültiger Wortstreit, ob man diese unsere Gesamtheit betreffenden Prozesse als unsere eigene Thätigkeit bezeichnen dürfte, wenn nicht in ihnen selbst graduelle Verschiedenheiten stattfänden, die es festerer Definition wegen

wünschenswerth machten, den Begriff des selbständigen Eingreifens nur auf besondere zu beschränken. Das Naturerzeugniß ist aus der Natur erzeugt, es wächst hervor aus jenem dunklen Nythos, der nicht wegen weiterer Entfernung des Anfanges den Augen entgeht, sondern wegen der Unmöglichkeit, die dort labyrinthisch verschlungenen Fäden von Ursache und Wirkung, des Entstehens, Vergehens und Wiederwerdens mit den Blicken zu entwirren; denn nur, wo sich die Wechselbeziehungen des Kreislaufes zu der Unabhängigkeit einer neuen Schöpfung gestalten, darf für diese ein relativer Anfang gesetzt werden, den als absoluten unsere auf Unendlichkeit und Ewigkeit basirte Weltanschauung nicht kennen darf.“ (Beiträge zur vergleichenden Psychologie, S. 1). Diese Erwägungen betreffen so sehr den ganzen Aufbau unseres modernen Empirismus, daß wir genöthigt sind, einige Augenblicke bei ihnen zu verweilen; hängt doch von dieser Vorarbeit, von der Festigkeit der tragenden Fundamente die Sicherheit des stolzen Gebäudes ab, das sich die Wissenschaft vom Menschen errichtet hat! Die gesammte moderne Forschung bearbeitet ein verhältnißmäßig eng begrenztes Gebiet, das nach beiden Seiten hin (Anfang und Ende des Geschehens) von den wallenden Wogen eines undurchdringlichen Nebelmeeres den spähernden Blicken entzogen wird. Daher sind alle, häufig mit berechnetem emphatischen Nachdruck eingeführte Untersuchungen über die sogenannten Ursprünge des Seins ebenso wissenschaftlich unzulässig und unberechtigt, wie alle auf fadenscheinige Analogien gestützte Eschatologien über das Ende aller Dinge. Aber wohl lassen sich von dieser so abgemessenen Sphäre der deutlichen Erkenntniß sichere Schlüsse über unsere Beziehungen zur Natur im Allgemeinen und zum Weltall überhaupt ziehen — soweit solche Probleme natürlich mit den Mitteln der exacten Kritik lösbar sind. Darüber kann man nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller competenten Instanzen kein Zweifel mehr aufkommen, daß die göocentrische und anthropomorphe Ansicht über die bevorzugte Stellung unseres Planeten insbesondere unseres singulären Ichs eine unberechtigte und überwundene ist, vielleicht noch wirksam in den breiten Schichten der niederen Aufklärung, aber nicht mehr in der schärferen Atmosphäre der wissenschaftlichen Beurtheilung. Trotz dieser Hinfälligkeit des Individuums ist dieses aber unleugbar der einzige Träger jeder weltbewegenden Idee, jedes Fortschrittes, jeder Wahrheit; es kommt daher Alles darauf an, die Stellung eben dieses Factors zur Umgebung, zur Welt, zum Kosmos klar zu erfassen. Diese letzte entscheidende Bezeichnung, welche unserem flüchtig verrinnenden Dasein den Stempel der Ewigkeit ausdrückt, findet Bastian in der unausgesetzten, freilich individuell höchst verschiedenartig abgestuften Wechselwirkung des Subjects mit dem harmonischen Kosmos, und dies hoch erhabene und tief ernste Bild hat er mit einer Begeisterung und Wärme entrollt, wie es nur aus einem überquellenden, sich selbst gewissen Gefühl kommt. „Wir schweben in einem unermesslichen All, wo sich der Raum auf allen Seiten in unabsehbare Formen verliert;

wir leben in der Spanne der Zeit, deren schwach flackerndes Licht bald in dem Dunkel der Vergangenheit, bald in dem Dunkel der Zukunft erlischt; wir denken in dem Wunder des Bewußtseins, ein Räthsel unserer Umgebung, ein Räthsel uns selbst. Wohl mag der Geist sich zurücksehnen nach jenen Tagen, wo ein festes Firmament sich unseren Häupte umwölbte, wo in ihm ein liebender Vater thronte; er mag sich gern versenken in die träumerische Morgendämmerung seiner Kindheit — aber würde es ihn jetzt befriedigen, wieder Kind zu werden? . . . Wohl zieht bittere Wehmuth ein, der bange Schmerz der Verzweiflung in manches Herz, wenn es plötzlich Alles so öde und leer um sich erblickt, wenn alle die heiteren Phantasiegebilde, die freundlichen Göttergestalten, an deren Munde er als Knabe so gläubig hing, die glänzenden Ideale, für die sich der Jüngling begeisterte, wenn alle wie in ein Nichts verschwinden, in leere Nebel zerfließen. Es sind die Klagen eines verzärtelten Schwächlings, der die Natur nur aus den Fenstern der Ammenstube hatte kennen lernen, der jetzt, wo man ihn hinausgetrieben, vor jedem Windstoß zittert und sich nach seinem weichen Bette zurückwünscht. Wäre unsere Generation in der Schule psychologischer Grundsätze erzogen worden, wir würden die alberne Periode des Welt Schmerzes uns erspart haben. In seiner Vollkraft ausgewachsen, muß der Mann in sich die genügende Befriedigung fühlen. Wohl sehen wir rings um uns nur das Walten in ihrer letzten Ursache unverständlicher Gesetze, aber wir sehen sie zusammenwirken im harmonischen Einklang. Wir haben kein festes Ziel, dem wir entgegenstreben, aber wir haben auch die Lüge entlarvt, die uns durch Luftpiegelungen täuschen wollte; wir haben nicht die tyrannischen Launen eines eifersüchtigen Gottes zu tragen, wir fürchten nicht mehr, wenn ein mächtiger Feind unseren Schützer aus dem Himmel treibt, mit ihm in den Abgrund der Vernichtung zu versinken, wir zittern nicht mehr bei dem entsetzlichen Schauspiel, wo der Welt allmächtiger Schöpfer sich selbst zum Opfer darbringen muß, um drohende Gefahren abzuwenden . . . Und was ist, es was das Menschenherz begehrt? Das Ganze zu kennen, von dem es selbst nur ein integrierender Theil ist. Kann es hoffen, dieses Ganze jemals anders zu verstehen als in dem Moment seines eigenen Mitwirkens in dem allgemeinen Zusammenhange? Kann ihm ein sichererer und erhabenerer Trost geboten werden, als sich selbst ein Atom in der Unendlichkeit und Ewigkeit zu wissen, unendlich und ewig wie diese? . . . Der künstliche Horizont der Märchen und Mythologien ist durch die Naturwissenschaften zerrissen. Unser Auge blickt hinaus in die Unendlichkeit — warum sie leugnen? Suche selbst unendlich zu werden, wenn Dich die Unendlichkeit umgiebt! Bald wirfst Du die Gedanken, die Ideen ausströmen fühlen in die Ewigkeit des Alls, du wirfst sie Wurzeln schlagen fühlen überall in den Gesetzen des harmonischen Kosmos, du wirfst mit ihm verwachsen unauflöslich, ewig, unendlich wie er und dich selbst erfüllen in bewußter Harmonie. Nicht nur jeder Blick, der uns mit

den Sternen verknüpft, jeder Athemzug, der die stets verjüngte Atmosphäre assimiliert, sichert das ewige Fortbestehen, sondern mehr noch, frei von allen planetarischen und kosmischen Schranken, die göttlichen Ideen, wodurch wir die Gesetze des Alls in uns produciren.“ (Der Mensch in der Geschichte I, 29).

Das mag Manchem auf den ersten Blick phantastisch und schwärmerisch vorkommen, völlig über die ängstlich gehütete Grenze der kritischen Erfahrung hinausgehend! Und dennoch hoffe ich im weiteren Verlaufe der Darstellung zu erweisen, daß wir es hier mit einer vielleicht poetisch angehauchten, aber der Begründung nach völlig wissenschaftlich exacten Auffassung der Welt zu thun haben. Vorläufig muß es genügen, wenn ich den für das Verständniß der ganzen Ethnologie maßgebenden Satz wiederhole, daß das wahre und eigentliche Object ihrer Untersuchung nicht das einzelne Individuum ist, sondern der gesellschaftliche Mensch auf den verschiedenen Stufen seiner socialen Entwicklung; und da diese verschiedenen Stadien letzten Endes wieder nur die Reflexe der geistigen Entfaltung, kurz des menschlichen Bewußtseins selbst sind, wie es sich in Recht und Sitte, Religion und Kunst bethätigt, so umfaßt unsere Wissenschaft von ihrem universellen psychologischen Standpunkt aus das psychische Wachsthum des menschlichen Geistes auf unserem Planeten. Und eben durch diese social-psychologische Formulirung wird der unmittelbare Zusammenhang des sonst haltlos im Leben schwebenden Einzelnen zu dem, wie Bastian sich ausdrückt, harmonischen Kosmos verbürgt, als dessen integrierendes Glied sich zu fühlen freilich nur Wenigen und auch diesen nur in weithervollen Stunden beschieden sein mag.

Wenn nun auch diese psychologische Basis und Auffassung sich nicht mehr rechtskräftig anfechten läßt, so wird es sich in zweiter Linie um die Beschaffung des Materials handeln, das der weiteren sociologischen Verarbeitung harret. Der große Schöpfer der Ethnologie in unserem Vaterlande hat nun wie kein Anderer durch eigene unermüdlige Thätigkeit die Bausteine für die künftige Wissenschaft herbeigeschafft. Rastlos bemüht auf seinen weltumspannenden Reisen die durch die verhängnißvolle Absorption der Civilisation rettungslos der Vernichtung geweihten Typen der Naturvölker in persönlicher Anschauung kennen zu lernen und von ihren etwaigen Erzeugnissen in den Museen zu bergen, was sich der Vergessenheit entreißen ließ, läßt er immerfort seinen mahnenden Ruf erschallen, nicht die Zeit zu versäumen, ehe es zu spät ist. Wie unglaublich rasch dieser nivellirende Proceß sich vollzieht, das mußte er selbst z. B. in Polynesien erleben, wo die europäische Gesittung alle originellen Blüten der höchst interessanten Inselwelt überwuchert hat, und das haben in unserem Jahrzehnt die Erfahrungen Wissmanns in Centralafrika wiederum bestätigt. Soll die Ethnologie wirklich mit der Sicherheit der inductiven Naturwissenschaft arbeiten, soll sie frei bleiben von den verhängnißvollen speculativen Trug-

schließen, an denen ja die Geschichte der modernen Philosophie so reich ist, so muß selbstverständlich der Stoff schier unübersehbar vor dem Forscher aufgeschichtet sein. In der That ist das für gewisse grundlegende Fragen schon jetzt der Fall, so daß nur nach dem Bestande des bisherigen Wissens mancher Bericht eines Reisenden ohne weitere Prüfung man könnte fast sagen, apriorisch bestätigt oder verworfen werden kann. Daß die Persönlichkeit des Berichterstatters selbst, wenigstens mittelbar, eine gewisse Rolle dabei spielt, ist zu natürlich, um weiterer Begründung zu bedürfen; aber eben deshalb ist es charakteristisch, daß man zu Folge einer zu einseitigen historischen Beurtheilung ein Verdict über einen Schriftsteller fällen konnte, dessen Glaubwürdigkeit im Uebrigen nicht bezweifelt wurde. So ist es z. B. dem Vater der Geschichte, dem alten Herodot, ergangen, der sich wegen seiner Bemerkung über die Lykier, daß sie sich nach ihrer Mutter nannten — und daß die Kinder einer Bürgerin mit einem Sklaven ebenbürtig wären, die eines Bürgers mit einer Sklavin aber nicht, die bittersten Urtheile über seine harmlose Einfalt hatte gefallen lassen müssen. Erst die comparative Behandlung dieser Streitfrage durch die Acten der Ethnologie hat die Ehre des vielverspotteten Historikers wieder hergestellt, indem sich jetzt auf einmal herausstellte, daß der fragliche Brauch thatsächlich eine weit verbreitete, bei den verschiedensten und zwar stammfremden Völkern der Erde wiederkehrende Rechtsinstitution war, nämlich ein Ausdruck eines für die primitiven Entwicklungsstufen äußerst wichtigen Princips, der Gynäokratie. Aber diese Umwandlung der ganzen Sachlage konnte natürlich erst erfolgen, als eben Material genug vorhanden war, um die bis dahin vielleicht auch noch gebrauchte Erklärung einer seltsamen Caricatur vollständig zu beseitigen. Freilich setzt hier eine immer noch falsch verstandene Methode der Rückschlüsse ein, die nach einem, auf den verschiedensten Gebieten der modernen Naturwissenschaft geläufigen und erfolgreich angewandten biogenetischen Grundsatz es gestattet, bei gleichen Wirkungen dieselben treibenden Ursachen vorauszusetzen, einerlei ob im Uebrigen der örtliche und zeitliche Zusammenhang sich entsprechen. Diese Theorie hat ganz besonders unter der Hand des bekannten englischen Forschers Edm. Tylor sich glänzend entwickelt, speciell durch das überaus fruchtbare Mittel der von ihm so benannten *survivals*, d. h. der charakteristischen Ueberbleibsel eines Brauches, die eben für das Auge des kundigen Forschers dadurch die innere Geschichte der die Sitte schaffenden Idee verrathen. Diese Reconstruction ist aber nur möglich, wenigstens in der unbegrenzten Anwendung, wie sie die moderne Ethnologie kennt, wenn über die gewöhnlichen Schranken der topographischen und historischen Auffassung hinweg eine gemeinsame, allgemein menschliche Perspective sich eröffnet, jene psychische Gleichartigkeit unserer Rasse, die selbst bis auf die merkwürdigsten Abirrungen hin sich nicht verleugnet. Nur unter dieser anerkannt ersten maßgebenden Voraussetzung (zu der unter anderen die schon früher erwähnte sociale Ver-

anlagung des Menschen gehört) kann eine derartige vergleichende Zeit und Ort ignorirende Untersuchung und Combination sicher und frei von phantastischen Einfällen arbeiten, ganz nach Art einer inductiven Disciplin; aber deshalb ist um so mehr, wie bereits angedeutet, eine nüchterne Beschränkung auf die wissenschaftlich exacten Probleme erforderlich. Betrachten wir aber diese bedingt durch die allen Zweifeln entrückte sociale Natur des Menschen, so würden nach diesem Maßstab alle die jetzt vielfach so beliebten Erörterungen über die Stadien, welche vor diesem Punkte liegen, z. B. über den Urmenschen, von den Aufgaben der kritischen Forschung ausgeschlossen werden müssen. „In allen Naturgegenständen, die zum Studium gestellt sind, räthselst das Denken an sich selbst herum, an den Problemen eigener Existenz im Dasein. In mehr oder weniger bewußtem oder unbewußtem Gefühl einer solchen, menschliche Bestimmung ausfüllenden Aufgabe lockt leicht die Verführung, im Sturmesangriff zu nehmen, was nur nach langsam umständlich beschwerlicher Arbeit methodischen Forschers am Endziel desselben mit der Siegespalme lohnen kann und wird. So wird die Ursprungsfrage vorangestellt und dadurch in alle Systeme der Speculation ihr *πρώτον ψεύδος* eingeführt, da unendliche Reihen zu öffnen haben, so lange nicht der Calcül einer Integral- und Differentialrechnung zu ihrer Vemeisterung erfunden ist.“ (Die Lehre von den geographischen Provinzen, Berlin 1886, S. 57). Diesen verhängnißvollen Sprung in's Metaphysische, welchen die neuere Naturwissenschaft in der That gelegentlich nicht gescheut hat, verurtheilt Bastian somit auf das Schärfste, während er im Uebrigen ein offener Anhänger des großen Darwin ist. Diesen speculativen Erfindungen gegenüber hat er in den sogenannten „geographischen Provinzen“ einen festen Ausgangspunkt für die Ethnologie geschaffen. Er versteht darunter die verschiedenen topographischen Variationen des Menschengeschlechts, wie es sich trotz seiner allgemeinen psychischen Gleichartigkeit doch unter den einzelnen Himmelsstrichen äußerlich und innerlich abweichend gestaltet hat. „Die geographischen Provinzen ergeben sich als gefegliich umschriebene Areale, innerhalb welcher als Gesamtproduct physikalischer Agentien im gezogenen Facit ein fest geprägtes Product organischen Typus in die Erscheinung tritt, mit der Pflanze in botanischer, mit dem Thiere in zoologischer Provinz und mit dem Menschen in anthropologischer (unter der in Geschäftsbewegung gezogenen Weite ethnologischen Horizontes). (Die Welt in ihren Spiegelungen, Berlin 1887, S. 101). Allerdings wird es häufig sehr schwierig sein die inneren Beziehungen zwischen dem geistigen Verhalten des Menschen und der umgebenden Natur (*monde ambiante* oder *surrounding*) zu bestimmen, und auch hierin sind früher die Versuche gerade nicht immer glücklich ausgefallen (so trotz aller umfangreichen Gelehrsamkeit noch bei Th. Buckle); aber diese anfängliche Schwierigkeit und Dunkelheit wird schwinden, je mehr eben das zur Vergleichung verfügbare Material zunimmt. „Als mit Beginn

ernstlicher Forschung in der Ethnologie das darin angesammelte Material sich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerksamkeit bald gefesselt durch die Gleichartigkeit und Uebereinstimmung der Vorstellungen, wie sie aus den verschiedensten Gegenden sich mit einander deckten, unter ihren localen Variationen. Früher war man durch solche manchmal bei oberflächlicher Beobachtung getäuscht worden, mit näherem Eindringen ließ sich bald jedoch die nur local bedingte Färbung von dem überall gleichartigen darunter waltenden Gesetz scheiden. Anfangs war man noch geneigt, wenn frappirt, vom Zufall zu sprechen, aber ein stets wiederholter Zufall negirt sich selbst. Dann wunderte man sich über die wunderbaren Coincidenzen, und bald war, wie immer der geheime Bautrieb bereit, seine Hypothesen aufzustellen, in Uebertragungen und Künsteleien monströse Völkerbeziehungen schürzend. Dies war der gefährlichste Feind für den gesunden Fortschritt der Ethnologie, besonders auf so schlüpfrigem Gebiet wie das Psychische . . . Jetzt in Folge des sich theilweise erschöpfenden Materials haben leitende Gesetze sich von selbst zusammengeschlossen und dürfen so, als nicht mit subjectiver Absicht, sondern rein objectiv gewonnen, auf naturgemäße Begründung Anspruch machen. Von allen Seiten, aus allen Continenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschengedanke entgegen, mit eiserner Nothwendigkeit . . . Allerdings ist unter klimatischen (oder localen) Variationen anders die Tanne des Nordens, anders die Palme der Tropen; aber in beiden schafft ein gleiches Wachsthumsgesetz, das sich für das pflanzliche Ganze auf wissenschaftliche Normen zurückführen läßt. Und so finden wir den Griechen unter seinem heiteren Himmel von einer anderen Götterwelt geistiger Schöpfungen umgeben, als den Scandinavier an nebliger Küste, anders die Mythologie des Inders in wunderbaren Gestaltungen des Urwalds, um diesen zu entsprechen, und so über weite Meeresflächen treibend die des Polynesiens. Ueberall aber gelangt ein schärferes Vorbringen der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihrem primären Elementargedanken, unter dem Gange des einwohnenden Entwicklungsgesetzes, festzustellen für die religiösen ebensowohl, wie für die rechtlichen und ästhetischen Anschauungen. Also diese Erforschung der in den gesellschaftlichen Denkschöpfungen manifestirten Wachsthumsgesetze des Menschengesistes, das, wie gesagt, bildet die Aufgaben der Ethnologie, um mitzuhelfen bei der Begründung einer Wissenschaft vom Menschen! (Der Völkergedanke, im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen Berlin 1881 S. 8 ff). Deshalb betrachtet auch unser Forscher seine ganze riesenhafte Arbeit als Material zu einer Gedankenstatistik, im Ueberblick dessen, was in Religion und Philosophie auf dem Erdenrund jemals und überall gedacht ist; als eine (freilich noch in ihren ersten Grundzügen kaum begonnene) inductive Geschichte der menschlichen Vernunft, frei von allen historischen und linguistischen Schranken, eine Entwicklung des menschlichen Geistes.

Aber wird mit dieser, wenn auch kühnen, so doch nicht unbedenklichen Gleichgiltigkeit gegen die gleichsam durch die Natur vorgeschriebenen Rubriken der geschichtlichen Betrachtung nicht ein wildes Chaos der buntesten Willkürlichkeiten und Widersprüche heraufbeschworen? Diese Befürchtung ist es namentlich, welche seitens des streng geschulten Historikers immer noch, wie schon bemerkt, eine unbefangene Würdigung der Ethnologie erschwert. Zunächst muß man sich erinnern, daß unsere Wissenschaft es in erster Linie mit den Anfängen der socialen Entwicklung zu thun hat, die eben, wie verschiedentlich hervorgehoben, durchweg eine überraschende Gleichförmigkeit zeigen, die Geschichtswissenschaft dagegen mit den complicirteren Gebilden einer besonderen völkergeschichtlichen Differenzirung; je weiter vorgeritten diese ist, desto individueller muß sie sein und demgemäß von anderen charakteristisch abweichen. Sodann ergibt sich ohne weiteren Beweis von selbst, daß jene vergleichende, psychologische Behandlung keines besonderen Rahmens mehr bedarf, wie ihn die Historiographie in der Chronologie besitzt; was sollte sie auch mit der Zeitbestimmung, wo es sich nur um die Feststellung allgemeiner psychologischer Gesetze handelt? „Als erste ist hier die Frage zu stellen, wie weit ein geschichtlicher Gesichtspunkt in die Ethnologie überhaupt hineingetragen werden darf oder wie weit er für dieselbe zulässig ist. Jedenfalls doch nur soweit, wie eine geschichtlich gesicherte Basis gebreitet ist als an sich erforderliche Unterlage, um überhaupt festen Fuß zu fassen. Die Geschichte hat aus den verschiedenen Epochen ihrer Geschichtsvölker die Documente vor sich liegen, und ihre Kunst erweist sich darin, den hier historisch verbindenden Faden für belehrende Aufklärungen weiter zu weben. Dieser ganze Apparat fällt von vorne herein aus, wenn es sich um schriftlose Naturvölker handelt. Wir treffen sie so, wie sie beim Auftauchen in der Entdeckung sich für die Darstellung gestaltet haben, vielleicht noch mit dem schwachen Nachhall einiger Traditionen in die legt vergangenen Jahrhunderte zurück. Darüber hinaus Alles dunkle Nacht, das Rollen des Po im polynesischen Ausdruck. Was also wäre hier alt, was jung? . . . Uralt klingt meinem Ohr das, worin Ursprüngliches noch tönt, und uralt deshalb jene Liederklänge Hawaiis, gleich alt vielleicht mit denen Hesiods . . . Die Ethnologie hat nun aber, um ihre wissenschaftliche Behandlung durch die Induction zu ermöglichen, solche ethnische Geistesorganismen zu sammeln, typischoriginell in sämtlichen Variationen, um dann mit den Differenzen ihre Differentialgleichungen anzusetzen. Das Entscheidende über die Originalität des Typus liegt dabei für uns klar verständlich darin, das Bild der Naturstämme ungetrübt zu gewinnen vor dem Contact mit unserer Civilisation oder, da dies unthunlich ist, in diesem Moment des Contactes selbst.“ (Zur Kenntniß Hawaiis, Berlin 1883, S. 125 ff). Für die Probleme der vergleichenden Ethnologie hat die Begrenzung des Stoffes nach den Tafeln der sogenannten Weltgeschichte durchaus keinen

Werth und Sinn. Handelt es sich z. B. um das Vorkommen irgend einer bedeutsamen sittlichen oder rechtlichen Institution, sagen wir des Patriarchats, so ist es offenbar ganz gleichgiltig, weil für das Wesen dieses sociologischen Begriffes nichts sagend, ob ich die einzelnen Völker, bei denen diese Structur nachweislich vorkommt, innerhalb ihrer geschichtlichen Chronologie aufführe, also die Lykier z. B. neben die heutigen Malayen auf Sumatra setze. Dagegen ist entscheidend die gleich sociale Organisationsstufe, die eben über die Rassen- und Zeitunterschiede hinweggreift und in gewissen allgemein menschlichen Anlagen biologischer und socialer Natur sich letzten Endes begründet. „Während die Ethnologie die psychischen Elementarvorgänge im Menschenleben comparativ für die einzelnen Kreislagen überblickt und in jedem derselben nach den Anlagen einwurzelnder Reime genetisch verfolgt, liegt es der concreten Geschichte ob, der aus den Resultaten geographischer Natureinflüsse für den Wildzustand sowohl, wie aus den geistigen Motoren der in Rechtswirkungen erblühenden Cultur geschürzten Knoten des Problems für jeden einzelnen Fall erklärend zu lösen.“ (Allg. Grundzüge der Ethnologie, Vorrede S. 11. Berlin 1884). Deshalb kann auch bei einigermaßen vorurtheilsfreier Prüfung des Thatbestandes zwischen der universellen ethnologischen und der chronologischen und topographisch bedingten historischen Auffassung kein Streit bestehen, sondern es müßte — was leider aber nicht zutrifft — das beste Einvernehmen herrschen.

Das wäre in großen Zügen die kritische Begründung der Methode der naturwissenschaftlichen, auf dem weiten Material der Vergleichen fußenden Psychologie der Ethnologie; ihre Aufgabe aber hier auch dem ganzen Umfange nach schildern zu wollen, würde uns selbstredend viel zu weit führen. Es muß vielmehr genügen, wenn wir aus der unendlichen Fülle des Stoffes nur einige besondere interessante Capitel herausheben, um in ihnen zugleich die Bildung und Entwicklung unserer religiösen und sittlichen Ideen zu veranschaulichen. Abstrahiren wir, soweit dies eben möglich ist, von dem ganzen Gewebe unserer speculativen Begriffe, die uns fest umschlingen, suchen wir den Endpunkt dieser logischen Gebilde zu erfassen, indem wir uns die Frage vorlegen: welches sind die einfachsten Grundzüge des Weltbildes, wie es sich im Kopfe eines von der Bildung noch nicht verfälschten Naturmenschen abspiegelt? Darauf antwortet Bastian folgendermaßen: „Indem der Wilde in der analytischen Zerlegungsarbeit dessen, was er vor sich sieht, rasch erschläft, indem er die Existenz des Unbekannten als solchen zugiebt und mit den zugetheilten Namen in seine Gedankenreihen einführt, so hat er sich damit selbstwillig einen Despoten gesetzt, dem er knechtisch und demüthig zu dienen hat, ehe es dem Denken später einmal gelingen wird, ihn in seine constituirenden Elemente aufzulösen und dieselben im fortschreitenden Verständniß zu bemeistern. Der Mensch lebt im Horizont seiner eigenen Anschauungen, innerhalb der objectiv projectirten Schöpfungen, die ihn in einer engen Kreislinie festbannen, bis

er sich aufschwingt, die Identität der subjectiven Gesetze mit denen des Kos zu erklären. Er ist stets von den Vorstellungen beherrscht, die in ihm das Uebergewicht gewinnen, in dem Studium edelster Humanitätsblüthe sowohl, wie in dem kryptogamischen der Wilden. Mit Aufnahme des Unbekannten hat der Wilde eine unbegrenzte Größe in seine Gedankenreihen zugelassen, ein X von nicht definirtem und nicht definirbarem Werthe, das bei allen geistigen Berechnungen, bei jedem Abwägen neben einander schwingender Gedankenreihen für diejenigen, worin es eingeht, den Ausschlag geben, diese als die schwerste zur dominirenden machen muß. Der Wilde ist fortan rettungslos der Tyrannei dieses Unbekannten unterworfen. Er sieht es überall um sich, aus jedem Naturgegenstand hervorblickend, er wagt keinen derselben zu berühren; selbst die Pflanze, die als Nahrung zur Lebensunterhaltung nothwendig ist, darf nur unter fühnenden Cerimonien gepflückt werden.“ (Beiträge zur vergleichenden Psychologie S. 9 ff). Deshalb fühlt sich der Naturmensch auch immer unter Seinesgleichen am wohlsten, während alles Anomale — sei es übermenschlich, sei es cretinhast verkümmert — ihm ein unbestimmtes Furchtgefühl erweckt. Daher auch der übermächtige, ergreifende Eindruck, welchen der Tod auf seine sensible Phantasie ausübt. „Wenn der Nebenmensch (mit dem er bis dahin ruhig formlos verkehrt hat) dem Tode anheim fällt, dann ist diese Identität gebrochen, dann sieht er auch in der körperlichen Hülle seines bisherigen Mitmenschen ein ihm fremdes Naturobject, dann fühlt er auch aus ihm den Schauer des Unbekannten ausströmen, und dann bringt er zitternd Huldigung dar, bis eine edlere Weltanschauung die Ahnen der Abgeschiedenen aus spukenden Gespenstern in gütige und schützende Heroen verwandelt.“ Und wie der Tod dem Wilden nur erklärlich ist als ein plötzlicher Eingriff in den normalen Lauf des Lebens, so ist für ihn auch die Krankheit das Werk eines schadenfrohen Dämonen, gegen den selbst die heilkräftige Fürbitte eines Priesters oft machtlos ist. So erklärt sich unter dem Hinzutritt anderweitiger Momente (z. B. von Traumercheinungen) oder Analogien körperlicher Art (z. B. des Athems und Blutes) der extreme Spiritualismus, vermöge dessen die regsame Einbildungskraft des Wilden die ganze ihm zugängliche Welt bevölkert mit einer Schaar geistiger Wesen, von den fragenhaft verzerrten Gestalten eines blöden Fetischismus bis zu den erhabensten, im Lichte dichterischer Verklärung hellglänzenden göttlichen Gestalten, wie sie uns in bunter Fülle die Mythologien der verschiedensten Völker aufbewahrt haben. In den Göttern lebt und spiegelt sich der Mensch, und deshalb ist die Geschichte seiner Religion zugleich auch unmittelbar ein getreues Bild seiner gesammten geistigen und sittlichen Entwicklung. Aus den ursprünglich auf einen engen Bezirk beschränkten divi manes wird dann im Laufe der Zeit, durch Verschiebung localer Beziehungen und Bildung von größeren Stammesgenossenschaften ein göttlich verehrter Hero und in noch weiterer Ausdehnung für ein ganzes Volk ein siegreicher Gott, der im Kampfe mit den

Rivalen sich als der mächtigere erweist und die alten Olympier entthront. Diese sinken dann im Volksglauben zu Potenzen zweiten und dritten Ranges herab, oder sie werden in scharf dualistischen Systemen gar zur Hölle hinabgeschickt — das widerfuhr z. B. den indischen Gottheiten bei den Persern. Auf der anderen Seite entwickelt sich mit der steigenden Civilisation und der philosophischen Schulung des Glaubens der Begriff der Seele in immer neuen Formen weiter, bis er in der furchtbarsten, alle persönliche Freiheit schlechterdings ausschließenden Härte der Metempsychose (wie in den ägyptischen und indischen Systemen) gipfelt; hat doch gerade die verheißene Erlösung von diesem entsetzlichen Kreislaufe der Existenzen dem Buddhismus, der dafür die Ruhe des unpersönlichen Nirwana einsetzte, die ungezählten Schaaren seiner heilsbedürftigen Befenner in die Arme getrieben. Und doch war in dieser ursprünglich altheidnischen Religion die alte Idee der Wiedergeburt so wirksam, daß selbst hier in der sich ewig erneuernden Person des Dalai Lama der fleischgewordene Gott den Gläubigen bis an das Ende aller Sage erscheint.

Wie so die vergleichende Ethnologie das Wachsthum der religiösen Ideen in ihren verschiedenen Entfaltungen als einen naturgesetzlichen, jeglicher individuellen Willkür entrückten Proceß kennen gelehrt hat, so eröffnet sie uns zugleich einen vollen Einblick in die Struktur des gesellschaftlichen Lebens; und damit in die Einrichtung des Rechts. Auch hier wird man sich gewöhnen müssen, von der bisherigen, nur speculativen Ableitung aus bestimmten apriorischen Wahrheiten Abstand zu nehmen und die einzelnen Rechtsbestimmungen vielmehr als concreten Niederschlag der socialen Gesetze aufzufassen. Daher wechselt der Inhalt dieser Normen je mit dem Charakter dieser maßgebenden socialen Verhältnisse, und was der einen Stufe als heilig und billig erscheint, verfällt auf der anderen strenger Abndung. Anfanglich auf den kleinen Bezirk der blutsverwandten Stammesgenossenschaften beschränkt, die sich, soweit eben möglich, nach Außen hermetisch abschließen, tritt mit dem Einsetzen erogamischer Ehebündnisse und dem Abschluß eines damit bedingten Handelsverkehrs eine Erweiterung dieser engbegrenzten Rechtsätze ein, bis aus den kleinen Verbänden im Laufe der Zeit sich ein Volksthum unter monarchischer Verwaltung entwickelt. „Unter Einsetzen geschichtlicher Bewegung erhält das Königthum dann eine völlig veränderte Phasenwandlung, durch Herabsinken der eingeborenen Schichtung beim Ueberstieben einer aristokratischen der Eroberung, deren siegreicher Leiter, als Fürst auf den Schild erhoben, nun die Getreuen des aus den Gleichaltrigen gebildeten Gefolges mit Landesvertheilungen belohnt und so bei der Besitzergreifung auf Terrain die Institutionen des Feudalismus auf historischen Boden verpflanzt.“ (Allg. Grundzüge S. 49). Und auch hier, wie in der Mythologie finden sich trotz der unendlichen Abweichungen in den einzelnen Volkstypen gewisse schlechthin universelle Bestimmungen des socialen Lebens, die sich überall wiederholen. Zu solchen primären oder Elementar-

gedanken gehört (um den Bastian'schen Ausdruck beizubehalten) z. B. die eigenthümliche matriachale Struktur der primitiven Geschlechtsgenossenschaften mit stark ausgeprägten communistischen Zügen, die Entwicklung der Häuptlingschaft, des Feudalismus in seinen verschiedenen Verzweigungen, des Priesterkönigthums u. s. w. Rasse und Jahrhundert spielen auch hier keine Rolle; entscheidend ist nur die gleiche sociale Organisationsstufe, ob sich diese nun bei den Chinesen, Germanen, Malayen oder anderen völlig stammfremden Völkern vorfindet.

Zum Schluß noch ein Wort über den viel angefochtenen Stil Bastian's. Freilich, wer seine Schriften als bloße Unterhaltungsllectüre benutzen wollte, eine bunte Folge von Reiseabenteuern erwartend, der würde sich schwer getäuscht sehen; aber auch für die Vertreter anderer wissenschaftlichen Disciplinen älteren Datums, wie Geschichte und Philologie, ist die abfällige Kritik sehr wohlfeil, da sie selbst in ausgetretenen Gleisen wandern. Anders hier in einer neuen, kaum gegründeten Forschung, wo erst die jüngste Gegenwart die Grundsätze der methodischen Unterjuchung festgesetzt und begründet hat; und eben aus diesem Grunde sind diese Vorwürfe ungerechtfertigt, weil es unserem Gewährsmann in erster Linie, wie er öfter ausgesprochen, nur auf eine möglichst ausgedehnte Materialansammlung ankommt, während er die formelle Abrundung und Verarbeitung der gesammelten Schätze gern der Zukunft überläßt. Endlich darf man nicht vergessen, daß für eine so weit ausschauende Vergleichung, wie sie eben dem Altmeister der Ethnologie möglich ist, wo von allen Seiten die gleichartigen Ideen und Parallelen von selbst sich aufdrängen, die Schwierigkeiten einer klar abgegrenzten Anordnung eine unendlich viel größere ist, als für den engen Bezirk der meisten historischen und linguistischen Fächer. Ja diese Gefahr wächst um so mehr, als sich die Probleme der psychischen Anthropologie, wie wir hoffentlich erwiesen haben, auf das engste mit den dunkelsten Fragen der Erkenntnistheorie berühren und somit geeignet sind, eine vollständige Umwälzung der ganzen Weltanschauung herbeizuführen.





Die Kelten in Süd-Oesterreich.

Ein Capitel europäischer Urgeschichte.*)

Von

Moriz Hoernes.

— Wien. —

I.



Für das Auge des Historikers steht hinter jeder geschichtlichen Größe eine dräuende Schattengestalt, die — Nachrichten und Erbe zugleich — sich allmählich verdichtet und riesig answillt, bis jene zum Falle reif und ihre eigene Zeit gekommen ist, die Zeit, in der sie, von der Weltsonne beschienen, hervortritt und in das Antlitz der Erde ihre Fußtapfen eindrückt. So stehen die Nordvölker Europas hinter jenen des classischen Alterthums. Während die altclassischen Völker zur Bewunderung aller Folgezeiten an der Erfüllung ihrer Mission arbeiteten, die edle antike Gesittung schufen, den Orient hellenisirten und Italien als den Sitz einer künftigen Weltmacht einrichteten, weiterleuchtete es schon hinter den Bergen, welche die Landfeste unseres Erdtheils von den Halbinseln im

*) In den Tagen vom 5. bis 10. August findet in Wien ein gemeinsamer Congreß der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft statt, welcher zugleich die XX. regelmäßige Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft bildet. Die Wahl dieses Versammlungsortes rechtfertigt sich unter Anderem durch den außerordentlichen Reichthum an urgeschichtlichen Denkmälern, welche in Wien aufgesammelt sind. Dieselben wurden größtentheils in den letzten Jahren für die prähistorische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums durch umfassende Ausgrabungen im Süden der Monarchie gewonnen. An diesen Arbeiten, die von allen Urgeschichtsforschern Europas — dem Altmeister dieser Wissenschaft in Deutschland, Herrn Rudolf Virchow, voran — als epochemachend anerkannt wurden, hat der Verfasser seit einer Reihe von Jahren durch Leitung verschiedener Ausgrabungen

Süden abscheiden, wie von einem bis in die Wolken geschwungenen Nichtbeil; und manchmal dröhnte ein dumpfer Donnerschlag wie zur Verkündigung, daß das Gewitter sich nicht verziehe, sondern herannahe. Ein solcher Donner, vor dem Italien erbebte, war der Einbruch der Kelten unter Brennus am Beginne des vierten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung. Das junge Rom sank wie gebendet in die Kniee; aber alsbald raffte es sich wieder empor, ergriff Schild und Schwert und begann den Vernichtungskampf gegen die flachshaarigen Eindringlinge. Nicht lange nachher vernahm auch der Osten der antiken Welt ein fernes Grollen. Als Alexander, des Philippus Sohn, auf seinem Feldzuge gegen die jenseits des Balkans wohnenden Thraker weit in den Norden der Halbinsel vordrang, kamen, wie Ptolemäus-Lagi (bei Strabo Buch VII. pag. 301) berichtet, Kelten, die um die Adria herum sesshaft waren, zu dem Könige, um Freundschaft und Gastverbindung mit ihm zu schließen. Der große Alexander nahm sie freundlich auf und unterhielt sich mit ihnen beim Trinkgelage, wobei er unter Anderem fragte, was sie am meisten fürchteten. Er erwartete, sie würden ihn selbst als den Gegenstand ihrer größten Sorge bezeichnen. Die Kelten vom Rande der Adria antworteten jedoch: „Nichts! außer, daß etwa der Himmel einstürze.“ Doch würden sie die Freundschaft eines Mannes, wie des Königs von Macedonien, über Alles hochschätzen! Dieses Wort erinnert an den Ausspruch, welchen vor nicht langer Zeit der größte Deutsche im Hinblick auf drohende, kriegslustige Grenznachbarn gethan hat. Strabo citirt es als Beleg für die furchtlose Geradheit und derbe Unerforschlichkeit der nordischen Barbaren nebst anderen Zeugnissen „einer gewissen volksthümlichen Einfalt“, wodurch sich die Nordländer nach der Meinung dieses Griechen von den Südvölkern auszeichneten. Es ist ja bekannt, daß die Hellenen in Mythen und dunklen Nachrichten seit uralter Zeit bei den Volksstämmen, die hoch oben „jenseits des Boreas“ hausten, eine Art Paradies der schlichten Bieberkeit und Gerechtigkeit vermuthet haben. Und mit Recht sagt Kaspar Zeuß von der Urzeit der Kelten und Germanen: „Als Herodot am Pontus nach den Völkern der Nordwelt forschte, saßen sie, von dem wißbegierigen Wanderer nicht einmal erfragt,

und durch Mittheilung ihrer Ergebnisse in Fachzeitschriften theilgenommen. Hier versucht er es, eines der wichtigsten Probleme der österreichischen Prähistorie, nämlich die Ablösung des sogenannten „Hallstätter“ Formenkreises durch die La-Tène-Kultur“ und den Charakter der letztgenannten an der Hand der Fundthatjachen für ein größeres Publicum darzustellen. Er hofft dadurch etwas dazu beizutragen, daß die Ziele jenes Congresses in einem weiteren Kreise bekannt werden, und daß seine Früchte jene allseitige Theilnahme finden, welche sie gewiß verdienen werden. Die Resultate zahlreicher von Wien, Laibach und Triest aus unternommener Localforschungen an specifischen La-Tène-Kulturstätten harren überzeit noch ihrer Publication, werden jedoch den Besuchern des Congresses durch Autopsie zugänglich sein. In den Ausstellungen und Verhandlungen desselben wird man sonach auch die Illustrationen und näheren Ausführungen des hier behandelten Gegenstandes finden.

in ruhiger Stille an den Nordküsten, ebenbürtig den gebildeten Völkern des Südens, welche ihre bewunderten Geistesdenkmäler durch die glücklich unter ihnen entwickelte Buchstabenschrift der Nachwelt überlieferten und in der üppigen belebenden Natur des Südländes sich der Ausbildung der Rede und Kunst zuwandten, während jene im rauheren Norden, von der Vorsehung wie zum Kriegswerkzeug aufbewahrt, um eine neue Weltgestaltung herbeizuführen, als kräftige Naturjöhne lebten.“

Die Neuschöpfung der gealterten „classischen“ Welt durch die Völker Mittel- und Nordeuropas vollzog sich unter furchtbaren Erschütterungen, nach einem Ringen Brust an Brust, aus welchem die antike Welt Anfangs siegreich hervorzugehen schien. Seit jene gallischen Kelten, wie eine erste Volkswoge, die den unbesicherten Strand überspült, in Italien und später in Griechenland eindrangen und bis nach Asien hinüberflutheten, machte die Welt des Südens immer entschiedener Front gegen den Norden und baute Damm auf Damm, schob ihre Wehren und Schutzbauten immer höher hinauf in die unwirthlichen Gebirgs- und Waldländer Mitteleuropas. Erst mußten die Alpen, dann die Donau und der Rhein als unverletzliche Grenzscheide gegen die Barbaren Italien, Hellas und alle im Kreise um das Mittelmeer gelagerten, von hellerem Sonnenstrahl beschienen Landschaften vor dem Einbruch der Nachtvölker decken. In diesem Ringen wurde die erste Schlachtenreihe der letzteren, die Kelten (samt den, was sich von germanischen Stämmen gewaltsam dazwischen schob, wie die Cimbern und Teutonen) nahezu völlig aufgerieben, nicht vernichtet, aber atomisirt, seiner Selbstständigkeit beraubt, durch Kriege gebrochen, unterworfen und assimilirte. Dieser Akt des großen Dramas, mit dem die neuere Geschichte beginnt, füllt eines der ältesten, aber auch der merkwürdigsten Capitel in den Rollen, welche die Geschichte unseres Vaterlandes aufgezeichnet bewahren. Der allgemeine Hergang der Ereignisse ist längst erkannt und in den äußeren Zügen nach den Berichten alter Schriftsteller unzweifelhaft festgestellt. Die südlichsten Theile des gegenwärtigen Kaiserstaates Oesterreich, die Ostalpenländer und das Küstengebiet, waren in den ältesten Zeiten, aus welchen uns Völkernamen überliefert sind, bewohnt von Stämmen, die — den Südvölkern verwandt — gleichsam eine Vormauer derselben gegen den Norden bildeten. So saßen in Tirol und der Ostschweiz die Rhätier, ein Volk gleicher Abstammung wie die Etrusker, die auf der südlich angrenzenden Halbinsel seit unvordenklicher Zeit eine wichtige Rolle gespielt und durch Uebernahme ägyptischer und nordasiatischer (später griechischer) Culturelemente dem Einfluß des Orients auf das Abendland eine breite Bahn geöffnet haben. So dehnten sich weiter östlich von den Rhätiern, in Kärnten, Krain und auf dem Küstenlande die Illyrier aus, lange Zeit in ununterbrochenem Zusammenhange mit ihren Stammesbrüdern, welche an der Ostküste Italiens hinab bis an's Ende der Halbinsel und ebenso im Westen der Balkanhalbinsel bis zu den Grenzen der griechischen

Zunge festhaft waren. Diesen Völkern fiel ein eigenthümliches Loos. In der Urzeit, deren Schleier durch Ausgrabungen und tiefere Quellenstudien zu lüften, erst unseren Tagen vergönnt war, befanden sie sich im Besitze gleicher Cultur mit den nachmals classischen Südvölkern. Jene alterthümlichen Lebensformen, welche in den Gesängen Homers unserer Anschauung erschlossen sind, herrschten gleichmäßig im Ursprungsgebiet dieser Lieder, wie bei den nördlichen Nachbarn der Griechen, den Thrakern und Illyriern. Der Verbreitungsbezirk dieser Cultur in Mitteleuropa scheint sich ungefähr mit dem zu decken, was man nach dem Formenschatz des reichsten urgeschichtlichen Fundplatzes in Europa als „Hallstätter Culturkreis“ bezeichnet hat. Der Stil dieses Lebens und dieser Kunst, die uns auch höchst belehrende figürliche Darstellungen hinterlassen hat, ist im Vergleich zur späteren classischen Civilisation ein primitiver, archaischer. Er beruht in der Hauptsache auf einem Fortleben jener Erscheinungen, welche in einer früheren Periode der menschlichen Kraftentfaltung, der sogenannten Bronzezeit, sich ausgebildet haben, und ist bereichert durch die Aufnahme des Eisens unter die zu Waffen und Werkzeugen verarbeiteten Stoffe, sowie durch einen (namentlich in der ästhetischen Seite des Lebens) unverkennbar hervortretenden Einfluß des semitischen Orients. Diese alterthümliche Stufe wurde unter der wärmeren Sonne des Südens bald überwunden, und spät erst, in unserer überall auf den Grund eindringenden Gegenwart, sind sie, tief unter dem Schutt der späteren Cultus- und Wohnstätten in Unteritalien wie auf der Peloponnes wieder zu Tage gefördert worden.

Bei jenen nördlichen Stämmen, namentlich bei den Illyriern, blieb aber diese seltsam gemengte Cultur mit ihrer Technik und ihrem Stile noch lange in Geltung. Es trat hier, nachdem ein gewisser Höhepunkt der Entwicklung erreicht war, ein Stillstand ein, der für die geschichtliche Betrachtung nothwendig die Form eines Rückschrittes annimmt. Denn während die süblichen Nachbarn und Stammverwandten dem Gipfel antiker Größe zueilen, werden jene Andern arme und verachtete Barbaren. Durch die Entwicklung der griechischen Colonisation, durch das herrische Auftreten der ackerbautreibenden hochcivilisirten Hellenen an den Nordküsten der mittelländischen Gewässer bildet sich dann jener scharfe und feindselige Gegensatz heraus, der die Eingeborenen gleichsam in die Wüste zurücktrieb und alle Verbindungen mit ihnen aufhob. Der nordische Bernstein, den die illyrischen Stämme sonst den Griechen zubrachten, wird nicht mehr geschätzt. Sie arbeiten noch emsig in ihrer alten vorzüglichen Metalltechnik fort, aber sie machen keine Fortschritte, keine Erfindungen mehr; selbst wo sie sich zu bildlichen Darstellungen aufschwingen, verfallen sie einer unfähigen Dürftigkeit der Motive, die auf einige uralte Vorbilder zurückgehen. So erscheinen sie reif zum Falle; und die Geschichte säumt nicht, dieses Urtheil zu vollstrecken. Die Vormauer der Südvölker wird von zwei

Seiten unterwühlt und durchbrochen: von Norden her durch den Andrang der Kelten, von Süden durch die Machtausbreitung Roms. Die italischen Illyrier werden hellenisirt und später romanisirt, der illyrische Staat auf der Balkanhalbinsel von den Römern bezwungen; in das Gebiet der nord-illyrischen Stämme sind schon früher die keltischen Eroberer zerrüttend und auflösend eingebrungen.

Dieses geschah ungefähr um dieselbe Zeit, wie jener Stoß in's Herz Italiens, vor welchem Rom betäubt hinsank. Damals hat das gallische Nordvolk in ungestümem Anprall auf weite Strecken die Schranken niedergebrochen, welche ihre Heimat von den blühenden Südländern trennten, und zum Theil von den letzteren Besitz genommen. Es war ein äußerlich sehr ähnliches Vorspiel der großen constituirenden Völkerwanderung, als deren Hauptactoren viele Jahrhunderte später die germanischen Völker auftreten. Und im Grunde ist die Ähnlichkeit der beiden Ereignisse, wie verschieden auch ihre Dimensionen, Hauptrichtungen und Consequenzen gewesen sind, nicht bloß eine äußerliche. Es ist sehr bedeutsam, daß uns von den alten Schriftstellern des Südens nahezu die gleichen anthropologischen Merkmale für Kelten und Germanen überliefert werden. Physisch von gleicher Beschaffenheit wie die Germanen, welchen sie nach den Zeugnissen des Cäsar und Tacitus ehemals überlegen waren, haben die Kelten durch ihre längere Sesshaftigkeit im milden westlichen Europa und wahrscheinlich auch durch die Herrschaft über eine dort einheimische schwächere Rasse, von der sie ihre Felder bestellen ließen, manche der strengen Tugenden abgelegt, welche die Germanen im rauhen Norddeutschland treu bewahrten. Die gleiche Wucht des Ansturms, aus dem gleichen Schooß entsprungen, fällt doch nicht mit dem gleichen Gewicht in die Waagschale, da nicht dieselben Qualitäten hinter ihr stehen. Es war zu allen Zeiten das Schicksal Frankreichs, zweigrundverschiedene Rassenelemente zu beherbergen, von welchen das eine, herrschsüchtig und kriegslustig, voll Energie, aber durch den Contact mit dem anderen Elemente moralisch geschwächt, seine Unternehmungen in die Ferne richtet und Europa erschüttert (Kelten- und Frankenzüge, Kreuzzüge, Napoleon I!), während das andere, emsig und friedfertig, die fruchtbare Scholle bebaut und die Wunden heilt, welche jenes dem Nationalwohlstande schlägt.

Die Vorläufer und prähistorischen Urbilder der Kriegsschaaren Karls des Großen, Gottfrieds von Bouillon und des corsischen Dictators zogen von ihren Sitzen am westlichen Ocean aus und schlugen verschiedene Wege ein, wie dies bei planlosen, elementaren Bewegungen fast natürlich ist. Ein Theil stieg über die grajischen Alpen in die Paduslandschaft hinab und gründete sich dort auf Kosten der Etrusker neue ausgedehnte Wohnsitze. Andere Massen wälzten sich über den Rhein, und die Donau, an deren fruchtbaren Geländen sie sich niederließen, ward ihnen, was jenen Anderen der Hauptstrom Oberitaliens. In späterer Zeit erzählte man

ihre Wanderungen in Gestalt einer Geschichte von den beiden Königsneffen Bellovesus und Sigovesus; die Historiker glaubten auf den Grund der Ereignisse zu gehen, wenn sie diese Sage verwarfen und von angeborener Abenteuerlust des keltischen Stammes sprachen. Wir erkennen auch hier jenes Naturgesetz, welches die geschichtlichen Umwälzungen beherrscht: das Gesetz, nach welchem schwächere Völker die Beute der stärkeren werden müssen, sowie sich Beziehungen zwischen ihnen anknüpfen. Genau so, wie damals die Etrusker zwischen Römern und Kelten zerquetscht wurden, sind später die Kelten selbst zwischen Römern und Germanen aufgerieben worden. Damals aber waren sie, wie bereits erwähnt, nicht nur den Germanen, sondern an Kriegskunst sogar den Römern überlegen, und die Römer selbst haben anerkannt, daß es ihnen beschieden sei mit allen anderen Völkern um Ehre und Gewinn, mit den Kelten aber um ihre Existenz unaufhörlich zu ringen.

Um wieviel mehr mußten sich die Kelten als geborene Herren und Eroberer der Barbarenländer an den Quellen der Donau und den fruchtbaren Ufern dieses Stromes betrachten! Wie sie uns von den griechischen und römischen Berichterstattern in satten Farben geschildert werden, erscheinen sie zudem so recht geschaffen, als unerbittliche und nachdrückliche Vollstrecker jenes Naturgesetzes Etruskern und Agyptern gegenüber aufzutreten. Physisch von den Südvölkern durchaus verschieden, hochgewachsen, mit weißer Hautfarbe, blondem Haar und blauen Augen, zeigen sie auch in ihrem Geist und Charakter eine von classischer Zucht und Sitte völlig abweichende Art. Dem stillen Treiben des Feldbaus und der ländlichen Seßhaftigkeit abhold, lieben sie die Emotion entweder in der Gestalt eines ungebundenen Hirtenlebens oder in dem turbulenten Getriebe ihrer Flecken und Städte, wo ihre Prahlucht und Nebelust ein weites Feld und reichliche Nahrung findet. Am willkommensten aber ist ihnen der Kampf, sowohl in der dem classischen Alterthum unbekannten Form des Duells, als im Ringen der ausziehenden Gewaltthäuser nach neuen Wohnsitzen und ruhmvoller Bethätigung auf dem Schlachtfelde. Uebrigens gar so ausschließlich zum Unjegen und gar so ohnmächtig zu Neuschöpfungen an Stelle der von ihnen aufgelösten Ordnungen, wie manche Historiker (auch Mommsen) nach den feindseligen Berichten der altclassischen Schriftsteller die Kelten schildern, ist diese Nation nicht gewesen. Die Kelten haben thatsächlich — was man früher nicht wissen konnte, jetzt aber auf Grund tieferer durch Ausgrabungen gewonnener Einsichten aussprechen darf — eine neue, ihnen eigenthümliche Kultur in weiten Länderstrecken zur Herrschaft gebracht. Jene Kulturstufe, über welche sie, lange vor der Ausbildung der provincial-römischen Civilisation, verwüstend hingefahren sind, war die alt-mittel-europäische, in den Errungenschaften der reinen Bronzezeit wurzelnde „Hallstätter Kultur.“ Ihre Ueberwinderin und Nachfolgerin, zugleich die Vorstufe der provincialrömischen Lebensformen, ist die keltische, auf einem

viel ausgedehnteren Gebrauche des Eisens beruhende, Cultur von La-Tène“, so genannt nach einem berühmten Pfahlbaufundorte am Neuenburger See in der Schweiz.

Hallstatt- und La-Tène-Cultur, das sind die beiden jüngsten prähistorischen Stufen, die wir fast in dem ganzen weiten Länderkreise Oesterreich-Ungarns an überreichlichen Fundthatsachen studiren können, und welche namentlich im Südosten der Monarchie von geschichtlich bezeugten Stämmen — die erstere von den Myriern, die letztere von den Kelten — getragen wurden. Diese beiden Culturen stehen einander im Dunkel der Wälder und Thalschluchten Mitteleuropas gegenüber wie die vordersten, dem Untergange geweihten Schlachtreihen von Süd und Nord, als deren Triarier und unsterbliche Hauptkämpfer die antike römische und die mittelalterliche germanische Cultur erst viel später zum Streit antreten. Die Hallstatt-Cultur ist zweifellos unter Einflüssen entstanden, die wir vom Orient, für Europa speciell von den südlichen Halbinseln des Balkans und des Appenins, herleiten müssen*). Ueber den ersten Ursprung der La-Tène-Cultur sind wir dagegen im Unklaren. Wir sehen nur aus den Ergebnissen der in unserer Zeit so schwunghaft betriebenen Ausgrabungsthätigkeit, daß diese Cultur in den Westländern Europas (Gallien) zu typischer Ausbildung gelangt ist und von dort, offenbar durch die keltischen Wanderzüge, nach dem Süden und Osten verbreitet wurde. Welche Einflüsse sie im keltischen Stammland in's Leben riefen, welchen glücklichen Umständen das Erwachen dieses Gebietes zu neuer, vielfach an spätere Entwicklungsstufen der Menschheit erinnernder Thatkraft und Kunstfertigkeit zuzuschreiben ist, darüber erwarten wir Aufschlüsse von der Zukunft, und sie werden nicht ausbleiben. Vorläufig hat man erkannt, daß die Kelten an der Donau und an der Adria nicht als verwüstende Barbaren, sondern als Träger einer neuen, höheren Cultur erschienen sind. Und wieviel sie sich auch von dem Besitze der unterworfenen Völkerschaften angeeignet, jedenfalls haben sie die (keineswegs unbedeutende) Entwicklungsstufe, auf welcher die Römer das Küstenland im Norden der Adria und das Ostalpengebiet antrafen, zur Vollenbung gebracht. Die La-Tène-Cultur ist aber nicht nur bis hoch in den skandinavischen Norden hinauf, wohin nie eines Kelten Fuß gedrungen, als Fortschritt und Verbesserung der äußeren Lebensformen dankbar aufgenommen worden; sie hat auch, wie bereits erwähnt, der provincialrömischen Cultur den Boden bereitet. Ja unter der Aegide

*) Aelteren Annahmen zufolge, welche gegenwärtig insbesondere von Birchom vertreten werden, hätten wir Italien als das Ursprungsgebiet der Hallstatt-Cultur in Mitteleuropa anzusehen. Gegen die ausschließliche Herleitung derselben von dieser Halbinsel habe ich in den Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Band 18 Sitzungs-Ver. S. 58 („zur Frage der ältesten Beziehungen zwischen Mittel- und Südeuropa“) die Gründe geltend gemacht, wonach auch die Balkanhalbinsel theilweise als Ausgangspunkt dieser Cultur in's Auge zu fassen wäre.

derjelben lebt ſie eigentlich fort, und man erkennt ihre Ausläufer noch in den Erſcheinungen der Völkerwanderungszeit und in dem Culturbeſitz germaniſcher Stämme während des neuen Zeitraums, den jene eröffnet. So laufen große geſchichtliche Conflictte immer auf einen Verſchmelzungsproceß hinaus, wie ja auch der Hauptkampf zwiſchen der antiken und der germaniſchen Geſittung und Weltanſchauung nicht zu einer Vernichtung des unterliegenden Theiles, ſondern zu einer gegenseitigen Durchdringung beider Elemente geführt hat.

Nach dieſer Darlegung des Zusammenhanges, welche zwiſchen den prähistoriſchen Völkerbewegungen im Oſtalpengebiete und der Culturgeſchichte Geſammteuropas beſteht, dürfen wir für jene Kelten, welche dem großen Alexander eine ſo überräſchende Antwort geben, ein gewiſſes höheres Intereſſe bei unſeren Leſern vorausſetzen. Wir dürfen vermuthen, daß es ihnen nicht unwillkommen ſein wird, eingeführt zu werden in die Hinterlaſſenſchaft jener Männer, aus deren Worten an den größten König des Alterthums der Hauch des Weltgeiſtes wehte, der die Nordvölker zu furchtloſem Vorbringen gegen den Süden beſeelte und antrieb.

II.

Damit treten wir an den Rand zahlloſer Gräber und Schutthäufen; wir übergreifen die Schwelle eines ſtillen ernſten Todtenreiches, dem faſt zwei Jahrtauſende ungeſörter Ruhe vergönnt waren. Möchten die Namen der Alpenkelten, wie ſie Ptolemäus, Strabo und Plinius überliefern, in den Geſchichtsbüchern fortleben — ihre Aſche und ihre Habe, wie ſie dieſelbe in Gräbern geborgen, unter Waldmoos und Ackererde zurückgelaffen, blieben unberührt. Erſt das letzte Jahrzehnt, ja erſt das letzte Zuſtrum ſah die Auferſtehung der Documente, welchen wir die über den Wortlaut alter Schriftquellen weit hinausreichenden Einſichten, deren in den vorſiehenden Zeilen gedacht iſt, verdanken. Man verſuchte wohl ſchon früher, ſeit den Anfängen der prähistoriſchen Wiſſenſchaft, eine Verknüpfung der archäologiſchen Funde des Nordens mit den Zeugniſſen der claſſiſchen Schriftſteller. Aber bis vor ganz kurzer Zeit führten dieſe Beſtrebungen nur zu dem (noch heute in vielen ungründlichen Darſtellungen feſtgehaltenen) Irrthum, Alles was ſich nicht unzweideutig als römiſche oder germaniſche Hinterlaſſenſchaft zu erkennen gab, den Kelten zuzuſchreiben. Ganz abgeſehen von dem Mißbrauch, der mit dem Namen und Begriff dieſes alten Volkes getrieben wurde, indem man demſelben eine mit den Zeugniſſen der Claſſiker ganz unvereinbare Ausdehnung gab, war es zu einer Art von Glaubensartifel geworden, daß Bronzen mitteleuropäiſcher Fundorte, wenn ſie nicht römiſch ſeien, nothwendig keltiſch ſein müßten. Was römiſch und was nicht-römiſch war, unterſchied man leicht. Für das Letztgenannte gab Mathias Koch in ſeinem Werke „über die älteſte Bevölkerung Oeſterreichs und Baierns“ (Leipzig 1856 S. 23 f.) damals folgende bindende Anweiſung: „Gräber,

deren ganze Waffen- und Anticaglienbeigabe aus Bronze besteht, sind ausgemacht keltisch und werden nie anders gedeutet werden können. Dasselbe gilt von Gräbern, deren Bestandtheile nur Stein und Bronze mit Bronzewaffen sind. Stein allein und Stein mit Eisen berechtigt zu einem giltigen Schluß auf Germanen (!), was vollends von Eisen allein sich sagen läßt. Bronze und Eisen können auf Kelten und Germanen bezogen werden; aber in solchen Fällen entscheidet die Geschichte der Gegend, wo die Fundstätte sich befindet.“

Von diesen Sätzen steht heute kaum einer mehr aufrecht. Die reine Bronzeperiode hat in unseren Gegenden lange vor der keltischen Invasion ihr Ende erreicht. Aber auch Bronze und Eisen in ihrer innigen Schweserschaft, wie sie unter der Herrschaft der Hallstatt-Cultur auftreten, gehören hier einer Völkergruppe an, die welthistorisch in einem gewissen Gegensatz zu den Kelten steht. Ueberhaupt ist man jetzt davon zurückgekommen, aus dem Materiale der Grabbeigaben allein Schlüsse auf die Nationalität der Begrabenen zu ziehen. Nicht einmal aus den Formen, welche gleichsam den Comparativ zu der in dem Materiale gegebenen ersten Vergleichungsstufe bilden, kann man die ethnologische Zugehörigkeit der einstigen Besitzer oder Fertiger des prähistorischen Hausrathes mit Sicherheit erschließen. Man kann nur mehr oder minder stichhaltige Vermuthungen aufstellen, wobei allerdings die literarisch bezeugte Vergangenheit des Gebietes, in welchem die Fundstelle liegt, ein entscheidendes Wort mit spricht. Auf diesem Wege ist man dahin gelangt, nach den letzten großen Entdeckungen archaischer Nekropolen in Oberitalien, Istrien, Krain und dem Küstenlande die hier so glänzend vertretene Hallstatt-Cultur den Ägyptern zuzuschreiben. Ja, Paolo Orsi in Syrakus, welcher zuerst in diesem Sinne „sulle nuovissime scoperte nell' Istria e nelle Alpe Giulie e sulla necessità di costituire un nuovo gruppo archeologico“ geschrieben hat, denkt schon daran, illyrischen Stämmen, die ja einst viel weiter nach Norden hinauf sesshaft waren, auch die hallstatt-ähnlichen Denkmäler, welche in Steiermark und Niederösterreich südlich der Donau gefunden sind, wie auch die berühmte oberösterreichische Nekropole selbst, als Eigenthum zu vindiciren.

Auf demselben Wege hat man durch Ausgrabungen in Westeuropa, namentlich in dem keltischen Stammland Gallien, den Zusammenhang der La-Tène-Formen mit diesem nordischen Volkselement festgestellt. Es hat eine an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit, daß im Bereich der Herrschaft und der Wanderungen keltischer Stämme das stärkere Auftreten jener Formen das Erscheinen der Kelten auf der geschichtlichen Schaubühne anzeigt. Wir werden den bezüglichlichen Formenkreis unten, wo wir das Inventar krainischer und küstenländischer Gräber betrachten, näher kennen lernen. Hier sei nur eines Stückes gedacht, das als werthvollster Typus die Rolle einer Leitmuschel in den prähistorischen Schichten Mitteleuropas spielt — der Fibel. Die Fibel der La-Tène-Zeit unterscheidet sich auf's

Schärfste von der früheren Gestaltung dieses Toilettenstückes durch die Bildung der beiden Enden des Bügels, indem das rückwärtige, der federnde Kopf, eine in mehrfachen Bindungen beiderseits nach auswärts gebogene Spirale bildet, während das vordere Ende, oder der Fuß, nachdem es den Nadelhalter gebildet, schräg nach oben emporsteigt, sich wieder der Mitte des Bügels nähert und mit demselben durch einen Knopf verbunden ist. Diese geringfügigen Details in der Formgebung eines an sich unwesentlichen Stückes unter dem Culturbesitz der nichtclassischen Völker des Alterthums sind, wie die Dinge in der prähistorischen Archäologie heute liegen, von der allergrößten Wichtigkeit für die Bestimmung der chronologischen und ethnologischen Stellung eines Fundes. Aus der Gesellschaft mit so gestalteten Gewandhaften hat man erst die wahre Bedeutung anderer Typen der La-Tène-Cultur, solcher Typen, welche den Charakter der letzteren viel stärker zum Ausdruck bringen, wie der langen Eisenschwerter, der breiten eisernen Schildebündel, gewisser schlanker Streitärte u. s. w., erkannt und gelernt, dieselben als Illustration eines der wichtigsten Factoren der europäischen Urgeschichte zu verwenden.

Als man soweit gekommen war, zeigte sich Folgendes. Sichere Spuren der ostwärts gerichteten gallischen Wanderungen — von den nördlichen Ausstrahlungen der keltischen Cultur abgesehen — fanden sich überaus zahlreich in allen Ländern zwischen Frankreich und dem westlichen Ungarn wie auch (nur an Zahl geringer) in Oberitalien. In Oesterreich erwies sich namentlich Böhmen, das Land der keltischen Bojer, mit einigen classischen Fundplätzen (Grabsteine bei Stradonic, Dux u. s. w.) an solchem Material ergiebig. Allein merkwürdiger Weise wollten die österreichischen Länder südlich der Donau, wohin doch so nahmhafte keltische Stämme, wie die Taurisken und Karner, ihren Weg gefunden haben, mit spärlichen Ausnahmen (Dürenberg bei Hallein in Salzburg) zu diesem Materiale keinen Beitrag liefern. Es schien also, daß die Ostalpen und das Küstenland im Norden der Adria trotz der Schriftsteller, welche hier ein reiches Leben keltischer Volkselemente bezeugen, aus dem Herrschgebiete der La-Tène-Cultur auszuschließen seien. Noch im Jahre 1883 schrieb einer der eifrigsten Erforscher urgeschichtlicher Ueberreste in Oesterreich, Ferdinand von Hochstetter, in seiner vielangefochtenen Abhandlung über den „Culturkreis der Hallstätter Periode“ (S. 42): „Wir kennen noch keine Gräber in den österreichischen Alpen, deren Inhalt auf eine Culturperiode hinweisen würde, die sich zwischen die Hallstätter Periode und die römische Periode der ersten Jahrhunderte nach Christo einschalten ließe; wohl aber Gräber, deren Inhalt den unmittelbaren Uebergang der einen Periode in die andere darstellt.“ Er mußte also, trotz seiner von älteren Anschauungen unabhängigen Haltung, glauben, daß wenigstens in die Ostalpen die geschichtlich bezeugten Keltenstämme völlig unter dem Einfluß der Hallstätter Cultur gestanden hätten, womit er sich noch ganz auf dem Boden des alten Mathias

Koch und seiner Lehrsähe befand. Auch Freiherr von Sacken, der allerdings sein berühmtes Buch über das Grabfeld von Hallstatt um anderthalb Jahrzehnte früher schrieb, war ja der Ansicht, daß die Begrabenen jenes oberösterreichischen Bergwinkels mit ihren Schätzen an kunstvoll gearbeiteter Bronze nichts anderes als Kelten gewesen sein könnten; und so glaubt man es in den minder unterrichteten Kreisen, welche sich für jene epochemachenden Funde interessiren, auch heute noch weit und breit. Zum Glück streckten aber die begrabenen wirklichen Kelten auch im Alpen- und Küstengebiet bald hie und da einen Finger aus der bedeckenden Scholle. Man wurde unter dem Eindruck der anderwärts (namentlich von D. Tischler in Königsberg) so erfolgreich betriebenen La-Tène-Studien auch bei uns auf diese Fingerzeige aufmerksam; und siehe da! das jüngste Lustum brachte uns eine ganze Reihe der wichtigsten Entdeckungen.

Im Jahre 1885 stieß der Custos des krainischen Landesmuseums C. Deschmann zuerst auf eine Gräberstätte aus der La-Tène-Periode ober den Dörfern Elepschef und Heiligenkreuz bei Nassenfuß in Unterkrain. Dieselbe grenzte unmittelbar an eine ausgedehnte, mehrere Joch umfassende Nekropole aus der Hallstätter Periode, wovon über 400 Gräber mit ziemlich reichen Funden, theils Skelett-, theils Brandgräber mit oder ohne Urnen, aufgedeckt worden waren. „Wir hatten,“ erzählt Deschmann in seinem, auf der Klagenfurter Wanderversammlung der Wiener anthropologischen Gesellschaft am 19. August 1885 erstatteten Berichte, „jenes große, der Hallstätter Periode angehörige Gräberfeld beinahe ganz ausgebeutet, als wir an dem über diesen Gräbern befindlichen Hügelrücken weitere Nachgrabungsversuche machten. Da überraschte uns plötzlich die eigenthümliche Art und Weise der Bestattung, die von Allem, was wir bisher in Krain gesehen hatten, vollkommen abwich. Es waren keine Skelette vorhanden, sondern zerstreut in größeren oder geringeren Entfernungen in dem Boden und zwar in dem bröckligen Dolomitsfels ausgehöhlte cylindrische Gräber, beiläufig $\frac{1}{2}$ m tief und im Dm. ca. 25 cm breit. Im Ganzen waren deren etliche zwanzig. Auf dem Grunde derselben befanden sich die weißen Knochen, welche aus dem Leichenbrande eigens ausgeklaubt zu sein schienen, ohne irgend eine Beigabe von Kohlen, nur mit Dolomit sand überschüttet. In diesen Gräbern oder vielmehr Löchern steckten die doppelt zusammengebogenen Schwerter und nebstdem bei einzelnen auch noch Lanzenspitzen, von denen einige ganz umgebogen waren, andere aber eine schwache Krümmung hatten; ferner Schildbuckel, große Messer, Aerte mit horizontalen Schaftloch u. a. m.

„Dort, wo Frauengräber waren, fand man schalenförmige, gegliederte Armringe, jedoch alle zerbrochen, ferner Fragmente von Bronzesibeln, aber auch einige ganze Eisen- und Bronzesibeln, einen Glasring, Reste von gläsernen Armbändern.“

Bei den Schwertern der keltischen Männer fanden sich theilweise auch

noch die eisernen Ketten, woran jene getragen wurden. Sie bestehen aus zopfförmig geflochtenen Gliedern, welche mittels eines kurzen Häkchens und eines Ringes um die Mitte des Leibes befestigt waren. Dazu stimmt der Bericht des römischen Historikers Diodor von Sicilien, daß die Kelten ihre Schwerter mittels Ketten an der rechten Seite des Körpers getragen hätten. Die Schwerter selbst sind identisch mit den anerkannt keltischen Klingen der Westschweiz und Frankreichs. Sie unterscheiden sich von den Schwertern der Hallstatt-Periode durch eine viel brauchbarere, namentlich zum Fechten tauglichere Form. Vor Allem sind die Griffe länger und frei von jenem zierlichen, aber im Gebrauch sehr hinderlichen Knäusen oder geschweiften Aufsätzen, worin die Hallstatt-Schwerter (wie man sich aus Sackens Publication überzeugen kann) großen Luxus und manchmal eine wahre Pracht entwickeln, indem da Doppelspiralen oder Ziertheiben aus Bronze, Elfenbeinknäuse mit Bernstein-Einlagen und dgl. auftreten. Das Querstück zwischen Griff und Klinge ist schwach in die Höhe geschweift, und dieser Ausbiegung entspricht eine dazu passende glockenförmige Erhöhung in dem Scheidenrande. Die Schwertscheide ist sehr zierlich mit einer Randeinfassung umgeben, welche an dem unteren Ende durchbrochen ist. Die Klinge mißt ca. 1 m und hat an beiden Seiten parallele Schneiden. Sie ist von vorzüglicher Härte, Elasticität und Feinheit. Das untere Ende ist stumpf abgerundet. Das gallische Schwert war demnach mehr eine Hau- als eine Stichwaffe. Die Form desselben ist übrigens nicht ganz constant, sondern erfuhr im Laufe der letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt verschiedene kleine Modificationen, wie Otto Tischler in seinem Vortrage „über die Gliederung der La-Tène-Periode und über die Decorirung der Eisenwaffen in dieser Zeit“ (auf der Karlsruher Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft 1885) des Näheren zeigte. Dieser treffliche Gelehrte unterscheidet in der keltischen Culturperiode drei Altersstufen, welche sich äußerlich durch die Wandlungen der für uns wichtigsten Typen jener Periode, der Schwert- und Fibeltypen, charakterisiren.

Wie lange hat die Erzählung vom Schwert des Brennus und von dem Uebermuth, mit welchem der gallische Heerkönig sein Eisen in die Wagchale der ängstlichen römischen Stadtbürger warf, in Geschichtsbüchern und Anekdotensammlungen ihren Platz behauptet, bis es endlich gelang, den Wald von Eisen, der damals auf Rom heranrückte, in weiter Zerstreuung wieder aufzufinden und damit allenfalls auch der Illustration jenes Vorganges unter die Arme zu greifen! Aber dieses abgedroschene Geschichtchen — ob nun Fabel oder Wahrheit — hat jedenfalls einen historischen Sinn, und in nackter Kürze hat ihn Sallust ausgesprochen, wenn er der keltischen Nation den Vorzug im Waffenwerk vor den Römern zugesteht. Das Brennusschwert als halbmythische Verkörperung oder die seit wenigen Jahren an so vielen Orten ausgegrabenen keltischen Klingen von formidabler Länge und Qualität — das sind Stücke jenes langverborgenen Kriegswerk-

zeuges, als welches der deutsche Historiker die Nordvölker in ihrer ersten Erscheinung auffaßt. Aber das keltische Schwert zerspitterte an dem mit Gold verzierten Stahlpanzer der antiken Cultur, und erst der germanische Speer vermochte dessen brüchig gewordene Flanken zu durchdringen.

Die merkwürdige Fundstelle bei Massenfuß liegt ungefähr in der Mitte zwischen Laibach und Agram, nur wenig südlich von der allen Reisenden bekannten Eisenbahnstation Steinbrück an der Save, wo die Südbahnlinie sich gabelt und einerseits nach der Hauptstadt Kroatiens, andererseits nach Laibach und Triest weiterführt. Die Nachgrabungen wurden mit andauernden Erfolgen, an denen auch das Wiener Hofmuseum participirte, fortgesetzt. Es zeigte sich, daß die Localität, ähnlich jener von Watfch und von St. Michael, mehrere größere und kleinere Nekropolen umfaßte, welche die Hügellandschaft zwischen drei Dörfern einnehmen und hauptsächlich der Hallstattperiode angehören. In der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Nekropolen liegt auf erhöhter Stelle das Brandgräberfeld der keltischen Conquistadoren. Eine zweite Begräbnißstätte dieser erobernd Eingedrungenen wurde alsbald in demselben Bergland, in dem weiter südlich gelegenen Gerichtsbezirke Seisenberg, bei Wallitischendorf aufgefunden. Auch hier kamen gallische Schwerter, Lanzenspitzen mit besonders breitem Blatt, riesige Messer und schlanke Streitärte vor. Das schönste Fundstück war ein vorzüglich erhaltener gegliederter Bronzegürtel mit einem schön gearbeiteten Pferdekopf als Haken.

Nunmehr reihten sich die Entdeckungen keltischer Grabstätten in den Ostalpen, wo man sie so lange vermißt hatte, in ununterbrochener Folge an einander, und auch an Siedelstätten, von welchen man annehmen darf, daß ihr ethnologischer Grundcharakter durch die keltische Invasion — so wie später durch die römische Occupation des Landes keine Veränderung erlitt, wurde die La-Tène-Periode als Mittelglied zwischen der Hallstätter und der römischen Culturstufe nachgewiesen. Solche Ansiedlungen von sehr langer Lebensdauer sind in Süd-Tirol (bei Cles), im Kärnten (auf der Gurina bei Dellach im Gailthale) und in Kroatien (bei Prozor im Dacaner Regimentsbezirk) constatirt und durch ausgedehnte Nachgrabungen für die Museen in Trient, Wien und Agram ausgebeutet worden. Schon auf der Klagenfurter Versammlung geschah auch des merkwürdigen Fundplatzes von St. Michael bei Adelsberg im südwestlichen Krain Erwähnung, welcher unmittelbar nachher (1885 und 1886) für die Anthropologische Gesellschaft systematisch untersucht wurde.

Der Fundort von St. Michael besteht in einem von Erdwällen und Felsabhängen umgebenen natürlichen Kastell und in Begräbnißplätzen, die auf mehreren sanftgeneigten Flächen in der Umgebung des letzteren angelegt sind. Dieser aussichtreiche und doch gut verborgene „Grab“ occupirt eine Vorstufe des steilen Nanos, des Wetterpropheten der Schiffer im Golfe von Triest, und beherrscht die fruchtbare Thalsflur der Poik, durch

welche jetzt die Eisenbahn der nahen Seeküste zueilt. Es war für Barbaren, die, ohne selbst Seefahrt zu treiben, von der Nähe des länderverbindenden Meeres gerne Nutzen ziehen, ein sehr günstig gelegener Punkt, nicht unähnlich jenem uralten Mykenä „im Winkel der roßennährenden Argos.“ Die Nekropolen dieser Wallburg, die vielleicht als Raubnest noch zu Cäsars Zeiten eine Rolle gespielt hat, als Illyrier und Kelten, wie Appian berichtet, Tergeste und Aquileja mit Plünderung bedrohten, können sich allerdings mit den Burggräbern der „goldgeschmückten Herrscherstadt“ Altgriechenlands nicht entfernt messen. Doch boten sie des Interessanten immerhin übergenug. Namentlich war ihr Inhalt typologisch lehrreich für den Uebergang der Kulturformen aus der spät-hallstädtischen in die volle La-Tène-Periode. In einer großen Anzahl von Brandgräbern treten nämlich Typen dieser beiden Perioden neben einander auf und illustriren so eine Mischkultur, welche auch der Geograph Strabo andeutet, wenn er bis an den Dra (Birnbaurer Wald, im Rücken des Nanos) ein illyrisch-keltisches Mischvolk wohnen läßt, das sich tätowirte und auch sonst illyrische Sitten beibehalten, aber die keltische Bewaffnung angenommen hatte. Archaische Typen von diesem Fundorte sind die großen bronzenen „Certoja-Fibeln“, die schmalen Lanzenspitzen mit starkem Grat und kurzer Dülle, sowie die einschneidigen langen Dolchmesser oder Krummschwerter, welche die Griechen unter dem Namen „Machaira“ oder „Kopis“ theils selbst im Gebrauche hatten, theils bei barbarischen Völkern als Nationalwaffe beobachteten. Jüngere Formen zeigen die geraden breiten Schwerter, schlanke Streitärte, breite Lanzenspitzen, Wurfspeere mit kleinem Blatt und langem Eisenstab zwischen Schaftdülle und Spitze, ferner La-Tène-Fibeln, Schwertketten, Messer und dgl. Auch in St. Michael lag unfern der Grabstätten aus der Keltenperiode ein Leichenfeld aus der Hallstätter Zeit, in welchem theils unverbrannte, theils verbrannte menschliche Reste (die letzten entweder in Urnen oder in der bloßen Erde) beigelegt waren. Die Formen der Grabbeigaben in dieser letzteren Nekropole sind von dem Inventar der ersteren durchaus verschieden und bezeugen eine ganz erheblich ältere Kulturstufe, für welche insbesondere die aus Bronzedraht zierlich gewundenen Doppelspiral-Fibeln und allerlei Schmuckanhängsel charakteristisch sind.

Gegenüber den Keltengräbern von Rassenfuß vertritt der verwandte Begräbnisplatz von St. Michael ein früheres Entwicklungsstadium der La-Tène-Cultur in den Ostalpen. Dasselbe ist bezeichnet durch das Fortleben einiger Hallstatt-Typen, ferner durch das Ueberwiegen der Streitärte über die Schwerter und durch das Fehlen der großen eisernen Schildbuckel. An beiden Orten hat man überdies eine Wahrnehmung gemacht, deren geschichtlicher Sinn noch festzustellen sein wird. Die Fibeln vom La-Tène-Typus zeigen nämlich ausnahmslos nicht die von Tischler in westlichen und östlichen Grabfeldern dieser Periode als ältere Form erkannte Bildung „mit unverbundenen Schlußstück“, sondern sind sämmtlich so gestaltet, wie

sie der genannte Forscher für das mittlere und spätere Stadium der keltischen Cultur charakteristisch findet. Hierin offenbart sich ein wesentlicher Unterschied der gallischen Hinterlassenschaft in den Ostalpen von den Depôts, welche die Herrschaft jener Cultur in nördlicheren Gebieten Oesterreichs, namentlich in Böhmen, bezeugen. Während dort, im Reiche der keltischen Bojer, alle drei Phasen der jüngeren vorrömischen Eisenzeit vertreten sind, fehlt die Früh-La-Tène-Stufe im südöstlichen Theile der Monarchie völlig, oder richtiger: sie erscheint nur in einzelnen kleinen Proben (Fibeln) auf Grabfeldern, welche sonst den vollen Charakter der archaischen Periode an sich tragen (Hallstatt, Watsch.) Es scheint sonach, daß, während in nördlicheren Gebieten bereits die Früh-La-Tène-Cultur herrschte, hier die Hallstatt-Cultur noch in voller Geltung war und erst nach der Ausbildung jener zu ihrer mittleren Stufe von derselben abgelöst wurde. In den Ostalpen hat ja die Hallstatt-Cultur ihre festeste Burg, hier entwickelte sie ihr zähestes Leben, und wir dürfen annehmen, daß sie nicht vor dem Beginn der Römerherrschaft gänzlich und auf allen Punkten aus dem Felde geschlagen worden sei.

Außer den bereits genannten Grabstätten hat Krain noch an mehreren Orten — Weißkirchen, St. Marein, Podzemelj, Altemmarkt und Planina im Wippachthale — La-Tène-Fundstücken geliefert, so daß es jetzt unter den Ländern, welche das Studium dieser Cultur ermöglichen und fördern, in erster Reihe steht. Die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte konnte sich von dieser Thatsache überzeugen, als ihr vor etwa einem Jahre Virchow — nachdem er kurz zuvor einen sehr inhaltsreichen Bericht über seine Wanderung durch die Museen Südösterreichs gegeben — das photographische Album der archäologischen Schätze des Laibacher Museums vorlegte. An den Schluß unserer Gräberchau stellen wir — gerade weil sie eine der allerbedeutungsvollsten Nekropolen der keltischen Culturperiode in den Ostalpen ist — die Gräberstätte von Idria di Bača im Litorale. Dieser Fundort liegt an der Idria, vier Kilometer aufwärts von deren Mündung in den Sonzo. An der letzteren erhebt sich das Dorf Sta. Lucia, und unfern derselben birgt ein schrägeneigter Feld- und Wiesenplan eine der ausgedehntesten Gräberstätten aus der Hallstatt-Periode. An diesem Ort sind in den letzten Jahren tausende und abertausende von letzten Ruhestätten einer illyrischen (venetischen) Bevölkerung mit dem Spaten geöffnet und deren in Bronze und Thongefäßen sowie in Schmucksachen — fast niemals in Waffen — bestehender Inhalt theils nach Wien, theils nach Triest befördert worden. Die Zahl der Gräber von Idria, die wir nach der Lage dieses Fundortes den keltischen Karnern zuschreiben müssen, ist dagegen sehr gering, doch die Menge der Beigaben im Durchschnitt größer und das Ensemble individueller, charakteristischer. Das Inventar dieser Gräber steht hinsichtlich seiner Zusammensetzung unter Allem, was uns prähistorische Generationen von ihrem

Culturbesitz hinterlassen haben, ganz einzig da. Nicht der Reichthum an vollendet gearbeiteten papierdünnen Bronzegefäßen — Eimern, Eisten, Kesseln, Töpfen, Schalen, Bechern und Sieben —, nicht die verschiedenen Formen eherner und eiserner Helme, Schilde und Trugwaffen, noch die barocke Gestaltung der Schmucksachen, selbst nicht die auf Bronzen gravirten „nordetruskischen“ und römischen Inschriften, die sich in diesen Gräbern fanden, begründen den eigenthümlichen Werth derselben. Dieser ist vielmehr hauptsächlich bestimmt durch das massenhafte, in der Nachbarschaft jener herkömmlichen Beigaben doppelt befremdliche Vorkommen solcher Dinge, die man am allerwenigsten in Gräbern vermuthen würde: eiserner Pflugschaaren und Pflugmesser, Senfen, Schaufeln, Hacken und Beile, Schöpflöffel, Feuerzangen u. s. w., kurz einer langen Formenreihe von Gegenständen des Hausrathes und der Landwirthschaft, die, ebenso neu als nüchtern, uns einen höchst belehrenden Einblick in das Leben der Männer gewähren, die vor dem Beginn der Römerherrschaft das östliche Alpenland und das adriatische Küstengebiet im Nordosten Italiens bewohnten.

Aus diesen wenigen Gräbern taucht in plastischer Fülle das eisenreiche, kriegerische und überbevölkerte, das Bergbau und Landwirthschaft treibende Noricum, wie es die Römer gekannt, gefürchtet, ausgebeutet — und erobert haben, empor und ragt mit bedeutsamen Ueberresten in unseren Denkmälerbesitz herein. So unscheinbar diese plumpen verrosteten Waffen und Werkzeuge, Haus- und Ackergeräthschaften sein mögen, — für die nur auf archäologischem Wege zu erwerbende tiefere Kenntniß von dem Werth und dem Wesen unserer keltischen Ahnen sind sie ebenso wichtig, wie die Entdeckung des pergamenischen Gigantenfriezes für unsere Einsicht in eine lang verkannte Periode griechischer Kunstgeschichte. Man muß nur abstrahiren von gewissen uns in der Schule anerzogenen Begriffen über Glanz und Größe, Ziel und Bestimmung der Völker dieser Erde. Wir sind kein Kunstvolk wie die Griechen; an Bergbau, Landwirthschaft und Industrie rankt sich das Bäumchen der modernen Cultur schon in seinen Jugendtagen mühsam aber sicher empor. Nichts ist daher berechtigter, als daß wir diese ältesten Zeugnisse einer rationellen Bewirthschaftung unseres heimatlichen Bodens durch tüchtige Menschen, deren Blut aus unseren Adern noch nicht geschwunden ist, sorgfältig sammeln und mit Fleiß studiren.

Was für Indien das Elfenbein, für Arabien der Weihrauch, für Chios der Wein und für Paros der Marmor, das war für unser Noricum Eisen und Stahl. Das norische Schwert stellt der römische Dichter als Schreckenswerkzeug dicht neben die Sturmbrandung des Meeres, neben Blitz und Donnereschlag. Das Schwert der Westkelten war schlecht gestählt, norisches Eisen dagegen nach Doid „härter als unerwiderte Liebe.“ Um den Beginn unserer Zeitrechnung genügten die Schmelzhütten und Schmiededöfen Norejas und der einsamen Alpenthäler nicht mehr, den steigenden

Bedarf der Römer zu decken; eine Kette berühmter Waffenfabriken spann sich von Carnuntum über Aquincum (Alt-Dfen) und Syrmium bis Verona, Mantua, Cremona u. s. w. im Kreise um Noricum, dessen Berge ihnen das metallene Lebensblut in reichen Strömen zuführten. Wie zähe manche Formen festgehalten wurden, welche norische Schmiede ihren Werken gaben, sehen wir daraus, daß die schwere vorrömische Pflugsschar, wie wir sie in den Gräbern von Idria und auf der Gurina im nahen Gailthale vorfinden, in einigen Theilen Krains und des Küstenlandes noch heute im Gebrauche steht. Für die Technologie der landwirthschaftlichen Geräthe liefert der Fund von Idria eine Reihe der belehrendsten Illustrationen.

Das kleine Gräberfeld liegt an einer von Mauern gestützten Fahrstraße und war durch die Anlage der letzteren theilweise zerstört. Die Entdeckung geschah 1886 durch den Custos der prähistorischen Hofsammlung in Wien, Herrn J. Szombathy, zu der Zeit, als derselbe auf dem nahen Fundplatze von Sta Lucia mit der Aufdeckung von Gräbern aus der Hallstätter Periode beschäftigt war. Zuerst wurden 21, im nächsten Jahre fernere 25 Gräber geöffnet. Als Proben dieser unschätzbar werthvollen Depôts führen wir den Inhalt einiger Gräber an. Das erste enthielt: zwei Bronzesibeln (eine davon mit 9 Ringen als Anhängseln), einen Bronze-Halsring aus schraubenförmig zusammengewundenen Drähten („torquis“), 2 einschneidige nach abwärts gekrümmte Dolche oder Gürtelschwerter aus Eisen (1 davon in bronzener Scheide) ähnlich den Machairen von St. Michael, 2 kurze Krummmesser, eine Lanzenspitze, 1 Schwertfette, 1 Senzenklinge, 1 Baumsichel, 1 Spizhaue, 3 große Schaftkelte (Beile) mit glockenförmig geschwungenen Klingen, 2 Meißel, ein Reifeisen und diverse Eisenstäbe und Bleche (Beschlüge oder Bruchstücke von Werkzeugen). Das fünfte Grab enthielt mehrere Bronzegefäße, als: 1 großen Kessel, 1 Topf, 1 Eimer, 1 Henkelschale, 1 Sieb, 1 Becher, 1 Schöpfbecherchen (von der klassischen Form des Kalathus der Griechen), dann aus Eisen: 1 großen Schöpflöffel, 1 Helm von der typischen Form des römischen Soldatenhelms mit runder Kappe, Nackenschutz und beweglichen Nackenschirmen, ferner 1 Lanzenspitze, 1 Streitart, 3 Feldharken, 1 Meißel, 1 Senzenklinge, 1 Pflugsschar, 1 Pflugmesser, 1 Feuerzange, Eisenstäbe, sodann 9—10 Sibeln zum Theil vorrömischen Charakters, zum Theil vom Typus der provincialrömischen, in Noricum und Pannonien gebräuchlichen Gewandnadeln. Eine der ersteren ist mit einem originellen Aufsatz von (eine Schlingenreihe bildendem) Bronzedraht geschmückt, welcher fünf am Bügel aufgezapfte Paare von Bernsteinperlen festhält. Diese eigenthümliche Sibeldecoration ist bisher nur von diesem Gräberfelde bekannt, hier aber in mehreren Exemplaren vertreten. Außerdem enthielt dieses Grab noch: 1 Schnalle, Ohrringe, Anhängsel aus Bronze, Fragmente einer Torquis, Beschlugsstückchen von Bronze und Eisenblech, Holzreste, Nägel, 1 Messerchen und Fragmente von 2 Thongefäßen. In dem achtzehnten

Gräber fanden sich vor: 1 Bronzehelm der bekannten Form, wie sie in Grabfeldern der Hallstatt-Periode (Watsch, Hallstatt) und in dem Dépôt-fund von Megau (Steiermark) schon wiederholt beobachtet wurde, hier mit frührömischer Kraginschrift („Protemus“), verzinnte Bronzeblechstreifen von einem Gürtel, 1 Lanzenspitze, 3 Messer, 1 Hohlmeißel, 1 Baumfischel, 1 Pflugchar und 1 Pflugmesser, 1 Schaufel, 1 Senje, 2 Felbharken, 1 Schwert mit verzinntem und gravirtem kreisrundem Stichblatt, 1 Bronzesieb von feinsten Ausführung, 2 La-Tène-Fibeln, 1 kreisrunde Bronzeschnalle, 1 Stück Holz mit Eisenrost. Dies waren einige der reicheren Gräber. Eines der ärmeren (Nr. 4) enthielt nur: Schwert sammt Scheide und Kette, Lanzenspitze, Bronzefibel. Andre, in welchen keine Waffen und Werkzeuge gefunden wurden, sind wohl Frauengräber, so Nr. 2 mit folgendem Inhalt: Bronztopf, Halsring, Ohrringe, 2 bronzene und 1 eiserne Fibel, Bronzeringelchen. Mehrere Gräber enthielten nur Thongefäße und zwar je 2 Stück, zumeist rothgelbe zweihenklige Krüge, auf der Drehscheibe geformt und römischem Geschirr sehr ähnlich.

Die im Jahre 1887 geöffneten Gräber erwiesen sich dadurch wieder besonders lehrreich, daß sie theilweise eine ältere Culturstufe, auf welcher noch einige Ausläufer der Hallstattperiode Platz fanden, erkennen ließen. Dies wären sonach Analoge zu den jüngeren Grabfunden von St. Michael. Eines dieser Gräber (29) zeigt folgende Ausstattung: Lanzenspitze und Streitart, 1 Certosa- und 1 Armbrustfibel, Ohr- und Fingerringe. An zwei kleineren Bronzegefäßen und einem Beschlagfragment fanden sich Kraginschriften in vorrömischen Charakteren, die mit den sogenannten nordetruskischen Alphabeten der Alpenvölker in eine (zuletzt von Carl Pauli in Leipzig behandelte) Gruppe gehören. Eines der wichtigsten Fundstücke ist ein alterthümliches Bronzefigurchen, einen behelmten Krieger darstellend, der eine ärmellose Tunica trägt und mit Ringen an Arm und Bein geschmückt ist. Die Haltung ist die eines Schützen; doch paßt sie genau weder zur Führung des Bogens, noch zur Entsendung des Wurfspeeres. Ich vermuthete in dem Figurchen einen Schleuderer, also eine Waffengattung, die auch im römischen Heere fast ausschließlich aus Barbaren bestand.

Wie der Leser sieht, stammen diese Funde schon aus einer Periode, wo die römische Cultur Einfluß auf die Lebensformen der Alpenvölker gewonnen hatte. Wir betreten damit einen Zeitabschnitt, über welchen die römischen Historiker theilweise bereits näheren Aufschluß geben, und der nicht mehr ausschließlich der Vorgeschichte Europas angehört. Die Republik hat sich um das Treiben der nordöstlichen Grenznachbarn Italiens im Ganzen sehr wenig bekümmert. Zwar wurde Istrien bezwungen, Aquileja angelegt, selbst friedliche Einwandererschaaen aus Noricum in's Küstengebiet nicht zugelassen und in Verhandlungen zwischen dem Senat und den Fürsten der Alpenstämme der Grundsatz proclamirt, daß die Alpen als unverlegliche Markscheide zwischen Kelten und Italikern zu gelten hätten.

Allein im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lagen die Verhältnisse so im Argen, daß während das keltische Stammland Gallien durch Cäsar erobert, Germanien und Britannien von römischen Heerschaaren zuerst betreten wurden — die nordöstliche Thorschwelle Italiens von den räuberischen und kriegslustigen Anwohnern unausgesetzt bedroht und erschüttert wurde. Die Einfälle der Karner und Taurischer haben viel Aehnlichkeit mit dem, was in unseren Tagen von Albanesen und Montenegrinern häufig berichtet wird. Nur manchmal gönnten sie, wie Strabo erzählt, den Bewohnern der Ebenen Ruhe, um von ihnen Bodenproducte zu erhalten. Sie gaben dagegen Harz, Pech, Kienholz, Wachs, Honig und Käse, wovon sie Ueberfluß hatten. Die Dolche der Cäsarmörder haben den Plan abgeschnitten, hier Ordnung zu schaffen und das Küstenland von diesen unruhigen Gästen zu befreien. Augustus nahm ihn wieder auf, und seine Stiefföhne haben ihn durchgeführt. Die römischen Adler drangen auf allen Wegen über die besiegten Alpen gegen den Rhein und die Donau vor. Der erste Act in dem großen geschichtlichen Drama, dem unsere moderne Cultur ihre Entstehung verdankt, war abgeschlossen.

Hier beginnt erst die unmittelbare, durch Schriftquellen vermittelte Berichterstattung über die Völkerverhältnisse Central-Europas. Für unsere Väter (wie noch heute für die Anhänger veralteter Anschauungen) steht hier erst das Portal zur Geschichte unserer Heimat. Was darüber hinaus lag, darum bekümmerte man sich so wenig, wie Kaiser Tiberius um die Mutter der Gefuba. Seither ist mit den geschilderten Ausgrabungen eine Fülle von Erkenntniß auf uns eingedrungen. Das positive Wissen eines Mannes, wie Aristoteles, von den Völkern Mitteleuropas reichte nicht weiter, als bis zu den illyrischen Triballern an der unteren Donau. Diesen Strom läßt er noch — gleich allen antiken Geographen vor ihm — sich gabeln und mit einem Arm in den Pontus, mit dem andern in die Adria sich ergießen. Philipp und Alexander sind eben nicht weiter nach Norden vorgebrungen, als bis zu den Triballern, und so bezeichnet dieses Volk mit dem Ister die Grenze der geographischen Einsichten nach dieser Richtung. Das ist ein höchst dürftiges Wissen, namentlich im Vergleiche zu der großartigen Entschleierung der Orienta, welche der Alexanderzug nach Persien und Indien den Griechen gebracht hat. Die antike Welt hat unserem armen Norden einfach den Rücken gezeigt und hier eine Lücke gelassen, die wir auf's Schmerzlichste empfinden. In diese Lücke ist seit relativ kurzer Zeit die prähistorische Forschung ergänzend eingetreten. Sie, nicht die alte Literatur in ihren flüchtigen und schwankenden Bildern, liefert die große Einleitung zur Geschichte des Nordens. Hier ist nur ein kleiner Ausschnitt dieser Einleitung gegeben; doch hat uns schon dieses Capitel Ausblicke nach den verschiedensten Richtungen gestattet.

Will nun Jemand, die geschilderten Wendungen überschauend, den tieferen Sinn derselben berühren, so wird er vielleicht fragen: Warum mußten

die Kelten so spurlos verschwinden, ein großes mit glänzenden Eigenschaften ausgerüstetes, den Germanen nahe verwandtes Volk? Darauf erwidern wir mit einer Gegenfrage die etwas seltsam klingt: Wozu sind die Slaven da? Etwa um der germanischen Welt unthätig drohend im Rücken zu stehen? Gewiß nicht. Und doch ist dies ihre weltgeschichtliche Positur. Hinsichtlich der Ablösung der Antike durch eine neue Weltordnung sind die Einen zu früh, die Anderen zu spät gekommen. Darum sind jene aufgerieben, diese zurückgestaut worden. Dabei gewahrt man eine gewisse Gegensätzlichkeit in dem Wesen dieser Frühlings- und jener Herbstkinder des Nordens. Die Kelten waren äußerlich brillant veranlagt, eine ritterliche, aber unstete Nation, schlechte Ackerbauer und schlechte Staatsbürger. Gerade das Umgekehrte gilt von den Slaven. Ursprünglich gewiß von gleicher Art, erfuhren sie durch ihre Geschichte eine so verschiedene Erziehung. Wenn aber die Kelten auf freier Bahn gescheitert sind, während den Slaven der Weg verrammelt wurde, so erkennt man darin abermals, wie die Natur ihre großen Aufgaben löst. Sie spart nicht mit ihren Kräften, sie verschwendet sie. Ungleich dem mühebeladenen Sterblichen, drängt sie mit den unerschöpflichen Mitteln, die ihr Haushalt darbietet, den Zielen zu und erreicht sie über den Grabhügeln und Leichenfeldern ungezählter Generationen. Und endlich sind die verschollenen ruhelosen Kelten ja nicht so spurlos verschwunden, wie Schnee in der Lenzsonne: sie bilden ein gutes Stück der ethnologischen Basis der gegenwärtigen Bevölkerung Süddeutschlands und Oesterreichs. Mehr als einem rührigen Stamme der Einwohnerschaft Europas ist keltisches Blut beigemengt, und ihm kann zum Theile die Gemeinsamkeit des Charakters, welche diese Stämme verbindet und von anderen im Norden des Erdtheiles trennt, zugeschrieben werden.





Holger Drachmann.

Ein dänischer Dichter.

Von

Heinrich Zschalig.

— Dresden. —

— — „Seit Chaucer froh gelebt,
Zog durch die Straßen uns kein Mann, des Schritt
So emsig, dessen Aug' so forschend war.
Des Jungs so gewandt.“ — —

Diese Ruhmeszeilen, welche Savage Landor, der Denker- und Dichtereinsiedler von Fiesole, seinem Zeitgenossen Robert Browning in etwas übertriebener Begeisterung widmete, wüßte ich aus Holger Danstkes rastlos ringendem Vifinger- und Skaldengeschlechte auf keinen Würdigeren anzuwenden, als auf Holger Drachmann, der den Lesern dieser Monatschrift schon aus dem Julihefte als Sänger des Meeres bekannt ist.

Die dänischen Kritiker und Literaturhistoriker feiern Drachmann als einen der hervorragendsten und glänzendsten Vertreter des jüngeren Dichtergeschlechtes in ihrem Lande. „Kein dänischer Dichter, mit Ausnahme Blichers,“ schreibt Winkel Horn in seinem mustergiltigen Handbuch der dänischen Literatur, „hat das dänische Volksleben mit solcher Wahrheit und solcher poetischen Wirkung geschildert, wie Drachmann in seinen Bildern aus dem Fischer- und Seemannsleben. Seine stärkste Seite zeigt er jedoch als Lyriker.“ Ähnlich urtheilt Georg Brandes. „Er (Drachmann) erfafßt die dänische Waldlandschaft, wie wenig Andere, und eine dänische Küstenlandschaft wie kein Anderer. Alles, was zur See gehört, versteht er besser zu schildern, als es je einer vor ihm in dänischer Sprache gethan hat.“

Bobakow, auf dessen vortreffliche Abhandlung über Holger Drachmann (vgl. Spredte Studier, wohl das Beste, was dänisch über Drachmann geschrieben ist!) nicht weniger Werth zu legen ist, weil er sich nicht scheut, auch Schwächen rückhaltlos zu tabeln, weiß doch so viel an Holger Drachmann zu rühmen, daß alle Mängel daneben verschwinden, wie die Unregelmäßigkeiten an einem geistvoll schönen Charakterkopf. Die Hauptsache, meint er hinsichtlich seiner Lyrik, sei Allen klar: „frische Jugendliebe, die ihres Weges dahinschlendert und über Alles singt, was ihr vorkommt; die reich genug an Stimmung ist, um es selbst mit dürftigen und zufälligen Stoffen aufzunehmen. — Das klassische Joch, d. h. das Bewußtsein, daß alle nachfolgenden und besten Stoffe schon längst von großen Dichtern aufgenommen seien, ein Joch, das so manchen zeitgenössischen Dichter so hart drückt, fühlt Drachmann kaum. So scheint er berufen zu sein der Held des Tages zu werden, der ewig junge Dichter, der mit reicher Hand kühne Genrebilder und prachtvolle Stimmungslirik nach allen Seiten austreut.“

Ohne Uebertreibung kann daher auch J. E. Poesition, der treffliche Kenner und Uebersetzer auf dem Gebiete der nordischen Literaturen, von Drachmann sagen: „Er ist nicht nur der productivste, sondern ohne Zweifel auch der begabteste unter den zeitgenössischen Dichtern Dänemarks. Gleichwohl ist er außerhalb des Nordens viel weniger bekannt, als z. B. seine norwegischen Dichterbrüder Björnson, Ibsen, Lie, Kielland oder der Schwede Strindberg, ja selbst als so manche seiner älteren und jüngeren dichtenden Landsleute, die, was Begabung betrifft, weit hinter Drachmann zurückstehen.“*)

Der Leser verzeihe die vielen Citate. Sie sollten nur dazu dienen, Drachmanns literarisches Ansehen in seinem Vaterlande und bei uns zu vergleichen und die Frage zu rechtfertigen, ob dieser Dichter in Deutschland nicht doch vielleicht ein wenig mehr bekannt und gelesen zu werden verdient.

Den Grund dafür, daß ihm noch so wenig Beachtung zu Theil geworden ist, erblickt Poesition in dem Umstande, daß seine Hauptbedeutung in der Lyrik liegt und daß seine virtuose Sprachkunst einer dem Originale auch nur nahe kommenden Uebersetzung fast unbefiegbare Schwierigkeiten darbietet. Daher kommt es wohl auch, daß er bisher noch keinen poetischen Uebersetzer gefunden hat. Und wenn ich es im Folgenden wage, den schon im Julihefte gegebenen Uebersetzungen noch einige neue Proben anzureihen, so hoffe ich, daß der Leser dieselbe Nachsicht üben werde, wie sie der liebenswürdige Dichter selbst geübt hat.

Aber der Hauptgrund, weshalb Drachmann dem deutschen Publikum

*) Vgl. Dr. Schweiger's eben erschienene „Geschichte der Scandinavischen Literatur“, Theil III. S. 358, wo wir Drachmann wegen seiner Bedeutung gleichfalls an die Spitze des jüngern Dichtergeschlechts in Dänemark gestellt finden, wenngleich auch hier gewisse Mängel nicht verschwiegen werden.

noch fremd geblieben ist, mag doch viel tiefer liegen. Ich finde ihn in des Dichters eignem Wesen. Er ist ein Magnet, der auf die Ferne keine Anziehungskraft ausübt, der aber Jeden fest an sich schließt und Keinen wieder losläßt, der ihm näher tritt. Fern von dilettantischer Gefallsucht oder von Liebäugelei mit der Gunst seiner Hörer, bringt er als echter großer Dichter nur das, was seine Phantasie anregt und was sein Innerstes bewegt. Wie verächtlich ihm daher jene süßliche Modelyrit ist, der wir — ach, schon so viele! — „Knospen, Blätter, Blüthen und Blumensträuße“ verdanken, das geht aus seinen eignen Worten hervor:

„Wohl könnt' ich mich küsseln gar leicht und gelind
In manche gefühlvolle Herzen
Mit Bitten und sanften Tönen:
Ich lernte das Singen bei starkem Wind,
Aus der Wogen Freuden und Schmerzen!“

Wie sehr er es ferner verschmäht, sich den Zuspruch des großen Publikums durch wohlfeile Lockmittel und Schnurpfeifereien zu erkaufen, das spricht er mit stolzer Bescheidenheit in seinem liebenswürdig humorvollen Gedichte: „Ad libitum“ aus:

„Ich zieh' nicht mit wiegendem Spiel einher
Mit sinnreichen Flötenfiguren,
Den Mund gespißt, die Nase quer
Und wirbelnden Koloraturen.
Mein Spiel ist nur schlicht, vielleicht allzu schlicht;
Doch will es euch so nicht behagen,
Nun wohl, so bezahlt nur den Eintritt erst nicht,
Mögt, Freunde, zur Seite euch schlagen!“

Ich geh' meinen Weg, und biete mein Mahl
Und flöte gemach meine Weisen,
Und seh', wie das Publikum klein wird an Zahl,
Um Andre zu suchen und preisen;
Doch ist noch geblieben ein kleiner Kreis,
Dem ich trau', es werd' ihm behagen;
Ihm verbeug' ich mich höflich und rufe leis:
Auf die Seite laßt, Freunde, uns schlagen!

Auf die Seite ein wenig, und hört meinen Sang;
Im Stillen die Töne erklingen,
So voll und so stark, aus so ehrlichem Drang,
Wie wem nur vergönnt ist zu singen!
Ja, ehrlich der Drang, dem Herzen entstammt;
Doch will es euch nimmer behagen —
Nun wohl, so ist der Sänger verdammt,
Sich selbst auf die Seite zu schlagen!“

Ebenso wenig wie um die große, urtheilslose Menge, kümmert er sich jedoch auch um das kleinlich mäkelnde „Gemerke“ gegnerischer Kritiker und besteht ihnen gegenüber fest, ja herausfordernd, auf seiner Eigenart.

Ich trage den Hut, wie ich will,
Ich singe mein Lied, wie ich will
Und wie ich kann;

Ich stehle nimmer aus Andrer Werke.
Bin ich drum ein verfehmtcr Mann?
Soll mich drum schelten das „Gemerke“?
Die Sängcrzunft sei, was sie will,
Ich bin, der ich bin, aus eigner Stärke!

Um aber Drachmanns Eigenart richtig zu würdigen, muß man sie vor Allem richtig verstehen. Versuchen wir daher, so gut es bei der gebotenen Kürze möglich, zu zeigen oder wenigstens anzudeuten, worin diese Eigenart besteht.

Ein Hauptzug, den auch Bergsjöe ebenso wie Brandes einmütlich hervorhebt, ist zunächst eine gewisse Unbeständigkeit des Dichters. „Die 23 Bände, die wir bis jetzt von ihm besitzen,“ schreibt Bodasov im Jahre 1884 (nunmehr sind es schon über 30!), „zerfallen in 8 oder 10 weit abweichende Gruppen, die sich nicht nur im Stoff, sondern auch in der Tonart unterscheiden; und zwar ist es nicht nur die Stimmung, sondern die Lebensanschauung selbst, die zu wechseln scheint.“ Demnach könnte man die Eigenart des Dichters oder wenigstens einen wesentlichen Zug derselben, in einer wechselreichen Vielartigkeit erblicken. Näher betrachtet lassen sich jedoch in seinem dichterischen Schaffen zwei Grundelemente erkennen, von denen das eine ihm selbst, das andere dem Zeitgeist und seiner Umgebung entstammt, was der geistreiche dänische Kritiker durch einen Vergleich ausdrückt: „Der Webstuhl mit seinen vielen ungleichen Fäden war bereits vorgerichtet zu einem reichen und bunten Muster, als der Kampf des Tages das Schiffchen erfasste und bald mit der Begeisterung Roth, bald mit des Zweifels und Gedankens Grau seine Leidenschaften und Launen hineinverwebte.“

Als Drachmann im Jahre 1872 sein erstes Bändchen „Gedichte“ herausgab, hatte Brandes, dem dasselbe gewidmet ist, eben seine „Revolution der Geister“ begonnen, die der bis dahin herrschenden alten Steffens-Dehlenschlägerischen oder deutsch-idealen Literaturrichtung die neue französisch-realistische Auffassung entgegenstellte. War es ein Wunder, wenn der von gährender Jugendbegeisterung erfüllte Dichter sich dieser mächtigen Strömung, welche die heimische Poesie zu verjüngen verhieß und die ihn sogleich zu ihrem poetischen Mittelpunkt machte, voll und ganz überließ?

Bald jedoch, und im Grunde schon an seinen ersten Gedichten, konnte man merken, daß der ungeläuterte sinnliche Realismus, dem nicht der Adel eines sittlich fühlenden und zugleich phantasiebegabten Geistes aufgeprägt ist*), nicht seine Eigenart war. Es ging ihm, wie André Chénier, Wordsworth u. A. mit der ersten französischen Revolution: er zog sich später verstimmt zurück.

Dem ersten Ausbruch einer stürmischen Dichternatur folgten bereits

*) Vgl. Dr. Rindes Gedanken zur Reform unserer Literatur in seinem geistvollen Buche: „Am Webstuhl der Zeit,“ II. Theil.

1875 „gedämpfte Melodien“ (Dämpede Melodier); darauf 1877 seine herrlichen „Meeresgesänge“ (Sange ved Havet), in denen gleichsam seine eigenste Natur zum Durchbruch kam und die fast nur Geflüstertes enthalten; dann „Ranzen und Rosen“, worin er das Höchste, wenigstens hinsichtlich des Wohlklangs z. B. in „Sakuntala“ erreicht hat, und endlich die, seine ganze Jugendperiode gleichsam abschließende Sammlung „Jugend in Dichtung und Sang!“

Der ideale Grundzug seines Wesens, der sich selbst in den Dichtungen nicht ganz verleugnet, in denen er uns als „Vollblutrealist“ entgegentritt, äußert sich besonders in seiner Liebe zur traumhaften Vergangenheit, die ihn zum Sagen- und Märchendichter macht. Als solcher hat er sich nicht nur vortrefflich als poetischer Erzähler, z. B. in den Reimdichtungen: „die Prinzessin und das halbe Königreich“, der Osten für die Sonne, der Westen für den Mond“ u. A., sondern auch als ausgezeichnete Dramatiker bewährt. Der glänzende Erfolg seiner Märchenkomödie: „Es war einmal“ erwarb ihm 1886 den Dannebrogorden. Und seine neuesten dramatischen Arbeiten, zugleich die zuletzt erschienenen des Dichters: („Tyrkisk Rococo“ und „Esther“ 1888, sowie „Tusind og en Nat“, Mitte Mai dieses Jahres) werden, soweit sie aufführbar sind, gewiß auch außergewöhnlichen Beifall erringen, besonders „Tausend und eine Nacht“ mit der herrlichen Sagenfigur Harun al Raschids.

Als Märchendichter bietet Drachmann überraschende Vergleichspunkte mit unserem ihm auch persönlich befreundeten R. Baumbach. In einer Anmerkung zu „Esther“ äußert er sich über die Verwandtschaft ihrer Stoffe selbst so: „Ein Zusammentreffen mit Baumbach — tief im deutschen Binnenlande — überzeugte mich auf das klarste, in welcher nahen Verwandtschaft unsere skandinavische Romantik zur germanischen steht. Wir schöpfen aus derselben Quelle — der Eine in den blauen Thüringischen Bergen, der andere an der schwermüthigen Nordsee.“

Nicht mit Unrecht wird er daher von Boesjón als „Träger der Neurömantik in der skandinavischen Literatur“, auch in Hinsicht auf seine gleichzeitig meisterhaften naturalistischen Schilderungen als eine „Doppelnatur“ hingestellt. Da jedoch ein wirklicher Ausgleich beider Naturen, ein harmonisches „Vereinwesen“ noch nicht zu Stande gekommen ist, so möchte ich ihn lieber zugleich mit Beziehung auf sein gesamtes menschliches Denken und Fühlen und Wollen, wovon alle seine Dichtungen stets nur der künstlerische Ausdruck sind, als eine Zweiseelen- oder Faustnatur bezeichnen. Die eine Seele will sich fortwährend von der anderen trennen; an die sinnliche Wirklichkeit klammert sich die eine, zu einer reineren Ideen- und Traumwelt strebt die andere empor. Und dieses Ringen, dieser innere Kampf wiederholt sich daher in gewissem Sinne auch in jedem seiner Werke. Daraus erklärt sich seine ewige Unruhe, sein fortwährendes Aufhören und Wiederanfangen, seine immer wechselnde Stellung zu den

literarischen und politisch-socialen Strömungen seiner Zeit, das Hereinziehen so verschiedenartiger Elemente in seine dichterische Stoffwelt, alle die äußeren und inneren Kämpfe, an denen sein Leben so reich ist, und, da er bei alledem eine leidenschaftliche Natur ist, auch einerseits die zaghafte Selbstverzweiflung, die ihn, wie wir wissen, wiederholt schon bei seinem Streben nach Vollkommenheit, nach der denkbar höchsten Vollkommenheit, erfaßt hat, andererseits das starke Selbstbewußtsein, welches er zuweilen zeigt. Mag aber der Drang nach Vorwärts oft auch ein dunkeler sein, der gute Mensch und der große Dichter ist sich des rechten Weges doch bewußt!

So viel über Drachmanns Dichterpersönlichkeit im Allgemeinen. Um die hier nur in groben Strichen angedeuteten charakteristischen Züge noch sprechender hervorzuheben, müßten wir freilich etwas mehr nach dem Leben malen können. Leider waren die wenigen, in Gesellschaft des Dichters verlebten schönen Sommertage des vorigen Jahres zu schnell verrauscht, als daß wir aus seinem eigenen Munde Alles dazu Wissenswerthe hätten erfahren können; und eine ausführliche Lebensbeschreibung des Dichters dürfte erst nach Erscheinen seines bereits angekündigten größeren Romanes zu erwarten sein, der, falls wir die bei unserem Besuch vernommenen Andeutungen nicht mißverstanden haben, eine Art Selbstbiographie enthalten soll. Die daraus in der dänischen Zeitschrift „Literatur og Kritik“ im März dieses Jahres abgedruckten Gedichte („Ulf Brynjulfsens Digte og Sange“) scheinen für die Richtigkeit unserer Annahme zu sprechen.

Eine auf persönlichen Mittheilungen beruhende, zuverlässige und mit liebevollem Verständniß verfaßte kurze Skizze von Drachmanns Lebensgange giebt Poesition in seiner von uns bereits mehrfach stillschweigend benutzten, lezenswerthen Einleitung zu den von ihm trefflich übersehten „See- und Strandgeschichten“ (Universalbibliothek 2478 und 79). Wir müssen uns hier darauf beschränken, nur diejenigen Momente aus seinem äußeren Leben hervorzuheben, die unserem flüchtig entworfenen Bilde theils zur Umrahmung, theils vielleicht auch noch zur Hinzufügung einiger gelegentlicher Lichter und Schatten, einiger noch scheinbar vergessenen Züge dienen können.

Die im Julihefte veröffentlichten Dichtungen sollten, so weit dies einige kurze Proben eben vermögen, zeigen, welche Meisterschaft Drachmann als Meeresdichter besitzt. Ein Meeresdichter sollte eigentlich für ein Land, das rings vom Meer umwogt ist und das schon so manchen vor-
trefflichen Seemaler hervorgebracht hat, kein allzu großes Wunder sein, wie es denn auch in der That der dänischen Literatur nicht an Gedichten und Geschichten über das Meer fehlt. Und doch bilden Drachmanns Meeresgefänge eine ganz neue Erscheinung, ja eine ganz neue lyrisch-epische Gattung; denn er schildert uns darin nicht nur, was an und auf dem Meere zu sehen ist, sondern enthüllt uns vor Allem auch die geheime

Sprache, gleichsam die gewaltige Seele, die große Philosophie des Meeres. Die Natur selbst scheint ihn zum Dolmetsch ihrer gewaltigsten Erscheinungsform, des Oceans, bestimmt zu haben; denn seine meerblauen Augen, sein frausgeloctes, gleichsam von zitternden Wellen umvogtes Haupt und seine an die Meeresriesen der Vorzeit erinnernde Gestalt scheinen dem Meere zu entstammen. Was aber der göttliche Geist der Natur beschlossen hat, das können Menschen nicht hindern. Der Vater Drachmanns, ein verbienter Marinearzt und späterer Professor der Orthopädie in Kopenhagen, wollte zwar anfangs den am 9. October 1846 geborenen Holger zur See senden, nahm ihn aber doch bald aus der zu diesem Zwecke besuchten Schule, um ihn für seinen eigenen Beruf ausbilden zu lassen. So wurde Holger 1865 Student der Medicin. Allein die Liebe zur Kunst übermog bei ihm die Liebe zur Wissenschaft, und bald sehen wir ihn (als eifrigen Kunstjünger und Schüler des bekannten Marinemalers Sörensen), wohin sein Herz ihn zog, am Meere!

Dann begab er sich zur weiteren Ausbildung auf längere Reisen nach der Nordsee und dem mittelländischen Meere und verbrachte ein halbes Jahr auf Sicilien. Entscheidend ward für ihn ein Aufenthalt in London, wo er längere Zeit als Illustrator und Maler oft gar kümmerlich sein Brot verdiente. Daneben trieb er mit fast gleichem Eifer Musik, Aesthetik und Poesie. Hier war es auch, wo er 1871 die Flüchtlinge der Pariser Commune und die wichtigen socialen Wandlungen kennen lernte, welche der Krieg in Frankreich mit sich gebracht hatte. Was er hier schaute und hörte, mit dem Pinsel zu malen, vermochte er nicht; da versuchte er es mit Worten, und so entstand sein berühmtes Gedicht, das noch jetzt zu seinen Lieblingsgedichten gehört: „Die englischen Socialisten“. Und wie er sie zu malen verstand, mögen folgende Zeilen zeigen:

Geschütt vor dem Wind und kalten Nebeln,
Um des Kohlenbeckens qualmende Gluten —
Die Kohlen sind vom Strande gestohlen,
Wo der Rautmann löscht die beladenen Schuten —
Sitzt eine Schaar. Bedeckt sind mit Ruße,
Die knotigen Arme in schmutziger Bluse;
Wohl vierzehn sind's, sie löschten die Schute,
Die Haut zeugt von Angelsachsenblute.

Sie murmeln und saugen die thönernen Pfeifen,
Das Alle geht herum in klappernden Kannen;
Man hat etwas vor, möcht' etwas ergreifen,
Man will aus der Noth und möchte sie bannen;
Die Arme erbeben, wie Fieberkranken;
Die Worte fehlen den vielen Gedanken!
Doch ohne System muß Alles ersticken.
Da erhebt sich ein Mann mit funkelnden Blicden u. s. w.

Der Erfolg seiner ersten, 1872 erschienenen „Gedichte“ und mehr

noch der einer bald darauf unter dem Titel „Bon jenseits der Grenze“ (Derovre fra Graensen) herausgegebenen Sammlung von Skizzen, in denen er herab und ergreifend die heroische Ausdauer der dänischen Soldaten in der Düppelstellung schilderte, ließen endlich nach längerem Schwanken den Dichter über den Maler siegen; und nun schuf er mit rastlosem Fleiße arbeitend, die ganze stattliche Reihe von Gedichtsammlungen, Novellen, Romanen und Dramen, die wir jetzt von ihm besitzen und die seine vielseitige Begabung in so bewunderungswürdiger Weise offenbaren.

Größere Reisen, meist veranlaßt durch innere und äußere (namentlich auch politische) Kämpfe im Vaterlande, unternahm er dann noch 1876 bis 78, besonders nach den europäischen Hauptstädten.

Immer wieder aber war es die Sehnsucht zum Vaterlande und besonders zum heimischen Meere, die ihn der Heimat zurückgab. Ein tiefempfundenes poetisches Zeugniß für diese Sehnsucht ist sein, gleichzeitig von Kampfesmuth erfülltes Gedicht: „Vogelschau“ (im Juliheft S. 62). Welche hohen Ziele er sich als „Meeresdichter“ stellt, wie er ringt und strebt, „die Größe und Macht des Meeres zu erfassen und sich aus seiner Sturmmelodie die Töne ureigner Poesie zu schaffen“, das ließ uns die vorhergehende Dichtung erkennen. Daß er sich jedoch auch vortrefflich auf „Genrebilder“, die das Strandleben darbietet, versteht, hat das kleine anmuthige Bild bewiesen, das er „Bernstein“ betitelte (ebenda S. 60).

Die Liebe zum Meere wie zur Natur im Allgemeinen hat ihn zum vertrauten Freunde der Fischer und Seeleute gemacht, zu denen er sich stets flüchtet, wenn er sich von allzu angestrengtem Arbeiten erholen will, oder wenn er es unter den „Menschen“ wegen etwa zu offen geäußelter, freier Ansichten einmal nicht mehr aushält. So lebt er auch gegenwärtig mit seiner vortrefflichen Gattin und seinen „süßen vier Kindern“ an einem kleinen Strande nördlich von Helsingör, nach seinem eigenen Ausdruck „zwischen Wäldern, Möven, Fischern und Seekapitänen.“ Dafür wird er aber auch von den Fischern geliebt und verehrt, wie nicht leicht ein anderer Dichter vom Volke geliebt werden kann. Man braucht nur seinen Namen zu nennen und zu sagen, daß man ihn gern hat, so ist man auch ihr Freund. Besonders bewundern sie seinen Fleiß. „Han er meget flittig“ sagen sie. „Wenn wir Abends aus dem Krug, wo wir miteinander trinken, rauchen und uns Geschichten erzählen, nach Hause schlafen gehen, dann setzt er sich noch hin und schreibt und schreibt.“ Was er dann wohl schreibt, was er uns sozusagen „frisch vom Faß“ giebt, ist leicht zu errathen. Besonders ist er ein unübertrefflicher Meister kurzer Bilder und Geschichten aus dem Leben und Treiben der Fischer und Seeleute. Er versteht, wie Poesion treffend sagt, „die schwere Kunst, von einer Person in wenigen Zügen ein abgerundetes Bild zu geben, das dem Leser unvergeßlich bleibt,“ und das er lieb gewinnt, fügen wir hinzu. Das ist denn auch die einzige Seite, von welcher Drachmann dem deutschen

Leser schon einigermaßen bekannt ist. Deutsche Uebersetzungen Drachmann'scher Seegeſchichten ſind außer Poeſſions bereits erwähnten prächtigen See- und Strandgeſchichten erſchienen von A. Strodtmann: Aus den Sandregionen und anderen Erzählungen von J. Drachmann und S. P. Jacobsen; ferner zwei größere, feſſelnde Strandnovellen („Paul und Virginie unter nördlichen Breiten“ und „Aus der Familiengeſchichte des Björn-geſlechtes“) von E. v. Engelhardt, Leipzig 1881.

Was endlich Drachmanns erzählende Meeresgedichte anlangt, ſo ſei nur kurz noch erwähnt, daß ſich in ihnen beſonders das Heldenhafte ſeiner Natur kundgibt. Schiffsbrüche, kühne Rettungsverſuche, Frauen die mit dem Rettungstau um den Leib ſich in die Wogen ſtürzen, um den Geliebten zu retten, Kapitäne, die das ſinkende Schiff nicht verlaſſen, verkehrt er uns ſo ergreifend und ſchauervoll vor die Seele zu zaubern, daß wir meinen könnten, wir wären ſelbſt zugegen und nähmen Theil. Eines der bekannteſten Gedichte dieſer Art iſt das großartig dramatiſch aufgebaute und gewaltig ergreifende Gedicht „Von der Düne.“

Es iſt, als ob man die fürchtbare Brandung des ſturmerregten Meeres ſelbſt vernähme, wenn man die Worte vortragen hört:

Stürme heulen, Wogen brüllen,
Sand und Salzfluthtropfen füllen
Zitternd bange Luftbereiche — —

— — — — —
Nirgend's Widerſtand noch Wehr.
Wo der Uferwall geſchwunden,
Wahnt ſich machtvoll ungebunden
Seinen wilden Weg das Meer.

Schwere Wogenmaſſen ſchießen
Und verfließen,
Uebergießen
Weit hin ſich mit weißem Schaum;
Rings im Raum
Keine noch ſo kleine Stelle,
Bietet ſich dem Fuß als Schwelle,
Wo du trogen kannſt mit Muth
Brandungsdonnerwirbelſtuth!

Wie feſſelnd iſt nicht die Schilderung der von der Düne athemlos ausſpähenden Geliebten:

Und inzwiſchen ganz dort oben
Auf der Düne windumtoben,
Vor den Augenbrau'n die Hand,
Spähend, ſpannend, ſtarrend ſtand
Sie, des Räthſels Löſerin.
Bang der Athem, blaß die Lippen,
Zimmer ſtarrend nach den Klippen,
Nach dem ſchwarzen Punkte hin

Wie ein Standbild, ausgehauen
Stumm in Stein, folgt sie dem Voot,
Seufzend in des Sturmes Grauen,
Zitternd, bebend wie ein Laub.

Und dann wieder das Meer:

Und Licht und Schatten
Wechseln
Ueber dem Meere.
Wie jagende Hunde,
Die wüthend sich beißen,
Kommen eilend die Wogen;
Und es heßt aus der Tiefe
Rauh, brüllend. — — —

Dieser Gattung gehört auch das im Juliheft Seite 58 abgedruckte schöne Gedicht „Allein auf dem Deck“ an. Auf eine andere nicht minder dramatisch ergreifende Dichtung: „Die letzte Parade“ (deutsch erschienen im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes,“ 1889, Nr. 6) sei hier nur kurz hingewiesen.

Diesen Gedichten, wie allen seinen Erzählungen und ebenso seinen Dramen, gereicht es zu unvergleichlichem Vortheil, daß er als Dichter doch stets zugleich geblieben ist, was er von Haus aus war, ein genialer Maler. Möchte es uns gelungen sein, durch unsere noch lückenhaft gebliebene Skizze die in mancher Hinsicht ganz eigenartige Dichtergestalt Drachmanns der deutschen Lesewelt näher zu bringen! Wäre er derselben schon vertrauter gewesen, so hätte er auch zu einer ausgeführten vergleichend-kritischen Betrachtung reichen Stoff und fruchtbare Anregung bieten können.





Der Musik-Winter 1888—1889.

Don

Heinrich Ehrlich.

— Berlin. —

Es ist undenkbar, daß im politischen und socialen Leben starke Gegensätze, verschiedenartigste Bestrebungen sich entwickelten und zur Geltung gelangten, und daß im Kunstleben Alles recht ruhig und glatt vor sich ginge, von allen Vorgängen in anderen Regionen unberührt bliebe; als ob Dichter und Musiker und bildende Künstler auf einem anderen Planeten hausten und von dort herab ihre Werke in die irdischen Theater, Verlagsbuchhandlungen, Concertsäle und Kunstausstellungen sendeten!

Es wäre vielmehr nicht schwer zu beweisen, daß alle Bewegungen, die im öffentlichen Leben durch höhere Ideen oder niedere Gedanken hervorgerufen wurden, im Kunstleben Ausdruck — nicht etwa Darstellung! — erhalten. Der Geist des Künstlers ist eine Art von Brennspiegel, der die verschiedenartigen vereinzelter Ideenstrahlen (oder auch niedere Gedanken) in sich zusammenfaßt und auf einen Punkt leitet. Doch nochmals sei es festgestellt: das Kunstwerk ist Ausdruck verschiedenartiger Bewegungen, nicht etwa Darstellung von Ideen. Es wäre ein Unsinn zu behaupten, daß die Beethoven'schen Symphonien vor dem ungeheuren Umschwunge in der deutschen Dichtkunst und vor der französischen Revolution hätten entstehen können; ein noch größerer Unsinn aber wäre es, sie als die Darstellung der Sturm- und Drang- und der Revolutionsideen zu bezeichnen. Und wenn Richard Wagner einerseits „mit Entzücken“ die deutsche Mythe preiset, in welcher ihm der wahrhaftige „natürliche Mensch“ in seiner ganzen Schöne entgegentrat, andererseits bewundernd von der Schopen-

hauer'schen Weltanschauung spricht, nach welcher gerade das Natürliche im Menschen aus dem Willen zum Leben entsteht, der nur Leiden und Elend bringt und in der Befriedigung sich selbst zerstört, so ist das der beste Beweis, wie viel unverföhnliche Widersprüche im Geiste des Künstlers sich kreuzen und dennoch zum Schaffen eines großartigen Kunstwerks beitragen können.

Nun haben die letzten Jahre so viel Gewaltiges und Gewaltfames, Hochstrebendes und Streberisches, allgemein Anregendes und gemeinen Regungen Dienendes gebracht: und die Kunst sollte von all Dem unberührt geblieben sein? und gar die Tonkunst, diese verbreitetste, so zu sagen gesellschaftlichste aller Künste?

Auf dem Felde der Oper konnten die starken Gegensätze der verschiedenen neueren Grundsätze nicht zur Geltung gebracht werden, denn in ihr erscheinen Wagners Musikdramen noch immer allein gegenüber den älteren klassischen. Seine deutschen Zeitgenossen haben nichts hervorgebracht, was ihnen entgegen gestellt werden könnte. Und selbst die Anhänger italienischer Opernmusik müssen gestehen, daß Verdi's letztes Werk „Othello“ gar Vieles enthält, das nicht gerade eine Nachahmung Wagners zu nennen ist, aber ganz bestimmt ohne den durch ihn gegebenen Impuls nicht bestände. Diese Art der Harmonisation, der Declamation, der Instrumentation hätte Verdi niemals angewendet, wären nicht die Wagner'schen Grundsätze auch so tief in das Bewußtsein sehr vieler italienischen Musiker und Musikfreunde gedrungen. Die Bemerkung soll durchaus nicht die Anerkennung der großen Begabung des Mannes beeinträchtigen, der den „ballo in maschera“, den dritten Act des „Ernani“, die erste Hälfte des zweiten Actes in „Rigoletto“ und die „Aida“ componirt hat*); sie soll nur darthun, daß eben gewisse Ideen nach den entferntesten Regionen ausstrahlen. Die Meinungen über den Kunstwerth der Wagner'schen Schöpfungen mögen sehr verschieden sein; daß sie aber die deutschen Bühnen beherrschen, daß sie die größten Einnahmen bringen, ist eine feststehende Thatsache. Und wenn — nicht mit Unrecht — behauptet wird, daß ihr Erfolg nicht durch Das allein bestimmt wird, was sie als Kunstwerk sind, sondern in nicht geringem Grade durch das von Richard Wagner selbst angeregte Hineinziehen leidenschaftlicher Streitigkeiten und Voranstellen von Nebenfragen, die zur Kunst selbst in oft sehr entfernter Beziehung stehen: so bietet diese Behauptung nur einen neuen starken Beweis, wie das Kunstleben heute in noch viel stärkerem Maße als ehedem von allen geistigen Regungen berührt wird, und wie jetzt auch die unhaltbarste Zusammenstellung philosophischer Systeme mit künstlerischen Erzeugnissen gläubige Anhänger findet. Ueber Musik philosophiren

*) Jeder, der Webers „Corydon“ hört, muß erkennen, daß in ihr die Grundlage der ersten Opern R. Wagners (Holländer, Tannhäuser, Lohengrin) ruhte; erscheint darum das kolossale Genie des Dichter-Componisten als ein geringeres?

ist ja eine Lieblingsbeschäftigung der gebildeten Gesellschaft, und selbst ernsthafteste Gelehrte leisten der Schönrednerei Vorschub. Als Mozart die „Zauberflöte“, als Beethoven die unermessliche „Neunte“ schuf, fiel es keinem Menschen ein, die ganz sicheren Beziehungen der ersten zur Freimaurerei darzulegen, oder aus dem Goethe'schen „Faust“ ein Programm für das Riesenwerk zusammenzusetzen. Programme, d. h. Ueberschriften, und mitunter die sonderbarsten, hat es von jeher gegeben: aber die Auslegung ist erst in der Neuzeit zur vollen Reife gebracht worden. Wir sind jetzt so weit gekommen, daß bei Beurtheilung von Kunstwerken eine Masse Vorfragen zu gründlicher Besprechung gelangen, die Hauptsache aber: wie denn das Werk geschaffen, gedichtet, componirt, gemalt ist, fast nebenher behandelt wird.

Und wenn man die verschiedenen Concertprogramme des verfloffenen Winters prüft, so möchte man fast behaupten, daß selbst im Geiste manches Componisten nicht das Musikalische als das Wichtigste waltete, sondern das Bestreben, Ereignisse und Handlungen durch Töne darzustellen, die der beschreibenden Dichtkunst unbedingt angehören, der Malerei in nur bedingtem Maße zugänglich sind, der Instrumental-Musik aber entschieden ganz ferne liegen. Es sind im letzten Winter zwei „Symphonische Dichtungen“ mit demselben Titel „Francesca da Rimini“ aufgeführt worden, die eine von Bazzini in Mailand, die andere von Tschaiwowsky in Petersburg. Bazzini (geb. 1818), ehemals ein berühmter Geigenkünstler, dessen edler Ton und schöner Vortrag ihm besonders in Deutschland allgemeine Sympathieen erworben hat, ist jetzt Director des Mailänder Conservatoriums und in seinen Compositionen ein Anhänger der neudeutschen Schule. Tschaiwowsky (geb. 1840), zuerst Jurist, dann Musiker und Lehrer am Petersburger Conservatorium, ein ungemein geistreicher Componist, gehört der jungrussischen Schule*) an, die kein anderes Kunstgesetz anerkennt, als die eigene Willkür. Er ist allerdings der bei weitem bedeutendste dieser Schule, denn er hat auch ernstesten Studien obgelegen, viel gelernt und sehr geschickte Handhabung der Formen erworben. In einer Suite von ihm befindet sich ein Präludium und Fuge, die zu den geistreichsten erfundenen und trefflichsten gearbeiteten Werken der Neuzeit gehören. Aber das Streben nach Originelltem, Niedagewesenem führt auch ihn manchmal zu Experimenten und Combinationen, bei denen jede Musik aufhört. Die Episode aus Dantes Inferno, die Erscheinung und Erzählung der Francesca da Rimini als Vorwurf einer Instrumentalcomposition zu wählen, war schon von vornherein ein verfehlter Versuch. Was der Dichter in Worten anschaulich beschreibt, kann der Musiker nicht wiedergeben, denn jener hat das bestimmte Wort für sich, dieser kann nur Zusammenstellung von Einzeltönen in Accorden bieten. Was der Dichter

*) Die ältere russische Musikschule, deren bedeutendsten Männer Brossi und Glinski waren, suchte ganz auf deutscher Tradition, mit nationalen Wendungen.

dem Leser in drei Versen*) erzählt, muß der Musiker dem Hörer in einer langen Reihe von Tacten begreiflich zu machen suchen. Die Qualen der armen vom Sturme gejagten Geister muß der Musiker durch eine Reihe von Dissonanzen zu versinnlichen trachten, bei denen zuletzt der musikalische Hörer ein Gequälter wird. Poetische Vergleiche, wie die von den Staaren, die mit breitem Flügel im kalten Winter dahin fliegen, oder von den klagenden Kranichen (B. 40—50) kann die Musik nicht wiedergeben. Die wunderbare Schönheit der Ansprache Dantes und der Antwort Francescas ist ein Eigenes der Dichtkunst; vielleicht wäre es möglich, durch den Gesang eine ähnliche Wirkung zu erzeugen. Aber was soll die Instrumentalmusik damit beginnen? Die beiden erwähnten „Symphonischen Dichtungen“ (der Titel ist das Schönste an dem Dinge!) konnten einen ungetheilten Erfolg nicht erringen; doch fand die Bazzinis jedenfalls noch mehr Theilnahme, weil in ihr doch der italienische Musiker die Melodie nicht so ganz verbannte, wie der geniale Russe. Noch weniger Eindruck als die beiden Francescas erzeugte ein Musikstück von St. Saëns „Phaeton“, in welchem nur die musikalischen Irnbahnen erkennbar waren, auf welchen der (sehr geistreiche, aber offenbar eine Zeit lang überschätzte) Componist sich herumtreibt. Es erscheint mir nothwendig, hier meine Ueberzeugung gegenüber der Programm-Musik auszusprechen. Jedes wahre Tonkunstwerk, auch das kleinste, ist Programmmusik, d. h. es muß im gebildeten Hörer Empfindungen erwecken, die er mit gewissen Vorstellungen in Verbindung bringt und so zu sagen zum Programm ausbildet. Die Musik, die solche Empfindungen und Vorstellungen nicht hervorruft, taugt wenig. Aber noch weniger taugt die Musik, zu deren Verständnis der gebildete Hörer erst einer Vorschrift für seine Empfindungen, sozusagen eines ästhetischen Receptes bedarf. Enthielten des hochgenialen Verlioz Symphonieen „Episoden aus dem Künstlerleben“, „Harold“ u. s. w. nicht so viel echt musikalische Schönheiten in Melodie, rhythmischer Eigenthümlichkeit und Tönfärbungen, sie wären schon lange der Vergessenheit anheimgefallen. Die Ouvertüre „Carnaval Romain“ wird bei guter Aufführung immer zündend wirken, ohne daß die Hörer bei jeder Phrase daran dächten, was sie bedeuten soll.

Gute Aufführungen Verlioz'scher Werke haben wir nur dem unvergleichlichen Hans von Bülow zu danken, dessen Leitung die Philharmonischen Concerte zu höchstem Glanze und zu großartigster Wirkung gebracht hat. Als diese Concerte noch unter der Verwaltung einer Gesellschaft und unter künstlerischer Führung des Herrn Professor Dr. Joachim und Herrn Klindworth standen, da brachten sie nur jährliche Ausfälle, welche die reicheren Mitglieder der Gesellschaft deckten, bis sie es bequemer fanden, sie nicht mehr

*) J' vienni in loco d'ogni luce muto
 Che mugghia come fa mar per tempesta
 Se da contrari venti é combattuto.

zu decken, und zurücktraten, worauf die Auflösung der ganzen Verbindung nothwendig erfolgen mußte. Jetzt sind diese Concerte Privatunternehmungen des „Concertdirector“ Herrn Wolf und die bei weitem einträglichsten — selbstverständlich durch Bülow's Zauber-Tactstab. Wie er begeisternd, fortreißend, elektrisirend auf das Orchester und das Publikum wirkt, das kann nur gehört, nicht beschrieben werden. „Altclassische“ Beurtheiler und Liebhaber meinen hie und da, er tüftle zu viel, er suche so viel einzelne interessante Züge hervor, daß der Eindruck des Ganzen beeinträchtigt werde. Es ist das der sonderbarste Vorwurf in einer Zeit, da so viele gelehrte und geistreiche Männer an jedem Verse von Goethe und Shakespeare herumstudiren, bis sie irgend eine neue Bedeutung, eine Beziehung herausfinden, an die bisher kein Mensch gedacht hat, vielleicht der Dichter selbst am wenigsten*). Wer aber Beethovens A-dur-Symphonie, die so oft gehörte A-moll („Schottische“) von Mendelssohn, ja selbst die schon abgeleiert zu nennenden Ouvertüre zum „Tannhäuser“ unter Bülow's Leitung gehört hat, der mußte gestehen, daß da neue ungeahnte Wirkungen herausgeholt, nicht etwa hineingethan waren, daß die thematischen Durchführungen, die rhythmischen Gliederungen, die Tonfärbungen in einzelnen Instrumentalgruppen**) noch niemals in solcher Klarheit, in solch künstlerisch vollendeter Ausführung hervorgetreten waren. Und hat er nicht das voraus viel besprochene, spöttisch angezweifelte Wunder vollführt und die „Neunte“ am selben Abende zweimal aufgeführt, wobei die übergroße Mehrzahl des Publikums bis an das letzte Ende verweilte, ohne Ermüdung zu zeigen? Und welche Mittel standen ihm hierbei eigentlich zu Gebote? Das Philharmonische Orchester war seiner Leitung gewohnt, aber der Chor (der von Herrn Dohs gegründete sogenannte „Philharmonische“) existirte kaum seit drei Jahren und hatte unter Bülow noch nie gesungen, auch die Solisten wirkten zum ersten Mal; und gerade die Leistung der beiden letztgenannten Factoren erregten Enthusiasmus. Das so schwere, fast unüberwindliche Quartett-Solo war noch nie so schön, so sicher und frei ausgeführt worden. Wenige Wochen vorher hatte der neue Capellmeister der Hofoper, Herr Sucher, dasselbe Riesenwerk vorgeführt mit der königlichen Capelle, mit den ersten Sängern der Hofoper; aber die Wirkung war nicht annähernd zu vergleichen.

In der königlichen Oper bewegt man sich seit zwei Jahren in allerhand Versuchen, ohne zu jener einheitlichen Festigkeit der Leistungen zu gelangen,

*) Sag' deutlicher wie und wenn,
Du bist uns nicht immer klar;
Gute Leute, wißt Ihr denn,
Ob ich mir's selber war?“

Goethe.

Im Auslegen seid frisch und munter;
Legt Ihr nicht aus, so legt was unter. — Derselbe.

**) So z. B. die Figur des Basses am Ende des ersten Satzes der Beethoven'schen A-dur-Symphonie.

die zu gleicher Zeit als erstes Vorrecht und erste Pflicht der größten und reichst unterstützten Bühne der deutschen Reichshauptstadt gelten mußte. Herr Deppe, der erste neue Capellmeister an dessen Berufung die neue Generalintendenz die größten zuversichtlichsten Hoffnungen knüpfte, erwies sich als ein Musiker von feiner Auffassung, der aber gänzlich der Sicherheit und des Ueberblicks ermangelte, die allein durch langjährige Uebung und Gewohnheit am Pulse erworben werden, und die keine noch so bedeutende Begabung zu ersetzen vermag. Er war 57 Jahre alt geworden, ohne jemals eine Oper einstudirt und geführt zu haben, und sollte das nun mit einem Male an der Königl. Hofoper in Berlin zu Stande bringen! Kein Wunder, daß die Vorstellungen sehr ungleich wurden, daß manche Scene ganz gut von Statten ging, andere wieder in Verwirrung geriethen. Herr Deppe mußte zuletzt den Irrthum einsehen, den er bei der Annahme solch schwieriger Stellung begangen, und trat zurück. Nun wurde Herr Sucher berufen, der bisher am Hamburger Stadttheater gewirkt hatte, der Gemahl der berühmten Sängerin, die ebenfalls in den Verband der königlichen Oper trat. Er ist ein sehr tüchtiger, so zu sagen, festsatter Capellmeister, den keine Unsicherheit der Sänger, kein Schwanken des Chores in Unruhe bringen kann, der Alles zusammenhält, und auch feurig leitet. Aber tieferes Eindringen in die Schöpfungen der großen Meister, poetische Auffassung liegt nicht in seiner Wesenheit, das hat seine Vorführung der „Neunten“ sattem bewiesen. Seine Gemahlin ist noch immer eine sehr bedeutende Sängerin; in früheren Jahren entzückte sie durch den herrlichen Wohlklang der Stimme und die Schönheit ihrer Bewegungen; in neuerer Zeit, da die Fülle der Stimme ein wenig ab-, die des Körpers zunimmt, läßt sie sich in bedenklicher Weise zu Uebertreibungen in Gesang und Spiel hinreißen. Neben ihr sind zwei neue männliche Sterne in die Bahnen der königlichen Oper geleitet worden. Der Tenorist Herr Sylva, der eine sehr schöne Stimme besitzt, aber der deutschen Sprache nicht ganz mächtig ist, und daher oft mit Starrheit des Ausdrucks singt; und der sächsische Kammerjäger Herr Busch, der herrliche Stimme mit feurigem Vortrage und lebhaftem Spiele vereinigt, aber nicht selten die höhere künstlerische Auffassung den augenblicklichen Theatereffekten opfert. Daß die größten Wirkungen und edelste Wiedergabe des Kunstwerkes sich ganz gut vertragen, hat der große Künstler Gura aus München, von dem noch später die Rede sein wird, siegreich bewiesen.

Wie ich schon bemerkt habe: es fehlt den Vorstellungen der königlichen Hofoper die künstlerische Einheitlichkeit. Die Wiedergabe des „Tristan“ im Mai dieses Jahres war die wenigst befriedigende unter allen bisherigen. Frau Sucher scharfe im zweiten Acte, wo Isolde nicht mehr als die heftig Erregte, den Tod Suchende, sondern als die in befriedigter Liebe Schwelgende erscheint, gerade so wie im ersten Acte, wo die Handlung ein Uebermaß der Leidenschaft einigermassen rechtfertigt. Herr Stritt, aus Hamburg für den

einen Abend hierherberufen, ein sehr schätzbarer Sänger, ist der Tristan-Aufgabe nicht gewachsen; und Herr Bulß gab den Kurvenal, den treuen, alten, düstern Diener und Gefährten des Helden mit schneidiger Lebhaftigkeit des Ausdruckes als wär' er ein junger Leutnant, der auf Avancement singt. Hier sei noch bemerkt, daß die neue Oberleitung, die im Anfange ganz besonderes Gewicht auf die Stärkung der rein klassischen Opernwahl legte und dem Wagnercultus ein Gegengewicht zu bieten gewillt schien, in allerneuester Zeit nur noch Wagner-Cyclen mit kleinen Opern zweiten Ranges abwechseln ließ. Vor dieser Wandlung wurde in Königl. Opernhause Wilbenbruchs Drama „Die Quixow's“ gegeben, weil die Räume des Schauspielhauses dem Andrang der Besucher nicht genügte: dagegen bekam Beethovens „Fidelio“ Quartier im kleineren Schauspielhause. In neuen Opern erschienen „Turandot“ von Theob. Rehbaum, die in Text wie in Musik kaum den Namen einer mißlungenen Operette verdiente, und „Doreley“ von dem verstorbenen Prof. Emil Raumann, die nach wenigen Aufführungen in das Nichts zurückkehrte, aus dem sie gekommen war.

Es muß allerdings zugestanden werden, daß bei dem jetzigen Mangel an guten Textbüchern und Operncomponisten jeder Theaterleitung bei der Suche nach Neuigkeiten eine sehr schwere Aufgabe zufällt. Aber sie wird nicht erleichtert, wenn man ein unbezeichnbares Ding vorführt, das gar nicht in den Rahmen der Königl. Oper gehört, oder eine Oper die bei Lebzeiten des Componisten nirgends Annahme finden konnte. So erscheint es denn leicht erklärlich, wenn die Theilnahme des Publikums sich der Kroll'schen Oper zuwandte, in welcher zuerst eine Italienische Operngesellschaft, dann im Mai die herrliche Marcella Sembrich, dann Marianne Brandt, Etelka Gerster, endlich der berühmte Baritonist Reichmann auftraten. Die italienische Gesellschaft zeichnete sich schon dadurch aus, daß kein einziges bedeutendes Mitglied Italiener war: die Primadonna von Zandt entstammt den vereinigten Staaten von Nordamerika, der Tenorist Ravelli heißt eigentlich Ravel und ist Franzose, des Baritonisten d'Andrade Eltern sind Portugiesen. Die Männer haben uns wahrhaft entzückt, weil sie wahrhaft schön sangen; der Primadonna ungemeine Kehrläufigkeit hat uns Verwunderung erregt, aber uns kalt gelassen. Sonderbar genug erschien es auch, daß diese „Italiener“ mit einer französischen Oper „Lacme“ begannen. Sänger und Oper waren also eigentlich nur in's Italienische übersetzt.

Was soll man nun von Marcella Sembrich sagen? Diese große Künstlerin ist in stetem Wachsen begriffen; und keine lebende Sängerin kann sich rühmen gleich ihr die vollendetste italienische Gesangsschule mit der innigsten deutschen Vortragungsweise zu vereinigen. Mit Wehmuth erfüllte uns dagegen die einst so gefeierte Etelka Gerster. Nur wenige Momente gab es, welche die süße Stimme, den natürlichen Liebreiz des Vortrages

in das Gedächtniß zurückriefen; die meisten zeigten nur verblassten Glanz einer auf Theatereffecte zielenden Primadonna! Marianne Brandt ist noch immer die erste dramatische Sängerin, sie singt schöner, maßvoller denn je, ist noch immer an der Hofoper unersetzt; daß man sie nicht zurückruft, gehört zu den vielen unerklärlichen Internis der Verwaltung*).

Der größte deutsche Gesangkünstler ist Gura; er hat zwei Liederconcerte gegeben, und die Hörer durch den Vortrag der schwersten Schubert'schen, Schumann'schen und Löffel'schen Gesänge in die größte Begeisterung versetzt. Und dabei singt er mit der anscheinend größten Ruhe, ohne irgendwelchen Aufwand von besonderen Effectmitteln! Und wie packt er den Hörer! „Prometheus“ und „Griechengesang“ von Schubert, der „Nöck“ von Löwe werden Jedem unvergeßlich bleiben! Er ist aber nicht etwa nur als Liederfänger so groß! Ich habe ihn vor einem Jahre in München den „Jago“ in Verdis Othello**) singen hören und spielen sehen, und kann versichern, er überragte den Italienischen Jago der ersten Mailänder Vorstellung, der ich beigewohnt habe, geistig um Haupteslänge.

Bei dieser Gelegenheit sei einer verwunderlichen Erscheinung im Concertleben gedacht, die ein Erzeugniß der Neuzeit, aus den allgemeinen Verhältnissen zu erklären ist. In früheren Zeiten war das Lied eine Beigabe der Instrumentalconcerte, der lyrische Ruhepunkt zwischen brillanten Bravourstücken, das seelische Moment zwischen den großen technischen Leistungen. Heute sind die Liederabende Mode, in welchen der Sänger oder die Sängerin ohne irgend welche andere musikalische Beihilfe ganz allein wirkt, 15 bis 20, wohl auch noch mehr Lieder und Arien, (hie und da ein Duett mit einem Collegen) vorträgt. Der verflossene Winter hat 16 derartige Liederabende gebracht. Daß hierbei das seelische Moment zuletzt in den Hintergrund gedrängt werden muß, liegt klar. Wer soll eine solche Masse von Liedern mit gleicher Stimmung und Sammlung anhören?

Aber das ganze Leben ist jetzt auf die Aeußerung von großer Kraft und Energie gerichtet, ohne viele Rücksicht auf Anderes. Von dieser Richtung geben auch die Concertprogramme Zeugniß, die der Virtuosen wie der Sänger. Und so wäre ich auf Umwegen auf den Punkt zurückgelangt, von dem ich ausgegangen bin, und kann schließen.

*) Man sagte, sie habe vor Jahren irgendwelche Formenfehler begangen. Nun, schlimmer mit Publikum und Intendanz umspringen, als Frau Lucca gethan, dürfte wohl keiner möglich sein. Und wie wurde sie empfangen! Das Hoforchester blies einen Tusch, wie nur beim Erscheinen der allerhöchsten Herrschaften in Gala-Opern!

**) Der überall in Deutschland gegeben worden ist und in Berlin zu den „erwarteten“ Neuheiten gehört. — Dafür haben wir aber „Turandot“ und „Loreley“ gehabt!





Eine Idylle während der Belagerung.

Don

François Coppée.*)

— Paris. —

Gegen Mitte des Jahres 1870 bewohnte eine alte Dame mit ihrem Sohne ein bescheidenes Quartier im fünften Stock eines Hauses des Quai Saint-Michel.

Frau Fontaine hatte ihren Gatten, der als Professor am Lyceum Louis-le-Grand angestellt war, verloren. Ihr Sohn Gabriel besaß ein gebiegenes Wissen und wollte sich gerade im Augenblick, wo der Vater starb, zur Aufnahmeprüfung an der Ecole normale melden. Der Tod ihres Ernährers war ein furchtbarer Schlag für die Familie. Herr Fontaine hatte weder das Alter noch die Dienstjahre, die ihn zur Pensionirung berechtigten; seine Wittve erhielt daher von der Regierung nur eine ganz unbedeutende Unterstützung. Gabriel mußte auf die höhere Unterrichts-carrière verzichten und auf augenblicklichen Verdienst bedacht sein, nur um seine Mutter zu erhalten. Der Director des Lyceums, ein freundlicher, wohlwollender Herr, setzte es durch, daß der junge Mann im Unterrichtsministerium mit einem Gehalt von 1500 Francs jährlich angestellt wurde; und dieses Süm'mchen, verbunden mit der kleinen Pension, die Frau Fontaine erhielt, und einigen kleinen, bei Lebzeiten des Vaters gemachten Ersparnissen reichte für den täglichen Unterhalt beider aus.

Ihre bescheidene Wohnung bestand aus drei kleinen Stuben und einer Küche. Das Speisezimmer trug mit seiner unvermeidlichen, eichfarbenen Tapete und dem rothbraun gestrichenen Fußboden einen unendlich banalen Charakter. Es enthielt ganz vorschriftsmäßig ein Mahagoni-

*) Aus dem Französischen übersezt von Dr. Emil Burger.

bußet, einen mit Wachsleinwand überzogenen Tisch und sechs Rohrstühle nebst den üblichen Strohtellern. Die weißen, an Stangen befestigten Gardinen und der Kachelofen mit grüner Schilbpattfärbung waren ebenfalls vertreten, und der einzige Schmuck der Wände bestand in eingerahmten Schmetterlingsammlungen, die Zeugniß ablegten von den entomologischen Liebhabereien des seligen Herrn Fontaine. Das Schlafzimmer der Wittve diente zugleich als Empfangsalon. Den größten Platz nahm hier das frühere Ehebett ein, das unter grünen Damastvorhängen versteckt war. Die Gardinen waren aus demselben Stoff; grauleinene Ueberzüge bedeckten die Stühle und die zu beiden Seiten des Kamins stehenden Lehnstessel. Zwei Bouquets künstlicher Blumen, unter Glasglocken stehend, sowie eine alabastrerne Stuhluhr, Stil Empire, schmückten den Kaminaufsatz. Darüber hing der Spiegel, in welchen gerade gegenüber das Portrait des verstorbenen Herrn Fontaine hineinschaute. Ein pietätloser Sausewind vom Fach hätte diesem sogenannten Kunstwerk das energische Epitheton „Sudelei“ wohl kaum erspart. Es stellte den würdigen Professor in schwarzer Amtstracht dar, wie er mit dem Varette auf dem Haupte vor einem cylinderförmigen Arbeitstisch sitzend, dessen Original übrigens unter dem Gemälde stand, gerade einen Vers aus Virgil mit einer Gänsefeder niederschrieb. Wenn der Maler in einer, wahrhaft künstlerisches Empfinden äußerst verletzenden, Weise den grellen Contrast zwischen dem sehr weißen Haar und der sehr rothen Gesichtsfarbe des Herrn Fontaine markirt hatte, so zeigten sich doch wenigstens sein guter Wille und seine Gewissenhaftigkeit in der Genauigkeit, mit der die Fauteuilnägel, das Tintenfaß und die Goldverbrämung der Toga wiedergegeben waren.

Wenn wir noch hinzufügen, daß ein schmaler Teppich einen Theil des stets mit Sägespänen bestreuten Fliesenfußbodens bedeckte, daß zwei Kupferstiche nach Delaroche, Abonnementsprämien irgend einer Zeitschrift, neben dem nichtsagenden Bilde des verstorbenen Familienvaters die ganze künstlerische Ausschmückung des Zimmers ausmachten, daß auf einem runden Tischchen neben dem einen Lehnstessel, auf dem Frau Fontaine gewöhnlich saß, ein angefangener Strumpf, eine silberne Brille und ein „Christliches Tagewerk“ lagen, und endlich, daß Alles in einer zwar schmucklosen, aber bis auf's Kleinste sich erstreckenden Reinlichkeit funkelte, so wird der Leser einsehen, wie deutlich sich in dieser freudlosen, stillen Häuslichkeit das tugendhafte, anspruchslose, des eigenen Werthes fast unbewußte Leben der Wittve und ihres Sohnes wiederpiegelte.

Das dritte Zimmer, welches noch kleiner war, als die beiden andern, diente Gabriel zum Aufenthalt. Es war mit einer unschönen Tapete bekleidet, blaue Blumen auf weißem Grunde. Ein sehr niedriger Fayenceofen, dessen schwarzes Rohr an der Stelle, wo es die Mauer durchbrach, eine Biegung machte, diente zu seiner Heizung. Das Gesamtmobiliar bestand aus zwei Strohhühlen, einem kurzen, schmalen, eisernen Bett ohne

Vorhänge, von fast spartanischer Einfachheit, einem kleinen Tisch mit Decke, einer Commode, die Wäsche und Kleidungsstücke enthielt und auf der ein Waschbecken stand, und endlich aus einer die Bibliothek des jungen Mannes einschließenden Stagère. Hier befanden sich Klassiker und Wörterbücher in Leinwand gebunden neben einer Anzahl von Bänden in Goldschnitt, Zeugen der Auszeichnungen und Prämien, welche Gabriel auf dem Gymnasium bei verschiedenen Gelegenheiten erhalten. Am Kopf des Bettes hing das Portrait seiner Mutter, eine jener alten Daguerrotypen, die man bei voller Beleuchtung nicht ansehen kann, ohne geblendet zu werden.

Dieses Cabinet war noch ärmlicher und trauriger, als der übrige Theil der Wohnung; aber man durfte nur das Fenster öffnen, um eine wundervolle Aussicht vor sich zu haben. Wenn sich der Bewohner dieses hohen Zimmers an einem hellen Morgen zum Fenster hinauslehnte, so konnte er eines der erhabensten Schauspiele genießen, die Paris zu bieten vermag, denn diese Stadt ist in ihrer rein landschaftlichen Schönheit von Schriftstellern und Dichtern noch lange nicht genug gewürdigt worden. Der Ringblick umfaßte den ganzen Lauf der Seine, ihre von Menschen wimmelnden Quais und Brücken, die aus dem Gewirr der Dächer emporsteigenden monumentalen Kunstwerke. Zur Rechten, ganz in der Nähe, der imponirende, massige Bau der Kirche Notre-Dame, vor ihm die Thürmchen des Justizpalastes und der vergoldete Knopf der Sainte-Chapelle; weiter unten zur Linken, erglänzte in der Ferne durch die Morgennebel hindurch jenseits der anmuthigen Biegung des Flusses und der Statue Heinrich des Vierten, die harmonische Linie der Paläste des Louvre, in der wundervollen Umrahmung der Cité und der Häuser des Quai des Augustins. Von allen Seiten stiegen, verstärkt durch den machtvollen Wiederhall des Stroms, die tausend und tausend Lebenslaute der erwachenden Stadt zu ihm empor, die keuchenden Stoßseufzer der Dampfschiffe, das Rollen der Omnibusse und Wagen, der Ruf der Grünzeug- und Obsthändler und das Trompetengegeschmetter der aufziehenden Wache. Er konnte sich lange an diesem intensiven Leben, an diesem blendenden Bilde, an diesem zauberhaften Echo berauschen und mit vollen Lungen die freie, reine Luft dieses weiten, von Schwalben durchzogenen Himmelsraumes einathmen.

Gabriel Fontaine war darnach angelegt, so großartige Empfindungen in sich aufzunehmen, obgleich das Leben, das er bis dahin geführt, nicht dazu angethan schien, sie in ihm zu entwickeln.

Im Augenblick, wo diese Erzählung beginnt, war unser Held ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, von mittlerem Wuchs und zarter Gesichtsfarbe, immer schwarz gekleidet und bis obenhin zugeknöpft. Hand und Fuß verriethen Niace. Er hatte volles, kastanienbraunes, welliges Haar und große, braune, leidenschaftsglühende und doch dabei schüchterne Augen. Sein Gesicht von matter, heißer Blässe zeigte eine entfernte Aehn-

lichkeit mit dem Francia'schen „Homme noir“ im Louvre, nur mit dem Unterschied, daß er selbst jünger war.

Sein Leben war einförmig. Er stand früh auf, trank seinen Kaffee, steckte ein mit Wurst oder Schinken belegtes Brötchen zu sich und begab sich auf sein Bureau. Er ging langsam dahinschlenkernd an der Brustwehr der Quais entlang, betrachtete das Leben auf den Schiffen, sah den Anglern zu und blätterte wohl auch bisweilen in einem alten Buche der dort ihre Waare feilbietenden Antiquare. Gern las er ein Gedicht; aber er kaufte nie etwas, denn er war sehr arm und hörte oft, wie seine Mutter, eine ängstliche, sparsame Frau, von Wirtschaftsjorgen sprach.

„Res angusta domi,“ wie sein Vater, der selige Professor zu sagen pflegte. Bei seinen Amtsbrüdern im Ministerium war er beliebt. Er nahm scheinbar Antheil an ihren Gesprächen, lächelte über ihre Witze und verrichtete gern die Arbeit eines Abwesenden. Abends kehrte er langsam und auf Umwegen nach dem Quai Saint-Michel zurück, nahm in Gesellschaft seiner Mutter ein bescheidenes, frugales Abendbrot, die reine Puppenmahlzeit, zu sich. Wenn dann die Wittwe, die vom Lande war und gewisse Gemohnheiten des Landlebens beibehalten hatte, sich um acht Uhr zu Bett gelegt, zog er sich auf sein Zimmer zurück, um zu lesen oder zu träumen; oder er ging, wenn auch ziemlich selten, noch einmal fort und besuchte irgend einen Gymnasialfreund, der Jura oder Medicin studirte.

Sonntags führte er seine Mutter in's Hochamt, in die Saint-Severin-Kirche. Dort erschien die kleine, magere, alte Frau, die unter ihrem Wittwenschleier noch den ländlichen Kopfschmuck und die altmodische Haarfriur des heimatlichen Dorfes trug, mit ihrem langen, ranziggelben Gesicht, ihrer hohen, andachtsvollen Stirn und ihren ausdrucksvollen Augen wie eine jener mythischen Gestalten, welche der Pinsel Holbeins verewigt hat. Sie folgte dem Mnt nach den Angaben eines dicken Meßbuches, dessen Einband in schwarzes Tuch eingewickelt war, und sang, wie in einer Dorfkirche, die Antworten auf den Gesang des Priesters laut lateinisch mit. Gabriel, der als Kind sehr fromm gewesen, in dessen Seele jedoch der Zweifel längst eingezogen war, hatte die undeutliche Empfindung, als müsse er sich seiner Mutter schämen; aber aus Achtung vor ihr hatte er es nie gewagt, ihr den Rath zu geben, auf diese echt häuerische Sitte zu verzichten.

Nach der Messe machten sie einen Spaziergang in den Anlagen des Luxembourg oder des Jardin des Plantes. Gabriel zog den letzten wegen seiner fremdartigen, duftausströmenden Bäume und seiner langen, melancholischen Alleen ganz besonders vor.

Um es mit einem Wort zu sagen, Gabriel war ein sanftes, ruhiges, stilles Wesen mit angeborener Neigung zur Träumerei. Er betrat nie ein Café und war allem Anschein nach immer keusch gewesen.

Niemand hatte ihn je eine politische Ansicht äußern hören.

II.

Dem Geſetze folgend, welches die Extreme zuſammenführt, hatte Gabriel zum ſpeciellen Freunde einen Studenten der Medicin, mit dem er auf dem Gymnaſium zuſammen geweſen, und deſſen Weſen das gerade Gegenſtück von dem ſeinigen war.

Er hieß Marius Cazaban und war aus Valence-d'Agen gebürtig. Klein, viereckig, mit wüthend rollenden, feurigen Augen, hatte er einen ſein ganzes Geſicht überwachenden Bart. Obgleich kaum majorenn, ſchien er doch ſchon 35 Jahre alt, in Folge jenes eigenthümlichen Vorrechts der Südländer, die zwar nie jung ausſehen, bei denen ſich aber dafür die Kennzeichen des Alters erſt ſpät einſtellen. Mit einem weichen Filz auf dem Kopfe, fiel er durch ſein grellrothes Halſtuch und ſein ſtets zu kurzes Raquet auf; ſein Hemd kam vor zwiſchen einer bis auf die Bruſt hinaufgeruſchten Weſte und einem hellen, ſo enganliegenden Beinkleid, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, es werde plagen und irgend ein ſchamhaftes Auge beleidigen.

Marius Cazaban war Atheiſt, Materialiſt und ein Unverjöhnlicher. Das Wort war damals Mode. Im Caſé des Boulevard Saint-Michel, auf deſſen gepolſterten Bänken er ſich ſo recht breit machen konnte, hielt er mit jenem ſchrecklichen Accent des Südfrauzoſen die reinen Brandreden. Er hatte beim Begräbniß Victor Noirs: „Es lebe die Republik!“ gerufen, und war der feſten Ueberzeugung, er werde von der Polizei im Geheimen beobachtet. Er ging oft des Nachts, mit einem ungeheuren Knüppel bewaffnet, auf den einsamſten Straßen der Stadt ſpazieren, in der übrigens nicht ganz ernſt gemeinten Hoffnung, von einem Polizeibeamten abgefaßt zu werden. Und die wüthenden Hiebe, die er bei dieſem Gedanken nach allen Seiten führte, trieben die verſpäteten Paſſanten in die Flucht.

Er bewohnte ein Zimmer in einem Hotel der Rue de l'Ecole-de-Médecine. Der enge Hauſflur wurde durch eine ſchmale Thür geſchloſſen, über welcher man auf durchſichtigem Glaſe die Aufſchrift las: Hôtel du Progrès et du Tarn-et-Garonne meublé. Es verkehrte darin meiſt jene Sorte von Damen, welche ſich ungekämmt und in der Nachtlacke über das Treppengeländer lehnten und nach dem Kellner riefen. Marius beſuchte den Ball Bullier und wußte längſt, was Liebe heißt. Er ſagte: „le quartier“, wenn er vom Quartier latin ſprach, und hatte er eine Geliebte, ſo nannte er ſie nachdrucksvoll: „meine Frau“.

Er war ſonſt gutmüthig und beſaß jene leicht erregbare Stimmung und jene Allermweltherzlichkeit, wie ſie den Südfrauzoſen eigen iſt. Auf dem Secirboden rauchte er ſeine Pfeife, deren Kopf die damals ſo allgemein beliebten Geſichtszüge des Journaliſten Henri Rochefort trug. Alles in Allem genommen war Cazaban unausſtehend.

Es war daher auch nicht eine wahre, innere Zuneigung, welche Gabriel zu ihm hinzog, ſondern vielmehr eine unklare Bewunderung, die bei einem

unerfahrenen jungen Manne leicht erklärlich ist. Ja, wir müssen es aussprechen: Gabriel konnte sich sogar nicht eines gewissen Reides erwehren, wenn er das unerlöschliche Selbstvertrauen und das wunderbare zuverlässliche Auftreten des Südfranzosen so täglich vor Augen sah.

Es ist ganz selbstverständlich, daß die geordnete, sittenreine Lebensweise Gabriels seinem Freunde unerlöschlichen Stoff zu spöttischen Randglossen und schlechten Wigen bot.

III.

An einem der letzten Juliabende, einige Tage also nach der Kriegserklärung, ging Gabriel um die Dämmerungsstunde aus.

Er war mißgestimmt. Beim Essen hatte seine Mutter verschiedene mal die Befürchtung geäußert, er könne ihr durch den Krieg entrisen werden, und er hatte ihr nachdrücklich und wiederholt die Versicherung geben müssen, daß er als einziger Sohn einer Wittwe keine Gefahr liefe, eingestellt zu werden.

Aber in dieser jugendlichen, nach wechselnden Eindrücken dürstenden Seele, der das Bewußtsein des täglich abgewickelten Pensums nicht genügte, grölte der Sturm der Empörung.

Das stand ja allerdings fest, Soldat wie die Anderen konnte er nicht werden, das durfte er schon seiner Mutter nicht anthun. Aber er sagte sich, daß ihm das Geschick doch einen sehr beengten und wenig erfreulichen Wirkungskreis angewiesen habe. Und erdachte an die langen Nachmittage auf seinem mit vergilbten Actenstücken vollgepfropften Bureau, an den Efel erregenden Geruch der alten Papiere, an die beständige, nahe Berührung mit Kollegen, mit denen kein Gedankenaustausch möglich war, an die Straße voll Freude und Sonnenschein, der er jeden Morgen den Rücken kehren mußte, um in den langen, feuchten Corridors des Ministeriums zu verschwinden. Er sah sich schon im Geiste als alten, schrullenhaften, verdummten Beamten, seine Rockärmel mit Glanzkitel umhüllt und mit Baumwolle in den Ohren.

Gabriel stellte diese traurigen Betrachtungen bei seinem Spaziergange auf dem Boulevard Sebastopol an, auf dessen Trottoirs sich eine dichtgebrängte Menschenmenge fortjoh. Der Abend war sehr heiß. Eben hatte man die Gaslaternen angesteckt. Die Leute saßen vor den lichtstrahlenden Cafés, Bier trinkend und lebhaft debattierend. Jeden Augenblick vernahm das Ohr Gabriels kurz abgerissene Sätze wie: „Der Kaiser hat sich gestern auf den Kriegsschauplatz begeben . . . Sie können sich darauf verlassen, Le Boeuf ist ernannt.“ Ungeheure Menschenmassen unlagerten die Kioske, und diejenigen, welche sich dem dunklen Knäul mühsam entwandten, schwenkten über ihrem Kopfe eine entfaltete, noch nasse Zeitung. Heulend und johlend zogen dann und wann ganze Schaaren von Straßengungen und Blousenhelden vorüber, wüthend und in monotonem Tonfall

den Schrei ausstoßend: „Nach Berlin!“ Dann übertönte plötzlich lauter Trommelwirbel den ganzen Lärm. Es waren die Garderegimenter, welche nach dem Ostbahnhof zogen, und Gabriel bemerkte auf dem Fahrdammi, über den Köpfen der Neugierigen, in dem Wirrwarr der schwarzen Schafoz der Chasseurs de Vincennes und der Bärenmützen der Grenadiere den goldenen Adler einer Fahne oder den Helmbusch eines Obersten zu Pferde.

Diese kriegerische Stimmung, dieses militärische Schauspiel weckten in dem Geiste des jungen Mannes Träume von Kampf und Ruhm. Er sieht am Morgen der Schlacht die dunklen Truppenmassen sich endlos dahinziehen und die Adjutanten, dem Auge kaum erkennbar, die Ebene im Carrière durchstürmen. Auch er steht dort, Gewehr bei Fuß, im ersten Gliede der Angriffskolonne. Er vernimmt den dumpfen Donner der Kanonen, hört den schmetternden Schall der Trompeten; mit gefälltem Bajonnet geht's auf den Feind los, Heldenstücklein nach alter Zouavenart werden vollbracht. Und siehe! dort am äußersten Ende, hoch oben auf dem Hügel, neben einer vom Kartätschenfeuer zerstückelten Mühle, inmitten der bei ihren Geschützen im Todeskampf röchelnden Kanoniere, erkennt er sich wieder in jenem gemeinen Soldaten, der, von Pulverdampf geschwärzt, im hellen Sonnenschein eine Fahne aufpflanzt!

So dahinschlenkernd, gelangte er zum Straßburger Bahnhof; aber ein Umhergehen war hier fast unmöglich geworden. Die Soldaten hatten sich unter die Menge vertheilt, begeistert reichte man ihnen Cigarren und Geld, und in allen Kneipen sah man sie, das Gewehr an der Seite und den Tornister auf dem Rücken, den Civilisten zutrinken.

Gabriel machte es wie alle Anderen, er blieb auf dem Trottoir stehen und sah zu.

Truppen, Munitionswagen, Kanonen drängten sich hier zusammen und versperrten einander den Weg. Pferde bäumten sich, Offiziere fluchten. Nur mühsam vermochten die Polizeisergeanten die Reihen der Neugierigen zu beiden Seiten der Straßen zurückzudrängen. Gassenbuben begrüßten jauchzend eine vorüberfahrende Mitrailseusenbatterie und riefen: „Da kommen die Kaffeemühlen!“ Der Zeiger der Bahnhofsuhr wies auf neun Uhr.

In diesem Augenblick fühlte Gabriel, daß Jemand seinen Arm berührte, und hörte, wie eine weibliche Stimme zu ihm sagte: „Ach, bitte mein Herr, lassen Sie uns vor, damit wir auch etwas sehen.“

Und in der That drängten sich zwei jugendliche Gestalten in hellen Kleidern vor ihn.

Die größere, eine Brünette mit festem Gesichtsausdruck, wandte sich um, ein Lächeln des Dankes auf den Lippen; dann neigte sie sich zu ihrer Gefährtin, um ihr etwas in's Ohr zu sagen. Sie schmiegteng sich eng aneinander, wie erschreckt darüber, daß sie sich aus ihrer stillen einfachen Häuslichkeit in dieses Getümmel gewagt hatten.

Gabriel beachtete sie anfangs gar nicht; aber der hinter ihm anwachsende Menschenstrom drängte ihn nach vorn und zwang seinen zerstreuten Blick, sich mit ihnen zu beschäftigen. Sie unterhielten sich leise und lachten. Das Gesicht der Kleineren, welche schüchterner schien, als ihre Freundin, war durch einen Schleier verhüllt. Gabriel stand ganz nahe neben ihr, und bei jeder Bewegung, die sie machte, wurde er von ihrem Kleide berührt.

In diesem Augenblick, als gerade ein Zug schwerer Trainwagen im Trabe vorüberkam, drängten die hinten Stehenden ungestüm nach vorn und die kleinere Frau, die vor Gabriel stand, wurde mit Gewalt auf den Fahrdamm geschleudert. Mit einem Aufschrei sank sie zu Boden und wäre vielleicht unter die Räder gerathen, wenn der junge Mann, der gleichfalls vom Trottoir heruntergestoßen worden war, sie nicht aufgefangen hätte.

Sie ruhte lautlos und wie vergangen vor Angst drei oder vier Secunden in seinen Armen, dann raffte sie sich plötzlich auf; aber Gabriel, der bei dem Unfall ihre Hand ergriffen hatte, behielt sie in der seinen und nahm mechanisch ihren Arm, wie von dem instinctiven Verlangen geleitet, sie noch weiter zu beschützen.

„Meinen Sie nicht auch, Eugenie, daß wir von Glück sagen können, daß der Herr gerade hier gestanden hat? Was hätte Ihr Mann wohl gesagt, der Ihnen verboten hatte, auszugehen? Der hätte mich heut Abend gut angesehen! Aber nicht wahr, lieber Herr, Sie werden uns hier nicht im Stich lassen? Sie müssen uns aus dem Gedränge forthelfen. Es ist heut ganz wie neulich am 15. August, wo ich beim Feuerwerk beinahe erdrückt worden wäre. Ach, hab' ich 'ne Angst gehabt! . . . Sie wissen wohl gar nicht, Eugenie, daß der Herr uns das Leben gerettet hat? — Ist das hübsch! Ganz wie in einem Roman.“

Die zusammenhangslosen Worte sprach die große Brünette. Sie hatte den anderen Arm ihrer Freundin genommen und begleitete ihre Rede mit leisem Richern.

„Ja wohl, meine Damen,“ sagte Gabriel mit zitternder Stimme, „wir müssen zunächst sehen, wie wir aus dem Gedränge herauskommen.“

Sie standen wieder auf dem Trottoir und Gabriel fühlte immer noch auf seinem Arm die Hand derjenigen, welche ihre Freundin Eugenie genannt. Er war im höchsten Grade aufgeregt. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte eine Frau an seiner Brust geruht.

Sie brachen sich mühsam durch das Volksgetümmel Bahn, bald aufgehalten von einer Familie, die in Thränen aufgelöst einen Voltigeur zum Abschied umarmte, bald bei Seite geschoben von einem Zouaven, der aus einem Café herauskommend seiner Compagnie mit klirrendem Kochgeschirr und klappernder Feldflasche nachjagte.

Als sie auf dem Boulevard Magenta, an einer Stelle, wo das Gedränge weniger dicht war, angekommen waren, fühlte Gabriel, wie die

junge Frau ihren Arm freimachte. Diese Trennung verursachte ihm ein seltsames Unbehagen.

„Jetzt, mein Herr,“ sagte sie zu ihm, „haben wir Ihnen noch unseren Dank, unsern großen Dank auszusprechen.“

Ihre Stimme klang sanft, etwas gedämpft, vielleicht wegen des Schreckens, der ihr noch in allen Gliedern lag. Sie stand unbeweglich vor Gabriel, der sie betrachtete. Es war ein ungefähr zwanzig Jahr altes Fräulein von zarter, wohlgebildeter Gestalt. Sie trug ein vollständiges Kostüm aus hellgrauem Stoff und einen etwas kofetten Hut mit einer Fajansenfeder. Unter dem Schleier, der nur einen kleinen, feingeknickten Mund, sowie ein hübsches, wohlgenährtes Kinn sehen ließ, strahlten ihre zu Gabriel emporblickenden Augen. In dem rings herrschenden Halbdunkel schien es ihm, als wären sie sehr groß und voller Glanz.

Noch einmal legte sich die große Brünnette in's Mittel.

„Wie Eugenie, Sie wollen den Herrn so fortschicken? Im Gegentheil, da er so freundlich ist, will ich ihn bitten, uns auf unseren Weg zurückzubringen. Ueberhaupt finde ich mich in diesem Viertel auch gar nicht zurecht. Vielleicht können Sie uns sagen, mein Herr, wo der Omnibus de la Glacière vorüberkommt? Wir wohnen in jener Gegend.“

„Aber liebste Frau Henry, wir dürfen doch die Güte des Herrn nicht so sehr in Anspruch nehmen,“ sagte Eugenie mit leisem Nachdruck.

Da ermannte sich Gabriel zu einer bei ihm ungewöhnlich kühnen Aeußerung. Er betonte, daß er die Damen zunächst in Sicherheit bringen und sie, wenn sie es gestatten, zu dem Omnibus führen wolle, der dort ganz in der Nähe, Rue Rochecouart, vorüberkam.

Frau Henry nahm sofort an, und sie machten sich auf den Weg, alle drei in einer Reihe, die beiden Frauen Arm in Arm.

Die Nacht war prachtvoll. Nicht eine Seele war auf diesem langen Boulevard zu sehen. Kein Mondschein, aber ein milchblauer, mit Sternen überfüllter Himmel. Das Gas leuchtete sehr hell. Gabriel ging neben der großen Brünnette; er hatte es nicht gewagt, sich der Anderen anzuschließen. Noch nie hatte er sich in Gesellschaft unbekannter Frauen befunden; sein Herz pochte heftig. Er hörte, wie die Stiefeletten auf dem Asphalt des Trottoirs knackten. Ein leiser, kühler Nachtwind erhob sich und bewegte sanft die Kleider und Mäntel der beiden Frauen.

„Sie dürfen ja nicht etwa glauben,“ nahm Frau Henry das Gespräch in jenem familiären, etwas gewöhnlichen Tone wieder auf, der Gabriel so sehr in Erstaunen versetzte, „daß meine Freundin undankbar ist und vergessen könnte, was Sie für sie gethan; aber etwas scheu ist meine kleine Eugenie. Ist sie doch erst seit vorigem Jahre in Paris, und ihr Mann läßt sie nicht von Hause fort. Sie ist noch nicht an das gesellschaftliche Leben gewöhnt.“

Gabriel sah, wie Eugenie bei diesen Worten ihre Freundin zum

Zeichen, daß sie schweigen möchte, am Ärmel zupfte; und Frau Henry, welcher die Kunst, einen passenden Uebergang zu einem andern Gesprächsthema zu finden, unbekannt zu sein schien, fragte Gabriel urplötzlich, ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen:

„Wie alt sind Sie denn eigentlich? Sie müssen doch noch ganz jung sein — zwanzig, einundzwanzig Jahr höchstens, nicht wahr? Wie schön das ist, erst zwanzig Jahr alt zu sein! Warum lassen Sie sich keinen Bart stehen? Ach so, Sie sind vielleicht Schauspieler. Doch nein, Bühnenkünstler tragen längere Haare. Lassen Sie mich mal rathen. Commis in einem Modewaarengeschäft sind Sie doch auch nicht, dazu sehen Sie zu fein aus . . . Aha, jetzt glaub' ich, habe ich es . . . es brennt! . . . Sie sind im Ministerium angestellt.“

Es ist das eine allgemein gültige Regel: dem Manne aus dem Volke, dem Bürger in bescheidenen Verhältnissen, sowie allen mit Verwaltungssachen unbekannten Personen schwebt nur ein einziges Ministerium als unklarer, unbestimmter Begriff vor.

Gabriel gab zu, daß er in der That Staatsbeamter sei.

Frau Henry fuhr fort:

„Das sind gute Stellen, weil man ein Fixum hat. Sie haben ja gar, wie ich sehe, einen Trauerflor an Ihrem Hute. Armer junger Mann, trauern Sie um Ihre Frau Mama? Nein. Dann wohnen Sie jedenfalls bei ihr. Das sieht man sofort, daß Sie bei Ihren Angehörigen leben. Sie sind wirklich sehr liebenswürdig gegen uns! . . . Wie heißen Sie mit Ihrem Vornamen?“

„Gabriel.“

„Gabriel. Der Name gefällt mir sehr gut. Und Ihnen, Eugenie? Ich würde jedoch Leo vorziehen. Nur ja nicht Victor! So heißt nämlich mein Scheusal von Mann. Na, Gott sei Dank, den bin ich los, er ist mir durchgebrannt, jedenfalls das Beste, was er thun konnte . . . Nun, Herr Gabriel, was meinen Sie zu dem Kriege? Ich glaube, wir werden gewinnen. Freilich werden gar manche von den armen Soldaten, die hier vor unseren Augen abmarschirt sind, todtgeschossen werden. Wissen Sie, beim bloßen Gedanken daran thut mir das Herz weh. Schließlich aber war der Kaiser doch gezwungen, den Krieg zu erklären! Sie haben ihn mit dem Plebiszit gerade genug gekränkt.“

Bei solchen Reden vergaß Gabriel seine Schüchternheit; er gab schließlich Antwort und so wurden der junge Mann und Frau Henry mit einander bekannt. Doch führte eine geheimnißvolle Anziehungskraft immer wieder seine Gedanken zu der stillen jungen Frau zurück, welche sie begleitete.

In seiner Schüchternheit ging Gabriel einen oder zwei Schritt von den beiden Freundinnen, und seine und Eugeniens Blicke begegneten sich von Zeit zu Zeit. Aber dann schlug er unwillkürlich die Augen nieder,

und nicht ein einziges Mal wagte er es, sie anzureden. Frau Henry schien das Wohlgefallen, welches Gabriel an ihrer Freundin fand, recht gut zu bemerken; aber sie war weit entfernt davon, sich irgendwie ungehalten darüber zu zeigen. Nein, ganz im Gegentheil, wenn sie ihn inmitten ihres Geschwätzes unaufmerksam und mit ihrer Freundin beschäftigt sah, ließ sie jenes muntere, scheinbar grundlose Lachen hören, das ihren rosigen, von Perlenzähnen blinkenden Mund so gut kleidete.

Endlich waren sie auf der Rue Rochecouart angelangt. Der Omnibus kam gerade, und man sah in der Ferne seine beiden großen rothglühenden Augen.

„Herr Gabriel,“ sagte jetzt Frau Henry mit ihrer gewöhnlichen Unverfrorenheit, „ich weiß bestimmt, daß Sie gern wissen möchten, ob die kleine Eugenie sich von ihrem Schrecken erholt hat. Damit Sie's wissen, ich wohne Faubourg Saint-Jacques Nr. 17. Sie werden stets willkommen sein.“

Gabriel, von dieser unverhofften Einladung ganz entzückt, wollte antworten, aber der Omnibus stand vor ihnen und Frau Henry hatte dem Kutscher gewinkt. Sie reichte dem jungen Manne die Hand und sagte: „Auf Wiedersehen, nicht wahr?“

Gabriel gab ihr die Hand, die sie kameradschaftlich schüttelte. Vielleicht hätte er sich zu dem Entschlusse aufgerafft, auch Eugenie die seine zu bieten; aber sie sagte zu ihm schnell, mit einem letzten Blick sich anmuthsvoll verneigend: „Adieu, mein Herr, nochmals meinen besten Dank!“ und eilte ihrer Freundin nach.

Gabriel sah sie in den Omnibus einsteigen, der sich von Neuem in Bewegung setzte. Er hörte den zweimaligen, kurzen Klingelton des Conducteurs und blieb unbeweglich auf einer Stelle stehen, dem schwerfällig dahinrollenden Wagen nachschauend, wie er den steilen Abhang hinunterfuhr und endlich an der Straßenbiegung verschwand.

Er kehrte in schnellem Lauf nach Hause zurück. Eine seltsame Aufregung hatte sich seines ganzen Wesens bemächtigt. Die kleinsten Einzelheiten seines Abenteuers standen ihm klar vor der Seele. Er erbehte bei dem Gedanken, daß die Haare der jungen Frau sein Gesicht fast gestreift hatten, als sie in seine Arme gesunken war; noch fühlte er auf seiner Hand den Druck von Eugeniens Hand; er erinnerte sich, daß ihre Handschuhe aus schwedischem Leder waren. Er sagte sich, daß er sie wiedersehen werde; er sprach laut zusammenhangslose Worte. Er wiederholte sich wohl hundertmal Frau Henrys Adresse, Faubourg Saint-Jacques, Nr. 17, als fürchte er, sie zu vergessen. Er kam sich stärker, geschmeidiger und leichter vor wie gewöhnlich; ja, sein Blut schien ihm feuriger in den Adern zu kreisen.

Als er über die Brücke Saint-Michel ging, sah er auf der Mitte des Fahrdammes eine Schaar Studenten daherkommen, unter denen er

in der Ferne seinen Freund Cazaban erkannte. Alle brüllten die Mar-seillaise.

„Ach, s'ist ja wahr, s'ist Krieg; das hatt' ich ganz vergessen.“

IV.

Erst nach drei Tagen entschloß sich Gabriel zu einem Besuch bei Frau Henry.

Es erschien ihm dies als ein äußerst gewagtes und sehr schwieriges Unternehmen. Seine Gedanken weilten beständig bei den beiden Freundinnen. Die Erinnerung an das verschleierte, schweigsame Frauchen, mit der er nur einige schüchterne Blicke gewechselt, hatte seine Seele ganz gefangen genommen. Er wußte, daß sie verheirathet, daß sie scheu und unerfahren war; er ahnte, daß sie sich unglücklich fühlte. Er wollte sie wiedersehen und sagte sich, daß es dazu kein anderes Mittel gäbe, als Frau Henry einen Besuch abzustatten. Aber das Bild der schönen Brünette mit den feurigen Augen, die so ungezwungen in ihrer Ausdrucksweise war, deren kirschrothe Lippen beim Lachen so weiße Perlenzähne zeigten, rief in seinem Geiste eine Unruhe hervor, die fast an Angst grenzte.

Ames Tages jedoch ging er, geleitet von der Erwägung, daß sein ganzes bisheriges Verhalten eigentlich kein besonderes Interesse verrieth, und daß seine Aufnahme eine um so kühlere sein mußte, je länger er seinen Besuch hinausshob, etwas früher aus seinem Bureau fort und lenkte seine Schritte nach dem Faubourg Saint-Jacques.

Wie jeder Feigling, der einer Gefahr entgegengeht, hatte er den längsten Weg gewählt und machte immer langsamere Schritte, je näher er seinem Ziele kam.

Auf dem Boulevard Montparnasse blieb er fünf Minuten vor einem Trödlerladen stehn und unterwarf eine Lithographie des Generals Athalin, des früheren Hofscaaliers der Königin Adelaide, einer näheren Betrachtung.

Um seine Gedanken von dem Schritt, den er zu thun im Begriff stand, abzulenken, vertiefte er sich in das Anschauen dieses Militairs und versetzte sich im Geiste in die gemüthliche, spießbürgerliche Zeit Louis Philipps. Alle Holzschnitte, die er je aus dieser Zeit gesehn, standen klar vor seinem geistigen Auge. Er sah den König, einen grauen Hut in der Hand haltend, die Königin nach englischer Mode frisiert, mit langen Hängelocken zu beiden Seiten des Gesichts, die Prinzen in altmodischen Uniformen, und Herrn Guizot auf der Rednertribüne, die Linke in der Brusttasche des Fracks versenkt.

An der Ecke des Boulevard d'Enfer, wo an jenem Tage grade der Pferdemarkt abgehalten wurde, blieb er von Neuem stehn. Hier trieben Straßenjungen ganze Geispinne schöner weißer Percherons vorbei, deren Schweif mit Strohbindeln aufgebunden war. Auch sah er, wie zwei Kofttäuscher in sehr langen Blousen und mit hochaufgebauchten Mützen

vor der Thür einer Brantweinschenke über den Preis einer alten Schindmähre mit einander verhandelten und abwechselnd ihre Gangart probirten.

Selbst auf dem Place de l'Observatoire konnte er noch zu keinem Entschlusse kommen und umkreiste zweck- und ziellos die Seiltänzerhuden.

Nachdem er so viel Zeit vergeudet, setzte er sich, ganz wieder wie der richtige Hasenfuß, in schnelle Bewegung und blieb, nachdem er fast rennend auf dem Faubourg Saint-Jacques angelangt war, genau vor jener Nummer 17 stehen, deren beide Ziffern ihm im Traume so oft in feurigen Zügen vorgezeichnet hatten.

Es war ein altes, schmal gebautes Haus, frisch gestrichen und mit einer widerwärtigen, gelblichen Wasserfarbe bemalt. Es hatte nur drei, wenn gleich sehr hohe Stockwerke, und zwei Fenster Vorderfront. Oben auf dem Ziegeldache sah man eine Bodenluke mit einer eisernen Querstange und einem herabhängenden Flaschenzuge. Unten befand sich neben der Hausthür, die zu einem sehr dunklen Gange führte, eine Speisewirthschaft, in deren Schaufenster sich die unvermeidliche, aus Zuckerstücken aufgebaute Pyramide zwischen zwei großen, mit Reis und Chocolate angefüllten Untersägen präsentierte. Die melancholische, den Anstrich des Gewöhnlichen tragende Physiognomie des Hauses, bei der man unwillkürlich an das Gesicht eines armen Handwerkers dachte, gab unserem Gabriel Muth. Mit heftig pochendem Herzen stürzte er hinein und eilte im Finstern zur Portierloge, zu der ihm der durchdringende Geruch einer Zwiebelsuppe den Weg wies.

„Wohnt hier Frau Henry?“ murmelte er leise zum Guckloch hinein.

„Wie?“

„Wohnt hier Frau Henry?“ fragte er etwas lauter.

„Im zweiten Stock, gerade aus,“ antwortete die Stimme einer alten Frau.

Und bei jeder Stufe der dunklen Treppe stolpernd, tastete er sich im Finstern an dem alterthümlichen, plumpen Holzgeländer in die Höhe und kam endlich vor der bezeichneten Thür an, blieb hier klopfenden Herzens stehen und zog dann mit zitternder Hand die Klingel, nachdem er noch einmal so recht tief Athem geschöpft hatte.

Frau Henry öffnete sofort.

„Ach, Herr Gabriel!“ sagte sie. „Aber bitte, treten Sie doch näher, bitte, setzen Sie sich! Wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie noch an mich gedacht haben!“

Das Zimmer bildete einen ebenso glücklichen wie unerwarteten Gegensatz zum Hausflur und der Treppe. Es machte mit seinen hohen Fenstern einen äußerst freundlichen Eindruck, und Licht und Sonne drangen in breitem Strome herein. Die Tapeten bestanden aus gelbem, mit kleinen Bouquets übersäeten Fz. Das Zimmer hatte einen Teppich, niedrige Sessel, einen Divan und einen bis auf die Erde reichenden Spiegel, in

dem man sich in voller Figur sehen konnte. Unter den zurückgeschobenen Gardinen des Ofens bemerkte man das hohe, breite Bett, und an seinen Enden eine mit seidenen Fransen besetzte Fußdecke. Weibliche Putzgegenstände lagen überall in malerischer Unordnung umher, auf dem runden Nipptischchen, den ein duftendes Rosenbouquet zierte, auf dem Kamine, dem eine schöne, vergoldete Uhr Glanz verlieh. Gabriels Aufmerksamkeit entgingen auch nicht die bläulichen Kerzen der Candelaber, sowie ein bemalter kleiner Porzellanpantoffel, der mit Streichhölzern gefüllt war.

„Sie sehen, ich war gerade im Begriff, meinen Vögeln Grün zu geben,“ sagte Frau Henry, als Gabriel auf einem Fauteuil Platz genommen hatte. „Sie gestatten, daß ich zu Ende füttere.“

Der Käfig, in welchem ein Zeisig und ein Dompfaff herumhüpften, stand auf dem Tische, und Frau Henry mußte, um die dünnen Halme zwischen den Stäben hindurchschieben zu können, stehen, wobei sie ihr Profil halb abgewendet zeigte, denn sie kehrte Gabriel den Rücken. In ihrem langen Hauskleide aus feinem rothen Tuch, das kaum ihre Taille erkennen ließ und etwas auf der Erde nachschleppte, erschien sie sehr groß. Ihr prachtvolles schwarzes Haar war heraufgenommen und bildete auf dem Scheitel einen Chignon, welcher durch einen großen Schilbpattkamm festgehalten wurde. Am Ohrläppchen hing eine kleine goldene Kugel.

„Das schmeckt mal prächtig, das ist doch was Feines! nicht wahr, ihr süßen Täubchen?“ flüsterte die schlanke Brünnette in schmeichelndem Tone, beugte sich über den Käfig und ahmte mit den Lippen das Schmazen eines herzhaften Russes nach.

Gabriel war geblendet. Die Nähe dieser schönen jungen Frau im Negligé hielt ihn wie mit einem Zauber gefangen. Gedankenlos hasteten seine Blicke an der goldglänzenden Haut ihres Nackens und an den kleinen rebellischen Haarlocken.

Obgleich sie nichts sah, ahnte sie mit dem wunderbaren Instinkt der Frauen diese stumme Bewunderung, fühlte sich angenehm geschmeichelt und beeilte sich nicht, sich umzuwenden.

Plötzlich trat Eugeniens Bild vor den Geist Gabriels. Er erinnerte sich, daß er um ihretwillen gekommen, und warf es sich selbsterweise wie eine Sünde vor, daß er sich einen Augenblick vergessen und seine Sinne so gefangen nehmen lassen konnte, nach dem Besiz einer Anderen zu verlangen.

„Und hat sich denn Ihre Freundin,“ fragte er, „von ihrem neulichen Schrecken schon erholt?“

Frau Henry wandte sich lachend um. „Eugenie?“ sagte sie. „Aha, ich sehe schon, das junge Herrchen haben nur an sie gedacht. Sie meinen's sehr gut, Herr Gabriel; aber Eugenie ist verheirathet und tugendhaft . . . So etwas müssen Sie sich aus dem Kopfe schlagen.“

„Aber ich verühere Sie, Frau Henry —“

„Schon gut, schon gut. Als ob ich neulich gar nichts bemerkt hätte! Sie haben ja die ganze Zeit über, wo wir den Boulevard Magenta entlang gingen, kein Auge von ihr verwandt. Aber es ist so, wie ich Ihnen sage . . . sitzsam wie ein Heiligenbild! Und offen gestanden, das will viel sagen in ihrer Lage. Ein netter Bursche, dieser Clement. Wundert mich übrigens gar nicht. Er ist mit meinem Manne befreundet gewesen.“

„Ist sie unglücklich?“ fragte Gabriel mit theilnehmender Stimme.

„Zum Steinerbarmen! Armes Frauchen! Auf dem Lande bei ihren Eltern, reichen Gutspächtern, groß geworden, ist das arme Ding von allen Seiten gehätschelt und auf Händen getragen worden. Und da kommt so ein langer Kerl — er war aus ihrem Dorfe und hatte sich in Paris als Zimmermeister niedergelassen, Sie wissen schon, auf dem Boulevard d'Italie — heirathet sie, bekommt natürlich eine ganz hübsche Mitgift mit, und nun sind sie schon über anderthalb Jahr hier. Es hat aber gar nicht lange gedauert. Er hat schon fast Alles durchgebracht, und ich fürchte, er macht keine guten Geschäfte. Und dabei will's mit dem Bauen auch nicht vorwärts. — Wenn er noch wenigstens zu seiner Frau nett wäre! Aber er denkt gar nicht daran. Der reine Fleischer, dieser Clement, und brutal und grob dabei, und alle Abende in der Kneipe . . . Wenn sie mich nicht hätte und bei mir ihre Abende zubringen könnte, sie stürbe vor Langeweile, die arme Seele! Noch ein wahres Glück, daß er ihr erlaubt, mich zu besuchen, wenn er zu Mittag gespeist hat. Sie bringt sich dann ihre Arbeit mit, wir kochen uns Kaffee und plaudern. Sie erzählt mir, was sie Alles zu leiden hat. So was thut einem immer wohl, nicht wahr? Es wäre doch sehr hübsch von Ihnen, Herr Gabriel, wollten Sie manchmal ein Stündchen zu uns kommen. Sie könnten uns immer das *Petit Journal* vorlesen. Das wird jetzt sehr interessant werden wegen des Krieges. Ich weiß ja, der kann nicht lange dauern, wir sind in vierzehn Tagen mit unseren Turkos in Berlin. Die Preußen haben doch keine Mitrailleur.“

Und so schwatzte Frau Henry unaufhörlich in einem Athemzuge weiter und entfernte sich zu Gabriels großem Leidwesen von dem einzigen Gegenstande, der den naiven Jüngling so sehr interessirte. Kunst und Logik waren ihr unbekannte Begriffe, und die Einzelheiten ihres eigenen leichtsinnigen, mit Nichtsthun zugebrachten Lebens standen unvermittelt neben den seltsamsten Ansichten über Literatur, Religion, Krieg und Politik. In wenigen Augenblicken erfuhr Gabriel, daß sie in Signancourt geboren sei und für den Schauspieler Mélingue schwärme; ihr Mann habe sie wegen einer Herumtreiberin verlassen; sie verrichte regelmäßig Morgens und Abends ihr Gebet; die Wäsche koste sie ein schweres Geld; sie sei der Ansicht, die Rheinufer müßten von Frankreich annektirt werden; ihre Mahlzeiten lasse sie sich hier unten aus der Speisewirthschaft holen; sie

lese die Werke Heinrich Murgers leidenschaftlich gern, sei eine glühende Verehrerin Garibaldis und habe der Hinrichtung Troppmanns beigewohnt.

Sie saß auf einem Fauteuil, Gabriel gegenüber. Ihre Ellbogen ruhten auf den Knien, mit den Händen stützte sie ihr Kinn, und in dieser Stellung sprach sie zu Gabriel und sah ihn dabei unverwandt an wie ein Mann.

Seinen ganzen Muth anbietend, machte Gabriel noch einen schwachen Versuch, das Gespräch auf Eugenie zu bringen; aber Frau Henry ließ ihrer Heiterkeit so ungehindert die Zügel schießen, sie brach in ein so lautes, spöttisches Lachen aus und machte so hoshafte Bemerkungen über seine Beharrlichkeit, immer wieder dasselbe Thema anzuregen, daß Gabriel fühlte, wie ihm das Roth in's Gesicht stieg und seine Ohren brannten. Daher gab er selbst dem Gespräch eine andere Wendung und stand einige Minuten nachher auf, um sich zu verabschieden.

Er mußte jedoch vorher versprechen, daß er am nächsten Abend seinen Besuch wiederholen würde; dagegen versprach ihm Frau Henry, als er schon an der Thürschwelle stand, daß er dann auch Eugenie antreffen werde. Sie begleitete diese Bemerkung mit einem so bezeichnenden Lächeln, daß er beim Abschiednehmen vor lauter Verlegenheit fast die finstere Treppe hinuntergefallen wäre.

Aber kaum war er auf der Straße, so durchdrang bei dem Gedanken, daß er Eugenie wiedersehen solle, ein unbeschreibliches Wonnegefühl sein ganzes Herz. Er beglückwünschte sich zu seinem Besuch bei Frau Henry, als hätte er eine Heldenthat vollbracht. Mit hoch erhobenen Haupte, mit schnellem, stolzem Schritt durchmaß er beim Nachhausegehen den Luxemburger Park, über und über bestaubt und in Schweiß gebadet in Folge der Gluthitze der Hundstagssonne.

Unter den schönen Platanen der Fontaine Medicis, in jener Allee, wo Bonnen und Mütter, unter Bäumen gelagert, eifrig stricken und die auf dem Sande hingekauerten, spielenden Kinder bewachen, traf Gabriel seinen Freund Cazaban in düsterer Stimmung, den Gut tief in die Stirn gedrückt.

Gabriel war in so froher Stimmung, daß er die ganze Welt hätte umarmen können. Er drückte dem Manne des Südens die Hand und erkundigte sich mit zärtlichem Interesse nach der Ursache seiner Traurigkeit.

„Und Du fragst noch?“ sagte Cazaban unwillig. „Doch 's ist ja wahr, Du bist kein Republikaner! Hast Du denn nicht die Depesche gelesen . . . von dem Jungen, und daß er die Kugel aufgehoben hat . . . Wenn nämlich Badinguet*) siegt, Dummkopf, so ist seine Dynastie begründet, und dann hat er Frankreich so gut wie in der Tasche.“

Gabriel lag dieser Ideenkreis so fern, daß er zunächst gar nicht daran

*) Spottname Napoleons.

dachte, wie wenig patriotisch die Befürchtung Cazabans war. Nur daran, daß Krieg war, erinnerte ihn die Aeußerung des Südfranzosen. Doch war in Beziehung hierauf Frau Henrys frohe Zuversicht auch auf ihn übergegangen.

„Um so schlimmer für die Republik,“ sagte er heiter. „Ich bin sicher, daß wir auf der ganzen Linie siegen werden.“

V.

Am nächsten Tage war Gabriel pünktlich an Ort und Stelle.

Er fand Frau Henry damit beschäftigt, Kaffee zu kochen, und der Anblick dreier Porzellانتassen, die auf einem kleinen Präsentirteller standen, versetzte ihn in nicht gelinde Aufregung, denn sie waren ein Beweis dafür, daß Eugenie kommen würde.

Frau Henry schien sehr erregt, und als Gabriel sich höflich nach ihrem Befinden erkundigte, antwortete sie ihm:

„Ich weiß wahrhaftig nicht, wo mir der Kopf steht. Der Gedanke läßt mir keine Ruhe, daß vielleicht gerade in diesem Augenblicke unsere Soldaten sich mit diesen abscheulichen Preußen herumschlagen. Ach, es giebt Momente, in denen ich es als ein Unglück empfinde, kein Mann zu sein!“

Diese Worte klangen Gabriel wie ein Vorwurf. Seit gestern lebte er nur in der fieberhaften Erwartung des gegenwärtigen Augenblicks, und er mußte sich sagen, daß er auch keine Secunde an das Schicksal unseres Heeres gedacht hatte. Der Gedanke, daß ihm eine Frau, ohne es zu ahnen, seine Pflicht dem Vaterlande gegenüber so vor Augen führte, hatte etwas ungemein Beschämendes für ihn. Halb seitwärts an die Brüstung des Fensters gelehnt, blieb er eine Zeit lang in Stillschweigen versunken und betrachtete die von den schrägen Strahlen der untergehenden Sonne vergoldete Kuppel der Sternwarte, sowie die Gipfel der Bäume, welche über die hohe Mauer auf der gegenüberliegenden Seite der Straße hinausragten.

Aber plötzlich öffnete sich die Thür, und Eugenie trat in's Zimmer, genau so gekleidet wie am dem Abend, wo er sie zum ersten Mal gesehen. Als sie Gabriel erkannte, blieb sie ganz bestürzt stehen.

„Da sind Sie ja, mein Herzchen!“ rief Frau Henry der jungen Frau zu, küßte sie und nahm ihr Hut und Mantel ab. „Sie sind doch hoffentlich mit meiner Ueberraschung zufrieden. Erkennen Sie den Herrn nicht wieder? Es ist ja unser kleiner Beschützer von neulich. Ist er nicht nett?“

Dann sagte sie, in scherzhafter Weise die verbindlichen Formen einer Dame der vornehmen Welt übertreibend und ihren Mund zum anmuthvollsten Lächeln, über das sie gebieten konnte, zuspitzend:

„Frau Clement . . . Herr Gabriel — Herr Gabriel . . . Frau Clement“; und brach schließlich in lautes Lachen aus.

Gabriel machte eine linksche Verbeugung. Frau Clement stammelte kaum vernehmbar einige Worte.

Der Jüngling sah sie an, aber er erkannte sie nicht; er hörte sie sprechen, aber er verstand sie nicht. Ihn quälte ein unerträglicher Durst; er wußte nicht, was er mit seinen Händen anfangen sollte. Wie durch einen Nebel hindurch sah er die kleine, zierliche Gestalt vor sich stehn. Ihre Augen waren zu Boden gesenkt. Ihr graues Kleid hatte einen allerliebsten, mit Musselin besetzten Niederauschnitt. In den Händen trug sie ein Arbeitstäschchen aus schwarzem Leder.

Da machte Gabriel eine ungeheure Anstrengung, fuhr sich mit der Hand über die schweißbedeckte Stirn, und fragte sie, noch ganz fassungslos vor Aufregung, ob sie nicht auch fände, daß es sehr heiß sei?

Frau Henrys lautes Lachen übte auf Beide eine erlösende Wirkung. „Na, setzt euch, Kinderchens, der Kaffee wird sonst kalt. Sie müssen sich mehr Zucker hineinthun, Herr Gabriel . . . Nun, mein Schäkchen, schon wieder mit der Stiderei beschäftigt? Sind Sie fleißig! Wo mag ich nur mein Nadeletui hingesteckt haben? Ach so! da hab' ich's in der Tasche. Ich bin doch zu vergeßlich . . . Das hat mir schon tausenderlei Unannehmlichkeiten bereitet. Zum Beispiel gestern früh, wo ich mich mit dem Omibinus-Controleur auf dem Place Saint-Michel herumgezankt habe, weil ich dachte, ich hätte ihm mein Billet schon gegeben.“

Sie war wieder einmal im Zuge und sprang in ihrem Geplauder von einem Gegenstande zum andern über. Sie beschrieb bis auf die kleinsten Einzelheiten die Ausstattung einer Cousine, deren Vater, Holzhändler in la Chapelle, sich sein Bein nicht um zweimalshunderttausend Francs hätte abnehmen lassen; oder gerieth ganz außer sich vor Zorn bei der Erinnerung an die Begegnung, die sie neulich auf der Treppe gehabt, wo ein Hausbewohner im zweiten Stock, Unterarzt in der geburtshilflichen Klinik, sie im Finstern hatte küssen wollen.

Sie saßen alle drei an einem runden Tische. Frau Henry hatte ihren Platz in der Mitte und schnitt sich, ohne ihre Plauderei zu unterbrechen, nach den Zeichnungen einer alten Modezeitung die verschiedenen Theile eines Merinokleides zurecht. Eugenie stidte krampfhaft weiter und verwandte kein Auge von ihrer Arbeit. Gabriel war vor lauter Schüchternheit noch immer nicht so recht zu sich gekommen und studirte die Malereien auf seiner Kaffeetasse. Wenn er ja die Augen aufschlug, so wagte er es nicht, sie auf Eugenie zu richten, sondern betrachtete das von den Fenstern eingerahmte Blau des Himmels, an dem leichte, goldbig schimmernde Wölkchen dahinschwebten als letzte Erinnerung an die zu Rüste gegangene Sonne.

Als ihm Frau Henry das Petit Journal reichte mit der Bitte, etwas vorzulesen, glaubte er nicht, daß er jemals damit zu Stande kommen könnte. Es schien ihm, als ob sich die Zeilen in schlangenartigen Windungen

vor ihm bewegten, und als ob die Buchstaben fortwährend ihre Farbe veränderten. Gleichwohl brachte er es fertig; aber die Worte, welche er aussprach, kamen ihm nicht so recht klar zum Bewußtsein. Er hatte eine undeutliche Vorstellung davon, daß von einem französischen Marschall die Rede war, der ein Commando bei der Rhein-Armee erhalten hatte. Aus der Lebensbeschreibung dieses Offiziers wurde eine heldenmüthige That berichtet, als er noch Major in Afrika war und irgend einen Sturm mit dem Spazierstock in der Hand und der Cigarre im Munde mitmachte.

Die Nacht brach allmählich herein, und ihre Schatten füllten nach und nach das Zimmer. Frau Henry stand auf, um die Lampe anzuzünden.

Erst jetzt sahen Gabriel und Eugenie einander an, einem inneren Drange folgend, der mächtiger war, als ihr Wille.

Nur eine Secunde, eine einzige nur, trafen sich ihre Blicke; dann senkte die junge Frau sofort wieder ihr Haupt auf ihre Stickerie, obgleich fast nichts mehr zu sehen war. Aber Gabriel hatte ihre Augen wieder-erkannt, jene großen, im Halbdunkel leuchtenden Augen. Ganz so hatten sie ihn einst auf dem Boulevard Magenta beim Schimmer des Gaslichtes angeschaut, und er fühlte, wie sein Blut machtvoll dem Herzen zuströmte.

Nachdem Frau Henry die Lampe angezündet, setzte sie sich wieder hin und plauderte mit ihrer Freundin. Sie fragte sie um Rath, wie sie ihr Kleid zuschneiden solle; und Eugenie gab Antwort, legte ihre Arbeit bei Seite und zeichnete mit ihrem Finger, auf dem ein kleiner Fingerhut saß, Striche auf dem Stoffe des Kleides. Dabei sah sie Gabriel nicht ein einziges Mal an; aber man fühlte, daß es ihr Ueberwindung kostete, so beharrlich seinem Blick auszuweichen. Er dagegen wurde dreister. Ja, einmal trieb er die Kühnheit soweit, das Wort an sie zu richten. Sie beantwortete seine Bemerkung nur mit wenigen Worten; dabei blieb jedoch ihre Stimme, die kühl und abweisend klingen sollte, sanft und mild. Dann und wann sah Frau Henry das Pärchen mit einem langen, viel-sagenden Blicke an, und ein seltsames Lächeln umspielte ihre Lippen.

Endlich verkündeten die vier oder fünf Kirchtürme des Viertels die zehnte Stunde. Es war eine sternenhelle, warme Nacht. Kein Windhauch war bemerkbar. Ein großer Nachtschmetterling war aus den Gärten der Sternwarte zum Fenster hereingeflogen und flatterte in dem Lichtkreise über der Lampe an der Decke umher.

Eugenie legte ihre Stickerie in das leberne Täschchen und stand auf, um nach Hause zu gehn; aber Frau Henry sagte zu ihr mit halblauter Stimme, als sie ihr die Mantille anziehen half:

„Was meinen Sie, Eugenie? Es ist so einsam auf den äußeren Boulevards . . . Wenn Sie's wünschen, kann Herr Gabriel Sie begleiten.“

„O nein, Frau Henry, das ist unmöglich. Was würde mein Mann sagen, wenn er mich träfe?“

„Der? Sie wissen doch ganz genau, daß er nie vor zwölf Uhr aus

der Kneipe kommt . . . An Ihrer Stelle würde ich mich fürchten, so allein zu gehen . . . Die Zeitungen bringen alle Tage lange Mordgeschichten!“
„Lassen Sie mich, beste Freundin . . . es geht nicht.“

Und Frau Clement gab ihrer Freundin einen Abschiedskuß, nickte Gabriel zu und war verschwunden.

Gleich nachher empfahl sich auch Gabriel bei Frau Henry, die, vor dem Ramin stehend, eine Melodie trällerte und sich dehnte, wie Jemand, der so recht schläfrig ist. Hierauf begab er sich über den einsamen, von den Strahlen des Mondes taghell erleuchteten Boulevard Saint-Michel auf den Heimweg zu seiner Mutter.

Da überkam ihn plötzlich eine tiefe Niedergeschlagenheit. Er war mit sich unzufrieden. Er fand Eugeniens Benehmen kalt und zurückweisend, und sich machte er Vorwürfe, daß er sich dumm benommen: er hätte am liebsten weinen mögen.

In der Nähe des Cluny-Museums sah er dichte Menschenhaaren, deren Aussehen ihm unheilverkündend erschien. Bürger, Studenten und Leute aus dem Volk sprachen leise mit einander. Tiefe Trauer lag in ihren Mienen. Mechanisch blieb er stehn, um ihnen zuzuhören.

Weißenburg! General Douay überfallen und getödtet! Die Turkos nach Wundern der Tapferkeit aufgerieben! Der Feind im Lande! Das erfuhr Gabriel in wenigen, mit verbissenem Grimm hingeworfenen Sätzen.

Er war kein Egoist; er liebte sein Vaterland nicht weniger, als irgend ein Anderer, und diese schreckliche Nachricht hatte zunächst die Wirkung, sein Liebessehnen zurückzudrängen. Aber als er wieder zu Haus war, das Licht ausgeblasen hatte und in seinem kleinen Bette lag, in jenem Augenblicke, wo alle anderen Pariser an die Niedermetzlung einer ganzen Division, an das dahinströmende Blut so vieler Franzosen dachten, schaute Gabriel, dessen Geist sich von dem Bilde der heißbegehrten Frau nicht losmachen konnte, nur die holde Gestalt Eugeniens, wie sie in dem Zimmer des Faubourg Saint-Jacques ihrer Stiderei oblag, und Thränen kindlicher Rührung traten in seine Augen, wenn er sich noch einmal vergegenwärtigte, wie sie sich in ihr Fingerchen stach, es behutsam zwischen ihre Perlenzähne preßte, und auf ihrem weißen Grunde ein einziger, ganz kleiner Tropfen Blut zum Vorschein kam!

VI.

Und nun nahmen jene langen, schmerzreichen Augusttage ihren Anfang, wo die Sonne, wie zum Hohn in beständiger Pracht erglänzend, ihre glühend heißen Strahlen auf die geängstete, entsetzte Stadt herabsandte.

Zunächst wurde Paris mit einer Unzahl unheilvoller Nachrichten überschdenmt. Die Niederlage bei Reichshofen*) wurde bekannt, jenes entsetzliche

*) So benennen französische Militärschriftsteller die Schlacht bei Wörth. Ann. d. Heerz.

Unglück, das der Patriotismus des Spießbürgers durch die Legende von dem todesmuthigen Ritt der stolzen Garde-Müraffiere zu beschönigen suchte. Dann kamen in schneller Aufeinanderfolge, Schrecken verbreitend, unklare Telegramme: Keine Nachricht von Frossard. Alles kann noch gut werden. Paris ist schleunigst in Vertheidigungszustand zu setzen. Und Forbach! Allgemeiner Rückzug der Unrigen! Straßburg belagert! Metz eingeschlossen! Schon werden die Lanzen der ersten Ulanen sichtbar, an allen Punkten rings im Kreise tauchen sie auf, in immer größerer Nähe. Die Kammern erklären sich in Permanenz, das Ministerium fällt der allgemeinen Wuth zum Opfer, die Linke hebt drohend und gebieterisch ihre Stimme, Nothgesetze werden geschaffen, Maueranschläge verkünden den Belagerungszustand. Dann plötzliche Stille, das Ausbleiben jeder Nachricht, beängstigender als die schlimmsten Nachrichten. Die Häuslichkeit wird auf die Straße verlegt; dort werden die Zeitungen vorgelesen, lange Reden gehalten, Debatten aller Art geführt. Die große Masse, von Leichtgläubigkeit und Hoffnung bethört, nimmt alle Märchen von Siegen vor Metz und in den Steinbrüchen von Saumont für baare Münze. Paris erhält jeden Tag ein anderes Aussehen. Noch gestern sah man überall die lächerlichen Uniformen der Feuerwehrleute aus der Provinz. Die Regierung, welche vollständig den Kopf verloren hat, hat sie herbeigerufen, um einen möglicherweise ausbrechenden Aufstand zu unterdrücken. Heute sind die Straßen gedrängt voll von schmutzbedeckten, unvollständig ausgerüsteten früheren Soldaten und Reservisten in meist betrunkenem Zustande. Morgen begleiten Vieder und rasende Hurrahs die Abfahrt der noch unbewaffneten Mobilgardien. Heute hat Paris, durch eine falsche Siegesnachricht betrogen, einen Tag lang geklagt; morgen strömt es in hellen Schaaren zu den Festungswerken. Bis dahin waren sie nur Zeugen der Schäferstunden des Refruten und seiner Liebsten, oder dienten den Vorstadtbewohnern als Tummelplatz ihrer Sonntagsvergönungen. Heute sind sie durch die Schaukel der Erdarbeiter aufgewühlt, mit Pferden und Arbeitern bedeckt. Ringsum hört man die von den Abtheilungsführern gegebenen Befehle, hie und da funkelt im Grafe der Böschungen die Bronze der großen Belagerungsschütze. Vom Kriegsfieber erfaßt, lernen die Bürger in den Kasernenhöfen exercieren; sie sind rottenweise aufgestellt und ihre Gewehrkolben erdröhnen auf dem Pflaster. Aus den Thüren der Mairien, an denen die dichtgeschaaute Menge die noch feuchten Anschlagzettel liest, treten Bürger heraus. Jeder trägt ein Gewehr auf der Schulter, aber er hält das Bajonett verkehrt. Schon treibt die Furcht vor der Invasion die Bewohner der Umgegend stromweis zu den Faubourgs herein. Ihr armieliges Mobiliar befindet sich auf einem Handwagen, der Mann hat sich vorn eingespannt, die Frau sitzt von hinten, die Kinder sind mit Packeten beladen. Und als letztes Symptom der nahenden Belagerung sieht man zahlreiche Heerden magerer abgehefter Ochsen und staubbedeckter Schafe in Umzäunungen eingepfercht,

die in aller Eile inmitten der öffentlichen Gärten und auf den vorstädtischen Boulevards angelegt worden sind.

Aber derjenige Pariser, der sich am wenigsten um diese rasende Aufregung, diese schmerzvollen Befürchtungen, diese thörichten Hoffnungen bekümmerte, war ganz bestimmt unser Gabriel.

Er hatte Frau Henry wieder besucht, Eugenie wiedergesehen. Anfangs war er alle drei oder vier Tage hingegangen, dann öfter, dann alle Abende, und jetzt lebte er nur noch für die zwei Stunden, die er in jenem Zimmer des Faubourg, an der Seite der beiden bei Lampenschein arbeitenden Frauen zubrachte, während zu den offenen Fenstern der würzige Duft des Laubes hereinströmte, und am Himmel die Sterne der schönen Sommer-nächte funkelten.

In der ersten Zeit schien es, als sei die Gegenwart des jungen Mannes Eugenie unbehaglich, denn sie hatte sich ihm gegenüber stets äußerst kühl und zurückhaltend gezeigt; aber da sie wie er naiv und schüchtern war, hatte sie sein stilles, sanftes Wesen zuletzt gerührt, und einige alltägliche Redensarten, die er mit einer vor tiefer Aufregung zitternden Stimme vorzubringen gewagt hatte, waren von ihr mit größerem Zutrauen beantwortet worden. Bisweilen ruhte ihr Blick voller Sympathie auf dem Gesichte Gabriels. Eines Abends richtete sie sogar zuerst das Wort an ihn, und unwillkürlich glitt ein trauriges Lächeln über ihre Lippen, als sie die unaussprechliche Freude bemerkte, welche in diesem Augenblicke in seinen Augen aufleuchtete.

Gabriel war augenscheinlich Frau Henrys Schützling. Diese Frau ohne Erziehung und von vielleicht nicht ganz vorwurfsfreien Sitten konnte in Liebesangelegenheiten unmöglich ein allzu strenges Richteramt üben. Sie hätte vielleicht ihrer Freundin gerade keinen schlechten Rath gegeben; aber es machte ihr Vergnügen, zu sehen, wie die Liebe im Herzen des jungen Mannes keimte und wuchs, und in ihrer unbewussten Unmoralität begte sie fast den stillen Wunsch, daß diese Liebe getheilt würde.

Gabriel liebte mit jener leidenschaftlichen Gluth, welche die erste Liebe kennzeichnet, und die, ach leider! nur einmal im Leben unser Herz entzündet. Was ihm Frau Henry von ihrer Freundin erzählt, was ihm Eugenie von ihrem Wesen und ihrem Leben in ihren Abendunterhaltungen offenbart hatte, dies Alles hatte in seiner Brust ein glühendes Feuer der Zärtlichkeit und des Mitleids entflammt. Er ahnte jetzt, welch trauriges, qualvolles Dasein die kleine Frau in der Ehe führte. Einfachen Herzens, von zarter, liebevoller Naturanlage, war sie mit einem Arbeiter verbunden worden, der sich zwar über seinen Stand erhob, aber, von Hause aus roh und heftig, jetzt noch durch die schlechten Zeitverhältnisse verbittert war. Unser Held fühlte wie elend und verlassen sie sich in der unermeßlich großen Stadt, in der sie Niemand kannte, vorkommen mußte. Sein geistiges Auge folgte ihr in ihre Häuslichkeit; er sah, wie sie einsam und allein, ohne Dienstmädchen

Alles besorgte und ihrem Manne das Essen kochte. Im Arbeitsrock kam er aus der Werkstatt herüber, blieb oft noch an der Thürschwelle stehen, um irgend einem seiner Leute einen Verweis zu ertheilen, und verzehrte dann in aller Eile sein Mittagbrot. Seine ganze Unterhaltung bestand in einigen kurzen, mit rauher Stimme an seine Frau gerichteten Worten, wobei seine umbüfterte Stirn nicht einen Augenblick heiter wurde, denn er hatte beständig Angst um einen fälligen Wechsel. Gabriel kannte die unendlich langen Abende, welche Eugenie vor ihrer Bekanntschaft mit Frau Henry in dem dürftig ausgestatteten Hochzeitszimmer zugebracht, beim Licht einer Kerze nähend und die Mitternachtsstunde erwartend, wo ihr Mann endlich aus dem Wirthshaus kam. Seine Blouse trug dann gewöhnlich weiße Kreidflecke vom Billardspiel, sein Athem roch nach Glühwein, und vor dem Schlafengehn klopfte er die Asche seiner letzten Pfeife auf dem Marmor des Kamins aus. Im Lauf der mit Eugenie gepflogenen Unterhaltungen hatte Gabriel oft nur durch einen Seufzer, durch einen zum Himmel empor gerichteten Blick, durch ein schmerzlich ironisches Lächeln erfahren, welche Leiden sie erduldet, welch' bittere Thränen sie im Geheimen schon vergossen. Welch Marter für den armen Verliebten, der sich noch dazu sagen mußte, daß es daraus keine Rettung gab, daß sie verheirathet und mithin alles Mitleid vergeblich, aller Zorn ohnmächtig war.

Einen Trost jedoch hatte er: er bemerkte, daß jene Stunden harmloser Blanderei, die sie alle drei bei Frau Henry vereinten, einen gewissen Zauber auf Eugenie ausübten. Er hatte in seiner Herzens einsamkeit keine Ahnung und Eugenie hatte sicherlich selbst keine so rechte Vorstellung davon, welch tief inneres Glück sie bei dem Gedanken empfand, von diesem Jüngling geliebt und bewundert zu werden. Sein sanftes, stilles Wesen, seine Zurückhaltung, seine zu Herzen gehende Stimme, seine schöne weiße Hand, die zum Streicheln und Liebkosen wie geschaffen schien, sein träumerisches, ausdrucksvolles schwarzes Auge hatten ihr's angethan. In seiner Unschuld sah er nicht, welche Fortschritte die Liebe schon in dem Herzen der jungen Frau gemacht hatte; aber soviel war ihm klar geworden, daß sie bei ihren traulichen Zusammenkünften auf dem Zimmer des Faubourg Saint-Jacques gar schnell ihr schwermüthiges, trauriges Wesen ablegte, ja, daß sie sogar manchmal ganz fröhlich und vergnügt lachte, was ihn ungemein beglückte.

Jeden Abend las er den beiden Freundinnen das *Petit Journal* vor. Es war dies allen Dreien schon zur lieben Gewohnheit geworden, und für Frau Henry, die nach den ersten Niederlagen aufgehört hatte, Bonapartistin zu sein, eine Gelegenheit, die Republik zu predigen, und das Massenaufgebot und den Sieg bei den Klängen der *Marseillaise* zu fordern. Gabriel freute sich, wenn sich die schöne Brünette diesen patriotischen Herzensergüssen hingab; nicht als ob er ihnen sonderliche Aufmerksamkeit geschenkt hätte, sondern weil er dann seine Lektüre unterbrechen und sich

so recht in den Anblick Eugeniens vertiefen konnte. Bisweilen brachte er auch, um die Sitzung zu verlängern, ein Buch mit und würzte die tägliche Zeitungskost durch den Vortrag einiger Verse oder eines fesselnden Romans. So machte er die beiden Frauen mit den unsterblichen Erzählungen des Abbé Prevost und einigen der leidenschaftlichsten Dichtungen Alfred de Mussets bekannt; und wieder einmal dienten die schönen Bücher, die von Liebe sprechen, zwei schüchternen Liebenden als Vermittler.

VII.

An einem der letzten Augustabende hatte die Lektüre länger als gewöhnlich gedauert, und auf Frau Henrys eindringliches Bitten gab Eugenie schließlich ihre Einwilligung dazu, daß Gabriel sie nach Hause begleitete. Ihr Mann war nicht in Paris, er hatte sich in geschäftlichen Angelegenheiten auf kurze Zeit nach Chartres begeben, und die Gefahr einer Begegnung war daher ausgeschlossen.

Zum erstenmal in seinem Leben fühlte Gabriel, wie der Arm der jungen Frau sich vertrauensvoll in den seinen legte, während sie Beide langsamen Schritts und schweigend den einsamen Faubourg entlang gingen, wo ihre Schritte in der stillen Sommernacht auf dem über die Katafomben führenden Wege einen dumpfen Wiederhall fanden.

So gelangten sie, ohne ein Wort miteinander gewechselt zu haben, auf den breiten, schönen Boulevard de la Glacière, dessen hohe, heut verschwundene Bäume ihre dunklen Wipfel zur Pracht des Sternenhimmels emporstreckten. In der Mitte der Allee bemerkte man eine sich weit hinziehende, aus schlechten Brettern zusammengefügte Veräunung, über welche die schwarzfarbenen Hörner der hier wegen der drohenden Belagerung zusammengepferchten Rinder hinausragten.

Als sie sich im Schatten des Boulevard befanden, mäsigte Eugenie plötzlich ihren Schritt und sprach mit bebender Stimme:

„Herr Gabriel, ich muß Ihnen etwas sagen, das Sie mir hoffentlich nicht übel nehmen werden. Ich sehe, daß Sie mir seit einiger Zeit zu große Aufmerksamkeit widmen, und das macht mir viele Sorge. Nur um mich mit Ihnen darüber in aller Offenheit auszusprechen, habe ich Ihre Begleitung angenommen. Ich will nicht, daß Sie sich um meinethalben Kummer machen. Wissen Sie, was Sie thun müßten, wenn Sie verständig wären? Frau Henry nicht mehr besuchen. Wohin sollte es uns führen, wenn wir einander gut würden? Sie würden darunter leiden, und auch ich bin so schon unglücklich genug. Dabei ist's gar nicht recht von mir, daß ich klage . . . denn das Leben ist nun einmal so.“

Sie war stehen geblieben, sie sprach schnell, in größter Aufregung, und hatte nicht bemerkt, daß ihre Hände schon in denen des jungen Mannes ruhten. Aber plötzlich hörte sie ein Schluchzen, und sie fühlte, wie ein glühendheißer Tropfen auf ihre Hand fiel. Gabriel weinte.

Was sprachen sie da miteinander? Ach, ihr wißt es, die ihr einst im Dunklen am Busen eines Weibes gemeint, die ihr einst das Wort „auf ewig“ mit tiefster Ueberzeugung ausgesprochen, die ihr den wonnigen Schmerz der Liebe kennt! Ihr allein wißt es, die ihr durch einen vorwurfsvollen Blick theurer Augen bestimmt, die heiligsten Schwüre, fest und tugendhaft zu bleiben, verrathen habt! Naive, erhabene Herzen, die ihr, in einer einzigen Stunde eurer Jugend das ganze Ideal eures Lebens verwirklicht zu sehen geglaubt; die ihr mit jenem göttlichen Traum das Glück eures Daseins begraben, deren Aug' seit jener Stunde erloschen, deren Stirn seit jenem Moment gebleicht ist — ihr allein werdet Mitleid haben mit den beiden armen Wesen, denen das Geschick so wenig Trost und Freude gegeben, und die, verloren in der Einsamkeit jener heißen, von Wohlgerüchen durchwürzten Sommernacht, bei dem milden Licht der Sterne die Pflichten der Gesellschaft vergaßen und ganz in der Unendlichkeit der Liebe aufgingen.

Sie hatten sich auf eine Bank gesetzt, Gabriel weinte bitterlich. Eugenie suchte ihn zu beruhigen, zu trösten; sie trocknete seine Thränen mit ihrem Taschentuche und flehte ihn an, ihr ein Lächeln zu schenken.

Dann standen sie auf, ließen Hand in Hand, dicht an einander gepreßt, unter den Bäumen umher und plauderten mit leiser Stimme. Sie erzählte ihm ihre ganze Lebensgeschichte: wie sie als Kind bei ihren Eltern auf dem Lande gelebt, wie man sie zu jung verheirathet, und wie sie sich vor der rauhen Stimme und dem struppigen Barte ihres Mannes gefürchtet habe. Paris sei ihr verhaßt, es sei zu groß. Und auch manchen kindlichen Zug verslocht sie in ihre Rede, und berichtete ihm, daß der große Wachhund zu Hause sie nie erkenne, und daß er, wenn sie in der Nacht heimkehre, an der Kette reißend ihr nachbelle.

Gabriel hörte ihr zu wie im Traum; er blickte sie an, das Auge umflort von Thränen. Dann überschüttete er sie plötzlich mit Fragen; er wollte ihr ganzes Schicksal erfahren, die unbedeutendsten Einzelheiten ihres Lebens, die geheimsten Gedanken ihrer Seele.

Keiner sprach zum andern von Liebe; sie bedurften dessen nicht. Eugeniens gefaltete Hände hielten Gabriels Arm fest umschlossen, und so saßen sie einander in die Augen.

Sie blieben in dem Theile des Boulevards, welcher über die Bièvre führt, am Rande der steinernen Brustwehr stehen und schauten einen Augenblick hin auf die in der finsternen Nacht nur noch schwer erkennbare, düstere Landschaft, auf das dunkle, schmale Bett des Flusses, die unbeweglichen, hochragenden, den Fernblick beschränkenden Pappeln und die freien Plätze, wo an Schnuren Wäsche zum Trocknen aufgehängt war.

Langsam ertönten Glockenschläge in der Ferne, es war Mitternacht.

„Ach, ist das spät geworden!“ rief Eugenie erschrocken; „ich sollte schon längst zu Haus sein. Schnell, schnell!“

Sie beeilten ihre Schritte und befanden sich in wenigen Minuten auf dem Boulevard d'Italie, vor der Wohnung Eugeniens.

Beim Schein einer Gaslaterne bemerkte Gabriel inmitten einer halb zerfallenen Mauer eine große, roh gearbeitete hölzerne Thür. Ueber derselben war ein weiß gestrichenes Brett angebracht, auf welchem sich in schwarzen Lettern folgende Worte befanden, die der Liebende nur mit gepreßtem Herzen zu lesen vermochte: „Clement, Zimmermeister.“ Als sie dann ganz nahe an dieser Thür standen, unterschied Gabriel undeutlich durch die auseinanderstehenden Bretter, aus denen sie gezimmert war, einen ziemlich großen Bauhof, in welchem eine Unzahl Balken und Bohlen aufgeschichtet lag, und wo ein wüthendes Hundegebell erscholl. Am äußersten Ende des Hofes sah man das niedrige, flache Dach der Werkstätte, und zur Linken endlich das kleine, im regelmäßigen Viereck erbaute Wohnhaus, das nur einen Stock hoch war. Es war noch ganz neu, und machte mit seinen symmetrischen Fenstern und seiner schmucklosen, jeder Verzierung entbehrenden Fassade einen trübseligen Eindruck. Hier also, in so nichts-sagender, reizloser Umgebung lebte Eugenie mit dem Andern zusammen; und bei diesem Gedanken konnte sich Gabriel eines Gefühls der Bitterkeit nicht erwehren. Eugenie hatte schon den Schlüssel in's Schloß gesteckt.

„Sehen wir uns morgen?“ fragte der junge Mann und seine Stimme flehte um Erhörung.

Sie hatte seine Begleitung nur angenommen, um ihn zu bitten, auf ein Wiedersehen zu verzichten; aber jetzt, im entscheidenden Augenblicke, ließ sie ihr Muth vollständig im Stich.

„Ja, morgen!“ antwortete sie, indem sie mit der einen Hand die schwere Thür öffnete, und die andere ihm entgegenstreckte.

Er ergriff die dargereichte Hand; und plötzlich, einem inneren, unwiderstehlichen Drange nachgebend, sanken die Liebenden einander in die Arme, und von leidenschaftlichem Sehnen erfasst, seiner Sinne kaum mächtig, preßte Gabriel seine heißen Lippen auf Eugeniens Stirn, ihre gesenkten Augenlider, ihren halbgeöffneten Mund.

„Das ist Unrecht! Lassen Sie mich, Herr Gabriel! Das ist sehr Unrecht!“ murmelte Eugenie, am ganzen Leibe erbehebend; sich den Armen des jungen Mannes entwindend, stürzte sie in den Hof und schlug die Thür heftig hinter sich zu. Mit lautem Krach fiel diese in's Schloß und zitterte noch lange nachher.

Gabriel sah sie entfliehen und in dem Häuschen verschwinden. Festgebannt blieb er vor dem düsteren, abgelegenen Bauhofe stehen, in welchem man das Heulen eines im Dunkel verborgenen Hundes vernahm. Sein Auge richtete sich empor zum Himmelszelt, an welchem unzählige Sterne funkelten. Seine Hände zitterten wie die eines Greises. Ihm jauchzte das Herz laut auf in der Brust. Er hätte am liebsten sterben mögen.

VIII.

Eines Tages ging Gabriel gegen drei Uhr Nachmittags den Quai d'Orsay, der sich am Garten des Corps Legislatif entlang zieht und im Bogen um das Eingangsthor des Ministeriums des Auswärtigen wendet, langsam auf und nieder.

Es war ein sehr schöner, aber dabei sehr heißer Tag. Man merkte es dem jungen Manne an, daß er auf seine Toilette die möglichste Sorgfalt verwendet hatte. Er trug ein graues, elegantes Sommerbeinkleid und einen Hut von imitirtem Panama. Er wartete auf Eugenie.

Am Tage nach dem von uns beschriebenen nächtlichen Spaziergange kehrte ihr Mann von seiner Reise zurück, und Gabriel durfte in Folge dessen die junge Frau nicht mehr bis nach Hause begleiten. Aber seit der Liebende die Wonne des Zusammenseins zu Zweien kennen gelernt, genügten ihm die Besuche bei Frau Henry nicht mehr. Jeden Abend verabschiedete er sich zugleich mit Eugenie von der schlanken Brünette, ging einige Schritte mit und bat so lange und so dringend, bis sie ihm eingestand, sie gehe manchmal allein aus. „Vielleicht können wir uns sogar gleich morgen treffen; ich habe gerade eine Besorgung auf dem Gros-Caillou. Ist sie erledigt, dann gehe ich über den Quai d'Orsay nach Hause.“ Und an dieser Stelle ist es, wo wir unsern Freund, gepeinigt von allen Dualen der Erwartung, wiederfinden.

Obgleich die Stunde des Rendezvous noch nicht geschlagen hatte, konnte sich Gabriel vor Ungebuld kaum fassen. Den heißen Strahlen der Sonne schutzlos preisgegeben, ging er unruhig auf dem Asphaltpflaster hin und her. Die glühende Hitze hatte es erweicht, so daß der Abdruck jedes Fußes, der es betreten, deutlich erkennbar war, von den schmalen, dicht neben einander hinlaufenden Spuren niedlicher Damenschuhe bis zu den breiten Sohlen schwerer Reiterstiefel, deren Nägel man hätte zählen können. Gabriel hatte schon alles Mögliche versucht, um die Zeit hinzubringen und seinen Geist zu beschäftigen. Er wußte die Zahl der eisernen Stäbe auswendig, welche das Gitterthor des Ministeriums bildeten, er konnte genau angeben, wie viel Bäumchen auf dem Trottoir gegenüber, die Brustwehr entlang zwischen dem Pont de la Concorde und dem Pont des Invalides standen. Ein oder zweimal war er sogar schon über den Fahrdamm gegangen und hatte seine Augen an den mit Annoncen bemalten Glaswänden der Zeitungs-Kioske auf- und niedergleiten lassen, ohne sich in seiner Gedankenlosigkeit über ihren Sinn klar zu werden. Aufmerksam hatte er die Profile aller gekrönten Häupter auf den Preismedaillen betrachtet, welche der Colonial-Gesellschaft auf den verschiedensten Ausstellungen für Herstellung vorzüglicher Chokolade zuerkannt worden waren, und mit starrem Blick den Mann mit dem struppigen Haupthaar gemessen, der die Nacktheit seines Torso hinter einem Hute verbirgt.

Er dachte an die Möglichkeit, daß sie nicht kommen könnte; vielleicht

hatte sie irgend eine Abhaltung gehabt, das wäre doch schließlich ganz natürlich. Gleich darauf schien es ihm wieder, als müßte er bei dem bloßen Gedanken hieran vor Schmerz vergehen, und er sagte sich, daß sie damit eine unglaubliche Herzlosigkeit an den Tag legen würde.

Plötzlich sah er sie unter den Bäumen der Esplanade im schnellen Laufe auf sich zukommen. Er eilte ihr entgegen, sie schon von fern mit freudigem Lächeln begrüßend. Bald standen sie bei einander, noch ganz außer Athem. Eugenie nahm seinen Arm, und voll Glückseligkeit blickten sich die Liebenden in's Auge.

Sie trug ihr graues Kostüm und ihren Fasanensfederhut. Die Hitze und das schnelle Laufen hatten ihr Gesicht leicht geröthet. Schweißtropfen perlten auf ihrem Nacken. Der gestärkte Halskragen hatte dort eine zarte, rosige Linie gezeichnet. Ihre Augen strahlten, der duftige Hauch ihres Athems streifte Gabriels Gesicht.

„Ach Gott,“ sagte sie, „ich hab' solche Angst. Wenn uns Jemand begegnete . . .“

„Ich dachte,“ sagte Gabriel, „wir gingen über die Brücke und setzten uns in den Dampfer. Mit diesem fahren wir bis zum Point-du-Jour, steigen dort in die Gürtelbahn, und kommen so bequem bis zur Porte d'Italie, ganz in die Nähe Ihrer Wohnung. — Undenkbar, daß wir Jemanden treffen . . . Wollen Sie?“

Sie nickte ihm zu, und als sie zum Landungsplatz heruntergegangen waren, blieben sie vor dem Stege, der zur Dampferstation führte, stehn. Der Dampfer war eben fort, und sie sahen ihn auf der Seine in vollem Laufe dahinjagen, seine lustig wirbelnden Rauchwölkchen zum Lichte emporzuschleudernd.

Beruhigt blickte Eugenie um sich. Niemand war auf der sich sanft hin und her wiegenden Schiffsbrücke zu sehn. Leis rauschend strömten die Wogen heran, welche die Fahrspur des Dampfers begleiteten. Auch auf dem langen, schmalen Fußwege den Fluß entlang zeigte sich keine Seele.

„Wollen wir nicht einen kleinen Spaziergang machen?“ fragte Gabriel, den Wunsch seiner Freundin ahnend, „wir können ja am Pont d'Alma einsteigen.“

Sie machten sich auf den Weg. Zur Rechten ragte die hohe, massive Quaimauer mit ihren runden Ausgüßthüren und ihren großen, eisernen, in gleichmäßigen Zwischenräumen in das Mauerwerk eingelassenen Ringen empor. Oben am Rande der steinernen Brustwehr waren Baumspitzen sichtbar, auch dann und wann ein über die Brüstung gelehnter Spaziergänger. Zur Linken floß in der Richtung ihres Weges die Seine. Von ihren frischen, reinen, in munterem Laufe dahinströmenden Gewässern wehte ein erquickender Lufthauch herüber. Die Hitze war nicht mehr so drückend. Ein leiser Wind hatte sich erhoben, und weiße Wölkchen bildeten sich am Himmel, der ein weniger tiefes Blau zeigte. Im August herrscht schon in den späten Nachmittagsstunden eine herblich milde Temperatur.

Auf der andern Seite des Flusses sahen sie Männer damit beschäftigt, die langen Rähne auszuladen, die auf Kanälen aus Flandern angekommen waren, und auf dem Quai d'Orsay, hinter dem Vorhange der ihres Blätter-schmucks schon halb beraubten Linden erschienen die langen Dächerreihen der Tabaks-Factorei und der kaiserlichen Ställe.

„Denken Sie auch manchmal an mich?“ fragte Gabriel die junge Frau, und drückte ihr die Hände. Eugenie, die ihre Handschuhe ausgezogen hatte, erwiderte diese Frage durch einen leichten Händedruck.

Auf ihrem Wege kamen sie bei einem Angler vorüber, der, am Ufer-rande sitzend, seine Beine zum Wasser herunterhängen ließ. Der Mann drehte sich um und warf ihnen einen zerstreuten Blick zu. Gabriel mußte Eugeniens Hand loslassen. Sie selbst erröthete tief und schlug die Augen nieder.

Als sie die zum Pont d'Alma sanft emporsteigende Böschung hinaufgingen, fiel ihr Blick zufällig auf die dort zum Schmuck der Brückenpfeiler aufgestellten steinernen Figuren des Chasseurs und des Jouaven.

„Wie groß sind sie doch, in der Nähe gesehn!“ sagte Eugenie, und zeigte mit ihrem Sonnenschirm auf die beiden Kolossalstatuen.

Gabriel antwortete: „Gleich das erstemal, als ich Sie bei Frau Henry sah, hatte ich die Empfindung, daß ich Sie auf ewig lieben müßte.“

Und die junge Frau senkte das Haupt und seufzte.

Als sie wieder auf der andern Seite des Pont d'Alma, am Flusse unten standen, hielt der Dampfer gerade an der Landungsbrücke. Sie war gedrängt voll.

„Wollen wir mitfahren?“ fragte Gabriel eingeschüchtert.

„Nein!“ antwortete Eugenie, „gehen wir lieber.“

Sie setzten ihren Spaziergang längs des Ufers fort. Zur Rechten hatten sie jetzt den schönen, mit Bäumen besetzten Quai vor dem Garde-Meuble. Vor ihnen lag der Pont d'Jena, auf welchem vier stolz einher-schreitende Rosse ihre weißen Silhouetten am Himmel abzeichneten.

Sie gingen sehr langsam. Eugenie, nach vorn gebeugt, schien die Steine zu zählen. Gabriel preßte ihren Arm sanft an den seinigen und betrachtete ihr Profil. Mit zärtlicher Rührung haftete sein Auge auf einem flatternden Lösschen, das, vom Winde bewegt, an Eugeniens Ohr erzitterte.

„Es ist also wahr, daß Sie mir ein wenig gut sind?“ fragte er. Ein so inniger Blick traf ihn aus ihren schönen großen Augen, daß jede andere Antwort überflüssig war.

„Weshalb sprechen Sie so zu mir, trotzdem Sie ganz gut wissen, daß dies nicht sein darf?“

Sie traten unter die niedrigen, finsternen Bogen des Pont d'Jena, wo das Wasser lauter rauschte und der Charakter der Landschaft sich vollständig änderte. Alles hatte schon einen mehr ländlichen Anstrich. Vor ihnen lag, mitten im Flusse hingestreckt, die lange, schmale Gestalt der

Schwaneninsel, prangend im schönsten Grün; graue, nach Süden zu sich neigende Wolfensäulen entstiegen den vielen Schornsteinen der Fabriken in Grenelle, und in blauer Ferne, weit jenseits der Holzbrücke und des hell-schimmernden Viaducts zeigten sich die undeutlichen Umrisse der Hügelketten von Meudon, umkränzt von heißem goldigen Nebel.

„Es war mir ein wahres Herzensbedürfnis, Sie einmal zu sprechen,“ sagte Gabriel. „Wenn ich allein bin, so lege ich mir Alles, was ich Ihnen sagen möchte, in Gedanken zurecht; aber wenn ich dann bei Ihnen bin, habe ich Alles wieder vergessen, ich kann mir Nichts behalten. Und doch sind Sie das einzige Wesen, in dessen Gesellschaft ich nicht schüchtern bin. Es liegt etwas so Herzliches in Ihrem Blick. Sie können sich gar nicht denken, wie glücklich ich bin, daß Sie heute gekommen sind. Vor vier Wochen habe ich Sie zum ersten Mal gesehn, und dabei bilde ich mir ein, ich hätte Sie schon immer gekannt. Ach, jeder einzige Tag, an dem ich mit Ihnen zusammen war, bleibt mir fest im Gedächtnis, Alles ist mir noch gegenwärtig . . . Wissen Sie noch den Abend, wo das Singen vorüberziehender Mobilgarden Frau Henry an's Fenster lockte? Sie sahen mich an, als wir im Finstern allein waren! . . . Ich zitterte wie Espenlaub . . . Und wie Sie sich in den Finger stachen und ihn zwischen die Zähne preßten . . . Und dann auch das blaueisene Halsstücklein, das Sie nur einmal umhatten, und das Sie so gut kleidete . . . Wo ist's denn hingekommen, daß Sie es nicht mehr tragen? Ach, ahnten Sie, wie heiß ich Sie liebe!“

Eugenie antwortete: „Wie leicht könnten wir einmal Bekannten be-
gegnet!“

Die Brücke von Grenelle lag schon hinter ihnen. Die Quais hatten aufgehört. Spärliche, sonnenverbrannte Grashalme bedeckten die von den Bogen bespülte Böschung. Zur Rechten sahen sie Bauhöfe und von Gärten umgebene Landhäuschen, am andern Ufer des Flusses die Fabrikanlagen Javels, und unmittelbar vor ihnen, jetzt schon in größerer Nähe, stiegen die mächtigen, zwei Stockwerk hohen Bogengänge des Viaducts empor.

Gabriel und Eugenie blieben vor einer Gitterthür stehen, die zu einem schmucken Schweizerhäuschen führte. Mit seinen Paar Bäumlein, seinen großen Glasfugeln und Springbrunnen sah es aus, als käme es direct aus der Spielschachtel. In seinem Gesamteindruck bildete es das zur Wirklichkeit gewordene Ideal des für Landeinsamkeit schwärmenden Spießbürgers. Aber sie sahen darin nur den Lieblingstraum aller Verliebten, ein Nest im Grünen. Mit sehnüchtigem Verlangen schauten sie auf die hohen Pappeln, die Ebereschen, in deren Blattwerk die rothen Trauben schimmerten, die reiche Pracht der Aflern und Herbstrosen.

Und leise flüsterte Gabriel der Geliebten in's Ohr: „Dies Alles besitzen . . . unser eigen nennen . . . unser Liebesglück drin bergen . . . hier leben . . . auf immer, auf ewig . . . welch seliges Entzücken!“ Sie

erwiderte nichts; aber sie lehnte sich beim Weitergehen mit hingebungsvoller Zärtlichkeit auf seinen Arm.

So gelangten sie bis zum Point-du-Jour, am Fuße des Viaducts. Von hier ab jedoch sollte der Spaziergang jeden Reiz für sie verlieren. Die Nähe der Eisenbahnstation hat am Ufer der Seine eine Unzahl Vergnügungs-Etablissements, Cafés und Kneipen in's Leben gerufen. Auch Carouffels finden sich unter den Mazien, und russische Schaukeln, kurz, das Land wird hier zur Vorstadt. Sich nicht mehr so ganz sicher fühlend, eilten sie schnell weiter. Heftig schrafen sie zusammen, als plötzlich auf einem Scheibenstande ein Schuß abgegeben wurde. Sie gingen die Holztreppe hinauf, in den Bahnhof hinein, und Gabriel löste zwei Willets zweiter Klasse. Dann setzten sich Beide auf eine Bank des Wartesaals und starrten gedankenlos auf die Placate.

„Gürtelbahn, einsteigen, Grenelle, Baugirard, Montrouge, Porte d'Italie!“ Sie traten auf den Perron hinaus, gingen an der laut zischenden, dampfenden Locomotive vorüber und stiegen in ein leeres Coupé. Ein Pfiff, ein plötzlicher Ruck, ein lautes Rasseln und Klirren, und heidi, fort! Da umschlang Gabriel seine Geliebte mit beiden Armen, drückte sie fest an seine Brust, und die Lippen der Liebenden fanden sich in einem langen, süßen Kusse.

„Grenelle!“ rief der Schaffner mit gellender Stimme und riß die Thür heftig auf. Und ein Mann mit rothem Vollmondsgeicht, dem man den Viehhändler auf den ersten Blick ansah, stieg in den Waggon und ließ sich schwerfällig auf der Bank den Liebenden gegenüber nieder. Er trug über seinem Rocke eine ganz neue, kurze blaue Blouse, ein hoher Hut bedeckte seinen Kopf, in der Hand hielt er eine Peitsche und in dem einen Mundwinkel steckte ein schwarzer Pfeifenkopf.

„Ich hab' wahrhaftig geglaubt, ich würde den Zug verpassen,“ sagte er vergnügt zu Gabriel, wobei sein Athem einen starken Weingeruch verbreitete. „So ein dummer Conducteur! will mein Hündchen mit einer Bulldogge zusammen in ein Coupé stecken! So unvorsichtig zu sein . . . der Kerl ist verdreht . . . Prachtvolles Wetter übrigens zum Reisen . . . nicht wahr, Herr Nachbar?“

Eugenie hatte ihren Schleier heruntergelassen und verwandte kein Auge von dem Fenster. Gabriel beobachtete die äußerste Zurückhaltung und that wie Einer, den man anborgern will.

Glücklicherweise fuhren sie gleich wieder weiter, und zwar kamen sie jetzt durch einen langen Tunnel, wo das Getöse des Zuges dem widerwärtigen Reisegefährten das Wort abschnitt. Bis auf das schwache Licht, welches seine glimmende Pfeife verbreitete, war es dunkel im Waggon, da man die Nachtlampe an der Decke anzustecken vergessen hatte; und im Finstern hörte man die schweren Athemzüge des Trunkenen. Gabriel benutzte die Gelegenheit, Eugeniens Hand zu erfassen; aber er war doch

über diesen Zwischenfall im höchsten Grade erbittert, namentlich wenn er an die vielen leeren Coupés erster Klasse dachte, die er beim Einsteigen bemerkt hatte.

Als sie wieder an's Tageslicht kamen, hatte der Viehhändler seine Augen geschlossen, aber er rauchte immer noch seine abscheuliche Pfeife, und die Liebenden wagten kaum, sich in Gegenwart des fremden, im Halbschlummer ruhenden Mannes einen Blick zuzuwenden. Als sie an der Station Porte d'Italie ankamen, empfand sie es als eine Art Erlösung.

Und doch mußten sie sich hier trennen, noch bevor sie den Bahnhof verließen, denn sie waren ganz nahe bei der Wohnung Clements, des gefürchteten Gatten. Eugenie ging daher voraus und eilte die Straße entlang, ohne sich ein einziges Mal umzusehen. Gabriel folgte ihr langsamen Schrittes von fern, beglückt durch die Geständnisse, die sie ihm gemacht, und beseligt durch die Erinnerung an die Liebesungen, die sie gestattet und erwidert hatte. Er sah, wie sie sich in der Menge verlor und schließlich an der Ecke, wo das alte Zollhaus stand, verschwand, um nach dem äußeren Boulevard einzubiegen.

Und dann hatten sie ja auch mit einander die Verabredung getroffen, sich übermorgen um ein Uhr Nachmittags an derselben Stelle zu treffen!

IX.

Nun trug aber der Tag, an dem ihr Rendezvous stattfinden sollte, das Datum des 4. Septembers 1870!

Frau Fontaine hatte ihrem Sohne beim Frühstück die unheilvolle Katastrophe, die sie durch die Milchfrau erfahrene, mitgetheilt: die Capitulation von Sedan, die Verwundung Mac-Mahons, die Gefangennahme des Kaisers mit 80 000 Mann! Wie sehr auch Gabriel durch den Gedanken an sein bevorstehendes Rendezvous in Anspruch genommen war, so hatte ihn diese schreckliche Nachricht doch in ungeheure Aufregung versetzt.

Als er die Quais entlang wanderte, sah er nichts, als bestürzte Gesichter; an den Straßenecken sammelten sich Schaaren Nationalgarden; ein Hauch der Revolution ging durch die Stadt.

Nachdem Gabriel den festen Entschluß gefaßt, sich auch ein Gewehr zu holen, seine Pflicht wie alle Anderen zu erfüllen und für die Verteidigung des Vaterlandes und der Hauptstadt einzutreten, kehrte sein Geist zur Geliebten zurück. Er dachte an die Freude des Wiedersehens, an das bezaubernde Glück, mit ihr auf dem einsamen Trottoir des Quai d'Orsay zusammenzutreffen und wieder einen Spaziergang an den Ufern der Seine zu unternehmen. Und machte ihm die Stimme des Gewissens Vornurfe, daß er sich zu wenig um die dem Vaterlande drohenden Gefahren bekümmere, so brachte er sie durch die bei einem Liebenden erklärliche Erwägung zum Schweigen, daß er als Einzelner doch nichts weiter zu thun vermöchte.

Gegen halb ein Uhr ging er, ganz erfüllt von dem Gedanken an die Geliebte seiner Seele, den Quai d'Orsay entlang, als er am äußersten Ende des Boulevard Saint-Germain Bajonette blißen sah, welche das Corps Legislatif zu umringen schienen.

Angstvoll beflügelte er seine Schritte, und mit einem einzigen Blicke überfah er das für ihn so schreckliche Schauspiel. Eine dichte, tobende Menge hielt alle Zugänge zu den Räumen, in denen die Volksvertretung tagte, besetzt. Sie bestand aus Männern aller Gesellschaftsklassen, und Bürger im eleganten Rock wie Handwerker in einfacher Arbeitsblouse waren vermengt mit Schaaren zwar ungeordneter, aber bewaffneter Nationalgarden, die theils noch die alte Uniform mit den weißen Epauletten und der Patronenfackel, theils als einziges militärisches Abzeichen nur das Képitruugen. Auch Franc-tireurs in dunklen Anzügen mit amerikanischen Mützen und den Beinkleidern in den Gamaschen befanden sich darunter. Der Pont Royal, der Boulevard Saint-Germain und der ganze, am Corps Legislatif liegende Theil des Quais wimmelten von Leuten und starteten von blißenden Gewehrläufen. Rote Straßenjungen waren an den in der Nähe befindlichen Laternen hinaufgeklettert, andere hatten sich auf den Sockeln der vier großen Pilssäulen vor dem Gebäude eingenistet. Einen langgebehten, immer wieder von Neuem ertönenden Hornesruf ließ diese Menge hören. Gabriel's Ohr hatte bald diesen aus Aller Munde bringenden Schrei unterschieden: „Abdanken! Abdanken!“

Der Aufstand hatte, um mich der unübertrefflich schönen parlamentarischen Ausdrucksweise zu bedienen, das Heiligthum des Gesetzes offenbar schon verletzt; denn die breiten Aufgangstreppen des Palais waren unter dem Strom der Eindringlinge verschwunden, und Gabriel sah, daß oben in der Colonnade eine große Aufregung herrschte. Plötzlich hörte er einen machtvollen Ruf erschallen, der sich blickschnell verbreitend bis zu den unten dicht zusammengedrängten Schaaren gelangte, unter denen er sich einen Weg zu bahnen versuchte. Sie riefen Alle:

„Es lebe die Republik!“

Gabriel sah dem ganzen Schauspiel voll Schrecken und Bestürzung zu. An der Stelle, wo er Eugenie treffen sollte, und die er erst entdecken konnte, nachdem er auf eine Bank des Quais gestiegen war, bemerkte er ein wildes Durcheinander von Hüten, Képis und Bajonetten. Die schreckliche Gewißheit trat vor seine Seele, daß, selbst wenn sich die junge Frau in dieses Gedränge gewagt hätte, es ihm unmöglich gewesen wäre, sie herauszufinden. Er stieg von der Bank wieder herunter und ließ sich in seiner Verzweiflung und Wuth willenlos vom Strom der Menge forttragen, ohne sich weiter um die große historische Thatfache, die sich vor seinen Augen vollzog, zu bekümmern.

„Nun haben wir doch endlich die längst ersehnte Republik!“ ließ sich die durchdringende Stimme Cazabans vernehmen, der eine Secunde vor-

her Gabriel am Arm gepackt hatte, „und Du bist auch dabei, bei der Revolution nämlich! . . . So mußte es kommen! . . . Raus mit dem Bonapartistengeiße! . . . Ein herrlicher Tag! Ach Freund, ich bin außer mir vor Glück. Den ganzen gestrigen Abend habe ich weiter nichts gethan, als Wappenschilder heruntergerissen und kaiserliche Adler zerbrochen . . . Diesmal ist's die wahre, richtige Republik wie im Jahre 93 . . . und man soll uns nicht um sie betrügen . . . Sieh mal oben in der Säulenhalle den Gambetta, wie er durch seine Rede alles begeistert . . . Bravo! Es lebe Gambetta! . . . Weißt Du, welcher es ist? Der mit dem Barte und den hohen Schultern . . . Meinst Du vielleicht, ich werde Dich loslassen? Denk' gar nicht dran, wir gehen zusammen nach dem Hôtel de Ville.“

Gabriel sah ihn an mit schmerzerfülltem Blicke. Aufregung und Trunkenheit prägten sich in den Zügen Cazabans aus, der buchstäblich von Schweiß triefte, und dessen weiche Filzhut durch einen Faustschlag eingedrückt war.

Widerstandsunfähig überließ sich Gabriel dem Manne des Südens, der fortwährend brüllte und sich vergebens abmühte, vorwärts zu kommen und sich mit seinen Ellbogen einen Weg zum Eingangsthor der gesetzgebenden Versammlung zu bahnen. Gabriel folgte ihm ganz zu Boden geschmettert und ließ seine Blicke sehnsuchtsvoll über die Menge schweifen, da er auf die unbestimmte, wenn auch unter solchen Umständen thörichte Hoffnung nicht verzichten mochte, Eugenie herauszufinden.

Die Stunde des Rendezvous war längst vorüber. Gabriel hatte sich durch die schon gelichteten Schaaren hindurch mehr als hundert Mal davon überzeugen können, daß sich die junge Frau nicht an der verabredeten Stelle vor dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten befand. Trotzdem wurde es ihm unendlich schwer, von dort fortzugehen, als Cazaban ihn mit sich schleppte und über den Pont Royal führte, damit sie, wie er sich ausdrückte, Gelegenheit hätten, sich an dem erhabenen Anblick des befreiten Paris zu erfreuen. Nur mit dem äußersten Widerstreben folgte Gabriel seinem Freunde, obgleich er wohl einsah, daß ein längeres Verweilen an jener Stelle keinen Sinn hatte. In düsteres Schweigen versunken, schritt er neben Cazaban dahin, der in seinem revolutionären Taumel gar nicht bemerkte, wie schmerzlich bewegt das Antlitz seines Freundes war.

„Was kann sie wohl abgehalten haben?“ fragte sich der Liebende voll Angst. Wahrscheinlich hat sie sich gefürchtet, das Gedränge war zu groß, sie konnte überhaupt nicht hin . . . Oder sollte sie vielleicht gar nicht gekommen sein? Sie kam mir gestern Abend bei ihrer Freundin so verlegen vor . . . Ob ich zurückgehe? Möglicherweise ist sie jetzt gekommen, wo sich die Märgen verlaufen hat. Doch nein, das ist nicht denkbar, es ist ja schon zwei Uhr.“

Und es stand für ihn fest, daß nur ihm so etwas passiren könne, und daß er ein ausgemachter Pechvogel sei.

Sie gingen über die Place de la Concorde und die Rivolistrasse entlang.

Cazaban hatte seinem Freunde ein großartiges Schauspiel versprochen, aber Gabriel konnte davon nichts entdecken. Er fand im Gegentheil die Freudeausbrüche des Pöbels für sein Gefühl höchst verlezend in einem Augenblicke, wo ein so entsetzliches Unglück über das Land hereinbrach und so furchtbare Gefahren es bedrohten. Das festliche Aussehen der prachtvollen Straße wurde noch erhöht durch den im schönsten Blau strahlenden Himmel und den herrlichen Sonnenschein, dessen reicher Glanz sich über die weißschimmernden Gebäude des Tuileriengartens und seine im frischen Grün prangenden Parkanlagen ergoß. Nationalgarben, theils truppweise marschirend, theils einzeln ihren Weg verfolgend, begegneten ihnen in großer Zahl. Sie wanderten heim, getragen von dem stolzen Bewußtsein, die neueste Revolution zu Stande gebracht zu haben. Diejenigen unter ihnen, welche zu den Bataillonen der Vorstadtviertel gehörten, und die neben der Blouse oder dem Arbeitskittel ein nagelneues Kapi und ein Percussionsgewehr trugen, zeigten in ihrer aufrichtigen Freude über die wiedergewonnene Republik doch wenigstens einen gewissen Grad von Naivetät. Denn gerade sie hatten ja von jeher bei allen Aufständen die Kohlen aus dem Feuer geholt, und berauscht durch die Legende von 92 lebten sie der frohen Zuversicht, das Vaterland noch retten zu können. Aber ein ruhiger Beobachter hätte über die Wichtigthuerei der in Epauletten einherstolzirenden Spießbürger gelächelt. Diese Nichtsthuer, welche sich an jenem Tage als Helden aufspielten, marschirten mit würdevollem, abgemessenem Schritt in der Mitte des Fahrdammes, mit wohlgefälligem Auge von der großen Masse betrachtet, die in ihrem befriedigten Rachegefühl die tiefe Trauer des Vaterlandes vergaß. Denn schon hatte die blinde Zerstörungsmuth, die unvermeidliche Begleiterin aller Volksaufstände, ihr sinnloses Werk begonnen. Viele tausend Hände waren damit beschäftigt, alle äußeren Zeichen, welche an die kaiserliche Regierung erinnerten, Adler und Wappenschilder aus Erz oder aus Stein gebildet, zu vernichten, und so verlor man drei kostbare Tage in einem Augenblicke, wo noch nicht einmal die Wälle armirt waren. An den Mauern der Tuileries konnte man neben obscönen, auf die kaiserliche Familie bezüglichen Randglossen und Beleidigungen mit Kohle geschrieben auch das berühmte Wort: „Tod den Dieben!“ lesen. Es sprach diesmal wenigstens, das muß zugestanden werden, nicht allen Thatfachen derartig Hohn, wie im Jahre 1848, wo ein paar arme Kerle von Spitzbuben ohne Urtheil und Recht füsiliert wurden, nachdem der Palast vom Pöbel schon vollständig ausgeplündert worden war.

Marius Cazaban, den unglücklichen Gabriel immer hinter sich her schleppend, raste wie ein Toller durch die Straßen. Sein Wahnsinn hatte den Gipfelpunkt erreicht, und sein Ruf: „Es lebe die Republik!“ war

schon mehr ein Gebrüll zu nennen. Alle zwanzig Schritt stieß er ihn aus und erweckte damit regelmäßig ein wunderbares Echo bei den Nationalgardien, welche in der Mitte der Straße mit ihren Tambours an der Spitze marschirten. Als sie in die Nähe des Louvre gekommen waren, ritt General Trochu, über und über mit Orden bedeckt, mit einem glänzenden Generalstabe im Galopp vorüber, und Cazabans Hurrah trug ihm einen dankenden Blick des berühmten Bretagners ein. Den ganzen Weg entlang begegneten Marius schwarzbärtige junge Männer, die, wie er aus dem Süden stammend und in demselben Freudentaumel befangen, jubelnd seine Umarmungen erwiderten.

Gabriel sah dies Alles wie im Traum. Das alte Hôtel de Ville, der von Menschen wimmelnde Platz vor demselben, die Erscheinungen auf dem Balcon, das goldene Kepi Trochus, der halbbandförmige Bart Jules Favres, die Proklamirung der Republik, der im Triumph herumgetragene Rochefort, nichts konnte ihn von der fixen Idee abbringen: er hatte sein Rendezvous verfehlt! Als Gabriel, immer hinter Cazaban herziehend, in das Hôtel de Ville getreten war, und ihn dieser einem Mitgliede der neuen Regierung, einem Manne mit ungeheurem Backenbart und einer Habichtsnase, vorstellte, dachte er im Augenblicke, wo er seine Verbeugung machte, an eine junge Platane des Quai d'Orsay. Eine Stange diente als Stütze für ihren zarten Stamm, und ihr Fuß war von einem runden eisernen Gitter umgeben. An der Stelle stand er neulich, als er Eugenie unter den Bäumen der Esplanade auf sich zueilend sah, und es kostete ihn ungemeine Selbstüberwindung, auf das zu hören, was ihm der Staatsmann mit dem dichten Backenbarte sagte, und ihn zu verhindern, augenblicklich seine Ernennung zum Souspräfekten zu unterzeichnen.

Endlich gelang es ihm, die lästige Gesellschaft Cazabans loszuwerden. Vorher mußte er ihn jedoch noch nach dem Quartier Latin begleiten, die frohe Nachricht dort in drei bis vier Kneipen verkünden und verschiedene Schnäpse mit ihm vertilgen. Halb todt vor Mattigkeit, gequält von Unruhe und Langeweile, kam er zu Hause an. Beim Abendbrot, das ihm zur Ewigkeit wurde, weil seine Mutter ihm alles Mögliche von dem Heranrücken der Feinde und den drohenden Gefahren vorjammerte, nahm er nur einige Bissen zu sich und eilte dann sofort nach dem Faubourg Saint-Jacques.

Frau Henry war ausgegangen. Nichts war selbstverständlicher, als die Abwesenheit der schönen Brünnette, die jedenfalls durch das dramatische Interesse, welches das Straßenleben in diesem Augenblicke darbot, vom Hause fortgelockt worden war; aber die Phantasie eines Liebenden ist nur zu leicht geneigt, sich Truggebilde zu schaffen, und so sah auch Gabriel darin eine schlimme Vorbedeutung für seine Liebe. Wohl sagte er sich, daß Eugenie Kenntniß davon haben müßte, daß Frau Henry sie heut Abend nicht erwarten würde; aber der Gedanke, er solle sich bis zum nächsten Tage gedulden, wenn er seine Geliebte wiedersehen wollte, war

ihm unerträglich. So irrte er denn bis tief in die Nacht hinein auf den belebten, von aufgeregten Volksmassen durchwogten Straßen umher und glaubte in jeder vorübergehenden Frau Eugenie zu erkennen.

Doch mußte er, als es auf dem Thurm der Kirche Saint-Jacques du Haut-Pas zehn Uhr schlug, auch auf die letzte Hoffnung verzichten und wohl oder übel den Weg nach Hause einschlagen.

Die Nacht wurde ihm entsetzlich lang, und am nächsten Morgen, in aller Frühe, noch vor seiner Büreaustunde, eilte er zu Frau Henry, denn er fühlte das unabweisbare Bedürfnis, etwas Näheres über das Schicksal Eugeniens zu erfahren.

Als er den ihm wohlbekannten Klingelzug in Bewegung gesetzt, wurde es plötzlich im Zimmer lebendig, und ganz gegen ihre Gewohnheit ließ ihn Frau Henry einige Zeit lang warten. Als sie endlich in der halbgeöffneten Thür, mit ungekämmtem Haar und einem in aller Eile übergeworfenen Morgenkleide erschien, entfloß ein leiser Ausruf des Erstaunens ihren Lippen.

„Wie, Sie sind's, Herr Gabriel? . . . und zu so früher Stunde?“ rief sie voller Verlegenheit. . . . „Ich habe nämlich Besuch . . . Aber das thut nichts, bitte, treten Sie näher . . . Sie können gleich die Bekanntschaft meines Vettters Robert machen, da ist weiter nichts dabei.“

Als Gabriel in das Zimmer trat, fand er es in größter Unordnung. Auf einem Lehnstuhl hingegossen lag ein bildhübscher junger Blondin, der soeben mit seinem Frühstück fertig war und in aller Gemüthlichkeit eine Cigarette rauchte. Er war Secondelieutenant bei der Mobilmarte, denn er trug auf den Ärmeln seiner aufgeknappten Uniform die goldenen Treffen. Ein Offizierskopi, darunter ein Säbel, lag neben ihm in der Ecke zwischen dem Ramin und der Wand.

Die schlanke Brünette zog in aller Eile ihr Morgenkleid über der Brust zusammen, strich mit beiden Händen ihr zerzaustes Haar glatt und sagte mit lebhafter Stimme:

„Robert, ich stelle Dir hier Herrn Gabriel Fontaine vor.“

Dann neigte sie sich zum Ohr des Offiziers nieder, dem Gabriels Ankunft eine sehr unangenehme Ueberraschung zu bereiten schien, und fügte mit halblauter Stimme hinzu:

„Dir kann ich's ja sagen, er kommt wegen meiner Freundin.“

Der Angeredete war aufgestanden, verneigte sich leicht und setzte sich sofort wieder, nachdem er dem Ankömmling einen äußerst mißtrauischen Blick zugeworfen.

Gabriel mußte vor lauter Verlegenheit nicht aus noch ein. Er war zwar sehr naiv, aber die Verwandtschaft Frau Henrys und des Offiziers erschien ihm doch mehr als zweifelhaft. Er sah die von Speiseresten bedeckten Teller, die geleerten Weinflaschen, untrügliche Zeichen eines vor Kurzem stattgefundenen Festmahles, das ungeordnete, mit Gardinen nur

schlecht verdeckte Bett in dem Ofen, das halbnackte Weib, den jungen Mann, der hier so gemüthlich rauchte und sich so zwanglos benahm, als wäre er bei sich zu Hause, und ein unnennbares Gefühl des Ekels überkam ihn bei dem Gedanken, daß er die Bekanntschaft Eugeniens in solcher Umgebung gemacht. Der Gegensatz zwischen dem zarten, unschuldigen jungen Wesen und dieser Scene grob gemeiner Sinnlichkeit rief in seinem Geiste tief schmerzliche Gedanken wach. Er hatte Platz genommen, aber er saß auf dem äußersten Rande des Stuhles und wußte nicht, was er sagen sollte.

„Aermster Herr Gabriel,“ sagte Frau Henry plötzlich, „ich habe Ihnen eine traurige Nachricht mitzutheilen. Ich habe unsere kleine Freundin gestern um vier Uhr gesprochen . . . Wie sie mir sagte, ist sie gestern früh mit in das Getümmel am Corps Legislatif gerathen und hat dabei eine wahre Todesangst ausgestanden . . . Sie können sich ja denken, Leute vom Lande . . . Dann noch etwas . . . Ihr Mann hat ihr erklärt, er könne sich nicht während der Belagerung mit einem Weibe befassen und wolle sie noch heut Abend nach der Bahn bringen, um sie zu ihren Eltern zu schicken. Aber was fehlt Ihnen denn? Sie sind ja ganz blaß geworden.“

Gabriel wäre wirklich beinahe in Ohnmacht gesunken. Der Gedanke, von Eugenie getrennt zu sein, lähmte den Pulsschlag seines Herzens. Pessimist wie alle Liebenden, nahm er das erst drohende Unglück als schon geschehen entgegen.

Er fühlte das Bedürfniß, hinauszueilen, aufzuathmen. Zum großen Erstaunen des Offiziers, dem der ganze Vorgang unverständlich blieb, stand er auf, wandte zur Thür, verabschiedete sich mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme, drückte Frau Henry die Hand, und floh, den Tod im Herzen, die hervorbrechenden Thränen nur mühsam unterdrückend, durch die frohbelebten, im goldigen Sonnenchein blinkenden Straßen.

X.

Gabriel hatte gar nicht einmal erfahren können, ob Eugenie auch wirklich Paris verlassen hatte. Den nächsten und die folgenden Tage versuchte er verschiedene Male, aber immer vergeblich, bei Frau Henry vorzusprechen. Der Portier theilte ihm mit, daß sie fast nie zu Hause wäre, seit ihr Vetter mit seinem Mobilgarden-Bataillon nach Paris gekommen, und daß daher auch Frau Clement nicht mehr anzutreffen sei.

Er war in Verzweiflung. Die ganze Natur, welche ihm die Zauberkraft der Liebe während des schönen Augustmonats mit neuer, ungeahnter Farbenpracht ausgestattet hatte, erschien ihm nun in ein Trauergewand gehüllt. Uebrigens übte der Schmerz auf ihn die Wirkung, die er nur bei vornehmen Naturen hervorzubringen pflegt: er stimmte ihn noch sanfter. Die Liebe zu seiner Mutter verlangte nach lebhafterer, äußerer Bethätigung. Nur auf dem Bureau, seinen Collegen gegenüber war er stiller, zurückhaltender geworden.

Unterdessen belagerten die Preußen Paris, und Gabriel war dem Beispiel der Uebrigen gefolgt und bei der Nationalgarde eingetreten. In einer Ecke des Speisezimmers, dessen sämtliche verschließbare Räume Frau Fontaine mit Töpfen eingemachter Früchte und Sardinenbüchsen vollgepfropft hatte, funkelte der Lauf eines Hinterladers. Gabriel exercierte täglich im Luxemburger Park und zog mit seinem Bataillon zwei bis dreimal wöchentlich auf Vorposten. Den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr auf der Schulter, rückten sie von dem Pantheonplaz nach über die Porte d'Italie und versahen hier ihren Dienst. Er stand bei einem gleich zu Anfang des Krieges formirten Bataillon, das sich fast nur aus Professoren und hervorragenden, decorirten Persönlichkeiten zusammensetzte. Es kannte nur einen Schlachtruf: „Es lebe Frankreich!“ und stand daher im Rufe reactionärer Gesinnung. Sein Nebenmann im Gliede war sein früherer Philosophielehrer am Lyceum Louis-le-Grand, ein harmloses Männchen, das in den dienstfreien Stunden, auf dem Festungswalle sitzend, seinen Seneca studirte. Gabriel war am liebsten in Gesellschaft dieses Wackeren, denn er zog sie bei weitem dem kindischen Zeitvertreib der Pariser Spießbürger vor und hatte auch nicht immer Lust, den fabelhaften Kriegsabenteuern seines rothbärtigen Instructions-Unteroffiziers zuzuhören, der mit seinem Gewehr alle möglichen Akrobatenkunststücke ausführte und gern auf Unkosten Anderer einen Schnaps trank.

Der Weg, welchen die Nationalgarde einschlug, um zur Bastion zu gelangen, war für Gabriel voll schmerzlicher Erinnerungen. Wenn sie die Rue Monge entlang gegangen waren, kamen sie über den Boulevard d'Italie, und von hier aus konnte Gabriel, in Reih' und Glied marschierend, hinter einer halbverfallenen Mauer das Dach jenes Hauses sehen, wo seiner Ansicht nach Eugenie nicht mehr sein konnte, und er las von Weitem auf dem Schilde über der Thür jene Worte, die ihm so sehr wehthaten: Clement, Zimmermeister. Etwas weiter oben, im Faubourg, defilirte dann das Bataillon an der Ringbahnstation vorüber, wo sich Gabriel einst von seiner Freundin getrennt, nachdem sie den denkwürdigen Spaziergang in der Umgegend von Paris unternommen! Ach, wie laut schlug jedesmal sein Herz, wenn er dort vorbeikam!

Und doch hatte dieses ungebundene Leben unter freiem Himmel auf den Wällen einen eigenen Reiz für Gabriel, denn er konnte sich so ganz seinen Träumereien hingeben. Wie viele Stunden lang stand er nicht hier auf seine Büchse gelehnt und betrachtete die stille Herbstlandschaft ringsumher, in der auf allen Seiten Tod und Verderben lauerte, während der unglücklich Liebende in den dunklen Unrissen der fernen Hügelreihen und der blassen Färbung des Himmels nur einen Widerschein der eigenen traurigen Stimmung sah! Wie oft vertiefte sich Gabriel, wenn schwere, von Feuerbrünsten herrührende Rauchmassen über den Wäldern lagerten, wenn das Grollen des Kanonendonners von Echo zu Echo getragen wurde, und

rings um ihn das wilde Lagerleben tobte, in eine köstliche und doch dabei schmerzvolle Erinnerung, versunken im Anschauen der Feuergrotten der untergehenden Sonne!

Auch des Nachts stand er gern auf Posten, wenn er mutterseelenallein bei einem ungeheuren Belagerungsgeschütz, welches der Wind mit schauerlichen Klagetönen erfüllte, zurückblieb, und seine Augen sich an der Pracht des gestirnten Himmels weideten. Bisweilen schwieg die Stimme der Forts, und es herrschte dann eine so tiefe Stille, daß Gabriel ganz deutlich den schweren, gleichmäßigen Schritt der die Ronde machenden Patrouille und den Anruf der Schildwache: Halt, wer da? vernehmen konnte. Geradezu entzückend war es bei Mondschein. Auf der einen Seite verlor die sich in bläulichen, durchsichtigen Dunst getauchte Landschaft in unermesslichen Fernen, auf der andern sah er die Dächer des Faubourg Saint-Marceau und des Berges Sainte-Geneviève gleich unzähligen Silberstufen zum Dom des Pantheon emporsteigen. Angesichts dieses zauberhaften Bildes, in diesen Stunden nächtlicher Einsamkeit, wo die frische, gewissermaßen gereinigte Luft Phantasie und Sinne schärft und ihnen eine höhere Macht verleiht, drängten sich die in der Trunkenheit der ersten Liebe empfangenen Eindrücke massenweise im Geiste Gabriels zusammen. Noch einmal durchlebte er all die wonnigen Stunden, die er in Eugeniens Nähe zugebracht. Er brauchte nur die Augen zu schließen, um sie bei Frau Henry wiederzusehn, im Lichtkreis der Lampe mit Stiderei beschäftigt. Das Köpfchen war vornüber geneigt, der Körper im Lehnstuhl etwas eingesunken, so daß das Kinn fast den Busen berührte. Er hörte ihre Stimme wieder, ihren frischen hellen Klang verstärkt durch die Bogengewölbe der Brücken, unter denen sie durchgegangen waren, als sie den Spaziergang die Seine entlang machten. Er fühlte den sanften Druck von Eugeniens Arm auf dem seinen, und auf den Lippen die Wonne der beiden einzigen Küsse, die sie ihm hatte geben können. Von Kummer verzehrt, glühende Sehnsucht im Herzen, richtete er dann wohl zum Firmament empor den erhabenen Blick der Verzweifelten, als ob er den Himmel zum Zeugen seines Schmerzes anrufen wollte, lehnte sich an die Erdsäule des Walles, barg sein Haupt in den Händen, und weinte heiße Thränen.

Mochte auch die Allgewalt der Liebe den Sinn des jungen Mannes immer mehr ablenken von den um ihn herum sich abspielenden Ereignissen, so ging das doch nicht so weit, daß er nicht offenes Aug' und Ohr für sie bewahrt hätte. Bisweilen erschien ihm seine Gleichgültigkeit gegen die Gefahren des Vaterlandes sogar äußerst verwerflich und er machte sich die bittersten Vorwürfe. Einmal ganz besonders trat ihm das allen drohende Verderben in ergreifender, ja entgegeneregender Gestalt entgegen, und da er eine edel beanlagte Natur war, so empfand er fast vor sich selbst Abscheu, wenn er bedachte, wie wenig er sich bisher darum bekümmert hatte.

An jenem Tage stand er an der Zugbrücke der Porte d'Italie auf

Vorposten, als die Trümmer unseres unglücklichen, wieder einmal bei Villetjuif, Chevilly oder sonst wo geschlagenen Heeres aus dem Kampfe zurückkehrten.

Mit Roth bedeckt, abgehegt, bestaubt, durcheinanderlaufend wie eine Hammelherde, zusammenbrechend unter der Last ihrer Chassepots und Tornister, so kamen sie an, und boten mit ihren, in Folge der Anstrengungen fieberhaft gerötheten Wangen, ihren beschmutzten Samaschen, und ihren alten auf den mageren Rücken klebenden Mänteln einen erschreckenden Anblick.

Linienjoldaten, Chasseurs zu Fuß, Turkos, Cavalleristen ohne Pferde, das Alles hielt hier im bunten Gewirr mit Munitionswagen und Gespannen jeder Art seinen Einzug. Die Artilleristen, finster dreinschauend, saßen mit verschränkten Armen auf ihrem Kasten, die Fahrer, halb eingeschlafen auf ihren zottigen abgetriebenen Pferden. Offiziere hinkten, auf Stöcke gestützt, vorbei.

Ein General ritt langsam auf seinem Braunen vorüber, den Menschenstrom beherrschend und doch von ihm fortgerissen. Er trug einen grauen Schnurrbart und hatte ein ächtes Soldatengesicht, streng aber ehrlich und im harten Kriegsdienst alt geworden. Das Kapi war ihm über die Augen gerückt, seine Haltung gebeugt, gedrückt durch das Bewußtsein der Niederlage. Nur wenige Stabsoffiziere in schmutzigen Uniformen folgten ihm, sowie einige rothe Spahis, deren schöne, von der Heimat träumende Augen sehnuchtsvoll zum herblich bewölkten Himmel emporblickten.

Der Nordwestwind trieb die großen grauen Wolken vor sich her. Von Zeit zu Zeit feuerte das ganz in der Nähe liegende Fort Bicêtre einen Schuß ab, um den Rückzug zu decken.

Endlich kamen die Krankenwagen. Hingestreckt auf die Leinwand der Tragbahre oder auf das Stroh der Karren, zusammengesunken auf den Sesseln der Tragkörbe, zogen die Verwundeten, von der Menge begrüßt, vorüber. Manche stießen Schmerzenslaute aus; die ganz jungen weinten.

Manche waren auch auf Omnibusse gepackt worden, auf denen neben dem Kutscher die weiße Fahne mit dem rothen Kreuz wehte. Wie zum Hohn trugen diese Gefährte an den Seitenwänden die Namen der Vergnügungsorte im Umkreise der Stadt, welche damals für die Pariser zu ihrem großen Schmerz die Grenzen Frankreichs geworden waren . . . Gewehrläufe ragten zu den Thüren heraus, und alle Köpfe wackelten beim geringsten Stoße.

Einer dieser unheimlichen Wagen hielt gerade vor Gabriel. Ein Verwundeter, ein armer, kleiner Linienjoldat, dem ein Granatsplitter den Leib aufgerissen hatte, war ohnmächtig geworden, und man schaffte ihn heraus, um ihn dort auf der Straße, bei strömendem Regen, verschwinden zu lassen. Ein geradezu entsetzenerregender Umstand ist hierbei zu erwähnen. Als die Krankenwärter diese leblose Masse aufhoben, ging der

in der Eile angelegte Verband los, und ein großer, über und über blutiger Knäuel Charpie fiel auf das Pflaster.

Raum lag er ausgestreckt auf einer Matratze in einer Mauerecke, wo die Nationalgarden in der Nacht geschlafen hatten, so suchte er zum letzten Mal zusammen und verschieb. Es war das der gemeine Mann, am Abend vorher Rekrut, gestern noch Bauer. Er hatte das biedere Gesicht des Landmanns, in's Röthliche hinüberspielende Haare, Sommersprossen auf der Stirn und Schwielen auf den Händen in Folge der schweren Feldarbeit.

Lange ruhte Gabriels Blick auf dem Leichnam des bescheidenen Soldaten, der in einem unbedeutenden Treffen gefallen war und nach einem freudlosen Leben einen ruhmlosen Tod gefunden hatte. Er überlegte bei sich, daß Hunderttausende wie dieser hingeopfert worden seien; und wenn er sein eigenes, inhaltsloses, in sehnuchtsvollem Verlangen sich verzehrendes Sein mit dem Geschick dieses armen Märtyrers des Gehorsams und der Aufopferung verglich, stieg ihm die Röthe der Scham in die Wangen, und er fragte sich allen Ernstes, ob er nicht ein Ungeheuer sei.

Der arme Junge war ganz einfach verliebt und trotz aller Vorwürfe, die er sich im Stillen machte, außer Stande, sich der Tyrannei dieser, sein ganzes Wesen erfüllenden Empfindung zu entziehen, die man so richtig die Selbstsucht zu Zweien genannt hat. Die Erinnerung an Eugenie ließ ihm keine Ruh'. Manchmal verstieg er sich sogar zur thörichten Hoffnung, daß er sie wiederfinden werde, und daß sie vielleicht in Paris geblieben sei. Aber er wagte es nicht, zu Frau Henry zurückzukehren, um nähere Auskunft darüber zu erlangen. Ein eigenthümliches Gefühl des Unbehagens überschlich ihn, wenn er sich vorstellte, wie der junge Offizier, an der gedeckten Tafel sitzend, der schönen Brünette den Rauch in's Gesicht blies, an derselben Stelle, wo seine junge schüchterne Liebe entstanden war.

Sein Leben floss daher ziemlich einförmig dahin, getheilt zwischen der Erfüllung seiner militärischen und amtlichen Obliegenheiten. Oft mußte er auch die Klagen seiner Mutter anhören, die mit Schrecken bemerkte, wie ihre Vorräthe abnahmen. Seine Abende verbrachte er meist in Gesellschaft Cazabans.

Die Begeisterung, mit welcher der Mann des Südens den vierten September begrüßt, hatte nicht lange vorgehalten und schien mit dem Luftballon, welcher Gambetta entführte, verflogen zu sein. Nachdem er vergeblich die strengsten Maßregeln gefordert, wie zum Beispiel die Massenhinrichtung der Flüchtlinge von Châtillon, fing er an, die Regierung der Schlawheit zu bezichtigen, ganz besonders aber Trochu, den er Lump und Feigling titulte. Er wurde von Tag zu Tag energischer in seiner Ausdrucksweise und konnte keine zehn Worte mehr hervorbringen, ohne sie mit den größten Flüchen und jenen berüchtigten Kraftworten zu würzen, welche bald darauf im Père Duchesne verewigt werden sollten. Seine demagogische

Richtung trat immer schärfer hervor. Er las die von Blanqui redigirte Zeitung und verlangte den Krieg bis auf's Messer. Jeder waffenfähige Mann sollte zum Kriegsdienst herangezogen, Massenausfälle unternommen, und Torpedos in den Abzugskanälen gelegt werden.

Dabei ging er selbst immer nur in Civil. Als einziges Abzeichen trug er das Krep der Militärärzte, da er jeder Möglichkeit einer Gefahr entrückt, in irgend einem Lazareth mitten in der Stadt beschäftigt war, wo es nach seinem eigenen Zugeständniß noch manchen fetten Bissen gab.

XI.

Seit Wochen belagerten nun schon die Preußen Paris, und der Monat October nahte seinem Ende. Diejenigen, welche sich inmitten der allgemeinen Aufregung so viel Ueberlegung bewahrt hatten, um die Verhältnisse sachgemäß zu beurtheilen, ließen die Hoffnung sinken, und trotz aller begeisterten Ansprachen, trotz aller Prahlereien am Biertisch sah gar mancher ruhig Denkende mit Schreden in die Zukunft. Die Physiognomie der Hauptstadt nahm allmählich einen immer düsteren Charakter an, der mehr im Einklang stand mit der so zu sagen in der Luft schwebenden Unruhe, mit dem plötzlich finster gewordenen Himmel der letzten Herbsttage. Im Gegensatz zu den polizeilichen Verfügungen sahen die Straßen unordentlich und schmutzig aus, und die allgemeine Noth gab sich in tausend beunruhigenden Anzeichen kund. Buntfarbige Zettel aller Art entstellten die Facaden der Häuser, nur selten begegnete man einem Wagen; ein Hauch der Trauer und des Glends schien durch jene schlecht gekleidete Menge zu gehen; fast alle Männer trugen die Uniform der Nationalgarde, aber sie war immer sehr nachlässig gehalten und in den meisten Fällen beschmutzt. Noch ganz neue, schöne Häuser wurden den vor den Feinden geflohenen Landleuten eingeräumt, und diese ließen in den kostbar ausgestatteten Zimmern ganz gemüthlich Kaninchen und Hühner herumlaufen. An gar vielen Punkten der Stadt standen in endlosen Reihen Dienstmädchen und Frauen aus dem Volke auf den Trottoirs und warteten an den Thüren der städtischen Schlachthäuser auf die für sie bestimmte Ration Pferdefleisch. Nachts wurde der Aufenthalt in Paris geradezu unheimlich. Ausgenommen die Cafés und die Apotheken wurden sämmtliche Läden sehr zeitig geschlossen. Die Hälfte der Gasflammen blieb unangezündet, und nichts war schauerlicher, als in dieser halb erleuchteten Finsterniß einzelne Schatten verspäteter Passanten herumirren zu sehen.

Die Sonntage aber waren während dieser Zeit der Belagerung ausnahmsweise schön, und die Pariser suchten massenweise ihre Lieblings-spaziergänge auf. Auch Gabriel hatte einen dieser hellen, von mildem Sonnenlicht verklärten Nachmittage benützt, um mit seinem Freunde Cazaban auf den großen Boulevards herumzuschlendern, als er ein ganz unerwartetes, ja schier unglaubliches Erlebnis hatte.

Seit einiger Zeit war Eugeniens Bild der Erinnerung des Jünglings schon etwas verschwunden, und gerade an jenem Tage hatte er noch keinen Augenblick an sie gedacht. Cazaban hatte ihn nach dem Frühstück von Hause abgeholt, und Gabriel war mit seinem Freunde fortgegangen. Mit wahrer Wonne überließ er sich dem Gefühl der Freiheit. Er durfte gemüthlich plaudern, die Hände in den Blousentaschen behalten, und zwanglos umherspazieren; er konnte sich die Sonnenseite der Straßen und Quais aussuchen, es war ihm gestattet, aufzuathmen, Menschen zu sehen. So kamen die beiden Freunde bis zum Boulevard Montmartre und schritten langsam durch die Menge, die immer dicht gedrängt die Zugänge der Passage Jouffroy belagerte.

Cazaban war eben im Begriff, seinem Freunde die wunderbare Erfindung eines Arztes des Quartier Latin zu erklären, dem es gelungen war, eine Typhus- und Cholera-Essenz herzustellen. Ein kleines Fläschchen davon genügte, diese Epidemien unter den Preußen zu verbreiten, und er erging sich gerade in den leidenschaftlichsten Ausfällen gegen die unpatriotische Weigerung der Regierung dieses energische Vertheidigungsmittel zur Anwendung zu bringen, als Gabriel plötzlich in einer Entfernung von fünfzehn Schritten Eugenie am Eingange der Passage erblickte. Sie ging am Arme eines hochgewachsenen Mannes, der gleichfalls der Nationalgarde angehörte. Er trug auf den Armeln seines Mantels die Fourrier-Unterschiedszeichen und war allem Anschein nach ihr Gatte.

Gabriel blieb plötzlich stehn. Er hatte die Empfindung, als wäre ihm von Jemandem ein heftiger Schlag auf den Magen versetzt worden, eine Erscheinung, die durch starke nervöse Aufregungen hervorgerufen zu werden pflegt. Sofort, wie in Folge höherer Eingebung, war ihm klar, daß die junge Frau Paris vom Moment der Einschließung an nicht verlassen, und daß sie während der sechs Wochen, wo sich seine Gedanken unablässig mit ihr beschäftigt, in derselben Stadt wie er, ja, in seiner nächsten Nähe gelebt hatte. Im Augenblicke, wo ihm das unverhoffte Glück zu Theil wurde, sie wiederzufinden, durfte er nicht auf sie zueilen; es war ihm versagt, ihre Hand zu fassen, sie in der Nähe zu betrachten, sie zu berühren, ihr Alles, Alles zu sagen; und zum ersten Mal traf er sie am Arme desjenigen, der sich ihres Besitzes im Namen des Gesetzes und der Gesellschaft rühmen durfte, jenes von ihr so sehr gefürchteten, von ihm so sehr verabscheuten Gatten!

Gabriel hatte in dem großen, kräftigen Manne, dessen kalte, herzlose Augen unter dem Schilde seines Kepi hervorblickten, und der sich in seinem schweren Mantel von grobem, blauem Tuch so breit machte, augenblicklich den Zimmermeister Clement erkannt, und in den Augen des Liebenden bildete die liebliche, zarte, durch die Entbehrungen der Belagerung schon etwas abgemagerte Gestalt Eugeniens in ihrer dunklen, enganliegenden Kleidung neben diesem Roloß einen schmerzlichen Gegensatz. Auch Eugenie

erkannte Gabriel, als sie, von ihrem Gatten geleitet, an ihm vorüberkam. Wie festgebannt blieb sie stehn, ihr Gesicht wurde todtensblaß, und ihre Augen öffneten sich weit vor Erstaunen und Aufregung. Die ganze Scene dauerte kaum eine Secunde. Dann wandte sie mit einer plötzlichen Bewegung ihr Haupt zur Seite und verschwand, von ihrem ahnungslosen Manne fortgezogen, in der Menge.

„Was ist Dir denn?“ wandte sich der Mann des Südens an Gabriel, der noch wie versteinert dastand, „Du siehst ja ganz merkwürdig aus.“

„Nichts,“ brachte Gabriel, der nicht von der Stelle konnte, hervor, „ich bin müde, komm mit in's Café.“

„Sehr gern,“ sagte Cazaban, der eine solche Einladung niemals ablehnte.

Aber der Spaziergang fand so einen für unseren Helden äußerst widermärtigen Abschluß. Kaum athmete er die heiße Luft des Wirthshauses; so fühlte er, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg, und er wollte wieder fort. Cazabans Geschwätz betäubte ihn; er hörte wohl Worte, aber er verstand ihren Sinn nicht. Denn sein Geist ging ganz und gar in dem einen Gedanken auf, daß Eugenie in Paris war, und er sann schon auf Mittel und Wege, sie wiederzusehen. Todtmüde kam er bei seiner Mutter an.

Die Mahlzeit war nur kurz, Sie waren es alle zu jener Zeit, und sobald Frau Fontaine das Tischgebet gesprochen, verließ Gabriel sie und eilte instinctiv nach dem Faubourg Saint-Jacques. Fast hätte er laut aufgeschrien vor Freude, als er Licht an Frau Henrys Fenster bemerkte. Er kam erst gar nicht auf den Gedanken, daß sein Besuch ihr unbequem sein und er möglicherweise wie neulich ein trauliches Zusammensein mit dem Mobilgarden-Offizier stören könne; ohne lange über eine Entschuldigung wegen seines Ausbleibens nachzudenken, flog er in langen Sätzen die Treppe hinauf.

„Wie? Sie sind's, abscheulicher Mensch?“ rief Frau Henry, die glücklicherweise allein war, beim Empfange aus. „Ich dachte schon, es wäre Ihr Geist. In meiner Herzens-einfalt bildete ich mir ein, Sie wären vielleicht gar zu den Franc-tireurs gegangen, und hätten bei denen was abgefragt. 'S ist recht nett von Ihnen, daß Sie Ihre Freunde so im Stich lassen! Was haben Sie wohl zu Ihrer Entschuldigung anzuführen, Herr Undankbarer? Wo haben Sie so lange gesteckt?“

Aber Gabriel war viel zu glücklich beim Anblick dieser Frau und dieses Zimmers, die so viele köstliche Erinnerungen in seinem Geiste wachriefen, die frohe Hoffnung, Eugeniens Spur gefunden zu haben, ja, sie vielleicht in Bälde wiederzusehen, lebte zu mächtig in seiner Seele, als daß ihm eine passende Antwort auf die Vorwürfe eingefallen wäre, die ihm Frau Henry mit erheucheltem Zorne machte.

„Aber Frau Henry,“ gab er endlich etwas unbesonnen zur Antwort,

„ich habe Sie schon verschiedene Mal vergeblich aufgesucht, und dann habe ich auch, offen gestanden, gefürchtet, Sie zu stören, da ich Sie neulich so . . . in Familie traf.“

Die schöne Brünette lachte laut auf.

„Na, na,“ sagte sie, „ich sehe schon, Sie sind ebenso bozhaft wie alle Anderen. Man darf also keinen Cousin mehr haben? Armer Robert! was hab' ich um den ausstehen müssen . . . Und dabei kommen wir gar nicht mehr zusammen, denn sein Bataillon steht im Moulin-Saquet*). Sie sind gerade wie diese häßliche Eugenie, die nicht mehr wiederkommen wollte, weil sie ihn zwei- bis dreimal bei mir getroffen hatte. Es ist Ihnen schon ganz Recht, warum haben Sie sich so lange nicht sehen lassen! Eugenie ist nämlich in Paris geblieben, und fast acht Wochen sind Sie mit ihr nicht zusammengekommen. Eigentlich verdienen Sie gar nicht, daß ich Ihnen sage, wie oft sie Ihrer gedacht, und wie traurig sie war, wenn wir nach dem Grunde Ihres Fortbleibens forschten. Oh, diese Männer! Wie wollen Sie sich denn entschuldigen, sie muß jeden Augenblick kommen!“

Ein unendliches Wonnegefühl durchbebte Gabriels Herz. Der eine Gedanke beherrschte ihn: Eugenie hatte ihn nicht vergessen, die Trennung war auch für sie schmerzlich gewesen! Einem unwiderstehlichen Drange folgend, seinen Gefühlen in irgend einer Weise Luft zu machen, faßte er Frau Henrys Hand und sah ihr in's Gesicht mit Augen, in denen Thränen tiefster Glückseligkeit glänzten. So sehr rührte die Wahrheit und Aufrichtigkeit seiner Empfindung die schöne Brünette, daß sie sich veranlaßt fühlte, ihm Muth zuzusprechen mit den Worten:

„Seien Sie doch kein Kind, sie liebt Sie, sie wird Ihnen verzeihen.“ Und in diesem Augenblicke trat Eugenie zur Thür herein.

Die beiden Liebenden standen, nur durch wenige Schritte getrennt, unbeweglich einander gegenüber, zitternd, blaß, keines Wortes vor Aufregung mächtig. Sie waren Beide zu vornehm angelegt, als daß sie ihrer Bärtlichkeit vor Zeugen freien Lauf gelassen hätten, und es trat daher ein Augenblick peinlichen Schweigens ein. Frau Henry hatte die ganze Sachlage sofort überschaut und trat, geleitet von jenem Tactgefühl, der nicht selten den Frauen selbst der niedrigsten Volksklassen eigen ist, auf Eugenie zu, nahm ihr Hut und Mantel ab und lud sie ein, am Tische Platz zu nehmen. Dann machte sie sich's selbst bequem, bot Gabriel einen Stuhl an und sagte lächelnd:

„Nun, Herr Gabriel, bitte, lesen Sie uns wie sonst etwas aus dem Petit-Journal vor.“

*) Reboute beim Fort Villejuif, südlich von Paris.



Illustrierte Bibliographie.

Der Schwarzwald von Wilhelm Jensen. Mit Illustrationen von W. Gasmann, E. Lugo, M. Roman u. A. Berlin, S. Reuthers Verlag. In 12 bis 14 Lieferungen zu 1,50 Mark.

Den „blassen Menschen allerorten“, welche über die Schaleit des Thuns der Gegenwart klagen, rät der „stille Mann“ in Scheffels waldfrohem Trompeter, zum Jungbrunnen des Gebirgswaldes zu wandern, um hier alle Gebrechen und Kümmernisse gründlich los zu werden.

Dort, versteckt von Stein und Moos,
Rauchet frisch und hell die Welle,
Dort entströmt der Erde Schooße
Ewig jung die Wunderquelle.

Dort, umrauscht von Waldesfrieden,
Mag der kranke Sinn gefunden,
Und des Lenzes junge Blüthen
Sprossen über alten Wunden!

Dieser Mahnruf ist glücklicherweise nicht ungehört verhallt. Wir kennen sie noch, die Heilquelle für alle qualenden Leiden der Großstadt; wem die Frische und Marschfähigkeit noch nicht ganz abhanden gekommen ist, der benutzt die geschäfts- und sorgenfreien Tage, um sich in fröhlicher Wanderung den Staub des Berufs abzuschütteln und wegzubaden!

Schaaren von fröhlichen Touristen durchziehen auch zur schönen Sommerszeit die Krone der deutschen Mittelgebirge, den herrlichen Schwarzwald. Unter anderem sorgt ein stattlicher „Verein“ mit zahlreichen Sectionen, vier umliegende Universitäten und viele einzelne Persönlichkeiten, die aus dem Bergsteigen eine Gewohnheit, ja ein Nebenamt gemacht haben, dafür, daß es nicht menschenleer wird auf diesen waldbumfränzten

Gleichheit aller Bürger soll eine Berücksichtigung der Alters-, Bildungs- und Besitzesunterschiede und der militärischen Leistungen, sowie eine Repräsentation der Frauen und unselbständigen Kinder durch ihren Gewalthaber eingeführt werden, und zwar indem der Urstimme jedes Wählers Zusatzstimmen hinzutreten. Vorherhand dürfte dieses Project wohl ebenso geringen Anspruch auf praktische Bedeutung erheben, wie der Vorschlag, die Verathung und Redaction volkswirtschaftlicher Gesetze einem aus Fachleuten und der Elite der Interessenten zu bildenden Volks- bezw. Reichswirtschaftsrath zuzuweisen und dem Parlament lediglich die Annahme oder Ablehnung en bloc mit Ausschluß jeder Aenderung zu belassen.

Alles in Allem wird auch derjenige, der mit Hartmanns Ansichten nicht übereinstimmt, einen warmen, bisweilen selbst etwas chauvinistisch angehauchten Patriotismus, lebhaftes Interesse und eindringendes Verständniß für alle zeitbewegenden politischen Fragen, gesunden Sinn und nüchternes Urtheil ihm sicherlich nicht absprechen. Auch die äußere Form der Darstellung spiegelt den Charakter des Autors. Sein Stil hat nichts Glänzendes, Bestechendes, Hinreißendes; aber er ist klar, durchsichtig und prägnant. Er geht seinem Gegenstand energisch, man möchte sagen, soldatisch derb zu Leibe und findet für alles treffendes, anschaulichen, unzweideutigen Ausdruck. Und so wird wohl kaum Jemand das Buch lesen, ohne vielseitig gefördert oder zum mindesten doch angeregt zu werden.

Dr. H.

Geschichtliche Literatur.

Die Fortschritte der Keilschriftforschung in neuester Zeit. Von Carl Bezold. Birchow-Holtzendorf, Vorträge N. F. III, Heft 65. Hamburg, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter).

Obwohl die erst junge Wissenschaft der Assyriologie gerade in den letzten Jahren große Erfolge zu verzeichnen hat, ist doch die Kenntniß dieser Errungenschaften noch nicht in weitere Kreise gebrungen. Deshalb ist die vorliegende kleine Schrift recht dankenswerth. Sie giebt einen knappen, aber klaren und faßlichen Ueberblick über die seit 1878 auf dem Wege der Ausgrabung seitens Deutschland, England und Frankreich erzielten Fortschritte der Keilschriftforschung. Es giebt dreierlei Quellen, welche uns die Kunde von uralter Geschichte und Kultur der Tigris-Euphrat-Länder übermitteln: zunächst die auf Thonprismen und Thoncyllindern angezeichneten Staatsdocumente; zweitens die Thontafeln der wohlgeordneten babylonisch-assyrischen Bibliotheken mit ihrem mannigfaltigen Inhalte. Diese umfassen Sagen und Legenden in Vers und Prosa, liturgische, astrologische und Orakel-Sammlungen, grammatische und andere rein didaktische Schriften, historiographische und chronologische Aufzeichnungen, durch welche es gelungen ist, die babylonisch-assyrische Chronologie bis ungefähr in die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. zurückzuführen. Nicht geringe Bedeutung hat endlich auch die dritte Klasse der Entdeckungen: die in Trümmern von Königs-

palästen, Tempeln und Grabanlagen gefundenen Kunstgegenstände, namentlich lebensgroße, mit Inschriften versehene Statuen von Königen und Fürsten. Diese führen uns in eine noch weit ältere Zeit, nämlich bis in den Anfang des 4. Jahrtausends v. Chr., wo in Mesopotamien noch nicht die Monarchie bestand, sondern ein Feudalwesen in seinen frühesten Anfängen herrschte. Am Schluß des Werkes sind die zahlreichen Thontafeln erwähnt, welche Briefe mesopotamischer Könige an den Hof zu Aegypten aus dem 15. Jahrh. v. Chr. enthalten und somit den frühzeitigen Verkehr beider Länder bezeugen.

sb.

Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande. Von Reinhold Köhricht. Gotha, F. A. Perthes.

Vor einem Jahrzehnt hat Reinhold Köhricht in Verbindung mit Heinrich Weigner schon ein größeres Werk unter gleichem Titel veröffentlicht. Den Kern desselben bildeten bisher ungedruckte Pilgerschriften in mittelhochdeutscher Sprache und sehr wertvolle bibliographische Beiträge zur Geographie Palästinas. Da diese Abschnitte hauptsächlich für wissenschaftliche Kreise Interesse hatten, so kamen andere Theile des Buches, welche für die größere Menge der Gebildeten bestimmt waren, nicht recht zur Geltung. Deshalb entschloß sich der Verfasser, eine kleinere Ausgabe zu veranstalten, in welche nur die historische Darstellung der Pilgerreisen,

das Pilgerreisenverzeichnis und einiges andere aufgenommen wurde. Jedoch handelt es sich nicht um eine bloße Wiederholung der älteren Arbeiten; das frühere Material ist bedeutend erweitert, und neu berücksichtigt ist Alles, was die rastlose Palästinaforschung in dem letzten Jahrzehnt geleistet hat.

Schon lange, bevor die Kreuzzüge begannen, und noch lange, nachdem sie aufgehört haben, sind Tausende und aber Tausende über's Meer gezogen, um die Stätten zu schauen, wo Christus gelebt und gelitten hatte und wo durch eine immer weiter sich ausdehnende Tradition die Spuren seines Erdwandlens befestigt waren. Das Motiv zur Reise war bald fromme Sehnsucht, bald die Hoffnung auf Vergeltung der Sünden, bald der Dank für eine Rettung aus Todesgefahr, bald die Ablösung einer auferlegten Strafe, oder das Verlangen Reliquien zu erwerben; zu diesen religiösen Beweggründen aber traten namentlich in späterer Zeit oft genug rein weltliche Rücksichten, und so findet man denn unter den Pilgern auch militärische Berichterstatter und politische Agenten, Vergnügungs- und Forschungsreisende, Abenteurer, Ritter, welche auf Wunsch einer launenhaften Geliebten über's Meer fahren, Kaufleute, Alchimisten, welche bei den Weisen des Morgenlandes ihre Kenntnisse bereichern wollten. Ebenso mannigfaltig ist auch die Art des Reisens. Man kann es bei Möhrich selbst nachlesen, wie die Pilger sich ausrüsteten, verproviantirten, wo sie Herberge nahmen, wie sie, gewöhnlich in Venedig, sich einen Schiffsplatz mieteten, und was sie während der sechs bis acht Wochen langen Fahrt auszustehen hatten; wie sie endlich in Palästina selbst herumgeführt und manchmal auch nasgeführt wurden, um schließlich nach langer Abwesenheit in die Heimat zurückzukehren, wo man sie schon als verschollen oder gar gestorben betrauerte! Möhrich theilt auch eine Anzahl Pilgerlieder mit, deutsche und lateinische, nebst der musikalischen Notation. Die deutschen Pilger sangen gewöhnlich sehr ernste Lieder, in denen Gottes Weiland erfleht wird, die französischen, aber sehr lascive. Nicht ohne Interesse vernimmt man eine Mahnung Stephans von Bourbon aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, an seine Landsleute, sie sollten es auf den Reisen wie die Deutschen machen. — Den größten Theil des Buches nimmt das Verzeichnis sämmtlicher nachgewiesenen Pilger vom Jahre 1300—1699 ein, mit größter

Sorgfalt zusammengestellt und aus einer Literaturkenntniß hervorgegangen, wie sie auf diesem Gebiete außer Möhrich kein Gelehrter in Deutschland besitzt. 1.

Geschichte der Normannen in Sicilien. Von A. F. Graf von Schaaf. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Zum ersten Male tritt uns der geachtete Dichter als Geschichtschreiber entgegen, und zwar mit einer Arbeit, welche die ausgereifte Frucht jahrzehntelanger Studien und Forschungen ist. Die erste Geschichte der Normannen in Sicilien bildet einen der interessantesten Abschnitte der mittelalterlichen Geschichte, das bisher nur stiefmütterlich von der Forschung behandelt, ist. Der Verfasser giebt in einer Einleitung zunächst die Geschichte der Normannen im Norden, die Wikingerzüge, die Niederlassungen der Normannen in England, Island und der Normandie und dann die Geschichte der Normannen von Robert Guiscard bis zu Tancred und dem Untergange des Normannenreiches in Sicilien. Die Vorstudien sind zum Theil in Sicilien selbst gemacht, auch Literatur-, Sitten- und Culturgeschichte berücksichtigt. Das (IV.) Capitel über geistige Bildung, Wissenschaft und Literatur auf Sicilien zur Normannenzeit ist etwas mager gerathen. Ferner wäre eine größere Ausführlichkeit und Sorgfalt der Quellenangabe erwünscht gewesen. — Eine Reihe glänzender und farbenreicher Bilder entrollt sich vor unseren Augen. In edelster Sprache, frei von hohlem Pathos, mit sicherem Tacte und ruhiger Objectivität leitet der Verfasser den Leser. Das Buch ist Freunden guter historischer Lectüre dringend anzuempfehlen. ss.

Deutsche Geschichte. Von Prof. Dr. Otto Raemmel. Heft I. Dresden. Carl Höpner.

Das genannte Werk wird in etwa 10 Heften zu 1 Mark erscheinen. Im Gegenfatz zu wissenschaftlichen Werken, die ihren Werth und ihre Berechtigung in sich selbst tragen, hängen populärwissenschaftliche Darstellungen zunächst von der Bedürfnisfrage ab; und gewiß ist der Wunsch vorhanden, auf gesicherter, wissenschaftlicher Grundlage ein Buch zu haben, das den Stoff überichtlich zusammenstellt und denselben in einer Form vorträgt, die Herz, Geist und Sinn gleichmäßig betriedigt und anregt. Sicherlich eine nicht

leichte Aufgabe! Ob dieselbe in dem Werke gelöst werden wird, ist eine Frage der Zukunft. Jedenfalls berechtigt das erste Heft zu den besten Hoffnungen. Die Sprache zeigt bemerkenswerthe Fülle und Kraft des Ausdrucks. Die Forschungsergebnisse scheinen umsichtig verwertet zu sein.

Dr. Wd.

Geschichte Schleswig-Holsteins von der Erhebung bis zur Gegenwart (1848 bis 1888). Von Dr. C. Godt. Mit einer Karte und 7 Plänen. Altona, A. C. Neher.

Vorliegende Geschichte der „meerumschlungenen“ Halbinsel ist die dritte Abtheilung der von Cajus Möller und Dr. C. Godt herausgegebenen Geschichte des Landes von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Die Darstellung beruht auf dem vorhandenen gedruckten Material, Benutzung der Archive ist unterblieben. Der Verfasser wollte ein treues Bild der genannten Periode in allgemein verständlicher Form geben. Die Darstellung wird durch Karten und Pläne veranschaulicht. Im Anhang sind zum Vortheil des Buches aus der „Allg. Deutsch. Biographie“ und anderen Werken biographische Notizen über berühmte Schleswig-Holsteiner zusammengetragen.

In

Aus meinem Kriegstagebuche. Erinnerungen an Schleswig-Holstein (1864) von C. Bunge. Rathenow, Wabenzien.

Das Buch wird nicht nur die Älteren fesseln, die jene Zeit mit Bewußtsein durchlebt haben, sondern es ist auch denen sehr

zu empfehlen, die noch in jüngerem Alter stehn, namentlich angehenden Soldaten. Es giebt die Eindrücke des Feldzuges und der ganzen bewegten Zeit so unmittelbar wieder, daß jedem ein lebendiges Bild vor die Seele tritt.

rj.

Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen u. Herausgegeben von Dr. Rodgero Brümmer. Jahrgang IV. Posen, Joseph Solowicz.

Ein mannigfaltiger Inhalt wird uns in dem vorliegenden Hefte geboten; aber es ist eine Mannigfaltigkeit, die Einheit gewinnt unter dem Gesichtspunkte, daß alle Einzelforschungen dazu beitragen uns die Vergangenheit und damit auch die Gegenwart des Grenzlandes Posen verstehen zu lehren. Die Zeitschrift will nicht in erster Linie Vergnügen bereiten, sondern sie will bilden und zu weiterem Studium anregen. Daher ist auch die Form der einzelnen Artikel rein wissenschaftlich im wohlthuenden Gegensatz zu anderen Provinzialzeitschriften, wie sie hier und da als Ablagerungsstätte populären Nischmasches benutzt werden. Die kleinen Mittheilungen und Fundberichte, ebenso die Literaturberichte befriedigen die Wissbegierde und selbst die Neugier vollauf; die umfangreichen Sitzungsberichte mannigfachen Inhalts zeugen von reger Wirksamkeit durch das lebendige Wort besonders solchen Mitgliedern gegenüber, die etwa in dem rein wissenschaftlichen Theil nicht volle Befriedigung finden sollten.

Dr. Wd.

Bibliographische Notizen.

Das heuchlerische Jahrhundert. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von Hulda Meister. Jena, Hermann Costenoble.

Was Mag Nordau in seinen „conventionellen Lügen“ mit wissenschaftlichem Ernste und einer gewissen Gründlichkeit versucht hat, nämlich den Nachweis der Verlogenheit und Unwahrhaftigkeit unserer modernen Verhältnisse zu liefern; was nordische Dichter uns in dramatischen Ge-
bilden mit großem Aufwande von sittlichem Pathos von der Höhe der weltbedeutenden Bretter herab verkünden: das wiederholt der Italiener Mantegazza in der Form einer liebenswürdigen, unterhaltenden Blanderei. Ob unser so stark

verleumdetes Jahrhundert in der That das Jahrhundert der Lüge und Heuchelei par excellence ist, wie man uns glauben machen will, oder ob man ihm nicht mit größerem Rechte ein anderes weniger discreditirendes Charakteristikum beilegen könnte, können wir hier nicht entscheiden; vielleicht aber urtheilen spätere Jahrhunderte günstiger und richtiger, als manche Schriftsteller des gegenwärtigen mit ihrer allzusharfen Selbstkritik.

Der Verfasser stellt übrigens das zu allen Zeiten vorkommende Auftreten der Lüge und Heuchelei nicht in Abrede und giebt einige Beispiele von ihrem Vorkommen sogar in der Thierwelt. Den Anfang der menschlichen Heuchelei

sieht er schon in der Benennung von Feigenblättern durch das sich seiner Nacktheit schämenden ersten Menschenpaars! Diese Angabe genügt wohl, um das Wesen des Werthens zu kennzeichnen; eine methodische, wissenschaftliche Behandlung der Frage hat der Verf. weder versucht noch beabsichtigt. Er hat eine Reihe von glänzenden, unterhaltenen Feuilletons schreiben wollen und hat diese Aufgabe stilistisch meisterhaft gelöst. Der rein praktische Anhang, welcher einen Katalog der bekanntesten Schönheitsmittel mit der Bezeichnung ihres hygienischen Werthes giebt, nimmt sich an dieser Stelle etwas wunderlich aus. Die Uebersetzung lieft sich glatt; nur das Adjectiv „vergeben“ (S. 37: „meine vergebenen Versuche“) statt „vergeblich“ dürfte nicht statthaft sein.

ow.

Heimg'funden! Wiener Weihnachts-Comödie in 3 Akten von Ludwig Anzengruber. Dresden, G. Pierson.

Der Titel des Dramas giebt in einem Worte treffend das Ziel der Handlung an. Der an große Verhältnisse gewöhnte Advokat Dr. Hammer hat gerade am Vorabend des Weihnachtsfestes erkannt, daß er durch sein großartiges Auftreten und die verschwenderische Wirthschaft seiner Gattin und seiner 16 jährigen Tochter zum Bettler geworden ist. Beim Herannahen der noch zum Feste geladenen Gäste stürmt er, den Seinigen wenige Zeilen des Geständnisses zurücklassend, aus dem Hause, um seinem Leben draußen ein Ende zu machen. Zufällig begegnet ihm sein Bruder, ein gar einfacher, kreuzbraver Spielwaarenhändler, den er, ebenso wie die alte Mutter daheim seit Jahren nicht mehr aufgesucht hat, da sie unter seinem Stande waren. Dem treuen Bruder gelingt es den Advocaten von seinem düstern Vorhaben abzubringen und ihn heimzuführen nach dem bescheidenen Häuschen an das Herz der Mutter; hier soll er im ersten Stock der bescheidenen Wohnung sich eine kleine Känglei einrichten und von Neuem ein Leben friedlichen Strebens beginnen. Jetzt hat sich der leichtfertige Flüchtling „heimgefunden“, und nur den einen Wunsch trägt er noch im Herzen, seine Gattin und seine hochjahrende Tochter möchten sich bewegen lassen, dieses bescheidene Glück mit ihm zu theilen. Der Bruder Thomas wird abgeandt, und es gelingt ihm auch die beiden Familien, die sich bisher feindlich gegenüberstanden, unter den Herzen des

Weihnachtsbaums am treuen Mutterherzen zu vereinen.

Das ist in Kürze der Inhalt der Anzengruber'schen Weihnachts-Comödie. Die Gestalten des biederer Spielwaarenhändlers Thomas Hammer und seiner braven Mutter sind meisterhaft gezeichnet; die Tiefe der Empfindung und Wahrheit der Darstellung werden gewiß keinen Leser das Buch unbefriedigt aus der Hand legen lassen. Auch auf der Bühne muß die Comödie, der es bei allem Ernst auch an Humor nicht fehlt, von großer Wirkung sein.

ps.

Swan der Schreckliche und sein Hund. Roman von Hans Hoffman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der liebenswürdige Humor des Verfassers, der für die Leser von „Nord und Süd“ kein Unbekannter ist, durchwärmt auch diesen Roman und macht ihn zu einer höchst erfreulichen Gabe. Das Lehrleben, das viel zu oft in aschgrauem Colorit erscheint, kann diesen Sonnenschein brauchen. Die Hauptpersonen sind mit liebevoller Miniaturmalerei ausgeführt. Neben dem nur scheinbar so schrecklichen jungen Schulthyrannen des kleinstädtischen Gymnasiums erscheint auf der einen Seite die vortrefflich gezeichnete Mädchengestalt Helene, welche sich im Besitze eines beliebig anzuwendenden Heiligentheines befindet und, seitdem ein Strahl der Leutnantssonne auf sie fiel, eine Zeitlang Entsagungsgeanken hegt; auf der anderen Seite, die mit allen Glücksgütern verschwenderisch ausgestattete Commerzienrathstochter Alma. Der Abschluß, welchem die recht bewegte Handlung zugeführt wird, ist der angenommenen Grundlage der Verhältnisse und Charaktere völlig entsprechend. Auch unter den zahlreichen Nebenpersonen sind einige, wie der „leidlich humane“ Gymnasialdirector vortrefflich gezeichnet. Ist es erlaubt, an einem so durchdachten und abgerundeten Kunstwerke eine Ausstellung zu machen, so möchten wir behaupten, daß im Charakter der Alma die Farben einige Male zu stark aufgetragen seien. So wie sie im Arbeitszimmer zu ihrem Vater, und besonders in seiner Abwesenheit von ihm spricht, dürfte sich doch auch das verwöhnteste Erbtöchterlein nicht äußern.

Allen Freunden gesunder Lektüre, besonders solchen, die als Eltern, Lehrer oder Schwestern mit Tertianern zu thun und unter ihnen zu leiden haben, sei das Büchlein bestens empfohlen!

M.

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. Von Robert Hamerling. Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter).

Der mit Recht gefeierte österreichische Dichter läßt uns in höchst anziehender Weise Einblicke in die wichtigsten „Stationen“ seines wechselvollen Lebenslaufes thun, von der Kindheit an durch das „Kriegsjahr im Dienste der Freiheit“, durch die „Lehrjahre“ und „Wandertage“ hindurch bis zu der reifsten Zeit seines Schaffens. Es ist ebenso interessant, den Menschen Hamerling seine persönlichen Erlebnisse darstellen zu hören, als es anregend und belehrend ist, wenn der Dichter Hamerling seine eigene Stellung gegenüber jedem seiner größeren Werke klar und offen ausdrückt.

Neue Auflagen von Hamerling's „Schwanenlied der Romantik“, sowie von „Venus im Exil“ sind in gleichem Verlage hübsch ausgestattet erschienen. O.

Furken. Neue Novellen von Herrn. Lingg. Stuttgart, A. Bönz & Comp.

Das Beste an dieser hübsch ausgestatteten Sammlung von Novellen ist der gute Klang, den der Name des Autors hat. Wer sich aber von den Novellen mehr als Mittelgut verspricht, der dürfte wohl enttäuscht werden. Man könnte diese Novellen besser Skizzen nennen, denn es fehlt ihnen die innerliche Ausgestaltung eines Problems, die folgerichtige Entwicklung der Handlung, die Abrundung und vor Allem die seelische Vertiefung. Das sind nicht Charaktere, nicht Wesen von Fleisch und Blut, sondern nur Ansätze zu solchen. Der Ton ist oft chronikenartig und ermüdend. ss.

Getrennte Herzen. Novelle von Eugen Zabel. Berlin, Gebr. Paetel.

Diese in Petersburg spielende Geschichte erzählt uns ein Herzenserlebnis eines jungen Deutschen mit tragischem Ausgange. Das von ihm geliebte Mädchen, welches der Verführungskunst ihres früheren Bräutigams, eines gewissenlosen Schwinblers, erlegen ist, sucht und findet, im Bewußtsein des geliebten Mannes unwürdig zu sein, den Tod auf den Schienen der Eisenbahn. Der junge Deutsche kehrt, nachdem er die Folgen eines Dacells mit einem Nebenbuhler und eine darauf folgende, heftige Krankheit überwunden hat, getrockneten Herzens in die Heimat zurück. Ueberall zeigt Zabel ein nicht unbedeutendes Erzählertalent, das sich erfolgreich an russischen Mustern geschult

zu haben scheint. Aber dennoch vermag uns das Schicksal des Liebespaares nicht bis in's Innerste zu ergreifen, weil die Motivierung nicht sorgfältig und klar genug und die Zeichnung der Charaktere nicht frei von Widersprüchen ist. Namentlich ist es dem Verfasser nicht gelungen, die heterogenen Elemente im Wesen der Heldin Natalie zu einem glaubhaften Ganzen zu verschmelzen. An einzelnen glänzend geschriebenen Stellen fehlt es der Novelle nicht. Die genaue und lebhaft e Schilderung des Lebens in Petersburg und die mit wenigen Strichen hingeworfenen Umrisse russischer Gesellschaftstypen erwecken, wenn sie auch die Schärfe Turgenjew'scher Zeichnung nicht erreichen, den Eindruck des Selbstgeschauten und Selbstgelebten und machen die Lektüre des Buches zu einer fesselnden. ow.

Aus Alt-Ausbacher Zeit. Erzählung von Friedrich Lampert. Stuttgart, Adolf Bönz & Comp.

Die Erzählung gruppirt sich um die trefflich geschilderte Gestalt des Markgrafen Karl Friedrich von Ansbach-Bayreuth und seine Umgebung. Zwei Liebespaare, von denen das eine nach schwerer Probe vereint, das andere durch Tyrannenfaust und Mädchenschwachheit getrennt wird, führt uns der Dichter vor.

Die Erzählung hätte durch knappere Zusammenfassung gewonnen; die Sprache könnte hier und da etwas durchsichtiger und geschmeidiger sein. Doch ist die Entwicklung der Handlung interessant und der Ausdruck durch dichterisches Empfinden belebt. Die Zustände sind lebendig und anschaulich geschildert, die Figuren markig und lebenswahr, psychologisch vertieft. Man kann das Buch mit Vergnügen lesen. ss.

Novellen von Hans Arnold. 2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.

Die Verfasserin wagt sich nicht an hohe Probleme und giebt keine ausgereiften Kunstwerke; es sind eigentlich nicht Novellen, sondern flüchtige Zeichnungen, aber lebenswürdig und anmuthig. In frischem Tone sind sie flott und fest hingeworfen; der Humor wird bisweilen possenhafte und die Unwahrscheinlichkeiten überwiegen allzu stark. Aber man lacht dabei, und weiß der Verfasserin für eine fröhliche Stunde herzlichen Dank! ss.

Frühe Gräber. Von Oskar Ebensee. Berlin, Rosenbaum und Hart.

Acht Erzählungen, die alle mit dem Tode des Helden enden: traurig, aber ab-

wechselungsreich. Dem Verfasser, einem österreichischen Offizier, gelingen Erlebnisse aus dem Feldzuge am besten; sein Erzählungstalent ist anzuerkennen, da es ihm sogar gelingt in den „Töchtern des Bürgermeisters“ einen ganz abgedroschenen Stoff wirklich spannend zu behandeln. Auch die Intriguen der Diplomatie sind treffend geschildert. Der Stil ist im Allgemeinen gut; nur wo der Verfasser seiner Neigung zum komischen Vergleiche fröhnt, zeigt sich Unlogik und unfreiwillige Komik. Er vergleicht z. B. das Erröthen des weiblichen Halses und das Alpenglücken; das Durcheinandervirbeln der Tauben in einem Taubenschlage, wenn der Geier sich naht, und das Durcheinandermogeln in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft, der sich die Aussicht auf schöne, glänzende Offiziere eröffnet! Vergleichen ist wenig geschmackvoll. Im Uebrigen sei das Werk empfohlen. x.

Zwei Erzählungen von Elise Orzeszko. Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen. Berlin, S. Fischer.

Bei der Uebersetzung auf dem Gebiet des Romans und der Novelle in Deutschland ist ein Zurückgreifen auf fremde Literaturen nur dann begründet, wenn es gilt eine hervorragende dichterische Kraft durch die Uebersetzung dem deutschen Publikum zum Verständniß zu bringen und daselbe dadurch mit dem Culturleben eines anderen Volkes im Spiegel der Dichtung bekannt zu machen.

Elise Orzeszko ist eine talentvolle Schriftstellerin, wir selbst haben schon Gutes von ihr gelesen; aber es hätte keine Schmälerung ihres Ruhmes zu bedeuten gehabt und ebenso wenig einen Verlust für die deutsche Lesewelt, wenn diese beiden Novellen nicht überfetzt worden wären. mz.

Unsere Toten. Deutsche Lieder und Romanzen von Gustav Weck. Nebst einem Anhang: Gesänge für vaterländische Gedenktage. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Die Gebichte sind dem Andenken der Fürsten und Helden aus Deutschlands jüngster großer Zeit geweiht. In allen spricht sich ein warmes vaterländisches Gefühl aus, einige, namentlich die des Anhangs, empfehlen sich durch Schönheit der Sprache und geschickten Bau der Verse. Andere freilich sinken zur Prosa herab, ja hin und wieder (z. B. S. 31, 39, 74!) stößt man auf Stellen, denen man selbst in Prosa nicht gern begegnen würde. R. J.

Bindobona's Rose. Im Hochzeitsreise-Brevier des Vaters Danubius gefunden, Von Anton Breitner. München. J. Schweiger.

In doppelter Ausstattung wird dem Leser diese Gabe geboten, sowohl in Buchform auf unbeschnittenem Lumpenpapier in Antiqua gedruckt, als auch in Form einer altrömischen Bücherschachtel (capsa), jedes Gedicht auf besonderem zusammengerollten Blatt. Es sind ganz nette Gebichte, meist rein lyrisch gehalten, entstanden auf der Hochzeitsreise des Verfassers durch Italien, angeregt theils durch antike Erinnerungen, theils durch höchst moderne Herzens- und Reiseerlebnisse, alle aber durchzogen von anhänglichen Gedanken an die Kaiserstadt an der Donau. Wohlwollende Beurtheiler werden sich an dem Büchlein erfreuen, das als Präsent jedenfalls den Reiz der höchst originellen Ausstattung für sich hat. Kühlere Beurtheiler, die etwa finden könnten, daß die Gefühle und Empfindungen nicht alle neu und die Gedanken und Bilder nicht alle klar und scharf sind, oder daß z. B. unter vierfüßigen Trochäen sich die Zeile „Hoch im Hôtel de Genève“ (S. 112) etwas vereinfacht vorfinden muß, werden besser thun, das Büchlein ungelesen zu lassen. O.

Lieder und Bilder vom Deutschen Meer. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Norden, H. Fischer Nachf.

Eine schöne und reichhaltige Sammlung von Gedichten über das Meer, hauptsächlich aus neuester Zeit. Die Auswahl ist mit Geschmack und Bedacht geschehen; nur ist zu bedauern, daß der Herausgeber nicht etwas weiter zurückgegriffen hat. Daß eine solche Sammlung, trotz aller Vorsicht in der Auswahl, Stücke von ungleichem Werth enthält, liegt in der Natur der Sache, und wer nach Minderwerthigem suchen wollte, würde es auch finden. Doch ist das gebotene Gute bei Weitem überwiegend, und jeder Freund des Meeres wird sich der sinnigen Gabe freuen. ss.

Marina. Ein Lied vom Nordseestrand. in 12 Gesängen. Von Chr. Benckard. Hamburg, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter).

Dieses kleine Epos, ein Gruß des Verfassers an Theodor Storm, schildert eine Episode aus der Geschichte der Dithmarschen Ende des 15. Jahrhunderts. Eine Liebesgeschichte ist eingewoben. Die poetische Sprache ist glatt und abgerundet; das ist aber auch der größte Vorzug des

kleinen Liebes, da die Charakteristik wenig gelungen und die eingestreuten Lieber farblos und matt sind. Das Epös erwärmt den Leser nicht, es klingt Alles so ausgeleiert, und die Handlung schleicht sich nur mit Mühe bis zum Schlusse fort. ss.

Bruder Jonathan und sein Land. Die amerikanische Gesellschaft. Von Max O'Rell und Jack Allhe. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Emmy Decher. Stuttgart, J. Engelhorn.

Amerikanische Reiseeindrücke, im leichten journalistischen Plauderton wiedergegeben. Die stellenweise eingemengten sehr oberflächlichen Bemerkungen über politische und religiöse Fragen hätten, wenn der Verfasser auch vielleicht bei seinen Landsleuten dadurch Eindruck zu machen gehofft hat, wenigstens in der deutschen Uebersetzung fortbleiben sollen. P.

Von aner eigenen Rast. Wiener Bilder von Jenny Neumann. Mit einem Vorworte von B. Chiavacci. Wien, A. Hartleben.

In lebenswahren und von Frohsinn durchzogenen Skizzen zeichnet die Verfasserin, welche den ersten Schritt als Schriftstellerin thut, das Leben und Treiben in Wien, das Gebahren der „eigenen Rast“, von welcher das Wiener Volkslied erzählt. Jenny Neumann besitzt eine Eigenschaft, die bei schreibenden Frauen recht selten hervortritt: feinen Humor in Beobachtungen und Schilderungen. Kein Besserer konnte die Verfasserin literarisch einführen als Vincenz Chiavacci, ein unbestrittener Meister auf dem Gebiete des Wiener Dialekts und der Wiener Charakterzeichnung. Wenn dieser einer neuen Localschriftstellerin seine Anerkennung bezeugt, so darf man sicher sein, daß es gilt, ein wirkliches Talent zu fördern. o.

Jungbrunnen. Gedichte von O. F. Genrichen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Ein rechter Name für diese schöne Sammlung von Dichtungen! Hier quillt

echte Poesie, die in allen Farben der Empfindung schillert. Die heiteren wie die ernstesten Lieder zeichnen sich durch künstlerische Abrundung und Formvollendung aus. Das Bändchen wird dem Leser Freude machen. ss.

Der abenteuerliche Pfaffe Don Juan oder die Ehebrechten. An Tag geben durch Franz Held. In Trud gefertigt bei dem Verleger Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Es giebt viele Bücher, welche nur von dem gebulbigen unglücklichen Recensenten gelesen werden — aus Pflichtgefühl und Gewissenhaftigkeit. Zu denen gehört wohl auch das vorliegende.

Plattheit hält der Verfasser für Poesie: die Sprache ist derbrealistisch und oft unschön, voller Härten und Mängel und ohne Abrundung des Ausdrucks. Das Buch wimmelt von Geschmacklosigkeiten und Verirrungen. Vom Realismus zum Schmutz ist noch ein weiter Weg, und den hat der Verfasser oft und gern zurückgelegt. ss.

Papa Hamlet. Von B. P. Holmsen. Uebersetzt und mit Einleitung versehen von Dr. Bruno Franzius. Leipzig, Carl Reißner.

Das Buch enthält mehr als der Titel verspricht. Außer „Papa Hamlet“ ist noch darin: „Der erste Schultag“ und „Ein Tod“. Wenn wir auch diesen kleinen Genrebildern eine unbestreitbare Originalität zugestehen müssen, so sind sie doch noch zu unreife Werke eines ringenden, wenn auch begabten Dichters, als daß sie zu einer Uebersetzung berechtigten. Die vor keiner Consequenz zurückschreckende Energie seiner Darstellungsweise, welche der Uebersetzer hervorhebt, artet allzuoft in unschöne Gefpreiztheit und Geschmacklosigkeit aus. Die scharfe Beobachtungsgabe verfehlt das würdige Object, der hie und da aufleuchtende Humor wird durch Maßlosigkeit des Ausdrucks erstickt. ss.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Allerneueste Königinhofer Handschriften. Tschechische Geschichten aus 1001 Nacht. Düsseldorf, F. Bagel.

Birkhof, W. Im Spiel der Wogen. Leipzig, W. Friedrich.

Bismarck, Der lustige Bäderer. II: Dresden. IV: Stuttgart. Stuttgart, Levy u. Müller.

Bode, Dr. W. Barnardos Liebeswerke in London (Volkswohlschriften Heft 3). Leipzig, Duncker & Humbl t.

Brassey, Annie. Letzte Fahrt an Bord des Sunbeam. Nach dem Englischen. Mit 188 H.-l.-schn. und 20 Einzelrucken. Leipzig, Hirt & Sohn.

- Cornet, G.**, Wie schützt man sich gegen die Schwindsucht? (Sammlung gemeinverständl. Vorträge N. F. IV. 77). Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. Richter).
- Der Stein der Weisen.** Illustrirte Halbmonatschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens, Wien, A. Hartleben.
- Deutsche Encyclopädie.** Lief. 30—32. Berlin, Wiegandt & Grieben.
- Die Nordseebäder auf Sylt.** Herausg. von der Seebadedirection. Hamburg, O. Meissner.
- Die preussische Ader in der deutschen Literatur.** Berlin, R. Eckstein Nachf.
- Eden, J. v.**, Lord Byrons Don Juan übersetzt, Frankfurt a. M., M. Schauenburg.
- Elf Jahre Balkan.** Erinnerungen eines Preussischen Officiers aus den Jahren 1876—1887. Breslau, J. U. Kern (M. Müller).
- Ernst, P.**, Leo Tolstoi und der slavische Roman (Deutsche Literarische Volkshefte 1.) Berlin Bruchvogel & Ranft.
- Felix, G.**, Die französische Revolution 1789 bis 1795. Mit 15 Abbildungen. Leipzig, O. Spamer. [Klar geschriebene populäre Darstellung vom conservativen Standpunkt.]
- Fischer, Kuno**, Ueber den Witz 2. Aufl. — Shakespeares Charakterentwicklung Richards III. 2. Ausg. — Die Erklärungsversuche des Goetheschen „Faust“ Heidelberg, C. Winter.
- Friedlaender, L.**, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms von Augustus bis zum Ausgang der Antonine. 6 neu bearb. Auflagen. Leipzig, S. Hirzel.
- Friedrich der Weise**, Kurfürst von Sachsen. Ein Charakterbild aus dem deutschen Volke und für das deutsche Volk. Neu herausgegeben zur 800 jährigen Jubelfeier des Hauses Wettin. Bremen, M. Heinsius. [Populäre, pietätvolle und klare Darstellung.]
- Gerstlcker, Fr.**, Ausgewählte Werke. Volks-u. Familien-Ausgabe, herausg. v. D. Theden. Liefg. 3—12. Jena, H. Costenoble.
- Geschichte der deutschen Kunst.** Liefg. 23—28. Berlin, G. Grote.
- Grey, R.**, Jacobs Lotter and other stories. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Hahn, W.**, Kriemhild. Volksgesang der Deutschen. a. d. 12. Jahrh. (Deutscher Bücherschatz. Band 4). Eisenach, J. Baeumeister. (Neue Uebersetzung des Nibelungenliedes, in frei behandelten Versen).
- Helgel, Karl v.**, Der Weg zum Himmel. Roman München, Fr. Bassermann.
- Hecker, Carl**, Casino-Geschichten. Illustriert von H. Schlittgen. Stuttgart, Carl Krabbe.
- Hepp, G.**, Wegweiser auf Sylt. Tondern, Dr. Hse.
- Heyden, A. v.**, Die Tracht der Kulturvölker Europas. (Seemanns Kunsthandbücher IV.) Leipzig, E. A. Seemann.
- Hochstädt, Max**, Buch der Liebe. Berlin. NW., Kompters Kommissionsverlag.
- Jaenicke, P.**, Der Enthusiast von Fichtenstidtel und andere Novellen. Berlin W. Rosenbaum & Hart.
- Jahrbuch der Naturwissenschaften 1888—1889.** Herausg. von M. Wildermann. Freiburg i. B. Horder.
- Jansen, K.**, Deutsche Schlachtendankmäler. Wie sie sind und wie sie sein sollen. Deutsche Zeit- und Streit-Fragen IV, 59. 51.) Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. Richter).
- Jensen, W.**, Jahreszeiten. Roman. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig, B. Elischer Nachf.
- Israels, L. v.**, „Wat de Kiewit sprok.“ Oldenburg, G. Stalling.
- Kilian, E.**, Die Mannheimer Bühnenbearbeitung des „Götz von Berlichingen“ vom Jahre 1786. Mannheim, J. Bensheimer.
- Kulest, Ph.**, Wind und Wellen. Neue Geschichten und Bilder a. d. See- und Kaufmannsleben. Oldenburg, G. Stalling.
- Knortz, Karl**, Amerikanische Dichtungen der Neuzeit. Frei übertragen. Leipzig, E. Wartig.
- Köhler, A.**, Aesthetische Streifereien. Mannheim, J. Bensheimer.
- Land, Hans**, Die am Wege sterben. Sechs Erzählungen. Berlin, Alfred H. Fried & Cie.
- Lange, Fr. Lothar**, Ein modernes Epos in zehn Gesängen. Hamburg, Verlagsanstalt.
- Lichtenow, W. v.**, Die Ahnen. Dichtung zu einem Cyclus lebender Bilder nach Freytags Romane. Leipzig, O. Teich.
- Litzmann, B.**, Schiller in Jena. Festgabe zum 26. Mai 1889. Jena, Fr. Mauke.
- Maupassant, G. de.**, Zwei Brüder. A. d. Französ. (Engelhorn's. allg. Roman-Bibl. V, 129) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Möser, A.**, Deutsche Kaiserlieder. Dresden und Leipzig, H. Klotz.
- Münsterberg, H.**, Gedankenübertragung. Freiburg J. C. B. Mohr.
- Mauthner, Fr.**, Der Pegasus. Tragikomische Geschichte. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.
- Myllus, O.**, Die rothe Gräfin. Roman in drei Bänden. Leipzig, W. Friedrich.
- Nathusius, M.**, Ausgewählte Schriften. Volks-Ausg. Leipzig, G. Fock.
- Opitz, R.**, Schauspiele und Theaterwesen der Griechen und Römer. Mit Illustr. Leipzig, Arthur Seemann.
- Paulsen, Prof. Dr. Fr.**, Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. Berlin. W. Hertz.
- Polybiblion**, Revue bibliographique universelle. Livraisons de juin. Paris, 2 et 5 rue St. Simon.
- Post, J.**, Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgeber für ihre Geschäftsangehörigen. Bd. I: Die Kinder und jugendlichen Arbeiter. Mit 44 Abbildn. Berlin, R. Oppenheim.
- Sallinger, E.**, Vor Tagesanbruch. Roman. 3 Bände. Berlin, O. Janke.
- Schmidt-Cabanis, R.**, Nervöse Humoresken. Illustr. von Wilhelm Sprenger. Berlin, Hermann Lazarus.
- Spielberg, Hans v.**, Gräfin Langeweile. Ihr Bild. Berlin, Rudolf Mückenberger.
- Spielhagen, Fr.**, Ein neuer Pharao. Leipzig, L. Staackmann.
- Strnad, J.**, Der Kirnberg bei Linz, und der Kürnberg-Mythus. Linz, E. J. Ebenhöch.
- Tausend und eine Nacht.** Liefg. 16—20. Stuttgart, Riegersche Verlagsbuchhandlung.
- Theinert-Mickley, E.**, Die Schauspielkunst. Ein Capitel der Seelenkunde. München, J. Lindauer in Comm.
- Verhandlungen der Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin.** XVI, 4 und 5. Berlin, D. Reimer.
- Zobeltitz, F. v.**, In der Welt verloren. Roman 2 Bde. Jena, H. Costenoble.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1889^{er}. Frische Füllung. 1889^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
ihren Wärmegrade.

Sprudel . . 58²⁰ R
Mühlbrunn . 40 "
Schlossbrunn 418 "
Theresebrunn 471 "
Leubrunn . . 473 "
Markbrunn . 345 "
Eisenquelle . 47 "
Kaiser Karls-Qu. 334 "
Kaiserbrunn. 391 "

— ♦ —

**Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause**

**Quellen-
Producte.**

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— ♦ —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

*Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen
im Jahre 1887*



11,894,000

und im Jahre 1888

12,720,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.



Band 50. — Heft 150.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

September 1889.

Breslau.
S. Schottlaender.

September 1889.

Inhalt.

	Seite
H. Villingen in Karlsruhe.	
Jakobäus Mayer. Novelle	277
Martin Greif in München.	
Drei Herbstgedichte	297
Karl Schiffner in Graz.	
Martin Greif	299
Hermann von Ihering in Rio Grande do Sul.	
Rio de Janeiro	313
Fr. Hemmann in Herrliberg am Zürichsee.	
Sealsfield Postl.	337
Ober-Regierungsrath Todt in Köln.	
Der Berliner Dom.	335
Fedor von Köppen in Berlin.	
Hermann Kunibert Neumann	369
François Coppée in Paris.	
Eine Idylle während der Belagerung. Novelle. II. (Schluß). . .	383
Bibliographie.	403
Geschichte der deutschen Kunst (mit Illustrationen).	
Bibliographische Notizen.	407

Hierzu ein Portrait von Martin Greif.
Radirung von Paul Barfus in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunftbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Poftanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.



An unsere Abonnenten!



Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **brotschirt** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) brotschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band L (Juli bis September 1889), wie auch zu den früheren Bänden I—XLIX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

..... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX

elegant broschirt zum Preise von *M* 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M* 8.— pro Band.

..... Expl. Hest 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149

zum Preise von *M* 2. — pro Hest.

Einbanddecke zu Band L. (Juli bis September 1889)

..... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX

zum Preise von *M* 1.50 pro Decke.

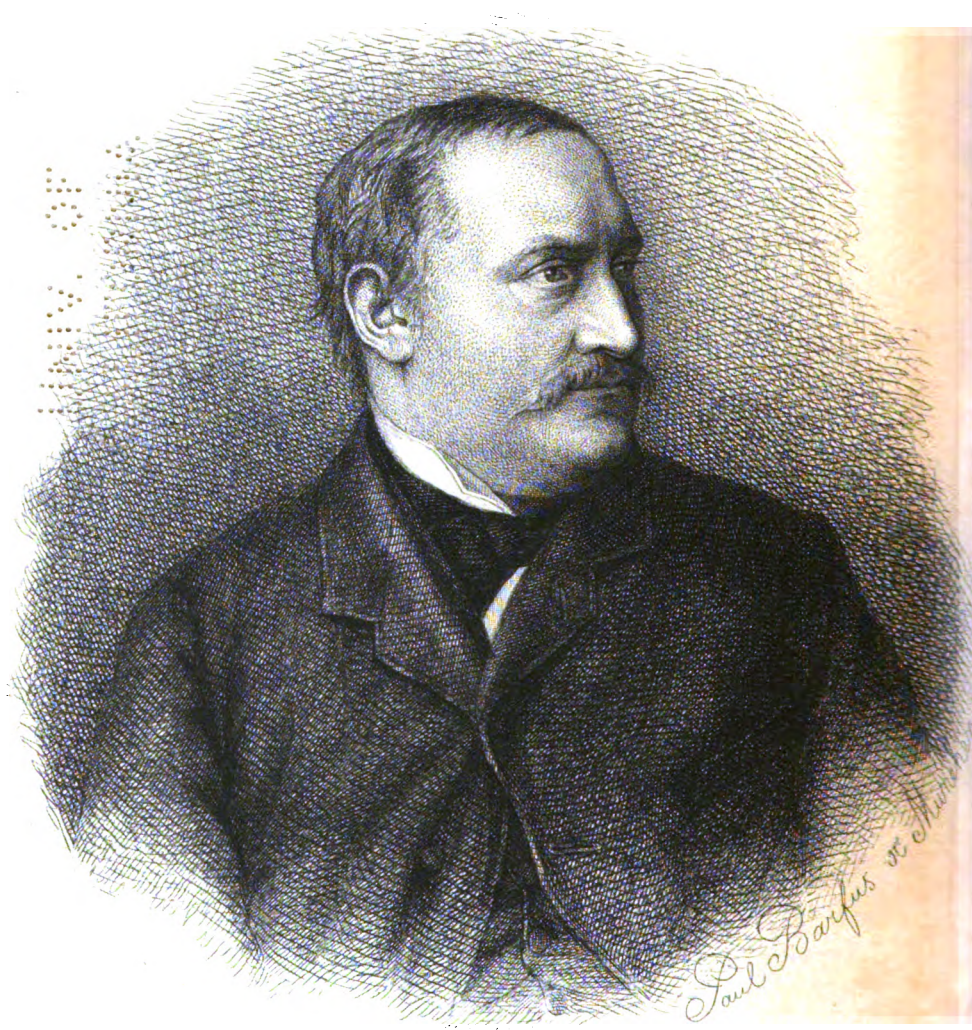
Wohnung:

Name:

.....
Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Figure 1



Martin Graf.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

L. Band. — September 1889. — Heft 150.

(Mit einem Portrait in Radirung: Martin Greif.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Jakobäus Mayer.

Novelle.

Von

H. Villingner.

— Karlsruhe. —

Wie Herr Jakobäus Mayer zu seinem Gehülfsen Malchus kam, geschah folgendermaßen. Der stramme, dünne, stets mit Sorgfalt gekleidete Herr stand vor seiner Ladenthüre und blickte die Gasse des kleinen Städtchens entlang, das, wenn nicht Markt- oder Sonntag war, den Eindruck machte, als läge es im Schlaf. Da erschien plötzlich die schwarze langaufgeschossene Gestalt eines heulenden Schusterjungen auf dem Platz, und Herr Jakobäus Mayer riß die funkelnden Augen weit auf, legte die Hände auf den Rücken und rief dem Burschen ein barsches „Her da!“ entgegen. Er kam schlotternd und schluchzend, sich vor Hochachtung beinahe krümmend, herbei.

„Was hat's gegeben?“

„Ja — ach Gott — der Meister — fortgejagt hat er mich.“

„Warum?“

„O Herr Jakobäus Mayer, weil ich noch das andere Butterbrot gegessen — zu meinem hin, als sich der Meister drehte.“

„Natürlich,“ brauste Herr Jakobäus auf, „da haben wir ihn, den Hauptpunkt — so ist's mit Eurer Religion — wenn Ihr wo ein Butterbrot seht, das Ihr nicht haben sollt, gleich freßt Ihr's auf.“

Malchus schüttelte den Kopf: „Ich gewiß nicht mehr.“

„Warum nicht, ich will wissen warum?“

Der Bursche schaute ihn ganz verwundert an: „Weil mir's so schlecht gegangen ist.“

„Also darum!“ Kirchröthe färbte die Wangen des alten Herrn. „So

wachien sie auf, so kriegen sie's eingebläut, statt daß man ihnen den Hauptpunkt einbläute!"

„Ach Gott, Herr Jakobäus,“ jammerte Malchus, „ich bin ja schon so viel gebläut — weiß nicht wo ich mein Abendbrot und morgen mein Mittagessen herkriegen soll — hab' weber Vater noch Mutter — und Alles wegen dem lumpigen Butterbrot.“

Jakobus trat ein wenig zur Seite, wies auf die Thüre, legte seine Stirne in noch tiefere Falten und befahl in einem Ton, der keine Widerrede duldete:

„Marſch — hinein, wasch' Dich — will sehen ob ich Dich brauchen kann.“

Malchus stürzten die Thränen aus den Augen, er wollte sprechen, stolperte über die Treppe, verlor einen Schlappen, und eh' er sich's versah, war er drinnen, und die Thür hinter ihm zu.

Herr Jakobäus beschäftigte sich nämlich mit der Erfindung einer neuen Religion. Er fühlte sich dazu berechtigt, da seine Vergangenheit eine weit interessantere war, als die seiner Umgebung, und sein Wissen beträchtlich über den Horizont derselben hinausging. Sein Vater hatte ihn seiner merkwürdigen Gedanken wegen auf die Universität geschickt, damit er ein Gelehrter werde. Aber die Merkwürdigkeit seiner Denkart übertraf sogar die Erfordernisse der Universität. Als er zum Examen die Aufgabe erhielt: Ueber die Natur und Organisation der Wirbelthiere, da behandelte er den Aufsatz in zwei Abtheilungen: 1) Ueber die Natur — von der er eine schwungvolle, höchst poetische Schilderung gab; 2) über die Organisation der Wirbelthiere — bei deren Aufzählung er zu dem Schlusse kam, daß auch der Mensch ein Wirbelthier sei, und da Gott den Menschen nach seinem Ebenbild erschaffen, so sei Gott das höchste Wirbelthier.

Nach dieser Auseinandersetzung wurde ihm das übrige Examen erlassen, und er ging heim. Aber er brachte eine ganze Kiste philosophischer Werke mit, unter deren Einfluß der kleine Laden eine andere Physiognomie gewann.

Der Vater des Jakobäus war gestorben als der Sohn noch auf der Universität weilte; die Mutter hatte schon früher das Zeitliche gesegnet; es war also Niemand da, der sich der Veränderung, welche mit dem ehrwürdigen Lädchen vor sich ging, hätte widersetzen können. Hier war vor dem Alles zu haben gewesen, was Herz und Geist der Einwohnerschaft begehrte; neben Romanen und Gedichten ruhten einträchtlich Zahnbürsten und wohlriechende Seifen; Schmuck, Kinderbälle, Rosenkränze, Tintenflaschen und Heiligenbilder, Könige und Päpste — Alles vertrug sich in Frieden und Eintracht. Da plötzlich verschwand Alles, was auch nur im Entferntesten mit der Religion zusammenhing, aus dem Laden; die Bauernweiber der Umgegend mochten noch so sehr lamentiren, Herr Jakobäus Mayer verkaufte keine Rosenkränze mehr — sein Platz in der Kirche blieb

unbesetzt, sein Geschäft während des Gottesdienstes offen. Dies Alles datirte von dem Zeitpunkte, da Jakobäus mit Hülfe seiner philosophischen Werke und seines Verstandes herausgebracht hatte, daß es keinen lieben Gott im Himmel gäbe.

Aber der Mensch muß etwas haben — eine höchste Instanz, vor der er sich beugt; darüber sann nun der Mann unverdrossenen Gemüthes Jahr aus, Jahr ein nach. Zur Zeit als er den Malchus aufnahm, war er gerade mit seinem Hauptpunkt im Reinen, und nun sollte es beginnen, das Werk der Verbreitung, und Malchus war ausersehen die Vermittelung zu bilden zwischen der Welt und der neuen Lehre.

Allein über des Burschen struppiges Haupt waren bereits viele Semester gezogen, und er mußte noch immer nicht, was sein Herr eigentlich wollte. Er besorgte dessen Geschäft mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit, führte Buch, und nur das Verkaufen ließ sich Herr Jakobäus Mayer nicht nehmen. Des Nachmittags schritt er, die lange Pfeife im Munde, vor dem Ladentisch auf und ab und docirte. Zu Anfang saß Malchus mit offenem Munde auf seinem Drehstühlchen und machte keinen Hehl von der Unzulänglichkeit seines Verständnisses. Aber dann wurde der Alte wüthend, seine großen blauen Rinderaugen kamen in's Rollen, er fuhr sich mit beiden Händen in das schneeweiße lockige Haar, das wie ein Heiligenschein sein jugendlich gefärbtes Antlitz umgab, und schrie, daß man's bis über die Gasse hören konnte:

„Du Eiel — Du Maulaff' — Du hirn- und gedankenlose Creatur! willst Du aufpassen, soll ich Dir den Kopf zwischen die Ohren setzen — giebt's denn etwas auf der Welt, das sonnenklarer wäre; Gott ist nicht — aber der Hauptpunkt, das Gewissen ist! Denke Dir, auf dem Thron der Ewigkeit, das Gewissen, jene Macht, die nicht belohnt und nicht bestraft und nicht beweihräuchert wird und sein will, mit der wir aber wie mit einem Draht zusammenhängen durch unser eigenes Gewissen, das, wie ein Soldat seinem Obersten, dem Weltgewissen unterthan ist; so daß, wenn wir eine schlechte That gethan, etwas Schimpfliches vollbracht, wodurch unser Gewissen im Zustand des Beschmutzseins sich befindet, dies unwiderruflich einen trüben Schein des allgemeinen Weltgewissens verursacht und hiebligh genommen eine Art Verschmetterung unserer Seelen in Folge hat, da wir, durch den Draht, zusammenhängen. — Hast Du mich jetzt verstanden? — giebt's denn auf der Welt etwas, was sonnenklarer ist? oder bist Du vielleicht ein Simpel, und ich alter Mann red' in ein leeres Loch hinein?“

Darauf vermochte Malchus nicht mit einem „Ja“ zu antworten; er war dankbaren Gemüthes und erachtete es für seine Hauptpflicht, es seinem gütigen Wohlthäter in allen Dingen recht zu machen. So ließ er denn in Gottes Namen die wunderlichen Reden, ohne auch nur die Augen aufzuschlagen, über sich ergehen; und wenn ihm der Alte mit der Schlußfrage auf den Leib rückte:

„Nun, wie ist's, capirt der Kerl — ist ihm der Hauptpunkt endlich klar?“ — so erwiderte Malchus, ohne sich weiter ein Gewissen daraus zu machen, mit einem Ausdruck unvergleichlicher Selbstverständlichkeit:

„Sonnenklar!“

Aber seine Lüge brachte ihm böse Früchte.

„Was gehst Du denn noch in die Kirche,“ fuhr ihn Jakobäus eines Sonntags Morgens an, „wo Dir der Hauptpunkt klar ist — und das Zusammenstehen mit den Lämmeln, die wie Vierbeinige in den Tag leben — was hast Du bei diesen noch zu suchen? Was hilft mir all Dein Verständniß, wenn Du nicht bekennst — und was heißt bekennen anders, als nach seiner Gesinnung leben? Ich hoffe, es ist Dir klar, Kerl, daß Du nach nichts zu fragen hast auf der Welt, als nach dem Hauptpunkt.“

„Sonnenklar,“ murmelte Malchus, dem immer gleich der Schreden in die Glieder fuhr, sobald der Alte mit den Augen rollte. Er blieb von der Kirche weg und rauchte des Nachmittags sein Pfeifchen einsam auf der Bodentreppe. Aber es schmeckte ihm nicht; das Geschrei und Gelärm seiner Altersgenossen, die Regel schoben, tönte ihm an's Ohr, und er sprach manchmal im Tone tiefster Erbitterung:

„Der Teufel hol' den Hauptpunkt!“ —

„Das ist ein Kerl, mein Malchus,“ erzählte Jakobäus Meyer des Abends im Sternen; ein eminenter Kopf — Ihr Herren — so zu sagen einer, der mir meine zukünftige Gemeinde gründen wird —“

„Also, eine sogenannte Hauptpunktgemeinde,“ sagte der Sternenvirth, ein ungemein bieder Mann, den man nie anders als in Hemdärmeln sah — außer er ging zur Kirche, aber dann leuchtete er daher, als habe er die Lasten des ganzen Kirchspiels zu schleppen.

„Ja,“ schrie Jakobäus, „ja wohl, eine Hauptpunktgemeinde, was da heißt, eine Gemeinde der Gewissenhaftigkeit, in der keine —“

„Ruhig, ruhig,“ legte sich der Müller in's Mittel, „alter Hitzkopf, es wird doch heut nicht wieder gleich beim ersten Glas losgehen.“

„Also ich mein's auch,“ sagte der Sternenvirth, „also wir kriegen eine Hauptpunktgemeinde, die Gemeinde der sieben mageren Rüh; denn wenn sie Dir das Fasten also Alle nachmachen, so ist nicht viel an Euch zu verdienen.“

Schon wieder schnellte Jakobäus in die Höhe, obwohl ihn rechts der Lederhändler und links der Müller festhielt.

„Fast' ich? — ich eß' mich redlich satt — ich thu's nur nicht für zehne wie ein gewisser Kerl, der auf der Welt nichts Höheres leistet, außerdem daß er alle Fingerslang, also‘ sagt —“

„Also ich — ich soll immer, also‘ sagen,“ fiel ihm der Sternenvirth mit seinem gewaltigen Daß in's Wort; „nein, das ist mir doch zu dumme — also einer, der in Einem fort Hauptpunkt —“

„Ich bringe meinen Hauptpunkt nur da an, wo er hingehört“, überschrie ihn Jakobäus, „schlamm genug, daß ihr ihn noch immer nicht capirt!“

„Also freilich capiren wir,“ erklärte der Sternenwirth, „also was ist da lang zu capiren, als daß Du uns unserm Herrgott abspenstig machen willst.“

„Danke Euer Schöpfer, daß es keinen giebt,“ ereiferte sich Jakobäus, denn sonst käm’ er herunter Euch eigenhändig durchzuprügeln, dafür, daß ihr meint, wenn ihr des Sonntags ein Kirchenlied brüllt, müßt’ Euch eine ewige Glückseligkeit zum Lohn werden. Aber Euren Gelüsten leben, Euren Nächsten übervorthellen, thun als gäb’s keinen Hauptpunkt, kein Gewissen — jene Macht —“

„Um Gotteswillen,“ fuhr der Müller auf, „einmal in der Woche könntest Du uns wenigstens mit der Gewissensgeschichte’ verschonen —“

„Gut! Herr Jakobäus Mayer knüpfte seinen Rock zu, „an Euch sind Hopfen und Malz verloren! Da ist mein Malchus ein Anderer, der macht Euch Alle zu Schanden mit seinem Verstand.“

„Also das glaub’ ich meiner Lebtag nicht,“ erklärte der Sternenwirth; „der Kerl hat ja Augen im Kopf wie ein verschlafener Mops.“

„Mein Malchus! Sternenwirth, das war unsere letzte Unterhaltung!“ sprach’s, riß seinen Hut vom Nagel und stürmte davon.

Da sitzen wir nun wieder,“ sagte der Müller; „was soll man jetzt reden, der Sternenwirth hat keine Ruhe, bis er davon läuft.“

Der dicke Mann schlug auf den Tisch.

„Also diesmal freut mich’s; also was braucht er zu behaupten, ich sag’ immer, also!“

Malchus merkte eines Tages, daß ihn die Leute mit einer gewissen Scheu betrachteten, und daß ihm sogar das Kaverle aus dem Wege ging. Sie besorgte seit ihrem fünfzehnten Jahr den Haushalt des alten Herrn und zählte jetzt zweiundzwanzig. Des Abends ging sie nach Hause zu ihrer Mutter, der Lenderin; und da sie noch außerdem für das halbe Städtchen Botendienste zu verrichten hatte, so sah man sie nie anders als im Zustande der Athemlosigkeit, mit fliegendem Rock und halbwegs herabfallenden Zöpfen.

Jakobäus Mayer war in Verhältnissen, die ihm alle möglichen Bequemlichkeiten gestattet hätten, auch das Halten einer tüchtigen Magd; allein bei dem alten Herrn kam die Bequemlichkeit immer erst lange nach dem Wohle der Hülfbedürftigen. Die alte Lenderin nun war eine Frau, die er für’s Leben gern unterstützt hätte, aber sie nahm keine Almosen; ihr Mann war Maurermeister gewesen, und sie glaubte in guten Verhältnissen zu leben, während er Schulden machte und Alles vertrank. Nun war sie lahm, saß den ganzen Tag in ihrem Lehnstuhl und hielt Kleinkinderschule. Kaverle kleidete sie des Morgens an, gab ihr des Mittags zu Essen und brachte sie des Abends zu Bett.

Die Lenderin sagte: So lang leb' ich, bis ich die Schulden meines Mannes abgezahlt hab', und dann leg' ich mich hin und sterb'."

Und Jedermann war überzeugt, daß sie's am Schnürchen hatte.

Herr Jakobäus Mayer aber konnte zu seinem großen Aerger nichts Anderes für sie thun, als ihre Tochter in's Haus nehmen und dafür sorgen, daß sie nebenher noch Einiges zu verdienen vermochte. Und es war im ganzen Städtchen ein Gereife um das Xaverle, denn seine Hände waren eben so flink als sein allezeit frohgemuthes Mundwerk. Nur einen schwarzen Punkt gab's in ihrer Seele — sie konnte nicht lesen. Als Kind durfte sie eines langwierigen Hüftenleidens wegen die Schule nicht besuchen; später schämte sie sich als aufgeschossenes Mädchen in der Klasse der Kleinen zu sitzen, der Tod des Vaters und die Entdeckung seiner Schulden warf die Mutter auf's Krankenlager — so konnte von Nachholen des Versäumten nicht mehr die Rede sein. Der Kummer über ihre Unwissenheit drückte das Xaverle aber erst von dem Augenblick an, als sie hörte, daß Malchus ganz auf seinen Herrn herauskomme und schon bald schier so geseheidt sei wie dieser.

„Nein,“ seufzte es, „daß er das so heimlich vor mir hat halten können — da verlass' sich einer auf die Menschen!“

Und wenn's nun wie der Blitz in den Stuben oder im Laden des Herrn Jakobäus herumhantirte, so flog wohl zuweilen ein Blick zu dem rechnenden oder schreibenden Malchus hinüber; aber mit ihrem frohen, unbefangenen Geplauder war's aus. Einmal aber nahm sie all ihren Muth zusammen, um ihn zu fragen, was in dem Buche stehe, das er immer neben sich liegen habe. Er antwortete: „Philosophie“. Sie war ganz erschrocken über das Wort, das sie nie gehört, nun aber immerfort vor sich hin sagen mußte — wie beehrt.

„Was murmelt sie denn da,“ dachte Malchus, „ihr Gered' war ja noch's Einzig', was ich auf dieser Welt gehabt hab'.

Er verfolgte ihre behende Gestalt, die bald hoch oben auf einer Leiter stand, bald in's letzte Winkelchen des Ladens kroch; nur vor dem Bücher-schaff stockte ihre Behendigkeit. Ach immer die halbe Woche nach der großen Räumerei steckte ihr die Angst in den Gliedern, ob die Bücher, deren Aufschrift sie nicht zu lesen vermochte, auch so standen, wie sie stehen mußten!

„Denn,“ seufzte das Xaverle, „wenn er, der die Philosophie liest, wüßte, daß ich nicht einmal s' Natürliche lesen kann.“

In der Angst ihres Herzens fing sie dann jedesmal von diesen Büchern an:

„Ach Gott, Malchus, da schau her, mit den Büchern ist's nicht richtig, beim Studiren hab' ich mich verwechselt — ja, wenn man aber auch gar so wunderfzig ist und immer Alles wissen muß, was drin steht!“

„Aber es steht ja alles ganz recht,“ erklärte der ahnungslose Malchus jedes Mal, worauf das Xaverle erleichtert aufathmete.

Es ahnte freilich nicht, daß es der Herr Jakobäus Mayer selber war, welcher die verkehrt und bunt durcheinander stehenden Bücher allemal in Ordnung brachte; denn Xaverles Unwissenheit war ihm kein Geheimniß, aber er respektirte sie.

Eben das war's, warum jeder den alten Hitzkopf, der immerfort auf den lieben Gott schalt, lieb hatte. Da war keiner, dem er nicht schon durch Rath und That geholfen und beigestanden hätte; aber das geschah immer in aller Heimlichkeit, und schon im nächsten Augenblick that der alte Herr, als wüßte er nichts mehr davon. Und also beurtheilte ihn jeder nach seinem heimlichen Thun und war überzeugt, der Himmel machte es auch so, und nahm in Gottesnamen die schlimmen Reden in den Kauf. Nur der Herr Pfarrer wich dem Herr Jakobäus Mayer mit einiger Vorsicht aus, denn es war geschehen, daß bei einem Bittgang, als die Bauern betend über die Felder zogen, der alte Herr ihnen freßroth vor Zorn nachrief: „Geht heim und holt Mist und haltet's Maul.“

Der Herr Pfarrer, ein untersehter Mann mit etwas rother Nasenspitze, hielt es für nöthig, nach diesem Vorgang dem Herrn Jakobäus Mayer einen Besuch abzustatten. Der alte Herr, welcher viel zu oft in Eifer gerieth, als daß ihm die Veranlassung dazu jedesmal im Gedächtniß hätte bleiben können, empfing den Herrn Pfarrer mit dem neugierigsten Ausdrud seiner blauen Augen und fragte mit lebhafter Besessenheit, woran's fehle, und ob er helfen könne. Der Geistliche saß auf einmal vor einem guten Glas Wein und fand sich in ein Gespräch verwickelt über die Lenderin. Jakobäus Mayer, der immer so aufrecht saß, daß man, ob man wollte oder nicht, zu ihm aufschauen mußte, erklärte mit der ganzen Wärme seines Herzens:

„Das ist eine Frau, Gut ab! ein eminent eigensinniges Weib! Wenn ich sie so unter dem Kindervolk sitzen sehe, mit dem unbeweglichen Gesicht, auf dem geschrieben steht: 'ich thu' meine Pflicht' — Teufel noch einmal, aus der Haut könnt' ich fahren, daß man ihr nicht helfen darf! Und doch! Was meinen Sie, Herr Pfarrer, wenn ich denke, ich habe ihr so zu Gewissen geredet, daß sie mürbe ist — was sagt sie? „Alter Mensch, schämt Euch, daß Ihr mich dasselbe Fingerzucken spüren macht wie die Kinder, wenn sie nicht begreifen wollen“ — und dabei zähle ich zufällig heute acht- undsechszig — denken Sie!“

„Gratulire,“ jagte der Geistliche.

„Danke.“ Jakobäus rückte ihm näher. „Nach jahrelangem Kampfe, nach jahrelangem Aerger muß ich mein gutes Stück Fleisch täglich mit dem Gedanken genießen: Und dieses kranke Weib hat nichts als eine Schüssel Kaffee! Ich frage Sie, Herr Pfarrer, kann Einem das anschlagen — einem Menschen anschlagen, bei dem das Gewissen der Hauptpunkt —“

Der Herr Pfarrer erhob sich; der Sprung von der Lenderin zum Hauptpunkt verfehlte ihn in Schrecken. Er trank sein Glas aus, wollte endlich mit seiner Wittgangsangelegenheit herausrücken; aber da legte ihm der wunderliche Mensch beide Hände auf die Schultern, schaute ihn mit einer Treuherzigkeit an, daß dem Geistlichen ganz weich zu Gemüth wurde, und begann in einem Ton, der so kindlich und schmeichelnd klang, daß man gar nichts Schlimmes hätte dahinter vermuthen können:

„Sagen Sie doch, lieber Herr Pfarrer, könnten Sie denn nicht in des Teufels Namen einmal von Ihrer Kanzel herunter predigen, daß das Gewissen wirklich der Hauptpunkt ist?“

Der Geistliche suchte sich von den eisernen Händen, die seine Schultern umklammerten, loszuwinden; Herr Jakobäus hielt ihn fest: „Denken Sie sich die vollkommene Welt, wenn jeder auf die Stimme seines Gewissens hörte; wenn in der Schule gelehrt würde: Du Lämmel, es giebt nur eine Nummer: der Hauptpunkt, welcher ist das Gewissen — nur eine Todsünde: sein Gewissen beleidigen — und nur eine Belohnung: selig sind die reinen Gewissens sind, denn sie tragen zum Glanze des Weltgewissens bei!“ Die Augen des Sprechers leuchteten in seltsamen Glanze auf der geistlichen Herrn herab, der sich endlich losriß und im nächsten Augenblick die Tadbentreppe hinunterflog, dabei ein paar Worte murmelnd, die nicht gerade wie ein Segenswunsch lauteten.

„Ha,“ freute sich Jakobäus und rieb sich die Hände, „da geht er hin im Zorn und kömmt’ mich steinigen! Darauf muß sich jeder, der eine neue Idee in die Welt bringt, gefaßt machen.“

„Malchus“, sagte er ein paar Tage später zu seinem Gehülfen, den man hinter dem Comptoirtisch kaum sah, so hoch waren die Bücher vor ihm aufgepflanzt, „Du bist doch der wirkliche Büchermurm — Du —“

Malchus nickte; er war nun völlig zum Lügner geworden und fühlte sich in seiner Haut so unbehaglich, daß er sich schon eine ganze Weile nicht mehr unter die Menschen traute. Er sah wirklich aus wie ein Mops, mit seiner runden Nase und dem gutmüthigen Mund, und es gehörten schon ganz merkwürdige Augen dazu, um einen Denker in diesen Zügen zu entdecken.

Herr Jakobäus Mayer hatte aber in diesem Augenblick noch etwas Anderes auf dem Herzen als seinen Hauptpunkt. Als er Tags zuvor Malchus in seiner Stube hatte aufsuchen wollen, fand er den Gehülfen nicht, wie er erwartet, hinter seinen Büchern, sondern über den kleinen Käfig gebeugt, in dem ein Kanarienvogel zwitscherte. Und Herr Jakobäus Mayer blieb ganz verwundert über das Gebahren des sonst so stummen Burtschen unter der Thüre stehen.

„Ja, Du mein kleiner Spaß,“ flötete Malchus in den zartesten Tönen seiner Kehle, „Du Schazele Du — willst mich beißen — ja wart’, gelt, thät Dir gefallen, so eine Unterhaltung den ganzen Tag — ja wohl —“

hi hi —“ und er kicherte und schwagte, steckte die Finger zwischen die Drähte, blies den Vogel an und lachte, daß die Stube dröhnte.

Herr Jakobäus schloß leise die Thüre, trat seinen Spaziergang an und versank in Gedanken. Plötzlich schlug er sich gegen die Stirne:

„Ich Esel — ja natürlich! ich alter Kerl — der Malchus ist ja in den Jahren der zärtlichen Gefühle —“

Und nun wollte sich der alte Herr, mit seinem Gehülfen über diese Entdeckung verständigen. Noch nie war er so umständlich gewesen; die Sonne, die er sonst liebte, und die den ganzen Laden füllte, genirte ihn heute; er vergaß seine Pfeife mit Tabak zu füllen, wollte sie anstecken und wurde ganz wüthend über die Schwefelhölzer, die nicht zündeten. Endlich setzte er sich in Trab, paßte in seine leere Pfeife, daß es pfiß, und begann mit einem Gesicht wie das einer verschämten alten Jungfer:

„Ja, mein lieber Malchus, auch ich habe einst geliebt —“

Der Gehülfe horchte auf; das war ein ganz neuer Anfang, und er kam ihm sehr wunderlich vor.

„Es war zu Freiburg, und sie wohnte in der Salzgasse,“ fuhr Jakobäus zu sprechen fort; „wenn eine Stirne im Stande war den Hauptpunkt in seiner ganzen Tragweite zu begreifen, so war es die ihre. Mein lieber Malchus, die Liebe soll eine heilige Seite im Leben des Menschen bleiben — schlagen wir sie mit Andacht um. Ich fühlte mich als Träger einer Idee und wagte nicht eine zarte Frauenseele in meinen Kampf hineinzuziehen. Du aber, Malchus —“

In diesem Augenblick erschien ein kleiner Käufer unter der offenen Ladenthür und verlangte für drei Pfennige Zuckererbsen. Herr Jakobäus riß eine Düte aus der Lade, stopfte eine Handvoll des Verlangten hinein, strich dem Buben über's Haar und drückte ihm die Düte in die Hand.

„Halt, der Hauptpunkt, Kerl?“

„'s Gewissen!“ schrie der Bengel und war schon auf der Treppe, als Malchus hinter dem Comtoirtisch hervorschoß, ihn beim Ohr packte und ihm die drei Pfennige abforderte.

„Der hat's nun!“ freute sich unterdessen Herr Jakobäus; „ja, die Kinder, mit denen ist noch was anzufangen.“

Aber auch Malchus hatte es inne, daß die Kinder gar zu gern den Augenblick abpaßten, Herrn Jakobäus allein im Laden zu treffen. Darum die vielen Bücher, welche er vor sich aufgepflanzt hatte; von diesem Hinterhalt aus konnte er den zerstreuten Verkäufer und die gewissenlosen Rangen scharf im Auge behalten. Manchmal mußte er sogar ganz biebere Bäuerlein an den Geldbeutel mahnen.

„Poß Bliß!“ wunderte sich Herr Jakobäus Mayer, „da habe ich schon meinen ganzen Tabak aufgeraucht; ich werde mir aber noch eine Hand voll gönnen, denn es ist eine zu ernste Sache auf dem Tapet — ja, mein lieber Malchus“ — der alte Herr wurde förmlich affectirt vor Verlegenheit

— „Malchuslein, ei, ei! nun ja, auch Du bist in dem Alter der zärtlichen Gefühle angelangt.“

Der junge Mensch fuhr in hellem Entsetzen mit der Nase bis auf seine Zahnen herab, so daß nur noch ein paar hochrothe Ohrenspitzen von ihm zu sehen waren.

„Ach Gott, ach Gott, Herr Jakobäus Mayer,“ jammerte es in diesem Augenblick unter der Lادenthüre, und eine Gestalt mit erhobener Küchenschürze stolperte unter herzbrechendem Geschluchze über die Schwelle. „Aber Vine,“ ärgerte sich Herr Jakobäus, „schon wieder!“ „Ach Gott, ja, — sie war halt wieder so grob — und ich bin doch siebenundzwanzig Jahre alt und hab’ auf Freiburg gedient, wo man weiß, was der Brauch ist — und die Frau ist doch erst sechsundzwanzig und will mich Anstand lehren und saueren Bratenbrüh: Frau Apothekern, hab’ ich gesagt — und nichts weiter auf meine Ehr’ — Sie kommen mir vor wie eine geschossene Spargel — und wer gleich schon wieder kündigt, ist sie — und zwar auf der Stell’ — o und mir ist die Frau so an’s Herz gewachsen, und die Kinder, und eine Spargel ist doch kein Thier, und bringen Sie’s doch wieder in Ordnung, lieber guter Herr Jakobäus Mayer, ’s soll gewiß nimmer vorkommen — auf Ehr’ und Seligkeit — ich will sagen, auf mein Gewissen — verbesserte sie sich.“

„Daß Dich!“ murmelte der alte Herr und langte nach seiner Mühe. „Aber Vine, dieses Mal noch, und dann nie wieder.“

Sie rannte voraus, immer noch die Schürze vor dem Gesicht, und er folgte bedächtig und langsam, einen dicken Qualm vor sich hinblasend.

„Aha,“ sagte der Apotheker, „da kommt er mit der Friedenspfeif’!“

Im nächsten Augenblick stürzten die zwei Söhnelein des Hauses auf den alten Herrn los, und er bückte sich und nahm sie auf den Arm. Da saßen sie nun und lachten und husteten in den Qualm, und der Apothekerin oben am Fenster, welche sich diesmal fest vorgenommen, sich nicht erweichen zu lassen, war es schon ganz versöhnlich zu Muth.

Malchus aber schüttelte sein trauriges Gesicht, den Blick trübselig auf ein kleines Spinnwebgewebe heftend, in dem eine eingesponnene Fliege zitterte.

„Nun wird gleich die Spinne über dich herfallen“, sprach er leise, „und so geht mir’s — alle Tag’, jeden Augenblick kann’s entdeckt werden, daß ich ein Esel bin und ein Lügner — den Spott der Leute wollt’ ich noch ertragen, aber ihn kränkt’s und das hat er nicht um mich verdient — das Beste wär’ ein früher Tod!“

„Vöglein im hohen Baum
Klein ist’s, ihr seht es kaum“ —

lang’s mit heller Stimme aus der hinteren Stube — klitsch — klitsch —

„Singt doch so schön“ —

fiel Malchus mit zitterigem Haß ein. Ach, wie mit Macht riß es ihn zu dem Geschöpf hin, das seine Sprache sprach! Sie stand mit ihren runden Füßchen bis an die Knöchel im Wasser, denn es war Samstagabend, und ihre Wangen glühten von der doppelten Anstrengung des Bürstens und Singens.

„Du bist aber vergnügt, Kaverle!“ seufzte er.

„Ich — da hab' ich's ganz vergessen, denn eigentlich bin ich traurig —“

„Es wird Dir halt ein wenig viel werden mit dem Schaffen; man sieh Dich ja nie anders als im Schuß.“

„Nein, das ist's nicht“ — sie biß in ihr Butterbrot, das auf dem Tisch lag und fuhr alsbald mit ihren beiden Armen in den Kübel Wasser.

„Aber so setz' Dich doch ein wenig zum Bespern —“

Run mußte sie lachen. „Das wär' schön, ich bin in meinem ganzen Leben nicht zum Essen gegessen — aber Du bist ja jetzt ein ganzer Herr Gelehrter worden — darf man denn noch in seiner Dummheit mit Dir reden?“

„Ach, hast Du vielleicht darum nicht mehr mit mir gesprochen?“ fragte er ganz erstaunt.

„Freilich, denn wenn ich les' wie gedruckt, die Philosophie ist mir halt doch nicht handlich —“

Er hätte so gern gesagt „Mir auch nicht!“ — statt dessen erklärte aber er mit einem Gesicht, als verkünde er eine Todesnachricht:

„'s ist eben der Hauptpunkt —“

In Kaverle stieg ein Gefühl der Trostlosigkeit auf, sie nahm ihren Kübel und schüttete das Wasser mit einer solchen Gewalt über die Dielen hin, daß Malchus sich schleunigst von der Thüre zurückziehen mußte. Als er wieder erschien, erklärte sie unter Schluchzen, Bürsten und Essen: „Wenn eine fließend lesen kann, braucht sie sich noch lang' nicht zu schämen; und die Leut' sagen alle, und der Herr Pfarrer selber, daß das mit dem Hauptpunkt Unsinn ist. Daß aber Du Dich auch darein mengst, das hätt' ich nimmermehr gedacht von Dir, und daß ich's nur gerad' sag' — darum bin ich traurig. Aber denke mir nicht, daß ich mich verachten lasse — wo ich den ganzen Bücherschaff auswendig kann und nur nicht davon reb', weil ich zu nobel bin; aber das sag' ich Dir, Malchus, wenn Du wirst wie der Herr Jakobäus und den lieben Gott verleugnest, das übersteh' ich nicht — denn Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß die Philosophie ein Wort ist, das vom lieben Gott stammt — wenn ich auch nichts von ihr weiß, so viel versteh' ich doch, denn wenn ich auch nicht geschiedt bin, so ist's wenigstens meine Mutter, da sie den ganzen Tag sitzt und ihre Gedanken beisammen halten kann — aber ich werd', so Gott will, auch endlich einmal zum Eizen kommen — und dann! ja dann werd' ich

Dir's beweisen — dann soll Dir's kurios gehen — dann wirfst Du mich um Verzeihung bitten wegen Deiner Verächtlichkeit, und es soll Dich gereuen, daß Dir der Hauptpunkt über jede menschliche Creatur ging. — So, und jetzt ist's sechs, wo mich die Apothekerin erwartet“ — schweb, flog noch eine Handvoll weißen Sandes über den Boden — im nächsten Augenblick war die behende Gestalt auf der Gasse.

„Die,“ sagte Malchus, ihr voll Bewunderung nachblickend, „die spricht sich aus — wenn ich nur auch so einer wär!“

Der arme Sünder schnarchte längst mit einem Behagen, um das ihn ein Gerechter hätte beneiden können, als er plötzlich mitten in der Nacht laut angerufen und kräftig geschüttelt wurde. Schlaftrunken sperrte er die Augen auf; da stand sein Herr in der Zipfelfappe, das Licht in der Hand, am Fußende des Bettes.

„Mein lieber Malchus,“ sprach er, „in Anbetracht unserer heutigen Unterredung erfahre folgende Idee: Du mußt heirathen! Aber mit den hiesigen Mädchen ist nichts; ich kenne keines, das im Stande wäre, unsere Lehre zu begreifen. In Deiner Ehe aber muß natürlich der Hauptpunkt die Hauptsache sein, und Du mußt Kinder erziehen, die schon in der Wiege die Gewissenhaftigkeit selber sind. O Malchus, Du glaubst nicht, was für eine wundervolle Idee ich habe! Ich fahre nämlich auf Freiburg und hole Dir die Braut — ich hole sie aus der Salzgasse — denn sicherlich hat jenes herrliche Mädchen geheirathet und Töchter bekommen mit eben solchen klugen Stirnen. Uebermorgen reise ich; denke Dir, was für eine Zukunft sich vor uns aufthut! Träume von ihr — träume von ihr, mein Sohn!“ sprach Herr Jakobäus Meyer mit aufgehobenem Zeigefinger und schlurfte in seinen Schlappen von dannen.

Malchus aber ließ das Träumen bleiben; das Kinn auf die emporgezogenen Kniee gestützt, sann er über die Zukunft nach, welche ihm sein Herr in Aussicht stellte, und kam zu dem Schluß, daß sie nicht nur nichts Verlockendes, sondern geradezu etwas Abschreckendes für ihn hatte.

„Nein,“ erklärte er, „nein, ich halt' diese Verlogenheit nicht länger aus — es ist mir Alles eins — Alles eins — ob's einen Teufel giebt oder keinen — ob ich in der Hölle braten muß, oder von dem Weltgewissen zerstückt werde — jeder Zustand ist mir angenehmer, als der meiner Verlogenheit.“

Er wollte in der Morgenfrühe das Haus verlassen; allein Herr Jakobäus Meyer hielt ihn am Rockschöß fest. Der alte Herr war schon mit dem ersten Grauen des Tages aufgestanden. Was er an Wäsche besaß, lag in seinen beiden Stuben auf Tischen, Stühlen und Comoden ausgebreitet; vier verstaubte Holztruhen hatte er im Schweiß seines Angesichts vom Boden herunter geschleppt.

„Wo willst Du denn hin,“ fuhr er Malchus im aufgeregtesten Tone an, „wir haben ja alle Hände voll zu thun mit dem Packen! Zwei weiße

Westen sind noch bei der Wäscherin, ich habe nur vier; wie soll ich mit vier weißen Westen in Freiburg auskommen. Es ist entsetzlich! Wenn nur endlich das Xaverle käm'! Es müßte gleich zur Wäscherin rennen. Auch mit den Stiefeln ist's fatal; stelle sie einmal in Reih und Glied hier mitten in die Stube — die, welche mir am bequemsten waren, hab' ich neulich so einem verfluchten Kerl geschenkt — sie wittern's aber auch immer; ich brauch' nur ein Paar gut ausgetragene Stiefel zu haben, gleich steht einer da und hat keine."

Mit dem Schläge fünf erschien das Xaverle.

"Na, was giebt's denn da!" schrie's auf beim Anblick der Unordnung und des aufgeregten Herrn Jakobäus.

"Du mußt gleich fort," rief dieser, „zur Wäscherin, ich müßt' die zwei weißen Westen haben — 's preßirt — ich fahr' auf Freiburg — ich hol' dem Kerl dort die Braut."

"Da haben wir's," seufzte Xaverle und sank auf den nächsten besten Stuhl.

"Jetzt macht sich's die Creatur noch lange bequem," entsetzte sich Herr Jakobäus; „hab' ich nicht gesagt, 's preßirt?'"

Xaverle schnellte auf und fuhr wie der Blitz zur Thüre hinaus. Malchus stand immer da, die Hände in den Taschen und starrte auf die Stiefel. Plötzlich hörte er's im Laden draußen „pst, pst!“ rufen.

Er ging hinaus.

"Ich weiß ja gar nicht," schluchzte ihm Xaverle händeringend entgegen, „weiß ja gar nicht, was ich bei der Wäscherin soll."

"Zwei Westen!" würgte er heraus, und nun heulten sie miteinander ein herzbrechendes Duett und schauten sich durch ihre Thränen an, und ihre ganze Liebes- und Schmerzensgeschichte fand ihren Ausdruck in einer Bewegung des Daumens, womit Malchus nach der Stube zeigte, und einem Nicken des Mädchens, das genau begriff: hier bleibt nichts Anderes übrig als gehorchen.

Des Nachmittags entfernte sich Herr Jakobäus Mayer, um sich, wie er sagte, einen neuen Hut für das Abenteuer zu kaufen. Unterwegs begegnete ihm ein Holzfäller, den er gut kannte — die Armen waren alle seine guten Bekannten — und also sah er's dem Mann gleich an, daß er was auf dem Herzen hatte.

"Was giebt's?" fragte er stehen bleibend, „Ihr schaut ja drein wie ein verdrießlicher Regentag."

"Der Mann zuckte die Achseln: „Ich hab' halt schon wieder eine Leich' — das Sterben frist mir meinen ganzen Verdienst auf — erst legt sich der Vater hin, dann die Mutter, hernach die Schwester und jetzt — 's Kind; die Armuth macht Einen so hart, daß man nimmer heulen kann über dem Gedanken: wie soll ich's zahlen?"

„Jakobäus, und Du willst Dir einen neuen Hut kaufen, wo's gar nicht nöthig ist!“ sprach des alten Herrn Gewissen, und er zog den Beutel.

„Heult, guter Freund, hier ist's Geld für die Leich' — wie alt war das Kind?“

„Erst zwei Jahr,“ erwiderte der Mann, „ein herzig Ding, 's hat sich so gefreut, wenn ich heimgekommen bin“ — er wischte sich mit dem Ärmel über's Gesicht — „ich dank' Ihnen auch, Herr Jakobäus Mayer, ich hab' schon geglaubt, ich bin ein Unmensch.“

Der alte Herr ging weiter; er kam immer daher wie aus einer Welt der Ordnung und Sauberkeit, der Pünktlichkeit und des Wohlwollens, und jeder Vorübergehende grüßte ihn mit einem komischen Gemisch von Hochachtung und Vertraulichkeit. Er trat in eine Hintergasse und von da in ein kleines Häuschen, aus dem ihm der fröhliche Gesang höchst ungeschulter Kinderstimmen entgegentönte, die aber augenblicklich verstummten, als Jakobäus Mayer gebückten Hauptes über die Schwelle trat. Diese kleine Schaar behandelte ihn ganz als ihresgleichen, oder vielmehr als eine wandelnde Dute, denn in seine Rock- und Hosentaschen fuhren sofort ein Duzend kleiner Hände, und heiter lachende Augen strahlten zu ihm empor. „Man ist seines Lebens nicht mehr sicher,“ brummte Jakobäus und streute einen Regen von Zuckererbsen über die Häupter der Kleinen hin, „so — und damit Ihr seht, daß es fertig ist —“ er zog alle Taschen heraus, sogar die der Weste, und trat dann, Uhr und Schnupftuch in der Hand, vor die Lenderin hin.

„Nämlich, ich habe eine Idee, ich reise in Herzenssachen, und Ihr werdet mich ein paar Tage nicht sehen, Kaverle hat's Euch wohl schon erzählt.“

„Kein Wort,“ erwiderte die Frau, „'s war heut' besonders eilig.“

„Es handelt sich um Malchus, ich will dem Malchus eine Frau holen.“

„Ihr?“

„Ja, ich! weil ich am besten weiß, was er für eine braucht,“ ereiferte sich der alte Herr und fing an durch die Stube zu rennen, wobei er alle Augenblick über ein Kind stolperte; „er braucht eine, die meinen und seinen Grundsätzen entspricht, die im Stande ist uns zu verstehen, die denkt, wie wir denken, und handelt, wie wir handeln — jawohl Lenderin!“

„Hab' ich Euch denn widersprochen, daß Ihr so schreit?“ fragte sie.

„Natürlich habt Ihr — Eure Augen — als ob die jemals zu einer meiner Ideen ‚ja‘ gesagt hätten — wenn einer den heiligen Thomas malen will — empfehl' ich ihm Eure Augen.“

„Jakobäus, so seht Euch doch,“ unterbrach sie ihn, „seht Ihr denn nicht, daß die Kinder sich einen Spaß daraus machen, Euch unter die Beine zu rennen?“

„Ja richtig,“ meinte er, sie wie abbittend anschauend, „ich habe ja nur einen herzlichen Abschied von Euch nehmen wollen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Der Malchus kommt mir aber gar nicht vor, als wollt' er eine Frau von so weit her; den schraubt Ihr hinauf, dem ist's gar nicht wohl in seiner Haut, das seh' ich durch's Fenster.“

„Dem Malchus,“ schrieb der alte Herr, „durch's Fenster — wenn etwas sicher ist auf dieser Welt, ist es das: der und ich sind eins — der nimmt die Frau, die ich ihm vorzuschlag' — er nimmt sie, weil er weiß, mich bestimmt nichts Anderes als der Hauptpunkt.“

„Der ist noch Euer Unglück,“ erklärte die Lenderin, „er macht Euch blind und taub; Gott steh' mir bei, wenn ich den Hauptpunkt aus Euerm Leben wegpuzen könnt'.“

„Meine Idee aus meinem Dasein wegpuzen!“ freischte der alte Herr, Kirckroth vor Zorn, „wißt Ihr denn, was Ihr sagt? — begreift Ihr denn — nichts begreift Ihr — aber eines Tages, es kommt der Tag, da wird sie triumphiren, meine Idee — und Ihr werdet — werdet's hoffentlich erleben.“

Er rannte davon, und die Lenderin schickte ihm einen Buben nach, der ihm die heraushängenden Taschen in den Rock stecken mußte.

Herr Jakobäus wandte den Schritt zur Allee, welche hinter dem Städtchen den Rhein entlang führte; hier war es einsam, still und lustig. Raum sah ihn jedoch der Sternenhirth, dessen Hinterhaus auf die Allee mündete, als er, wie immer lunterhaltungsbedürftig und hemdsärmelig, dem Herrn Jakobäus nachgekeucht kam.

„Du kommst zur guten Stunde,“ brummte der Philosoph, „ich bin geladen.“

„Also ich war krank,“ verkündete der Sternenhirth, „und wer mich kein einziges Mal besucht hat, das warst Du.“

„Und wer am Charfreitag fastet zum Umsinken,“ erwiderte Jakobäus, „und am Ostersonntag sich's schmecken läßt, daß er fast dran stirbt, der ist in meinen Augen ein Mensch, dessen Krankheit mich nicht interessirt.“

„Also es ist mir nur ein Stückchen Lachs in der Kehle sitzen geblieben,“ erklärte der Sternenhirth.

„In der Kehle!“ schrieb Jakobäus, „Dir wird ein ganzer Lachs im Magen gefessen haben! Pfui Teufel, Sternenhirth, wie muß es in Deinem Gewissen aussehen, das nie im Einklang steht mit den Anforderungen des Hauptpunktes, das nicht weiß, was frohlocken ist.“

„Also wer sagt das,“ ereiferte sich der Sternenhirth; „in mir frohlockt's freilich — also wenn mir's schmeckt, oder wenn der Wein gebeiht — und oder auch zum Beispiel —“

Herr Jakobäus hatte, während der Sternenhirth sprach, auf den Rheinstrom hingeschaut, der sonnenbeschienen dahin glitt. Plötzlich stieß der alte Herr einen Schrei des Schreckens aus, mit beiden Händen auf

die Wellen zeigend, aus denen ein geisterhaftes Antlitz auftauchte und eben so schnell wieder verschwand. Im nächsten Augenblick hatte sich Jakobäus seines Rockes entledigt und war mit einem Satz im Wasser.

„Im Namen Gottes,“ brüllte der Sternemwirth und plumpste ihm nach.

Eine Weile kämpfte ein verworrener Menschenknäuel in den Wellen, dann zogen diese allein weiter, und das weiße Haupt des Herrn Jakobäus Mayer tauchte aus dem Wasser auf und that einen tiefen Athemzug: gleich darauf erschienen die beiden Anderen auf der Oberfläche: eine Sandbank war ihre Rettung gewesen.

Das Wasser ging aber immer noch hoch genug, und nur Jakobäus vermochte bequem darüber weg zu sehen; der Gerettete war halb bewußtlos, und der unglückliche Sternemwirth vermochte seiner Dicke wegen nicht festen Fuß zu fassen.

Wie mit Klammern hielt Jakobäus die Beiden fest.

„Zum Teufel, was springst Du denn in's Wasser, wenn Du nicht schwimmen kannst,“ fuhr er, sobald er wieder sprechen konnte, den pustenden Sternemwirth an.

„Also bildest Du Dir vielleicht ein, Du grober Mensch, ich lasse Dich vor meinen Augen ersaufen,“ leuchtete dieser, „also Hülfe, Hülfe, das Wasser nimmt mich — o lieber Jakobäus, halte mich fest — also im Mai im Wasser bis an den Hals, und Niemand, der uns sieht — also wer ist denn der Kerl, der verfluchte, der uns das eingebrockt —“

„Richtig,“ sagte Jakobäus und wandte sich links, „wer ist's?“

„Ach ich, Herr Jakobäus Mayer,“ greinte Malchus; „ich bitt' sehr um Entschuldigung, Herr Jakobäus Mayer —“

„Was,“ fuhr dieser auf, „und der Laden — und keiner auf seinem Posten, ja, das sind mir ja schöne Geschichten — das“ —

„Also ich bin schon ganz steif, und der Mensch jammert um seinen Laden, Hülfe — Hülfe — also Vaterunser —“ ächzte der Sternemwirth.

Jakobäus ließ ein wenig los und der dicke Mann schnellte erst ein Stück in die Höhe und versank gleich darauf unter Wasser.

„Hülfe, Hülfe,“ heulte er, „also — Gott, mein Leben steht in Deiner Hand —“

„Entschuldige, in meiner,“ erklärte Jakobäus, „ich brauch' Dich nur los zu lassen, und Dein Fett treibt Dich den Rhein hinunter —“

„Also ja,“ pflichtete ihm der Sternemwirth bei; „also ich bin ein unmäßiger Mann, und ich will gleich ersaufen, wenn ich mich nicht bessere — o Du Muster von Mäßigkeit, lieber Jakobäus, also hilf mir schreien um des Himmelswillen, denn ich halt' nimmer länger aus —“

Als bald fingen sie alle Drei an ihre Stimmen zu erheben und zwar mit der ganzen Kraft ihrer Kehlen und hörten nicht auf bis endlich ein Mensch die Köpfe über der Wasserfläche entdeckte.

Das Rettungswerk ging vor sich; das halbe Städtchen stand am Ufer, als der Fischertahn mit den Dreien landete.

„Nur gleich einen heißen Grog für den Sternenvirth,“ sagte Jakobäus zu der Frau des Letzteren, die ihren triefenden Gatten heulend umschlang — „marsch vorwärts, es ist keine Zeit zu Auseinandersetzungen jetzt — in's Bett mit Dir, Malchus, ich komme gleich nach —“

Er selbst ging mit in den Sternen, deckte den Wirth bis an die Nase zu, reichte ihm den Grog und schied mit den Worten:

„Nun schwiß', Alter; wenn's Dich aber doch nehmen sollte, so kannst Du wenigstens mit dem Bewußtsein hinfahren, mit dieser einen That das Weltgewissen versöhnt zu haben.“

Mitten in der Nacht, — Herr Jakobäus hatte ein paar Stunden eines erquickenden Schlafes genossen — fiel ihm plötzlich ein: Ja, wie zum Ruckuck kam denn eigentlich der Kerl in's Wasser?

Er stand auf, zündete sein Licht an und wanderte hinüber; schon betrat sein Fuß die Schwelle von Malchus' Schlafkammer, als ein lautes Schluchzen des alten Herrn Ohr traf: Er blieb stehen: Hat er am End' ein Fieber —

„O Xaverle, hieß es drinnen, nicht einmal sterben soll ich — nun holt er mich gar aus dem Wasser — und jetzt ist Alles aus zwischen uns — o Xaverle, Xaverle, alles ist aus!“

Leise auftretend verfügte sich Herr Jakobäus in sein Schlafzimmer zurück.

„Gm, hm, kenn' einer die Welt und die Menschen aus — hm, hm — ein so eminenter Kopf und schnurstracks in's Wasser aus Liebe zum Xaverle — Teufel noch einmal — ja Himmelbonnerwetter, wer hat ihn denn eigentlich hineingejagt — du Jakobäus — ja ja, nur hübsch eingestanden — in Deiner Blindheit, Trübheit und Verranntheit — und willst was Besseres sein als Deine Widersacher!“

Und Herr Jakobäus blies sein Licht aus, denn er konnte die Helle nicht mehr vertragen.

Am folgenden Tag zeigte er sich über alle Begriffe zerstreut, daß Malchus zu seinen eigenen Sorgen hin noch die heimliche Angst überkam, der alte Herr habe am End' bei dem unfreiwilligen Bad den Verstand verloren. Mindestens zwanzig Mal im Laufe des Vormittags sah man ihn im Sturmschritt zum Sternen eilen, von wo er lächelnd und händereibend zurückkam, lauter confuse Dinge redend. Des Abends fuhr er gar mit dem Braunen des Sternenvirthe bei der Lenderin vor.

Die alte Frau war allein und wendete ihr geduldig ernstes Gesicht dem Eintretenden entgegen.

„Ihr führt wieder was im Schilde, Jakobäus.“

Er nickte: „Ihr seid eine große Menschenkennerin.“

„Wißt Ihr auch, daß ich meine Gedanken über den Malchus habe.“

„Ja, das ist ein Kerl!“ unterbrach sie Jakobäus. „Nimmt da ein Bad im hellen Mai — Jugend hat keine Tugend“ —

„Ach geht mir doch, den hat was ganz Anderes in's Wasser getrieben — so ist's, wenn man den Menschen die Religion raubt — so weit habt Ihr's gebracht mit Eurem Hauptpunkt.“

„Und werd's hoffentlich noch weiter bringen, liebe Lenderin“, sagte Jakobäus, bückte sich, hob die sprachlose Frau vom Stuhl und trug sie vor's Haus. Im nächsten Augenblick saß sie neben dem lustig darauf los kutschierenden Jakobäus.

„O wie zuckt mir's jetzt wieder in den Fingern,“ knirschte die Frau. „Ist das eine Art eine lahme alte Frau zu behandeln?“

„Bin ich vielleicht nicht auch alt, und Ihr wollt mich immer ohrfeigen. — übrigens seid ruhig, es geschieht Euch nichts, ich hol' Euch nur in die Wiste.“

Sie hielten vor dem Laden.

Wenige Minuten später saß eine höchst verwunderte Gesellschaft um den festlich gedeckten Tisch im Staatszimmer des Herrn Jakobäus Mayer. Malchus wußte nicht, was er denken sollte; Kaverle, welches ganz ahnungslos gekommen war die Abendgeschäfte zu besorgen, saß nun vor Staunen und Unbehagen so tief gebückt am Tisch, als wollte es alle Augenblicke darunter verschwinden. Die Lenderin aber hielt Herrn Jakobäus fest im Auge, als suche sie ihm bis in's Innerste der Seele zu bringen; er ließ sie ruhig schauen, lächelte bloß geheimnißvoll und trieb den Sternemwirth, der mit wichtiger Miene einen Braten zerlegte, zur Eile an.

„Ja, nun werdet Ihr bald erfahren, warum ich Euch geladen,“ sagte der böshafte alte Herr, sich die Hände reibend; „eßt nur recht, damit Ihr einen Puff vertragen könnt — schenk' die Gläser voll, Malchus, und schau nicht aus wie eine Trauerweide; und Du, Kaverle, sitz' um Gottes Willen einmal richtig — heut' füttere ich die Mutter — und mir dünkt — nicht zum letzten Mal.“

„Daraus wird nichts,“ wollte die Lenderin protestiren; allein schon hatte ihr Herr Jakobäus mit großer Fürsorge und Zärtlichkeit einen Bissen in den Mund gesteckt, daß sie vollauf zu thun hatte.

„Kinder,“ sprach er, „die Sache ist nämlich die: ich habe eine Idee —“

„Also 'raus damit,“ schrie der Sternemwirth, mitten in seinem Vertilgungsseifer, „also wär's denn zum Aushalten vor Langerweil', wenn dieser Mensch keine Ideen hätt'!“

Jakobäus räusperte sich, nahm sein Glas und hielt's gegen's Fenster.

„Schaut her! dieser Wein hat lang im Keller gelegen, drum ist er so klar; auch der Mensch klärt sich! In dem Augenblick, als der Sternemwirth im Namen Gottes hinter mir in's Wasser plumpste, fiel mir's wie eine Vinde von den Augen: Jakobäus, ist diese That weniger gut, da sie

im Namen Gottes geschah, als wenn sie im Namen des Hauptpunktes geschehen wäre? — Wir müssen mit ‚Nein‘ antworten, mein lieber Malchus, es hilft Dir alles Sträuben nichts — und also mäßigen wir unseren Eifer — beruhige Dich, nicht indem wir unsere Verehrung für den Hauptpunkt einschränken, sondern insofern als wir unsere Waffen strecken, mit denen wir gegen Gott kämpften, um fürderhin als sanfte Verbreiter des Lichtes zu wirken, das endlich siegen muß!

„Dies Aergerniß aufgehoben, welches wir durch unsere Intoleranz den Menschen gegeben, wird hoffentlich dem Wunsche Deines Herzens, den ich erlausche, kein weiteres Hinderniß im Wege stehen — und also schlage ich feierlichst die Verlobung meines lieben Malchus mit der hier anwesenden Xaverl Lender, meinen lieben Gästen vor, falls die Betreffende die zärtlichen Gefühle des Obigen theilen sollte.“

Jakobäus erhob sein Glas; es stieß aber Niemand mit ihm an, als der Sternenhirth. Xaverle war verschwunden; sie rutschte unter dem Tisch zu ihrer Mutter hin, in deren Schooß sie das purpurrothe Gesicht barg.

Malchus hatte sich erhoben; er war sehr blaß, und schaute zum ersten Mal wie völlig erwacht aus den Augen.

„Herr Jakobäus Mayer,“ begann er, „es ist nicht Alles Gold, was glänzt, und der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht! Ich muß Ihnen einen Kummer bereiten, Herr Jakobäus Mayer, aber ich kann nicht anders. Ich habe Sie immerfort belogen, denn ich habe Sie nicht verstanden; ich habe mich im Anfang vor Ihrem Zorn gefürchtet, und mit Leichtigkeit die Lüge auf mich genommen. Dann aber saß ich drinnen, und es wurde mir schwerer und schwerer, denn ich habe keine Ahnung von der Philosophie und keine vom Weltgewissen; ich bin ein dummer Mensch, Herr Jakobäus Mayer, und wenn ich mich auch nicht mehr vor Ihrem Zorn fürchtete, so fürchtete ich mich, Sie mit dem Geständniß meiner Dummheit zu kränken. Ich lebte wie in der Hölle, und als Sie mir gar wollten eine gezeigte Frau holen, da verlor ich den Kopf und sprang in's Wasser. Sie haben mich wieder herausgeholt, Herr Jakobäus Mayer, und ich kann nun nicht länger leben ohne mein Geständniß und Ihre Wohlthaten annehmen: es ist möglich, daß Sie mich fortjagen, verachten und beschimpfen, und daß dann das ganze Städtchen auf mich zeigt als auf einen Lügner, und ich nirgends eine Stellung mehr bekomme im Leben; aber wenn ich auf offenem Felde, von allen Menschen verlassen, sterben müßte — mein Gewissen läßt mir keine Ruhe mehr, und also bekenne ich: ich habe Sie nie verstanden, Herr Jakobäus Mayer!“

Dem alten Herrn zuckten die Mundwinkel, in seinen Augen blinkte es feucht.

„O Du vollkommener Esel!“ rief er aus. „Der ganze Kerl ist zum Märtyrer seines Gewissens geworden und will mich nicht verstanden haben. Was habe ich denn Anderes gewollt, Malchus, als daß Du lernst dieser

Deiner inneren Stimme folgen, durch Dick und Dünn, was auch daraus entstehe? Daß Du's sogar ohne die Philosophen begriffen, durch die ich's gelernt, das beweist mir eben von Neuem, daß Du ein eminenter Kopf bist — ja wohl, Sternenhirth, ja wohl Lenderin, es bleibt dabei, mein Malchus ist ein eminenter Kopf! So, und jetzt hol' Deine Braut unter dem Tisch hervor, falls deren Mutter, die Frau Lenderin nichts dagegen einzuwenden hat."

"Ist's denn möglich?" stammelte diese, „mein Xaverle und so eine Heirath."

"Halt," sprach's, das dunkelrothe, ganz von Thränen überfluthete Gesicht von der Mutter Schooß erhebend, „ich — ich bin nicht würdig den Malchus zu heirathen, obgleich ich gestorben wär', wenn er eine Andere genommen hätte."

"Du," unterbrach sie die Mutter, „und davon sagst Du mir kein Wort?"

"Weil Du schon Kummer genug hast, und ich hätt's auch verschluckt, und Zeit zum Sterben hätt' ich auch keine gehabt; aber daß ich's nur gerad' sag', ich kann nicht lesen, ich hab' nie lesen können — aber ich hab's immer behauptet."

Und die Sünderin tauchte wieder unter.

Herr Jakobäus Mayer aber lächelte mit boshafter Seligkeit!

"Da haben wir's, liebe Lenderin, auch Nummer zwei capirt den Hauptpunkt. Nehmt mir's nicht übel, aber seine Idee triumphiren sehen, ist ein zu großes Plaisir, als daß man den Mund halten könnte — hoch lebe das Brautpaar, aber hoch lebe auch der Hauptpunkt!"

Und die Lenderin mußte trinken, ob sie wollte oder nicht, fast daß sie sich verschluckte.

"Ihr seid und bleibt doch ein alter Rindskopf," schalt sie mit selbst unruhigen Augen, „schon wieder zuckt mir's in den Fingern; diesmal aber, weil ich Euch die Hand drücken möcht' und nicht kann. Was meint Ihr, Sternenhirth, wenn er sich mit unserm Herrgott verträgt, wollen wir uns in Gottesnamen auch mit seinem Hauptpunkt versöhnen, er lebe hoch!"

"Also Amen, Amen, mir kommt's nicht darauf an," schrie der Sternenhirth; „also ich stift' einen Lachs zur Hochzeit."

"Mensch," fuhr Jakobäus auf, „mußt Du denn in dem erhabensten Augenblick an's Freßten denken!" Da besann er sich plötzlich und sprach, den Finger an die Nase legend: „Auch so ein Kerl kann gelegentlich zum Glanze des Weltgewissens beitragen!"





Drei Herbstgedichte.

Von

Martin Greif

— München —

Erinnerung an den Sommer.

Rosenwolken zieh'n im Blauen,
Während schon der Winter nah',
Und die Zeit, da Nebel brauen
Und sich flocken tummeln, da.

Aber um so mehr gerühret,
Schauen wir die Himmelspracht,
Bis sie eilend sich verlieret,
Denn schon frühe kommt die Nacht.

Hoffnung im Herbst.

Noch liegt ein grüner Schimmer
Auf Wiesen und auf Au'n,
Läßt sich auch nirgend nimmer
Ein blühend Hälmllein schau'n.

Und trägt des Herbstes Farben
Auch schon des Waldes Laub —
Nicht alle Blätter farben
Dem ersten Frost zum Raub!

Genug sind noch geblieben,
Um mählich zu vergeh'n;
Und, wenn sie auch zerfliegen,
Die Hoffnung bleibt besteh'n!

Zu Allerseelen.

Nicht läßt sich für die Todten viel mehr thun:
Ihr Tagewerk ist um, sie dürfen ruh'n.
Doch schläft Dir unter einem Hügel nah'
Ein Herz, durch das Dir Liebes nur geschah,
Und das, um Dich besorgt bei Tag und Nacht,
Allein an Dich, an Dich allein gedacht,
Dagegen Du den Dank ihm oft entzogst
Und es um seine Zärtlichkeit betrogst:
Dann geh' hinaus und wirf Dich auf sein Grab
Und bitte ihm im Staub die Schuld noch ab!





Martin Greif.

Don

Karl Schiffner.

— Graz. —

Wohl selten ist in unseren Tagen über den Werth und das Talent eines noch lebenden Dichters ein so heftiger Streit entbrannt, wie bei Martin Greif. Auf beiden Seiten finden wir bedeutende Männer, welchen weder blindes Vorurtheil, noch leichtfertiges Urtheil vorgeworfen werden kann. Wir wollen hier diesen Streit keineswegs schlichten, sondern versuchen, den Dichter auf neuen Wegen zu verstehen.

Martin Greif ist am 18. Juni 1839 als der Sohn eines höheren Regierungsbeamten zu Speyer geboren. Von früher Zeit beherrschte ihn nur eine Neigung — Soldat zu werden, die mit der Uebersiedelung seiner Eltern nach München neue Nahrung bekam. 1857 wurde er Artilleriecadett in dem bayerischen Heere, 1859 Lieutenant. Zeitweilig trat er in Disponibilität zurück, um sich humanistischen Studien zu widmen; 1865 unternahm er jene kühne und abenteuerliche Reise nach Spanien, um das dort spurlos verschwundene Ehepaar Hoffmann aus Nürnberg zu suchen, und wurde dadurch für einige Zeit der Held des Tages. 1866 stand er im bayerischen Heere gegen Preußen und nahm ein Jahr später den Abschied, um ganz dem neuen Berufe zu leben, den er erst spät als seinen wahren erkannt hatte. Allmählich nämlich war in seinem Wesen ein völliger Umschwung eingetreten: er war zum Träumer, zum Dichter geworden, und dadurch oft genug mit seiner äußeren Stellung in Zwiespalt gerathen; endlich reifte in ihm der Entschluß, nur als Schriftsteller wirken zu wollen. Oldenbourg in München war bereit, seine Gedichte zu ver-

legen, wofern Geibel sie günstig beurtheile. Greif legte sie dem Gefeierten vor. „Ihre Verse sind recht nett,“ sagte dieser, „und werden gewiß in Freundeskreisen ganz gut gefallen. Natürlich für das große Publikum, für eine strenge Kritik . . .“ Greif wußte genug, wollte aber ein ganz bestimmtes Urtheil. Da wies Geibel auf die flackernden Flammen im Ofen und sprach: „Nun, wenn Sie das wollen, so ist es das Beste, Sie werfen dieselben da hinein: dann haben Sie die Sache hinter sich.“

Kein Wunder, daß Greif an seinem Können irre ward. Erst Adolf Dayersdorfer, der feinsinnige Kunsthistoriker, erkannte sein großes Talent im vollem Umfange und nannte ihn einen „elementaren Lyriker,“ also ursprünglich und frei von Anempfindung. Er munterte ihn auf, es bei Cotta zu versuchen. Greif reiste selbst nach Stuttgart, wo Eduard Mörike sein Talent selbst gerne anerkannte. Nun galt es noch Cottas Hauptbeirath Kläiber, den Schrecken aller jüngeren Versemacher, zu gewinnen. Als dieser erfuhr, um was es sich handle, nahm er Greif sehr kühl und zurückhaltend auf; aber, als er mehrere Lieder gelesen hatte, war er gewonnen und verkündigte dem harrenden Dichter sein Glück mit den Worten: „Sie kommen zu Cotta“.

So erschienen 1868 die „Gedichte von Martin Greif“, aber sie konnten lange keinen Erfolg erringen. Erst 1881 wurde eine zweite Auflage nöthig; jetzt liegen sie bereits in der fünften, bedeutend vermehrten, vor.

Viele Beurtheiler fanden die Gedichte schwach, alltäglich, kunstlos in der Form und fehlerhaft in der Sprache und begriffen nicht, wie andere von diesem „Gestammel“ doch so viel Wesens machen konnten. Wer sie aber mit unbefangener Seele liest, zu dem reden sie eine wunderbare Sprache. Greifs Stoffe sind vielfach alltäglich, aber nicht seine Art, sie anzuschauen. Er vermeidet fast immer Reflexionen, nur manchmal knüpft er solche an Naturerscheinungen auf dem dichterischen Wege des Vergleiches. Der unendliche Himmelsraum über uns mit seinen wandelnden Wolkengebilden, mit seinen Gestirnen; die allbelebende Sonne, welche die Tages- und Jahreszeiten bestimmt und beeinflusst; der wechselnde Mond und die Sterne, welche das schaurige oder heimliche Dunkel der Nacht erhellen; das Walten und die Pracht der Natur, die uns umgiebt, die Elemente in ihrer Größe, die unser Dasein freundlich oder feindlich bestimmen, endlich das kleine Menschenherz mit seinen dunklen Gemüthstiefen mit seinen Leidenschaften und seiner Liebe — das sind die Hauptstoffe seiner Lyrik. Ihre Darstellung ist frisch und farbenreich, dabei schlicht und maßvoll; viele seiner Lieder schließen mit einer ahnungsvollen Andeutung, die mächtig wirkt, weil sie kräftig angeschlagen in der Seele des Lesers voll austönt. Uebermüthiger und feuchtfrohlicher Humor ist ihm ebenso fremd, wie strafende Satyre; Liebe und Naturbetrachtung walten vor. Manchmal findet er für heiteren Lebensgenuß ein berebtes Wort, öfter aber für stille Behmuth, die gestaltlos aus dunklen Seelentiefen auftaucht; sein Schmerz

gibt sich nicht leidenschaftlich, sondern er dämpft ihn gerne herab zu leiser verhallendem Klage laut. Trotzdem ist er kein Weltflüchtling. Für ihn besteht zwischen Natur und Menschen kein scharfer Gegensatz; er empfindet kein Sehnen nach ihr, wie der sentimentalische, sondern er lebt und webt ganz in ihr, wie der naive Dichter.

Seine Phantasie umfaßt also zunächst das gesammte Naturleben an sich, oder in Beziehung zu seinem Gemüthsleben im besonderen, oder zum Menschenleben in objectiver Allgemeinheit. Zur ersten Gruppe gehören die trefflichen „Naturbilder“, die größtentheils ein ganz allgemeines Gepräge, oder das unserer süddeutschen Heimat tragen; einige weisen auf die spanischen und italienischen Fahrten hin. Seine Person tritt meist ganz zurück, das Stumme und Unbewußte bekommen Leben und Gefühl, seine mächtige Einbildungskraft verwandelt Zustände in Handlung, Anschauung in Andacht.

Viel subjectiver ist M. Greif in seinen „Liedern“. Hier tritt sein Gefühl oft stark hervor, Inneres und Aeußeres, Seelenleben und Landschaft klingen zusammen, Natur und Liebesgefühl verkneten sich. Noch lieber scheint er aber fremde Gefühle zu begreifen und zu gestalten, oft sogar die mehrerer Personen zugleich. Solche Lieder sind dann dramatisch der Form, lyrisch dem Inhalt nach. Diese Art pflegt er besonders in seinen „Romanzen“, in welche er fast immer aus fremden Personen herauspricht. Dann versenkt er sich tief in das Leben nicht reflectirender Naturmenschen. Der Bauer, der Hirte, der Jäger, der Handwerksbursche, der Soldat, das Matrosenliebchen, die Soldatenbraut, ahnungsvoll liebende, abergläubische Mädchen, die Treue, die Hingebende, die Gefallene, die Verlassene, sie alle stehen mit greifbarer Deutlichkeit in ihrer ganzen Eigenart vor uns.

Hier wollen wir dem einen oft gehörten Vorwurf begegnen, daß die äußere Form seiner Gedichte mangelhaft sei. Greif hat ein reines Sprach- und Formgefühl, das sich überall in seinen lyrischen und dramatischen Dichtungen zeigt. Dies wird aber zum Theil anders in jenen Liedern, wo er aus einer fremden Rolle heraus spricht. Da hört der schöne Fluß der Verse auf, der Ausdruck wird holperig, der Inhalt oft hausbacken und läppisch, auch mundartliche Wendungen schleichen sich ein. Das beruht nun keinesweges auf dichterischem Unvermögen, sondern vielmehr auf dem Streben, seine Menschen genau so sprechen zu lassen wie sie denken und fühlen.

Wie geläufig ihm übrigens verschiedene Formen sind, das erkennt man auch aus seinen „Balladen“, „Sinngedichten“ und „Widmungen“. Nur orientalische Formen fehlen, wie ihm überhaupt die halb betrachtende, halb beschauliche Lyrik fremd ist. Wohl aber finden wir schön gebaute Sonette, auch fließende Hexameter und Distichen; Vorzügliches leistet er auch in freien Rhythmen, in welchen er prächtige Hymnen geschaffen hat. Religiöse oder philosophische Gedankenlyrik pflegt er nirgends; er ist fromm, aber nicht kirchengläubig. Bei ihm hört eben das Lied niemals auf, Selbst-

zweck zu sein; daher verschmäht er wohl die politische, aber nicht jene Lyrik, die einer kräftigen und warmen nationalen Gesinnung Ausdruck verleiht. Seine „Deutschen Gedekblätter“ bieten dafür den besten Beweis; sie sind seinem tiefsten nationalen Empfinden entquollen.

Wir haben bei der Betrachtung der Gedichte Greiß gefunden, daß in ihm der Drang nach objectiver Ablösung seiner Gestalten von seinem Ich zeitweilig sehr rege wird. Bei einer solchen Richtung seines Talentcs mußte neben dem Lyriker auch der Dramatiker zur Geltung kommen, wofern sich eben seine Bildnerkraft mächtig genug erwies. Und dies war der Fall, freilich nicht in frühestcr Zeit, aus der wir nur ein lyrisch-dramatisches Gedicht „Hans Sachs“ (1866) besitzen. Dieses sollte bei der Preisbewerbung, die das Münchner Volkstheater ausgeschrieben hatte, den ersten Preis erhalten. Ein Revisor jedoch erhob Einsprache dagegen, weil ihm Deinhardsteins „Hans Sachs“ dabei stark benutzt schien, den Greiß gar nicht kannte. Beide Dichter hatten nur zufällig aus derselben Quelle geschöpft.

Erst in den siebziger Jahren trat Greiß mit vollen Dramen hervor, deren Bedeutung der selten irrende, feinsühlige Laube sofort erkannte. Es waren drei Trauerspiele, die in verhältnismäßig kurzen Zwischenräumen an's Licht traten: „Marino Falieri“ wurde 1873, „Corfiz Alfelbt“ 1875, „Nero“ 1876 am Wiener Stadttheater wiederholt und mit großem Beifalle aufgeführt. Das Publikum lernte hier Greiß auf einmal von einer ganz neuen Seite kennen und suchte begierig in den Dramen nach dem — Lyriker; jedoch ziemlich vergebens, denn er ist mit sogenannten lyrischen Stellen im Drama sehr sparsam gewesen. Man hört wohl sonst häufig die Meinung, daß ein ausgesprochen lyrisches Talent im Drama an der verschwommenen Charakteristik der Personen erkannt werde; aber dies war hier nicht der Fall. Greiß' Gestalten, sowohl Männer als Frauen, Haupt- und Nebenfiguren finden wir mit großer Sorgfalt und Menschenkenntniß, anschaulich und lebensvoll gebildet. Auch ein anderer Vorwurf, den man gegen Dramatiker mit ausgesprochen lyrischem Talente erhebt, daß ihnen nämlich eine größere Handlung unter den Fingern zerfließe, trifft hier nicht zu, denn seine Dramen zeigen meist streng geschlossene Einheit im Aufbau und in der Entwicklung.

Diese und ähnliche Beobachtungen, drängen zu einem Ergebnisse, das mit der verbreiteten Ansicht stark im Widerspruch stehen dürfte: Greiß besitzt eine vorwiegend dramatische Kraft. Prüfen wir auf die Richtigkeit dieser Annahme hin seine Lyrik. Diese erscheint oft karg bis zur Trockenheit, knapp bis zur Dunkelheit; Gefühl und Empfindung finden sich meist nur kurz angedeutet; es läßt viel errathen, verschweigt vieles ganz, weil es eben unsagbar ist und durch keine Sprachmusik auch nur annähernd so ausgedrückt werden kann. Gerade darum bewegen aber viele seiner Lieder so tief. Auf den Dramatiker weist auch das Zurücktreten seiner Person in

den Naturbildern und besonders jene Lieder, in welchen er aus fremden Rollen heraus spricht.

Von diesem Gesichtspunkte aus begreifen wir auch das harte Urtheil Geibels vollkommen. Diesen zog vor allem das subjective Element, die lyrische Reichte, der Ausdruck des Empfindungslebens an. Daher mußte ihn eine so ganz andere Natur fremd berühren. Uns zeigt jenes Erlebniß aber deutlich, welche feinen, aber doch völlig trennenden Unterschiede innerhalb derselben Dichtungsgattung vorhanden sein können, ohne daß darum die Größe des einen Dichters auf Kosten des anderen geschmälert zu werden brauchte.

Geibel trat als Schüler Platens hervor; beide hatten unendlich viel von der Antike gelernt. Greif dagegen ging von Goethe, Uhland, Mörike aus; diese hatten aus dem Urquell des Volksliedes geschöpft. Als Dramatiker hat er manches mit Grillparzer gemeinsam, der als eine ebenfalls nicht reflectirende Natur seinem Wesen innig verwandt war. Während seiner mehrmaliger längeren Wiener Besuche fand er in Laube einen wahrhaft väterlichen Freund und treuen Berather, dem er auch ein dankbares Andenken bewahrt.

Wir wollen hier noch auf ein Merkmal in den Dramen Greifs verweisen, das er mit Grillparzer theilt. Wie dieser sieht auch er während des Dichtens genau seine Gestalten auf der Bühne handeln und unterläßt deshalb manches zu sagen, was die Gebärde des Schauspielers einfacher ausdrücken kann. Daher rührt auch die oft gerügte Magerkeit seiner drei ersten Dramen, die eben nur als Bühnendramen gedacht und geschaffen sind. Mit Grillparzer theilt er auch das Schicksal, daß ihm die norddeutschen Bühnen bisher verschlossen blieben, während Wien, München, Prag und Brünn seinem Talente gerecht wurden. Greif ist zwar eine ausgesprochene süddeutsche Natur; aber sollen sich heute Nord und Süd noch immer so schroff gegenüber stehen, wie vor einem halben Jahrhunderte? Wir glauben eher an die Ungunst anderer Verhältnisse.

Mit seinem Trauerspiele „Marino Falieri“ hat er einen oft verwerteten Stoff von manchen neuen geschichtlichen, künstlerischen und sittlichen Gesichtspunkten glücklich wiederbehandelt. Um die Gestalt des greisen aber noch immer jugendfrischen, leidenschaftlichen und dennoch würdevollen Dogen gruppiert Greif mit fester Hand die übrigen Personen. Spiel und Gegenpiel messen in lebendigen Kampfe ihre lange fast gleichen Kräfte; endlich bewirkt ein Zufall den Umschwung und den Untergang des Helden, der eine doppelte Aufgabe zu lösen sucht: Die übergreifende Macht der ihm feindlich gesinnten Inquisitoren zu brechen und die Angebühr eines verrotteten Adels zu bestrafen, dem selbst die Familie nicht mehr heilig ist. Das Hauptgewicht liegt unstreitig auf der Sühnung der Ehre des Hauses und der Familienfittte. Dreimal wird dieses Motiv bedeutungsvoll verwendet: Steno hat die Frau des Dogen beleidigt und diesem den entehrendsten

Schimpf angethan; Dandolo hat dem Weibe des Arsenalmeisters Isarel nachgestellt und ein anderer Ubeliger die Tochter des Bildhauers Calendaro zerstört und in den Tod getrieben. Die Inquisitoren sind auf Seite des Ubelen und gegen diesen ungerecht milde. Deshalb schafft der Doge sich und seinen Bürgern Sühne im offenen Kampfe. Hierin liegt zugleich seine Schuld, daß er das Recht in der Bekämpfung des einen Theils seiner Unterthanen durch den anderen sucht und sich an die Spitze der Verschwörung stellt. Um das düstere Bild durch ein lichteres Gegenstück zu erhellen, zeichnet Greif das traute Familienleben des Dogen mit großer Gemüthswärme und hat mit besonderer Feinheit das Verhältniß der kindlich reinen Dogaresa zu ihrem alternden Gemahle behandelt. Der Umschwung tritt durch einen Zufall ein, aber durch einen tief tragischen. Des Dogen eigene Tochter verräth die Verschwörung, indem sie den vermeintlichen Liebhaber ihrer Schwester warnen will; zu spät sieht sie ihren Irrthum ein. Diese Tragik des Zufalls wird von Greif oft und gerne verwendet; man kann sie auch nicht aus dem Drama verbannen, da sie im Menschen und Völkerleben eine so große Rolle spielt. Daß er sie verwendet, kann man ihm also nicht zum Vorwurfe machen, sondern nur, daß sich der Umschwung nicht im Inneren des Helden vollzieht. Trotzdem ist dieses Werk bedeutend und bühnenwirksam.

Anders verhält er sich mit seinem nächsten Trauerspiele, dessen Stoff der dänischen Geschichte entnommen ist: „Corfiz Ulfeldt.“ Dieser ist ein großartig angelegter Mensch mit wenig einnehmenden Eigenschaften. Bei Marino Falieri wird mehr die Gemüths-, bei Ulfeldt mehr die Willensseite betont. Der Dichter stellt ihn getreu der geschichtlichen Ueberslieferung als hochfahrend, rücksichtslos und selbstisch hin. Die Tragik seines Lebens besteht darin, daß er der Tücke und Kleinlichkeit von Menschen unterliegt, die nicht entfernt an ihn heraufragen. Sein Streben ist im Grunde edel, was Greif stellenweise durchblicken läßt: Er will sein Vaterland groß und stark machen. Er thut es aber nicht in so selbstloser Weise, wie etwa Marino Falieri, sondern um zugleich seinem Ehrgeize zu genügen, der sich bald zur verzehrenden Leidenschaft entwickelt, daß er sein Ziel auch dann noch verfolgt, als es bereits nur mehr durch den verzweifeltsten Kampf gegen sein Vaterland erreicht werden kann. Obgleich die geschichtlichen Ereignisse im Vordergrunde stehen, ist doch der Charakteristik der Personen, besonders des Helden große Sorgfalt zugewandt. Der Dichter arbeitet wie sonst, auch hier gern mit großen Gegensätzen; schon Ulfeldts Leben ist reich an solchen. Als Schöpfer des Bündnisses mit Holland steht er zu Anfang des Stückes auf dem höchsten Gipfel seiner Macht, dann wird er durch die Ränke des erbärmlichen Sehtedts allmählich dazu gedrängt, seine Stelle als Reichshofmeister niederzulegen und wird dadurch jedes Einflusses beraubt. In diesem Zustande tiefster Erniedrigung willigt er, von Ehrgeiz getrieben, in den Vorschlag des schlau

berrechnenden schwedischen Gesandten ein und führt als Oberbefehlshaber das schwedische Heer siegreich nach Dänemark. Die Schweden mißtrauen ihm aber, schließen einen günstigen Frieden und geben ihn preis. Von beiden Theilen geächtet, flüchtig, schutzlos und vogelfrei endet er durch Selbstmord. — Der Stoff ist also, wie der Held einer dramatischen Gestaltung sehr günstig. Um Ulfeldt aber nicht allein als Staatsmann und Feldherrn sondern auch als Menschen uns näher zu bringen, hat Greif auf seine Beziehungen zu Weib und Kind Gewicht gelegt. Leonore, seine stolze, aber edle und aufopfernde Gattin, welche zur herrschsüchtigen und niedrig denkenden Königin Sophie Amalie in lichtem Gegensatze steht, tritt dreimal bedeutsam und mithandelnd in den Vordergrund: zuerst, um ihren Gatten zu warnen vor einem Bündnisse mit den Schweden; dann, als dieses geschlossen und eine Umkehr unmöglich ist, um seinem Willen zu gehorchen und ihm ohne Wanken zu folgen, endlich nachdem alles verloren ist, um als Gefangene den Flüchtigen zu vertheidigen. — Greif läßt, abweichend von der geschichtlichen Ueberlieferung, den Helden durch einen Zufall enden. In der finsternen Nacht hält er die zu seiner Rettung heranziehenden Söhne für Häschers und um diesen nicht in die Hände zu fallen, erdolcht er sich. Also wieder ein Zufall, aber gewiß tragisch und sehr bühnenwirksam.

In dem dritten Trauerspiele „Nero“ behandelt Greif einen Stoff, der einer dramatischen Gestaltung weniger günstig ist, als einer epischen, und einen Charakter, welcher weder groß im Guten, noch imponirend im Schlechten ist. Daß Greif einer der seltenen Dichter ist, die sich mit einer oft peinlichen Genauigkeit an die Geschichte halten, erschwerte ihm gerade bei diesem Werke seine Arbeit besonders. Aber wie fast durchweg, so ist es ihm auch hier gelungen, den Stoff so zu bilden, daß er geschichtlich wahr blieb und zugleich dichterisch wirksam wurde. Auch die in dem „Nero“-Stoffe besonders naheliegende Gefahr der Effecthascherei, der andere nicht ganz entgangen sind, suchte Greif zu vermeiden, begab sich aber dabei mancher Vortheile. Sein Nero ist nicht der willensstarke, treibende Held, dessen grauenhafte Größe zugleich Abscheu und Bewunderung einflößt, sondern der maßlos begehrende zügellose Mensch, wie ihn Tacitus geschildert hat. Er steht zwar in der Mitte der Handlung, aber die treibenden Gewalten sind auf der einen Seite die dämonische, schöne Verbrecherin Poppäa und ihr cynischer Helfershelfer Tigellin, auf der anderen Seite die herrschbegierige, aber hoheitsvolle Agrippina, die ihre größten Verbrechen aus blinder Mutterliebe beging. Neben diesen Personen wird dieser Nero ohne einnehmende und imponirende Eigenschaften stark gedrückt. Leidenschaftlich, rasch gereizt, blind entschlossen, und doch bald wieder wankend ist er ein Mensch, auf den selbst nur die Hälfte seiner Schuld fällt, unter deren Last er im Wahnsinne zusammenbricht. Um diesem Werke also völlig gerecht zu werden, müssen wir die

ersten drei Aufzüge als „Kampf um Nero“ betrachten, erst in den letzten zwei Aufzügen nehmen wir größeren Antheil an dem Helden und seinem Gesche. Von gewaltiger Wirkung ist z. B. der Ausbruch seines Wahnsinns im vierten Aufzuge; persönlich näher tritt er uns im fünften, als er von seinen „Freunden“ verlassen, flüchtend vor dem heranziehenden Galba, bei klarem Bewußtsein ohne Zagen den Tod sucht.

Mächtig wirkt unter andern die Stelle, wo der einst allgewaltige Nero auf den Leichnam eines Sklaven stößt und diesen um den Frieden des Todes beneidet. Ein Meisterstück wirksam verwendeter Gegensätze und einer wahrhaft tragischen Ironie bleibt aber der dritte Aufzug: Zuerst ein lieblich ausgeführtes Idyll glücklichen Zusammenseins von Mutter und Sohn, dann der tragische Untergang Agrippinens, die noch kurz vorher voll Wonne über die vermeintliche Besiegung ihrer Gegner und voll Hoffnung auf ihre glänzende Zukunft war.

Nero führt seine Rolle mit vollendeter Heuchelei durch. Nur beim Abschiede von der Mutter fühlt er einen Augenblick die furchtbare Last seiner Unthat und die letzte Regung kindlicher Liebe. Diese Stelle giebt in ihrer schneidenden Kürze ein gutes Bild der Dichtweise Greif. Hier kann ein guter Schauspieler die ganze Größe seines Talentcs zeigen.

Agrippina: Auf Wiedersehen, mein Theuerer, lebe wohl!

Nero: O Mutter! (Er umarmt Agrippina und küßt sie wiederholt.)

Agrippina: Was bewegt Dich plötzlich so?

Nero: Nichts. — Anicet!

Tigellinus: Er ist schon fort zum Strand.

Nero: (Agrippinens Hand umfassen) Leb' wohl! In Dir nur lebe und regier' ich.

Agrippina: An Deine Liebe glaubt mein Herz so gern.

Nero: (verfürt) O Mutter!

Tigellinus: (heimlich zu Nero) Fassung! Du verräthst Dich, Caesar.

Nero: (sich beherrschend) Nach Pauli laß' ich mich zu Dir auf morgen.

Agrippina: Wär' es schon morgen, und Du wärst bei mir! —

Man hat Greif öfter vorgeworfen, daß seinen Trauerspielen der dramatische Nerv fehle. Die Ursache dieser Meinung liegt zum Theil darin, daß bei ihm, entgegen dem gewöhnlichen Herkommen, die Gegensätze nicht mit ihrer ganzen Schroffheit aufeinanderprallen und seine Helden sich auch nicht in leidenschaftlichem Gefühlsausbruche Luft machen. Er legt auch überall auf innere Vorgänge das Schergewicht und kommt dadurch in Nachtheil einem Publikum gegenüber, das durch die großen Fortschritte unserer Bühnentechnik verwöhnt, fast immer mehr auf äußere Wirkung sieht. Da es auch gerne unaufhaltsam fortgerissen werden will, so findet es an kleinen Auftritten, die Greif mit großer künstlerischer Sorgfalt herausarbeitet, weniger Gefallen. Diese (zum größten Theil scheinbaren) Fehler mußten verschwinden, als sich Greif dem Schauspieler zuwandte.

Das erste „Prinz Eugen“ wurde 1880 zum ersten Male am Wiener Hofburgtheater glänzend ausgestattet und mit großem Beifalle aufgeführt

und hieranf in Prag, Brünn und München mit gleichem Erfolge wiederholt gegeben. Trotzdem es ein Luststück zu werden versprach, setzte es Dingelstedt und nach ihm noch hartnäckiger Wilbrandt vom Spielplane des Burgtheaters ab.

Dieses Schauspiel behandelt den glänzenden Sieg, den Prinz Eugen gegen den Befehl des Kaisers errungen hat und dessen Folgen. Karl VI. hätte als Mensch dem Freunde zwar gern verzeihen, als Kaiser durfte er aber dem eigenwilligen Unterthanen einen so offenkundigen Ungehorsam nicht hingehen lassen. Die dem Prinzen feindliche Partei möchte die Freunde gern entzweien, bei dem „Kaiser“ Karl fällt Eugen in Ungnade, der „Mensch“ Karl reißt dem langjährigen Freunde aber die Hand zur Versöhnung und gewinnt den trozigen Feldherrn in einem künstlerisch und seelisch sehr bedeutenden Auftritte so sehr, daß dieser dem Kaiser öffentlich Abbitte leistet. — Dieses Schauspiel ragt nicht nur durch einen echt dramatischen Inhalt, sondern auch durch seiner trefflichen Charakteristik weit hervor. Gleich vollendet sind der geniale Feldherr und der milbverständige Kaiser geschildert. Um sie gruppiren sich zwanglos die anderen Personen. Obwohl Greif überall die Gemüthsseite des Feldherrn hervorleuchten läßt, so betont er doch auch ganz besonders dessen Genie, das der Gegenpartei ein Dorn im Auge ist.

Nicht weniger als drei Personen stehen zu dieser Seite seines Wesens im Gegensatz: die alten und pedantischen Generale Schlick und Starhemberg, die das Genie hassen, weil sie es nicht begreifen können und General Heister, welcher die klägliche Rolle des verkannten Genies spielt. Dieser ist übrigens die einzige Figur in Greifs Bühnenwerken die mit einem gewissen herben Humor gezeichnet ist, wenn man von dem gemüthlich-komischen Sergeant „Eichenauer“ und dem mehr tragi-komischen „Otto“ im „Nero“ absieht. — Reizvoll ist die Beibehaltung der Sprache des siebzehnten Jahrhunderts mit ihren oft ungelenten Wendungen und ihrer schrecklichen Durchsetzung mit Fremdwörtern. Einen ähnlichen gelungenen Versuch, die Zeitfarbe auch durch die Sprache täuschend wiederzugeben, hatte Greif bereits im „Hans Sachs“ gemacht.

Auch im nächsten Schauspiele „Heinrich der Löwe“ (1887) bilden Freundschaft und Vasallentreue die Hauptmotive der Handlung. Dort werden diese nur einen Augenblick getrübt, um aber sofort in hellerem Lichte aufzustrahlen; hier werden sie zerstört, weil der ungemeine Ehrgeiz und die zügellose Herrschbegier Heinrich des Löwen zum Treubruche und Verrathe gegen seinen Herrn und Freund Friedrich Barbarossa verführen.

Die Handlung reicht vom Bamberger Reichstage, wo der Lombardenkrieg angesagt und Friedrichs fünfjähriger Sohn Heinrich zum römischen Könige erwählt wird, bis zur endlichen Demüthigung des Löwen und der Beilegung Ottos von Wittelsbach mit dem Herzogthume Baiern. Im Mittelpunkt steht der Fußfall des Kaisers vor der Schlacht bei Legnano;

der stolze Welfe bleibt aber unerbittlich und führt dadurch die Niederlage des Kaisers und jene weltgeschichtliche Wendung, aber auch dessen Versöhnung mit Papst Alexander III. und seinen eigenen Sturz herbei. In diesem Schauspieler nimmt die Darstellung der geschichtlichen Begebenheiten naturgemäß einen bedeutenden Raum ein; dem entsprechend ist auch die Exposition sehr breit angelegt. Greif exponirt überhaupt sehr klar und genau; die „stimmenden Accorde“ sind glücklich gewählt, und die „ersten erregenden Momente“ von sehr starker Wirkung. Das Interesse vertheilt sich in diesem Stücke auf viele Personen. Gleichwohl treten die Hauptgestalten des Kaisers und seines großen Gegners überall in den Vordergrund. Diese stehen bereits in der Geschichte als fast gleichwerthige Doppelhelden da, ein Umstand, der die Dichtung gleichwohl nicht geschädigt hat. Obwohl das Schauspiel den Titel „Heinrich der Löwe“ trägt, so erscheint doch der gewaltige Stauferkaiser als der bedeutendere, und der Welfe trotz mancher großen Eigenschaften als der geringere. Dieser handelt oft nicht einmal selbständig, sondern von seinem verderblichen Berather, Jordan von Blakenburg beeinflusst, wodurch auch die Hälfte seiner Schuld auf fremde Schultern abgewälzt erscheint. Anziehend ist aber der Vorgang des Dichters für die beiden Haupthelden ein fast gleiches, aber doch verschiedenes Interesse zu erwecken. Das geschieht im letzten Auftritt. Der Kaiser, obgleich im vollen Rechte strenge zu strafen behandelt den schwer verschuldeten Feind in Erinnerung an frühere Tage mild und versöhnlich, der gedemüthigte stolze Welfe macht durch seinen schmerzlichen Abschied vom einstigen Freunde und vom Vaterlande unsere Theilnahme rege. Der Sieger erweckt also unsere Bewunderung, der Unterliegende unseren Antheil; damit hat der Dichter die Doppelheldenfrage hier glücklich gelöst.

Mit großer Sorgfalt hat er nebenbei das Verhältniß Mechthilds zu ihrem Gatten Heinrich gezeichnet. Greif verherrlicht überhaupt mit Vorliebe Gattentreue. In solchen Scenen treten uns eben die geschichtlichen Helden menschlich näher. Wie rührend schildert er die fast kindliche Liebe und Treue der jugendlichen Annunziata zu ihrem alternden Gatten Marino Falieri, oder die Treue der starkmüthigen Leonore zu Corfiz Ulfeldt. Mit dieser hat Mechthild die größte Aehnlichkeit: Beide warnen zuerst ihre Gatten vor verderblichen Schritten; als aber diese geschehen sind, theilen sie deren Loos und vertheidigen deren Rechte.

Zu diesem düster großartigen Schauspieler bildet das nächste: „Die Pfalz im Rhein“ (1887) ein heiter-versöhnendes Gegenstück. Obgleich jedes der beiden Dramen — die schon im Heft 129 von „Nord und Süd“ eingehender gewürdigt sind — für sich ein streng geschlossenes Ganzes darstellt, so schließen sie doch zu einer höheren Einheit zusammen. Es handelt sich hier weniger um geschichtliche Begebenheiten, obschon auch diese nicht vernachlässigt werden. Die Charakteristik der Personen ist auch diesmal sehr sorgfältig und gelungen. Im Vordergrund stehen der junge Kaiser Heinrich VI., gewaltig

und heftig, Heinrich der Löwe, alt und gebrochen, mild und versöhnlich, Konrad, der Pfalzgraf bei Rhein stark und gewalthätig und seine Gattin, die liebevoll einsichtige Irmengard. Die Hauptpersonen sind jedoch ein Liebespaar: Die innig zarte Pfalzgrafentochter Agnes und der edle muthige Sohn Heinrichs des Löwen. Als Kinder bereits für einander bestimmt von den noch nicht verfeindeten Familien, sehen sie sich nach langen Jahren wieder zum ersten Male als Jüngling und Jungfrau. Gegen ihre mächtig hervorbrechende Liebe sind natürlich Haus- und Staatspolitik, aber ihr treues Zusammenhalten besiegt endlich alle Hindernisse und führt die Versöhnung der Welfen mit dem Waiblingen herbei. — Hier tritt zum ersten Male in Greifs Werken eine Liebesgeschichte an die erste Stelle. Bisher hatte er solche nur als Episoden in die Handlung eingeflochten, die aber erkennen ließen, daß sein Talent in dieser Richtung besonders Ersprießliches leisten werde. Dies bestätigte sich hier vorzüglich, wo der Dichter auf einem breiteren Raume seine ganze Kraft entfalten konnte. Dieses Liebespaar hat er mit einem wunderbaren Zauber umgossen. Seine Stärke ruht eben hauptsächlich in der Schilderung des Gemüthslebens und je einfachere Mittel er dazu verwendet, desto glücklicher ist er. Er versteht in gleicher Weise das von Leidenschaften durchwühlte Gemüth des ehrgeizigen, willensstarken Mannes zu schildern, wie das traumhafte Herzensleben junger Mädchenknospen, die im ersten Sonnenstrahle der Liebe zu neuem Leben erblühen. Neben diesen stehen die unendlich rührenden Gestalten der verlassenen Geliebten, wie die Sclavin Alke oder der verlassenen Gattin, z. B. Octavia oder Irmengard.

Gleichwohl dürfen wir bei Anerkennung der hohen Schönheiten dieses Schauspiels gegen seine Fehler nicht blind sein: Der Umschwung in der Gesinnung des Pfalzgrafen, der am meisten gegen die Verbindung der Liebenden ist, wird dadurch hervorgebracht, daß ihn Heinrich von Braunschweig in einer stürmischen Nacht aus den Fluthen des Rheins errettet. Noch weniger befreunden können wir uns aber mit dem (übrigens leicht zu tilgenden) Operneffect am Schluß des vierten Aufzuges, mit welchem der Dichter der bairisch-dynastischen Tendenz des Stückes ein Opfer bringt. Bei der Darstellung hat man diese Schwächen freilich nicht sehr stark empfunden und so errang dieses Schauspiel, wie das vorige bei jeder Aufführung am Münchener Hoftheater einen vollen Erfolg.

Bedeutender noch erscheint uns des Dichters jüngstes Werk, das Trauerspiel: „Konradin, der letzte Hohenstaufe“ (1889). An Größe der Handlung und Gewalt der Wirkung überragt es die Vorgänger gewiß. Schon der erste Aufzug ist voll Leben und Bewegung. Der jugendliche Konradin will die Pläne seiner Ahnen wieder aufnehmen; um aber in Deutschland machtvoll herrschen zu können, muß er zunächst sein altes Erbe in Italien wieder erobern. Die eben aus Italien kommenden ghibellinischen Gesandten bestärken ihn in seinem Vorhaben und stellen ihm

den sicheren Sieg in Aussicht; die besorgte Mutter warnt ihn vor allzufrühen Schritten und vermag ihn mit dem Aufgebote aller Beredsamkeit umzustimmen. Ein Spottlied der davonrudernden Schiffer jedoch verwundet sein Ehrgefühl so tief, daß er aller Warnungen ungeachtet den Italienern seinen Römerzug verspricht. Die Handlung nimmt nun ihren geschichtlichen Verlauf. Dabei schiebt Greif die sehr wirksame Liebesepisode Konrads mit Violante ein, der Tochter des Verräthers Frangipane. Als sie den jungen König zum ersten Male sah, verwandelte sich ihr heißer Haß gegen ihn plötzlich in heiße Liebe; um derentwillen verfeindet sie sich mit ihrem Vater, durch dessen Verrätherei der junge Staufe geschlagen wird; dem flüchtigen Geliebten bietet Violante Schutz und Mittel zur Rettung. Als sie aber erfährt, daß er ihre Liebe nicht erwidern könne, erfaßt sie neuerdings leidenschaftlicher Haß und sie liefert ihn den heranziehenden Feinden aus. Der fünfte Aufzug enthält wieder Ausstritte von erschütternder Wirkung: Konradin und seinem Freunde Friedrich wird das Todesurtheil verkündet; dann die Mutter Konrads an der Bahre ihres Sohnes. So ergiebt sich naturgemäß eine großartige Steigerung für dieses Werk, das außer einer fesselnden und ergreifenden Handlung noch eine reiche Entfaltung und sichere Beherrschung der Massen zeigt. Darin offenbart sich oft die Größe eines dramatischen Talentes. Fast jedes Stück Greifs besitz eine oder mehrere solcher Massenscenen, die mit großer Klarheit gebildet sind, so z. B. in „Corfiz Ulfeldt“ die Versammlung im Haag, der dänische Reichstag und das Lager der Schweden oder im „Prinz Eugen“ das Volksfest im Prater, die Schlacht Belgrad, im „Konradin“ der Einzug des jungen Königs in Rom und die Schlacht bei Tagliacazzo u. s. w.

Greif arbeitet hier so genau, daß selbst die letzten Rollen von ihm noch flüchtig zwar aber doch deutlich charakterisirt werden. Seine Art zu schaffen zeigt aber nichts besser, als der Umstand, daß er alle Vertlichkeiten in seinen Stücken (mit Ausnahme von Belgrad) aus eigener Anschauung nachgebildet hat und damit auch die Localfarbe genau trifft, die man in Dramen wenigstens sonst gern vernachlässigt. Die Charaktere sind hier wieder mit großem Fleiße herausgebildet und abgerundet. Zunächst tritt uns natürlich Konradin entgegen, der uns unendlich sympathisch berührt. Seine tragische Schuld liegt vor allem darin, daß er in leidenschaftlich jugendlicher Hast erreichen will, was nicht einmal die gereifte Kraft erfahrener Männer vermochte. Aber er hat keine andere Wahl. Der Ruhm seiner Ahnen und der eigene Ehrgeiz verpflichten ihn zu jenem Kampf auf Sieg oder Tod. Unerfahren und vertrauensvoll tritt er einer Welt voll feiger Grausamkeit entgegen. Der eigentliche Urheber seines Unglücks, Karl von Anjou geht im Drama strafflos aus, aber wir scheiden mit der Zuversicht, daß sich der Fluch der Mutter Konrads an ihm erfüllen werde; wir haben hier einen ähnlichen Fall, wie in Goethes Egmont. Neben Konradin stehen besonders hervorragend die hoheitsvolle Gestalt

seiner Mutter Elisabeth, der leidenschaftlichen dämonischen Violante und seines treu ergebenen Freundes Friedrich von Baden. Greif hat das Motiv der Freundestreue in jedem seiner Stücke bald in der Haupt- bald in der Nebenhandlung in allen Variationen glücklich verwendet. Am schönsten ausgeprägt erscheint in „Prinz Eugen“ das Bild treuer Freundschaft zwischen gereiften Männern, hier zwischen zwei aufstrebenden Jünglingen, das durch ihr gemeinsames tragisches Geschick nur noch mehr verklärt wird. Als dunkle Gegenbilder wirken vor allem der habgierige Verräther Frangipani und der grausame Karl von Anjou. An diese, wie an jene schließen sich eine Reihe der verschiedensten Charaktere, so daß auch hier Licht und Schatten gleichmäßig vertheilt erscheinen. Auf die Bühnenwirkung ist überall genau bedacht genommen, daher kann diesem Werke bei einer Aufführung auch ein voller Erfolg nicht fehlen.

Mit den angeführten Dramen ist jedoch der Kreis von Greifs dichterischer Thätigkeit nur zum Theil umschrieben. Wir haben noch zu erwähnen das Festspiel zum 70. Geburtstage Laubes (1876) „Ein Ehrentag“, das aber nicht aufgeführt wurde, weil sich dieser die ihm zugedachte und bereits bis in's Kleinste vorbereitete Huldigung im „eigenen Hause“, wie er sich ausdrückte, aus Bescheidenheit verbat. Die schöne Dichtung wurde einige Jahre später in Monatschrift „Von Pol zu Pol“ abgedruckt.

Ein anderes Festspiel schrieb Greif zu Gunsten des Walther=Denkmals in Innsbruck: „Walthers Rückkehr in die Heimath“. Es wurde zu Innsbruck und Brünn mehrmals gegeben. Es wirkt bei aller Kürze sehr stimmungsvoll, besonders durch die glückliche Verwendung der berühmten Elegie Walthers *ô wê war sint verschwunden* . . . —

Außerdem wissen wir noch von zwei bisher weder aufgeführten noch gedruckten Trauerspielen. Das eine stammt aus den letzten sechziger Jahren und behandelt einen romantischen Stoff: „Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel.“ Das andere behandelt die Geschichte der „Franciska von Rimini.“ Wie wir erfahren, hat der Dichter das Werk nur deshalb zurückgehalten, weil er unsere Bühnenverhältnisse aus Erfahrung zur Genüge kennt und sich unverbienten und kränkenden Zurückweisungen nicht aussetzen will.

Wir wollen nur noch kurz den Dichter und Menschen aus seinen Werken zu begreifen suchen. Seine Dichtungen tragen ein sehr bestimmtes Gepräge; Schlichtheit und Gemüthswärme finden sich mit künstlerischer Feinheit und Sicherheit gepaart, wie sie eben nur bei einem wirklichen, instinktiv schaffenden Dichter möglich ist, den ein mächtiger innerer Drang zur Gestaltung treibt. Aus seinen Dramen und vielen Liedern ist für die Erkenntniß seiner Persönlichkeit direct wenig zu gewinnen, da er hinter den Stoff ganz und gar zurücktritt. Uns bleiben daher nur wenige subjective Lieder. Aus diesen erkennen wir eine vornehme Natur voll männlichen Selbstbewußtseins, aber mit einem weichen, zarten Gemüthe

und diese Eigenschaften seines Wesen bestätigen indirect auch alle übrigen mehr objectiv gehaltenen Werke. Er kennt das Treiben der großen Welt, ihn lockt es aber viel mehr, sich in die geheimnißvollen Tiefen des eigenen oder fremden Wesens zu versenken; scheu, aber nicht menschenfeindlich zieht er sich gern in die Einsamkeit zurück, um den Widerstreit seiner Gefühle zu schlichten, oder unverdiente Kränkungen und Bitterkeiten, die ihm das Leben zur Genüge brachte, zu verwinden. Daher kommt aber auch zum Theil die ungenügende Anerkennung seines Wirkens, da heute der Dichter oder seine Freunde am lauten Markte stehen müssen, um rasch und weit bekannt zu werden. Gleichwohl haben sich Greiß Werke langsam aber mit immer wachsendem Erfolge Bahn gebrochen, und das spricht gewiß entscheidend für ihren wirklichen inneren Werth.

Im Juni 1889 feierte der Dichter sein fünfzigstes Geburtsfest. Möchte unser Volk einem so eigenartigen Talente die verdiente Anerkennung fürderhin nicht versagen; ihm selbst aber rufen wir für sein ferneres Wirken seine eigenen schönen Worte zu:

Sing nur stets aus voller Brust
 Dein Bedrängniß, Deine Lust!
 Machst Du Innerstes offenbar,
 Ist es das Rechte, glaub' fürwahr.
 Sing nur herzlich für und für!
 Die Getrösten bleiben stehn;
 Die Andern laß vorübergehn.





Rio de Janeiro.

Von

Hermann von Ihering.

— Rio Grande do Sul, Südbrazilien. —

Rio de Janeiro, die größte und stolzeste unter den Städten Südamerikas, die „Weltstadt unter den Tropen“, wie sie H. Böller nannte, gilt durch seine unvergleichlich schöne Lage und den Liebreiz seiner Vorstädte und Landsitze seit lange mit Recht für eine der schönstgelegenen Städte der Erde. Wer selbst nach monotoner Seefahrt, an üppig überwachsenen Felseneilanden und an den Batterien der die Bucht völlig sichernden Forts vorbei, in den Hafen eingefahren ist, wird Rio die Anerkennung nicht versagen, daß es mit Neapel und Konstantinopel um die Palme der Schönheit ringen kann.

Es ist vielleicht ein müßiger Streit, über das Mehr oder Minder in der Großartigkeit verschiedener malerisch gelegener Orte streiten zu wollen. Wir sind uns wohl oft selbst nicht recht dessen bewußt, wie viel Umstände bei der Beurtheilung romantischer Gegenden unser Urtheil beeinflussen, denen im Grunde genommen kein Gehör geschenkt werden dürfte. Wir können z. B. den Golf von Neapel nicht überschauen, ohne mit dem Blick auf den schlummernden Vulkan unsere Phantasie mit Bildern der Vergangenheit zu erfüllen. Wir schweifen dann vielleicht in's ferne Alterthum zurück, erinnern uns der Schilderungen des Plinius über den Untergang der blühenden Städte, die durch Asche und Lava getilgt wurden, sehen unglaubliche Rauchmassen von Feuerchein durchdrungen höher und immer höher sich thürmen — und wenn die Ruhe, die über die Landschaft hingegossen ist, unsere Gedanken hemmt, so läßt uns doch unsere Ueberlegung die Möglichkeit eines neuen Ausbruches nicht leugnen. Die an und für sich malerischen Contouren des Vesuvus würden uns minder ansprechen,

wenn nicht die Erinnerung an eines der großartigsten Naturphänomene mit ihnen verknüpft wäre. Und wenn solche Erwägungen auch nicht jederzeit sich uns aufdrängen, so wirken sie doch unbewußt auf uns ein. Welch anderen Charakter leiht schon eine Ruine dem Flußthale, auf das sie seit Jahrhunderten hinabschaut, als etwa eine moderne Badeanstalt oder ein Hotel! Und solche Erinnerungen mögen wohl auch mit im Spiele sein, wenn wir, nachdem ich auch Konstantinopel und Rio de Janeiro kennen gelernt, doch immer das göttliche Napoli als die kostbarste Perle aller vergleichbaren Landschaftsbilder erscheinen will.

Was aber der Lage von Rio besonderen Reiz verleiht, sind die in grotesken Formen zum Theil unmittelbar aus dem Meere emporsteigenden Granitfelsen; die Gebirgsketten, die zum Theil, wie das Orgelgebirge, in den bizarrsten Gestalten erscheinen; die wunderbar lieblichen Vorstädte, die sich den umliegenden Höhenzügen anschliefen und mit ihren Ausläufern in alle Nebenthäler und Schluchten hineinkletterten; endlich der warme Hauch der gemäßigten Tropenregion, der in all den wunderbaren, dem Nordländer neuen und ewig reizvollen Pflanzengestalten der Tropen sich beständig zur Geltung bringt.

Ueber die Stadt und ihre Umgebungen ist so viel von älteren Reisenden berichtet worden, daß eine neue Beschreibung überflüssig erscheinen könnte. Allein das Rio de Janeiro, welches Prinz Neuwied sah, und jenes, welches uns Burmeister und R. von Scherzer schildern, hat so wenig Aehnlichkeit mehr mit der heutigen Weltstadt, daß eine Schilderung derselben gerade mit Rücksicht auf die jüngsten Fortschritte in vieler Hinsicht von Interesse sein dürfte. Auch weiß wohl das Auge des Naturforschers und Arztes manches der Beachtung Werthe aufzufinden, über das Andere hinwegzublicken. So sollen denn auf den folgenden Blättern zumal die Errungenschaften des modernen Rio auf den Gebieten der Verkehrsanstalten, der Hygiene, des Unterrichtes u. s. w. den Gegenstand der Betrachtungen bilden. Sie können in dieser Beziehung gewissermaßen eine Ergänzung bilden zu den überaus frischen und lebensvollen Schilderungen des heutigen Rio de Janeiro, welche C. von Roseritz 1885 in seinen „Bildern aus Brasilien“ veröffentlichte.

Rio de Janeiro galt früher, noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, für eine der schmutzigsten Städte der Erde. Die eigentliche Stadt ist eng gebaut und die Straßen müssen früher bodenlos gewesen sein. Als man damit begann, dieselben zu pflastern, und zwar zunächst die breitere Rua direita, ließ man das Material dazu aus England kommen, trotzdem es aus den Granitbergen der unmittelbaren Umgebung viel billiger und bequemer würde zu haben gewesen sein. Ebenso versichert Burmeister, daß man noch bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts Mauerziegel aus Europa kommen ließ. Die Straßen der City sind dabei durchweg sehr eng gebaut; und erwägt man, daß früher keinerlei regelrechte Fortschaffung

des Rehrichtes und Unrathes stattfand, so kann man es leicht begreifen, daß ältere Reisende über den Schmutz und Gestank der Stadt sich entsetzten.

In den letzten Decennien hat sich das Alles vollkommen geändert, und man kann den Leistungen auf dem Gebiete der Stadtverschönerung, der Verkehrsverhältnisse und der öffentlichen Gesundheitspflege, welche man in Rio de Janeiro heute begegnet, die größte Anerkennung nicht verjagen. Die Straßen selbst sind alle gut gepflastert, und der Verkehr in denselben wird durch das sehr entwickelte System von Tramways, den sog. Bonds, bedeutend erleichtert. Die Maulthiere, welche die Wagen auf den meist nur eingleisigen Schienenwegen mit erstaunlicher Geschwindigkeit dahinziehen, sind für diesen Zweck unübertrefflich. Die Tramways mögen aber auch an wenigen Orten ein so eminent wichtiges und vielbenutztes Institut sein wie in Rio. Wurden doch schon im Jahre 1872 über 10 Millionen Personen mit ihnen befördert, obwohl das Bondsnetz noch nicht die Hälfte seiner jetzigen Ausdehnung erreicht hatte. Man fährt in demselben Wagen mit dem Staatsrathe und Senator wie mit der schwarzen Gemüthshändlerin. Der Umstand jedoch, daß auf vielen Linien auch Wagen zweiter Klasse zu halbem Preise gehen oder nebenher noch Omnibusse als ein billigeres Beförderungsmittel existiren, hält wenigstens die dunkleren Nuancen des colored people den meistbenutzten Bondswagen fern. Die Tage, welche auf den größeren Linien durchweg 10 Vintem (ca. 40 Pfennige) beträgt, ist ziemlich hoch bemessen. Das war wohl auch der Hauptgrund des Fiascos der berühmten Vintem-Steuer, mit welcher sich die Regierung 1880 eine moralische und finanzielle empfindliche Niederlage bereitete. Der damalige Finanzminister Alfonso Celso hatte eine von Herrn Buarque vorge-schlagene neue Steuer von 1 Vintem (4 Pfennig) pro Billet der Bonds-fahrt eingeführt; das Publikum aber widersetzte sich der Einziehung der Steuer. Rein bayerisches Publikum kann sich der Erhöhung des Bier-preises energischer widersetzen, als es die Bevölkerung Rios der Vintem-Steuer gegenüber durchführte. Am 1. Januar 1880 kam es zu einem bedauerlichen Straßenkravall. Viele Wagen und anderes Eigenthum der Bondslinien wurde zerstört; und als die Behörden mit bewaffneter Macht einschritten, kam es zur Erschießung von Bürgern — ein bedauerlicher Vorfall, den die Regierung die Tactlosigkeit hatte noch gehässiger zu machen durch öffentliche Belobigung des befehlsführenden Offizieres. Zwar wurde die Ruhe weiter nicht gestört, aber die Einziehung der Steuer bildete eine stete Quelle der Unzufriedenheit. Als Anfang September die Angelegenheit im Parlamente zur Sprache kam, verurtheilte der Minister-Präsident Saraiva die Vintem-Steuer als uneinziehbar, da er nicht wisse, wie er die in den Bonds sitzenden Passagiere zur Zahlung zwingen könne. Am Tage darauf verweigerte das gesammte Publikum die Zahlung der Steuer. Die Polizei, welche von einer Bonds-gesellschaft requirirt wurde, verweigerte jegliche Einmischung, und die Regierung hob einige Tage darauf die

uneinziehbare Steuer auf. Statt einer neuen Einnahmequelle hatte die Regierung sich eine Extra-Ausgabe von 593,699 Milreis (à 2 Mark) geschaffen, da sie den Bondsgesellschaften den erlittenen Schaden ersetzen mußten.

Wenn wir mit der Schilderung dieses Bonds-Standales von unserem Thema etwas abgeschweift sind, so ist das Vergehen wohl kein unverzeihliches, da es ein Schlaglicht wirft auf die Finanzverwaltung, wie sie unter vielen Ministerien in Brasilien schwunghaft betrieben worden. Bei besserer Würdigung der Eigenthümlichkeiten des Publikums, sowie der besonderen Zeitumstände hätten diese zur Blamirung der Regierung führenden Vorgänge vermieden werden müssen. Der damalige Finanzminister aber, Alfonso Celso, war keinesfalls der richtige Mann für diesen verantwortungsvollen Posten. War er doch derselbe Finanzminister, welcher sich mit Staatsgelbern in gewagte Kaffeespeculationen einließ und mit diesen Kaffeesgeschäften statt des erhofften Gewinnes einen Verlust von ca. 800,000 Mark für die Staatskasse erzielte! Es ist überhaupt ein Unglück für Brasilien, daß für die Administration die politischen Parteiverhältnisse allein bestimmend sind und die Minister aus der Reihe der maßgebenden Persönlichkeiten der herrschenden Partei erwählt werde, einfach nach dem Principe: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; und zwar wird mit dem Wechsel der Partei in Brasilien auch das ganze Heer der Beamten gewechselt und damit auch die in diesen verkörperte Tradition und Routine in administrativen Fragen beseitigt. Daher auch wohl die bedauerliche Systemlosigkeit der Regierung, namentlich in Colonisations-Angelegenheiten, wodurch beim besten Willen und trotz Opfern, wie sie kein zweiter Staat gebracht hat, Brasilien die Einwanderungsfrage bisher nicht definitiv hat regeln können.

Die City von Rio de Janeiro hat noch keinem der Reisenden und fremden Besucher, welche von ihr berichteten, einen andern als einen unfreundlichen, ja selbst unheimlichen Eindruck hinterlassen. Die Straßen sind fast alle sehr eng und dadurch etwas dumpf. Die Häuser selbst sind nichts weniger als freundlich; stolze Paläste oder monumentale öffentliche Bauten fehlen oder kommen doch durch die Ungunst ihrer Umgebung nicht zur Geltung. Ueberraschend ist dies nur für den, welcher nicht weiß, daß die vornehmen Kreise die Stadt für gewöhnlich meiden, und daß selbst die Kaufleute und Beamten sie nur während der Geschäftszeit besuchen, sich aber nachher mit Tramway oder Dampfer nach ihren in den gärtenreichen Vorstädten gelegenen Landsitzen zurückbegeben. So bleibt denn in der Mehrzahl der schmalen Straßen, unter deren kleinen Kaufläden fast nur die Schaufenster der zahllosen Juweliere die Aufmerksamkeit auf sich lenken, der Verkehr ein wenig gefälliger; unter den Fußgängern wiegt das farbige Element sehr vor. Wagen und Droschken werden ihres hohen Preises halber in Rio wenig benutzt; für Equipagen existirt kein Corjo oder eine dafür geeignete Anlage. In der elegantesten und belebtesten Straße Rios

dürfen überhaupt keinerlei Fuhrwerke passiren, da die Straße zu eng ist. So findet man die Rua do Duvidor, in welcher die Reihe eleganter Magazine und Schaufenster nur durch Cafés unterbrochen wird, jeder Zeit von eleganten Müßiggängern gefüllt oder von Leuten, welche an einer der einmündenden Querstraßen auf das Eintreffen der rasch vorüberreisenden Bonds warten. An besonderen Tagen der Woche ist der Verkehr ein besonders starker und dann ist es wirklich ein fesselndes Bild, das sich entrollt. Ueberall stehen Gruppen von feingekleideten Herren in lebhafter Conversation, die Magazine sind überfüllt, Damen in glänzenden Toiletten ziehen vorüber, und in den spiegelüberladenen Cafés ist kein Sitz frei. Unter den Herren, die sich überwiegend im schwarzen Rock und Cylinder präsentiren, sehen wir dann viele der bekannteren Deputirten, Senatoren und sonstige bemerkenswerthe Persönlichkeiten. Am meisten Abbruch erleidet noch die Herrschaft des Cylinders, während der schwarze schwere Rock, trotz seiner Unzweckmäßigkeit in diesem Klima, unvermeidlich ist. Uebrigens ist die Hitze weder in Rio noch im nördlichen Brasilien so drückend und unerträglich, wie in Indien oder im malayischen Inselgebiet — Einen Vortheil hat sich die Herrenwelt in Brasilien übrigens dem Klima gegenüber errungen: den Handschuhzwang läßt sie nicht gelten. Weber auf der Straße, noch in Gesellschaft, bei Besuch, oder im Ministerium bedarf es für die Herren der Glacéhandschuhe.

Die Rua do Duvidor erhält durch dieses Alles einen vornehmeren Anstrich, und sie ladet zum Umherschlendern auch besonders dadurch ein, daß sie nur den Fußgängern geöffnet ist. Eine städtische Verordnung verbietet für diese Straße das Durchfahren von Wagen bei Strafe von 10 Milreis (20 Mark). Vor einigen Jahren befahl der Kaiser Dom Pedro II., wohl in Unkenntniß dieser Bestimmung, seinem Kutscher, durch die Rua do Duvidor zu fahren, was einem übereifrigen Polizeibeamten den Anlaß zur Anzeige gab, auf welche hin der Kaiser zur Zahlung der Strafe verurtheilt wurde. Das Oberhof-Amt zahlte den Betrag aus. Man wird dabei unwillkürlich an das geflügelte Wort jenes Müllers von Sanssouci zur Zeit Friedrichs des Großen erinnert: „Es giebt noch Richter in Berlin.“ Gleichwohl war eigentlich die Strafe ungesetzlich, da der Kaiser für seine Person über den Gesetzen und Verordnungen steht und nach der Verfassung „inviolabel“ ist.

Die öffentlichen Gebäude Rio's sind ziemlich unscheinbar, wo nicht unschön. Das gilt auch von dem am Largo do Paço gelegenen Palast des Kaisers, einem unscheinbaren einstöckigen Bauwerke, welches schon seit lange für vollkommen baufällig gilt. Der Kaiser bewohnt ihn auch nicht und benutzt ihn nur zuweilen für feierliche Audienzen. Die gewöhnliche Residenz des Kaisers ist ein Palais in der Vorstadt S. Christovao, das freier und freundlich gelegen, nur wegen der Nähe des großen Schlachthofes keine besonders günstige Lage besitzt. Während der heißeren Monate

weist der Monarch nur vorübergehend hier, indem er für gewöhnlich den Sommeraufenthalt in dem höher gelegenen schönen Petropolis vorzieht.

Während so die öffentlichen Bauten, vielleicht mit Ausnahme des Ackerbau-Ministeriums, sich wenig stattlich ausnehmen, ist für die Verschönerung der Plätze viel geschehen. Eine der freundlichsten und besuchtesten Anlagen ist der Passeio publico, die öffentliche Promenade. Wer, aus der Stadt kommend, sich nach der aristokratischen Vorstadt Catete oder nach der reizenden, von lieblichen Villen umsäumten, vornehmen Vorstadt Botafogo begiebt, fährt an dieser schon lange bestehenden Straße und dem Meere sich hinziehenden Anlage vorüber. Wer dann aussteigt und sich nach wenigen Schritten im Schatten mannigfacher Tropengewächse auf einer Bank niedergelassen hat, der möchte kaum glauben, daß sich dies lauschige Plätzchen kaum einen Steinwurf weit von einer der belebtesten Verkehrsadern entfernt befindet. Die Anlagen sind, wie jetzt fast durchweg alle in Rio, im englischen Stil gehalten, namentlich versteht man sich im heutigen Rio gut auf die Pflege des englischen Rasens. Unser Auge schweift über üppig grünende Rasenteppiche hin, weilt auf einer Fontaine oder hestet sich auf eine oder die andere der herrlichen Pflanzengruppen, welche eine Zierde dieser Anlagen bilden. Besonders reizvoll sind dem Auge die einfachen eleganten Formen der Palmen, von denen im Passeio publico namentlich die Fächerpalme, *Latania borbonica*, in herrlichen großen Exemplaren steht. Eine andere besondere Zierde sind riesige Exemplare der *Urania speciosa*, einer Musacee, welche auf ziemlich hohem Stamm eine zweitheilige Krone riesiger breiter Blätter trägt, welche sämmtlich in zwei entgegengesetzten Reihen angeordnet sind. Diese aus Madagaskar eingeführte Pflanze ist übrigens ebenso ein Einbringling in die brasilianische Flora wie die genannte Palme.

Das als „botanischer Garten“ bezeichnete Etablissement entspricht durchaus nicht dem, was man gewöhnlich darunter versteht, so wenig wie etwa der Berliner Thiergarten einem zoologischen Garten. Es ist eine öffentliche Anlage mit schönen Alleen und prächtigen Bambusdickichten, in der aber von wissenschaftlicher Leitung bis vor Kurzem nur wenig zu merken war.

Als Scherzer einmal einen Brasilianer fragte, wie lange der botanische Garten von Rio schon bestehe, erhielt er die treffende Antwort: seit Erschaffung der Welt. Die Hauptzierde des Gartens sind die prächtigen Alleen der Königspalme, deren mächtige gerade Stämme gleich Säulen zum Himmel hoch emporstreben, durch die Laubkrone wie mit dem Capital abschließend. Diese Palmen gehören zu dem monumental oder architektonisch Bemerkenswertesten, was das Pflanzenreich darbietet; sie drängen den Gedanken auf, daß für die historische Ausbildung des Säulencapitales gerade die Palme ein maßgebender Factor gewesen sein müsse. Diese Palmenallee ist eine der größten Sehenswürdigkeiten von Rio, einzig in ihrer Art; ihre bildliche Darstellung auf den Brasilianischen Banknoten bildet daher eine sehr passende Verzierung derselben.

An einer Seite des Passeio publico ist ein Theil für Restaurationszwecke reservirt. Hier pflegte, als ich im Monat April in Rio weilte, allabendlich eine deutsche Musikcapelle zu concertiren. Deutsche Musikcorps scheinen jetzt in Südamerika beliebt zu werden. Auch die Köppelmann'sche Capelle, welche während der Ausstellungen des Jahres 1881 in Porto Alegre und in Buenos Ayres concertirte, errang sich großen Beifall, woran zum großen Theile auch das gebiegenere Programm Schuld gewesen sein mag. Die Capelle in Rio de Janeiro übrigens, von welcher wir sprachen, hatte sich dem Geschmacke des brasilianischen Publicums bereits bedenklich accomodirt. Der Musikkenner kann das nur für einen Rückschritt halten, wobei natürlich eine besondere Ausnahme zu statuiren ist für die Compositionen des talentvollen brasilianischen Componisten Carlos Gomes, von dessen Opern namentlich „Guarany“ auch in Europa, zumal in Italien, gut aufgenommen worden ist. Der Fremde, der sich in Rio vorübergehend aufhält, wird sicher mit diesen Gartenconcerten sich befreunden. Nach des Tages Last und Hitze in einer eleganten Gartenwirthschaft den Tönen einer guten Capelle zu lauschen, die milde würzige Luft des Südens zu genießen, während der Blick mit Befriedigung von den schlanken Formen des illuminirten Wirthschaftspavillons zu dem Kranze von Sträuchern und Bäumen schweift, die ringsum den Platz umgeben, an den zierlichen Webeln einzelner über das Unterholz emporragender Palmfröhen haftet und sich schließlich in träumerischem Selbstvergeffen in dem sternbesäeten Firmamente verliert — das ist ein Genuß, den der Reisende doppelt zu schätzen weiß. Ihm bietet ja Rio, zumal bei Abend, sonst wenig. Die kleinen Theater, deren Aufführungen schon der Sprache wegen nicht lange Reiz für ihn haben, gestatten erst nach Mitternacht die Heimkehr durch die unheimlich todten Straßen. Ein flotteres Leben in Gastwirthschaften und größeren Restaurants kennt man nicht. Die eleganten Pariser Cafés mit ihren kleinen Marmortischen, in denen das fast ausschließlich aus jungen Leuten und einigen Fremden bestehende Publicum sich zeitungsliegend oder in Unterhaltung begriffen aufhält, sind mindestens keine behaglichen Orte. Im Wesentlichen trifft das Bild noch beinahe zu, welches Burmeister vor dreißig Jahren von Rio zeichnete. „Wandelt man,“ so meint er, „am Nachmittag durch die Straßen, so sieht man wohl hier und da Damen auf dem Balcon; man begegnet indessen weit mehr Reitern und Equipagen, welche, die Stadt verlassend, auf's Land eilen, um daselbst im Kreise ihrer Familien der Erholung zu pflegen. Endlich gar am Abend, wenn es dunkel geworden, erscheint die Stadt völlig wie von aller anständigen Welt verlassen; nur schwarze und weiße Bummeler beiderlei Geschlechts lagern auf den Straßen oder an den Ecken, und nirgends bietet sich eine Scene dar, die Lustwandelnde hervorlocken, anziehen und unterhalten könnte. Ein eigentliches öffentliches Leben existirt nicht. Will man sich ohne nähere Bekanntschaften in Rio amüsiren, so bleibt wahrlich nichts anderes

übrig, als die Einklehr in sich selbst oder die Beschäftigung mit der Natur.“

Neuerdings ist jedoch eine Neuerung hinzugekommen, die Vielen der fremden Besucher nicht unlieb sein mag. Es ist die Eröffnung der trefflichen Bierhalle des Herrn Beckold, gerade der Post gegenüber, wo jeden Vormittag und Mittag frisches Culmbacher Bier vom Faß verzapft wird. Das Bier kommt auf Eis per Steamer und wird auch in Rio auf Eis gehalten, so daß man sich keinen besseren Frühschoppen wünschen kann.

Außer einer und der anderen deutschen Gesellschaft, welche hier jeden Mittag am Stammtisch zum Frühstück sich zusammenfindet, sieht man hier viele Fremde verkehren, zu denen deutsche Schiffscapitaine ein stets vertretenes Contingent stellen, sowie neuerdings in steigendem Maße auch Brasilianer.

Einer der schönsten Punkte in Rio de Janeiro ist die Terrasse, welche sich hinter dem Passeio publico hart am Meere erhebt. Hier liegt die ganze weite Bucht als ein entzückendes Panorama vor. Am Fuße der großen Terrasse, zu der man an einem mächtigen Springbrunnen vorbei durch breite Treppen emporsteigt und die nach jeder Seite hin durch einen kleinen Pavillon geziert ist, brechen sich die hier natürlich schon gemäßigten Wogen des Meeres. Ringsum gleitet der Blick an den Uferbergen der Bucht an Stadttheilen und kleinen Inseln hin; und wenn bei Nacht tausende und abertausende von Flammen die Contouren der Küste und der sie überziehenden Vorstädte scharf aus dem Halbdunkel hervorheben und die Reflexe des Lichtmeeres sich auf den Wogen mit dem matten Silberschein des Mondes begegnen, so wird man gestehen, daß mit diesem Anblicke sich nichts Aehnliches in anderen Städten messen kann. Nach rechts hin besonders wird der Blick durch freundliche Bilder gefesselt. Im Vordergrund steht hier der etwas vorspringende Morro da Gloria, dessen übereinanderstehende Häuser- und Gartenmauern durch zwischendurch lugende Palmen- und Bananengruppen zu einem malerischen Bilde vereint werden, über dem sich, dem Namen zur Rechtfertigung, stolz thronend die hübsche, mit einem Thurm gezierte Gloria-Kirche erhebt. Weiterhin schließen sich die zur Bucht von Botafogo führenden Stadttheile an, und den Abschluß bildet jener sonderbare Felskegel, der unter dem Namen des Zuckerhutes (Paõ de assucar) bekannt ist. Auf einer vielzadigen Landzunge erhebt sich der 1212 Fuß hohe Granitkegel mit seinen kahlen, unbewachsenen düstern Wänden steil aus dem Meer empor, nach allen Seiten hin scharf gegen den blauen Himmel sich abzeichnend.

Der „Zuckerhut“ ist schwer zu ersteigen und auch nur selten erklettert worden. Es lohnt auch jedenfalls schon um deshalb wenig der Mühe, weil der bedeutend höhere Corcovado sehr leicht zu ersteigen ist. Gegenwärtig gelangt man leicht und rasch auf den Gipfel des Corcovado durch die cr. 4 Kilom. lange Zahnradbahn, welche in überaus malerischer Fahrt mit Steigung von oft 30% bald auf kühnen Wogen Schluchten überschreitet,

halb mitten durch den üppigsten Urwald hindurch führt nach dem 710 m hohen Gipfel, dessen schmale Krone ein Aussichtstempel ziert, von welchem man ein großartiges entzückendes Panorama genießt. Im Südosten gewahrt man die Gávia, eine ungefähr 1000 Meter hohe, einem Mastkorb gleichende, Erhebung, und etwas näher im üppigsten Grün ein Stück des botanischen Gartens; nach Süden aber durch eine schmale niedrige Küstenstrecke von einem kleinen See abgeschlossen, dehnt sich das Meer unabsehbar aus, und aus ihm tauchen in allmählich weiter gerückten Entfernungen die vielen Inseln hervor, welche gerade vom Corcovado aus übersehen werden können. Weiter rechts erscheint das anmuthige Elemente-Thal mit der großartigen Irrenanstalt Dom Pedros II. und dem Fort von Praya vermelha; hierauf die liebliche villengesäumte Botafogo-Bucht, und hinter derselben der unmittelbar aus der Meeresfluth kühn aufsteigende Zuckerhut, der aber jetzt wie ein Zwerg erscheint. Völlig klar überblickt man den Eingang in die Bai mit dem Fort von S. João am Fuße des Zuckerhuts und dem großartigen Fort von Santa Cruz am gegenüberliegenden Ufer. Die Entfernung beider Festungen beträgt nur 5000 Fuß, und die dadurch bedingte Sicherung des Einganges der Bucht wird noch durch eine in der Mitte zwischengelagerte Felseninsel erhöht. Zu den Füßen des Beschauers liegt die Stadt Rio selbst ausgebreitet nebst ihren Vorstädten in den Thälern von Larangeiras und Catumbý, und dahinter die herrliche Bai, in welcher man bei klarem Wetter sämmtliche größeren wie kleineren Inseln scharf unterscheidet. Am jenseitigen Ufer, Rio gegenüber erblickt man Nitheroy oder Praya grande, die durch große Dampffähren in beständigem lebhaftem Verkehr mit Rio stehende Hauptstadt der Provinz Rio de Janeiro; und endlich gegen Norden, in weitem Bogen die Bai umfassend, die geisterhaft aufsteigende Gebirgskette der Orgelberge, welche durch ihre blauen, wie Orgelpfeifen an einander sich reihende Felsspitzen so leicht erkenntlich sind. „Raum scheint es denkbar,“ so äußert sich Scherzer, „daß das Auge von einem Standpunkte aus ein großartigeres, mannigfaltigeres Bild überschauen könne. Wir verweilten stundenlang auf dem Gipfel des Corcovado und vermochten uns doch nicht satt zu sehen an allen den Herrlichkeiten, welche die Natur mit verschwenderischer Hand über diese Stelle ausgegossen hat.“

Der größte Platz Rio de Janeiro's ist der ziemlich im Mittelpunkt der Stadt gelegene Campo de Santa Anna, nach der gleichnamigen, an der Nordseite des Platzes gelegenen Pfarrkirche so benannt. Officiell führt der ca. 600 Meter lange und halb so breite Platz die Bezeichnung Praça d'acclamação. zum Andenken an die hier am 12. October 1822 von Dom Pedro I. verkündete Erklärung der Unabhängigkeit Brasiliens. Bis in die neueste Zeit war dieser Platz ein wüstes Feld, das fast nur den zahlreichen schwarzen Wäscherinnen zu Statten kam, die hier ein großes gemauertes Bassin als gemeinschaftlichen Wäschetrog benutzten und dann auf dem Rasen des Platzes

die Wäsche zum Trocknen auslegten. Als Bürgermeister vor mehr als dreißig Jahren Rio besuchte, entwarf er von diesem Orte folgende Schilderung: „Hier sieht man neben den ungepflasterten kothigen Fahr- und Fußwegen allerdings Kehrichthausen, alte Lumpen, zerrissene Schuhe in Masse, zerfetzte Hüte und stellenweise noch viel undelikatere Gegenstände herumliegen; aber der Platz ist außerhalb des besseren Stadttheils, hat nur wenig gute Häuser, obgleich das Senats- und Museums-Gebäude seine beiden langen Seiten zieren, und gleicht mehr einem abgelegenen Felde als dem Centrum einer großen Hauptstadt, wofür er doch in mancher Beziehung gelten soll, denn hier werden die großen Paraden zur Feier der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens und der Annahme des constitutionellen Regiments abgehalten.“

Schon Wappäus meinte, daß dieser vermahrloste und durch den darauf angehäuften Unrath wahrhaft ekelhafte Platz nach seiner Lage und Ausdehnung ganz dazu angethan wäre, zum herrlichen Park umgewandelt zu werden, welcher der Stadt nicht allein zur Zierde, sondern auch in hygieinischer Beziehung zu großem Vortheil gereichen würde. Diese Umwandlung hat sich nun in den letzten Jahren in überraschend gelungener Weise vollzogen. Der ganze durch ein elegantes Gitter umfriedigte Platz ist in eine herrliche frische Anlage verwandelt, von Wasser durchzogen, mit hübschen Kunstbauten, Brücken und Grotten und mit der allermannigfachsten Vegetation geziert. Tadelloser englischer Rasen überkleidet als saftig grüner Teppich das leicht wellig erhobene Terrain, und die Bosquets, welche die Wege begrenzen, sind trotz ihres kurzen Bestandes hoch und kräftig. Mit wirklichem Geschmac sind namentlich die verschiedenen kleinen Brücken ausgeführt, indem sie, obwohl durchaus mit Stein und Cement hergestellt, Holzbauten aus unbehauenen Stämmen imitiren. Wenn man diese schweren Baumstämme, welche den Brücken als Brüstung dienen, nicht ganz genau betrachtet, so glaubt man nicht, daß es dem Künstler habe gelingen können den Stamm bis auf die Kleinigkeiten, wie den Querschnitt der abgehauenen Aeste, so täuschend nachzuahmen. Die Anordnung der Bäume und Sträucher in Bosquets die Vertheilung der auffälligeren großblättrigen Pflanzen, wie namentlich der in vielen Arten vertretenen Palmen, über die Rasenfläche ist sehr geschmackvoll; den Campo de Santa Anna halte ich für einen der schönsten Plätze, den es im Inneren größerer Städte geben mag. Und dieser Eindruck wird um so mehr hervortreten, je höher die Zahl der größeren öffentlichen Bauten steigt, welche den Platz umgeben, und welche besonders in's Auge fallen, wenn man einen höheren Standpunkt wählt, wie z. B. jene sehr kunstvoll errichtete Felsenpartie, in deren Innerem sich die Grotte befindet, während außen kleine Cascaden über die Vorsprünge und Absätze der Felsblöcke hinabstürzen. Der Platz würde in Bezug auf seine Umgebung mehr zur Wirkung kommen, wenn die öffentlichen Bauten, die ihn umgeben, wie das Museum, das Senatsgebäude, das Kriegsministerium, der Bahnhof u. s. w., stattlichere Facaden aufwiesen. Indessen mag auch

das immer mehr sich ändern; z. B. wird das neue Gebäude der Municipal-Kammer nicht minder wie die Kirche Santa Anna mit ihrem schlanken Thurne zu einer Zierde des Platzes.

Fraglich bleibt freilich, ob es praktisch war, diese Anlagen so ganz offen und relativ schattenlos zu halten. Die Ausbildung wenigstens eines Theiles der Anlage in einen dichten, kühlen, schattenspendenden Park würde für die heiße Tageszeit sicher zweckentsprechender gewesen sein. Vielleicht ist auch dieser Umstand ein Grund für den verhältnißmäßig unbedeutenden Besuch der schönen Promenade. Im Uebrigen sind schöne Parkanlagen, in denen man Schatten und erquickende Kühle finden und das Auge an schönen Naturbildern und köstlichen Pflanzengruppen weiden kann, für die Bevölkerung Rios wie wohl überhaupt für die Brasilianer weniger Bedürfnis wie für Europäer. Einer meiner Bekannten, der vor einigen Jahren von einer halbjährigen Reise nach Brasilien nach Deutschland zurückkehrte, konnte nicht genug seinem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß von den vielen Naturschönheiten, die er in sich aufgenommen, so wenige für ihn durch gute Photographien zu einem bleibenden Andenken sich gestalten ließen. Von einer an Naturschönheiten überreichen Gegend, welche durch die Eisenbahn zugänglich geworden, war nichts an Photographien zu haben, als das noch dazu völlig einfache und unschöne Stationsgebäude. Will man von der Großartigkeit der Tropenvegetation, von den entzückenden Bildern, wie sie die Waldungen selbst noch in unmittelbarer Nähe von Rio auf der Tijuca, am Corcovado oder bei Petropolis darbieten, irgend welche bildlichen Darstellungen haben, so muß man auf die Werke älterer deutscher Reisenden zurückgreifen, nicht aber sich einbilden, in den Kunsthandlungen und unter den dürftigen, aber theueren Photographien, die in Rio käuflich sind, das finden zu können, was man sucht. Wie anders kommt in dieser Hinsicht in Italien die Photographie den Wünschen des Reisenden und Naturfreundes entgegen!

Das, was wir im Vorausgehenden vorgeführt, dürfte genügen, um den Eindruck zu hinterlassen, daß das moderne Rio in Bezug auf seine Verkehrsmittel es mit jeder anderen Stadt ähnlicher Größe aufnehmen kann, und daß für die Verschönerung der Stadt, zumal ihrer öffentlichen Plätze, in den letzten Jahren viel, sehr viel geschehen ist. Diese Verschönerungen sind aber auch eben so viele Fortschritte in Bezug auf die Gesundheitspflege.

Eben diese Beziehungen zu prüfen und zu untersuchen, was in Rio in hygienischer Beziehung geschehen oder unterlassen ist, möge im Folgenden unsere besondere Aufgabe sein. Zuvor aber muß die Frage erörtert und klargestellt sein, was denn in dieser Richtung von Großstädten im Allgemeinen und von Rio de Janeiro im Speciellen erwartet und verlangt werden kann. In dieser Hinsicht wird man, meine ich, erwarten können, daß die Straßen gut gereinigt, gepflastert und beleuchtet sind, daß für

gutes Wasser geforgt, der Abfluß regulirt, die Entfernung des Inhaltes der Senkgruben auf gemessene Weise geordnet ist, die erforderliche Ueberwachung hinsichtlich des Verkaufes der Lebensmittel nicht fehle, bei herrschenden Epidemien alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden und für genügende Pflege und Behandlung der Erkrankten vorgesorgt sei. Dagegen wäre es ein offenbar thörichtes Verlangen, wollte man die sämtlichen engen Straßen, d. h. also die ganze innere Stadt, umgebaut wissen. Ebenso wenig lassen sich die niedrige Lage der Stadt und die daraus resultirenden Verhältnisse des Grundwassers ändern. Gerade dieser Umstand aber, die Lage der Stadt an der niederen Küste und die gleichfalls nicht zu ändernden Einflüsse des Klimas, bringen es mit sich, daß Rio nicht nur denselben Epidemien, denen die Bevölkerung jeder großen Stadt ausgesetzt zu sein pflegt, sondern besonders auch dem gelben Fieber leicht zugänglich ist. Ja dieses Verhältniß würde sich auch dann nicht ändern, wenn an Stelle der heutigen engen Straßen breite lustige träten. Die Gesundheitsbedingungen einer Stadt sind das Resultat zweier Gruppen von Factoren, solcher, die in den natürlichen Verhältnissen der Lage des Ortes und seines Klimas gegeben sind, und solcher, welche durch die Thätigkeit des Menschen regulirt werden. Es ist begreiflich, daß eine Kritik der Leistungen Rios auf dem Gebiete der Hygiene es nur mit der letzten Kategorie zu thun hat; und behält man das im Auge, so kann man der Stadtbehörde das Lob nicht versagen, daß sie wahrhaft großartige und höchst aner kennenswerthe Anstrengungen gemacht hat, um die Stadt zu einem den Verhältnissen nach gesunden Orte zu gestalten.

Bei allen Erörterungen über Rio sollte man nie vergessen, daß die City von Rio das Geschäftsviertel ist und auch für Fremde nichts anderes sein sollte, nicht aber der Wohnort. Wozu sind denn alle die zahllosen Bondslinien da, wozu alle die herrlichen gesunderen Vorstädte, wenn der Fremde, der nicht einmal die Absicht hat, sich zu acclimatiren, nicht im Interesse seiner Gesundheit und seines Wohlbefindens in ihnen sein Domicil aufschlagen sollte? Die innere Stadt ist einmal ein niedrig an der Küste gelegener Ort, mit engen dumpfen Straßen und unfreundlichen alten bewohnten Häusern, der noch keinem der vielen Reisenden, die über sie berichtet, einen anderen als einen unfreundlichen oder selbst unheimlichen Eindruck hinterlassen hat. Dieser unbeagliche Eindruck aber ist Folge der Lage und Bauart der Stadt, nicht aber der Ausdruck vernachlässigter Reinhaltung. Früher, wie schon erwähnt, muß Rio eine der schmutzigsten, unsaubersten Städte gewesen sein; aber das ist längst anders geworden, und in den letzten Decennien ist zum Theil unter Darbringung enormer Opfer Alles geschehen, was zur Rein- und Gesundheitshaltung einer Großstadt nur geschehen kann. Werfen wir in Folgenden auf diese Maßregeln einen Blick.

In Bezug auf reichlichste Versorgung mit vorzüglichem Wasser ist Rio eine der günstigst situirten Städte. Die bewaldeten wasserreichen

Höhenzüge, welche Rio umschließen, stellen sehr ergiebige Quellsgebiete dar. Schon Scherzer, der im Allgemeinen über Rio als Stadt sehr abfällig urtheilt, konnte doch nicht umhin, zweien der öffentlichen Einrichtungen die verdiente Anerkennung zu zollen: der Gasbeleuchtung und der Wasserleitung. Er rühmt die großen, stattlichen Brunnen, welche die öffentlichen Plätze schmücken. Fast an jede Straßenecke sprudelt aus zierlichem Metallhahne frisches Quellwasser, das auf großartigen Aquäducten zehn bis zwölf englische Meilen weit aus den benachbarten Gneiß- und Granit-Bergen der Tijuca-Kette hergeleitet wird. „Mit Ausnahme der Triton-Wasserleitung in der Umgebung von New-York,“ bemerkt Scherzer, „welche diese herrliche Stadt täglich mit 40 Millionen Gallonen Wasser zu versehen im Stande ist, erinnern wir uns nicht, in irgend einem Theile der Erde eine derartige Einrichtung von größerer Ausdehnung gesehen zu haben.“

Die Versorgung mit Wasser ist in Rio auf drei große Leitungen vertheilt, welche eine Gesamtausdehnung von über 36 deutschen Meilen oder 260 Kilometer besitzen und in 24 Stunden 36 Millionen Liter Wasser liefern. Die älteste der drei Leitungen ist diejenige der Carioca, welche bereits seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Gebrauch ist. Diese großartige Leitung führt das Wasser vom Corcovado in einem überwölbten Canale von behauenen Granitquadern an den Abhängen des Theresienberges hin und überschreitet das Thal zwischen diesen Berge und dem Morre de Santo Antonio auf einem 18 Meter hohen aus zwei übereinander stehenden Bogenreihen gebildeten Aquäducte. Das Wasser, welches der Aquäduct nach der Stadt führt, stürzt am Corcovado auf seiner halben Höhe, ungefähr eine Stunde von der Stadt, aus einer großen Menge von Quellen als reiner dicker Wasserstrahl in schönen Cascaden über die Granitfelsen hinab und bildet einen mit der herrlichsten Tropenvegetation umgebenen Bach, nachdem noch eine bedeutende Anzahl von Quellen durch ebenso viele den Bergabhang entlang sich windende Canäle damit vereinigt worden. Eine zweite Leitung bezieht ihr Wasser aus dem kleinen auf der Serra da Tijuca entspringenden Maracanã-Flusse. Sie zieht sich am nördlichen Abfall des Theresienberges hin und versorgt den westlichen Theil der Stadt mit Wasser. Eine dritte und neueste Wasserleitung endlich, deren stetige Erweiterung und Verbesserung noch fortbauend einen Gegenstand eifriger Fürsorge seitens der Regierung bildet, ist diejenige der Tijuca, welche das Wasser nach einem riesigen Reservoir in S. Christovão führt. Diese Leitung und die riesigen gemauerten und cementirten Reservoir für dieselbe auf der Tijuca sind eine ebenso stattliche wie sehenswerthe Leistung. Die Erkenntniß der Wichtigkeit des Waldbestandes der Tijucaberge für die Ergiebigkeit der Quellen hat die Regierung veranlaßt, das ganze in Betracht kommende Gebiet zu erwerben und die Vegetation desselben zu hegen. Ausgezeichnete Fahrstraßen führen nach den Tijucabergen hinauf, an einem herrlichen, in üppigsten Tropenwald eingefaßten

Wasserfall vorüber und nach den als Floresta bezeichneten neuen Anlagen. Der Wald selbst wird nachgepflanzt, und zwar als erster Versuch zu einer rationellen Forstwirtschaft in Brasilien mit wirklich nützlichen und werthvollen Baumarten und unter Heranziehung von Baumchulen. Eine Fahrt und resp. ein Spaziergang in diesen Anlagen gehört für den Naturfreund zu dem Genußreichsten, was nur freundliche Gebirgsscenerie und üppigste Tropenvegetation im Verein mit einander bieten können. Es ist gar nicht zu beschreiben, welche Fülle und Mannigfaltigkeit von Vegetation hier die Natur auf den kleinsten Raum zusammenbrängt. Immer von Neuem stößt das Auge auf unbekannte Formen. Lianen, die Seilen gleich vom Boden zur Krone und sich spaltend von Baum zu Baum zu erstrecken, Rohrgas und haushohe Bambusstangen, Parasiten, die dicht gedrängt gleich Teppichen die dicksten Äste überziehen, breitblättrige Feigen, blühende lorbeerartige Bäume oder feingefiederte Mimosengewächse, die großen schönen Blüthen einer Schlingpflanze hoch oben im Laubwerk eines Baumes oder die mehrere Meter langen Reiser einer Palmenkrone lenken die Aufmerksamkeit auf immer neue Gruppe und Prachtexemplare hin. Und so viel man davon in sich aufnimmt, nirgends kehrt doch genau das Gleiche wieder.

Wenn schon am Gestade des Meeres das ewig sich erneuernde Schauspiel der anstürmenden, sich überstürzenden und schäumend zurückrollenden Wogen uns immer neue und fesselnde Anblicke gewährt, wie viel mehr erst der Urwald mit seiner uner schöp flichen Mannigfaltigkeit von Pflanzengestalten. Während im deutschen Walde Buche oder Tanne und hinsichtlich des Unterholzes einige wenige Sorten von Büschen und Ranken sich immer wiederholen, so scheint hier jeder Baum, jeder Strauch einer anderen Art anzugehören. Nach hunderten zählt die Menge der Baumarten, welche im Urwalde vertreten sind, und nie trifft man ungemischte, Bestände irgend eines Laubwaldes an. Es gilt vom brasilianischen Walde was Goethe von der Natur sagt: „Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht wieder. Alles ist neu und doch immer das Alte.“ Und so wird man dem deutsch-brasilianischen Dichter W. Bauer*) bestimmen, wenn er diese Eindrücke in die Verse kleidet:

So hab ich, schönes Land, dich erblickt,
 Das in Jugendträumen mich schon entzückt,
 Dich, blauer Himmel der ewig lacht,
 Dich Freiheit, die's Leben uns heiter macht!
 Wo die Palme hoch in den Wolken schwankt,
 Wo am starken Baume die Schlingpflanze rankt,
 Wo nimmer die Art der Pflanze schwang
 Und nie des Menschen Stimme erklang,

*) Unter diesem Pseudonym hat ein angesehenener deutscher, in der Provinz Rio Grande lebender Ingenieur eine Reihe sehr gelungener Dichtungen veröffentlicht, deren einer aus der „Deutschen Zeitung“ von 1880 Nr. 61 wir die folgenden Strophen entnehmen.

Wo nicht der Hunger Almosen fleht,
Bei jedem Schritt neues Wunder ersteht —
Da geht er still und ganz allein,
Und Andacht bringt ihm in's Herz hinein!

Die herrlichen Wäldungen der Tijuca-Berge, die schöne Gebirgsscenerie, die vielen zum Theil außerordentlich reizvollen Wasserfälle der Umgebung machen die Tijuca zu einem ganz besonders freundlichen und durch die vorzüglichen Straßen auch zu Excursionen einladenden Aufenthaltsorte. Der Fremde, sofern er nicht gerade beständig in Rio beschäftigt ist, wird daher weit angenehmer und gesunder wohnen, wenn er eines der guten Hotels der Tijuca aufsucht. Post und Pferdebahn ermöglichen es, schon früh in Rio zu sein und Abends zurückzukehren.

Das, was wir hier von den Wasserleitungen Rios, von den großen Reservoirs, der Pflege der Wäldungen, aus denen die Quellen hervorkommen, gesagt haben, zeugt gewiß für volles Verständniß für eine der wichtigsten Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege. Obwohl bereits vor Jahren über 70 Liter Wasser auf den Kopf der Bevölkerung täglich entfielen, fährt die Regierung doch fort, die Wasserbezugsquellen zu vermehren. Hier ist wirklich Tüchtiges geleistet, allerdings wie fast immer unter Anwendung unverhältnismäßig hoher Kosten. Es ist einmal in Brasilien Tradition, die vom Staate ausgeschriebenen öffentlichen Arbeiten als bequemes Mittel zu rascher und enormer Bereicherung zu benutzen. Unter solchen Umständen pflegt die Ueberweisung bedeutender Aufträge nicht an die Tüchtigsten und an die geeignetsten Unternehmer zu gelangen, sondern an diejenigen, welche den zweckmäßigsten Weg einzuschlagen verstanden. So ist denn auch das riesige neue Wasserreservoir, welches für die Tijuca-Leitung in Pedregulho ganz in der Nähe des kaiserlichen Palais vor einigen Jahren erbaut wurde und viele Millionen Mark verschlungen hat, gleich nach der ersten Benutzung geborsten. Wieder gesticht, zeigt es bald neue Risse, die den Wasserstand nur auf drei Meter Höhe kommen ließen und die enormsten neuen Ausgaben verursachten. Ein mit solchen Arbeiten vertrauter gewissenhafter Ingenieur würde mit der Hälfte der verwendeten Millionen Besseres geleistet haben.

Auf diese Weise baut der Staat in Brasilien enorm theuer und muß noch froh sein, wenn überhaupt etwas Brauchbares dabei entsteht. So wurde Ende der siebziger Jahre in Rio Grande für Millionen ein neues Zoll-Gebäude errichtet. 1880 mußte bereits ein Theil, weil er im Einstürzen war, wieder eingerissen werden. Der Unternehmer aber soll bei dem Contracte die Kleinigkeit von 60 pCt. für sich gerettet haben. Das ist nun an und für sich nicht zum Verwundern, wohl aber die Fiskalisation des Staates, die das Gebäude als contractgemäß hergestellt abnahm.

Außer für die Wasserleitungen hat die brasilianische Regierung in den letzten Jahren auch enorme Opfer gebracht für die Canalisation der

Stadt Rio de Janeiro und ihrer Vorstädte. Früher war dieser Punkt ein besonders dunkler. Die Entleerung der Aborte erfolgte durch die Neger mittelst hölzerner Kübel, die sie Abends auf dem Kopf zum Strand trugen.

Dies ist auch in den anderen brasilianischen Küstenstädten noch heute das übliche System. Man kann sich leicht denken, daß die abendliche Wanderung der Neger mit den „Tigres“ auf dem Kopf für die Straßenpassage keine angenehme That ist, namentlich wenn die Schwarzen zu früh damit beginnen. In Porto Alegre wird die Verordnung, welche den Negern die Entleerung der Kübel am frühen Abend verbietet, durch gelegentliche polizeiliche Abfassungen aufrecht erhalten, wobei dann sämtliche Delinquenten mit dem *Corpus delicti* über Nacht in's Polizeigefängniß wandern. In Rio de Janeiro ist man seit 1867 zur Canalisation übergegangen, indem durch eine englische Gesellschaft Sielbauten (*Esgotos*) zur Abführung des Unrathes aus den Aborten und zur Ableitung des Regenwassers ausgeführt wurden. Diese nach dem System von Leicester ausgeführten Canalisationsarbeiten sind gleichfalls als eine große Verbesserung anzusehen. Im Zusammenhange damit ist an vielen Stellen der leicht auslaufende Strand durch vorgeschobene Quaibauten verbessert worden, indem dadurch die leicht auslaufenden Uferstrecken, welche besonders zur Fäulniß hingeworfener oder angespülter thierischer Stoffe geeignet sind, beseitigt wurden. Alle diese Arbeiten waren besonders deshalb schwierig durchzuführen, weil die inneren Stadttheile wie z. B. jene am Campo de Santa Anna nur um etwa 3 Meter über den normalen Wasserstand sich erheben.

Die Sielbauten bilden jedoch nur einen, wenn auch besonders wichtigen Theil der zur Entfernung des Unrathes bestimmten Einrichtungen. Sie werden ergänzt durch die Wirksamkeit der Straßenreinigungsgesellschaft. Dieser Compagnie liegt es ob, die vielerlei Küchenabfälle, Rehricht und allen auf die Straße geworfenen oder zur Abholung hingestellten Unrath, sowie endlich die Cadaver der gefallenen Thiere, als Hunde, Katzen, Ratten *z.*, zu entfernen. Es klingt fast unglaublich, wenn man die Berichte über die Thätigkeit dieser Gesellschaft liest, welche 1881 zur Einrichtung von Defen behufs Verbrennung thierischer Leichen verpflichtet wurde und täglich per Dampfer die Objecte ihres Sammeleisers von Rio de Janeiro nach der Insel Capucaia fortschafft. Die Straßenreinigungsgesellschaft hat beispielsweise im August 1878: $3\frac{1}{10}$ Millionen Kilogramm Schmutz und Abfälle, sowie 2237 todte Thiere fortgeschafft, welche an der Küste umher lagen. Im October desselben Jahres wurden 5 Millionen Kilogramm Schmutz und 3664 todte Thiere, im April 1880 $5\frac{7}{8}$ Millionen Kilogramm Schmutz und 3850 todte Thiere abgeführt.

Daß die Reinlichkeitsverhältnisse von Rio sich seit der Wirksamkeit dieser Compagnie und seit der Einrichtung der Canalisation ganz wesentlich verändert haben müssen, ist ohne Weiteres klar. Dabei wird in Rio das Pflaster nicht nur von Schmutz gereinigt, sondern auch durch an den

Wasserleitungsröhren angebrachte Schläuche vor dem Fegen gespült. Kurz, man vermißt keine der modernen Errungenschaften zur Reinhaltung der Straßen, und wenn bei alledem die City von Rio de Janeiro als Wohnort weder angenehm noch empfehlenswerth erscheint, so liegt das in der Lage und Bauart der Stadt begründet, nicht aber in Versäumniß der durch die öffentlichen Gesundheitspflege erheischten Maßnahmen.

Auch in anderen die Sicherheit des Lebens wie des Eigenthumes der Bewohner betreffenden Beziehungen steht Rio hinter den europäischen Großstädten nicht zurück. Für Schlächtereizwecke ist ein besonderes in San Christovão gelegenes Etablissement vorhanden. Die zahlreichen Nasgeier, welche sich daselbst aufhalten und den Platz beständig umkreisen, verrathen die Bestimmung desselben schon von Weitem. Daß nach brasilianischer Sitte die Abfälle des geschlachteten Viehes den Nasgeiern zugewendet werden, ist wohl des unvermeidlichen Gestankes halber in sanitärer Beziehung nicht zu billigen, aber eine in ganz Brasilien übliche Einrichtung. Nur in der durch ihre vielen Schlachtereien, Marqueadas, bekannten Stadt Pelotas im äußersten Süden des Kaiserreiches verwerthet ein deutscher Fabrikant, Herr H. Elste, die sonst unbrauchbaren Abfälle zur Herstellung eines künstlichen Guano-Mehles und anderer einschlägiger Producte.

Ganz auf der Höhe der Zeit stehen in Rio die Löschanstalten, so daß nur relativ wenige und geringfügige Brände vorkommen. Dasselbe gilt auch von der Gasbeleuchtung, die schon vor mehr als zwei Decennien von Scherzer sehr gerühmt wurde. „So unschön Rio bei Tage ist,“ sagte er, „ebenso herrlich und strahlend nimmt es sich des Nachts bei Gasbeleuchtung besonders vom Hafen gesehen aus. Als wir am Abende nach unserer Ankunft die hell funkelnde Stadt vor uns liegen sahen, glaubten wir, es fände aus irgend welcher feierlichen Veranlassung eine besondere Beleuchtung statt, und bemerkten erst später, daß Rio jede Nacht ebenso feenhaft, als bei Tage grauenhaft aussieht.“ Eins wie das Andere ist übertrieben, wiewohl namentlich der imposante Anblick des beleuchteten Rio von der Bai aus gesehen nicht in Abrede zu stellen ist. Der Blick ist ähnlich jenem, welchen in Hamburg des Nachts das Alster-Bassin gewährt, und wird nur noch großartiger durch die Ausdehnung der Straßenbeleuchtung bis auf die Höhen und die fernsten Ausläufer der Vorstädte. Die Gasgesellschaft ist ein englisches Unternehmen, welches mit der Regierung einen von dieser seit langer Zeit unbequem empfundenen Contract besitzt. Es scheint das nationale Selbstgefühl schwer zu verletzen, daß bei so vielen großartigen öffentlichen Unternehmungen die Engländer den Rahm abschöpfen. So ist außer der Gascompagnie die Küstenreinigungs-gesellschaft eine englische, und wieder Engländer haben die Bondslinien in Rio eingeführt, die enormen Canalisations-Arbeiten übernommen und ausgeführt, viele Eisenbahnen gebaut und auch die Küstendampfschiffahrt lange mit großer Subvention in den Händen gehabt. Das mag denn wohl auch einer der Gründe gewesen

sein, weshalb die Regierung vor fünf Jahren den abgelaufenen Contract mit der Gas-Compagnie nicht gleich erneuerte. Darauf hin schraubte die Compagnie ihre Preise in die Höhe, was eine mächtige Aufregung im Publikum zur Folge hatte, deren Spitze sich theils gegen die Regierung, theils gegen die Gas-Gesellschaft richtete. In einer Volksversammlung beschloß man, den Privat-Consum von Gas einzustellen. Mit Einbruch der Nacht schloßen viele Kaufläden die Thüre, andere beleuchteten mit Petroleum. Die Menge, welche die Straßen durchzog, zertrümmerte die Gaslaternen, die Straßen blieben in Finsterniß. Truppen wurden in den Kasernen consignirt. Patrouillen durchzogen die Stadt, der Kaiser, der aus dem Theater heimkehrte, ließ seine Begleitmannschaft besonders verstärken und eine unheilverkündende Stimmung beherrschte das Volk. Am anderen Tage trat die Regierung mit der Gas-Gesellschaft wieder in Unterhandlung.

Man sollte meinen, die Erfahrungen, welche bei Einführung der Wintem-Steuer für die Bonds-Linie gemacht worden, hätte die Regierung vorsichtiger machen müssen — indeß waren ja seit jener Zeit schon zweimal die Ministerien von der Bühne abgetreten. Im Uebrigen muß man einräumen, daß die Regierung sich dem Volke und resp. dem Pöbel von Rio de Janeiro gegenüber in einer mißlichen Lage befindet. Die Republikaner machen sich bei allen Wahlen breit, erringen auch namentlich bei den Wahlen zu den Provinziallandtagen immer bedeutendere Erfolge; ihre Zeitungen treten für die Republik, andere für die Revolution ein. Eine Revolver- und Schmutz-Presse explorirt in infamster Weise den Skandal und gefällt sich namentlich darin, die ehrwürdige Person des Kaisers zum Gegenstande des Gespöchts zu machen. Ja — Freiheit, die ich meine! Wer diese Sorte Freiheit sein Ideal nennt, der kann das monarchische Brasilien als Muster für Pressfreiheit hinstellen. Bei irgendwie drückenden oder unbequemen Neuerungen entsteht unter dem Druck der Hefz-Presse eine zu den größten Excessen führende Aufregung. Tritt die Regierung fest auf, so schreit das vergossene Bürgerblut zum Himmel um Rache; giebt sie nach, so gilt sie für blamirt und die Nachgiebigkeit erscheint als Schwäche. Einer solchen, ohnehin so leicht erregbaren Volksmasse gegenüber ist die Aufgabe der Regierung keine leichte.

Höchst interessant ist die oben berührte Thatsache des Vorwiegens der Engländer bei allen großen Unternehmungen und Capitalanlagen. Dabei ist nach der in Brasilien üblichen Praxis auch nach der finanziellen Seite kein Risiko für sie vorhanden, da die Regierung 7 oder 6 Procent Zinsen des fixirten Capitaless garantirt. So war die erste Eisenbahn, welche in der Provinz Rio Grande do Sul erbaut wurde, ein englisches Unternehmen, welches seit Jahren der Provinz durch das große jährliche Deficit enorme Kosten verursacht. Die Direction nimmt auf die Bedürfnisse des Verkehrs nicht gebührend Rücksicht. So ist eine zu niedrig gelegte Eisenbahnbrücke bei S. Leopoldo ein schweres Hinderniß für die Schifffahrt auf dem Rio dos Sinos. Es wäre leicht zwischen zwei Pfeilern eine Einrichtung zum

Durchlassen der Schiffe einzurichten, allein das liegt ja nicht im Interesse der Bahn und darum widersteht sie sich. Auch die Franzosen treten in Südamerika namentlich in neuerer Zeit als Bauunternehmer 2c. auf. Das deutsche Capitel aber, das wenigstens für Südbrasilien am meisten Grund hätte einzutreten, zeigt keine Initiative. Und geht ja von einer großen deutschen Firma oder Gesellschaft ein großes Unternehmen aus, wie z. B. die Ausbeutung der Kohlenbecken in der Provinz Rio Grande do Sul, so weiß Mißgunst und Neid nicht, wie sie sich aufblasen und dagegen intrigieren sollen. Und dabei ist es Thatsache, daß der Importhandel von Rio Grande fast ganz in deutschen Händen ist: daß die deutschen Colonien der Provinz prosperiren, das Deutschthum sich noch nirgends so sehr eine geachtete und seinen Verhältnissen angemessene Stellung errungen hat, als eben in dieser, durch ihr mildes Klima dem Deutschen besonders zusagenden Provinz; daß endlich der Export deutscher Industrieproducte nach Rio Grande ein sehr bedeutender ist und es noch mehr sein würde, wenn es noch eine deutsche Einwanderung nach dieser Provinz gäbe. Eine starke deutsche Einwanderung nach Südbrasilien schafft der deutschen Industrie ein bedeutendes und immer wachsendes Absatzgebiet, indeß die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten Concurrenten großzieht. So wäre es unbedingt die Aufgabe der deutschen Wirthschaftspolitik, der deutschen Colonisation Südbrasilien's allen möglichen Vorschub zu leisten. Statt dessen hat die deutsche Regierung der Ausstellung deutscher Industrieproducte in Porto Alegre keine Theilnahme geschenkt und statt die Einwanderung nach Südbrasilien zu begünstigen, hält sie das Auswanderungsverbot nach Brasilien aufrecht, was ungerecht deutschen Elementen in Südbrasilien gegenüber und unklug zugleich ist im Interesse der deutschen Wirthschaftspolitik.

Unter denjenigen Neuerungen, durch welche Rio de Janeiro im Laufe der letzten Jahre den an moderne Großstädte zu stellenden Anforderungen zu entsprechen sich bestrebt hat, ist auch die für ein heißes Klima doppelt wichtige Frage der Eisversorgung nicht zu vergessen. Das Eis spielte bis in die letzte Zeit eine untergeordnete Rolle in den brasilianischen Küstenstädten, woran vor Allem sein hoher Preis schuld war. Man hat vielfach nordamerikanisches Eis importirt. Noch bis in die neueste Zeit bezog Porto Alegre nordamerikanisches Eis vom La Plata her, wobei denn der Preis pro Kilo auf 2—3 Mark zu stehen kam. Erst in neuester Zeit hat man in S. Paulo, Rio de Janeiro und Porto Alegre große mit Dampf betriebene Maschinen eingeführt, welche auf künstlichem Wege Eis herstellen. Die in Rio thätige Eismaschine ist eine der größten, welche existiren; sie vermag in der Stunde 1500 Kilogramm Eis zu erzeugen und das Kilo zu 8 Pfennigen zu verkaufen. Seit dieser Zeit ist die Verwendung von Eis natürlich sehr gestiegen. Man stellt sich schwer vor, wie empfindlich der Mangel von Eis, namentlich auch für ärztliche Zwecke, dem daran Gewöhnten wird. Auf der deutschen Colonie, wo der Verfasser

dieses Auffages lebte, ist natürliches Eis nie zu haben, es sei denn einmal in besonders kalten Wintern in aller Frühe auf den Wasserpfügen.

Vorzüglich sind in Rio die für die Behandlung der Kranken getroffenen Vorkehrungen. Es existirt eine größere Anzahl von Hospitälern, u. a. ein portugiesisches, wie denn ein solches auch in Porto Alegre besteht. Die Deutschen dagegen, die in Chile und Argentinien je ein eigenes Krankenhaus geschaffen haben, sind in Brasilien trotz ihrer numerisch stärkeren Entfaltung noch nirgends zur Begründung eines deutschen Krankenhauses gekommen; doch mag dieses Bedürfniß wohl gerade in Rio weniger empfunden werden, weil dort die Krankenpflege im Allgemeinen sehr gut geordnet ist. Namentlich das große, 180 Meter lange Krankenhaus der Santa Casa de Misericordia mit einem Krankenbestande von über 1000 Personen entspricht seiner Bestimmung in trefflicher Weise. Die Säle sind hoch, geräumig und lustig, und die Pflege und Behandlung läßt nichts zu wünschen übrig. Ein junger deutscher Kaufmann, welcher einige Zeit daselbst in Behandlung gewesen, wußte mir die aufmerksame Pflege und Bedienung seitens der Schwestern nicht genug zu rühmen. Der junge Mann stammte aus guter Familie und war als Kaufmann namentlich auch in Sprachen wohl ausgebildet. Irgend ein dummer Streich hatte ihn über den Ocean geworfen, er hoffte auf Anstellung als Commis in einem deutschen Geschäfte. In Bahia fand er das nicht, und nachdem er durch einen improvisirten Hausirhandel mit lebenden Vögeln sich wieder etwas Reisegeld erworben, ging er nach Rio de Janeiro. Vergebens wandte er sich an viele der angeseheneren deutschen Kaufleute und das Consulat — er fand keine Beschäftigung und wurde endlich, halb verhungert und krank, auf der Straße aufgelesen und in's Hospital geschafft. Daraufhin nahm man sich in deutschen Kreisen doch etwas seiner an und schaffte ihm die Mittel zur Herstellung seiner Gesundheit. Ich habe seit der Zeit noch manche Beispiele derart erlebt und erfahren, wie gewagt und bedenklich es ist, wenn gebildete Leute, Ingenieure, Lehrer, Kaufleute ohne Aussicht auf feste Stellung nach Brasilien auswandern. Auch in den Vereinigten Staaten geht es darin kaum anders. Günstige Chancen bieten sich lediglich dem Ackerbauer und allenfalls dem Handwerker.

Das große erwähnte Hospital dient ganz in der gleichen Weise wie ähnliche Etablissements an den deutschen Universitäten zugleich dem akademischen Unterrichte. Die Studenten begleiten den Professor bei der Visite durch die Krankensäle und hören Vorträge über wichtige Fälle an. Im Erdgeschoß befindet sich für Sectionen ein geräumiger, luxuriös ausgestatteter Saal. Nicht weit vom Krankenhause entfernt ist das Gebäude der medicinischen Facultät, wo sich die verschiedenen Hörsäle, Laboratorien und Sammlungen befinden. Alles hier ist neu und elegant hergerichtet. Besonders interessirte es mich, die naturwissenschaftlichen Sammlungen und Laboratorien kennen zu lernen. Den günstigsten Eindruck machte das

chemische Laboratorium, das ganz in der für denselben Zweck in Deutschland üblichen Weise eingerichtet war. Hier ist wenigstens der Apparat völlig in Ordnung, um bei tüchtiger Leitung eine gute praktische Ausbildung der Schüler zu ermöglichen. Ob diese vorhanden ist, weiß ich nicht; auf den anderen Gebieten ist sie offenbar nicht hinreichend. Das botanische Institut wenigstens war weder gut geordnet noch hinreichend wissenschaftlich durchgearbeitet. Dasselbe machte sich namentlich auch im zoologischen Cabinet empfindlich geltend. Die ausgestopften Thiere und Präparate waren fast alle aus Europa bezogen, konnten mithin für die Kenntniß der heimischen Thierwelt keinen besonderen Werth haben. Außerdem aber trugen sie Nummern, zu welchen die zugehörigen Etiquetten wohl noch geschrieben werden sollen, sofern der Katalog nicht unterdessen verlegt worden ist. Eine vergleichende anatomische Sammlung zumal auch von Skeletten fehlte ganz. Freilich ist ja Rio auch in Bezug auf Zoologie schlecht bestellt, indem der Vertreter des Faches wohl alles Andere eher sein mag als ein Zoologe. Eine von demselben im Archiv des Museums publicirte Abhandlung über eine große Froschlurve, die unter dem Namen „*Batrachichthys*“ — wenn es nur wenigstens richtig *Batrachichthys* hieße! — als ein fabelhafter Uebergang zwischen Fisch und Frosch beschrieben und natürlich als Belegstück für den Darwinismus ausgebeutet wurde, gehört zu dem Curiosesten, was die neuere zoologische Literatur aufzuweisen hat. Sehr vortheilhaft steht dagegen die Botanik von Dr. Caminhoa ab, wohl das beste Buch, welches bis jetzt in Brasilien dem naturwissenschaftlichen Unterrichte zu Hilfe kommt. Einen vortheilhaften Eindruck machte auch die pathologisch-anatomische Sammlung, die instructiv aufgestellt ist und in zahlreichen guten Wachspräparaten ein werthvolles Lehrmaterial besitzt.

Im Allgemeinen muß man anerkennen, daß in neuerer Zeit wesentliche Fortschritte in der Organisation des medicinischen Unterrichtes gemacht sind. Wenn es auch nicht angeht, den Stand des medicinischen Unterrichtes in Rio jenem der europäischen und zumal deutschen Hochschulen zur Seite zu setzen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß jetzt Denjenigen, welche ein ernstes Streben bekunden, die Möglichkeit geboten ist, sich tüchtig auszubilden. Freilich wollte es mir scheinen, als ob die Zahl derer, welche mit wirklichem Eifer und gutem Erfolge die gebotene Gelegenheit benutzen, eine geringe sei, und als ob seitens der Studenten zu viel Werth auf ihre Bücher, zu wenig auf die practischen Uebungen und Curse gelegt würde.

Die Gesundheits-Verhältnisse von Rio de Janeiro sind nicht ungünstig, nur das gelbe Fieber hat dieselben in letztere Zeit mißlicher gestaltet. Während an und für sich die Sterblichkeit in Rio keine ungünstige ist, so haben Blattern und gelbes Fieber viele Todesfälle zur Folge gehabt. Weniger verheerend trat die Cholera auf. Unter 90,814 Sterbefällen, welche in den Jahren 1862—1872 stattfanden, unter denen über 6000 Todtgeborene sich befanden, entfielen 9625 auf epidemische Krankheiten.

Am schlimmsten hat in Rio das gelbe Fieber gewüthet, welches dort zuerst im Jahre 1850 erschien. Diese heftig auftretende ansteckende Krankheit führt unter Erbrechen und Durchfällen zur Gelbsucht und bewirkt unter Erbrechen schwarzer Massen, oft auch Blutaustritten aus den Gefäßen, häufig rasch die Auflösung des Körpers. Ihr erliegt ein Viertel bis ein Drittel der Erkrankten, und in ganz besonders hohem Grade diejenigen, welche an den betreffenden Ort nicht acclimatisirt sind, Fremde sowohl wie Brasilianer aus dem Innern. In das Innere des Landes nämlich bringt das gelbe Fieber nicht vor; es beschränkt sich auf die Küsten, wo es von den Südstädten der vereinigten Staaten an bis nach Buenos Ayres hin die Hafenorte heimgesucht hat. In den fünfziger und sechziger Jahren trat es in Rio nur zwei oder dreimal auf; nach der heftigen Epidemie von 1872 und 1873 aber ist es fast jedes Jahr erschienen und scheint jetzt aus dem epidemischen in den endemischen Charakter überzugehen. Die Gefahr des gelben Fiebers ist für Rio de Janeiro zumal auch wegen der durch den riesigen Schiffsverkehr bedingten Verschleppung eine stets drohende. Die Hafengegend und die innere Stadt sind daher auch in besonderem Grade den Erkrankungen ausgesetzt. Die Bewohner der Vorstädte, zumal der etwas höher gelegenen, und alle Diejenigen, denen es ihre Verhältnisse gestatten, etwas weiter ab von Rio zu wohnen, sind der Gefahr der Erkrankung relativ wenig ausgesetzt. Es entspricht das ganz den auch anderweitig gemachten Erfahrungen. So haben z. B. die Franzosen auf Guadeloupe die Erfahrung gemacht, daß bei Ausbruch der Epidemie die Entfernung der Garnison nach dem fünf Kilometer vom Meere entfernten und 550 Meter über dem Meere gelegenen Etablissement „du camp Jacob“ vollkommen dem gewünschten Zwecke entsprach.

Unter diesen Umständen war es sehr anerkennenswerth, daß die brasilianische Regierung bei der heftigen Epidemie der Jahre 1872 und 1873 die anlangenden Einwanderer gar nicht in Rio ausschiffte, sondern sie sogleich per Bahn nach der drei Stunden von der Residenz entfernten Station Barra de Pirahy transportiren ließ. Die so beförderten 2600 Einwanderer blieben vor der Erkrankung am gelben Fieber bewahrt, welches unter anderen Umständen unter ihnen als nicht Acclimatisirten besonders stark aufgeräumt haben würde. Ob die Hoffnungen, denen man sich in Rio bezüglich einer Verbesserung der sanitären Verhältnisse in Folge der vielen Verbesserungen auf hygienischem Gebiete hingeben zu dürfen glaubt, sich realisiren werden, bleibt der Zukunft anheimgegeben. Jedenfalls hat die Regierung jederzeit die erforderlichen Maßregeln, zumal auch durch die Gründung besonderer Lazarethe für Gelbfieberkranke, Cholerafranke u. s. w. ergriffen.

Es ist außerordentlich schwierig zu ermitteln, in welcher Weise sich statistisch die Sterblichkeits-Verhältnisse in Rio darstellen. Kein Gebiet der Wissenschaft oder der Administration liegt in Brasilien wohl noch so sehr im

Argen, als eben dasjenige der Statistik. Wohl sind neuerdings wieder die Beamten der Provinzial-Präsidenturen zur Anstellung statistischer Erhebungen angewiesen worden — allein solche nebenher betriebenen, der systematischen und verständnißvollen Leitung und Durchführung entbehrender Aufnahmen können nur sehr geringen Werth beanspruchen. Nicht einmal die selten vorgenommenen Volkszählungen sind einigermaßen zuverlässig. So ist denn auch der jeweilige Stand der Einwohnerzahl der Residenz nicht genauer bekannt. Die verschiedenen Angaben variiren zwischen 250,000 oder 300,000 bis 450,000. Die letzte wohl zu hoch gegriffene Zahl legte 1874 M. M. da Silva Alcanan in seiner zu Bahia erschienenen Doctor-Dissertation einer Berechnung zu Grunde, der zu Folge er die Sterblichkeit von Rio de Janeiro außerordentlich günstig findet, nämlich zu 23 : 1000 pro Jahr. Das sei ein noch günstigeres Verhältniß, als es London mit 25 : 1000 aufzuweisen habe. Es ist aber klar, daß das Verhältniß sich sofort ändert, wenn es sich herausstellt, daß die Einwohnerzahl erheblich geringer ist. Im Jahre 1872 hatte Rio 10,065 Todesfälle. Bei einer Bevölkerung von 450,000 Seelen würde das allerdings nur 22,4 auf Tausend betragen. Einer Bevölkerungszahl von nur 300,000 würden aber 33,5 Sterbefälle auf 1000 Bewohner entsprechen. Schon Wappäus hob diese Unsicherheit der statistischen Daten und Berechnungen hervor und führte gegen die Annahme einer hohen Bevölkerungszahl den Umstand an, daß die Zahl der Geburten in Rio so enorm hinter jener der Todesfälle zurückstehe. Ich glaube, daß Wappäus hier auf einem Irrwege sich befand, indem er die Zahl der Geburten mit der Zahl der Getauften identificirte. Es ist in Brasilien durchaus nichts seltenes, daß die Taufe erst sehr spät erfolgt. Es sind mir gar manche Fälle bekannt geworden, wo halbwüchsige Jungen bei der Taufe dem Geistlichen, als dieser sie mit Wasser besprenge, ein landesübliches, höchst gemeines Schimpfwort an den Kopf warfen. Vermuthlich wird in Rio die lange Hinausschiebung der Taufe, zumal wohl bei der farbigen Bevölkerung, sehr Mode sein; viele Kinder mögen dann ungetauft sterben, und jedenfalls ist die Zahl der Getauften kein zuverlässiger Maßstab für die Zahl der Geburten.

Die Abhandlung über Mortalitätsverhältnisse, welche oben angeführt wurde, ist daher noch weniger wie ältere Publicationen eine sichere Basis für die bezüglichen Ermittlungen. Sie ist ohnehin nicht aus Quellenwerken geschöpft, wie schon daraus hervorgeht, daß sie die Sterblichkeit von New-York zu 70 von Tausend angiebt, während diese doch 1881 in einem ungünstigen Jahre sich nur wenig über 31 erhob, und andererseits der deutschen Colonie am Mucury, die keineswegs zu den günstigstsituirten gehört eine Sterblichkeit von nur 2,8 auf Tausend andichtet. Natürlich liegt die Schuld davon an der Unbrauchbarkeit der benutzten Notizen, die ja natürlich nicht sammt und sonders und ohne Kritik benutzt werden durften.

Wer in Rio sich vorübergehend aufhält, thut am besten seinen Aufsent-

hält auf der Tijuca zu wählen, wohin wohl bald schon die Eisenbahn führen wird.

Auf einer ausgezeichneten Fahrstraße geht es bergan, die Felsen, zum Theil von kleinen Wasserfällen gebadet, treten näher, und der Blick erweitert, sich bis endlich ein großer Theil von Rio und der Bai vor uns ausgebreitet liegt. Nachdem die Höhe erklimmen ist, senkt sich der Weg wieder etwas, und an freundlichen zum Theil sehr luxuriös ausgestatteten und als Sommerfrischen benutzten Villen vorüber strebt der Wagen dem Ziele zu, dem in einem kleinen von klarem Wasser durchrauschten Seitenthale idyllisch gelegenen Hotel.

Wer die lange Fahrt scheut und höher an den Bergen wohnen möchte, wird am Theresienberge wohl leicht das finden, was er sucht. Am Passeio publico zweigt sich die Bondslinie ab, welche dorthin führt und unter den hohen Bogengängen des mächtigen, das Thal überbrückenden Aquäduct hindurch zur Station der Drahtseilbahn befördert. In leichtem Wagen, geräuschlos und der treibenden Kraft uns kaum bewußt, erheben wir uns auf dem „Plano inclinado“. Auf dem Nebengeleise kommt uns ein zweiter Wagen entgegen, fast als solle er mit dem unsrigen zusammenstoßen, und nach wenigen Minuten sind wir oben, wo schon der Bondswagen zur Weiterbeförderung bis zu der Caixa d'agua, einem Reservoir der Wasserleitung, bereit steht. Oben genießt man eine schöne Aussicht auf einen Theil von Rio und seinen Vorstädten, zumal Catumbý, und auf die in fünf bis sechs Linien sich übereinander schiebenden Conturen der verschiedenen dem Küstengebirge angehörenden Bergketten. Der Theresienberg ist nur stellenweise dichter bebaut. Die Straße führt an zwei Hotels vorüber, von denen namentlich das zuerst kommende schöne gelegen, sauber und bequem eingerichtet ist.

Und so wird Rio de Janeiro jedem Geschmack und jedem Bedürfnisse durch sein mildes Klima, die Anmuth und Lieblichkeit seiner Vorstädte und die Großartigkeit seiner herrlichen Umgebungen Rechnung tragen können. Wenn der Italiener in seiner feurigen zur Uebertreibung geneigten Ausdrucksweise Neapel als die Perle des Schönen preist, als die Realisirung des Höchsten und Großartigsten, was die Phantasie auszumalen vermag, nach dessen Genuß keine Steigerung mehr möglich sei und daher nichts übrig bleibe als der Tod — so wird von Rio de Janeiro wenigstens das ohne Uebertreibung gesagt werden müssen, daß sich hier das Herrlichste vereint, was landschaftliche Schönheit und üppigste Fülle der Natur zu bieten im Stande sind, und daß auch dem Vielgereisten im reichen Kranze der Erinnerungsblätter dasjenige eines der strahlendsten bleiben wird, welches die Aufschrift trägt: Rio de Janeiro.





Sealsfield Postl.

Von

Fr. Hemmann.

— Herrliberg am Zürichsee. —

Als ich, von der Redaction der „Gegenwart“ dazu eingeladen, in „Nord und Süd“ (September 1879) meine Erinnerungen an Ch. Sealsfield zusammengefaßt hatte, war es für mich ein angenehmer Gedanke, dieses Gegenstandes für immer entledigt zu sein. Nur wenige mir damals bekannte Umstände, welche über das Leben des Mannes in der Schweiz ein Licht zu verbreiten vermochten, waren in jenem Aufsatze unerwähnt geblieben, so daß ich annehmen konnte, das Wesentliche sei erschöpft. Gleichwohl ließ mich die Sache nicht ruhen. Einmal eingetreten in das nicht gerade kurzweilige Geschäft, ein Geheimniß zu bebrüten, wird man von der magischen Kraft desselben festgehalten; und der geduldige Eifer, der dabei entwickelt werden mußte, läßt eine gewisse Wärme zurück. Auch hatte ich die Arbeit mit dem Gefühl verlassen, die vom Sand zugewehrte Sphinx nur zum Theil ausgegraben zu haben. Als daher die Anschauung der offen gelegten Gliedmaßen die Umrisse der noch verdeckten zur Ahnung brachte, erwachte auch der Trieb, noch einmal in die Tiefe und seitwärts zu schäufeln.

Gleichzeitig, aber unabhängig von meiner Arbeit, war von Dr. Victor Hamburger eine inhaltreiche Schrift über Sealsfield mit einer Reihe von Briefen desselben an Brockhaus, Cotta und Erhard herausgegeben worden, aus denen mir das gleiche Bild, das ich schon von der persönlichen Bekanntschaft her in mir trug, wieder entgegentrat. Dieser Schriftsteller, der mit kritischerem Blick als die früheren in den Gegenstand eingebracht war, stellte brieflich einige Fragen an mich, über welche er entweder in besonderer

Beantwortung an ihn oder in einem zweiten Aufsatze Auskunft zu erhalten wünschte.

Die erste betraf die beiden Buchstaben C. P., welche nach Sealsfields Anordnung über seinem Schriftstellernamen auf dem Grabsteine stehen. In Folge einer mir unerklärlichen Künstelei sind in Hamburgers Schrift diese Anfangsbuchstaben des wirklichen Namens in der Weise zu einem einzigen verbunden worden, daß durch Versetzung der inneren Wölbung des C auf die erste Hälfte des zweiten Buchstabens ein P entstanden ist, während Sealsfield in der an mich gerichteten Weisung einfach ein C (Ssi) und dahinter ein P (Pi) gewünscht hatte. Der Auftrag lautete ohne weitere Erklärung: Lassen Sie ein Ssi Pi über meinem Namen einmeißeln! Ich kann nicht einsehen, was zu diesem Mißverständniß Anlaß gegeben hat, wenn ich es nicht damit erklären darf, daß man häufig ohne besonderen Grund das Einfache übersieht, um zu irgend etwas Verwickelterem zu gelangen.

Die zweite Frage berührte die Zwischenstation Zürich auf Sealsfields Flucht: Graz, Zürich, New-Orleans. Ich hatte von dieser Zwischenstation nur vermuthungsweise gesprochen und wage auch jetzt noch nicht, bestimmtere Angaben zu machen. Ohne meine Schuld haben andere Darsteller diese Vermuthung aufgegriffen und darin eine feststehende Thatsache gesehen. Der Umstand, daß Sealsfield schon im Anfang seines späteren Auftretens in der Schweiz mit den hervorragendsten Mitgliedern der Züricher Loge in Verbindung stand, und mehrere Andeutungen, über die ich mich nicht äußern will, brachten mich auf den Gedanken, daß er schon im Mai oder Juni 1823 in Zürich kurze Zeit verweilt habe, um dann weiter nach New-Orleans zu reisen. In dem Bestreben, diese Vermuthung zur Gewißheit zu erheben, stieß ich auf so eigenthümliche und hartnäckige Schwierigkeiten, daß ich diese Frage auf sich beruhen lassen muß. Wurde doch von berufener Seite die falsche Behauptung aufgestellt, Sealsfield sei gar nicht Freimaurer gewesen! Auch von anderer Seite wurde mir in Allem, was die Loge betreffe, Vorsicht empfohlen und diese Mahnung mit der Furcht begründet, daß zu weit getriebene Wißbegierde die Vernichtung der noch vorhandenen Quellen zur Folge haben könnte. Obwohl ich nur für Oesterreich, sonst aber nicht begreifen kann, welche Bedenken der Nachforschung in dieser Richtung vor Anbruch des nächsten Jahrhunderts entgegenstehen können, würde ich es sehr bedauern, durch Mittheilung meiner Erfahrungen einem Bruder den Schimmel scheu zu machen, um so mehr, als mir versichert wird, daß das unkluge Weiterspinnen durch einen anderen Forscher bereits geschadet hat. Es wurde dadurch der einzige Kanal, in welchem die Identität von Karl Posil und Charles Sealsfield gerichtlich bewiesen werden konnte, zugemauert.

Dagegen kann ich auf die dritte Frage Hamburgers eintreten, welche darin besteht, daß er nicht begreifen kann, „wie Sealsfield sich so lange

in Brugg aufhalten konnte (1844 und 45), da eine Anzahl von Briefen, die er theils mittheilte, theils nicht, aus der Zeit seines Brugger Aufenthaltes immer von anderen Orten datirt seien.“ In seiner Schrift „Sealsfield-Postl, bisher unveröffentlichte Briefe und Mittheilungen zu seiner Biographie, Wien, L. Rosner 1879“ findet sich aber gerade aus der Zeit des Brugger Aufenthaltes kein einziger. Von dem am 16. Mai 1842 von Tägerweilen datirten Brief an Erhard in Stuttgart ist eine Lücke bis zum 9. Juli 1846, unter welchem Datum Sealsfield wieder von Feuerthalen aus schreibt. Eben in diese Lücke fällt der bezweifelte Aufenthalt in Brugg. In einem von der eigenen Hand geschriebenen Briefe macht Sealsfield am 16. August 1845 in seiner Wohnung zu Brugg die Mittheilung an Regierungsrath Eßlinger in Zürich, daß er vorgestern nach einer Kur von 89 Tagen in der Wasserheilanstalt Brestenberg am Hallwylsee in seiner Behausung in Brugg wieder angelangt sei. Er sagt in diesem Briefe, den die Nachkommen des Adressaten als Autograph aufbewahrt haben, ausdrücklich, die Kur habe nur 89 Tage gedauert, nicht wie echte Wasserkuristen wollen 9 oder gar 18 Monate. Er sprach seine Bereitwilligkeit aus, dem durch Eßlinger vermittelten Wunsch Freiligraths, mit ihm zusammenzutreffen, zu entsprechen und schlägt für dieses Rendezvous Baden oder Schinznach vor. „Will mir hingegen Herr Freiligrath das Vergnügen erweisen, mich in Brugg als ein werther Gast zu besuchen, so ist er herzlich zu Allem, was meine oder vielmehr meiner Hausfrau Küche und mein Keller darbieten, willkommen. Haben Sie selbst einen Tag Zeit und eine mäßige Dosis Lust mitzukommen, so versteht sich von selbst, daß Sie gleichfalls herzlich willkommen sind. Sie kennen zwar Brugg, Schinznach, Habsburg u. bereits; aber diese Stellen abermals zu sehen und sich von ihren (sic) gewiß nicht sehr erwünschten Regentensorgen ein oder zwey (sic) Tage zu erhohlen (sic), kann jedenfalls auch nicht schaden. Auch bemerke ich, daß wir in Brugg nebst tolerablem Wein, von dem Sie wie ich weiß kein großer Liebhaber sind, excellentes Wasser haben.“ Neben diesem directen Beweis seines längeren Aufenthaltes in dem sogenannten Prophetenstädtchen kann angeführt werden, daß dort noch immer Personen leben, welche mit ihm verkehrt haben, Herren, die er zum Abendessen in seiner Wohnung einlud und die daran Theil nahmen, Frauen, die ihn bewirtheten. Die beiden nun verstorbenen Zeugen seines mit Erhard von Stuttgart in Brugg abgeschlossenen und dort geschriebenen Vertrages, die Herren Dr. Alphons Rohr und Bezirksverwalter Keller, der Hausbesitzer, würden einzig genügen, seine Niederlassung in Brugg außer Zweifel zu stellen. Andere schriftliche Spuren konnte ich allerdings nicht finden. Im polizeilichen Fremdenverzeichniß ist sein Name nicht eingetragen, und es läßt sich annehmen, daß sein Hausherr, dessen Beamtung zum Bezirksamtman in naher Beziehung steht, diese Meldung vielleicht auf seine Bitte unterließ. Sealsfield ist auch an andern Orten

nicht ohne Absicht diesen schriftlichen Einträgen so viel als möglich ausgewichen. Aber auch im Gasthause, wo er den Mittagstisch hatte, findet sich kein Nachweis einer Bezahlung desselben. Die Wirthin erklärte diesen Mangel damit, daß er, wie sie sich genau erinnere, jedes Essen sofort baar bezahlte, womit seine Zehrung unter den andern nicht specificirten Tageseinnahmen verschwunden ist. Wenn nun aber die Tochter des damaligen Hausherrn heute noch die von Sealsfield bewohnten Zimmer zeigt; wenn der Sohn des Bauers im benachbarten Dorfe Ryniken, den er sehr oft besuchte, Joh. Obrist, Müller in Schinznach, in einem Briefe mittheilt, „Herr Sealsfield, nach seinen Angaben ein Amerikaner, aber bessenungswürdig ein geborener Deutschländer, der sich Tag und Nacht mit dem Studium von neuen Büchern bemüht habe, sei in seinen Jünglingsjahren oft von Brugg zu seinem Vater hinausgekommen“; wenn endlich die Hausgenossen der Apotheke Stodard sagen, er habe nach dem Essen den Kaffee bei ihnen getrunken und mit seinem rechthaberischen Politisiren den Vater und sie geärgert: so kann meine Angabe gar nicht mehr besser beglaubigt werden. Sind gleichwohl aus dieser Zeit Briefe von ihm aus anderen Orten datirt, so ist dies nicht auffallend, wenn man bedenkt, daß er Wochen lang abwesend sein konnte, wie jener lange Kuraufenthalt im Dreßtenberg beweist.

Hamburgers vierte Frage betrifft die Geschichte des Bankerotts seines Geschäftsfreundes in New-Orleans. Diese könne sich nicht so zugetragen haben, wie er sie mir erzählt hat. Da ich für die Wahrheit dieser und noch vieler anderer Erzählungen aus seinem Munde nie eingestanden bin, vielmehr die meisten von Anfang an nur als seine Darstellung gegeben habe, so kann ich auch hier nichts weiter verbürgen. Seine Angabe, er habe in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in der Schweiz die deutsche Sprache nur mangelhaft geschrieben und gesprochen, während doch mein Ohr einen so naturwüchsigen Dialekt erkannte, daß diese Behauptung sofort verdächtig war, machte mich gegen alle seine Erzählungen mißtrauisch. Er sprach „Sigsde“ statt Siehst Du, „fihren“ statt führen, „Minze“ statt Münze. Es kann ja ebenfalls nicht wahr sein, was er von seinen beiden in Westpoint studirenden Söhnen und vom Cedernsplitter, an dem seine Braut gestorben sei, erzählt hat. Als er von der Wirthin in Brugg gefragt wurde, warum er an einem Freitag nie zum Essen komme, antwortete er: „Der Freitag ist für mich ein verworfener Tag; denn an einem Freitag habe ich meine Frau, mein einziges Kind und mein Vermögen verloren, an einem Freitag habe ich Schiffbruch gelitten.“ War es ihm zuerst nur darum zu thun, mit solchen außerordentlichen Antworten die Neugierde abzuspüren, so gab er zuletzt die erstaunlichen Dichtungen auch unaufgefordert zum Besten. Da die kühnsten Erzählungen dem Zuhörer keine Löcher in den Kopf schlagen, so gab sich auch Niemand Mühe, sie zu bestreiten. Wenn dagegen Anderes, das er nicht erzählt hat, wahr sein sollte, so kann er bei jenem Banquier in New-Orleans ganz wohl eine bedeutende Summe deponirt

haben, und in diesem Falle giebt die Thatsache, daß er sich am 29. Januar 1827 in London in äußerster Geldnoth befand, der Erzählung von dem plötzlichen Verlust durch den Bankerott seines Geschäftsfreundes einige Wahrscheinlichkeit. Es ist aber auch möglich, daß die ganze Geschichte nur seinem Bestreben, sich in den Augen Anderer ein Ansehen zu geben, dienen sollte, indem er es dem Zuhörer überließ, darüber nachzudenken, wie Vieles er zu verlieren gehabt habe. Der Eine schneidet auf mit Summen, die er besitze, der Andere mit solchen, die er zu verlieren im Stande gewesen sei, und beide wollen damit den gleichen Eindruck machen.

Von jeher reizte mich die Aufgabe, welche das innere Lebensbild Sealsfields dem Beobachter gestellt hat, mehr, als die Verfolgung seines äußeren Lebenslaufes; ich glaube, den Schlüssel zur Lösung der Widersprüche in jenem Aufsatze im Septemberheft von „Nord und Süd“ 1879 geboten zu haben. Es war mir darum zu thun, denen, die das wechselnde Spiel von Offenheit und Verschlossenheit, Weichheit und Härte, Freigebigkeit und Geiz nicht begreifen konnten, einen Einblick in dieses von kaum gesehnten inneren Kämpfen zerrissene Herz zu verschaffen. Dazu bewog mich besonders der 31. Psalm, den er zuerst zu seiner Grabchrift wählte, nachher aber wieder fallen ließ, als er den Vers aus dem 143. gefunden hatte: „Gehe nicht in's Gericht mit Deinem Knechte; denn vor Dir ist kein Lebendiger gerecht.“ Jener 31. Psalm, der also mit Unrecht auf seinem Grabstein steht, ist doch eine Zeit lang von ihm festgehalten worden, bis er die zusageudere Stelle fand. Er hat an den Worten eine schmerzliche Genugthuung gefunden: „Mein Leben hat abgenommen vor Betrübnis und meine Jahre vor Seufzen; meine Kraft ist zerfallen vor meiner Missethat, und meine Gebeine sind verschnachtet. Vor all meinen Drängern bin ich eine große Schmach geworden, auch meinen Nachbarn, und eine Schen meinen Verwandten; die mich sehen auf der Gasse, fliehen vor mir. Mein ist vergessen im Herzen wie eines Todten; ich bin geworden wie ein zerbrochenes Gefäß. Denn ich höre Vieler heimlich Schelten; Furcht ist rings umher.“ Diese Worte, auf denen sein Auge geruht hat, bezeichneten mir die Aufgabe, die ich zu lösen hatte. Daher legte ich weniger Gewicht auf die strenge Folge seines äußeren Lebensganges.

Als aber jene Zweifel über seinen Aufenthalt in Brugg auftauchten, wandte ich mich auch diesen Fragen zu. Es war nach so langer Zeit nicht mehr leicht, als Pfadfinder den Fußspuren zu folgen, die der leise auftretende Gast in der Schweiz zurückgelassen hat. Indessen ist es gelungen, ein weniger lückenhaftes Bild seines schweizerischen Domicils herzustellen. Bei dieser Arbeit hatte ich die Freude, eine Reihe neuer Thatsachen in Erfahrung zu bringen, welche wiederum zur Kennzeichnung seines Innern beitragen; und nicht ohne Befriedigung wird man erkennen, daß auch diese Züge mit den bereits entworfenen übereinstimmen. So

viele Zeugen ich auch vernommen habe: in keiner Aussage begegnete mir ein Strich, der von den früheren abweicht.

Höchst wahrscheinlich hat Karl Postl den Namen Sealsfield erst in Amerika angenommen, wo er im August 1823 landete. Nachdem er dieses und das folgende Jahr theils in Louisiana, theils in den mittleren Staaten langsam reisend und beobachtend zugebracht hatte, machte er in der nördlich von Pittsburgh gelegenen Stadt Kittaning unter deutschen Farmern einen längeren Aufenthalt. Im October 1825 reiste er wieder in den Süden und hielt sich bis zum Mai 1826 in Louisiana auf. In der Absicht, seine Beobachtungen zu veröffentlichen, kam er nach Deutschland zurück und bot im September 1826 von Frankfurt aus dem Freiherrn von Cotta eine in zwei Theilen bestehende Reisebeschreibung an, welche mit dem Verfasseramen Charles Sidons wirklich erschienen ist. Zugleich stellte ihn Cotta als amerikanischen Correspondenten für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ und für das „Morgenblatt“ an. Nach Abschluß dieses Geschäftes reiste er nach London, wo er das Reisewerk in englischer Sprache und eine zweite Schrift über Oesterreich herausgab. Hier gerieth er in Geldnoth, welche einzugestehen den stolzen Mann gewiß große Selbstüberwindung gekostet hat. Nachdem er seinen Vertrag mit Murray, dem englischen Verleger, als Pfand an Cotta gesandt hatte, half ihm dieser mit einem Vorchuß von 40 Pf. St. aus der Verlegenheit. Im Juni 1827 reiste er, wieder neue Arbeiten für Cotta in's Auge fassend, nach New-York, begab sich nach kurzem Aufenthalt von da nach Philadelphia, wo er sieben Wochen lang angestrengt arbeitete. Da er hier wieder in Geldnoth kam, ging er nach Kittaning zurück, welche Stadt er seine Heimat nennt. Hier vollendete er seinen ersten Roman, den er anfänglich „Canondah“, dann „Toscah oder die weiße Rose“ nannte, den er aber später in veränderter Form und unter dem Titel „Der Legitime und die Republikaner“ auch deutsch herausgab. 1828 reiste er noch einmal in den Süden und kam bis nach Mexiko. 1829 trat er in die Redaction des bonapartistischen Blattes „Le courrier des états unis“, welches der in New Jersey lebende Exkönig Joseph angekauft hatte. Doch bald gab er diese Stellung wieder auf. Denn 1831 begab er sich mit bonapartistischen Aufträgen nach dem Süden, hielt sich am Red River in Louisiana auf, wo er sein entbehrliches Geld anlegte, und kam endlich als Agent Josephs und als Correspondent der New-Yorker Zeitung „The morning Courier and Enquirer“ nach Europa. Nachdem er abwechselnd in Paris und London, wo er auch mit dem Monthly Review „The Englishman“ in Verbindung stand, ein Jahr lang gearbeitet hatte, kam er 1832 in die Schweiz und setzte hier in größerem Maßstab und in Aufsehen erregender Weise seine literarische Thätigkeit fort.

Der erste Punkt, auf dem er in der Schweiz auftauchte, war Arau, und zwar im Winter 1832/33. Niemand wußte, daß er der Verfasser des

eben anonym erscheinenden Werkes „Der Legitime und die Republikaner“ und der schnell auf einander folgenden „Der Birey und die Aristokraten“, „Transatlantische Reisekizzen“, „Lebensbilder aus beiden Hämishären“ sei. Der bei Drell, Füßli u. Cie 1835 herausgekommenen „Brautfahrt Ralph Doughby's, III. Theil der Transatlantischen Reisekizzen“ ist eine Reihe von Rezensionen aus deutschen Zeitschriften vorgebracht, welche sich in der Bewunderung dieser glänzenden Schilderungen überbieten. Als Sealsfield an einem Regensonntag des Sommers 1833 einer Gesellschaft in Aarau von Amerika erzählte, fiel einer Dame, welche das erste Werk gelesen hatte, Wort und Wendung der mündlichen Schilderung so auf, daß sie nachher sagte: „Wenn ich mich nicht sehr täusche, so ist dieser Herr der große Unbekannte selbst“. Diese Bemerkung wurde ihm scherzweise mitgetheilt und verstimmt ihn sehr. Das Versteck hinter seinem amerikanischen Namen war ihm nicht genug; gleichsam als wollte er sein Dasein auch noch hinter einem zweiten Verhau sichern, fürchtete er auch als Schriftsteller bekannt zu werden. In Aarau hatte er einige Freunde, mit denen er sich regelmäßig zu einem Whistabend zusammenfand. Dieses Spiel betrieb er mit einer solchen Meisterchaft, daß Dr. Joh. Scherr, der ihn später beobachtete, die Vermuthung ausgesprochen hat, er könne von Prag, wo man in den höheren Kreisen hoch spielte, aus seinem Gewinn sehr wohl eine beträchtliche Summe für seine Flucht gesammelt haben. Er wohnte im letzten Hause der neuen Vorstadt bei Bierbrauer Ernst und hatte seinen Tisch im Gasthof zur Krone. Nachher kam er noch oft zu einer befreundeten Familie auf Besuche von acht Tagen nach Aarau.

Im Sommer 1833 zog er nach Stein am Rhein. Hier begegnet uns zum ersten Mal eine Achillesferse des Helden, der sich großend mit der Menschheit und mißtrauisch gegen alle Sterblichen in sein Zelt zurückgezogen hatte. Denn die stolze Einsamkeit drückt sein Wesen nicht vollständig aus. Dreimal versuchte er, aus derselben hervorzutreten und den Zauberring, in den ihn der Bruch mit seiner Heimat und die Verleugnung seines Familiennamens gebannt hatte, zu durchbrechen. Der natürliche Drang nach einem vertrauten Herzen, den ein starker Wille wohl gewaltjam unterdrücken, dessen aber auch der Stärkste sich nicht gänzlich entledigen kann, riß ihn zu einem Schritt hin, dessen Mißlingen unser Mitleid verdient, obwohl dabei die unbändige Art seines Temperaments beinahe komisch zu Tage trat. Die folgende Episode stammt aus der persönlichen Mittheilung der noch lebenden Frau, welcher darin eine Hauptrolle zugefallen ist.

Sealsfield wohnte in Stein im Hause des Herrn Präceptor Böschstein. Es waren alte Leute, die ihm Kost und Logis gaben. In dem gegenüberliegenden Hause „zum Rosened“ befand sich ein Spezereigeschäft, dessen Detailverkauf die zwanzigjährige Tochter der Familie, die älteste unter elf Geschwistern, besorgte. Sealsfield kam häufig in den Laden

um Cigarren zu kaufen, ohne bei diesen Besuchen mehr zu sprechen als nöthig war. Wenn aber die Tochter Abends mit ihrem vierjährigen Schwesterchen auf der Brücke spazierte, verließ er ebenfalls seine Wohnung und näherte sich ihr. Lange ging er mit ihr hin und her, wobei er mit dem Magdalenchen äußerst liebenswürdig that. Auf diesen Spaziergängen gab er sich als Amerikaner zu erkennen, erzählte von seinem Besitzthum in Louisiana, von seiner dortigen Haushälterin, einem alten Negerweib, und berichtete einmal mit Vergnügen, man habe ihm geschrieben, daß ihm im vergangenen Jahre so und so viele Neger geboren worden seien. Wenn er diese Bemerkung in der Voraussetzung fallen ließ, daß sie ihn unwiderstehlich mache, so hatte er sich vollkommen getäuscht. Eine Ausdrucksweise, die sich für einen Schafhirten schickt, welcher dem Heerdenbesitzer berichtet, daß ihm seine Lämmer so und so viele Junge geworfen haben, konnte einer Brautwerbung in der Schweiz kaum zur Empfehlung dienen. Zur Unterstützung seiner Ansichten richtete er an die Eltern seiner Auserkorenen die Einladung zu einem Nachessen, die sie aber ausschlugen. Als sich hierauf die Tochter zurückhaltender benahm, rüdte er offener heraus und versprach ihr für das Jawort als Brautgeschenk das Schloß Castell am Untersee. Diese Besitzung, das Eigenthum der Familie von Scherrer, hatte schon damals einen Werth von 200,000 Gulden, eine Summe, welche Sealsfielbs Vermögen bei weitem überstieg. Es ist auch fraglich, ob das Gut überhaupt verkäuflich war. Aber es begegnet uns hier wieder die Großsprecherei, zu der ihn seine Neigung, zu imponiren, öfters verleitet hat. Sie machte abermals einen dem beabsichtigten entgegengesetzten Eindruck. Die Tochter erklärte den Eltern bestimmt, sie möchte nicht um Millionen die Frau dieses unheimlichen Mannes werden.

Auf der Bleiche, einer vielbesuchten Sommerwirthschaft am Klingenberg, wohin Sealsfielb am Sonntag Abend spazierte, traf er mit ihr wieder zusammen. Als schweigender Beobachter sah er, daß ein junger Herr ihr jene harmlosen Huldigungen darbrachte, bei denen Niemand an etwas Böses denkt. Da dieselben freundlich aufgenommen wurden, so erhob sich Sealsfielb auf einmal in großer Aufregung und stürmte nach Hause. Dort tobte er wie ein Unsinniger, stieß die heftigsten Verwünschungen aus und drohte, diesen Menschen, seinen vermeintlichen Nebenbuhler, zu erstechen. Doch über Nacht besann er sich anders. Denn am Morgen hatte er seine Habseligkeiten zusammengepackt und verließ Stein für immer.

In Stein hatte er sonst keine Bekannte, und obwohl er den ganzen Tag fast unausgesetzt schrieb, wußte Niemand, daß er Schriftsteller sei. Seine Kostfrau schilderte ihn als geizig; er habe spärlich gelebt und nur sehr viel Milch und Butterbrot verlangt, das er immer sofort bezahlte. Seine Kleidung war fast schäbig, so daß die Leute fanden, dieses Aussehen reime sich gar nicht mit seinen Mittheilungen und Versprechungen. Von Stein

ging er wieder nach Baden und wohnte im darauf folgenden Winter 1833/34 im Gasthof zum Engel in Snetzbad. Da er während des Meditirens hin- und hergehen mußte, so waren ihm die von der Quelle erwärmten Corridore angenehm, so daß er auch in der Folge noch oft die kältesten Monate hier zubrachte. Die Hausgenossen berichten, übereinstimmend mit den früheren und späteren, von seiner großen Sparsamkeit.

1834 und 1835 verlegte er seinen Wohnsitz in das Haus „zum Steinbock“ in Untersträß bei Zürich, welches Herrn Gemeindevorsteher Bär gehörte. Hier arbeitete er wieder auf's Strengste an den Werken, die im Verlag von Drell, Füssli & Cie. gedruckt wurden. Der zweite Versuch, innigere Bande zu knüpfen, fällt in diese Periode. Nicht weit vom „Steinbock“ wohnte ein bei genannter Firma angestellter Schriftsetzer, dessen Sohn, Schüler des unteren Gymnasiums, die Correcturbogen vom Elsass zu Sealsfield hin- und zurücktragen mußte. Dieser Knabe zog die Zuneigung des einsamen Mannes auf sich, und wir glauben der Darstellung des jetzt noch lebenden einstigen Gymnasiasten gerne, daß er von ihm freundlich behandelt wurde. Denn überall, wo Sealsfield zur Hütung seines Geheimnisses und zur Abweisung forschender Neugierde nicht gleichsam auf der Wacht stehen mußte, also gegenüber Kindern, Landleuten und Bürgern, die mit ahnungsloser Unbefangenheit vor ihn traten, ließ die Spannung seines Wesens nach und er konnte eine ungewohnte Liebenswürdigkeit entfalten. Nachdem der Knabe eine Zeit lang seinen Dienst verrichtet hatte, sprach sein Gönner dem Vater den Wunsch aus, den Karl zu adoptiren. Aber der Schriftsetzer nahm, wie er seinem Sohn die ganze Unterhandlung erst an dessen Hochzeitstage mittheilte, dieses Ansinnen zuerst als Scherz auf. Als Sealsfield dringender wurde, antwortete er mit einer entschiedenen Ablehnung; doch jener ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Sein Andringen wurde nur ungestümer und zuletzt warf er dem Vater vor, daß er seinem Sohne in der Sonne stehe. Da verlor der Mann die Geduld und erklärte rund heraus, daß er seinen Sohn nicht verkaufe. Dieser Ausdruck, der Sealsfield gewissermaßen in den Ruf stellte, als sei er ein Sklavenhändler, erbitterte ihn so sehr, daß er nicht nur jede Verbindung mit Vater und Sohn abbrach, sondern auch Untersträß ganz verließ, weil er sich mit noch anderen Familien überwarf, die auf des Schriftsetzers Seite standen.

Um den dritten Versuch dieser Art anzufügen, müssen wir eine spätere Periode seines Lebens vorausnehmen. Im Jahre 1855 schrieb er von Amerika aus an den Küfermeister Schenkel in Schaffhausen, bei dem er mehrere Jahre gewohnt hatte, einen Brief, dessen Hauptinhalt die Bitte war, ihm seine zwei Töchterchen hinüberzusenden; er werde für sie sorgen wie ein Vater. Die Kinder, die den einstigen Hausgenossen wegen seiner Freigebigkeit in gutem Andenken behalten hatten, wären sehr gern gegangen. Allein der Vater gerieth in heftigen Zorn und würdigte die Anfrage keiner

Antwort. Diese Bemühungen lassen ahnen, welche Sehnsucht nach Anschließung das Herz dieses abstoßenden Mannes bewegt hat, und wie seine Schroffheit nur die Maske war, unter der er sein Elend verbarg. Indem wir uns dieser Vorstellung hingeben, erfährt uns wieder das Mitleid mit einem Schicksal, aus dem er die richtige Lösung, die Verbindung mit seiner eigenen Familie, nicht finden konnte!

Man hat gefragt, warum er diese Verbindung nie mehr gesucht, warum er überhaupt sein Geheimniß, dessen Bekanntwerden ihm gewiß nicht mehr gefährlich werden konnte, mit sich in's Grab genommen hat. Vergewegenwärtigen wir uns aber, wie empfindlich sein stolzes Selbstgefühl war, so liegt die Erklärung nahe. Recensionen auszuhalten, verursacht einem Schriftsteller gewiß kein behagliches Gefühl. Was ist aber erst eine Vivisection des persönlichen Lebens, welche mit der Oeffnung des Wirs unsfehlbar an ihm vorgenommen worden wäre! Auch genügte einem solchen Charakter schon der Gedanke, vom interessanten Amerikaner zum simplen Oesterreicher herabzusinken und damit auf den Vorsprung zu verzichten, den ihm der bloße Name verlieh. Ich glaube, er hätte das Bekanntwerden seiner Vergangenheit nicht ertragen.

Von Unterstraf zog er in die Stadt Zürich. Dort wohnte er vom 27. October 1836 bis zum 17. Mai 1837 bei Landjägerhauptmann Fehr in der kleinen Stadt. 1837 reiste er in Privatangelegenheiten nach Nordamerika, traf aber am 18. November 1837 wieder in Zürich ein und blieb hier bis zum 15. December bei Nordorfs Erben in der großen Stadt. Den Winter 1837/38 brachte er in Baden zu, von wo aus er jenen Besuch in Arau machte, bei dem er mit Herrn Professor Rothholz zusammentam. Den Auftritt habe ich in „Nord und Süd“ September 1879, S. 326 erzählt. Im Sommer 1838 wohnte er in Feuerthalen, im Winter in Baden, 1839 in Feuerthalen. Er erhielt in diesem Sommer einen Besuch von der befreundeten Arauer Familie. Sie holte ihn in einem Wagen ab, besuchte in seiner Gesellschaft den Arenenberg, Konstanz und Ueberlingen, wo sie sich etwas länger aufhielt. Zuerst war er ihr Gast, nachher wollte er sie frei halten, aber unter seiner Leitung ging es schmäler zu. Vom 24. September bis zum 30. November 1839 wohnte er wieder in Zürich bei Georg von Escher in der kleinen Stadt. In diesen Jahren, welche auf seine Rückkehr aus Amerika folgten, arbeitete er wieder unausgesezt an den „Neuen Land- und Seebildern (1838), die bei Fr. Schulthess herauskamen, zu welchem Verlag er sich schon mit dem „Pflanzerleben“ und mit „Nathan der Squatter-regulator“ gewandt hatte, dann am „Rajütenbuch“ (1840). 1841/1842 war er in Tägerweilen, von wo er mit der Buchhandlung in Stuttgart, die später die Gesamtausgabe übernahm, correspondirte. Hier verfaßte er sein letztes Werk, das veröffentlicht wurde, „Süden und Norden“. Er lebte still für sich, spazierte viel, am liebsten am Wasser oder im Walde, und war freundlich, ohne gerade gesprächig zu

sein. Hin und wieder besuchte er den im nahen Kreuzlingen wohnenden Seminardirector Th. Scherr. In den Wintern 1841, 1842 und 1843 war er wieder in Baden, wo ihm Frau Küper ermäßigte Preise bewilligte. Sein Intimus in Baden war der damalige Professor und spätere Redacteur Nepomuk Schleuniger. Gerne besuchte er die dortigen Maskenbälle, um, wie er sagte, die Sitten zu studiren. In Baden lernte er den Arzt Dr. Alphons Rohr aus dem nahen Brugg kennen, den er wegen seiner Augen consultirte. Im Juni 1844 zog er dann nach Brugg und blieb dort auch im folgenden Jahre. Von da wandte er sich wieder nach Feuerthalen, hierauf nach Schaffhausen (1847—53). Er wohnte theils im benachbarten Hotel Weber, theils in der Stadt selbst, hier zuerst im Hause der Familie Meyer, dann in dem neu hergerichteten des Küfermeisters Schenkel. Im Hotel Weber traf er mit der inzwischen verheiratheten Tochter von Stein zusammen, die seine Werbung ausgeschlagen hatte. Sie saß mit einer Gesellschaft an der Tafel, als er eintrat, auf sie zukam, sie freundlich grüßte und fragte: Sind Sie nun glücklich? 1853 reiste er nach Amerika, verweilte zuerst in Louisiana, dann in New-York und Brooklyn, bis er 1858 durch Herrn Nationalrath Gutwiller das Haus in Solothurn kaufte, in welchem er am 26. Mai 1864 starb.

Zu diesen Aufenthaltsangaben ist zu bemerken, daß Sealsfield zahlreiche Absteher machte, besonders in die Wasserkuranstalten, auf die er großen Werth legte. Auch zu Hause setzte er, so weit möglich, die Wasserkur fort. Er stand in Schaffhausen bei Herrn Schenkel des Sommers um vier Uhr auf, ging vor das Thor, trank von einem bestimmten Brunnen, nahm zwei Flaschen davon mit sich heim, badete daheim, wickelte sich in wollene Decken und legte sich wieder in's Bett bis acht Uhr. In Albisbrunn bei Hausen Rt. Zürich war er als Kurgast von 1846—52 eifmal. 1852 im Juni traf er in der neu errichteten Anstalt Wolfsberg im Thurgau ein. Einem Kurgast, der dort mit ihm verkehrte, ist noch deutlich in Erinnerung, wie er im Tone absoluter Gewißheit von der schon eingetretenen oder noch werdenden Richtigkeit der meisten Großmächte im Vergleich zu der Alles überflügelnden nordamerikanischen Union sprach, neben der er nur noch Rußland gelten ließ. Dabei gab er zu verstehen, daß er diese Urtheile nicht aus der Luft gegriffen, sondern unmittelbar aus dem Rath der politischen Halbgötter, zu dem er sich auch rechnete, geschöpft habe. Seine nächste Umgebung, die Schweiz, kam dabei nicht am besten weg. Obwohl er sie jedem andern Aufenthalt vorzog, hatte er an ihren Einrichtungen mehr zu tadeln als zu billigen. Die Bewegung vor und während des Sonderbundskrieges war ihm unbehaglich und des Spottes konnte er sich nicht immer enthalten. Es ist der gleiche Zug, der ihm schon die Unzufriedenheit des Großmeisters seines Ordens zugezogen hatte, welcher sich nach seinem Verschwinden folgendermaßen über ihn vernehmen ließ: Ich muß der Wahrheit gemäß beifügen, daß ich seit beinahe zwei

Jahren mit diesem Ordensmitgliede unzufrieden zu sein gerechte Ursache hatte und ihm seine Lauigkeit und Kälte in geistlichen Functionen, sein festes Eindringen in höhere Familientreise, sein stolzes Benehmen gegen die Brüder, sein anmaßendes Urtheil über private und öffentliche Angelegenheiten wiederholt und streng verwiesen habe und zwar mit dem Beisatze, daß ich einem anderen Ordensbruder die Secretariatsgeschäfte anvertrauen müßte, falls in seinem Betragen keine wesentliche Aenderung erfolgen sollte.“ Aber dieser Zug erhielt eine noch gesteigerte Schärfe, als er, losgerissen von jedem Verband, an dem der Mensch seinen natürlichen Halt findet, diesen Mangel auf andere Weise zu verdecken und zugleich die Unwahrheit, die seinem ganzen gesellschaftlichen Dasein zu Grunde lag, mit einer Zuversicht, die Andere verblüffen sollte, zu verhüllen suchen mußte. Für Andere unerklärlich und ihm selbst nicht immer bewußt befand er sich eigentlich in einem fortwährenden Kriegszustand. Mir kamen diese grellen Behauptungen, mit denen er so Viele vor den Kopf stieß, oft wie das Pfeifen eines Menschen vor, der sich im Dunkeln fürchtet. Er fühlte sich auch in der Gesellschaft wissenschaftlich und harmonisch gebildeter Männer nicht behaglich. Viel mehr sagte ihm diejenige von Beamten, Kaufleuten und einfachen Bürgern zu, wo die Gefahr, sich auf den Zahn fühlen zu lassen, nicht so groß ist. Hier kehrte er mit Vorliebe den Besitzer amerikanischer Werthpapiere hervor und suchte Alle, die dafür Sinn hatten, zur Anlage ihres Geldes in diesen damals noch weniger bekannten Unternehmungen zu bewegen. Von der deutschen Literatur wußte er so wenig, daß insofern sein amerikanisches Bürgerthum glaubwürdig erschien. Sein ganzes Glaubensbekenntniß in dieser Hinsicht war der oft wiederholte Satz: „Goethe ist der einzige Gentleman unter den deutschen Autoren.“ Gingen denn Sealsfield eine Zeitung in die Hand nahm, so las er zwischen den Zeilen mehr als zehn andere.

Alle diesen Eigenheiten lassen sich erklären theils aus seinem früheren Leben, in dem sich seine herrische Natur erfolglos gegen die Fesseln der Subordination aufgebäumt hatte, theils aus dem fortwährenden Streben, durch schroffes Auftreten jeden Versuch eines Einblickes in sein Geheimniß zum Voraus zu entmuthigen. Dazu kamen aber einige Bizzarrien. Von seiner abergläubischen Abneigung gegen „Menschen, die Gott gezeichnet hat,“ ist schon die Rede gewesen. Es genügte auch, daß er auf seinen frühen Ausgängen einer alten Frau begegnete, um sofort gänzlich verstimmt nach Hause zurückzukehren. Irgend eine andere Schrulle konnte ihm den ganzen Tag verderben. Niemals, sagt eine seiner besten Bekannten, ist mir ein Mann begegnet, der seine bösen Launen weniger zu zügeln wußte, als Sealsfield. In dieser Beziehung verdienen einige sprechende obwohl lächerliche Ausstritte erzählt zu werden.

Als Sealsfield bei Hauptmann Fehr in Zürich wohnte, wurden einem anderen Pensionär, der unwohl war, gekochte Zwetschgen auf das

Zimmer gebracht. Bald darauf mußte Sealsfield das Zimmer hüten und erhielt gekochte Äpfel. Wahrscheinlich weil er der Meinung war, Zwetschgen seien feiner oder nobler als Äpfel, schlug er Lärm und beklagte sich so heftig über die vermeintliche Zurücksetzung, daß ihm Hauptmann Jehr die Wohnung kündigte. Ein ähnliches Zusammentreffen kam in Solothurn vor. Sealsfield begegnete eines Morgens seinem Nachbar, Herrn Goldschmied Graf, und klagte ihm, was er von einem andern Nachbar zu leiden habe. Herr Graf wollte ihn beruhigen und sagte: „Das ist eben ein sonderbarer Apostel, Sie sollten sich dies nicht so ansechten lassen.“ Die letzten Worte aber konnte er Sealsfield nur noch nachrufen. Denn kaum war das Wort „Apostel“ heraus (Postl!), so wandte ihm dieser den Rücken und eilte ohne Abschiedsgruß und ohne das Ende der Erwiederung abzuwarten, davon. Von da an wick er Herrn Graf, der sich gar nicht erklären konnte, worin er gefehlt habe, immer aus. — Als er in Schaffhausen bei Rüfermeister Schenkel wohnte, durfte zum Aufräumen Niemand das Zimmer betreten als Frau Schenkel, die sich durch ihre Schweigsamkeit sein besonders Vertrauen erworben hatte. Es fiel ihr auf, daß sie unter dem Tisch oder in den Winkeln häufig Goldstücke liegen sah, welche sie aufhob und auf den Tisch legte. Ueber diese Funde wurde zwischen ihr und ihm nie ein Wort gewechselt. Aber der Mann nahm dieses von ihm als Ehrlichkeitsprobe empfundene Legen einer Falle übel und schlug, wenn er daran dachte, den Hammer mit doppelter Kraft auf seine Fässer. — Als man Sealsfield während seines Aufenthalts in Aarau den Genfersee und das Berner Oberland anpries, weigerte er sich, diese Gegenden zu besuchen, weil er sich die aus Amerika mitgebrachten Bilder nicht durch andere Naturerscheinungen verwischen lassen wolle. In Baden sagte er einmal, die größte Gefahr, die einem einzeln stehenden Schriftsteller drohe, sei die, sich dem Trunk zu ergeben. „Ich halte mir deshalb halbe Champagnerflaschen; sie wecken beim Componiren meine Einbildungskraft, ohne sie zu betäuben.“ „Wenn es nur auf diese Einschränkung ankäme, würde noch Mancher unter die Schriftsteller gehen,“ erhielt er zur Antwort.

So vorsichtig Sealsfield in der mündlichen Unterhaltung war, noch viel zurückhaltender waren seine Briefe. Man sucht in ihnen umsonst die Spuren des Geistes, der in den Schriften pulst. Auch diejenigen an Cotta und Erhard legt man nicht ohne Enttäuschung aus der Hand. Denn sehr selten sind die Stellen, die sich von trivialen Dingen oder Geschäftsfragen zu einem allgemeinen Interesse erheben. Diejenigen, die mir als Manuscript zu Gesicht gekommen sind, machten den Eindruck, daß der Schreiber absichtlich eine möglichst geschwätzige Fülle von Worten auf möglichst nichtsagende Gegenstände habe verwenden wollen. Als ich mich bemühte, die Briefe, die Sealsfield an Nationalrath Guzwiller geschrieben hat, zur Einsicht zu bekommen, traf von dem Herrn, der Guzwillers

Papiere zur Sichtung erhalten hatte, folgende Antwort ein, die noch für viele andere gelten mag: „Die Sealsfield'schen Briefe ließ ich mir seiner Zeit nicht um des Schreibers, sondern um des Adressaten St. Guzmüllers willen mittheilen. Ich sammelte nämlich von jeher Alles, was mir zu einem Strich an die Biographie Guzmüllers irgend einen Beitrag giebt. Die Briefe Sealsfields, ihrer vier an Zahl, haben mir eine große Täuschung bereitet. Nicht ein Wort konnte ich excerpiren; über die gewöhnlichsten conventionellen Bemerkungen von Wetter, Gesundheit oder der Freude über neuliches Zusammentreffen u. dgl. hinaus enthielten sie keinen Laut einer gebildeten oder fühlenden Seele. Ich sandte sie auch sofort wieder zurück. Mit großer Erwartung hatte ich den Zeugnissen eines Austausches der Beiden entgegengesehen. Aber als ich die Briefe in den Händen hatte, erschienen sie inhaltlich als nichts. Darum habe ich sie auch nicht copirt.“ Gewiß steht auch dieser erzwungene Wortreichtum seiner bedeutungslosen Briefe im Zusammenhang mit seinem Bestreben, über seine Spuren Sand aufzuwirbeln. Wir müssen daher dem Verhalten seiner Umgebung gegen ihn noch einige Aufmerksamkeit schenken.

Als Heinrich Bschoffe mit Sealsfield in Ueberlingen zusammentraf, sagte er zu ihm: „Wir Schriftsteller sollten leben wie die Götter und uns nur selten den Sterblichen zeigen.“ Damit ist der große Unterschied zwischen dem Schriftsteller Sealsfield und seiner persönlichen Erscheinung gekennzeichnet; ein Abstand, so auffallend für die Urtheilsfähigen, daß es nicht an Zweifeln fehlte, ob Sealsfield wirklich der Verfasser oder nur der Uebersetzer der Schriften sei, die unter seinem Namen bekannt sind. Schon das gänzliche Versiegen seiner Schaffenskraft in einem sonst noch fähigen Alter bestrebt. Er hat freilich selbst bei jenem Zusammentreffen mit Bschoffe geäußert: „Man sollte mit dem fünfzigsten Jahre aufhören zu produciren; mit fünfzig Jahren steht man auf der Lebenshöhe, und nachher gehen leibliche und geistige Kräfte schnell abwärts.“ Räthselhaft bleibt aber die Frage, was mit seinem letzten Werke vorgegangen ist. Karl Morell stud. jur., der spätere schweizerische Dichter und Geschichtschreiber, den Sealsfield 1847 in Albisbrunn kennen gelernt hatte, besuchte ihn auf der Rückreise von Heidelberg in Schaffhausen und kam begeistert von seiner Aufnahme nach Hause. Sealsfield hatte ihm aus dem Manuscript seines neuen Romans vorgelesen. Es muß derjenige gewesen sein, von dem er in seinen Briefen an Erhard immer spricht und der nicht mehr zur Veröffentlichung gelangte. Ich habe früher mitgetheilt, warum ich nicht glaube, daß er dieses Manuscript in Solothurn noch besaß. Nicht nur von diesem, sondern überhaupt von allen seinen Werken sprach er stets mit sichtlichem Widerwillen. Warum aber soll ein Schriftsteller der Besprechung seiner Werke so ängstlich ausweichen, wie Sealsfield es gewöhnlich that?

Das Volk, durch welches Sealsfield während 31 Jahren unerkannt gewandert ist, leidet im Allgemeinen nicht an dem Fehler, durch Allzu

lebhafteste Theilnahme an schriftstellerischen Erzeugnissen, die aus seiner Mitte hervorgehen, sein Nervensystem herunterzubringen. Wenn Sealsfield fürchtete, daß beim Bekanntwerden seiner Verfasserschaft ein belästigendes Nachfragen entstehen und ihm Gefahren auf den Hals ziehen werde, so war seine Unruhe unbegründet. Die Leute, an deren Tisch er saß, haben ihrer Gesundheit durch Bücherlesen so wenig geschadet, daß er Jahre lang unter ihrem Dache wohnen konnte, ohne sich über aufgeregte literarische Zubringlichkeit beklagen zu müssen. Eine angesehene Wirthstochter, welcher er eines seiner Bücher schenkte, hat es heute noch nicht gelesen. „Hätten wir geahnt,“ schreibt ein anderes Familienglied, „welchen bedeutenden Schriftsteller wir beherbergten, so würde er mehr Interesse bei uns erregt haben.“ Wie sich das Volk zu dieser Thätigkeit verhält, zeigt eine Erzählung, die Sealsfield selbst mit Behagen vortrug. „Ich saß in einer Wirthschaft bei Tägerweilen. An einem zweiten Tisch unterhielten sich halblaut zwei Bauern. „Du, sagte der eine zum andern, „was ist wohl das für Einer dort drüben mit dem Spiegel auf der Nase?“ „Der?“ entgegnete der Gefragte, „ich meine, das ist Einer, der Geschichten schreibt; weißt Du, solche Geschichten, wie sie im Kalender stehen.“ „Solche?“ erwiderte der Erste und schenkte die Gläser bis zum Rand voll — „dann wollen wir schnell austrinken und machen, daß wir fortkommen, sonst kommen wir auch noch hinein.“

Es ist richtig, daß Sealsfield seinen Anschluß überall nach oben suchte und auf eine für Fernerstehende unerklärliche Weise auch fand. Die Spitzen der Gesellschaft fühlten sich, so wenig sie sich auch in seiner Persönlichkeit zurechtfinden, von seinem Umgang geehrt. Aber wahre Freunde konnte er deshalb nicht finden, weil über seinem Haupte stets die Wolke des Argwohn's ruhte. Zunächst galt er als Freimaurer. Bringt man das Vorurtheil, das damals noch vielfach gegen diesen Orden im Volke herrschte, in Verbindung mit den ungenügenden Aussagen über seine persönlichen Verhältnisse, so begreift man, daß seine Worte mit Zweifel aufgenommen wurden. Nicht einmal sein Augenleiden fand Glauben, sondern man nahm lieber an, er trage die blaue Brille nur zu dem Zweck, damit er desto sicherer vor Ueberwachung seine Umgebung beobachten könne. Im Schatten dieses Mißtrauens wuchsen absonderliche Verdächtigungen. Die Goldstücke auf seinem Zimmer hießen einfach Sündengeld, womit man die im Sklavenhandel erworbenen Reichthümer bezeichnen wollte. Dem Volke, das ja überhaupt den Zweck regelmäßiger Spaziergänge nicht einseht und von der Welt, die einen Schriftsteller bewegt, nur unklare Vorstellungen hat, schienen auch seine einsamen Gänge in Wald und Feld verdächtig. Da er sich nach der Rückkehr sofort zum Schreiben niederlegte, so kam er bald auch in den Ruf eines bezahlten Spions. Die ohne Zweckangabe gemachten Reisen bestärkten diese Muthmaßung, da man sich darunter nichts anderes denken konnte, als die Berichterstattung alles dessen,

was er wieder gesammelt hatte. In der aufgeregten Zeit von 1848 reichte Sealsfield dem Zunftgericht Denken-Laufen eine Klageschrift gegen Herrn Med. Pract. Friedrich Schiel ein, weil ihn dieser am 13. October beschimpft und durch Beißen und Schlagen körperlich verletzt habe. Ich hätte diesen Zusammenstoß, den schon Joh. Scherr kurz erwähnt hat, übergangen, wenn er nicht ein Zeichen der Stimmung wäre, welche an vielen Orten gegen den räthselhaften Mann herrschte.

Ein wirklich gutes Andenken hat er nur in jenen Kreisen hinterlassen, wo weder die Menschenkenntniß noch das Bedürfniß nach Beobachtung bedeutender Erscheinungen lebhaft genug entwickelt ist, um das Vorhandensein unausgesprochener Fragen zum Bewußtsein zu bringen. Dem Nachfragenden begegnete daher unter diesen Leuten vorwiegend Lob und freundliche Erinnerung, bei allen anderen lauter Kopfschütteln und ausweichende Antwort. Mit den meisten urtheilsfähigen Personen, die ihm einst nahe traten, hat er sich in der Folge überworfen. Am wenigsten aber gelang es ihm, mit fein gebildeten Frauen in jenes Verhältniß eines herzlichen Verkehrs zu treten, das gewiß auch ihm erwünscht war. Mit dem weiblichen Scharfblick, der keiner langen Untersuchung bedarf, erkannten sie den Schatten seiner Existenz und wichen schon bei der ersten Berührung scheu vor ihm zurück.

Ihm selbst war und blieb es unmöglich, über seinen eigenen Schatten zu springen. So wird es psychologisch begreiflich, daß er, von den Menschen immer mehr gemieden, von der Welt vergessen, in dem Hause, in dem er sich zuletzt verschauelt hatte, noch einen Versuch machte, frische Luft zu schöpfen, und dann schweigend dahinsank, wie es in meinem früheren Aufsatz erzählt worden ist. Sein Name wird da, wo er so lange gewohnt hat, kaum noch genannt. Nur die Zöglinge der drei Waisenhäuser Schaffhausen, Zürich und Solothurn, zu deren Erziehung er Legate gestiftet hat, erfahren bei der Prämierung ihrer Leistungen, daß Einer ihrer gedacht hat, der, selbst unglücklicher als sie, unbeklagt und doch mitsühnd sein schweres Loos zu tragen vermochte, das Loos der Verwaisung.





Der Berliner Dom.

Von

Ober-Regierungsrath Todt.

— Köln. —

Haft zwei Jahrhunderte sind seit dem ersten Entwurf zur Gestaltung eines großen und würdigen evangelischen Domes in Berlin verfloßen. Kein geringerer als Schlüter, der Schöpfer des Denkmals des Großen Kurfürsten und des vornehmsten und schönsten Theiles des königlichen Schlosses, der Mitarbeiter am Zeughause, hatte Anfangs des vorigen Jahrhunderts einen Plan für den Dom gezeichnet und als Standort den westlichen Theil des Schloßplatzes in Aussicht genommen. Die Kirche hätte darnach die Form eines griechischen (gleichschenkligen) Kreuzes mit einer Kuppel über der Vierung und einem mächtigen Portal an dem Schloßplatz gegenüber der langen Brücke erhalten. Die Verlängerung des Schlosses bis zur Schloßfreiheit machte die Ausführung des Planes, von dem nicht feststeht, ob er überhaupt ernsthaft gemeint war, ohnehin unmöglich. — Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde dann der gegenwärtige Dom im Lustgarten errichtet, ein Rechteck von 70 Meter Länge und 20 Meter Tiefe, mit der in diesem Jahrhundert durch Schinkel zugefügten Vorhalle und kleineren Ausbauten am Ostende einen Flächenraum von etwa 1800 Quadratmetern bedeckend. Das Innere, durch eingebaute Emporen dreischiffig gestaltet, zeigt ein 10 Meter breites Mittelschiff und je 5 Meter breite Seitenschiffe und enthält 1100 Sitzplätze, davon 600 im Mittelraum, 500 auf den Emporen, außerdem 900 Stehplätze.

Die Größen-Abmessungen sind für Berliner Kirchenverhältnisse nicht eben gering. Wenn man berücksichtigt, daß sämtliche 45 evangelische Kirchen Berlins etwa 46 000 Sitzplätze enthalten (daneben sind noch eine Anzahl von Kapellen mit einigen tausend Sitzen in Anstalten, Gefängnissen

vorhanden) und daß also auf jede Gemeinde von durchschnittlich 27 000 Seelen etwa 1000 Sitzplätze entfallen, so ist die nur 10 000 Seelen umfassende Domburgemeinde mit ihrem Kirchenraum schon jetzt sehr günstig bedacht. Gleichwohl haben die Bestrebungen, an die Stelle des gegenwärtigen Gotteshauses ein räumlich und künstlerisch größeren Ansprüchen genügendes Gebäude zu setzen, seit 70 Jahren zu wiederholten Entwürfen geführt. Die künstlerische Armseligkeit des vorhandenen Baues, welcher mit seiner Eigenschaft als Haupt- und Hofkirche Berlins in so unerquicklichem Gegensatz steht, fordern zu Versuchen einer würdigeren und angemesseneren Gestaltung, wobei auch die gesteigerten Raumansprüche nicht unberücksichtigt bleiben können, zu sehr heraus. Schinkel, Stier und Stüler beschäftigten sich mit mehr oder minder großartigen Plänen, bis es endlich dem letzten vergönnt zu sein schien, den gewaltigen Baugedanken König Friedrich Wilhelm IV., dieses ebenso tief religiösen wie kunstbegeisterten Herrschers, die zur Ausführung geeignete künstlerische Form zu geben. Der erste aus dem Anfang der vierziger Jahre stammende Entwurf Stülers zeigt einen etwa 70 Meter im Geviert fassenden fünfschiffigen Kirchenraum, dessen Mittelschiff 25 Meter breit und 45 Meter hoch mit gerader Balkendecke überspannt war. Mit der tiefen Vorhalle umfaßte der in den Formen altchristlichen Basilikenstiles geplante Bau eine Fläche von 6700 Quadratmetern, wozu die Herrschergruft (*campo santo*) mit 60 Metern im Geviert kam, im Ganzen 10 000—11 000 Quadratmeter Baufläche. Die noch vorhandenen Mauern und Fundamente gehören diesem Bauplan an.

Nachdem die politischen Ereignisse die Förderung desselben gehemmt hatten, entwarf Stüler 1855 für den Dom selbst einen anderen Plan. Ein mit Emporen ausgestattetes Quadrat von 70 Meter Seite umfaßt ein mit mächtiger Kuppel überdecktes Geviert von 50 Meter lichter Weite. Die Kuppel auf acht Pfeilern ruhend hat 50 Meter äußeren und 42 Meter inneren Durchmesser und bis zum Fuß der Laterne 100, bis zur Kreuzspitze 140 Meter Höhe. Einschließlich der Vorhalle bedeckt das Gebäude eine Fläche von 6500 Quadratmetern. Die Bauformen zeigen eine mit romanischen Anklängen gemischte Renaissance.

Der Bau gelangte in Folge des Ablebens Königs Friedrich Wilhelm IV. nicht zur Ausführung. Als nach dem politischen Erfolge des Jahres 1866 die Dombau-Angelegenheit wieder auf die Tagesordnung gesetzt wurde, ließ man den Stülerschen Entwurf fallen und schrieb einen allgemeinen Wettbewerb aus. Es wurden die Pläne für einen evangelischen Dom in Berlin verlangt, als Bauplatz der Raum zwischen *campo santo* und der jetzigen Kaiser-Wilhelmsbrücke mit der Maßgabe bestimmt, daß die Umfassungsmauern des *campo santo* nicht angetastet werden dürften. Das *campo santo* sollte also nach den ursprünglichen Plänen vollendet werden. Im Uebrigen enthielt sich das Ausschreiben jeglicher Andeutung über Größe, Zweck, Anordnung, Stil, überließ Alles den Bewerbern und brachte durch diese

Programmlosigkeit von vorn herein ein solche Unklarheit in die ganze Angelegenheit, daß ihr ergebnisloser Verlauf mit Sicherheit vorauszusehen war. Wenn man bauen will, so muß man vor allen Dingen wissen, was man mit dem geplanten Bauwerk bezweckt. Ein möglichst klar, scharf und erschöpfend abgefaßtes Bauprogramm ist der erste und nothwendigste Schritt zur Verwirklichung des Vorhabens. Eine solche Formulirung der Baugedanken fehlte hier vollständig. Gleichwohl betheiligten sich 50 Architekten an dem Wettstreit — ein Beweis, welche Anziehungskraft der Gegenstand hatte und wie sehr man trotz der Unklarheit der Ausschreibung von dem Vertrauen beseelt war, daß es diesmal Ernst werden würde. Die Hälfte der eingereichten Entwürfe hatte Berliner Architekten zu Verfassern.

Das nachträglich eingesetzte Beurtheilungsgericht erkannte an, daß zehn Entwürfe als bedeutende Kunstleistungen anzusprechen seien. Es befanden sich darunter 8 von Berliner Architekten herrührende, deren Verfasser zum großen Theil noch heute thätig sind und in der Vollkraft ihres Schaffens stehen. Das weitere greifbare Ergebniß des Bewerbes bestand darin, daß das Beurtheilungsgericht nachträglich dasjenige that, was vor der Ausschreibung hätte geschehen müssen, nämlich ein Bauprogramm aufzustellen. Dasselbe fiel im Sinne der Herstellung einer für die Bedürfnisse des evangelischen Gottesdienstes brauchbaren Hof- und Hauptkirche aus: eines Gebäudes von immerhin stattlicher Abmessung mit 1600 Sitzplätzen im Hauptraum und 200 Plätzen auf den Emporen für die fürstlichen Personen, den Hof, hohe Staatsbeamte, und mit den nöthigen Nebenräumlichkeiten. Die Mehrheit des Gerichts hielt außerdem ein Gebäude im Spitzbogenstil an der bestimmten Stelle nicht für zulässig und als Baumaterial die Verwendung von Ziegelsteinen für ausgeschlossen, diejenige von Hausstein für erforderlich.

Das nachträgliche Programm stand in schroffem Gegensatz zu dem, was die große Mehrzahl der Bewerber, namentlich die durch besondere Anerkennung ausgezeichneten, als Zweck des Wettstreites aufgefaßt hatten und nach Lage der Umstände wohl auch hatten annehmen müssen. Die nunmehr geforderte Gemeindefirche, welche lediglich wegen ihrer gleichzeitigen Eigenschaft als Hofkirche in etwas stattlicheren Abmessungen und mit größerem Aufwande, besonders im Nebenraume, gedacht war, als sonst in Berlin üblich, wäre mit einer Grundfläche von 2000—2500 Quadratmeter und einem Kostenaufwande von einigen Millionen Mark sehr gut zu gewinnen. Geschickt entworfen hätte sie sich immerhin leidlich in die Umgebung einfügen lassen, auf einen monumentalen Abschluß des Platzes hätte man dann aber ein für allemal Verzicht geleistet.

Im Gegensatz hierzu hatten sich die Bewerber an die Stüler'sche Auffassung angelehnt und eine große Festkirche, meist mit hoher Kuppel, entworfen. Wie bei Stüler mußte die praktische Brauchbarkeit der Kirche für die Zwecke des Gemeindegottesdienstes unter einer solchen Auffassung natürlich leiden. Räume von 3000 bis 4000 Quadratmeter Grundfläche

(fünf bis sieben Mal so groß als der weiße Saal des königlichen Schlosses) mit der entsprechenden Höhe und Kuppeln von 40—50 Meter Durchmesser und 60—80 Meter innerer Höhe sind für die Predigt schlechterdings nicht zu gebrauchen; es giebt keine menschliche Stimme, welche sich in solchen Hallen verständlich machen könnte. Auch im Aufbau beherrschten die Stüler'schen Gedanken so sehr das Feld, daß die Mehrzahl der Entwürfe sich als mehr oder weniger gelungene Variationen derselben darstellten. Die Abweichungen bestanden, abgesehen von Stilfragen, vornehmlich in der Verschiedenheit der Kuppel-Entwicklung und der Kuppel-Abmessungen. Ein Theil suchte an Stelle des einfachen Quadrats, Achtecks, Kreises eine organische Gliederung und Entwicklung zu setzen, was bei einigen Entwürfen zu einer Theilung des Raumes in eine Fest- und eine Predigtkirche führte. So bildete Orth die erstere als Vorkirche und die letztere als eigentliche Hauptkirche aus, was zur Folge hatte, daß seine Kuppel mäßige Dimensionen (35 Meter äußerer, 30 Meter innerer Durchmesser, Höhe bis zur Laterne 80 Meter) zeigte und sich bei schlanken Umrisslinien besonders glücklich in die Umgebung hineinfügte. Andererseits fügten Ende und Voedmann der großen, als Festkirche gedachten Kuppelkirche nach der Spree zu eine Predigtkirche von mäßigen Abmessungen an, welche mit ersterer ein einheitliches Ganzes und gleichsam den Chor des Hauptraumes bilden sollte. Heyden und Ryllmann schlossen sich wieder der Orth'schen Stilauffassung an, machten aber die Vorkirche zur Predigtkirche, welche sie mit Flachkugeln überdeckten, während die die Festkirche überragende Hauptkuppel gleichfalls nur mäßige Abmessungen (30 Meter innerer Durchmesser, 40 Meter äußerer, 70 Meter innere Höhe) zeigte. Diese und andere Entwürfe wiesen eine Fülle von Schönheiten neben mannigfachen Schwächen auf; in der Stilfassung folgte die Mehrzahl einer durch romanische Anklänge constructiv etwas straffer erfaßten Renaissance. Doch fand auch ein gotischer Kuppelbau (Klingenberg) den Beifall des Beurtheilungsgerichts.

Abgesehen von diesen Versuchen, den verfügbaren Raum in Fest- und Predigtkirche zu zerlegen und dadurch einerseits dem praktischen Gemeindebedürfniß, andererseits den Anforderungen an einen großen monumentalen Bau und an eine mächtige Raumwirkung zu genügen, hatte der Wettstreit kein Ergebnis, welches man als einen besonderen Fortschritt über die Stüler'schen Baugedanken und ihre Verkörperung durch dessen Entwurf vom Jahre 1855 bezeichnen konnte. Es ist dies jedoch, wie bemerkt, in erster Linie der mangelhaften Vorbereitung des Bewerbes, dem Mangel an einem klaren Programm zuzuschreiben. Keiner der Entwürfe entsprach dem nachträglich aufgestellten Programm, welches sich auf den einfachen Nützlichkeitsstandpunkt stellte und dadurch in ausgesprochenem Gegensatz zu der seit den vierziger Jahren maßgebenden Auffassung gerieth, welche den Stüler'schen Projecten zu Grunde lag.

Die politischen Ereignisse, welche bald nach Beendigung des Wett-

freites folgten, waren der weiteren Förderung der Angelegenheiten nicht günstig; und als der glorreiche Frieden und der wachsende Wohlstand des glücklich geeinigten deutschen Volkes den Gedanken an die Ausführung wieder nahe legten, da mochten die Erfahrungen, welche mit dem mißglückten Anlauf des Jahres 1869 gemacht waren, zunächst davon abhalten an einen erneuten Versuch zu gehen. Dem bescheidenen und schlichten Sinn Kaiser Wilhelms I. war vielleicht der Gedanke der Herstellung einer großen und prunkvollen evangelischen Hofkirche an sich nicht besonders zusagend; er wollte bei seinem hohen Alter die Ausführung seinem Nachfolger um so lieber überlassen, als ihm dessen reges Interesse für die schwierige Frage die sicherste Gewähr für eine befriedigende Lösung der gegensätzlichen Auffassungen zu bieten geeignet war.

Die erschütternden Ereignisse des Jahres 1888 erst gaben den Dombauplänen neue Förderung. Wenige Wochen nach seinem Regierungsantritt erließ Kaiser Friedrich folgenden Charlottenburg den 29. März datirten Kabinetts-Befehl, welcher für den weiteren Verlauf der Angelegenheit von maßgebender Bedeutung bleiben wird:

„Ich will, daß sofort die Frage erörtert werde, wie durch einen Umbau des gegenwärtigen Domes in Berlin ein würdiges, der bedeutend angewachsenen Zahl seiner Gemeinde-Mitglieder entsprechendes Gotteshaus, welches der Haupt- und Residenzstadt zur Zierde gereicht, geschaffen werden kann.“

Eine Immediatcommission, bestehend aus drei Geistlichen, vier Architekten und Ingenieuren, drei Kunstverständigen und zwei Verwaltungsbeamten wurde gebildet. In der kurzen Zeit, welche Kaiser Friedrich zu regieren vergönnt war, konnte eine sichtbare Förderung der so bestimmt zu erkennen gegebenen Absichten zwar nicht hervortreten. Sein Nachfolger indeß ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß der Regierungswechsel die Bauabsichten des verewigten Herrschers nicht störend beeinflussen sollte. Bereits unter dem 9. Juli 1888 erging folgender Allerhöchster Befehl an den Minister der geistlichen Angelegenheiten:

„Es ist Mein Wille, daß das Project der Errichtung eines Domes in Meiner Haupt- und Residenzstadt Berlin, welches durch den Allerhöchsten Erlass Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters vom 29. März dieses Jahres von Neuem angeregt worden ist, mit allem Nachdruck gefördert werde. Die Ausführung dieses Planes nach den Absichten des Hochseligen Kaisers und Königs Friedrich ist Mir ein heiliges Vermächtniß. Ich wünsche, daß das Werk die Arbeit kröne, welche des verewigten Kaisers und Königs Majestät seit Jahren auf das Dombauproject verwandt hat. Ich genehmige hiernach, daß die auf Befehl Meines Herrn Vaters gebildete Immediatcommission unverzüglich ihre Arbeiten beginnt.“

Als erstes Ergebniß der Thätigkeit der Commission ist wohl die an den Landtag der Monarchie gelangten Vorlage zu betrachten, nach welcher von der Königlichen Staatsregierung als erster Beitrag zum Neubau eines Domes in Berlin und einer Gruft für das Preussische Königshaus die Summe von 600,000 Mk. gefordert wurde. Das Abgeordnetenhaus und ihm folgend das Herrenhaus sprachen die Bewilligung aus, jedoch in folgender Fassung: „zur Aufstellung von Plänen und zu Vorarbeiten zum Neubau eines Domes zu Berlin und einer Gruft für das preussische Königshaus.“

Nach einer so langen und wechselvollen Vorgeschichte steht der beabsichtigte Bau wieder einmal an einem entscheidenden Wendepunkt. Nach den wiederholten ergebnislosen Anläufen kann bei der Willenskraft unseres Allerhöchsten Herrn und nach den von Ihm so feierlich und bestimmt ausgesprochenen Absichten kein Zweifel darüber aufkommen, daß die nächste Zeit eine endgültige Entscheidung bringen wird, daß an Stelle der unschlüssigen Ueberlegung Thaten treten werden. Da in Berlin ohnehin eine Reihe von großen staatlichen Monumentalbauten — Museen, Bibliotheken, Landtagsgebäude — für welche ein dringendes Bedürfnis bereits seit Jahren besteht und anerkannt ist, ihrer endlichen Ausführung harret, so kann es nur freudig begrüßt werden, daß die ohne dauernden Nachtheil nicht allzulange hinaus zu schiebende Bauaera mit dem idealsten und am langwierigsten behandelten, vom reinen Nützlichkeitsstandpunkt aus aber vielleicht am wenigsten eiligen Projecte begonnen werden soll.

Die Vergangenheit lehrt eindringlich, um eine wie außerordentlich schwierige Aufgabe es sich gerade bei dem Dombau handelt und wie schwer eine Befriedigung der gegenüberstehenden Anforderungen — praktische Brauchbarkeit, künstlerische Großartigkeit und Schönheit der Erscheinung, harmonische Einfügung in die Umgebung — zu erzielen ist. Die zahlreichen Entwürfe, welche seit 70 Jahren von den hervorragendsten Künstlern angefertigt sind, haben zu keinem Ergebniß geführt; und man muß es heute als ein Glück ansehen, daß es so gekommen ist. Wäre der am Weitesten gediehene Stüler'sche Entwurf zur Ausführung gelangt, so hätte Berlin zwar ein mächtiges Bauwerk von großen Schönheiten im Einzelnen gewonnen, welches sich jedoch in die Umgebung nicht passend eingefügt und überdies eine etwas kostspielige Lehre dafür geboten hätte, wie man eine brauchbare evangelische Kirche nicht bauen soll. In demselben Geleise bewegten sich die Entwürfe des Wettstreites von 1869, ohne daß darum den Bewerbern der geringste Vorwurf zu machen wäre. Erfahrungen wie man es nicht zu machen hat, um den zunächst angestrebten Zweck — Herstellung einer der Reichshauptstadt würdigen Hofkirche — zu errichten, liegen also zur Genüge vor. Sie nutzbar zu machen nach der positiven Seite: diese Aufgabe wäre zunächst Sache der zur Förderung des Dombaues berufenen Immediatcommission gewesen.

Inzwischen ist ein Ereigniß eingetreten, welches dazu bestimmt erscheint, dem weiteren Verlauf der Angelegenheit eine entscheidende Wendung zu

geben. Unter dem Titel „Ein Entwurf Sr. Majestät des Kaisers und Königs Friedrich III. zum Neubau des Domes und zur Vollendung des Königlichen Schlosses in Berlin. Mit Allerhöchster Genehmigung herausgegeben“ hat der Geheime Regierungsrath Raschdorff, hervorragender Lehrer für Architektur an der technischen Hochschule in Charlottenburg und ausgezeichnete Architekt, der seine künstlerische Meisterschaft bereits in einer Reihe von ausgeführten Werken bekundet hat, ein Werk herausgegeben, welches mehrere Skizzen für den Dom und zwar in Verbindung mit einem Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. und mit Denkmälern für andere Herrscher und um den Staat verdiente Männer, sowie Zeichnungen für einen partiellen Ausbau des Königlichen Schlosses enthält. In wie weit der Herausgeber berechtigt war den Dombauentwurf als solchen des verewigten Kaisers zu bezeichnen, ist aus der von Herrn Raschdorff verfaßten sehr ausführlichen Vorrede nicht klar zu entnehmen. Die Bemerkungen, daß dem Verfasser das hohe Glück zu Theil geworden sei an den Erörterungen über die — vorher näher auseinander gesetzten — Bauideen theilnehmen zu dürfen und dieselben baukünstlerisch umzugestalten, ergeben nur soviel, daß Kaiser Friedrich die Grundgedanken des Baues bestimmt hat, daß die Ausarbeitung desselben im Einzelnen, die Gestaltung und künstlerische Fassung aber das geistige Eigenthum des Herausgebers des Entwurfes sind. Wie weit ferner der verewigte Herrscher die von Herrn Raschdorff entworfenen Pläne ausdrücklich gutgeheißen hat, ist aus der nach dieser Richtung an Klarheit und Bestimmtheit viel zu wünschen zu lassenden Vorrede nicht zu ersehen. Da die ersten Skizzen schon im Jahre 1885 entstanden sind, so haben jene Erörterungen in einer ziemlich weit zurückliegenden Zeit stattgefunden. Es scheinen dann allerdings später weitere Besprechungen gepflogen zu sein, indem ein zweiter Entwurf mit nicht unerheblichen Abänderungen der ersten Skizze als „zur Darstellung einer weiteren Allerhöchsten Bauidee aus dem Jahre 1888“ bezeichnet wird. Ob der zweite und ungleich reifere Entwurf, welcher augenscheinlich erst in den letzten Lebensmonaten des Kaiser Friedrich entstanden ist, dem hohen Herrn überhaupt noch vorgelegt werden konnte, geht aus der Vorrede nicht hervor. — Alle diese Entwürfe, sagt der Verfasser zum Schlusse, sind als Skizzen und Beiträge zur Entwicklung der Bauideen entstanden und als solche zu beurtheilen. Hiermit ist von dem Verfasser selbst zugestanden, daß es sich nicht um wirklich fertige und reife, von dem verewigten Kaiser gebilligte Projekte und Ausarbeitungen, sondern nur um die skizzenhafte Aufzeichnung von Baugedanken des Herrschers handelt. Diese sind das Bleibende, Feststehende in den Skizzen; ihre Ausarbeitung durch Herrn Raschdorff bedeutete augenscheinlich den Versuch festzustellen, in welcher zweckmäßigsten und besten Weise sich die Gedanken verwirklichen ließen. Die Versuche waren augenscheinlich noch nicht abgeschlossen, die künstlerische Ausgestaltung war noch in der Schweben, als der kaiserliche Dulder sein Leben ausathmete.

Einen Theil des baulichen Grundgedankens, nämlich die Verbindung des Domes mit einem Denkmal für Kaiser Wilhelm I., hat man insofern bereits fallen gelassen, als bekanntlich bezüglich des Kaiser-Monuments ein öffentlicher Wettbewerb ausgeschrieben ist, welcher den Zusammenhang zwischen Dom und Denkmal keineswegs zur Bedingung stellt, die Platzfrage vielmehr offen läßt und gerade zum Hauptgegenstande des Bewerbes macht. Soweit ferner die Skizzen des Herrn Raschdorff den partiellen Umbau des Schlosses betreffen, scheiden dieselben von dieser Betrachtung aus; es handelt sich hier vielmehr nur um die Dombau-Entwürfe selbst. Eine Kritik derselben kann um so weniger unstatthaft erscheinen, als die ihnen zu Grunde liegenden Baugedanken Kaiser Friedrichs, also das eigentliche Eigenthum des Herrschers, aus den Skizzen unschwer zu erkennen sind und, wie die nächstfolgenden Erörterungen darthun werden — nur rückhaltlose Billigung finden können. Der Kritik unterworfen wird mithin hier lediglich die von Herrn Raschdorff seiner eigenen Angabe gemäß vorgenommene künstlerische Ausgestaltung, welche als sein Eigenthum der öffentlichen Beurtheilung nicht wohl entzogen zu werden vermag. Und dies um so weniger, als in künstlerischen Kreisen augenscheinlich die Auffassung weit verbreitet ist, daß die Raschdorff'schen Skizzen der Ausführung demnächst zu Grunde gelegt werden sollen, die Frage der künstlerischen Gestaltung somit bereits entschieden und der von den berufenen Architekten augenscheinlich lieber gefundene Weg der Ermittlung durch einen Wettbewerb ausgeschlossen wäre. Mag diese Meinung begründet sein oder nicht, jedenfalls fordert die Vorgeschichte des Baues zu der Beurtheilung eines wenn auch skizzenhaften Planes heraus, der bei der weiteren Behandlung der Frage unzweifelhaft eine wichtige Rolle spielen wird.

Der Raschdorff'sche Dom der zweiten Skizze, welche als die entschieden reifere anzusehen ist, dem letzten Baugedanken des verewigten Kaisers entspricht und daher ausschließlich der Beurtheilung unterworfen werden soll, stellt im Grundriß eine rechteckige Hauptmasse von 105 Meter Länge und 55 Meter Tiefe mit einer Grundfläche von 6000 Quadratmetern dar. Die Längsseite erstreckt sich parallel dem Lustgarten und der Spree, die Schmalseite ist senkrecht zum Platz und zum Schloß gerichtet. An der nach dem Lustgarten schauenden Vorderseite befindet sich ein 85 Meter langer und 10—12 Meter tiefer Vorbau; kleinere mehr quadratische Bauten sind den Schmalseiten vorgelegt. Mit denselben erreicht die größte Länge 140 Meter, die größte Tiefe 75 Meter; das ganze Bauwerk bedeckt einen Flächenraum von 8—9000 Quadratmeter. Zum Vergleiche sei bemerkt, daß das alte Museum etwa 80 Meter Frontlänge, 50 Meter Tiefe und — einschließlich der beiden Höfe — einen Flächeninhalt von 4000 Quadratmeter hat; das Schloß nach dem Lustgarten ist 180 Meter lang und bedeckt mit den Höfen etwa 18000 Quadratmeter.

• Durch diesen Grundriß wird der ganze verfügbare Raum zwischen

Kaiser Wilhelmsbrücke und der verlängerten Fluchtlinie des Museums einerseits, zwischen der verlängerten Mittellaxe der Nationalgalerie und dem eingeeengten Spreebett andererseits ausgenutzt. Der von den Ruinen des campo santo eingenommene Platz ist in die Bebauung mit hinein gezogen, die alte Börse muß gleichfalls beseitigt werden. Das Innere zerfällt in drei Haupttheile: die Predigtkirche in dem südlichen dem Schloß gegenüberliegenden Flügel, die Festkirche in der Mitte, die Grabkirche in dem nördlichen Flügel am Museum. Die drei Kirchen stehen durch mächtige etwa 18 Meter im Lichten weite Bogen miteinander in Verbindung und bilden zusammen einen Raum von 100 Meter Länge und durchschnittlich 35 Meter Tiefe. Ihr gesammter Flächeninhalt wird etwa 3800 Quadratmeter betragen, wovon auf die Festkirche gegen 1800, auf jede der Seitenkirchen 1000 Quadratmeter, entfallen. Die Festkirche bildet ein Quadrat von 35 Meter lichter Seite, mit einer im Aeußeren 50 Meter haltenden Kuppel überdeckt. Predigt- und Grabkirche, von gleicher Größe und Form, entsprechen in ihrer Längsseite der Schmalseite der Gesamtanlage; ihre größte Länge ist 47, die größte Breite 22 Meter. Die übrigen Räume werden von einer Nebenkirche neben der Predigtkirche (180 Quadratmeter), Sakristeien, Vorhallen, Verbindungsgängen eingenommen. Gottesdienstlichen Zwecken dient also etwa die Hälfte der ganzen Anlage; ein Viertel nehmen Vorhallen, und Gänge, den Rest Mauer, Pfeiler, Nischen ein. Die Gesamtfläche würde etwa derjenigen des Kölner Domes entsprechen, wogegen der innere Kirchenraum bei diesem viel beträchtlicher ist.

Bestimmend für den äußeren Anblick ist die Kuppel, welche sich über der Festkirche in folgenden Abmessungen erhebt: Höhe des Hauptgesimses des Gebäudes 30 Meter (Schloß 32 Meter), des Hauptgesimses des Kuppelringes 55 Meter (Schloßkuppel 43 Meter), Ende der Kuppelwölbung beziehungsweise Fuß der Laterne 85 Meter (Schloßkuppel 60 Meter), Spitze des Kreuzes 110 Meter (Schloßkuppel 66 Meter). Der äußere Durchmesser von 50 Metern ist doppelt so groß als der des Schloßkuppel. Die beiden Nebenkuppeln haben unbedeutende Abmessungen; sie liegen in der Mitte der Längsachsen der Predigt- und Grabkirche, überdecken aber untergeordnete Räume, die Eckfelder der westlichen Vorhalle am Lustgarten.

Der Stil der Zeichnung zeigt eine Hochrenaissance von sehr schweren Formen mit leisen Anklängen einerseits an den Barock des Jesuitenstils, andererseits an die akademische Nüchternheit der Paulskirche in London. Dies und der Umstand, daß der Verfasser den in der Vorrede sehr nachdrücklich betonten Gedanken eines Pantheons, einer nationalen Fest- und Ruhmeshalle im Aeußeren auch durch zahlreiche Denkmäler, von denen zwei am Lustgarten und an der nördlichen Schmalseite in gewaltigen von Säulen flankirten und triumphbogenartig überwölbten Nischen stehen sollen, zur Erscheinung zu bringen sucht, giebt der gesammten äußeren Architektur einen ausgesprochen weltlichen Charakter. Die Schaufseite am Lustgarten stellt

sich wie eine massige und schwere Palastarchitektur dar; die mächtige Ruppel allein vermag das kirchliche Gleichgewicht nicht herzustellen.

Vergleicht man den Entwurf mit den früheren Plänen von Stüler und den Bewerbern im Jahre 1869, so ist der Unterschied in der Gesamtanlage in die Augen springend. Es ist bei Raschdorff:

1. der Rest des campo santo gefallen;
2. aus der Theilung in campo santo und Dom die Dreitheilung in Fest-, Predigt- und Grabkirche geworden.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man die hierdurch gewonnene Lösung der Schwierigkeiten, welche sich den Stüler'schen und den späteren Entwürfen entgegenstellten, recht eigentlich auf die Bestimmung des Kaisers Friedrich zurückführt. Es sind dies die eigentlich grundlegenden Baugedanken des Herrschers, welche ihn augenscheinlich seit vielen Jahren beschäftigt haben. Und diese Baugedanken wurzeln ganz offenbar in den Erfahrungen des Wettstreits von 1869. Indem dieser klar machte, daß das Bestehenlassen und der Ausbau des campo santo eine befriedigende Lösung der Aufgabe nicht gestattete, und daß die unmittelbare Vereinigung und Zusammenfassung von Predigt- und Fest-Kirche zu praktischen Unmöglichkeiten führten, reifte je länger je mehr in dem kunstsinnigen Fürsten die Ansicht, daß es eine falsche Pietät gegen die in ihrem ganzen Umfange doch nicht mehr ausführbaren Pläne Friedrich Wilhelm IV. sein würde, wenn man einen Theil derselben, das campo santo beibehielte. In einem früheren Stadium der Entwicklung glaubte der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm, daß die gesonderte Behandlung der Herrschergruft empfehlenswerth wäre. In den siebziger Jahren wurden vom Landtage die ersten Mittel, welche die Regierung zum Ausbau des campo santo forderten, bewilligt. Nach einigen Versuchen nahm man jedoch von einer weiteren Verfolgung Abstand, und der Bau unterblieb. Augenscheinlich hatte sich der hohe Herr von der Unzweckmäßigkeit, auf diesem Wege vorwärts zu kommen, überzeugt und machte sich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, das campo santo ganz fallen zu lassen und den dadurch verfügbar werdenden Raum zu der Dom-Anlage hinzuzuziehen. So entstanden allmählich die Baugedanken, denen Herr Raschdorff die künstlerische Fassung gegeben hat — die dreitheilige Anlage mit Fest-, Predigt- und Grabkirche. Hierdurch wird es möglich die praktischen Bedürfnisse der Domgemeinde zu befriedigen, einen mächtigen und würdigen Raum für große kirchliche Feierlichkeiten zu gewinnen, die über den Bereich der Domgemeinde weit hinausgehen, und endlich eine angemessene Gruft für das Herrscherhaus in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Dom herzustellen.

Die Tragweite der genialen Bauabsichten Kaiser Friedrichs ist nicht hoch genug anzuschlagen. Ein Rückblick auf den Wettstreit von 1869, die programmlose Unklarheit, welche ihm zur Unterlage diente, die programm-mäßige Dürftigkeit, welche sein Ergebnis war, genügt, um den Fortschritt

zu erkennen. Ein vollkommen klares Programm liegt nunmehr vor, welches allen Anforderungen Rechnung trägt; die Möglichkeit, etwas wahrhaft Großes, Zweckmäßiges und Schönes zu schaffen, ist geboten. Um dies aber zu erreichen, kommt es darauf an, daß den ebenso großen und klaren wie zweckmäßigen Gedanken der entsprechende künstlerische Ausdruck gegeben wird, daß der Entwurf Zweckmäßigkeit in der Anlage der Predigtkirche mit Großartigkeit und Feierlichkeit der Fest- und Grabkirche verbindet, daß er die verschiedenen Theile zu angemessener Erscheinung bringt, dieselben aber gleichzeitig zu einer harmonischen Einheit zusammenfaßt und in die Umgebung passend hineinfügt. Das ist die von Kaiser Friedrich dem Verfasser des vorliegenden Entwurfs gestellte Aufgabe gewesen; betrachten wir näher, wie er sie gelöst hat!

Zunächst eine Bemerkung über die Herrn Raschdorff speciell gegebenen Weisungen. Da der Verfasser in seiner Vorrede umständlich auseinandersetzt, welche Gedanken maßgebend für die Ausarbeitung waren, jegliche bestimmte Andeutung aber über die seiner künstlerischen Gestaltungskraft durch die erhaltenen Weisungen gezogenen Grenzen vermeidet, so ist der Beurtheiler natürlich nur auf Rnthmashungen angewiesen, welche jedoch zum erheblichen Theil unmittelbar aus dem Entwurf selbst zu entnehmen sind. Hierhin gehört vor Allem die Verbindung der Anlage mit den Denkmalsprojecten, welche zum Theil bestimmend für die äußere Gestaltung durch die Einfügung der großen Nischen gewesen sind. Ob der Gedanke von dem hohen Bauherrn festgehalten wäre, nachdem für das Hauptdenkmal Kaiser Wilhelms so viel weitergehende Pläne aufgetaucht sind, muß mindestens zweifelhaft erscheinen. Jedenfalls ist Herr Raschdorff für die Gestaltung dieses Theiles seines Entwurfs, welcher die äußere Architektur in maßgebender Weise beeinflusst haben mag, nicht verantwortlich zu machen. Auch erübrigt sich hier jede weitere Kritik, da schon mit Rücksicht auf das für Kaiser Wilhelm geplante Denkmal bezüglich dieses Punktes das letzte Wort jedenfalls noch nicht gesprochen ist. Ferner ist hervorzuheben die innere Verbindung der drei Kirchen zu einem großen Raum. Wahrscheinlich handelt es sich auch hierbei um einen Wunsch des hohen Bauherrn, dem der Verfasser des Entwurfs gerecht zu werden suchte. Inwiefern es ihm gelungen, ist noch weiter zu erörtern. Hier genügt es, darauf hinzuweisen, daß der Gedanke an sich keineswegs von der Hand zu weisen ist, indem er, richtig ausgeführt, zu einer großartigen Raummwirkung führen wird. Es kommt aber eben auf die Ausführung an; und wenn die Versuche ergeben, daß ohne empfindliche Beeinträchtigung wichtiger praktischer Bedürfnisse eine zweckmäßige Lösung der gestellten Aufgabe nicht zu erreichen ist, so hätte Kaiser Friedrich bei seinem klaren Blick und Verständniß gewiß keinen Anstand genommen, den Gedanken zu Gunsten der praktischen Brauchbarkeit fallen zu lassen.

Faßt man zunächst die Zweckmäßigkeit des Entwurfs in's Auge, so

fällt alsbald das ungünstige Verhältniß zwischen der gesammten Baufläche und den zu gottesdienstlichen Zwecken bestimmten Räumen auf. Die drei Kirchen von zusammen etwa 4000 Quadratmetern Fläche erreichen eben den Umfang eines großen katholischen Gotteshauses (Dom in Köln 6300, Münster in Ulm 5100, Straßburger Münster 4100, St. Stephan in Wien 3200, Münster in Freiburg, 3000 Quadratmeter lichte Weite im Innern) und nehmen nur die Hälfte der gesammten Baufläche ein. Vorhallen, Gänge, Nebenräume sind dagegen sehr reichlich bemessen und würden eine Verkleinerung sehr wohl erfahren können. Die Predigtkirche zumal mit ihren etwa 1000 Quadratmetern Fläche weist nicht mehr Raum für die Gemeinde auf als der gegenwärtige Dom. Wie bei so bescheidenen Räumen dem vorhandenen kirchlichen Bedürfniß genügt werden soll, ist nicht recht klar. Der jetzige Dom faßt 1100 Sitzplätze und ist nicht ausreichend. Die Predigtkirche des Entwurfs würde auch bei sehr guter Raumausnutzung wenig mehr Plätze gewinnen lassen. Die Beurtheilungscommission von 1869 erkennt bereits ein Bedürfniß zu 1600 Sitzplätzen an, Herr Raschdorff beziffert dasselbe auf 1600—2000. Bei der Skizzenhaftigkeit der Zeichnungen läßt sich nicht erkennen, wo die fehlenden 600—800 Plätze stecken.

Ein fernerer Mangel der Predigtkirche ist die Art und Weise ihrer Verbindung mit der Festkirche. Mitten in dem kleinen Raume öffnet sich ein kolossaler Bogen, 18 Meter im Lichten breit, fast doppelt so hoch, nach der Festkirche. Er nimmt über $\frac{2}{5}$ des nördlichen Wandraumes fort, welcher sonst zu Emporen zweckmäßig hätte ausgenutzt werden können. Es ist nicht abzusehen, wie die massige Architektur dieses Bogens mit den bescheidene Abmessungen der Predigtkirche in Einklang gebracht werden soll; noch viel weniger aber, wie eine nachtheilige Beeinflussung der Akustik des Raumes vermieden werden kann. In der Predigtkirche muß den Anforderungen der leichten Vernehmbarkeit der Stimme des Predigers unter allen Umständen Rechnung getragen werden; die gewaltige Bogenöffnung nach dem weiten Raume der Festkirche hebt die Möglichkeit der Verständlichkeit wahrscheinlich ganz auf. Oder sollte auf eine Schließung der Oeffnung während des Gottesdienstes durch Vorhänge gerechnet sein? Das wäre ein Ausbühlmittel, welches mit der architektonischen Bedeutung des Hauses wohl kaum im Einklang zu bringen wäre. Die Grabkirche entspricht im Grundriß und Aufbau genau der Predigtkirche — ein Zugeständiß an die äußere Symmetrie, welches im schroffen Widerspruch mit den verschiedenen Zwecken der Räume steht. Die Vorrede enthält keine näheren Andeutungen über die Art und Weise der Benutzung der Grabkirche, die Einrichtung der Gruft u. s. w. In der Zeichnung macht sie den Eindruck, als ob sie hauptsächlich den Zweck der symmetrischen Ausfüllung des Platzes hätte. Irgend welche charakteristische ihrer Bestimmung entsprechende Gestaltung fehlt.

Die Festkirche, der beherrschende Mittelpunkt der Anlagen, bildet ein abgestumpftes Quadrat von 35 Meter lichter Seite = 1225 Quadratmeter

Flächeninhalt. Die Verbindungshallen nach den Seitenkirchen, die Altarnische (eine nach der Spree gemendete halbkreisförmige Apsis; ebensolche Apsiden, aber von kleinerem Halbmesser besitzend die Seitennischen), der der letzteren gegenüberliegende mit Emporen ausgestattete Raum erhöhen die verwendbare Fläche auf 1800 Quadratmeter. 2500 Personen können bequem darin untergebracht werden, namentlich wenn Sitzplätze in beschränkter Zahl aufgestellt werden. Bis zu welcher innern lichten Höhe die Kuppel aufsteigen soll, ist aus den Zeichnungen nicht zu ersehen; doch muß eine Mindesthöhe von 60—70 Meter als wahrscheinlich angenommen werden, wenn anders die Kuppel mit ihren gewaltigen Abmessungen nicht als bloße Masse erscheinen soll. Bei solcher Höhe ist die Kuppel für den evangelischen Gottesdienst nicht zu verwerthen. Die wirkliche Gebrauchsfähigkeit des Raumes wäre jedenfalls auf einen sehr engen Kreis von Feierlichkeiten beschränkt. — Das Verhältniß des Kuppelraumes zu dem Gesamttraume der Festkirche ist nicht günstig (35 zu höchstens 50); ersterer nimmt einen zu großen Theil der Fläche ein. Man tritt fast unvermittelt unter die hohe Kuppel, der Sehwinkel ist zu kurz und steil, um die Höhe ohne Emporreden des Kopfes auf sich wirken lassen zu können, das Ebenmaß zwischen Höhe und Breite des Raumes fehlt. Es ist das ein Mangel, welcher mehr oder minder allen Centralbauten anhaftet, welche aus dem Quadrat oder sonstigen Vieleck construirt ohne weitere Gliederung und Theilung in Schiffe, Langhaus, Kreuzarme einen einheitlichen mit hoher Kuppel überspannten Raum darstellen. Herr Raschdorff weist in seiner Vorrede sehr richtig auf eine seltene Ausnahme hin, das Pantheon in Rom, welches allerdings keinen Kuppelbau im Sinne der Renaissance bildet, und seine günstige Wirkung durch die verhältnißmäßig geringe Höhe erzielt, die sich zur Breite wie 1:1 verhält. — Wenn aber, wie in dem Raschdorff'schen Entwürfe, die Höhe zur Breite sich wie 1:2 stellt, dann liegt um so dringendere Nothwendigkeit vor den Kuppelraum durch niedrigere Anbauten von ausgiebiger Länge zu vergrößern.

Das Aeußere wird durch die Kuppel beherrscht, welche ziemlich die Hälfte der Vorderansicht einnimmt. Gänzlich vermißt wird eine äußere Andeutung der Dreitheiligkeit des Inneren; die niedrigen Seitenskuppeln genügen um so weniger, als sie lediglich Decorations-Zuthaten sind und nur als Glockenthürme verwendet werden können. Die gesammte Bau-masse, welche die drei Kirchen enthält, erhebt sich nach Außen zu einheitlicher Höhe. Hierdurch und durch die kolossale Weite der Kuppel wird der Eindruck des Schweren hervorgerufen. Die Skizzenhaftigkeit des Entwurfs tritt dadurch am meisten zu Tage. Eine Gliederung des Aeußeren nach den drei Kirchen, eine Einschränkung des äußeren Kuppeldurchmessers liegt mit Rücksicht auf die Umgebung schon so nahe, daß die Außerachtlassung dessen nur etwa durch die Eile zu erklären ist, mit welcher der Verfasser — vielleicht durch die Umstände veranlaßt — seine Arbeit zu einem vorläufigen Abschluß bringen mußte.

In seiner gegenwärtigen Gestalt würde der Dom des Herrn Raschdorff das unmittelbar dabei gelegene Museum vollständig in Grund und Boden schlagen. Die den Entwürfen beigelegte Ansicht giebt ein höchst unvollkommenes Bild von den Verhältnissen des Domes zu der Umgebung. Sie macht den Eindruck, als ob zwischen beiden Gebäuden ein erheblicher Zwischenraum verbleibe, während derselbe thatsächlich nur 40—50 Meter betragen würde. Bei solcher Nähe ist eine gebührende Rücksichtnahme um so nothwendiger. Schöne Verhältnisse zwischen Gebäuden und den Plätzen, auf und an welchen sie stehen, herzustellen, ist eine ebenso schwierige wie dankbare Kunst. Noch schwieriger wird sie, wenn der Rahmen durch andere Monumentalbauten zum großen Theil bereits gegeben ist und es nur auf die vollständige Ausfüllung ankommt. In Berlin hat man von jeher ein feines Verständniß für diese Kunstübung gehabt. Keiner hat sie mit größerer Meisterhaftigkeit bethätigt, als Schinkel. Seine neue Wache, Schauspielhaus, Museum sind Muster des Geschicks Monumentalbauten des verschiedensten Umfanges in eine bestimmte Umgebung mit voller Harmonie hineinzucomponiren und nicht nur den hinzugefügten Bauten selbst, sondern auch den bereits vorhandenen den ihnen gebührenden Eindruck zu sichern. Von den Architekten hat auch die monumentale Plastik Berlins jenen Vorzug überkommen, und das an und für sich tüchtige, aber durch originelle Erfindung keineswegs hervorragende Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten ist ein bezeichnendes Beispiel dafür, in welchem Maße ein solches Bildwerk durch glücklich getroffene Verhältnisse und guten Aufbau sich selbst und seine Umgebung hebt.

Schinkel hat es verstanden seinem neuen Museum trotz des gegenüberliegenden Colossalbaues des Schlosses eine hervorragende monumentale Wirkung zu sichern; Wolff sein Königsdenkmal mit Geschick und Geschmack in die mächtige Umgebung hineingesetzt — ob beide nicht aus ihren wohlervorbenen Rechten durch den massigen Dombau des Herrn Raschdorff vertrieben werden würden, das bedürfte sicherlich einer sehr ernstlichen und jedenfalls zuverlässigeren Prüfung, als sie durch die wenig glückliche Ansicht des Entwurfes ermöglicht wird.

Die Bedenken gegen denselben würden sich in folgenden Sätzen zusammenfassen lassen:

1. Trotz des beträchtlichen Umfanges der Gesammtlage erscheinen die Abmessungen der inneren Kirchenräume, namentlich der Predigtkirche nicht zureichend;
2. Die Predigtkirche genügt den praktischen Anforderungen des evangelischen Gottesdienstes nicht;
3. Die Bauformen zeigen einen zu wenig ausgeprägten kirchlichen Charakter;
4. Die Anlage würde sich in die Umgebung nicht harmonisch einfügen, das jetzt vorhandene Ebenmaß vielmehr empfindlich beeinträchtigen.

Es fragt sich, ob diese Bedenken durch die noch ausstehende Durcharbeitung des Entwurfes, der nur eine Skizze darstellt, beseitigt werden

könnten. Die Bedenken richten sich gegen die Eintheilung, also den Grundriß, gegen den Aufbau, gegen die Bauformen, d. h. so ziemlich gegen die ganze, wenn auch skizzenhafte Ausgestaltung der Baugedanken des verewigten Kaisers. Sollten die Bedenken gehoben werden, so müßte eine vollständige Neubearbeitung erfolgen, welche die Grundgedanken, das Bauprogramm in allen wesentlichen Theilen festhält, in der Ausgestaltung desselben aber dem Architekten freie Hand läßt.

Ein Vergleich dessen, was in dem vorliegenden Entwurf geschaffen ist, mit den bereits früher entstandenen Plänen eines Stüler und des Wettstreits von 1869 dürfte solche Auffassung bestätigen. Zwar kann der Vergleich nur in beschränktem Maße stattfinden, weil das Stüler'sche campo santo nunmehr beseitigt und die Theilung in Fest- und Predigtkirche als feststehend anzunehmen ist. Wohl aber erscheint es durchaus zulässig Parallelen zwischen der Festkirche des Herrn Raschdorff und den früheren Dombau-Entwürfen zu ziehen, da diese thatsächlich auf dasselbe hinausliefen, was mit der jetzigen Festkirche beabsichtigt wird. Auch der Hauptunterschied, daß in Folge der Dreitheilung nunmehr für die Festkirche ein geringerer Raum zur Verfügung steht, als für die frühen Dombau-Projekte allein unter Erhaltung des campo santo, ist von keiner erheblichen Bedeutung, weil bei geschickter Raumausnützung für die Festkirche sich nicht viel geringerer Platz verwendbar machen läßt. Mit den hierdurch von selbst gegebenen Einschränkungen wird man nicht behaupten können, daß die Raschdorff'sche Gestaltung einen Fortschritt über die bereits von Stüler und den besseren 1869er Entwürfen gebotenen Anregungen hinaus darstellte. Im Gegentheil, die Mehrzahl derselben trifft den specifisch kirchlichen Charakter des Bauwerks durch eine strengere Formengebung besser, einige fügen sich durch eine maßvollere und schlankere Ausbildung der Ruppel ungleich flüssiger in die Umgebung ein. Dabei hatten die Bewerber von 1869 mit dem durchaus unklaren programmlosen Zustande des damaligen Ausschreibens zu kämpfen. Man kann daher die Vermuthung nicht von der Hand weisen, daß dieselben Künstler, unter den jetzigen so wesentlich veränderten und geklärten Verhältnissen zu einem erneuten Wettbewerbe auf Grund eines bestimmt formulirten Programms aufgefordert, zu sehr viel günstigeren und brauchbareren Ergebnissen gelangen würden. Wurden damals schon von Einzelnen Versuche gemacht Dom und campo santo zu einem wirksamen Gruppenbau zu gestalten, so liegt es auf der Hand, daß die Mehrzahl jetzt sich nicht den Vortheil entgehen lassen würde die drei Theile auch im Aeußeren in möglichst charakteristischer Gruppe erscheinen zu lassen — eine wenn auch schwierige, doch so dankbare Aufgabe, daß es gar nicht zu verstehen ist, weshalb Raschdorff statt dessen die Eintönigkeit langgestreckter horizontaler Linien und die zusammengebrängte Massenhaftigkeit vorgezogen hat. Der gegliederte Gruppenbau führt von selbst zu einem wohlthuenden Gegensatz gegen die zusammenge-

faßten Massen des Schlosses und des Museums, zu schlanken Ruppel-Umrisslinien im Gegensatz zu der breit gelagerten Schloßkuppel. Gerade hierdurch kann ein wohlthuender Abschluß des Platzes erreicht und die Gefahr der Umgebung zu nahe zu treten, sie zu erdrücken, leicht vermieden werden.

Zweierlei ist als Ergebnis vorstehender Untersuchungen zu betrachten:

1. die von Herrn Raschdorff versuchte künstlerische Ausgestaltung der Baugedanken Kaiser Friedrichs steht nicht auf der Höhe dieser Gedanken selbst:
2. die Aussichten durch einen erneuten Bewerb besonders berufener Architekten zu einem nach allen Richtungen hin brauchbaren Entwurfe zu gelangen, sind derart günstige, daß ein Mißlingen nahezu ausgeschlossen erscheint. Voraussetzung wäre nur klare und bestimmte Formulirung der Baugedanken des verewigten Kaisers und richtige Auswahl der zum Wettbewerb aufzufordernden Künstler; beides wäre Sache der Immediatcommission. Ein solches Vorgehen würde die denkbar beste Gewähr dafür bieten, daß den Pflichten der Pietät gegen den hochseligen Kaiser und die von Ihm lange Jahre gehegten und gepflegten und schließlich zu voller Klarheit durchgereiften Baugedanken volle Rechnung getragen wird; daß aber auch ein Bauwerk zur Ausführung gelangt, welches nach dem Wunsch des hohen Herrn der Haupt- und Residenzstadt Berlin zur Zierde gereicht. Das Andenken an den kunstsinnigen Fürsten und seine hochherzigen Bestrebungen könnte nicht glücklicher der Nachwelt überliefert werden, als durch einen, in seinem Sinne geplanten, zweckmäßig und großartig gestalteten, das Schönheitsgefühl befriedigenden und in die Umgebung sich ebenso zwanglos wie eigenartig einfügenden Dom.

Juni 1889.

Nachschrift.

Als vorstehende Aufzeichnungen bereits dem Druck übergeben waren, beachten die öffentlichen Blätter Berlins mehrfach Bemerkungen über den weiteren Verlauf der Dombau-Angelegenheit. Die Akademie des Bauwesens, zu einem Gutachten über den Raschdorff'schen Entwurf aufgefordert, soll sich gegen denselben ausgesprochen, Herr Raschdorff gleichwohl den Auftrag zur endgültigen Ausarbeitung der Pläne, theilweise unter Abänderung seiner Skizzen, erhalten haben. Was namentlich der letzten Angabe Thatsächliches zu Grunde liegt, entzieht sich völlig der Beurtheilung des Verfassers dieser Zeilen. Aber auch unter der Voraussetzung der Richtigkeit möchte es keineswegs überflüssig erscheinen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den bisherigen Verlauf der Angelegenheit und ihre gegenwärtige Lage zu lenken. Klarheit in einer die baukünstlerischen Interessen der Reichshauptstadt so tief berührenden Frage zu gewinnen ist jedenfalls ein Vortheil und ein Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung derselben am meisten geeignet jener Absicht näher zu kommen.

August 1889.





Hermann Kunibert Neumann.

Von

Fedor von Köppen.

— Berlin. —

— Was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben! —
Goethe.



Es giebt Dichter, deren Namen bei Lebzeiten kaum über gewisse begrenzte Kreise hinaus gedrungen, deren Werke nur von Wenigen gekannt und gelesen sind; nicht nur solche Dichter, welche das Recht sich so zu nennen nur von einzelnen gelungenen Erzeugnissen herleiteten, deren dichterische Kraft aber ermattete und erlosch, als die Schwierigkeiten der Außenwelt ihrem Streben hemmend in den Weg traten, sondern auch Dichter von Gottes Gnaden, die das Ideal tief und wahr in der Brust getragen und ihr Lebenslang treu und redlich danach gerungen haben, es zu verwirklichen. Pflicht der Ueberlebenden ist es, auch auf diese hinzuweisen, damit der Gottesfunke, der in ihnen geglimmt hat, nicht verloren gehe, sondern auch noch anderen Geistern leuchte und andere Herzen erwärme. Zu ihnen gehört der Dichter, dessen Leben und Wirken wir hier im engen Rahmen unseren Lesern vorzuführen gedenken.

Hermann Kunibert Neumann hatte zeitlebens mit der Ungunst der realen Verhältnisse zu kämpfen; aber dasselbe Loos haben andere deutsche Dichter mit ihm getheilt, deren Namen dennoch berühmt geworden, zu Ehren und Ansehen gekommen sind. Wenn H. K. Neumann, trotzdem er ein geborener und echter Dichter war, die verdiente Anerkennung bei der Mitwelt nicht gefunden hat, so müssen hierfür noch besondere Gründe obgewaltet haben, die sich aus der Betrachtung seines Lebensbildes ergeben werden.

Hermann Runibert wurde am 12. November 1808 als Sohn des Regierungsrathes und Forstmeisters Neumann in Marienwerder zugleich mit einem Zwillingsbruder geboren. Die beiden Brüder waren vollständig verschieden. Hermann war der schwächlichere und zartere, und wunderbarer Weise wandte sich das Herz der Mutter mehr dem gesunden, munteren Bruder zu. Die geringe Zuneigung der Mutter mochte neben der schwächlichen Gesundheit des Knaben die Eltern dazu bestimmen, ihn schon in seinem vierten Jahre aus dem Hause und zu alten Förstersleuten, Untergebenen des Vaters, in Pflege zu geben. Die einsame Waldesstille, in der er aufwuchs, und das Heimweh, das sein junges Herz erfüllte, weckten in ihm den Hang zur Schwermuth, die ihn durch sein ganzes Leben begleitete und auch durch seine Dichtungen hindurchklingt.

In seinem zwölften Jahre ward er in das Elternhaus zurückgenommen und lernte jetzt erst lesen und schreiben. Er entwickelte sich aber schnell und glücklich, besuchte das Gymnasium zu Marienwerder und scheint ein gewedter und fleißiger Schüler gewesen zu sein. Gegen seine Neigung, die ihn zum Studirtische hinzog, ward er auf den Rath eines Verwandten, eines hochgestellten Militärs, für die militärische Laufbahn bestimmt. Er trat mit achtzehn Jahren in die Armee und stand als junger Offizier bei dem 17. Infanterieregiment in Wesel.

Die einförmige Alltagsbeschäftigung der Friedensgarnison konnte ihm bei seinem reichen inneren Leben keine Befriedigung gewähren, ebenso wenig die geselligen Freuden im Umgange mit den Kameraden. Die Träume der Kinderzeit klangen in der reinen Jünglingsseele nach und führten ihn zur Dichtkunst. So entstand seine Dichtung: „Des Dichters Herz“ (Wesel 1836, 3. Aufl. Reiffe 1859), welche dem Dichter A. von Chamisso gewidmet war und an dessen Leben anknüpfte. Es ist das Traumleben des Kindes, das sich in dieser rührenden Dichtung spiegelt. Sehr zart und innig klingen die Erinnerungen an die früh verstorbene Mutter. Die Zurücksetzung, die er als Kind neben dem älteren Zwillingsbruder erfahren, hatte in seinem Herzen keine Bitterkeit erweckt und der Reinheit der Kindesliebe keinen Eintrag gethan.

„Es war ein lichter, goldner Frühlings-
morgen,

Als ich ein Knabe durch den Garten lief,
Mich fröhlich tummelnd, wo noch ohne
Sorgen

Zu neuer Freude jede Stunde rief.
Und schau', es nascht' im Blüthenschooß
geborgen

Ein Schmetterling aus süßem Kelche tief;
Ich wollt' ihn fangen, doch er flog von
dannen

Und setzte fern sich auf die hohen Tannen.

Und als ich nun mit Thränen in den
Bilden

Verlangend nach dem bunten Vogel schau',
Da fühl' ich's sanft auf meine Schulter
drücken,

Und neben mir steht eine bleiche Frau;
Ich seh' sie freundlich sich hernieder bücken,
Seh' noch der Augen wundertiefes Blau:
„Wein' nicht, mein Kind, denn jede Deiner
Thränen

Muß mühsam ja Dein lieber Engel
zählen.“

„Hat auch mein Engel hübsche bunte Flügel?
Kann er auch fliegen bis auf unser Haus?“
„Ach, liebes Kind, wohl über Thal und Hügel
Fliegt einst Dein Engel weit mit Dir hinaus,
Dann klopft er an ein Thor mit goldnem Kiesel
Und führet Dich in seines Vaters Haus;
Doch darfst Du Deinen Engel nie betrüben
Und sollst vor Allem seinen Vater lieben.“

Das Bild der bleichen Frau mit dem sanften blauen Auge und dem segnenden Blicke, welches den Knaben seitdem im Wachen und im Traume begleitet, wird diesem später durch den Vater gedeutet.

O Vaterherz! — Es war nach jenem
Traume,
Mich rief hinaus der warme Sonnenschein,
Da fand beim Spiel ich unter meinem Baume,
Selbstschnäblig noch, ein artig Vöglein;
Aus warmem Nest, vertrauend seinem
Flaume,

Schwang er in's Leben fröhlich sich hinein,
Und mußte, müde bald von kurzem Fliegen,
Nun ohne Schutz auf harter Erde liegen.

Ich hob es auf und leg't' es an die Wangen
Und wärmte es mit meines Mundes Hauch,
Schon lange war ein Vöglein mein Verlangen,
Nach ihm durchsuchte ich schon manchen
Strauch,

Und gleich erzählte, wie ich es gefangen,
Dem Vater jubelnd ich nach Kindesbrauch.
„Wir dürfen nicht das arme Vöglein
nehmen,
Es würde dann sich seine Mutter grämen.“

Er hob es in das Nest. Die Mutter eilte
Vom nächsten Baum mit hellem Gruß
herbei,

Das Vöglein unter ihrem Flügel weifte
Und hob den Kopf mit Zwitschern und
Geschrei.

Da, als ich jubelnd seine Freude theilte,
Rief's plötzlich mir, wo meine Mutter sei.
„Ach, Vater, sag', warum ich armer Knabe,
Nicht wie das Vöglein eine Mutter habe?“

Der Vater aber sah ihn mit ernstem Blicke und überthauenden Augen
an —

Und wie ein Seufzer klang es: „Armer Knabe,
Dir ruht die Mutter lange schon im Grabe!“

Dann nahm er ihn bei der Hand und führte ihn schweigend in sein
Schlafgemach hinauf, wo dichtverschleiert drei Bilder hingen. Von einem
nahm er den Vorhang ab, und der Knabe erkennt entzückt — die bleiche
Frau.

„Weißt Du, mein Kind, warum Dir immer bange,
Siehst Du im Mondenlicht die bleiche Frau?
Die Mutter ist es, und in lichten Höhen
Dort werden wir sie ewig wiedersehen.“

Auch der Engel sollte für ihn kein Traumbild bleiben, sondern er
nahm die Gestalt der lieblichen Gespielin an, die sich zu ihm gesellte und
ihm seine Kindheit verklärte.

„Nicht fern vom Hause blühte weißer Flieder,
Und auf dem Strauche saß ein Vögelein,
Das sang so helle, wunderbare Lieder
Von Blumenduft und goldnem Sonnenschein.

Und jeden Morgen kam der Sänger wieder
Und rief mich lockend in den Wald hinein,
Doch folgte ich, durchschnitten er schnell die
Räume

Und ließ sich nieder auf die nächsten Bäume.

Doch plötzlich war verstummt und auch ent-
schwunden

Der kleine Sänger von dem nächsten Baum,
Und horchend stand ich, sinnend, wie um-
wunden

Nach dem Erwachen noch vom schönen
Traum,

Doch keine Töne, Sänge gaben Kunden
Von dem Entflohn'nen in dem weiten Raum;
Da schaut' ich traurig, ach mir war so bange
Auf nie betret'nem, waldbeskunktem Gange.

Der Wald umlag, ein farbenreicher Hügel,
Den schönen See im grünen Blätterfranz,
Und aus krystallnem, wunderbarem Spiegel
Stieg auf sein Bild im lichten Wellentanz,
Und jenes große Thor mit gold'nem Niegel,
Es winkte mir aus Abendrothes Glanz,
Doch wie ich's schimmern sah aus Sees
Tiefe,

War's mir, als ob mein lieber Engel rief.

Ich stand und sah und schaute immer wieder,
Nicht fassen konnt' ich dieses Wunderbild,
Ich sah die Wellen wallen auf und nieder
Und hörte wie im Traume freundlich mild
Die oft gehnnten, langersehnten Lieder,

Von ihnen war die Tiefe klang erfüllt.
Doch horch! Es rauschten noch des Wassers
Bogen,

Zwei weiße Schwäne kamen angezogen.

Und wieder hört' ich's rufen, leise tönen,
Ich schaute um, und ach, mein Engel stand,
Mein Engel neben mir, der meine Thränen
So lang gezählt; ein weißes Lichtgewand
Umgab die Glieder ihm, die himmlisch
schönen,

Und mit der kleinen, wundergarten Hand
Warf in das Wasser er den Schwänen Speise
Und lockte sie bei ihren Namen leise.

„Du, lieber Engel, kommst mir Grüße
bringen

Von Deinem Vater, von der bleichen Frau;
Doch ach, Dir fehlen ja die weißen
Schwingen,

Hinabzusinken in des Himmels Blau?“ —
So schnell Gedanken in Gedanken ringen,
Doch in die Augen tritt mir süßer Thau,
Als wir jetzt Beide, hehend in Entzücken,
Uns lang und tief bis in die Seele bliden.

Das Mädchen strich zurück die blonden Locken
Sah bald' den Boden, bald den Knaben an,
Den Schwänen warf sie hin die weißen
Broden

Und stand dann wieder lange da und sann:
Sie sprach und schwieg und fragte dann
mit Stoden;

„Wie heißt Du?“ — „Gustav“. — „Ach
den Namen kann
Ich schon behalten; Gustav, komm' zum
Garten,

Du sollst mir helfen meine Blumen warten.“

Die Jahre schwand. Der Knabe reifte heran. Es kam die Abschiedsstunde mit dem Segenswunsche des Vaters, mit dem Abschiedsgruß der holden Jugendgepielin. Er stürmte voll Thatendrang in die Welt hinaus, doch „im Busen klangen die Töne, die von Gott und Engeln sangen.“ Als der Jüngling wiederkehrt auf wohlbekannten Wegen zu dem stillen Vaterhause im Walde, auch vorüber an dem von Busch und Hügel umrahmten See und in den Garten eintritt, wo er mit der Gepielin Blumen pflückte und Kränze flocht, da sieht er im Mondenscheine — „ein frisches Grab mit bleichem Leichensteine“. Es war das Grab seiner Jugendgepielin, seines schönsten Kindertraums. Aber der Dichter steht nicht

klagend und jagend vor den Stätten der Vergänglichkeit. Er sieht aus dem Blütenstaube neuen Frühling erblühen, über Gräbern neues Leben sich entfalten und er rettet aus dem entfliehenden Jugendtraum ewige Wahrheit für das Leben. So konnte denn auch unser Dichter, der (i. J. 1836) dem Dichter von Chamisso sein Erstlingswerk „Des Dichters Herz“ widmete, noch dreiundzwanzig Jahre später (bei der dritten Auflage 1859) sagen:

„Ob auch das Leid mir bleichte Stirn und Wangen,
Tönt's doch im Herzen fort wie damals klar:
Drei Klänge sind durch's Leben mir geblieben:
Gott, reiner Sang und ewig junges Lieben!“

Mit seiner Dichtung „Des Dichters Herz“ trat der Dichter aus dem Traumleben, dem er sich gern hingab, offenen Blickes und entschiedenen Willens in die wirkliche Welt. Ein Cyclus von Gedichten, den er im folgenden Jahre (1837) unter dem Titel „Erz und Marmor“ herausgab, erscheint uns als ein Versuch, sich seinen Beruf vor sich selbst zu erklären und sich an den Gestalten des „eisernen Reiters“ auf der langen Brücke, des frommen Königs mit dem eisernen Kreuze von 1813, 14 und 15 aufzurichten und über den Jammer einer nüchternen, prosaischen Zeit zu erheben; aber das kriegerische Rüstzeug wird zu schwer in der Hand des Dichters, der Gott und Liebe singt. H. Neumann hatte sich nicht aus Neigung für den kriegerischen Beruf entschieden. Nachdem er in Wesel die Geliebte des Herzens gefunden, nahm er, um seinen Wunsch nach Vereinigung mit ihr und nach Gründung eines eigenen Herdes verwirklichen zu können, seinen Abschied aus dem Militärdienst und trat zur Militärverwaltung über. Er erhielt 1840 eine Anstellung als Inspector der Garnisonverwaltung in Düsseldorf.

Das rege geistige Leben in der rheinischen Künstlerstadt behagte dem Dichter sehr wohl. Im Hause des Directors der Malerakademie von Schadow war er ein gern gesehener Gast und trat in lebhaften Verkehr mit Düsseldorfer Künstlern, sowie anderen geistvollen Männern. In seinem Tagebuche finden sich interessante Urtheile über einige derselben. Achenbach erscheint ihm als der rechte Repräsentant des leichtlebigen, „immer beweglichen, vom Geiste des Nebenblutes durchdrungenen, jeden Kastengeist verachtenden Rheinländers.“ Bei Deger verehrt er den keuschen, gläubigen Sinn des frommen Künstlers, der die Apollinariskirche bei Remagen mit Freskengemälden schmückte. Wenig vorthellhaft, aber gewiß treffend ist das Bild, welches Neumann von dem zu derselben Zeit in Düsseldorf lebenden unglücklichen Dichter Grabbe entwirft, „jenem Paradiesvogel, der von der Krone eines blühenden Palmbaumes durch die Hand des Schicksals in den Staub geschleudert wurde und der aus Eigensinn und Stolz sich selbst im deutschen Rhein die schillernden Federn nicht rein waschen wollte.“

„Es war im Jahre 1836,“ erzählt Neumann, „als ich in Folge

eines sonderbaren Briefwechsels den Dichter kennen lernte. Von einer Reise zurückkehrend, suchte ich ihn an einem Nachmittage auf. Er wohnte in einer engen Gasse, ich stieg zwei Treppen empor, klopfte mehrmals an seine Thüre, und auf ein mattes „Herein!“ öffnete ich dieselbe und trat in das Zimmer. Mit einem Blicke war das kleine Gelaß zu übersehen, ein Bett, eine alte Kommode, ein Tisch und ein paar Stühle gaben das ganze Meublement ab, und außer einem staubigen Spiegel zeigten die Wände keinen Schmuck; ja selbst Vorhänge fehlten an den Fenstern, obgleich diese schon vom Anstand verlangt werden mußten, weil man sonst von drüben das ganze Zimmer übersehen konnte. Grabbe lag im Bette; der einzige, rotzgebeizte Tisch war dicht an das Bett gerückt und mit Papieren aller Art, einigen Büchern und Schreibmaterial wie geflüßentlich unordentlich überhäuft. Am Fußende des Bettes stand ein Stuhl mit Kleidungsstücken, am Kopfenende ein alter Schemel, besetzt mit Gläsern und Flaschen. Ich stellte mich Grabbe vor. Sein großes hellblaues Auge suchte den Blick zu fixiren, schweifte aber unstät mehrere Minuten hin und her; er konnte vor Verlegenheit lange nicht zu einer zusammenhängenden Rede kommen, während ich, um ihm Zeit zu lassen, einen am Fenster stehenden Stuhl von staubigen Gegenständen befreite, ihn an den Tisch rückte und mich darauf niederließ.

„Ich bin auch Offizier gewesen und trage auch Uniform und Porteepee,“ sagte er mit mehr Ernst, als mir für einen so bedeutenden Dichter würdig schien. „Die alte Schachtel, meine Aufwärterin, hat mir aber das Porteepee gestohlen; wo nur der H bleibt! Ach, trinken Sie einmal“ — dabei holte er unter dem Schemel ein Glas mit zweifelhaften Inhalt hervor und, als er meine ablehnende Miene und Gebärde bemerkte, erwiderte er: „Es ist nicht Schnaps, hol’ mich — —! ich will verdammt sein, wenn es nicht Bier ist.“

„Die Schüchternheit verließ Grabbe nach und nach, und mit schöner Begeisterung sprach er von seinen projectirten Werken: ‚Alexander‘ und ‚Jesus‘. Er entwickelte herrliche Gedanken und Ideen, aber die dabei gewählten Ausdrücke waren oft so gemein, daß ich unwillkürlich meinen Aerger darüber nicht verbergen konnte. Grabbe stellte sich zwar bescheiden, aber eine namenlose Eitelkeit war gerade sein Verderben. Er wollte in Allem außergewöhnlich genial sein, und deshalb wurde er unwahr und rebete sich vor, nur Spaß oder, wie er zu sagen pflegte, Dummheiten zu machen. Es war kläglich, diesen herrlich begabten Geist unter der kleinlichen Gewalt des Egoismus sich krümmen und winden zu sehen; selten schüttelte er sie von sich ab, und dann erschien ein Heros sowohl in lyrischer als in epischer Schönheit.

„Trotz seiner unangenehmen Eigenschaften konnte man sich nicht einer tiefen dauernden Theilnahme für diesen unglücklichen Dichter erwehren; denn wenn er in dem Gespräche endlich — es sei mir erlaubt, so zu

sagen — zur Vernunft kam, dann war seine Begeisterung eine echte, die jeden Hörer herausrückte aus der Gewöhnlichkeit und ihn in den Kreis führte, der die wunderbarsten und höchsten Gedanken entwickelte. Leider dauerten diese Intermezzos nur Viertelstunden, dann schlug Grabbe seinem Geiste selbst ein Schnippchen, indem er über seine „Dummheit“ lachte und zu der gewohnten gemeinen Redeweise zurückkehrte.“

Wir müssen es uns versagen, hier noch die Urtheile Neumanns über andere damals in Düsseldorf lebende Schriftsteller und Dichter, wie Benedix, Freiligrath u. A., anzuführen. Eine tief und ernst angelegte Natur, fühlte sich Neumann durch den Umgang mit ihnen um so mehr zur stillen Einskehr in sich selbst angeregt, um die im Gespräche mit ihnen gewonnenen Wahrheiten in sich aufzunehmen, zu vertiefen und in anderer Gestalt wieder zur Erscheinung zu bringen. Aus dem Kreise der Freunde in die Stille seines Arbeitszimmers zurückgekehrt, beschäftigte sich Neumann mit den tiefsten Fragen, von Geburt und Tod, von Ewigkeit und Zeit, von Gott und Unsterblichkeit, und suchte an der Hand der Poesie Lösung für die Räthsel des Lebens. Diesem Streben des Dichters verdanken eine Reihe von philosophisch-religiösen Dichtungen ihre Entstehung, die ihm in der Kritik vielfach den Namen des „Gottsuchers“ verschafft haben, wie „das letzte Menschenpaar (1844), „Lazarus“ (1858), „Die Atheisten“ (1869), „Die Auferstehung“ (1870) und das bisher nur im Manuscript vorhandene „Hohelied“.

Unstreitig kannte unser Dichter den Ausspruch Lessings: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obgleich mit dem Zufuge, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!“ — ich fiel mit Demuth in seine Linke und sagte: „Vater, gieb, die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!““ Es ist dem Menschen nicht gegeben, mit seinem Verstande die großen Räthsel des Lebens zu ergründen und durch die Wolken zur vollen Himmelsklarheit durchzubringen, aber auch:

„Hinter den Wolken den Himmel zu ahnen,
Heilige Täuschung, wie bist Du so schön!“ —

so schließt eine der Hymnen aus dem genannten Cyklus: „Das Hohelied“; und wir können unsere lebhaften und zum Theil sogar bewunderungsvollen Theilnahme dem Manne nicht versagen, der mit rastlosem Forschungseifer danach strebt, die Wahrheit aller Religionen oder vielmehr die Wahrheit über allen Religionen zu finden und poetisch zu gestalten. Aber die Zeit, in welcher diese Dichtungen erschienen — eine Zeit der politischen Gährung und der flachen Freigeisterei auf religiösem Gebiete —, war ihnen nicht günstig. Man freute sich an den Nachklängen der Romantik, auch an manchem zarten Minneliede oder an den prickelnden Liedern des „jungen Deutschland“; aber man hatte wenig Neigung, sich in diese metaphysisch-religiösen Dichtungen zu vertiefen. Und — wir gestehen es offen — auch

geben und sich frei zu machen. Er fühlte sich gekränkt und zurückgesetzt. Dazu kam, daß der Erfolg seiner Dichtungen im Publikum seinen Erwartungen nicht entsprach. „Das ist das Loos des deutschen Dichters,“ ruft er in einem seiner Briefe, „sein gewisses Loos, je treuer er dem Ideale dient und die Verirrungen der Mode abweist und bekämpft!“ Seine bittere Stimmung mochte wohl von Einfluß auf sein Dichten und auch auf sein politisches Verhalten in der nächsten Zeit sein.

Neumann lebte in tiefer Zurückgezogenheit, bis ihn die Bewegung des Jahres 1848 in ihrem Strom fortriß. Er wurde Leiter vieler Vereine in Torgau und hatte Aussicht, daselbst als Abgeordneter zur Nationalversammlung nach Berlin gewählt zu werden, erhielt jedoch von der Regierung den Befehl, sein bisher geführtes Amt in Torgau mit dem gleichen in Glas zu vertauschen. Er nahm auch hier an der politischen Bewegung lebhaften Antheil, ward zum Abgeordneten gewählt und trat in die Partei Walbeds ein. Wir verzichten darauf, seine politische Thätigkeit in der preussischen Nationalversammlung zu verfolgen. Seine Gegner rühmten seine Gerechtigkeit und wir zweifeln nicht daran, daß er die Richtschnur für sein politisches Verhalten allein aus seiner Vaterlandsliebe entnahm, wenn er auch das Wohl des Vaterlandes, die Freiheit und Einigkeit Deutschlands, auf einem anderen Wege anstrebte, als seine früheren Kameraden und viele seiner älteren Freunde.

Schon in seinem Epos „Jürgen Wullenweber“ (Leipzig 1846) läßt sich der revolutionäre Geist erkennen, der einen Theil des Volkes ergriffen hatte und der bald darauf in der Bewegung des Jahres 1848 zum Ausbruche kam. In dichterischer Beziehung können wir diesem Epos einen höheren Werth nicht zuerkennen. Es scheint uns, als ob der Dichter das Interesse der Leser für den Haupthelden der Dichtung, den kühnen und hochsinnigen Demagogen Wullenweber, nicht genug fesselte und als ob ein Haupterforderniß des Epos der einheitliche Gang der Handlung nicht erfüllt wäre, wie ja auch schon das in allen Gesängen wechselnde Versmaß die durchgehende Einheit stört. Das Hineintragen von politischen Zeit Tendenzen aber hindert den Dichter, große geschichtliche und culturgeschichtliche Perspektiven — z. B. auf die großartige Vergangenheit Lübeds und auf die Blüthezeit der Hanse — zu eröffnen.

Ein anderes Epos „Rosciusko“, welches Neumann selbst für sein bestes erklärte, ein Mägelied für Polen und eine Verherrlichung seines volkstümlichen Helden, ist nur bruchstückweise in die Oeffentlichkeit gelangt, da die Zeitverhältnisse die Veröffentlichung des Epos nicht gestatteten.

Des Dichters eigenthümliches Talent findet seinen vollkommensten Ausdruck in seinen erotischen Epen, vielleicht besser „Novellen in Versen“ genannt, zu denen wir außer dem schon besprochenen „Des Dichters Herz“ (Wesel 1836), „Nur Jehan“ (2. Auflage, Breslau 1852), „Dionhy“ (Leipzig 1865) und „Nordra“ zählen. Wenn wir von der

letztenannten Dichtung absehen, die bisher leider nur Manuscript geblieben ist, so erscheint uns „Nur Jehan“ nach Form und Inhalt als die vollendetste unter Neumanns Dichtungen. Es sei uns deshalb gestattet, hier auf dieselbe noch etwas näher einzugehen.

Der Schauplatz ist jene mit allen Reizen der Natur verschwenderisch ausgestattete Landschaft Indiens, in welche die Sagen vieler Völker das Paradies der Menschheit verlegen, das von den hohen, himmelanragenden Felsenmassen des Himalayagebirges umschlossene, von zahlreichen Flüssen und Seen bewässerte Thal von Kaschmir. Hier in dem beständig milden Klima gedeihen die köstlichsten Früchte, die Rosen blühen herrlicher, als irgendwo, und erfüllen die Luft mit ihrem Wohlgeruche:

„Von ew'gem Schnee bedeckt sind die
Höhen,

Tief unter ihnen zieht der Wolken Schar,
Und tiefer glänzen blanke Gletscherseen,
Und tiefer rauscht der Tanne grünes Haar,
Bis durch den Teppich üpp'ger Gramineen
Aus Waldesnacht ein Wasser breit und
klar

Sich brausend gießet nieder zu dem Thale,
Wie Silberschaum zum goldenen Potale.

Der Behut ist's, der seine heitern Bogen
Durch Sirinagurs helle Mauern rollt;
Ihn überspringen schlanke Brückenbogen,
Es spiegelt sich der Tempelbächer Gold
In seiner Fluth, von Farben bunt durch-
flogen,

Zu Markte führend, was die Erde zollt:
Den vollsten Segen von der Frucht der
Halme

Bis zu der Milch der süßen Kofospalme.

Schattige Baumgänge führen aus Kaschmir oder Sirinagur (d. i. Wohnung des Glücks) zu den großen, wunderbaren Seen herab, aus denen zahllose blühende Gilande, gleich grünen Schiffen, emporsteigen. Auf den Uferterrassen jenseits der Seen hat der Herrscher Indiens Jehangir den herrlichen Garten „Shalimar“ (d. i. Königsgarten) angelegt mit Quellen, Bächen, Grotten und mit einem bezaubernden Blick auf Berge, Thal und Seen. Diesen Sommeritz hat der Kaiser durch ein goldenes Band schwungvoller Brücken mit den Inseln zu einem wundervollen Gartenlabyrinth vereinigen lassen:

„Wo die Natur ein Eden hingedichtet,
Hat Jehangir ein Paradies erdacht,
Daß, wenn ein Gott auf Erden wollte wohnen,
In Shalimar er würdig könnte thronen.“

Aber alle Pracht der Rosengärten von Sirinagur und Shalimar vermag nicht solchen Reiz auf das Herz des Kaisers zu üben, wie auf einem der kleinsten Gilande des Sees die ärmliche Hütte, welche für ihn das kostbarste Kleinod, das höchste Wunder der Welt, birgt. Kumela ist's, das einfache Fruchthändlermädchen — „Melonen pflegt sie auf dem kleinen Lande und bietet sie geringen Preises dar“ — für den Kaiser aber bedeutet sie die höchste Wonne, das Licht seines Lebens: „Nur Jehan“ (d. i. das „Licht der Welt“).

Wenn auf den weißen Felsenhäuptern die letzten Sonnenstrahlen goldbig

verglühen und die Pracht der Rosengärten von Sirinagur in die Dämmerung zurücksinkt, dann trägt den Kaiser Jehangir sein Nachen hinüber nach jenem Eilande, wo Kumela seiner harret und Nur Jehan, das Licht der Welt, ihm leuchtet. Aber nicht als Kaiser naht Jehangir der Geliebten; er will die freie Liebe Kumelas genießen, und dem Kaiser, dem Abbilde Jndras auf Erden, wird als solchem Liebe nie zu Theil. So kennt Kumela ihn nur als Taimador, als einen der Mannen des Kaisers, der mit ihm zur heißen India gezogen und nun mit ihm heimgekehrt nach Shalimar. So vergehen Jehangir die Nächte gleich holdem Traumglück und die fliehenden Tage in Sehnsucht nach dem Lichte seines Lebens, nach Nur Jehan.

Der Kaiser wünscht sein Traumbild zur Wahrheit sich gestalten zu sehen und Nur Jehan in seinen Palast nach Shalimar heimzuführen; denn nur für sie hat er Shalimar mit allem Glanz, den Indien bietet, geschmückt. Zuvor aber soll Kumelas Treue auf die Probe gestellt werden; denn dem Kaiser, dem nur Unterwürfigkeit begegnet, wo er freie Liebe begehrt, fehlt doch zu seinem vollkommenen Glücke der Glaube an die Liebe, das Vertrauen in die Treue des Weibes:

„Und konnt' ein Frauenherz den Mann belügen,
So wiss', Kumela, auch Dein Herz kann trügen.“

Ihm entgegnet Kumela die schönen Worte:

„Kennst Du die Zahl der unzählbaren Sterne?	Denn wohnt die Wahrheit in dem Kreis der Sterne,
Sahst Du die Wunder in des Meeres Blau?	Und schläft die Gottheit in des Meeres Blau,
Kannst Du Dich schwingen zu des Himmels Ferne?	Und reicht die Hoffnung in des Himmels Ferne,
Herniedertraufeln mit der Nächte Thau Und niedersteigen zu dem Erdenferne?	Und träufelst Regen in der Nächte Thau, Und ruht ein Räthsel in dem Erdenferne;
Dann liegt Dir offen auch das Herz der Frau.	So ruht ein Räthsel in der Brust der Frau;
Doch kannst Du's nicht erreichen und er- schauen,	Doch fällt der Liebe Licht in's Herz der Frauen,
So glaube nur dem holden Wort der Frauen.	Kannst Du die Wunder aller Welt er- schauen.“

In den Gärten des Kaisers, in Shalimar wird mit besonderer Pracht das Rosenfest gefeiert. Wie unter all den Blumen Rajshmir's der tausendblättrigen Rose der Preis der Schönheit gebührt, so will Jehangir bei dem Rosenfeste unter den Frauen Jndiens diejenige küren, die seinem Traumbilde Nur Jehan gleicht. Die soll es sein, welcher der Kaiser, umgeben von dem Kranze der schönsten Frauen, der edelsten Fürstinnen Jndiens, von seinem Throne herab die goldene Rose, das Pfand seiner Liebe, in den Schooß wirft:

„Denn wie dies Weib an Schönheit ohne Gleichen
Soll auch ihr Herz an Treue keinem weichen.“

Rumela treibt ein brennendes Verlangen, dem Feste — sei es auch nur aus der Ferne — zuzuschauen und selbst die herrlichste der Frauen zu erblicken, die der Kaiser auf seinen Thron erhebt. Sie theilt ihren Wunsch dem Geliebten mit. Taimador giebt mit scheinbarem Widerstreben seine Einwilligung und geleitet Rumela bis zu einer verborgenen Grotte; hier läßt er das zitternde Mädchen allein, die mit beklommenem Herzen alle die überirdische Pracht der Rosengärten von Schalimar bis nach dem Sonnenthrone des Kaisers hin staunend überschaut.

„Reich schmücken mit hell schimmerndem
Gefieder
Des Paradieses Vögel rings den Hain,
In goldnen Ringen wiegen auf und nie-
der
Fasanen sich und bunte Papagei'n.
Ein schlankes Reh kommt hier zur Herbe
wieder,
Ein stolzer Hirsch fleucht einsam dort
allein,
Und ruhig durch die goldnen Bitterstangen
Schaut ernst der Löwe in des Festes
Brängen.

Hoch drüber leuchten Kuppeln, Thürm'
und Zinnen,
Zahllose Blumen auf der Erde glüh'n;
Das Wasser will als Wasser nicht mehr
rinnen,
Als Silber muß es durch den Garten
fließ'n,
Und jede Farbe will heut' recht ge-
winnen,
Doch über alle darf die Rose blüh'n,
Die weiße bald, wie Schnee im Sonnen-
lichte,
Die rothe bald, wie Liebe im Gedichte.“

Rumela sieht die reizenden Fürstinnen um den Thron sich scharen, sie sieht den Kaiser den Thron besteigen, im reich von Diamanten strahlen- den Gewande, die Krone auf dem Haupte, — wie, sah sie ihn schon zu- vor? — Doch nein, es ist ja Jehangir, das Ebenbild Indras, des Gottes der Welten!

Noch wallt der Schleier um die Frauen-
blüthen,
Noch blüht die Rose in des Kaisers Hand,
Die goldene, an der Rubinen glühten,
Und deren Blätter Perlenthau umwand.
Sie ist's, um die die Holbesten sich
mühten,
Der Schönheit und der Kaiserliebe Pfand!
Die ist erwählt, die trägt die reichste
Krone,
In deren Schooß sie fällt vom Kaiser-
throne.

Der Herrscher winkt, und Flötentöne
wallen
Aus weiter Ferne schmeichlerisch und leif;
Sie rufen sanft, und alle Schleier fallen,
Und Staunen rauschet durch den weiten
Kreis.

Wohl wählt der Blick die schönste unter
allen,
Denn wo er haftet, giebt er auch den Preis;
Doch flieht er weiter, muß er wieder
weilen
Und wieder neu den höchsten Preis er-
theilen.

Wohl unter Blumen magst Du sicher
wählen,
Denn Kön'gin bleibt die Rose immerdar;
Und unter Sternen kann sich nicht ver-
hehlen
Der Venus Licht, so unbeschreiblich klar;
Und wolltest Du zu Diamanten zählen
Die Frauen hier so reich und wunderbar, —
Und wärst ein Kenner Du von allen
Steinen,
Gleich kostbar würde jede Dir erscheinen.

Denn mußte Paris selbst so lange sinnen,
Den goldnen Apfel zögernd in der Hand,
Der nur zu wählen unter drei Göttinnen,
Und doch verlockt nur der ihn zuerkannt,
Die klug wie keine wußte zu gewinnen
Des Knaben Herz und so das theure Pfand —
Wer könnte da dem trunkenen Auge trauen,
Wählt's unter hundert göttlich schönen Frauen!

Jehangir hat seine Wahl getroffen, er hebt die goldene Rose und schleudert sie. Sie klingt durch die Lüfte und fällt — so weit,

So weit vom Kreis der reizenden Fürstinnen;
Ein ander Weib muß solchen Preis gewinnen!

Am goldnen Sitter bleibt die Rose hangen,
Durch das Rumela nach dem Feste späht;
Doch wagt sie wohl, das Pfand herabzu-
langen,
Das nur der Zufall ihr hat zugeweht?
Sie sieht den Preis vor ihren Augen
hangen,
Es fühlt ihr Herz sich wunderbar erhöht,
Und folgend dem nur, was sie heiß durch-
glühte,
Hebt sie die Hand und pflückt die goldne
Blüthe.

Die Menge sieht's und weiß es nicht zu
fassen.
Wer war es, der die Rose dort entwand?
Nicht Einer will es ungeahndet lassen,
Ein Jeder retten das geraubte Pfand.
Schon öffnen sich des Kreises bunte Gassen,
Denn selbst der Kaiser scheint von Zorn
entbrannt;
Er steigt vom Thron, und nach der Grotte
eilet
Er durch die Menge, die sich staunend
theilet.

Rumela trat leuchtend hervor aus der dunkeln Grotte, die blinkende Kaiserrose an der Brust:

„Zurückbeugt, die Arme sanft erhoben,
Abwehrend mit den Händen, was sich naht, —
So stand sie regungslos, den Blick nach oben,
Wer wußte, ob sie drohte, ob sie bat!“

Das Volk bricht bei ihrem Anblick in lautes Jauchzen aus:

„Denn Wahrheit ist geworden, was im Spotte
Ein Jeder noch belächelt kurz zuvor:
Das Licht der Welt, Nur Jehan, ist erschienen,
Und Alle knien, der Kaiserin zu dienen.“

Rumela aber flieht vor dem neuen Glücke und vor den Tritten des Kaisers, der ihr folgt; sie flieht aus den Rosengärten von Schalimar durch Flur und Bergesmatten und birgt sich endlich in die Schatten der Felsenwildniß.

Der Kaiserbote, der ihr folgt und sie findet, ist Taimador selber. Ihm wirft Rumela von ihrem Felsenthron die goldene Rose, das Pfand der Liebe Jehangirs, entgegen und ruft ihm zu:

— — — — — „Nicht was im Fels geboren,
Nicht, was vom Flutenschoße wird gehegt,
Auch nicht die Macht, die sie hinaufbeschworen,
Die eine Welt in ihre Schale legt —
Taimador nur ist dazu auserkoren,
Weil er das weichste Herz im Busen trägt;
Der einz'ge Preis, für den Kumela's Leben
Im Tausch der Liebe willig sich ergeben!“

Dann eilt sie zum Ufer des Sees, löst den Nacken und führt mit raschen Ruderschlägen Taimador nach ihrem Insel land hinüber. Taimador sprach:

„Weißt Du, o Mädchen, daß auf allen Wegen
Der Kaiser spüret seinem Lichte nach?
Denn seine Welt will er zu Füßen legen,
Nur Jehan, Dir, Du rieffst die Liebe wach
In seiner Brust; brum ob Du arm geboren,
Zur Kaiserin bist Du allein erkoren!“

„Ein hohes Wunder hab' ich Dir erschlossen,“
Erhob Kumela ihr erregtes Wort,
„Und Schalimar's gebent' ich fast verdrossen;
Was ist des Kaisers eitles Prangen dort!
Verschwunden ist es rasch, was schwer ent-
sprossen,

Doch dieser Bau lebt durch die Zeiten fort,
Und nur wenn alle Festen donnernd beben,
Stürzt er zusammen mit dem Weltenleben.

In diesen ungeheuren Räumen beuget
Der Sklave selbst sich vor dem Herren nicht,

Denn an den ries'gen Marmorsäulen steigt
Stolz sein Gedanke zu dem Sonnenlicht;
Hier wo das kleine Menschenleben schweigt
Und Indra nur aus dunklen Höhlen spricht,
Hier steigt der Letzte zu dem Höchsten wieder,
Der Höchste aber zu dem Letzten nieder.

Drum wünschte ich, mein armer Nacken trüge
Den Kaiser Jehangir und all' sein Glück;
Hier sagt' ich ihm, daß seine Hoheit Lüge,
Sagt' ihm mit stolzem Wort und stolzem
Blick,

Daß, wenn mein Herz an Deinem Herzen
schlägt,

Ich gern' verlaß' sein glänzendes Geschick;
Und wenn zum schönsten Weib er
mich erkoren,

Er an dem treuesten seine Lieb
verloren.“

Dies ist in allgemeinen Zügen der Inhalt der drei ersten Gesänge von Neumanns „Nur Jehan“. Wir dürfen es leicht der Phantasie des Lesers überlassen, sich den vierten und letzten Gesang hinzuzubilden, falls er es nicht vorzieht, in der reizenden Märchendichtung selbst nachzulesen, wie Kumela, nachdem sie jede Prüfung ihrer Treue bestanden, von Taimador, der sie scheinbar verrathen hat, eingeholt und in prächtigem Aufzuge nach Sirinagur geleitet wird, um hier von dem Geliebten auf den Kaiserthron erhoben zu werden.

„Der Kaiser hat das Licht der Welt gefunden,
Nur Jehan ist mit Jehangir verbunden!“ —

Man hat die genannten vier erotischen Epen als eine Verherrlichung der Liebe in ihren verschiedenen Strahlenbrechungen charakterisirt: der Liebe des Kindes („des Dichters Herz“), des Jünglings („Nur Jehan“), des Mannes („Dionhy“) und des Greises („Nordra“). Daß eine solche theoretische Kategorisirung nicht ganz zutreffend ist, das geht wohl schon aus

der obigen Darstellung hervor. Wir sehen nicht ein, inwiefern es gerade der Liebe des Jünglings entsprechen soll, die Treue des geliebten Weibes so schweren Prüfungen zu unterwerfen. „Nur Jehan“ scheint uns vielmehr als eine Verherrlichung der über allen Zweifel erhabenen, in allen Prüfungen bewährten Treue des von reiner Liebe beseelten Weibes.

„Nordra“ gewinnt noch einen besonderen Reiz dadurch, daß der Dichter uns hier in die bis jetzt in der Poesie noch wenig geschilderte Wunderwelt Islands einführt und die kalte nordische Landschaft mit dem gleichen wunderbaren Farbenreichtum ausstattet, wie in „Nur Jehan“ die Rosengärten Kaschmirs. Möchte doch auch diese treffliche Dichtung, die uns bei der Durchsicht des Manuscriptes mächtig ergriffen hat, durch den Druck bald einem größeren Publikum zugänglich werden!

Die letztgenannten Dichtungen Neumanns entstanden schon unter dem Drucke schwerer körperlicher Leiden. Bereits im Jahre 1850 erkrankte er in Glas, und drei Jahre später bald nach seiner Verzekung nach Meisse noch einmal und zwar fast tödtlich. Der schon obengenannte Sonetten-Cyclus „Lazarus“, welcher um diese Zeit entstand, erscheint als ein Versuch des Dichters, sich durch die Poesie über sein Leid zu erheben. Er erregt unsere Bewunderung in einem um so höheren Grade, wenn wir bedenken, daß der Dichter unter den entsetzlichen Schmerzen der Kopfnerven nicht müde ward, tiefe und edle Gedanken in kunstvollen Formen zu gestalten. Im Jahre 1860 ward dem Dichter, der übrigens für einen tüchtigen Beamten galt, eine Anerkennung der Regierung durch die Ernennung zum Garnisonverwaltungs-Director und die Verleihung des Rothen Adlerordens.

Im Jahre 1866 zogen drei seiner Söhne mit in's Feld, und 1870 starb ein hoffnungsvoller und begabter Sohn den Tod für das Vaterland. Der Schmerz über diesen Verlust beugte den Vater tief nieder. Die „Herzenslieder“ (Leipzig 1870) gehören zu den letzten Werken, welche Hermann Kunibert Neumann der Oeffentlichkeit übergab. Der warme Gemüths-ton, welcher in den meisten dieser Lieder anklingt, giebt ihnen einen besonderen Werth. Nur eine kurze Probe daraus sei hier angeführt.

Freude und Schmerz.

Zwei Kammern hat das Herz,	Wacht Freude in der einen,
Drin wohnen	Dann schlummert
Die Freude und der Schmerz.	Der Schmerz still in der seinen.

O Freude, habe Acht!
Sprich leise,
Daß nicht der Schmerz erwacht!

Eine schmerzhaftes Nervenkrankheit fesselte den Dichter nach dem Kriege 1870 fünf Monate lang an das Krankenlager, und die wahre Lebenskraft kehrte seitdem nie wieder. Am 8. November 1875 endete ein sanfter Tod seine jahrelangen Leiden.

Vier Jahre darauf gegen 7 Uhr Abends bewegte sich ein langer Zug von Fackelträgern nach dem Garnisonkirchhofe in Reisse und scharte sich dort um ein Grab, auf dem ein verhülltes Denkmal sich erhob. Tiefe Schatten lagen über dem einsamen Friedhofe. Herbstnebel wogten auf und ab, da erklang der feierliche Chorgesang:

Stumm schläft der Sänger, dessen Ohr
Gelauscht dereinst an andrer Welten Thor;
Ein naher Waldstrom brauste sein Gesang
Und säuselt auch wie ferner Quellen Klang.

Du schlummerst stille, schlummerst leicht,
Wenn über Dich der Sturm und Zephyr streicht;
Der Sturm, der Dir den Schlachtgesang durchbröhnt,
Der Hauch, der sanft im frommen Liede tönt.

Während des Gesanges fiel die Hülle, und von dunkelgrauer Marmorsäule blickte der in Reliefarbeit ausgeführte edle Kopf des verstorbenen Dichters Hermann Runibert Neumann, beleuchtet von Fackelschein und aufzuckenden Flammen, ernst hinein in die bewegte Versammlung. Ein Nachtschmetterling flog in den Lichtkreis und setzte sich auf den langwallenden Bart des Dichters, — das Sinnbild der Unsterblichkeit.

Möchte der verstorbene, leider halb vergessene Dichter noch in seinen Werken eine Auferstehung feiern, und möchte unser Volk sich freudig und dankbar erheben an dem Schaffen eines Dichters, der sein Leben hindurch seinem Ideale treu geblieben:

„Drei Klänge sind durch's Leben ihm geblieben,
Gott, reiner Sang und ewig junges Lieben!“





Eine Idylle während der Belagerung.

Von

François Coppée.*)

— Paris. —

(Schuß.)

XII.



an jenem Tage an gaben sich Eugenie und Gabriel wieder ganz ihrer Liebe hin, welche die Trennung nur gesteigert hatte. Wie früher, fanden sie sich allabendlich gemüthlich zusammen. Gabriel ließ vor, oder sie plauderten miteinander; und stockte das Gespräch, oder trat vorübergehend vollständige Stille ein, nur unterbrochen von der rhythmischen Bewegung der auf und niedergehenden Mabeln, so tauschten sie zärtliche Blicke. Wenn ihr Mann, der seinen Dienst als Nationalgardist mit wahrem Feuereifer versah, auf Vorposten stand, so gestattete Eugenie, daß Gabriel sie nach Haus begleitete. Sie liefen keine Gefahr, auf diesen abgelegenen, düsteren Boulevards erkannt zu werden, wo sparsam vertheilte Dellampen die lichtfunkelnden, in endlosen Reihen sich hinziehenden Gasbandelaber ersetzt hatten. In dieser einsamen, finsternen Gegend erzählte die junge Frau ihrem Freunde, während sie, auf seinen Arm gelehnt, langsam an seiner Seite wandelte, was sie in letzter Zeit alles erduldet habe, und wie sie verlassener und einsamer denn je sei, seit Clement, der keine Arbeit mehr hatte, ganz und gar in Krieg und Politik aufgegangen war. Sie klagte Gabriel, er schlafe in ihrer Wohnung nur noch in den Nächten, wo sein Bataillon keinen Dienst hätte; ein Trunkenbold sei er geworden, roh und zu Gewaltthätigkeiten geneigt, und sie stünde jedesmal eine wahre Todesangst aus, wenn er aus einer Klubszung oder von einer Offizierswahl berauscht nach Hause käme, fluchend auf die Verräther und Bourgeois los-

*) Aus dem Französischen überseht von Dr. Emil Burger.

donnere und in einem Athem den Durchbruch durch die feindlichen Linien und die Abschaffung des Capitals, die Vernichtung der Preußen und die Herrschaft der Sozialisten fordere. Auf Gabriels Drängen und Fragen räumte sie auch ein, daß sie sich tief unglücklich gefühlt habe, als er sich so lange nicht hatte sehen lassen, und daß ihr Herz der Verzweiflung nahe gewesen sei bei dem Gedanken, er sei unbeständig und flatterhaft. Und überwältigt von dem Uebermaß ihrer Gefühle, schwuren sie sich Treue bis zum Tode. Ihr herbes Geschick beklagend, suchten und fanden sie Trost in den leidenschaftlichsten Liebesjungen. Süß war ihr Kuß, von Thränen benetzt, und so stürmisch ihre Umarmung, daß sie ihnen den Athem raubte, während der Nachtwind den dumpfen Kanonendonner der Forts und manchmal auch das Knattern des Gewehrfeuers der Vorposten über ihre Häupter dahintrug.

In ihrer Schüchternheit und Naivetät fiel es den Liebenden gar nicht ein, eine vollständigere Befriedigung ihrer Liebe zu suchen, ja, nicht einmal der bloße Wunsch regte sich in ihnen; Küsse und Worte genügten zu ihrer Seligkeit. Und doch wäre Eugenie Gabriel gegenüber widerstandslös gewesen, hätten die Umstände diesem gestattet, seinem Verlangen Ausdruck zu geben. Aber Frau Henry ließ sie nie allein, und sie selbst wären unfähig gewesen, in bewusster Weise vorzugehen und ein Plätzchen ausfindig zu machen, wo sie ihre heimatsslose Idylle hätten bergen können. Sie beschränkten sich jetzt auf einen fast allabendlich stattfindenden Spaziergang bei düsterer Beleuchtung und unter den graufenerregenden Umständen, wie sie in den Nächten zur Zeit der Belagerung natürlich waren.

So gingen für sie jene entsetzlichen Monate November und December vorüber, während deren die unglückliche Stadt alles Unheil des Krieges über sich hereinbrechen sah. Aber was kummerte sie Hunger und Durst, was fragten sie darnach, ob Elend, Entbehrung und Angst um sie herrschten? Sie liebten sich, und dies Eine genügte, sie über alles Menschenleid zu erheben. Was kümmerten sie Schlachten, Aufstände und Empörungen? Die Liebe schließt sich ab und steht auf einsamer Höhe, erhaben über den Thorheiten der Menschen. Kaum daß sie einen Blick hatten für die unheilvollen Ereignisse, die sich in ihrer Umgebung abspielten. Gabriel fragte viel darnach, ob am 31. October Trochu oder Blanqui zur Regierung kam, denn am Abend vorher hatte er seine Geliebte wiedergefunden; und als später die Schlachten in schneller Aufeinanderfolge geschlagen wurden, so trieb sein Gedächtniß mit ihnen ein geradezu verbrecherisches Spiel, denn alle diese blutigen Daten erinnerten ihn nur an ein zärtliches, bezauberndes Wort, das sie ihm an jenem Tage gesagt, an einen süßen, leidenschaftlichen Kuß, den er ihr geraubt hatte.

Eines Abends, in der letzten Hälfte des December, waren sie auch bei Frau Henry, als sie diese für den nächsten Tag zu einem Diner einlud und ihnen mittheilte, ihr im Vorpostendienst thätiger Vetter Robert habe

einen vierundzwanzigstündigen Urlaub erhalten und werde eine von den letzten Gänseleberpasteten mitbringen, die in Paris noch aufzutreiben gewesen wären.

Ein stehender Blick Gabriels, der in dieser Einladung nur eine Gelegenheit sah, einige Augenblicke länger bei seiner Angebeteten zu verweilen, bestimmte Eugenie anzunehmen, und am nächsten Abend kamen beide Liebenden zur bestimmten Stunde an.

Es war dies einer der glücklichsten Abende ihres Lebens.

Das kleine Zimmer hatte ein festliches Aussehen. Ein mächtiges Holzfeuer, in jenen Tagen ein seltener Luxus, flammte im Kamin. Lampe und Kerzen brannten hell und warfen ihren Glanz auf das blüthenreine Tischtuch. Die schlanke Brünette, welche über ihrem schönsten seidenen Kleide eine mit Stecknadeln befestigte Küchenschürze trug, bearbeitete Teller und Gläser mit wahren Feuereifer, und Eugenie, angestecht durch die heitere Laune ihrer Freundin, war ihr beim Tischdecken behülflich.

Der Mobilgarden-Lieutenant ließ auch nicht lange auf sich warten. Er erschien in kriegsmäßiger Ausrüstung und trug hohe, rohlederne Stiefeln; an der Seite des Mantels war der Griff eines Offiziersäbels sichtbar, und unter dem Arm barg er die köstliche Pastete in einer dreifachen Einwickelung von grauem Papier.

Sofort setzte sich Alles in schönster Stimmung zu Tisch. Der vertraute Verkehr der Liebenden, die bei alledem die größte Zurückhaltung bewahrten, hatten den anfänglichen Verdacht des sogenannten Cousins beseitigt, und Herzlichkeit und Frohsinn würzten das Mahl während seiner ganzen Dauer. Wohl empfand Gabriel ein Gefühl des Reides, wenn er seinen gemeinen Soldatenrock und seine bescheidene Stellung als städtischer Nationalgardist mit der eleganten Uniform und den kriegerischen Phrasen des Offiziers verglich. Einmal sogar, als der schöne Robert Eugenie einige fade Complimente machte, marterten alle Qualen der Eifersucht sein unruhiges Herz und er sann auf Mord und Todschlag, aber alles in allem genommen waren sie urvergütet, und nachdem sie die gewissenhaftesten Ausgrabungen im Innern der Pastete vorgenommen und eine Unzahl patriotischer Toaste ausgebracht hatten, trennten sie sich als die besten Freunde von der Welt.

Die Nacht war kalt aber sternenhell, und Gabriel begleitete Eugenie nach Haus. Ihre Unterhaltung unter den alten Bäumen des Boulevard d'Italie mußte wohl an jenem Abend sehr zärtlich gewesen sein, und himmlisch süß der Abschiedskuß; denn Gabriel wollte nicht gleich nach Hause gehen. Aufgeregt durch den so froh verlebten Abend und, wir müssen es leider zugestehen — schwach sind und bleiben nun einmal die armen Menschenkinder — wohl auch aufgeheitert durch das reiche Mahl und die genossenen Getränke, begab er sich in das Café des Quartier Latin, wo Cazaban, umgeben von einem Kreise lärmender, überspannter

Süßfranzosen allabendlich die Regierung des gemeinsten Verraths anklagte und die durchgreifendsten Maßregeln gegen den Feind forderte.

Zum allgemeinen Erstaunen machte sich Gabriel, der als schüchtern und gemäßigt galt, an jenem Abend durch seine Leidenschaftlichkeit und seine Begeisterung bemerkbar. Er gab einen Punsch zum Besten, hielt eine reine Brandrede und trank auf die Ausrottung der Feinde des Vaterlandes; und Morgens, lange nachdem das Local geschlossen war, ging er noch am Quai Saint-Michel, am Arme Cazabans spazieren, welcher ihm mit Ausbietung seiner ganzen Verebjsamkeit die vorzüglichen Eigenschaften des Dynamits und des pikrinsauren Kali anpries.

XIII.

Am 4. Januar gegen zwei Uhr Nachmittags begann das Bombardement, mit dem die Preußen der Stadt Paris schon längst gedroht hatten, und eine ihrer ersten Granaten schlug an der Ecke der Rue Saint-Jacques und der Rue des Feuillantines ein.

Die Nachricht war bald im ganzen Viertel bekannt, wo sie — zur Ehre der Bewohner sei es gesagt — viel mehr Unwillen als Schrecken erregte, und so gelangte sie auch zu Frau Fontaines Kenntniß, welche sie Gabriel mittheilte, als er zum Essen nach Hause kam.

Der junge Mann war, wie wohl fast alle Pariser, gegen die Schrecken der Belagerung gefeit und an Gefahr gewöhnt, und so aß er denn in Gesellschaft seiner Mutter, ohne sich weiter um diesen neuen Kriegsgreuel zu bekümmern, seine magere Portion Pferdefleisch nebst einigen eingemachten Früchten. Dann ging er fort und richtete, wie ihm das wieder zur lieben täglichen Gewohnheit geworden war, seine Schritte nach Frau Henrys Hause.

Aber als er an jenem Abend in das einsame Viertel kam, machten die verödeten Straßen und die undurchbringliche Finsterniß einen geradezu schauerlichen Eindruck auf ihn. Bisweilen vernahm er über seinem Kopfe ein seltsames allmählich immer stärker werdendes Geräusch, dem Schwirren eines riesengroßen Insekts vergleichbar. Mit rasender Geschwindigkeit fauste das Ungeheuer durch die Luft, um eine Secunde später mit lautem Krach in der Ferne zu zerspringen. Es waren dies die niederfallenden Granaten. Er drückte sich dicht an den Hauswänden entlang, wobei sein Fuß oft im Schmutze ausglitt. Denn die schmale, finstere Straße Saint-Jacques war nur durch die rauchenden Lampen einiger noch offener Läden erleuchtet. Alle Augenblicke richtete sich sein Auge zum pechschwarzen Himmelstraume empor, durch den die unsichtbaren Geschosse brausten. Allmählich wurden düstere Gedanken in seiner Seele wach. Tod und Verderben umringten ihn, und zu dem Allem kam noch seine unglückliche, schuldvolle Liebe. Tiefe Verzweiflung erfaßte sein Herz, und zum erstenmal schlug es nicht höher, als sein Auge Licht an dem trauten Fenster erblickte.

Bedächtigen Schritts stieg er die alte Treppe hinauf und klingelte. Da jedoch der Schlüssel steckte, so wartete er nicht, bis geöffnet wurde, sondern trat ohne Weiteres ein.

Das Zimmer war ungeheizt, die Lampe nicht angezündet, nur ein Lichtstumpf brannte auf dem Kamin, an dem Eugenie einsam saß. Sie hatte ihren Mantel und ihre Winterkapotte nicht erst angelegt, und hielt ihr Arbeitstäschchen in der Hand, als ob sie gerade fortgehen wollte.

„Ich habe auf Sie gewartet,“ sagte sie mit unsicherer Stimme zu Gabriel, der ganz erstaunt dastand, „denn ich wollte nicht, daß Sie heut Abend umsonst kämen. Frau Henry ist eben fort, sie hat zu große Angst vor dem Bombardement und sucht ein Unterkommen bei ihren Verwandten in La Chapelle. Da ich Niemand in Paris kenne, bei dem ich eine Zuflucht finden könnte, und daher in unserem Viertel wohnen bleibe, so hat sie mir ihren Schlüssel dagelassen, damit ich zwei Wohnungen hätte im Fall eines Unglücks. Sie wußten doch aber von nichts, und da bin ich auf einen Augenblick hierhergekommen — denn ich dachte mir, es könnte Sie betrüben, wenn Sie Niemand hier anträfen.“

„Wie gut Sie sind!“ antwortete Gabriel gerührt.

Und er nahm einen niedrigen Stuhl und setzte sich zu Eugeniens Füßen.

„Aber ich muß bald wieder fort,“ sagte die junge Frau zögernd. „Mein Mann hat keinen Dienst; er ist zu Hause geblieben, und ich habe ihm gesagt, ich ginge nur auf einen Augenblick aus.“

„Wie . . . auf der Stelle?“ sagte Gabriel, ihre Hände erfassend und sie mit sanftem Drucke festhaltend.

Zum ersten Mal waren sie in diesem Zimmer allein. Ein eigen-thümliches Gefühl der Aufregung, halb Liebessehnen, halb Angst, hatte sich ihrer bemächtigt.

„Bleiben Sie nur eine einzige Secunde!“ flehte Gabriel. „Ich hab' ja kaum Zeit gehabt, Sie einmal ordentlich anzusehen . . . und ich hätte Ihnen doch so Vieles zu sagen . . . Was werden Sie denn während dieses schrecklichen Bombardements anfangen?“

„Ich weiß nicht, Clement hat seine Matrazen in den Keller geschafft. Er sagt, Tod sei besser als Capitulation . . . Aber mag's kommen, wie's will . . . mir geht's zu schlecht! . . . Ich kann Ihnen sagen: augenblicklich wäre mir der Tod ganz gleichgültig.“

„Es ist doch gar nicht hübsch von Ihnen, daß Sie so reden . . . Lieben Sie mich denn gar nicht? Was sollte wohl aus mir werden, wenn ich Sie nicht mehr hätte?“

Eugenie senkte traurig das Köpfchen und erwiderte nichts. Gabriel hielt sie fest mit seinen Armen umschlungen, sein Blick ruhte liebend auf ihr, in seinen Augen standen Thränen.

„Lassen Sie mich!“ sagte sie und suchte sich loszumachen. . . . „Lassen

Sie mich! . . . ich habe Angst . . . Noch nie sind wir so allein gewesen wie heut. Was wir hier thun, ist nicht recht.“

Der junge Mann gehorchte zwar, aber schluchzend behielt er die Hände der Geliebten in den seinen und bedeckte sie unaufhörlich mit Liebesküssen.

Sie konnte nicht anders, sie gab ihm ihre fieberheißen Händchen hin. Sie besaß die Kraft nicht mehr, aufzustehen und fortzugehen. Eine süße Betäubung behielt sie gefangen; vergebens suchte sie sich aufzuraffen, immer wieder drang der elektrische Strom der Liebe von den Fingerspitzen zum Herzen empor und lähmte ihren Willen. Auch Gabriel war seiner Sinne nicht mehr mächtig; an Eugeniens Knie geschmiegt, küßte er fortwährend ihre Hände.

Das Zimmer war eiskalt — und doch, wie heiß wallte das Blut in ihren Adern! Stille herrschte ringsum. Draußen hörte man in der Ferne das dumpfe Krachen der platzenden Granaten, welche unaufhörlich auf die Stadt niederhagelten. Das Licht war ganz niedergebrannt, ohne daß sie darauf geachtet hatten; der Docht lag am Rande des Leuchters und flackerte vor dem Erlöschen noch einmal hoch auf.

„Nein, wahrhaftig, unser Leid ist nicht mehr zu ertragen!“ rief Gabriel aus, „und wenn das Schicksal Erbarmen mit uns hätte, so würde seine Hand eine jener Granaten auf unser Haus schleudern, um uns zu zerschmettern.“

In demselben Augenblicke hörten sie ein entsetzliches Krachen, die Fensterscheiben zersprangen und fielen klirrend zur Erde, das Gebäude wankte in seinen Festen. Ein ungeheures Geschloß war auf dem Straßenpflaster geplatzt. Das Licht verlösch gänzlich.

Angst und Entsetzen trieben diesmal Eugenie in Gabriels Arme. Sie waren allein, von dichter Dunkelheit umgeben; sich fest umschlungen haltend, Mund auf Mund gepreßt, ihren Athem vermählend, tauschten sie leidenschaftliche Küsse, und unterdessen ergoß sich ein dichter Eisen- und Feuerregen, der vom Schicksal wie zum Hohn dazu ausersehen war, zwei Liebende zu vereinen, wolkenbruchartig über die niedergeschmetterte Stadt. Mit furchtbarer Gewalt zermalnte er Dächer und Mauern, gab armen Verwundeten in ihren Betten im Val-de-Grâce den letzten Rest und tödtete kleine Kinder in der Wiege . . .

Als Gabriel zwei Stunden nachher in gehobener Stimmung und noch ganz außer sich vor Wonne und Entzücken auf den Quai Saint-Michel zurückkehrte, fand er seine Mutter am einsamen Ramin vor einem Stuhle knieend. Langsam und andachtsvoll ließ sie die Kügelchen des Rosenkranzes durch ihre Finger gleiten und murmelte dazu leise Gebete.

„Aber liebe Mama!“ rief ihr Gabriel ganz erstaunt zu, „noch nicht zu Bett . . . um 11 Uhr? Warum betest Du noch zu so später Stunde?“

„Und Du kannst noch fragen?“ antwortete ihm Frau Fontaine auf-

stehend, und ihre Stimme nahm dabei einen fast strengen Klang an. „Hörst Du nicht das Krachen der Granaten? Ich bete für alle Diejenigen, welche in dieser grauenvollen Nacht sterben werden; ich bete für die armen alten Mütter wie ich, welche morgen den Tod eines Kindes beweinen werden!“

Gabriel sagte nichts; er küßte seine Mutter und eilte schnell auf sein Zimmer, voll Entsetzen über ein Glück, das jedes Mitgefühl für das Leid Anderer so ganz aus seiner Brust hatte verbannen können.

XIV.

Und sie liebten sich weiter im Schatten der Granaten.

Zu einem Paradiese wurde ihnen der Aufenthalt in Paris während dieses schreckensreichen Monats Januar, wo die Pariser von Tag- und Nachtdienst erschöpft, ausgehungert, unaufhörlich beschossen, ein Schwarzbrot aßen, das ein Zuchthaussträfling mit Verachtung von sich gewiesen hätte, und wo sie noch obendrein zu Hause vor Kälte klapperten, weil das nur durch nasse Baumzweige genährte Kaminfeuer nicht genügend Wärme verbreitete.

Seitdem Eugenie den ersten Fehltritt begangen, war sie kühner geworden. Sie ließ ihren Mann in dem Glauben, sie bringe ihre Abende bei Frau Henry zu, und suchte Gabriel auf. Von Sehnsucht getrieben, eilten sie durch die gefährvolle Finsterniß hin nach dem Häuschen in dem alten Faubourg, der von Wurfgeschossen überschüttet wurde.

Sie dachten an keine Gefahr; sie hörten erst gar nicht mehr den Donner der Krupp'schen Kanonen und das Krachen der platzenden Granaten. Sie lebten nur noch ihrer Liebe. Raum fand das Echo der allerletzten Katastrophen der Belagerung den Weg zu ihrem Ohr. Sie waren glücklich an jenem Abende, wo das blutige Gemetzel bei Buzenval stattfand, glücklich am 22. Januar, glücklich — oh Schmach! — am Tage der Capitulation!

Aber durch eine seltsame Fügung des Zufalls waren sie es an jenem Abende zum letztenmal.

Eugenie hatte keine sehr kräftige Gesundheit, und es wirkten daher die Entbehrungen und Schrecken der Belagerung nachtheiliger auf sie als auf jeden Anderen. Sie wurde ernstlich krank und mußte sechs Wochen lang das Bett hüten.

Frau Henry hatte ihre frühere Wohnung wieder bezogen und war für Gabriel die ganze Zeit eine treue Freundin, der er all sein Herzeleid und seine Befürchtungen anvertraute. Er besuchte sie jeden Tag, um von seiner angebeteten Geliebten sprechen zu können und zu erfahren, wie es ihr ginge, und mit fieberhafter Ungeduld erwartete er den Augenblick, wo Eugenie wieder ausgehen durfte. Die ersten Sitzungen der Nationalversammlung in Bordeaux, der schwächern triumphirende Einzug des deutschen

Heeres in Paris, die Kundgebungen der Nationalgarde an der Julisäule, die Kanonen des Montmartre und all die furchtbaren Anzeichen der nahenden Revolution machten dagegen nicht den geringsten Eindruck auf ihn.

Als er am 17. März früh bei Frau Henry erschien, wurde ihm die freudige Ueberraschung zu Theil, Eugenie anzutreffen. Obgleich kaum aus dem Bette aufgestanden, hatte sie doch ihren Besuch nicht länger hinauschieben wollen, sondern war trotz des Schnees ausgegangen. Seine Thränen, Thränen des Glückes und der Freude, benetzten Eugeniens abgemagerte Hände. Tausend schöne Pläne entwarf er für die Zukunft. Weit fort von hier wollte er sie führen, um ganz ihrer Liebe leben, die herrlichsten Parteen in die freie Gottesnatur machen zu können. Aber als er sie beim Abschied so sorglich in ihre Shawls und Krankentücher eingehüllt an der Thürschwelle stehen sah, ein trauriges, mattes Lächeln auf den Lippen, da machte ein furchtbarer Gedanke das Herz des Liebenden erbeben, und er hatte die unbestimmte Ahnung, als würde er Eugenie auf ewig verlieren!

Am folgenden Tage suchten sich die Regierungstruppen mittelst eines Handstreichs der Kanonen des Montmartre zu bemächtigen; aber sie mußten mit Schimpf und Schande abziehen. Ein Aufstand, dem gleich bei Beginn zwei Menschen zum Opfer fielen, brachte binnen wenigen Stunden die Hauptstadt in seine Gewalt; die Bewohner der ersten Stadt Europas zeigten sich unschlüssig, ob sie ihrer Pflicht, die gesetzmäßige Regierung zu unterstützen, oder den Befehlen nachkommen sollten, welche ihnen eine Handvoll gemeiner Schurken vorschrieb. So sah sich Gabriel in die Nothwendigkeit versetzt, mit der Regierung nach Versailles zu fliehen.

XV.

Alle diejenigen, welche durch Beziehungen zur Regierung oder durch Sorge für ihre persönliche Sicherheit genöthigt waren, Versailles während der Commune zu bewohnen, werden niemals den merkwürdigen Anblick vergessen, welchen diese aus dem Stegreif geschaffene Hauptstadt darbot.

Die meisten Pariser waren bisher nach Versailles aus keinem andern Grunde gekommen, als um seine großartig angelegten Springbrunnen zu bewundern. Nur Wenige hatten daher an sich selbst die Wirkung erfahren, welche diese dicht an den Thoren von Paris liegende Provinzialstadt in ihrer Einsamkeit und Todtenstille auf den Beobachter hervorbringt. Theophil Gautier nennt sie „die Todtenstadt der Könige“, und diejenigen, welche Gelegenheit hatten, die tiefe Wahrheit dieses Dichtermortes kennen zu lernen, mochten in jenen Tagen nicht wenig erstaunt sein.

Nachdem das alte Schiff, dessen Bildniß Paris in seinem Wappen trägt, elendiglich zu Grunde gegangen, war Versailles das aus seinen Trümmern zusammengezimmerne Kolossalfloß geworden. Von Ende März bis Anfang Mai befanden sich in dieser Stadt, die für gewöhnlich kaum

dreißigtausend Einwohner hat, über zweimalhunderttausend. Dichte Schaa­ren wogten in seinen wunderschönen Parkanlagen, in seinen prachtvollen Straßen, in seinen herrlichen Alleen auf und nieder, so stürmisch bewegt, so leidenschaftlich aufgereg­te, wie es nur eine ganze, um ihr Dasein ringende Nation sein kann. Auf dem ausgedehnten Exercierplatze zeigten sich ungeheure Artilleriemassen und manövrirten ganze Regimenter, als ob sie der hoch auf bronzenem Rosse thronenden, gebieterischen Gestalt des „Grand Roi“ gehorchten. In jenem sagenhaften Palaste, dessen Räumlichkeiten vom Geschick dazu auserlesen zu sein scheinen, allen tragischen Ereignissen unserer Geschichte als Decoration zu dienen, tagte inmitten des allgemeinen Tumults eine mit souveräner Macht ausgestattete Versammlung, umgeben von ihren Ministerien und einem unzähligen Verwaltungspersonal, und ließ alle Kräfte des Landes hier zusammenströmen. In den Häusern der Stadt, in Kellern und auf Böden drängten sich Flüchtlinge aus allen Gesellschaftsklassen zusammen und schliefen auf Stühlen, Tischen und Billards. Offiziere und Beamte aller möglichen Rangstellungen befanden sich darunter, kurz Alles, was von den Elementen der Pariser Gesellschaft noch vorhanden war: der geniale Künstler, welcher seinem Atelier den Rücken gekehrt, wie der Schutzmann, den man aus seiner elenden Wohnung gejagt hatte; der berühmte Staatsmann, der vor dem Aufstande geflohen war, wie das gemeine Freudenmädchen, welches der Hunger hierher getrieben hatte.

Die in so ungeheuren Massen ausgewanderten Pariser waren den Traditionen französischer Leichtfertigkeit treu geblieben. Ohne sich dessen bewußt zu werden, gehorchten sie slavisch der Macht der Gewohnheit und zeigten alle Licht- und Schattenseiten vergangener Zeiten. Es kam ihnen dabei das herrliche Wetter zu Statten. Von so wunderbarer Schönheit waren jene Frühlingstage, daß es schien, als wolle die Natur den armen Menschenkindern zu erkennen geben, wie sehr sie auf ihrer unnahbaren Höhe ihre Thorheiten und Verbrechen verachte. Die dunklen Trauergewänder der vornehmen Frauenwelt suchten trotz ihres einfach gehaltenen Grundtons an Eleganz ihres Gleichen, und in den schattigen Alleen und auf den grünen Rasenplätzen des alten Versailler Parks traf man Toiletten von so feinen, zarten Nuancirungen, wie sie nur ein hochentwickelter, bis zum Raffinement sich steigender Geschmack erfinden kann. Worte der Liebe, leichtfertige Bemerkungen, heiteres Lachen vernahm man unter jenen hohen Bäumen; dazwischen das fröhliche Gezwitscher der Vögel, deren helle Stimmen den Kanonendonner in der Ferne nicht zu übertönen vermochten. Junge Elegants, nach der neuesten Mode gekleidet, tranken nach dem Dejeuner ihren Kaffee auf der Terrasse des Hôtel des Réservoirs, bliesen behaglich den Rauch ihrer Cigaretten vor sich hin und sahen zu, wie neben der offenen Equipage einer bekannten Dame der Demimonde die schweren, mit Granaten beladenen Artilleriewagen vorüberfuhren. Abends spielten die Schauspieler des Stadttheaters lustige

Possen, und in den Zwischenpausen eilten die Zuschauer hinaus, um sich das Brüllen der Festungsgeschütze anzuhören.

Gabriel hatte mit seiner Mutter Unterkommen in einer Kammer der Rue de la Paroisse gefunden, welche statt aller Meubel nur zwei kleine, durch eine dünne spanische Wand getrennte Betten enthielt. Da Gabriel im Unterrichtsministerium angestellt war, so hatte er mit demselben nach Versailles auswandern müssen, wo seine Bureau in den Schulräumen des dortigen Gymnasiums untergebracht waren. Sehnsüchtig wie alle Uebrigen harrete er des Momentes, wo es ihm vergönnt sein würde, zurückzukehren; aber Niemand durfte daran denken, solange nicht die in aller Eile organisirte Armee die Stadt in Besitz genommen und den unnatürlichsten, verbrecherischsten Aufstand, den Frankreich je gesehen, niedergeschlagen hatte.

Die guten Elemente der Pariser Gesellschaft theilten diese Hoffnung wohl sämmtlich; aber wir können nicht verschweigen, daß, wenn sie sich gerade in Gabriels Brust so lebhaft regte, und er ein so glühendes Verlangen nach dem Fall der von den Communisten vertheidigten Feste trug, dies zumeist deshalb geschah, weil sie ihn von der Angebeteten seines Herzens trennte.

Er hatte Paris verlassen müssen, ohne von ihr Abschied nehmen zu können, und hatte nichts mehr von ihr gehört. Da sie ihm mit allen Zeichen des größten Schreckens verboten hatte, je ein Schreiben nach ihrer Wohnung zu richten, so hatte er einen Brief nach dem anderen der jederzeit so gefälligen Frau Henry übersandt. Sie waren sämmtlich unbeantwortet geblieben. Von Unruhe verzehrt, hatte er sich eines Tages mit Benutzung der Nordbahn über Saint-Denis nach Paris begeben. Die Stadt machte auf ihn einen unheimlichen Eindruck, denn die Häuser waren über und über mit lügnertischen, wahnwitzigen Placaten, den Bürgerkrieg betreffend, bedeckt. Darum hielt er sich nicht lange auf, sondern eilte gradenwegs nach dem Faubourg Saint-Jacques. Frau Henry hatte sich schon seit längerer Zeit nicht mehr in ihrer Wohnung blicken lassen, und Gabriel, dem das unruhige Wesen des Portiers auffiel, und der noch vor dem achtzehnten März Gelegenheit gehabt hatte, die radicalen Ansichten der schlanken Brünette kennen zu lernen, erinnerte sich, daß er sie seit ihrem letzten Zusammensein mit dem angeblichen Cousin nicht mehr zu Hause angetroffen, und er fragte sich unwillkürlich, ob sie nicht vielleicht gar den glänzenden Mobilgarden-Lieutenant durch einen noch verführerischeren Föderirten-Oberst mit unwiderstehlichen Goldtreffen ersetzt hätte.

Er irrte auf dem Boulevard d'Italie umher, welcher, seitdem die Bäume während der Belagerung umgehauen worden waren, einen abschaulichen Anblick darbot und sich in eine glühende Sandwüste verwandelt hatte. Wohl eine Stunde lang ging Gabriel in respectvoller Entfernung vor der Mauer auf und nieder, hinter welcher das Haus seiner Angebeteten versteckt lag. In demselben Augenblicke, wo er, seine Zaghaftigkeit über-

windend, sich der Thür des Holzhofes nähern wollte, um vielleicht Eugeniens Gestalt vor dem Hause oder am Fenster zu erblicken, sah er, wie ein hochgewachsener Mann in der Uniform eines Nationalgarden-Capitäns mit rother Schärpe und einem schweren Cavalleriefäbel an der Seite quer über den Boulevard herüberkam und gerade auf diese Thür zuing. Seine Ahnung betrog Gabriel nicht; auf den ersten Blick hatte er ihren Gatten erkannt und floh voller Verzweiflung, ohne sich über das Schicksal seiner Geliebten Aufklärung verschafft zu haben.

Nach Versailles zurückgekehrt, mußte er auf jeden weiteren derartigen Versuch verzichten, denn die Commune hatte soeben jene widerrechtliche, höchst unbillige Verfügung erlassen, welche die gesammte Mannschaft von zwanzig bis vierzig Jahren ihren Bataillonen einreichte, und jeder Reisende wurde deshalb am Nordbahnhofe und an den Thoren der Stadt einer genauen Ueberwachung unterworfen. Hätte es Gabriel daher noch einmal gewagt, Paris zu besuchen, so konnte er dabei sehr leicht verhaftet werden. Und dann durfte er auch in einer Zeit, wo ein so allgemeines Mißtrauen herrschte, nicht wiederholte Reisen nach der aufständischen Hauptstadt unternehmen, ohne dafür einen bestimmten Grund angeben zu können; sonst hätte er sich der Gefahr ausgesetzt, den bescheidenen Posten, der ihn und seine Mutter nährte, zu verlieren.

Er führte in Folge dessen ein höchst trauriges Dasein. Seine amtliche Thätigkeit ließ ihm wenig freie Zeit, und diese benützte er dazu, die einsamsten und entlegensten Punkte des Versailler Parks aufzusuchen. Absichtlich mied er die volkbelebten Straßen, denn er konnte keine fünf Schritte thun, ohne einigen Collegen oder sonstigen gleichgültigen Bekannten zu begegnen, die alle das Bedürfniß fühlten, sich mit ihm vom Tode Flourens', von der Erstürmung des Schlosses Becon oder irgend einer anderen Schauergeschichte zu unterhalten; und doch hätte er sich um Alles in der Welt für diesen entsetzlichen Krieg nicht interessiren können, und er erwünschte ihn nur deshalb, weil er ein Hinderniß bildete zwischen ihm und seiner Liebe.

Täglich erkundigte er sich auf der Post, ob ein Schreiben für ihn angekommen wäre. Mit Bestimmtheit rechnete er allerdings nicht darauf, ein solches von Eugeniens Hand vorzufinden, denn die ängstliche junge Frau hatte nie an ihn geschrieben; aber dieser Gang war trotzdem eine Art Wallfahrt für ihn geworden, die er regelmäßig antrat, und deren Ergebnis er mit Zittern und Beben erwartete. Es war dies die stets gleichlautende Antwort des Beamten: „Nichts da!“

Eines Tages jedoch — es war gegen Ende April — hatte Gabriel wie gewöhnlich seine am Schalter leider nur allzu gut bekannte Visitenkarte vorgezeigt, als der Beamte beim Durchblättern der Briefe innehielt, einen aus dem Packet herausnahm und ihn Gabriel überreichte.

O Wonne, o Entzücken! Gabriel ergriff ihn mit zitternder Hand,

legte ihn an sein Herz, in die innere Tasche seines fest zugeknöpften Rockes, und eilte nach dem Bosquet de la Reine, um ihn dort so recht behaglich und in aller Ruhe lesen zu können. Er ließ sich auf einer Bank, neben einer Hagebuchenhecke nieder, und hier, unter den prachtvollen vom Frühlingshauch bewegten Bäumen, erbrach er in fieberhafter Hast das Couvert, entfaltete das Schreiben und las Folgendes:

Balance d'Algen, den 27. April.

„Beste Freund, ich schreibe Dir vom Café de la Comédie aus, wo ich mit einigen Freunden vortrefflich gespeist habe. Wir haben auf das Wohl der Commune und die Niederlage der Versailler getrunken. Doch das gehört nicht hierher. Denke Dir nur, diese Federfuchser im Kriegsministerium haben mir nicht die Equipirungsgelder auszahlen lassen, auf die ich doch als Lazareth-Unterarzt während der Belagerung Anspruch habe. Es ist ja richtig, ich habe mir keine Uniform angeschafft, nur ein Kapi, für das ich zehn Francs bezahlt habe; aber Equipirungsgelder muß ich doch erhalten. Du bist ja als Bürobeamter mit allen Kniffen ganz genau vertraut, Dir wird es ein Leichtes sein, durchzusetzen, daß diese offenbare Ungerechtigkeit wieder gut gemacht werde. Sei so freundlich, Dich damit zu befassen, und schicke mir das Geld so bald als möglich zu.

Mit brüderlichem Gruß

Marius Cazaban.“

Nachdem Gabriel diesen Brief gelesen, bemächtigte sich seiner eine tiefe Niedergeschlagenheit und er ging betrübt nach Haus, um mit seiner Mutter zu Mittag zu speisen. Aber dieser Tag brachte ihm noch eine sehr unangenehme Ueberraschung. Als er über die Rue des Reservoirs ging, klopfte ihm Jemand vertraulich auf die Schulter. Er wandte sich um und erkannte Frau Henrys angeblichen Cousin, der noch die Mobilgardens-Uniform trug.

„Wie kommen Sie denn hierher?“ sagte der schöne Robert. „Ach, 's ist ja wahr, Sie sind mit bei der Verwaltung. Ich war nach dem Kriege zu meinen Eltern zurückgekehrt; aber als der Commune-Aufstand ausbrach, stellte ich mich selbstverständlich dem Marschall wieder zur Verfügung.“

„Stehen Sie bei dem Heere, welches Paris belagert?“ fragte Gabriel, um doch etwas zu sagen.

„Nein, es sollen, wie es scheint, nur die regulären Truppen Verwendung finden, Sie wissen schon, die Gefangenen, die aus Deutschland zurückkommen. . . . Aber ich bleibe trotzdem hier, ich will sehen, wie's enden wird. Und dann ist es ja in Versailles auch ganz hübsch, es sind viele reizende Weiber hier.“

Trotz des inneren Widerwillens, den ihm der junge Mann einflößte,

setzte Gabriel die Unterhaltung fort. In der Hoffnung, etwas von Eugenie zu hören, fragte er den Offizier, wie es seiner Cousine ginge.

„Meiner Cousine? — Wie so, meiner Cousine? . . . Ach ja, der Josephine . . . Frau Henry . . . Ja, ja, ich erinnere mich jetzt, sie hat mich für ihren Verwandten ausgegeben. . . . Und Sie sind darauf reingefallen? . . . Ich hab' wahrhaftig keine Ahnung, wo sie stecken mag. Sie war sehr überspannt, jedenfalls hat sie sich der Commune angeschlossen. . . . Uebrigens toll verliebt in mich . . . etwas gewöhnlich, aber einen Körper! . . . Ich kann's Ihnen ja gestehen, einen Augenblick war ich fast eifersüchtig auf Sie. Das hat aber nicht lange gedauert. Ich hab' doch gleich gesehen, daß Sie wegen der Anderen kamen . . . Was haben Sie denn übrigens mit der kleinen Clement angefangen, alter Junge?“

Gabriel stand wie auf Nadeln. Empört über die Rohheit, mit welcher der Offizier das Geheimniß seiner Seele entweichte, gab er eine ausweichende Antwort und kehrte ihm unwillig den Rücken.

Das Ende des unseligen Krieges stand nahe bevor, und während die Commune in Paris Schreckensthat auf Schreckensthat häufte, und eine wahnwitzige Ausbreitung nach der anderen beging, näherte sich das Racheheer langsam aber sicher jenem Walle, von dem es gar bald die rothe Fahne herunterreißen sollte. Schon hatte das 38. Linienregiment das Fort d'Iffry genommen, die täglich stattfindenden Kämpfe fielen sämmtlich zu Gunsten der Soldaten der Nationalversammlung aus, und fortwährend wurden eroberte Kanonen und Schaaren Gefangener im Triumph eingebracht.

Gerade an dem Tage, an welchem der Sturz der Vendômessäule in Versailles bekannt wurde — jenes entsetzliche Verbrechen an der Majestät des Vaterlandes, begangen angesichts der jubelnden Preußen! — ging Gabriel auf dem Exercierplatz spazieren, als er plötzlich den hellen, durchdringenden Klang von Cavallerietrompeten vernahm und von der Avenue de Saint-Cloud her einen Trupp gefangener Communisten kommen sah, die zwischen zwei Reihen berittener Chasseurs marschirten. Ohne Kopfbedeckung, in schmutzigen Uniformen, mit Staub bedeckt, halb todt vor Ermüdung, zogen ungefähr fünfzig dieser Elenden zwischen den gezogenen Säbeln der Reiter an Gabriel vorüber. Leider muß gesagt werden, daß sie mit zornigem Zuruf empfangen und mit Schmähungen überhäuft wurden, die sich kaum durch die Erbitterung der Menge entschuldigen ließen, von denen sich aber das Menschlichkeitsgefühl mit Abscheu abwenden mußte.

„Die Treffen 'runter!“ schrie ein Bürger mit wüthender Stimme, die geballte Faust den Gefangenen entgegenstreckend.

In diesem Augenblicke bemerkte Gabriel unter den eingebrachten Communisten einen hochgewachsenen Mann mit wettergebräuntem Gesicht und wildem Bart, der von seinen Uniformsärmeln die Hauptmannstreifen herunterriß; und es schien ihm, als sähe er jenem Manne ähnlich, den er zweimal in seinem Leben gesehen, den Gatten der Frau, welche er liebte!

Aber bevor er noch diesen Gefangenen näher in's Auge fassen konnte, war der unheimliche Zug schon vorüber und in dem als Gefängniß benutzten Hofe der Reitbahn verschwunden. Von tödtlicher Unruhe gequält, ging Gabriel von dannen. Er stellte sich die Angst der armen Eugenie vor, die in dem aufständischen Paris allein, hilflos, ohne Freunde und Verwandten zurückgeblieben war; und obgleich sich in seinem Herzen ein tiefer Haß gegen ihren Gatten angesammelt hatte, so hätte er doch in diesem Augenblick gewünscht, der Mann, der soeben im Zuge vorübergekommen war, wäre nicht jener Clement gewesen.

Endlich zog das Parisaer Heer in Paris ein, und die rasenden Narren der Commune, deren Niederlage jetzt entschieden war, überschwemmten die Stadt mit Petroleum und steckten sie in Brand. Aber als Gabriel in der Nacht vom 24. Mai auf den Höhen von Montretout saß und zu seinen Füßen den glühenden Feuerheerd betrachtete, dessen geröthete Rauchwolken zum dunklen, von Granaten durchzogenen Himmelsraume emporstiegen, da dachte er nicht an die Meisterwerke des Louvre, nicht an die Schätze der Nationalbibliothek, nicht an die Reichthümer der Bank, an keines jener Wunderwerke der Civilisation, die bei dem unermesslichen, allgemeinen Unglück mit zu Grunde gingen oder in ihrer Existenz bedroht waren, sondern einzig und allein an das Häuschen auf dem Boulevard d'Italie, wo seine Geliebte wohnte; und da die weite Entfernung und das Dunkel der Nacht ein genaues Erkennen unmöglich machten, so suchten seine vor Angst und Schrecken weit geöffneten Augen nur zu unterscheiden ob sich die ungeheure Feuersbrunst nach dieser Seite hin ausdehnte.

Nachdem Gabriel die nöthigen Schritte gethan und verschiedene Gesuche an die Militärbehörden gerichtet, gelang es ihm als einem der Ersten, einen Erlaubnißschein zur Rückkehr nach der noch brennenden Hauptstadt zu erhalten. Es war nur eine kleine Reise, aber sie hätte ihn dreißig bis vierzig Francs gekostet, wenn er selbst die bescheidenste Droschke benutzt hätte. Da er über eine solche Summe nicht verfügte, so mußte er sie schon auf der staubigen Landstraße zu Fuß unternehmen, mitten unter den siegreich in Paris eindringenden Regimentern. Er stieg über die eingestürzte Ringmauer, er kam durch Auteuil, welches in Trümmern lag nach der Stadt selbst, die gleichfalls einen bejammernswerthen Anblick darbot. Die Häuser waren von Rauch geschwärzt, die Mauern von Kugeln und Granatsplittern durchlöchert, auf allen Straßen wimmelte es von Soldaten mit umgehängten Chassepots; aber Gabriel blieb nirgends stehen, ja, er warf nicht einmal einen Blick um sich, sondern taumelte, getheilt zwischen Furcht und Hoffnung, halb bewußtlos weiter. Er kletterte über die noch blutigen Barrikaden, sein Fuß strauchelte über die in aller Eile wieder in's Straßenpflaster eingefügten Steine, die an den Stellen, wo man die Gefallenen vorläufig bestattet hatte, von Carbonsäure geröthet waren, er lief immerfort geradeaus, mechanisch wie ein von einer fixen Idee Besessener, an

all' diesen Scenen des Grauens und Entsetzens vorüber, und kam endlich so nach dem Faubourg Saint-Jacques.

Einige Tage vor dem Einzuge der Truppen war Frau Henry ausgezogen, ohne ihre neue Adresse zu hinterlassen.

Um jeden Preis aber wollte er erfahren, was aus Eugenie geworden wäre. Er kannte keine Schüchternheit, keine Vorsicht mehr. Er eilte nach dem Boulevard d'Italie zu jener Thür, über welcher noch immer das Schild mit dem Namen Clements befestigt war. Er sah Niemand im Hofe; Thür und Fenster des Hauses waren geschlossen. Er klingelte. Es heulte kein Hund. Er wartete. Er klingelte wieder. Kein Mensch gab Antwort, das Haus war leer.

Niedergeschmettert durch diesen unerwarteten Schicksalsschlag, zog Gabriel in allen Läden der Nachbarschaft Erkundigungen ein; aber sein hohläugiges Aussehen, sein bestürztes Gesicht machten die Leute mißtrauisch. Sie wollten nicht mit der Sprache herausrücken und thaten zum Theil so, als ob sie gar nicht wüßten, was er meinte. Eine alte Grünzeughändlerin theilte ihm endlich mit, daß Clement zum Hauptmann bei den Commune-truppen ernannt, in einem Gefecht vor Paris gefangen genommen worden, und seine Frau vor einigen Tagen zu ihren Verwandten in der Provinz zurückgekehrt sei.

„In welcher Gegend kann das wohl sein?“

„In der Normandie, um Saint-Lô herum.“

Mehr wußte die gute Frau nicht. Gabriel leider auch nicht. Niemals hatte Eugenie im Laufe der Unterhaltung den Namen ihres Heimatdorfes erwähnt. „Ich bin in der Umgegend von Saint-Lô zu Haus,“ hatte sie einmal zufällig zu ihm gesagt. Das war das Einzige, woran er sich noch erinnerte.

„Sie wird wiederkommen,“ dachte er, „oder mir schreiben, ich kann sie nicht so verlieren.“

Aber der letzte Hoffnungsschimmer erlosch in seiner Brust, und er hatte die unklare Empfindung, als ob Alles vorüber sei.

XVI.

Er kehrte mit seiner Mutter in die alte Wohnung zurück. Die Wittwe, deren ruhige, geordnete Lebensweise durch die Ereignisse der letzten Tage eine tiefgehende Störung erfahren hatte, fühlte sich ganz glücklich, daß sie ihre alten, liebgewordenen Gewohnheiten wieder aufnehmen durfte, und wunderte sich nur über die fortwährende Traurigkeit ihres Sohnes.

„Kann es wohl anders sein,“ lautete seine Antwort, „nach all dem Entsetzlichen, was wir erlebt?“

Aber er sagte ihr nicht die Wahrheit. Ihn quälte einzig und allein eine unbezwingliche Sehnsucht nach seiner verlorenen Liebe. Oft suchte er den Boulevard d'Italie und alle jene Orte auf, wo er einst mit seiner

Geliebten gelustwandelt. Der arme Junge war ein Pariser Kind, und so weit er auch zurückdenken mochte, seine Erinnerungen zeigten ihm nichts, als winklige, krumme Straßen und das von hohen Mauern eingeschlossene Gymnasium. Nie hatte er das himmlische Gefühl gekannt, sich auf freiem Lande herumzutummeln, Raum und Horizont vor sich zu sehen. Wenn er an einem sonnigen Frühlingsmorgen einen Spaziergang durch den Luxemburger Park gemacht und sich am Duft des Flieders berauscht hatte, so war für ihn der ganze Zauber der wonnigen Frühlingszeit erschöpft, und die tief düstere Stimmung der herbftlichen Jahreszeit fand er einzig und allein in den röthlich grünen Tinten eines Sonnenuntergangs, den er in der Vorstadt zu bewundern Gelegenheit gehabt. Und so gewährte es ihm auch damals kein reines Glück und keinen ungetrübten Genuß, im Labyrinth der Großstadt umherzuirren und all die Orte aufzusuchen, an die sich die Erinnerungen an seine erste Liebe knüpften.

Glücklich derjenige, dem es in diesen schönsten Augenblicken des Lebens vergönnt ist, auf dem Lande zu wohnen! Ein Mooslager unter Eichen, der Rand eines leis rauschenden Mühlbachs, eine Mulde im Thal, eine Wiese mit Blumen und Schmetterlingen, heitere, liebevolle Landschaftsbilder werden die tiefen Eindrücke seiner jungen Liebe bewahren und seiner trauernden Seele zur Erquickung und Beruhigung dienen, wenn ihr Glück einst geflohen ist. Wollte Gabriel dagegen das Bild der Heißgeliebten heraufbeschwören und sein Herzeleid vergessen in der Erinnerung an die köstlichen und doch so schmerzreichen Stunden, die er an ihrer Seite verlebt, so blieb ihm nichts übrig, als die endlosen Räume der Riesenstadt zu durchwandern, in der er geboren, und über deren Weichbild er nie hinausgekommen war. Wenn seine Bureaustunden vorüber waren, so ging er die ihres Baumschmuckes beraubten, der glühenden Julisonne preisgegebenen Boulevards entlang, warf einen verzweiflungsvollen Blick auf das noch immer unbewohnte Haus des Boulevard d'Italie und kehrte über den Faubourg Saint-Jacques nach Haus zurück. Sein langsamer Gang, seine gebeugte Haltung legten ein berebtes Zeugniß ab von seiner tiefen, mit jedem Tage zunehmenden Entmuthigung und Niedergeschlagenheit.

Endlich sah er eines Tages an der Thür des Hauses, welches einst die Geliebte bewohnt hatte, einen Zettel hängen und las folgende Worte darauf: Wohnung, Holzhof und Werkstatt zu vermietthen. Die so lang gehegte Hoffnung, er werde Eugenie noch einmal wiedersehen, schwand allmählich aus seiner Brust.

Als er einige Tage nachher mit zerstreutem Blick die Zeitung durchslog, fand er ganz zufällig die Nachricht darin, daß der Föderirten-Capitain Clement zur Deportation nach einer überseeischen Festung verurtheilt worden sei, und nun ahnte er die ganze traurige Wahrheit, daß sich nämlich die junge Frau zu ihren Eltern auf's Land begeben habe, da sie nichts mehr in Paris zurückhielt.

Ein Gerber mietete das Haus auf dem Boulevard, und Gabriels Herz zuckte schmerzlich zusammen, als er über der Thür nicht mehr jenen Namen „Clement“, den er doch seiner Zeit so sehr verabscheut hatte, las.

Von jenem Tage an kam keine Thatsache mehr zu seiner Kenntniß, die ihm über das Schicksal seiner Geliebten hätte Aufklärung verschaffen können. Die Zeit übte ihre mildernde Wirkung, und er lernte allmählich entsagen. Aber es dauerte sehr lange, bevor es ihm gelang, selbst bloß der Außenwelt gegenüber seines Schmerzes Herr zu werden, und derselbe blieb darum nicht weniger tief. Cazaban war auch nach Paris zurückgekehrt, um seine medicinischen Studien fortzusetzen, und Gabriel suchte jetzt seine Gesellschaft. Erinnerte sie ihn doch an jene schöne Zeit, wo Eugenie noch in Paris war und er sie jeden Abend sehen durfte!

Der Mann des Südens war radicaler denn je; aber sein Jugendübermuth sollte gar bald ausgetobt haben. Denn sein Vater, ein beliebter Arzt in Valence d'Agen, dessen umfangreiche Praxis er später übernehmen sollte, hatte schon eine äußerst vortheilhafte Partie für ihn in Aussicht, und es ließ sich voraussehen, daß bei zunehmendem Alter das Wohlleben in der Provinz ihn in einen getreuen Anhänger der conservativen Richtung umwandeln würde.

Der schöne Robert, Ex-Lieutenant bei der Mobilgarde, dem Gabriel einige Mal begegnete, gehörte zu den Ersten, für welche das Pariser Argot die sprachliche Neubildung Gommeur erfand. Er wohnte regelmäßig den Dienstag-Vorstellungen im Théâtre-Français bei und trat stets in tadelloser Toilette auf, weiße Handschuhe, weiße Cravatte, ein gelbes Bändchen im Knopfloch des Fracks. Er hatte nämlich die Kriegsmedaille erhalten.

An einem herrlichen Sonntagmorgen, der viele Spaziergänger in's Freie gelockt hatte, ging Gabriel zufällig durch den Garten des Palais Royal, als er plötzlich Frau Henry gegenüber stand. Er stieß einen Freudenschrei aus, denn er hoffte bestimmt, von ihr etwas über Eugenie zu erfahren.

Die schlanke Brünnette reichte ihm lächelnd die Hand. Sie sah ganz verändert aus, ja, es schien ihm fast, als sei sie schöner geworden. Ihrer eleganten, von Gold und Juwelen strotzenden Toilette entströmte ein starker Parfümgeruch.

„Sie sind ja aus dem Viertel, das Sie früher bewohnt, ganz fortgezogen,“ sagte Gabriel, das Gespräch anknüpfend. „Das ist doch recht schade! Es war zu gemüthlich in Ihrem ruhigen, stillen Zimmerchen mit der schönen Aussicht auf die Gärten.“

Er konnte nicht weiter. Ein wahrer Strom berauschernder Erinnerungen drang ihm zu Herzen.

„Ach was!“ antwortete Frau Henry, „es wurde mir dort zu langweilig. Eine ganz tolle Gegend. Ich bin recht froh, daß ich in Batignolles gemiethet habe. Dort wohnen viel feinere Leute. . . Ach, 's ist

ja wahr, Sie kennen meine neue Adresse noch nicht . . . Doch nein“, unterbrach sie sich in bedauerndem Tone, „ich dürfte Sie doch nicht bei mir sehen.“ Und ein schlaues Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie vertraulich hinzufügte:

„Einem alten Freunde darf man so etwas schon sagen. Der, den ich jetzt habe, ist sehr eifersüchtig.“

Diese sonderbare Mittheilung bereitete Gabriel eine sehr schmerzliche Ueberraschung. Es that ihm in der Seele weh, daß Frau Henry so gar nicht den geringsten Anstand nahm, vor aller Welt zuzugeben, daß sie von der Gunst eines Verehrers lebte. Zu leidenschaftlich noch hing sein Herz an der Vergangenheit, deren Bild sich ihm in der Person dieser Frau darstellte.

„Wie vergänglich ist doch Alles!“ fuhr Frau Henry mit einem Anfluge von Träumerei fort. „Wie weit liegen nicht schon die Belagerung und die Commune mit ihren Schrecken hinter uns! Um auf etwas Anderes zu kommen, ich habe von Eugenie nie mehr etwas gehört, seit ihr Mann auf die Pontons geschickt wurde, und sie in ihr Heimdorf zurückkehrte. Armes Ding, ihr Lebenspfad war gerade nicht mit Rosen bestreut . . . Ihr habt einander doch sehr lieb gehabt!“

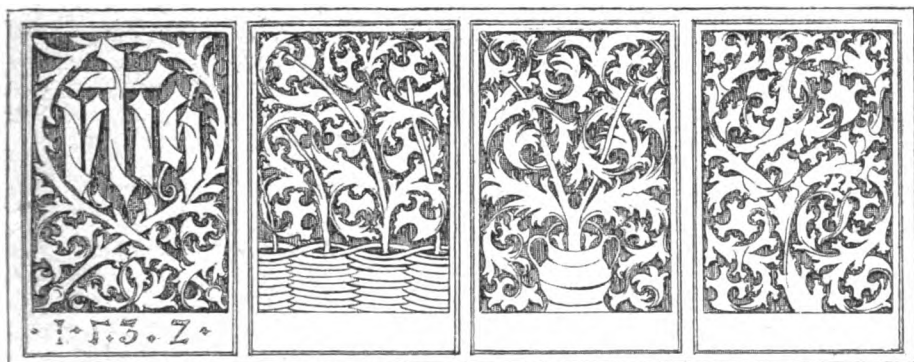
„Wie hieß doch gleich das Dorf bei Saint-Vé, wo Eugeniens Verwandten ansässig waren?“ fragte Gabriel vor Erwartung zitternd.

„Ich wüßte wirklich nicht, ob sie mir das je gesagt hat, oder ich muß es vergessen haben. Aber Sie, Herr Gabriel, müssen doch wissen, wo sie hingekommen ist?“

Gabriel erblickte. Die letzte, einzige Möglichkeit, seine Geliebte wiederzufinden, war ihm genommen. Er blieb einen Augenblick still, dann erinnerte er sich der Frage, die Frau Henry an ihn gerichtet, und beantwortete sie mit jenem traurigen Worte, welcher den Abschluß fast aller Liebesgeschichten bildet:

„Ich weiß nicht!“





Illustrierte Bibliographie.

Geschichte der deutschen Kunst. Baukunst, Plastik, Malerei, Kupferstich und Holzschnitt, Kunstgewerbe. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.



Virschvogelzug aus der Sammlung der R. Porzellanfabrik zu Berlin. Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin, G. Grote.

Von diesem großartigen, mit vorzüglichen Abbildungen ausgestatteten Prachtwerke, dessen einzelne Theile von den berufensten Vertretern der betreffenden Wissenschaften bearbeitet werden, liegen uns sechs neue Lieferungen vor. Drei davon bringen den Abschluß der Geschichte des Kunstgewerbes von Jakob v. Falke, und zwar von der ersten Abtheilung „Frühzeit und Mittelalter“ noch den Rest der „gotischen Epoche“, nämlich die Arbeiten in Holz, Leder, textiler Kunst, Thon und Glasmalerei, sodann die ganze zweite Abtheilung „Die Neuzeit“ von der Renaissance bis zum 18. Jahrhundert. Ueber den Werth einer derartigen geschichtlichen Behandlung des gesammten deutschen Kunstgewerbes brauchen wir kein Wort zu verlieren; wir können nur der Freude darüber Ausdruck geben, daß die bewährte Kraft eines Jakob von Falke diese Arbeit übernommen hat, und im Interesse der Sache und der weiteren Verbreitung des ganzen Werkes den Wunsch aussprechen, daß die einzelnen Abtheilungen des Gesamtwerkes auch gesondert käuflich werden mögen. Die Geschichte des Kunstgewerbes schließt mit dem 18. Jahrhundert, mit der Wahrnehmung, daß die Kunst im Gewerbe fast in allen Zweigen absterbt, um im neunzehnten anfänglich völlig zu verschwinden, bis in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts das neuerwachte Bedürfniß nach künstlerischer Schönheit eine neue lebendige Bewegung in das Kunsthandwerk gebracht hat, in der wir selbst

noch mitten inne stehen. Wir sind in der angenehmen Lage, in unseren ersten vier Abbildungen einige Proben geben zu können, welche die Schönheit der Textillustrationen erkennen lassen, während die Pracht der zahlreichen Einzeltafeln alles übertrifft, was bisher in dieser Hinsicht vom Buchhandel geleistet worden ist.

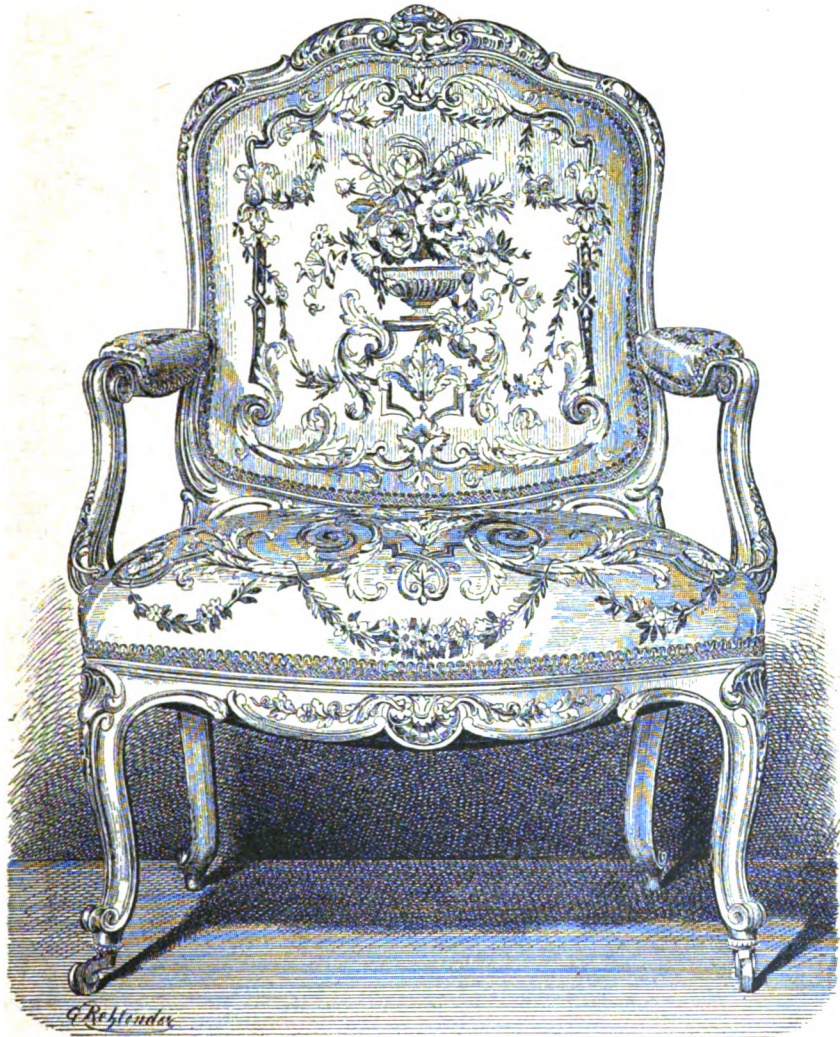
Daselbe Urtheil gilt auch von den anderen Abtheilungen des Werkes. Mit der



Ornament für Goldschmiede, von Lucas Altian, aus dem 17. Jahrhundert.
Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin, G. Grote.

26. Lieferung beginnt die Geschichte des Kupferstichs und Holzschnitts von C. v. Lügow. Hier begegnet uns gleich zu Anfang ein prächtiger Zweifarbenholzschnitt von Jost de Negker nach Hans Burgkmair, doppelseitig, „Kaiser Maximilian I.“ gerüstet zu Pferde, später ein Kupferstich von Martin Schongauer „Christus am Kreuz“ und einige weitere Kupferstiche aus der Frühzeit dieser Kunst. Sodann eine reiche Anzahl von Textabbildungen, von denen unser fünftes Bild eine Probe giebt. Der Text dieser Lieferung enthält

vom ersten Abschnitt, der bis zum Ende des 15. Jahrhunderts führt, die Vorstufen und Anfänge und die Kupferstecherei des 15. Jahrhunderts. Kupferstich und Holzschnitt stehen in engster Verbindung mit der Erfindung der Buchdruckerkunst; erst seitdem



Rococo Fauteuil aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.
Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin, G. Grote.

sie als Mittel der Illustration gedruckter Texte häufigere Verwendung finden, nehmen sie auch unabhängig von dieser einen höheren Aufschwung. S. 9—11 werden wir mit der ältesten Technik des Kupferstichs bekannt gemacht; dann folgen anonyme Meister und Monogrammisten, der Meister der Spielarten, der Meister der Liebesgärten u. a. m.; endlich in ausführlicher Behandlung Martin Schongauer und seine Schule. Was der

Geschichte des Kupferstichs und Holzschnittes eine so hohe Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß gerade die bedeutendsten altdeutschen Maler in diesen Techniken eine Reihe



Madonna auf der Montschel. Kupferstich niederländisch. Sammlung G. Rothschild in Paris.
Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin, G. Grote.

ihrer bedeutendsten Geistesprodukte niedergelegt haben, zu deren Ausführung in der großen Kunst es ihnen an Gelegenheit und Aufträgen fehlte, und daß daher ihre Leistungen auf diesen Gebieten eine wesentliche Ergänzung des Gesamtbildes ihres künstlerischen

Schaffens überhaupt bilden. Es ist deshalb der Fortsetzung gerade dieser Abtheilung der deutschen Kunstgeschichte mit Spannung entgegenzusehen.

Lieferung 24 und 27 bringen die Fortsetzung von Janitschke's Geschichte der älteren deutschen Malerei und behandeln die Münchener, Wiener, Buxtehuder und schlesische Schule, sodann insbesondere die Thätigkeit Albrecht Dürers und der Hauptträger seiner Richtung (Schäufelin, Sueß, die Behams, Benz). Auch hier verdient der illustrative Schmuck rühmendste Hervorhebung; ich nenne nur Dürers Figur eines stehenden



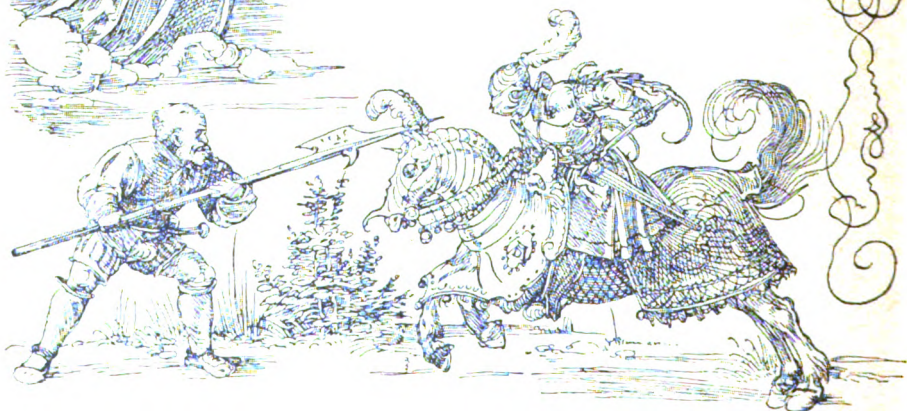
Christus und Petrus auf dem Meere. München, National-Museum.
Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin, G. Grote.

Apostels, Handzeichnung im R. Kupferstichkabinett zu Berlin, als Studie zu der S. 349 abgebildeten „Himmelfahrt Mariä“; die Lichtdruckwiedergabe von Dürers „Allerheiligensbild“, doppelseitig; Martin Schongauers „Madonna im Rosenhag“; M. Wohlgemuths „Kreuzabnahme“; des älteren Lukas Cranach „Madonna mit der Traube“ und „Kruzifixus“ aus der Weimariischen Stadtpfarrkirche; Holbeins „Darmstädter Madonna“; dann im Letzte besonders Dürers „Adam und Eva“, „Die Madonna mit der Birne“ in der kaiserlichen Gallerie zu Wien, ein Bild voll reizender Anmuth, und endlich die berühmten vier Apostel aus der alten Pinakothek in München. Auch die ernstheiteren Standzeichnungen



Dürers zum Gebetbuch Kaiser Maximilians I. sind durch mehrere Proben vertreten, von denen wir eine hier mittheilen. Auf den trefflichen Inhalt dieser Lieferungen näher einzugehen mangelt uns der Raum; es sei deshalb nur auf die treffende Würdigung von Dürers Bedeutung verwiesen, aus der wir folgende Sätze ausheben: „Was Goethe Dürer und den übrigen Deutschen der älteren Zeit zum Vorwurf macht, sie hätten alle mehr oder weniger etwas Peinliches, indem sie gegen die ungeheuren Gegenstände die Freiheit des Willens verlieren, oder solche behaupten, insofern ihr Geist groß und demselben gewachsen ist, das findet zum mindesten auf Dürers Reifezeit keine Anwendung mehr. Er erhebt sich über slavische Abhängigkeit von der einzelnen Naturerscheinung, und er bekämpft die Willkür, die hochmüthig die Natur zu meistern suchte. Auch Dürer trat mit persönlicher Großheit an die Natur heran, auch er hat die geringere reale Natur zur Höhe seines Geistes emporgehoben; aber die künstlerische Schöpfung des nordischen Künstlers sah dann doch anders aus, als die eines Phidias oder Rafael. Die persönliche Großheit, mit der der nordische Künstler sich an die Natur wandte, war eben, dem Massenatmosphäre entsprechend, nicht ästhetischer, sondern ethischer Art. Das ist eben das Unermeßliche der Leistung Dürers, daß er die deutsche Kunst frei machte, ohne sie heimatlos zu machen. Von deutschen Boden, nicht aus Hellas oder Italien, ist darum der ästhetische Maßstab für die Künstlergröße Dürers zu holen.“

P. W.



Aus Dürers Handzeichnungen zum Gebetbuch Kaiser Maximilians I. in der kgl. Bibliothek zu München.
Aus: Geschichte der deutschen Kunst. Berlin, G. Grote.



Bibliographische Notizen.

Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. Von Prof. Dr. Friedrich Paulsen. Berlin, W. Herz.

Professor Paulsen in Berlin nimmt in den Kämpfen für „klassisch-humanistische“ oder „modern-realistische“ Jugendbildung eine eigenthümlich vermittelnde Stellung ein. Humanistische Bildung nennt er diejenige, welche die Beschäftigung mit Sprache und Literatur (nicht bloß der altclassischen!), mit Geschichte und Geisteswissenschaften überhaupt zur Grundlage hat; realistische eine solche, die wesentlich auf Mathematik und Naturwissenschaften beruht. Er tritt nun lebhaft dafür ein, daß den höheren allgemeinen Bildungsanstalten in Deutschland der humanistische Charakter bewahrt bleibe, während nach seiner Meinung die realistischen Fächer erst in Fachschulen zum Hauptstück des Unterrichtes werden können. Einen humanistischen Charakter aber haben nach seiner Auffassung nicht nur die alten Gymnasien, die er nicht (nur vorläufig nicht?) verdrängen will, sondern auch, und zwar namentlich seit der Neuordnung von 1882, die Realgymnasien. Als die Wege, auf welchen dieselben dem bezeichnetem Zwecke nachzustreben haben, bezeichnet Paulsen: 1. gründliche Betreibung des deutschen Unterrichtes, der gerade auf dem Realgymnasium die centrale Stellung einnehmen soll, die ihm das alte Gymnasium bisweilen versagt hat, und zwar auch mit angemessener Berücksichtigung der ungemein bildenden und lehrreichen Geschichte der älteren deutschen Sprache und der philosophischen Propädeutik. 2. Betreibung des Französischen (dieses zuerst) und Englischen mit Rücksicht auf den Zusammenhang der europäischen Literaturen. 3. Betreiben des Lateinischen, welches als Sprache des augusteischen Zeitalters und als mittelalterliche Weltsprache eine vertieft historische Bildung vermitteln könne und solle, während es genüge, die Schätze der griechischen Literatur durch Uebersetzungen zugänglich zu machen. Bei Erfüllung dieser Forderungen verlangt

Paulsen für die Abiturienten der Realgymnasien unbeschränkter Zutritt zu den Universitätsstudien.

Die Aufgabe und der Raum dieser Zeitschrift gestattet es nicht, eine specielle Kritik dieser mit Klarheit und in maßvoller Sprache vorgetragenen Sätze zu versuchen. Nur das Eine sei angedeutet, daß der Verfasser doch vielleicht zwischen dem Realgymnasium, wie es wirklich ist, und wie es nach seiner Meinung sein sollte, nicht bestimmt genug unterscheidet. Soweit des Referenten Kenntniß reicht, haben z. B. für ein Betreiben des deutschen Unterrichtes in Paulsens Sinne die Realgymnasien meist viel weniger Neigung bewiesen, als die Gymnasien. Vollkommen einverstanden aber kann jeder Freund der Schule damit sein, daß Paulsen nicht für eine neue Umwälzung und schärfere Reglementirung der Lehrpläne, sondern für größere individuelle Freiheit der Lehrenden und der Lernenden eintritt. „Man muß,“ sagt er S. 71, „wieder Zutrauen zu der menschlichen Natur fassen!“
P.

Aus dem früheren Frankreich.

Kleine Abhandlungen von Feodor Wehl. Minden in Westfalen. J. C. C. Bruns Verlag.

Der Verf. will mit diesem Büchlein den ihm von seinen deutschen Landsleuten gemachten Vorwurf zurückweisen, daß er ein „beschränkter und kopfloser Franzosenfresser“ sei. Ob es ihm gelungen, das ist seine Sache, sowie derer, die ihm den Vorwurf gemacht haben. Unsere Sache aber ist es, kurz festzustellen, welchen allgemeinen Werth diese Schrift hat als die „Frucht langjähriger Beobachtungen und eingehender Studien.“ Wer hinreichend französisch kann, wird sicherlich besser thun, selber diese „Studien“ zu machen und die französischen Bücher zu lesen, deren uns der Verf. mehrere namhaft macht, weil er nach ihnen uns keine Mittheilungen unterbreitet. Sollte er auf Grund seiner „Beobachtungen“ noch mehr bieten als sie? Dann muß er klar und deutlich sagen, worauf

sich diese „Beobachtungen“ stützen. Andernfalls müssen wir sagen, daß das Wissen, soweit es in Buchform vorliegt, durch seine Abhandlungen nicht erweitert sei.

Im Uebrigen läßt sich behaupten, daß die einzelnen Arbeiten eine getrandte, theilweise glänzende Sprache mit journalistischem Anstrich zeigen. Sie werfen grelle, in die Augen fallende Schlaglichter auf französische Personen und Zustände der Vergangenheit; sie gleichen Meteoren, die für den Augenblick Vergnügen bereiten, aber ohne Dauer sind. Liebhaber leichter historischer Darstellungen und geistreicher Essays werden bei der Lectüre des Büchleins zweifellos auf ihre Kosten kommen. Dr. Wd.

Altes und Neues. Von Fr. Theob. Fischer. Neue Folge. Stuttgart, Adolph Bong u. Comp.

Robert Fischer hat hier eine Reihe von Aufsätzen seines Vaters zusammengestellt, die, mit Ausnahme der Aphorismen, schon in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht worden sind, der erste 1847. Da aber kaum Jemand alle gelesen haben dürfte, so können alle Gebildeten dem Herausgeber dankbar sein. Der Inhalt ist sehr reich; literarische Aufsätze wechseln mit philosophischen, Reisebriefe mit eingehenden Beurtheilungen von Büchern. Belustigend und zugleich belehrend sind die „Leiden des Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland“, eine Strafpredigt für alle, die diesen Buchstaben schlecht sprechen. rj.

Der Hypnotismus. Von Dr. med. Albert Röll. Berlin, Fischers medic. Buchhandlung.

Der Verfasser giebt in kurzem Umriss einen Ueberblick über den Hypnotismus von seinen Anfängen bis zu seinem heutigen wissenschaftlichen Standpunkte. Die Geschichte des Hypnotismus, die Art des Hypnotisirens, ferner die physiologischen und psychologischen Vorgänge beim Hypnotisirten, schließlich die medicinische und forensische Bedeutung des Hypnotismus werden in einzelnen Capiteln klar und anschaulich besprochen. Wer den Wunsch hat, sich auf diesem Gebiet zu orientiren, dem wird das Buch in jeder Beziehung seine Dienste leisten. Es ist streng objectiv geschrieben, giebt in kurzen Zügen nur das Wesentliche und hat den Vorzug, nicht nur wissenschaftlich begründet, sondern auch allgemein verständlich zu sein. Dr. B.

Das Buch der vernünftigen Krankenpflege. Praktische Winke und Belehrungen für Leidende und Genesende von Prof. Dr. Carl Reclam. Zu Ende geführt von Dr. med. J. Ruff, Leipzig, Winter.

Der Verfasser schildert in ausführlicher und für den Laien leicht verständlicher Weise, wie man bei Krankheitsfällen in der Familie für den Patienten und seine Umgebung, neben der Befolgung der ärztlichen Vorschriften, am besten und rationellsten zu sorgen hat.

Das Büchlein enthält viele praktische, durch zahlreiche Abbildungen erläuterte Winke und wird bei dem heutigen regen Interesse für Hygiene des Haushaltes gewiß Manchem willkommen sein. Dr. B.

Dr. Johannes Brunner. Das Leben eines berühmten Schweizer Arztes im 17. Jahrhundert von Dr. med. C. Brunner. Hamburg, Verlagsanstalt.

Eine kurze und interessante Biographie jenes berühmten Arztes, der im 17. Jahrhundert an der Heidelberger Hochschule gelehrt hat. Allen, die sich für die Geschichte der Medicin interessieren, sei das Schriftchen warm empfohlen. Dr. B.

Licht auf den Weg. Eine Schrift zum Frommen derer, welche unbekannt mit des Morgenlandes Weisheit unter deren Einfluß zu treten begehren. Niedergeschrieben von Nabel Collins. Uebersetzt aus dem Englischen. 2. Aufl. mit Anmerkungen und Erläuterungen. Leipzig, Grieben.

Von der Weisheit des Morgenlandes ist in der vorliegenden Schrift Nichts zu finden; es ist eine spiritistische Offenbarung, die ja, wie es scheint, auch ihre Gläubigen gefunden hat, da sie schon die zweite Auflage erlebt. Die Uebersetzung ist, wie hervorgehoben werden soll, augenscheinlich mit Liebe gemacht. Ganze Partien derselben (§. 21. 22. u. ff.) bewegen sich in jambischem Rhythmus; es wird aber wohl nur Wenigen gelingen, den Sinn, der sich unter den schwallenden Worten verbirgt, zu enträthseln. Referent beneidet sie nicht darum. F.

Zwei Jahre in Abyssinien oder Schilderung der Sitten und des staatlichen und religiösen Lebens der Abyssinier von Vater Timotheus. (Armenische Bibliothek, Heft 8 u. 9.) Leipzig, Friedrich.

Das Buch enthält den Reisebericht eines zur Zeit des Krieges der Engländer

gegen den König Theodor von Abyssinien von dem armenischen Patriarchen zu diesem entsandten Legaten. In naiver Sprache schildert er getreulich die militärischen, politischen und religiösen Verhältnisse des Landes, in welchem er sich zwei Jahre lang aufgehalten hat. In politischer Beziehung stellt er sich durchaus auf Seite der Engländer; doch kommt dies Vorurtheil, da er wesentlich seine eigenen merkwürdigen Erlebnisse berichtet, wenig in Betracht. Das Buch kann jedenfalls als Quellschrift für die neuere Geschichte des merkwürdigen Landes gelten. F.

Am Weibthum der Zeit. Poesien aus dem modernen Leben von Julius Gesellhofen. Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge.

Wenn diese Poesien auch keineswegs alle von gleichem Werthe sind und vielen von ihnen in Form und Inhalt noch eine Abklärung und Ausreife zu wünschen gewesen wäre, so sind sie doch das Zeugniß einer kräftigen Dichternatur und der Ausdruck einer gesunden ethischen Gesinnung. Freilich ist es ein gewagtes Unternehmen, so ganz moderne Stoffe dichterisch gestalten zu wollen; nicht Alles ist poetisch verwerthbar, woran sich der Verfasser gewagt hat, und daher ist eben die Sammlung so ungleich ausgefallen. Sodann ist die ästhetische Grenze im Gebrauche des erlaubten Ausdrucks allzuoft hart gestreift; das mag kräftig sein — schön ist es nicht immer, dagegen klingt es oft banal. Da aber diese Gedichte mannigfaltige und geschickt pointirte Probleme behandeln und dieselben meist mit Gewandtheit und dichterischem Schwunge poetisch gestalten, so werden sie ohne Zweifel viele Freunde finden. Ueberflüssig freilich sind die vielen Druckfehler, die manchmal recht störend wirken. ss.

Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen von Hans Hoffmann. Berlin, Gebr. Baetel.

Hans Hoffmanns Erzählertalent zeigt sich in dieser Sammlung in seiner vollen Vielseitigkeit. Zwölf Novellen sind in diesem Bande vereinigt, jede einem bestimmten Monate des Jahres nach Stimmung der Gefühle und Farbe der Schilderung entsprechend. So kommt es, daß wir kein humoristisches und heiter-freudige Erzählungen wie „Thauwind“, „Himmelfahrt“, „Sonnenwende“ neben ernst resignirten („Spätglück“) und düster-schweremüthigen („Meeresstimmen“),

„Winterfriebe“, beide einst in „Nord und Süd“, Mai 1888, unter dem Titel „Strandgut“ vereinigt) stehen sehen. Deshalb dürfte in der That wohl jeder Leser und jede Leserin etwas ihrem Geschmack und ihrer Neigung Zugendes in diesem Buche finden. Nur die unheimliche Novelle „Irrlicht“ eröffnet so grauenhafte Blicke in die Nachtseiten des Menschenaseins, daß wir dieselbe, so meisterhaft sie auch in ihrer Art geschrieben ist, von dieser Sammlung lieber ausgeschlossen gesehen hätten. O.

Der Enthusiasmus von Fichtenstädtel und andere Novellen. Von Karl Jänicke. Berlin W., Rosenbaum und Hart.

An die unseren Lesern bereits aus dem vorjährigen Junihft bekannte Novelle hat der Verfasser noch drei andere Früchte seines reichen und vielseitigen Talentes angereicht: „Eine Beichte“, „Im Waffenstillstand“, „Der melancholische Sünder.“ Unter den Vorzügen derselben heben wir besonders die psychologische Vertiefung in das Wesen merkwürdiger Charaktere hervor. Der zwischen zwei Extremen schwankende Held der letzten Novelle könnte als Seitenstück zu dem originellen „Doctor Jekyll“ des Engländers Stevenson betrachtet werden, auf den wir im Märzheft aufmerksam machten. Meist hat Karl Jänicke seinen Erzählungen noch besonderen Reiz dadurch gegeben, daß er sie den Mittelpunkt der geselligen Unterhaltung eines bestimmten Kreises von Personen bilden läßt; auf diese Weise wird der Contrast der beiden unter Nr. 3 vereinigten Lebensbilder besonders deutlich. Die neueren Novellisten geben sich sonst gewöhnlich nicht mehr die Mühe, die eine solche, aus Goethes und Tiecks Zeiten her wohlbekannte, anmuthige Umrahmung kleinerer Erzählungen erfordert. Doch giebt es hoffentlich noch viele Leser, welche dieselbe zu würdigen wissen. O.

Frau Tannhäuser. Novellen von H. Dohm. Breslau, S. Schottlaender.

Die erste Novelle, welche der ganzen Sammlung den Namen gegeben hat, wird den älteren Lesern von „Nord und Süd“ noch in angenehmer Erinnerung sein; die dritte „Ob Schein, ob Wesen?“ bildete eine Zierde unseres letzten Aprilheftes. Ebenso wie diese Novellen haben auch die zwei neu hinzugekommenen („Sterben im Leben“ und „Marie“) mehr oder weniger enge Verührung mit der Frage, ob die Stellung der Frauen innerhalb der Fa-

milie und der modernen Gesellschaft eine reformbedürftige sei. Den bei vorurtheilsfreier Erwägung dieser Frage sich ergebenden Problemen schaut Hedwig Dohm mit einem sittlichen Ernste, der vor keiner Konsequenz zurückschrickt, in's Auge; der Ernst ihrer Gesinnung wie die Klarheit ihrer Darstellung erinnert vielfach an Fanny Lewald, deren Streben Gottschall neulich in unserm Julihefte so lichtvoll geschildert hat. Nirgends aber drängt sich bei Hedwig Dohm die Tendenz unkunstlerisch hervor; vielmehr ist jede ihrer Novellen auch poetisch fein entworfen und in knapper Darstellung, in einer oft wahrhaft klassischer Sprache ausgeführt. Mit besonderer Liebe ist das Leiden und Ringen verschiedenartiger Frauennaturen dargestellt; die männlichen (eigentlich recht unmännlichen!) Charaktere dagegen sind zum Theil stark in's Graue oder Gräuliche hinein gemalt. Namentlich gilt dies von demselben der vierten Novelle („Marie“), bei dem noch außerdem eine recht unpassende Vergleichung mit Goethe einigemal angedeutet wird. Wenn also auch Manches in diesem Buche Bedenken oder Widerspruch erregt, so ist es doch ohne Frage gehaltvoller als manche Reihen von Bänden der neueren Romanliteratur. Es ist nicht eine Erscheinung von nur momentanem Interesse, sondern muß vielmehr als ein Werk von hohem und dauerndem Werthe in der Literatur unserer Zeit bezeichnet werden. O.

Ausgewählte Dichtungen von Hermann von Gilm, herausgegeben von Arnold von der Paffen.

Hermann von Gilm, sein Leben und seine Dichtungen von Arnold v. d. Paffen. Leipzig, M. G. Liebeskind.

Die Dichtungen des trefflichen Throler Sängers, seit dessen Hinscheiden bereits ein Vierteljahrhundert verstrichen ist, und den die von Arnold von der Paffen veranstaltete Ausgabe und Lebensbeschreibung einer unverbundenen Vergessenheit entreißt, zerfallen der Hauptsache nach in zwei Gruppen, in politische und erotische. Es wäre schwer zu entscheiden, auf welcher Seite der Schwerpunkt von Gilm's Begabung liegt. Der machtvolle Zugrimm des gegen alle Finsterlinge mutig und rücksichtslos kämpfenden Kitters vom Geiste, wie er uns z. B. in den „Jesuitenliebern“ entgegentritt, reißt uns ebenso unwiderstehlich fort, wie die süße Melancholie seiner Liebesdichtung, die schwungvollen Rhythmen der Monatsgedichte (Theodolinde) sich uns in Herz und Ohr

schmeicheln. Die Gluth der Empfindung, das machtvolle Pathos, über das der Dichter gebietet, lassen einzelne formelle Mängel als unwesentlich übersehen. Manches in reinster lyrischer Stimmung aufgehende Lied fordert geradezu zu musikalischer Interpretation heraus, wie solche z. B. dem volksthümlich gewordenen „Allerseelen“ („Stell' auf den Tisch die duftenden Kesenben“) bereits zu Theil geworden ist. ow.

Vom deutschen Stamme. Roman von Ferdinand Schifkorn. Dresden und Leipzig, Heinrich Minde.

Die Zustände in Ungarn um die Zeit des letzten französischen Krieges, im Besonderen die Gegensätze vom Magyarenthum und Deutschthum, bilden die Grundlage, auf welcher die eigentliche Fabel des oben erwähnten Romans sich aufbaut. Ein kleiner Stamm niederösterreichischer Ansiedler lebt in Mitten des großen Magyarenvolkes, gehakt und unterdrückt von den Mächtigen. Als edler Vertreter deutschen Stammes tritt ein Mann hervor, den der Verfasser mit allen Vorzügen des Germanenthums ausgestattet hat, sowohl in der äußeren, kraftvollen Erscheinung, als auch in Charakter und Gesinnungen. Er weiß, daß er nie die Liebe der Ungarn erringen kann, wohl aber ihre Achtung, und er handelt demgemäß. Während er aber so auf eigenes Lebensglück verzichtet und seine Thatkraft nur Anderen widmet, erntet er doch nur Undank und Mißtrauen. Ihm gegenüber steht Bela, der wilde, stolze Magyarenjüngling, von hoher geistiger Begabung, in dem aber unter dem verderblichen Einflusse seines Oheims böse Leidenschaften die Oberherrschaft gewinnen. Erst als Bela die ganze Niedrigkeit seines Verwandten erkennt, steht er wider Willen bezwungen, beschämt vor der Größe des deutschen Mannes da. In diesen beiden Gestalten sind die Hauptgegensätze ihrer sich feindlich gegenüber stehenden Nationalitäten vertreten.

Ob dieser Haß der verschiedenen Racen je schwinden wird? Ob der Magyar je aufhören wird, im deutschen Manne seinen Feind zu sehen? Erst die Zukunft kann es uns lehren. Der Verfasser glaubt, daß die Bedrückten, wenn auch vielleicht erst zu spät, zur Erkenntniß kommen werden und daß das Nachtgebäude einst zusammenbrechen wird und muß. Denn „nicht auf das Wohl des Landmannes und Bürgers ist es gebaut, sondern auf den Vortheil der oberen Zehntausend; nicht durch die Bande der

Liebe freier Staatsbürger wird es gehalten, sondern durch die eisernen Klammern nationalen Hasses und nationaler Herrschaftszucht.“
nz.

Fanny Förster. Roman von Ida Boy-Ed. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Herzenskämpfe in allen Formen bilden den Inhalt dieses Romans, so daß der Leser fast in Verlegenheit geräth, auf welche der kämpfenden Frauen er sein Interesse concentriren soll: ob auf die sich unverständlich glaubende junge Gattin, die erst dann zum Bewußtsein ihrer schiefen Lage gelangt, als sich ihr der Tröster naht; oder auf die gereifte Frau, die als Wittve und Großgrundbesitzerin sich einen so segensreichen Wirkungskreis geschaffen hat, daß in ihr harmonisches Dasein die Liebe als ein Störenfried tritt. Es ist aber auch eine ungesunde Liebe zu einem leichtlebigen jungen Manne, dem Liebesgetänbel Lebensbedürfnis ist, der mit dem Leichtsinne der Jugend Liebeschwüre mit zwei Frauen auf einmal tauscht und selbst nicht recht weiß, mit welcher von beiden er es ehrlich meint. Die Verfasserin bemüht sich um das tiefere Interesse des Lesers durch Vorführung seelischer Konflikte; aber wir können ihr bei der Auffassung und Durchführung derselben nicht immer beistimmen. Wir finden es z. B. höchst sonderbar, daß sie die beiden Geschlechter wie zwei feindliche Parteien „bis an die Zähne bewaffnet“ gegen einander kämpfend darstellt. „Einerlei ob das Weib klüger, besser, nützlicher, richtiger auf ihrem Plage ist, als der Alltagsmann, dem sie unterliegt — sie unterliegt bloß weil sie Weib ist, er siegt bloß weil er Mann ist!“ Was auf solcher Voraussetzung sich aufbaut, das muß hinfällig sein. Wenn Sieg und Niederlage schon von vornherein vom Schicksal vorgezeichnet sind, wozu dann der nutzlose Kampf gegen ein unabänderliches Loos? nz.

Der Helsenkeiner. Ein Sang aus dem Bauernkriege von Josef Lauff. Köln, Albert Ahn.

Eine langathmige Erzählung im Stile der endlich doch abgethanen Buzenheidenpoesie. Das ganze Repertoire derselben ist noch ein Mal ausgenüßt worden, die alten abgebrauchten Motive, die uralten Situationen, die formelhaften Redensarten! Die Charakteristik ist recht schwach, nicht einmal für den Haupthelden vermag der Dichter uns recht zu erwärmen.

Es fehlt das dichterische Feuer und der Schwung; der Hie und da versuchte Humor ist mäßig und wirkungslos. ss.

Överre der Brierter. Norwegische Königsgegeschichte aus alter Zeit. Von Henrik Scharling (Nicolai). Deutsch von B. J. Willagen. Bremen, M. Heiniaus.

Ein romantischer, ja märchenhafter Zug geht durch diese uns thaurisch anmuthende Erzählung des dänischen Autors, der sich mit zwei trefflichen Familiengemälden vorthellhaft auch bei uns eingeführt hat. Die schlichte und dabei doch fesselnde Darstellung bleibt freilich stellenweise etwas an der Oberfläche der Dinge haften, so daß man mitunter den Eindruck einer Lectüre für die reifere Jugend erhält. Weniger Breite und mehr Tiefe wäre zu empfehlen. ow.

Im Banne der Liebe. Von Sara Hübler. Berlin, J. H. Schorer.

Die Verfasserin behandelt in dem uns vorliegenden Roman einen hochtragischen Conflict. In der psychologischen Motivirung bleibt sie uns Manches schuldig; sie hat zwar den Muth, die Urheberin der unglückseligen Verhältnisse ihre Schuld mit dem Tode büßen zu lassen, aber für die beiden anderen Betheiligten bleiben die erschütternden Erfahrungen eine Episode ohne Einfluß auf den Ausgang der Handlung. Ein befriedigender Schluß gehört nun zwar zu den Eigenschaften, die ein großer Theil des romanlesenden Publicums in der ihm zuzugenden Lectüre zu finden wünscht; wer aber gesonnen ist, solche Concessionen zu machen, der sollte nicht den Anlauf zu einer Tragödie nehmen, um endlich den Schluß eines Lustspieles herbei zu führen!

In der Führung der Handlung bemerken wir eine sprunghafte Hast, welche das genüßreiche Behagen des Lesers beeinträchtigt. Die Ereignisse wachsen nicht in logischer Entwicklung aus den Thatfachen heraus, sondern sie werden willkürlich von der Verfasserin herbeigeführt. Besser gerathen ihr die Schilderungen der Charaktere. Nur derjenige der komischen Alten scheint uns verzeichnet; der polternde Ton, hinter dem sich das weichste Herz verbergen soll, ist der Verfasserin nicht recht gelungen.

Ein Talent, wie dasjenige Sara Hüblers muß es sich gefallen lassen, mit höher gestellten kritischen Ansprüchen beurtheilt zu werden, als das Durchschnittsmaß ihrer schriftstellernden Colleginnen, die sie weit übertragt. mz.

Balladen und Briefe von Karl Streibel. Dresden, Bierfons's Verlag.

Wahrscheinlich ist dieß Bändchen auf des Herrn Verfassers Kosten hergestellt worden, um seiner Dichtereitelkeit zu tröhen; denn schwerlich wird ein Verleger, der uns durch manche schöne Perle deutscher Poesie erfreut hat, an diesen Versen solchen Gefallen gefunden haben, daß er diese Dichtungen weiteren Kreisen nicht vor- enthalten zu dürfen glaubte. Gleich das

erste Gedicht „Für die Mutter“ ist ein Muster von Geschmacklosigkeit und zeugt von der ganz geringen Begabung des Dichters. Verse wie:

Und Du findest doch die Wege?

Zimmer Du die Straße eilst,

Bis Du an der Gasse weilst

Von der Kirche über's Gänge —

sind doch wohl keine Poesie.

Etwas besser beherrscht Karl Streibel den Hexameter, obwohl auch hier mehrfache Unebenheiten vorkommen und von einem Talent keinesfalls die Rede sein kann.

ps.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Acheltner, C., Weil ma' in d' Welt taug'n'. Gedichte in oberösterreich. Mundart. Hamburg, Verlagsanstalt.

Bogler, Ph., Verbrauchte Waffen. Roman. 2. Aufl. — Die Macht der Feder. 2. Aufl. Danzig, C. Hinckstorf.

Crépeux-Jamin, J., Die Graphologie und ihre praktische Anwendung. Herausg. von H. Krauss. Berlin, J. H. Schöner.

Farina, S., Mein Sohn. Autoris. Uebers. a. d. Italien. von Dohm und Hoffmann. (Engelhorn's allgem. Roman-Bibl. V, 21. 22.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Fischer, K., Friedrich Rückert in seinem Leben und Wirken. Trier, H. Stephanus.

Fischer, O., Salve Regina. Novelle. Danzig, C. Hinckstorf.

Gréville, H., Josias Tochter. Aus. d. Französ. von E. Becher. (Engelhorn's allgem. Roman-bibl. V, 23.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Held, Fr., Ein Fest auf der Bastille. Schauspiel in 2 Acten. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Herbst, W., Hilfsbuch für die Deutsche Literaturgeschichte. 5. Auflage, herausgeg. von Dr. H. Zurborg. [Auf engem Raume vieles Gute und Treffliche. Gründlicher und zuverlässiger als viele anderen Leitfäden der Literaturgeschichte!]

Holms, P. G., In stillen Winkeln. Skizzen und Stimmungsbilder. Kiel, Haeseler.

Hinrichsen, A., Das literarische Deutschland. Mit Einleitung von C. Beyer. Berlin und Rostock, Albumstiftung (C. Hinckstorf.)

Insen, H., Comédie der Liebe. Comédie in 3 Acten. Deutsch von M. v. Borch. Berlin, S. Fischer.

Illustrirte Geschichte Deutschlands. Lief. 47—53. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut.

Kinder-Gartenlaube, Band VII. No. 6—12. Nürnberg.

Kaemmel, O., Deutsche Geschichte. Heft 2—4. Dresden, Hückner.

Laverrenz, V., Wir von der Kavallerie! Heitere und ernste Bilder a. d. Ulanenleben. Berlin, R. Ecksteins Nachf.

Lingen, C., Myosotis. Dichtung. Nürnberg, Friedrich Korn.

Lie, J., Der Lotse und sein Weib. Uebers. von M. Herzfeld. (Engelhorn's allgem. Roman-Bibl. V, 24.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Locella, G., Zur deutschen Dicht-Literatur. Leipzig, B. G. Teubner.

Mohr, J. J., Neu Gesammeltes. Frankfurt a/M., Mahlau und Waltschmidt.

Münchener Stadt-Zeitung. Pionier für die grossstädtische Entwicklung Münchens. [Dieses gutgeleitete Blatt schenkt u. a. der Frauenfrage besondere Aufmerksamkeit.]

Meerhelmb, R. v., Vom Kichelhahn bis zum Brocken und Kyffhäuser. Drei Prologe zum Wettiner Fest. Dresden, Fr. Oehlmann.

Melnhardt, A., Weshalb? Neue Novellen. Braunschweig, Georg Westermann.

Neue literarische Volkshefte. No. 3: Die socialen Kämpfe im Spiegel der Poesie. Berlin, R. Eckstein Nachf.

Pogoski, A., Russische Teufelsgeschichten. Uebers. von Ida Brendel. Neubrandenburg, Brunsow.

Polybiblion. Revue bibliographique universelle. Juillet 1889. Paris, 2 et 5 rue St. Simon.

Rasael, L., Gedichte. Mit Einleitung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Revue de l'enseignement des langues vivantes. Directeur-gérant A. Wolfson, professeur, 9 rue Casimir Périer, Havre.

Rosegger, P. K., Ausgewählte Werke. Mit 600 Illustrationen von Greil und Schmidhammer. Lief. 49—56. Wien, A. Hartleben.

Schlomberger, A. v., Politische und militärische Correspondenz König Friedrichs von Württemberg mit Napoleon I. (1805—1813). Stuttgart, W. Kohlhammer.

Schweizerische-Portrallgalerie. Heft 10. Zürich, Orell Füssli & Co.

Seydel, R., Der Schlüssel zum objectiven Erkennen. Gegen Kaut und F. A. Lange. Halle, C. E. M. Pfeffer.

Tausend und eine Nacht. Mit Illustrationen. Lief. 21—25. Stuttgart, Rieger.

Tiroler Schnadahüpfeln. Gesammelt und herausgegeben von Greinz und Kapferer. Leipzig, A. G. Liebskind.

Treuensfels, E., Fata Morgana. Hamburg, Verlagsanstalt.

Vacaresco, IL., Der Rhapsode der Dimbovitza. In's Deutsche übertragen von Carmen Sylva. Bonn, E. Strauss.

Verhandlungen der Gesellschaft f. Erdkunde zu Berlin. XVI, No. 6. Berlin, D. Reimer.

Welzhofer, H., Geschichte des Griechischen Volkes bis zur Zeit Solons. Gotha, F. A. Parthes.

Wichert, R. v., Die ewigen Räthsel. Populär-philosoph. Vorträge. Halle, C. E. M. Pfeffer.

Witte, I. H., Sinnen und Denken. Halle, C. E. M. Pfeffer.

Wolf, Th. L., Walthari und Gertrudis. Plauen, P. E. Neupert.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER natürliche Mineralwässer

1889^{er}. Frische Füllung. 1889^{er}.

Täglicher Versand

nellen
und
Wärmegrade.

... 58²⁰ R
... 40 "
brunn 418 "
enbrunn 471 "
... 473 "
runn. 345 "
uelle. 47 "
arls-Qu. 334 "
runn. 391 "

**Karlsbader
TRINKKUR**
im
Hause

Quellen-
Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

berseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

*Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen
im Jahre 1887*

11,894,000

und im Jahre 1888

12,720,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,

UND REMAGEN A. RHEIN.

Inhalt des 50. Bandes. Mli. — August. — September.	
M9.	
Thomas Achelis in Bremen. Adolf Bastian ^	
Fran?ois Topp^e in Paris. Eine Idylle während der Belagerung. Novelle. I. II 218. 285	
Holger Drachmann in Dänemark. vier Meerlieder 28	
Heinrich Ehrlich in Berlin. Der Mus,5.winter 1.888—1.889 21.«	
Wolfgang Lras in Breslau. Die Fische im Haushalt der Natur und in der Rüche KZ	
Rudolf von Gottschall in Leipzig. Fanny kewald 2>.	
2Nartin Greif in München. Drei Herbstgedichte 2?7	
Fr. Hemmann in herrliberg am Zürichsee. Sealsfield poftl 22?	
ZNoriz hoernes in Wien. Die Kelten in Süd Vesterreich ^so	
Hans Hopfen in Berlin. Es hat so sollen sein. Sprichwort in einem Act	
Hermann von Ihering in Rio Grande do Sul, Südbrasilien. Rio de Janeiro 21,2 Fedor von Aöppen in Berlin. F r ü h l i n g s s t i m m e n. Hermann Kunibert Neumann 56	
Paul Lindau in Berlin. Ans dem Grient, III	
B. Noest in Solingen. Die Prozeßkosten	
Otto Roquette in Darmstadt. Frühlingsstimmen. Novelle 5	
Rarl Schiffner in Graz. Martin Greif 20?	
Ober-Regierungsrath Todt in Aöln. Der Berliner Dom 252	
h. Villinger in Karlsruhe. Zakobäus Mayer. Novelle 27?	
Heinrich Zschalig in Dresden. Holger Drachmann. Ein dänischer Dichter 20«	
Bibliographie ^.225,402	
Geschichtliche Literatur 2b9	
Bibliographische Notizen ^5. 2?;. ^«S	
Mit den Portraits von: Fanny Lewald, radirt von Wilhelm Krauskopf in München, Adolf Bastian radirt von Johann kindner in München, Martin Greif radirt von Paul Barfus in München,	

Novelle
von

Otto Roquette.

— Darmstadt. —

„(5s brechen im schallenden Reigen
Tie Frühlingsstimmen los;
Sie köimcn's nicht länger verschweigen.
Die Wonne ist gar zu groß.
Wohin?
Sie ahnen es selber kaum.
ES rührt sie ein alter, ein süßer Traum."
Das vielgesungene Lied klang aus dem Gartensaal herauf in das Zimmer, in welchen: Hubert, über ein großes Zeichenbrett gebückt, mit dem Griffel beschäftigt war. Er hatte das Fenster geöffnet, um die balsamische Luft hereinströmen zu lassen, und auch unten schien die Glasthür nach der Terasse offen zu stehen, denn deutlich tönte die zweite Strophe an sein Gehör:
„Die Knospen schwellen und glühen.
Und drängen sich an das Licht,
Und warten in sehnendem Blühen,

Das; liebende Hand sie bricht.
Wohin?

Sie ahnen es selber kaum.

Es rührt sie ein alter, ein süßer Traum,

Es war eine überaus zarte Stimme, die ihm eigentlich zu der Gestalt der Sängerin nicht zu passen schien. Denn er glaubte dieselbe gestern bereits gesehen zu haben. Sie war groß und schlank, das Gesicht vielleicht

nicht regelmäßig schön, aber anziehend, mit klaren, klugen Augen und ausdrucksvollen Zügen. Gestern auf einen, Gange durch den Park mar er ihr begegnet. Sie schob eine verschleierte alte Dame im Rollstuhl vor sich her. Das mochte die Tante sein, von der er gehört hatte, daß sie leidend sei. In der Voraussetzung, daß es die Damen des Hauses seien, hatte er begrüßt, und sein Gruß war von der Jüngerer freundlich erwiedert worden. Vorgestellt mar er noch nicht im Hause, obgleich er schon den fünften Tag darin verweilte. Der Hausherr hatte ihn empfangen und ihm seine Zimmer.zur Wohnung angemiesen, um einige Stunden darauf abzureiseK.<.> „Machen- Ae»e.s sich bequein bei Ihrer Arbeit, so waren seine Abschiedsmgrte. gem.esen,-.benutzen Sie den Garten zum Spazierengehen! F«Ihre? Bedürfnisse, nurd gesorgt werden. Sprechen Sie nur aus, was Sie wünschen, bei meiner Rückkehr verhandeln wir das Weitere."

Unten aber begann das prächtige Vorspiel zum dritten Mal, und die Stimme sang:

„Und Frühlingsgeister, sie steigen Hinab in der Menschen Brust, Und regen dadrinnen den Reigen Der ewigen Jugendlust. Wohin?	Wir ahnen es selber kaum.
--	---------------------------

Es rührt uns ein alter, ein süßer Traum."

Eigentlich ein recht wunderlicher Text! dachte Hubert. Was soll das unvermittelte „Wohin?" das auf den Vordersatz niemals paßt! Der gute Felix Mendelssohn hat doch, neben dem Guten, auch das Schlechteste an Liedern in Musik gesetzt, was ihm unter die Hände kam, wenn es ihm nur ein wenig Stimmung entgegen brachte! Hubert war musikalisch genug, um unter Mendelssohns Liedern Bescheid zu missen. War es doch die Zeit, da dieselben überall gesungen wurden und jeden herzlich berührteil. Und schon klang es aus dem Gartensaal herauf: „Als ich das erste Veilchen erblickt. Wie war ich von Farben und Duft entzückt!"

Und dann kam: „Leise zieht durch mein Gemüth liebliches Geläute," und daraus das Sonntagslied: „Ringsum erschallt in Wald und Flur viel fernes Glockenklingen" — lauter Lieder sür eine feine zarte Mädchen.stimme. Die leidenschaftlicheren Gesänge blieben bei Seite. Es war, als ob ein junges Herz sein holdes Frühlingsglück mit dem ihm beschiedenen und bescheidenen Klange zum Ausdruck bringen wollte.

Und es war ja Frühling draußen! Hubert trat unwillkürlich an das Fenster. Nur einen schüchternen Blick warf er auf die Terrasse hinunter, ob etwa die alte Dame im Rollstuhl dort Platz genommen habe? Da er aber Niemand unten entdeckte, und der Gesang wieder anhub, so lehnte er sich hinaus, schickte die Augen in's Weite und athmete die köstliche, von Düften erfüllte Luft. Auf abwärts geneigtem Boden blühte der ganze Garten. Flieder, Goldregen und Schneeball, dazu purpurne Päonien auf dem Rasen, Apfelbäume in rosiger Fülle; seitwärts der Buchmald im ersten Grün, und darüber hinaus die Landschaft mit ihren Hügeln in sonnigem Frühlingsglanze. Ter junge Mann empfand den lebhaftesten Trieb, den Griffel wegzuerwerfen und in's Freie zu eilen. Aber die Stunde der Muße war nock nicht da, und so überwand er sich und ging zu seinen Zeichnungen zurück. —

Der Gegensatz seiner augenblicklichen Lage zu seinem bisherigen Leben in der geräuschvollen Hauptstadt beschäftigte seine Gedanken. Einer seiner ehemaligen Lehrer, zu überbürdet, um eine neue Arbeitslast auf sich zu nehmen, hatte ihn, als den Geschicktesten, bevorzugt und ihn für die Aufgabe vorgeschlagen. Es galt die Erweiterung einer großen Anlage für Maschinenbau. Hubert, eigentlich Architekt, hatte doch in der Maschinenteknik genügende Studien gemacht, um für das umfangreiche Werk geeignet zu erscheinen. Vom Gefühl eines unverhofften Glückes beflügelt, hatte er einige Zeichnungen entworfen und sie dem Guts- und Fabrikherrn übersendet. Dieser, fehr befriedigt davon, lud ihn ein, so bald als möglich zu ihm zu kommen und alle Vorarbeiten an Ort und Stelle zu vollenden. Daß Hubert nicht allein durch seine Zeichnungen, sondern auch brieflich durch feinen Professor sehr gut empfohlen war, zeigte ihm gleich der Empfang. Er meldete sich zuerst in der Fabrik. Die Gebäude derselben lagen, durch den Park getrennt, von dem Wohnhause ab, und weder ihr Geräusch, noch ihr Dampf störten das Behagen der Familie. Daß für Huberts Reißbretter in der alten Niederlassung kein recht zweckmäßiger Raum zu finden sei, hatte Herr Thormann, der Fabrikherr, bereits erkannt. Zwar befand sich ein geräumiges Haus dort, welches Herr Thormann bis zum Bau der Villa selbst bewohnt hatte; aber nirgends das begehrte Nordlicht für die Zeichner. So nahm er seinen jungen Baumeister ohne Umstände hinüber in die Villa und wies ihm einen Saal zur Werkstatt und ein daran stoßendes Zimmer zum Schlafgeniach an. Es waren eigentlich prächtig ausgestattete Gesellschaftsräume, die den Gast nicht wenig in Verlegenheit setzten. Wie sollte er in dieser ungewohnten Umgebung seine Tische aufstellen, ohne Gefahr für Goldleisten, seidene Polster und kostbares Porzellan? Aber da der Gutsherr ihm eingeschärft, sich ganz nach Gutdünken einzurichten, so hatte er durch den Diener vielerlei hinausräumen lassen, was mit seinen Zwecken unvereinbar war, und wohnte nun seit fünf Tagen immer noch glänzender als er es bisher gekannt hatte, um ungestört seiner Arbeit zu pflegen. Ein höflicher Diener deckte ihm auf und sorgte pünktlich für seine Mahlzeiten; eine freundliche Alte hielt das Wohnzimmer in Ordnung. Beide sprachen nur wenig, und Hubert scheute sich, sie nach den Verhältnissen der .Hausbewohner zu fragen, obgleich er nun bereits etwas neugierig wurde. Täglich hörte er die liebe kleine Stimme ihre FrühlingSlieder singen und sonstige weiche Gesänge, die für den Umfang ihrer Stimme und für ihre Ausdrucksfähigkeit besonders gewählt zu sein schienen.

Ein Weniges aber erfuhr er bei einem Gange nach der Fabrik doch zufällig durch den alten Werkmeister. Herr Thormann mar Wittmer. Die schöne Villa hatte er für seine Frau, die immer leidend gewesen, erbauen lassen. Sie war vor drei Jahren darin gestorben. Der Alte inochte voraussetzen, daß der Herr Baumeister über Alles unterrichtet sei, daher erzählte er nichts, und Hubert entnahm nur dieses und jenes aus seiner Unterhaltung. Auf dem Rückwege begegnete er noch einmal der jungen Dame, welche den Rollstuhl vor sich herschob. Obgleich etwas entfernt und durch eine breite Rasenfläche von ihr getrennt, grüßte er doch wieder und empfing den Gegengruß; ja auch die verschleierte Dame beugte sich vor und verneigte sich mehrmals. Er schwankte, ob er näher treten und sich vorstellen sollte? Aber da von den Damen kein Zeichen der Aufforderung ausging, und er sich scheute — vielleicht gegen den Wunsch des Hausherrn — vorzudringen, so bog er schnell in einen Seitengang ein.

Trotzdem daß seine Arbeit rüstig von Statten ging, begann die Einsamkeit dein jungen Manne unbehaglich zu werden. Ja, er empfand es schon nicht mehr lieblich, daß alle Tage zu bestimmter Stunde unter ihn, die Frühlingsstimmen „Josbrachen." Er begann kleine Bekanntschaften zu machen. Zuerst mit dem Gärtnerjungen, den er an einem Blumenboskett beschäftigt fand. Diese Beziehung führte ihn dann zu dem Gärtner, von dem er sich im Gespräch über botanische Dinge belehren ließ. Er knüpfte mit einigen älteren Arbeitern in der Fabrik Unterhaltung an und fand in ihnen ordentliche Leute, welche von den Verlockungen der „Arbeiterbewegung" noch unbeirrt geblieben waren. Endlich fühlte Hubert den Drang, sich einmal etwas weiter umzusehen, als im Umkreise des Hauses und der Fabrik. Er nahm den Weg durch den Wald nach dem eine Stunde entfernten Städtchen. Hier fand er eine alte Kirche, deren bau- liche Verhältnisse ihn überraschten, und die er sich vom Küster aufschließen ließ. Er trat in einen öffentlichen Garten, wo Tyroler Sänger ein Jodelkonzert gaben, und genoß seinen Abend mit den Bewohnern des Städtchens.

Es schien eine späte Stunde für das Haus zu sein, als er gegen zehn Uhr wieder in der Villa anlangte. Der Diener trat bei ihm ein, mit der Anfrage, ob es ihm genehm sei. Herrn Thormann noch zu empfangen? Derselbe sei gegen Abend zurückgekehrt. Hubert erklärte sich bereit, ihn unten zu begrüßen, erfuhr aber, daß der Hausherr es vorziehe, hier oben mit ihm zu sprechen.

Gleich darauf trat Herr Thormann ein, gefolgt von dem Diener, der eine auserlesene Flasche und Gläser hereintrug. „Es freut mich," rief ihm der Gutsherr entgegen, daß Sie sich einige Unterhaltung außerhalb meines Bereiches gesucht haben, da sie dergleichen im Hause nicht finden konnten! Ich bin länger ausgeblieben, als ich voraussah. Nun aber willkommen!" Er bot ihm das gefüllte Glas dar, und fuhr fort: „Ihre Einsamkeit in meinem Hause darf zu Ende sein, wenn Sie selbst die Gesellschaft der Meinigen theilen wollen. Die Verhältnisse in meiner Familie sind leider nicht so, daß sie einein lebensvollen jungen Manne viel bieten könnten. Meine Schwester, welche seit dem Tode meiner Frau, die Zügel des Hauses sührt, mar bei meiner Abreise krank, so daß ich Sie — wie sonst die Dinge liegen — nicht gut als Gast und Tischgenossen einführen konnte. Nun, Gott fei Dank, sie ist ja wieder auf den Beinen!"

„Ich glaube der würdigen Dame schon ein paar Mal begegnet zu fein —" sagte Hubert.

„Wem? Meiner Schwester? rief der Hausherr.

„Sie wurde von Ihrem Fräulein Tochter im Rollstuhl durch den Garten gefahren. Oder —?^

Herr Thormann schüttelte den Kopf und schwieg einen Augenblick, während ein trüber Schatten über sein Gesicht flog. „Sie sind im Jrirthum!" entgegnete er. „Die Gestalt im Rollstuhl, welche Sie vermuthlich nur dicht verschleiert gesehen haben, war nicht meine Schwester, sondern meine Tochter Cäcilie, ein junges Mädchen von achtzehn Jahren. Tie Andere, welche ihr den Liebesdienst ermies, ist Fräulein Lucie, ihre Gesellschafterin und Freundin, eine junge Dame, welche mein Haus nach dem Tode ihrer Eltern als das ihrige ansehen darf."

Hubert mar verlegen, und suchte seinen Jrirthum zu entschuldigen.

„Ich merke, fuhr der Hausherr fort, daß man Ihnen über meine Familie noch nichts zugetragen hat. Meine Leute scheinen die Anweisung, meine Heimkehr abzuwarten, ganz geheimnißvoll genommen zu haben. Und doch ist nichts dabei zu verschweigen. Meine Tochter ist ein überaus zartes und gebrechliches Wesen, um welches wir die Sorge niemals loswerden. Nachdem mir drei hoffnungsvolle Söhne gestorben, ist dieses einzige Kind mir geblieben, und — wie lange ich es noch behalten werde? Es gilt, ihm jeden Tag so erträglich und erfreulich als möglich zu machen, und das Wenige was ihm, bei so vielem Entsagen, an Genuß, des Daseins möglich ist, zu gewähren. Cäcilie ist nicht eigentlich gelähmt — sie geht durch die Zimmer, ermüdet aber so leicht, daß sie im Freien aus den Fahrstuhl angemiesen ist. Ach, es ist Alles schwach, Hinfällig, kümmerlich an ihr — und doch ist sie ein so liebes Kind! Ein Glück ist ihr geblieben — wenigstens saßt sie die kleine Naturgabe so auf: ein wenig Stimme für den Gesang. Eigentlich nur ein Stimmchen zu nennen, aber klar und hell, das mit den Vögeln in die Wette singt. Ich höre, sie habe in den Tagen meiner Abwesenheit sogar mehr und fröhlicher gesungen, als sonst. Hoffentlich ist der Klang nicht störend bis zu Ihnen herauf gedrungen?"

Hubert versicherte das Gegentheil. Im Stillen aber freute es ihn, daß das kleine Stimmchen nicht zu der großen, schlanken Gestalt Luciens gehörte. Herr Thormann fuhr fort:

„Nun, für morgen lade ich Sie an unseren Familientisch ein. Ob Sie unser täglicher Tischgenosse sein wollen, wird von Ihnen allein abhängen. Sie sind zu nichts verpflichtet."

Da Hubert daran lag, Herrn Thonmann gleich einige seiner Entwürfe vorzulegen, nahm dieser die Lampe und ging mit ihm zum Zeichentisch. Er mar erfreut, und mit Allem einverstanden. Endlich, nachdem er sich wieder niedergelassen, seufzte er und begann:

„Man könnte mich fragen — und vielleicht thun Sie es auch — warum ich noch fo viel bauen lasse? Warum ich meinem Geschäft eine immer noch größere Ausdehnung gebe? Und für wen ich das Alles in's Werk setze? Habe ich doch keinen Sohn, dem ich es einmal übergeben könnte! Mein armes Kind ist meine einzige Erbin — wenn sonst —" Er brach ab, um seinen traurigen Gedanken nicht Worte zu geben. „Wenn ich mich noch in's Große ausdehne," fuhr er fort, „so geschieht es wirklich um der Wissenschaft und Technik im Allgemeinen willen. Müßig kann ich nicht sein! So suche ich Befriedigung in der Arbeit. Wer, wie ich, in der Lage ist, sich nützlich zu machen, der hat auch die Pflicht, es zu thun. Jeder Fortschritt auf unserem Gebiete reizt mich, ihn auszubeuten. Unten in unserm Bibliothekzimmer finden Sie Alles, was an Büchern und Zeitschriften für uns von Belang ist. Benutzen Sie es nach Belieben!"

Der Hausherr sagte seinem Gaste gute Nacht und entfernte sich. Hubert aber lehnte noch lange am Fenster, dachte über die Verhältnisse des Hauses nach und fragte im Stillen, wie wohl die Stimme Luciens klingen werde? Er konnte nicht umhin, sich auf die Begegnung und auf ein Gespräch mit ihr zu freuen.

Ein Frühlingsgewitter zog mit leichtem erquickendem Regen durch die Nacht. Morgens funkelte Garten und Wald wieder in, Sonnenschein. Hubert gab schon in aller Frühe seinem Drange nach, sich im Freien zu ergehen. Er lief durch Garten und Wald und kehrte fröhlich, sogar mit einem Strauß gelber Primeln, die er von der Wiese mitgenommen hatte, zurück. Einen scheu forschenden Blick warf er noch nach der Terrasse und der Thür des Gartensaals. Aber für die weiblichen Bewohner des Hauses war die Stunde wohl noch zu früh, um sich hier schon sichtbar zu machen. Er ging an sein Zeichenbrett, aber er mar zerstreut, und die Arbeit wollte nicht recht fördern. Mittlerweile siel ihm auf, daß heute keine Musik zu ihm heraufklang. Es mar doch nicht wieder Jemand im Hause krank geworden? Er war drauf und dran, die alte Aufwärterin, welche er in, Nebenzimmer walten hörte, zu fragen. Aber er untersagte es sich dennoch und suchte sich zur Arbeit zu fassen. Endlich — die Mittagstunde hatte noch nicht geschlagen — erschien der Diener mit der Anfrage, ob die Damen um seinen Besuch bitten dürften?

Als Hubert in das Empfangszimmer trat, erhoben sich die drei Damen zu freundlichem Gruße. Auch Cäcilie stand aufrecht und sah ihm lächelnd entgegen, um dann wieder Platz zu nehmen. Sein erster Blick galt zwar Lucien, aber der Anblick Cäcilis überraschte ihn gleich in unerwarteter Weise. Er sah eine zierliche, sast elfenhaft zarte Gestalt vor sich, ein längliches feines Antlitz, aus welchem ihm zwei dunkle Augen entgegenblickten — so groß, daß sie mit der Kleinheit der Züge im Widerspruch standen, und ihn fast unheimlich berührten. Die beiden jungen Damen waren in hellen Sommerkleidern, und es entging dem Eintretenden nicht, daß jede einen kleinen Strauß von gelben Primeln vor der Brust trug. Frau Steinbach, die Tante, trat ihm entgegen und bot ihm die Hand. Eine stattliche alte Dame mit schönen hellgrauen Locken.

„Herr Hubert Witting —?" begann sie, indem sie ihn ihrer Nichte und Lucien vorstellte. „Wir haben bisher die Gastlichkeit nur mangelhaft ausüben können," sagte sie, „wollen nun aber das Versäumte nachholen."

„Sie haben sicherlich bisher von uns nur sehr wenig gewußt, Herr Witting," begann Lucie, gleich einen heiteren Ton der Unterhaltung anschlagend, „wenn Sie uns auch täglich musiciren hörten und ein paarmal gesehen haben."

Hubert besorgte sehr, sie würde ihn mit seinem Jrirthum aufziehen, in Cäcilien eine „alte Dame" vermuthet zu haben; allein sie fuhr fort: „Wir aber wissen schon sehr viel von Ihnen, denn wir haben einen Spion, den wir sreilich nicht hinter Ihnen her geschickt haben, der uns aber freiwillig täglich von Ihnen erzählt. Und dieser Spion ist noch dazu ein guter Freund von Ihnen'."

„Wer könnte das sein?" fragte Hubert, die drei lächelnden Damen der Reihe nach ansehend.

„Auch Ihre mangelhaften Kenntnisse in der Botanik hat er uns verrathen!" fuhr Lucie fort. „Wie kann man aber auch eine Magnolie mit einem Tulpenbaum verwechseln?"

„Ach. der Gärtnerjunge!" lachte Hubert, der sich erinnerte, bei den tulpenartigen weißen Magnolienblumen eine Laienfrage an den Gärtner gethan zu haben.

„Auch missen wir," fuhr Lucie fort, „daß Sie für Jodelgesang sehr eingenommen sind, und gestern in einem Gartenconcert lebhaft applaudirt haben."

„Nein, so weit bin ich wirklich nicht gegangen!" rief Hubert. „Aber wer kann mich denn dort ausgespürt haben?"

„Derselbe kleine Jakob!" entgegnete Lucie. „Er war in Geschäften nach der Stadt geschickt worden, wollte sich das Concert nicht entgehen lassen, und kletterte auf den Zaun, um es ohne Eintrittsgeld zu genießen. Und dort von seiner Höhe aus entdeckte er Sie unter den Zuhörern. Und so hat er uns auch heute verrathen, daß Sie schon in aller Frühe spaziren gegangen und mit einem Strauß zurückgekehrt mären."

„Ja, und dadurch erfuhren wir erst, daß die Schlüsselblumen schon ausgeblüht sind," fuhr Cäcilie mit kindlichem Lächeln fort — und so Habels wir uns auch aufgemacht, um uns Sträußchen zu holen."

„Unser Schmuck beweist es!" beschloß Lucie den Bericht.

Also darum unterblieb heute die Musik! dachte Hubert, indem er unwillkürlich einen Blick nach dem Flügel wendete. Die Tante bemerkte es. „Wenn Sie musikalisch sind, sagte sie, so richten Sie nur nicht zu streng über unsre häuslichen Bestrebungen!"

Ich habe sehr gern zugehört, entgegnete er, und hoffe es künftig auch in der Nähe thun zu dürfen." Er verneigte sich leicht vor Cacilien, stutzte aber, als er ihre Wangen plötzlich lebhaft geröthet sah, während ihre großen Augen ihn glänzend und fast verwirrend anblickten. Es war ihm lieb, daß die Tante die Frage an ihn that, ob er Klavier spiele? Er erhob sich und schritt zum Flügel, nur rasch ein paar Accorde und Läufe anschlagend, indem er sich schon dadurch den Damen als gewandt und kundig auf den Tasten vorstellte. Wenn Fräulein Lucie bisher die Begleitung des Gesanges übernommen hat, sagte er aufstehend, so ist es mir vielleicht gestattet, zuweilen ihre Stelle zu vertreten?"

„Ja!" rief Cäcilie lebhaft — aber, wie erschreckt und eingeschüchtert, suhr sie leise fort: „Wenn ich sonst — dabei singen kann!"

Der Hausherr trat ein, freute sich, den Gast schon bei seiner Familie zu finden, und man ging zu Tische. Lucie zeigte sich, bei aller Natürlichkeit des Wesens, als die formenkundige Weltdame und ließ die Unterhaltung nicht ausgehen. Sie war in der Hauptstadt erwachsen, hatte im Hause ihrer Eltern künstlerische und wissenschaftliche Kreise kennen gelernt, und wußte somit Bescheid in den Umgebungen, aus welchen Hubert hergekommen war. Es wurde ihr leicht, ihn reden und erzählen zu machen, und da sich manche gemeinsame Beziehung zu Persönlichkeiten fand, so erwärmte er sich mehr und mehr in den Gesprächen. Hin und wieder störten ihn die räthfelhaften Augen Cäciliens; im Ganzen blieb seine Haltung jedoch so, daß die Familie sich seiner als eines guten Gesellschafters freuen konnte.

Als man sich erhob, flüsterte die Tante, mit einem Blick auf Cäcilien, ihm zu: „Nach Tische pflegen einige von uns eine Stunde zu ruhen. Dürsen wir Sie zur Kaffeezeit wieder einladen, um unsere Gespräche fortzusetzen?"

Hubert fühlte sich nach längerer Einsamkeit durch diese Stunde am Familientische sehr angeregt. Mit Cäciliens Wesen wußte er freilich noch nicht zurecht zu kommen. Sie mar meist schweigsam gewesen; wenn sie aber sprach, so geschah es in der Art eines Kindes, welches halb fragend umherblickt, ob es auch das Richtige gesagt habe? Und doch drang ein paar Mal ein bestimmtes Nein über ihre Lippen, und es zeigte sich augensällig, daß sie verwöhnt war — vielleicht verwöhnt werden mußte. Klar und lebensvoll stand ihm dafür Luciens Wesen vor den Augen, und er freute sich, daß der erste Anblick ihn nicht getäuscht hatte. Nur konnte er sich nicht darein finden, daß sie schon siebenundzwanzig Jahre alt sein sollte! Aber sie hatte es selbst bei Tische unumwnnden ausgesprochen, als sie bei irgend einer Zeitbestimmung zurück rechnete und von ihrer „damaligen Jugend" sprach. Siebenundzmanzig! Dann war sie ja gleichen Alters mit ihm! Und sie sah doch so jung, so herrlich und bestrickend aus!

Er fand die Familie bereits wieder versammelt, als er in den Gartensaal zurückkehrte. Er wurde aufgefordert, etwas vorzuspielen, und ließ sich nicht nöthigen. Als er geendet hatte, trat Lucie zu ihm. „Wenn wir Sie von dieser Seite schon gekannt hätten," sagte sie, „dann würden wir uns schwerlich acht Tage übermunden haben, Sie zu uns zu nöthigen! Aber — da liegen unsre gewöhnlichen Lieder aufgeschlagen — wie immer! fügte sie lächelnd hinzu. Wollen Sie Ihr Versprechen wahr machen? Gehört haben Sie unfre Künste nun doch schon — "

„Darf ich mich zur Begleitung anbieten, gnädiges Fräulein?" unterbrach er die Sprecherin, gegen Cäcilie gewendet.

Diese erhob sich, und trat befangen und mit leichtem Erröthen zu ihm. Die Tante brachte sorglich einen Stuhl herbei, Lucie aber winkte ihr und zog ihn leise bei Seite. So begann er denn mit dem üblichen Ansang: „Es brechen in schallenden Reigen die Frühlingsstimmen los!" Cäcilie sang zuerst schüchtern und zitternd; aber er nickte ihr Muth zu, und bald hatte sie sich gesammelt, und ließ erklingen, was ihr an Stimme gegeben war. Dies mar aber heute mehr, als die Ihrigen jemals von ihr gehört hatten, und man war überrascht durch die größere Fülle von Ton, die sich gleichsam über Nacht bei ihr entwickelt hatte. Und als sie geendet, wendete Cäcilie sich um und sah mit triumphirendem Ausdruck die Zuhörer an, denn sie fühlte eine Genugthuung, aufrecht stehend das ganze Lied durchgesungen zu haben. Jetzt erst schob Lucie ihr leise den Stuhl hin, auf welchem sie unaufgefordert Platz nahm. Freilich mußte nun eine ganze Reihe ihres Vonaths durchgenommen werden, denn Cäcilie hastete förmlich aus einem Liede in das andere, während Lucie vergeblich versuchte einige Gesprächspausen dazwischen zu schieben.

Endlich gebot der Hausherr Einhalt. Denn er sah die Wangen seiner Tochter glühen und erkannte eine unerwünschte Erregung in ihrem Wesen. Ihre Augen, die noch größer geworden zu sein schienen, funkelten unset. Alles in Allem schien sie in der gehobensten Freudenstimmung. Es that dem Vater leid, dieselbe zn unterbrechen; aber er wußte aus Erfahrung, daß Aufregungen schädlich auf Cäcilien wirkten.

Hubert empfahl sich nach einiger Zeit, um an seine Arbeit zu gehen. Man wollte ihn nicht länger zurückhalten. Lucie aber rief ihm beini Abschied zu: „Hüten Sie sich vor dem kleinen Jakob, wenn wir einmal nicht erfahren sollen, wie Sie leben! Er bringt uns jeden Morgen frische Blumen vom Gärtner und ist eine Plaudertasche!"

Als Hubert gegen Abend einen Spaziergang durch den Park machte, trat ihm aus einein Seitenwege Frau Steinbach, die Tante, entgegen. Es machte sich von selbst, daß er sich ihr im Gespräch anschloß. „Sie haben heute sehr Merkwürdiges bei uns bewirkt! sagte sie. Cäcilie ist in einer Weise aus sich herausgegangen, wie wir es noch nie an ihr gesehen haben. Aber wenn Sie sonst nicht verschmähen, wieder mit ihr zu musizieren, bitte — dann schränken Sie die Anzahl der Gesänge etwas ein! Es wird Sie ja wohl keine Ueberwindung kosten!"

«Ist Fräulein Cäcilie sehr leidend?" fragte Hubert.

„Sie muß so behandelt werden, obgleich die Aerzte uns trösten, daß ihr Herzfehler nicht unbedingt zn fürchten gebe. Wie dem auch sei — Sie haben selbst gesehen, welch' ein zartes Pflanzchen mir in unserem Hause zu behüten haben. Sie ist wie ein Kind — zwar geistig sehr entwickelt, so daß man gelegentlich über sie erstaunt, dennoch aber in sich verschlossen, und es ist, als ob sie aus ihrer inneren Welt init Erstaunen auf ihre Umgebungen blicke."

„Ja, diese Augen!" sagte Hubert. „Ich habe mich in der ersten Stunde fast gescheut vor ihnen."

„Es geht uns Andern auch wohl so, entgegnete die alte Dame. Wir müssen stets sehr genau hineinsehen, um das Richtige darin zu lesen. Lucie allein versteht diese Sprache ganz. Sie werden begreifen, daß unsre Cäcilie, bei ihrer Hinfälligkeit, ein verzogenes und eigenwilliges Kind werden mußte. Man vermied Alles, um ihren Eigensinn, ihre Leidenschaftlichkeit zu wecken. Diese aber spricht zuweilen dennoch aus ihren Augen, ja, ich versichere Sie, es zuckt in gemissnen Augenblicken sogar etwas Dämonisches daraus hervor, was sich mit dieser von der Natur so winzig ausgestatteten Gestalt gar nicht vereinbaren läßt. Ja, die Heftigkeit des Kindes gewinnt dann auch Worte, die — ach, unsre Lucie ist eigentlich die Einzige, die sie richtig zu behandeln weiß! Sie ist der gute Geist unsres Hauses, ohne den wir kaum zu leben wüßten!"

Dieses Lob Luciens that dem Zuhörer sehr wohl, doch verschloß er es mit Schweigen in seiner Brust. Die Tante aber fuhr fort: „Cäciliens Vater und ich können in unsrer Sorge eben nicht umhin, das junge Mädchen als eine Kranke zu behandeln. Das aber will Cäcilie nicht. Sie kennt keinen andern Zustand als den ihrigen, und nimmt ihn in einer Art von starkwilliger Genügsamkeit hin, wie er ist. Lucie aber, wie sie auch die einzige ganz Gesunde in unserem Hause ist, bestärkt die Kleine, in dem Gefühl ihrer Zufriedenheit, wendet im Stillen ab, was sie reizen oder stören könnte, und sorgt in kluger Weise besser für sie, als wir beiden Alten es vermögen. Aber, verzeihen Sie! Sie müssen dieser Schilderung längst müde sein — mir ist es doch lieb, mit Ihnen gesprochen zu haben. Einige Berhaltensregeln," fügte die alte Dame lächelnd hinzu „werden Sie meinen Mittheilungen ja auch freundlich entnehmen!"

Eine Woche darauf hatte sich Hubert vollkommen mit der Familie eingelebt. Zwar fragte er sich zuweilen, ob er recht thue, die Gastlichkeit in dieser Weise auszubeuten; allein er wußte nun schon, daß man ihn ausgelacht haben würde, wenn er sich aus solchem Grunde hätte zurückziehen wollen. War doch der Verkehr mit den Hausgenossen immer nur auf wenige Tagesstunden beschränkt. Der Bau auf der Fabrik hatte begonnen, und forderte häusig seine Gegenwart; auch an seinen Reißbrettern machte er sich noch viel zu schaffen. Daß bei Tische und hin und wieder Abends das Gespräch zwischen ihm und dem Fabrikherrn sich auch über Technisches verbreitete, ließen die Damen sich schweigend gefallen; dafür mußte er ihnen auch von seiner Familie, seiner Mutter und Schwester, erzählen und fand stets freundliche Zuhörer. Er freute sich, daß Lucie sich immer gleich blieb in ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit und ihrem zugleich so tactvollen Wesen; dagegen konnte er sich in Cäcilien je länger je weniger finden. Sie sprach wenig, ihre Augen aber waren fast unverwandt auf ihn gerichtet. Von ihrer geistigen Entwicklung, welcher die Tante das Wort geredet, hatte er noch nichts entdeckt; im Gegentheil gab es Augenblicke, wo er zwischen Schreck und Mitleid die Reden eines imbecilen Kindes zu hören glaubte. Er bemerkte, wie Lucie in solchen Fällen schnell für sie eintrat und ihre Worte der Unterhaltung anzupassen wußte.

Als Hubert eines Tages in der Fabrik nach einigen Abbildungen fragte, die nicht gleich zu finden waren, sagte der alte Werkmeister: „Dann werden sie in den Zimmern des Herrn Neinhold sein." Er schickte dahin, um sie zu suchen. Hubert erfuhr, daß ein Neffe des Herrn Thormann, Namens Neinhold, der in den Werkstätten seine praktischen Studien gemacht, noch seine Wohnung in dem alten Hause habe. Der Oheim hatte ihn. zum Theil in Geschäften, mehr aber zu seiner Ausbildung auf ein Jahr nach Amerika geschickt. Hubert erwähnte seiner nicht, der Hausherr selbst aber that es eines Tages bei Tische, indem er erzählte, er habe einen Brief von Neinhold erhalten, auf welchen die Rückkehr des Veters wohl bald folgen werde.

Cäcilie fuhr auf, als sie diesen Namen nennen hörte. Ihre Augen funkelten wie zornig, und mit Heftigkeit rief sie: „Er darf nicht hier bei uns wohnen! Nein, Papa, er darf nicht! Er würde bei uns Alles verändern und zerstören!"

„Aber, mein liebes Kind, er hat ja draußen seine wohleingerichtete Wohnung!" begütigte der Vater.

Cäcilie aber fuhr erregt fort: „Du solltest ihn gar nicht zu uns wiederkehren lassen! Er ist mir verhaßt. Wenn ich fein widerwärtiges Gesicht künftig von Neuem und alle Tage sehen soll, dann werde ich krank vor Aerger! Er soll nicht zu uns zurückkehren — nein, ich will es nicht!"

Eine so lange Rede hatte Hubert von Cäcilien noch nicht gehört, und es überraschte ihn zugleich die Energie, mit welcher das kleine Wesen ihrem Grolle Ausdruck gab. Man suchte das junge Mädchen zu beruhigen. Es sei ja immer noch eine Weile hin, bis er New-Aork verlassen könne, und es liehe sich vielleicht eine sonstige Stellung für ihn finden.

Von dieser Stunde an wurde Hubert etwas aufmerksamer auf Cäcilien. richtete Worte und Fragen mehr an sie, und empfieng manche Antwort, die er nicht erwartet hatte. Sie wagte sich aus ihrem inneren Rückhalt hervor, verlangte kleine Dienste von ihm, und bevorzugte ihn augenfällig. Sie übte sich Lieder ein, die er als besonders schön bezeichnet hatte, und bat dann, daß er sie begleiten möchte. Eine Entwicklung schien sich in ihr zu vollziehen, über welche ihre Angehörigen überrascht, und zwar freudig berührt, waren, die ihm aber ein unbehagliches, ja peinliches Gefühl gaben. Denn so ungern er es sich gestehen mochte, Cäciliens Augen suchten ihn allein, sprachen allein zu ihm, und nur ihm schien ihr ganzes Wesen zu gehorchen! Sie las, wovon er mit Beifall gesprochen; sie stellte Blumen vor sich auf, die er im Garten bewundert hatte. Er hütete sich bereits, irgend etwas als ihm angenehm zu bezeichnen, denn es mußte für ihn da sein, oder ihre eigene Umgebung schmücken. Waren es immer Kleinigkeiten, sie konnten nicht verborgen bleiben. Es geschah vor Aller Augen, und Alle lächelten nur, wie man sich über das Glück eines Kindes freut. Oder wußten sie nur klug zu verbergen, was sie innerlich doch beunruhigte? Diese Frage tauchte in dem Gemüth des jungen Mannes plötzlich erschreckend auf, und er knüpfte die andere daran: ob er in diesem Hause länger verweilen dürfe?

Und mit Lucien hatte er, obgleich bald ein Monat verflossen, noch nicht zehn Worte ollein gesprochen, wie sehnlich er auch die Gelegenheit dazu suchte. Gleichwohl bestand bereits ein schweigendes Vertrauen zwischen ihnen. Bezog es sich auch immer auf Cäcilien, so beglückte es ihn doch. Ein stummer Wink, dies oder jenes zu thun, ein paar geflüsterte Worte etwas zu vermeiden, ein Heller Blick des Einverständnisses — das war ihre Sprache unter einander, welcher er selbst auch wohl noch einige besondere Zeichen seiner Empfindung hinzufügte.

Als er eines Morgens die Thür des Bibliothekzimmers öffnete, um in einem Werke über Architektur etwas nachzuschlagen, fuhr er fast zurück, denn er fand Lucie an einem der Schränke, welche literarische und poetische Werke enthielten.

„O — so früh schon bei den Büchern?" rief er in freudiger Ueberraschung. Es war in der That erst sieben Uhr.

„Guten Morgen!" entgegnete sie unbefangen. „Ich muß mich eilen, um beim Frühstück beweisen zu können, daß ich gestern Abend Recht gehabt. Wir stritten nämlich über den Verfasser eines Gedichtes. CScilie behauptete es sei, von Lenau, die Tante schrieb es Uhland zu, und ich wollte Nückert zum Verfasser."

„Wenn Sie mir den Titel oder Anfang bezeichnen, könnte ich Ihnen vielleicht helfen. Ich habe früher viel in Poesie geschwelgt."

„Das ist nun freilich Geheimnis; der Frauengemächer!" sagte Lucie. „Aber wenn ich bedenke — da stehen allein von Nückert fünf Bände Gedichte, zwei von Lenau, und Uhland dazu — ich könnte recht lange suchen! Also — das Gedicht beginnt mit den Worten- ‚Er, der Herrlichste von Allen"

— Lucie blickte dabei scheinbar gleichgültig in den Bücherschrank, während Hubert stutzte und sich ebenfalls abwendete.

„Es ist von Chamisso," entgegnete er trocken; „aus dem Cyclus: Frauenliebe und Leben."

„Wo hatte ich meine Gedanken?" rief Lucie. „Sie haben Recht! Und Robert Schumann hat es in Musik gesetzt. Wir besitzen ja das Heft. Also daher hat sie es! — Dann werden mir es wohl bald einüben. Ich danke Ihnen, Herr Witting, daß Sie mich des langen Suchens überhoben haben!"

Lucie schloß den Schrank und schien die Bibliothek verlassen zu wollen, während Hubert zwischen Verlegenheit und Entschluß kämpfte. Dann rangen sich plötzlich von seinen Lippen die Worte:

„Fräulein Lucie — rathen Sie mir! War' es nicht am besten, ich verlöße das Haus —?"

Lucie blickte ihm mit ruhigem Ernst entgegen. Dann sagte sie: „Für Sie selbst wäre das vielleicht angenehmer — aber was wird aus uns, wenn Sie gehen?"

„Aus — uns? rief er mit freudigem Erröthen. „O, Fräulein Lucie, würden Sie meine Gegenwart ein wenig vermissen?"

Sie unterbrach ihn schnell. „Was Cäcilie trifft, kann nicht ohne Bedeutung für die gute Tante und für mich bleiben. Wir können ihr nicht ersetzen, was sie jetzt an Glück besitzt — wenigstens zu besitzen träumt. Wer möchte für den Eindruck beim Erwachen stehen?"

„Aber darf der Traum denn fort dauern?" rief er erregt. „Und darf ich nicht auch fragen, was daraus werden soll? Ich, der ich mich im anderen Falle hochbeglückt fühlen könnte — fühlen Sie mir nach, daß ich mir fast lächerlich vorkomme?"

„Nein, lieber Herr Witting, das kann ich Ihnen nicht nachfühlen!" entgegnete sie lächelnd. „Aber daß Sie sich unbehaglich fühlen, und daß Ihnen, als einem rechtlich und edel gesinnten jungen Mann, die Situation im Hause etwas peinlich sein muß, das erkennen Herr Thonnann und die gute Tante recht wohl. Und was mich betrifft — ich beneide Sie nicht

— bei allen, Mitgefühl für Cäcilie."

^,Aber was soll ich davon denken," rief er, „daß Herr Thormann, was er mit Augen sieht, so ruhig gehen läßt? Müßte er mich nicht eigentlich selbst veranlassen, sein Haus zu meiden, gleichviel, ob ich verbrecherische Thorheit im Herzen nährte, oder nur Gegenstand — für ein vielleicht herannahendes Unheil bliebe!"

„Herr Thormann und die Tante halten zu viel von Ihnen, um Ihre dauernde Gegenwart im Hause nicht zu wünschen! Bitte, fassen Sie keinen übereilten Entschluß! Reden Sie mit keinem von Beiden von einem Abschied! Vertrauen Sie mir! Ich will wachsam sein. Und wenn ich nicht eine gesicherte Ueberzeugung in mir trüge — würde ich Sie so gelassen zurückhalten?"

Die letzten Worte klangen doppelsinnig, und Hubert deutete sie, von Freude durchzuckt, nach seinen Wünschen.

„Lucie!" rief er, ihre Hand ergreifend. „Wenn ich hoffen dürfte!"

„Das müssen wir lassen, lieber Freund!" sagte sie, ihm ihre Hand rasch entziehend. „Die Tage fordern mich hier ganz und gar. Ich habe Pflichten — gedenken Sie auch der Ihrigen!"

Damit eilte sie aus dein Zimmer.

Hubert aber stand in lebhafter Erregung und vergaß, das Buch nachzuschlagen, uin dessen willen er gekommen war. Er hatte iin reinsten Vertrauen mit Lucien sprechen dürfen, und auch das rasche Wort, welches er gewagt, war von ihr verstanden worden. Eine völlige Ablehnung wollte er aus ihrer letzten Wendung nicht gehört haben, sondern eher ein stilles Einverständniß, und auch wieder ein Vertrauen auf seine Ausdauer und ruhige Haltung. Unverständlich blieb ihm freilich die Sorglosigkeit des Hauses in Betreff Cäciliens und das Zuversichtliche in den Worten Luciens, während er selbst doch keiner günstigen Lösung entgegen sehen konnte!

Der Sommer brachte Regentage, welche die Damen auf das Haus beschränkten. Hubert hatte, um das viele Musiciren zu vermeiden, Lucien schon öfter im Vorlesen abgelöst. Da man ihm gern zuhörte, wurde er nach und nach in seinen Mußbestunden der eigentliche Vorleser, und man durfte sich auf seine Auswahl verlassen. Es mar an einem völlig verregneten Sonntag, als sich die ganze Familie Nachmittags in das Bibliothekzimmer begab, um es sich an dem runden Tisch bei einem Buche behaglich zu machen. Hubert hatte Eichendorffs lebenswürdigen „Taugenichts" aus dem Schranke genommen, eine Geschichte, welche der Gesellschaft, außer Lucien, noch unbekannt war. Nach einer halben Stunde Zuhörens waren Alle in die heiterste Stimmung versetzt.

Da öffnete der Tiener die Thür und rief in's Zimmer: „Der Herr Reinhold ist plötzlich angekommen! Er legt im Vorsaal bereits ab."

Alles blickte nicht ohne Besorgniß auf Cäcilie, deren Lippen sich

aufeinanderpreßten, mährend es wie glühender Zorn aus ihren Augen sprühte. Der Hausherr ging hinaus, den Neffen zu empfangen, vielleicht auch sein Eintreten zu verzögern. Aber schon zwei Schritt von der Schwelle kam Reinhold ihm entgegen und trat mit geräuschvoller Begrüßung in das Zimmer. Jedem die Hand schüttelnd, ging er von einer der Damen zur andern, mit vielen Worten des Willkommens, lachend und, wie es schien, von der Freude, welche sein überraschendes Eintreffen erregen mußte, fest überzeugt.

„Und Du, mein kleiner Schatz!" rief er, sich neben Cäcilie niederlassend. „Ach, was für ein kleines, schmales Affenhändchen Du noch immer Haft! Und so kalt, so kalt! Ich will es Dir in meiner Hand warmen!"

„Ungezogener! Untersteh' Dich! Weg von mir!" rief Cäcilie, über seine Annäherung aufgebracht.

Reinhold aber lachte: „Hoho! Wie böse! Warte nur, ich versöhne Dich bald, wenn ich Dir zeige, was ich Dir mitgebracht habe!"

Er wurde darauf mit Hubert bekannt gemacht, vor dem er sich nur flüchtig, doch nicht ohne einen scharf prüfenden Blick, verneigte.

Hubert sah einen jungen Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren vor sich, gut gewachsen, ein wenig zur Fülle geneigt, mit schönem Schnurrbart und in modernster Reisekleidung. Seine Züge, sein ganzes Wesen, sprachen das vollkommenste Sicherheitsgefühl aus, ohne daß er sich schon anmaßend oder formwidrig betragen hätte. Auch schien weder Herr Thormann noch die Tante Cäciliens starken Widermillen gegen ihn zu theilen. Sie ließen ihn plaudern und erzählen, fragten ihn allerlei, lachten über manche seiner Späße, so daß er sich ihnen gegenüber des angenehmsten Willkommens getrösten konnte. Hubert schmie, da er keine Gelegenheit fand in die Unterhaltung einzugreifen. Der junge Weltmann mißsiel ihm nicht gerade, er glaubte sogar manchen schätzbaren Zug an ihm zu erkennen; allein ein bestimmtes Gefühl wollte ihm voraussagen, daß von Reinhold aus sich ihm ein Conflict vorbereiten werde, der seine Beziehung zum Hause Thormann verändern müsse. Diesen Conflict wollte er jedoch möglichst lange vermeiden, und er beschloß deshalb heute die Familie unter sich zu lassen. Als man sich erhob, um in das Speisezimmer zu gehen, wo um der Bewirthung Reinholds willen der Abendtisch etwas früher hergerichtet worden war, und er sich stillschweigend entfernen wollte, sah er plötzlich Cäcilie an seiner Seite: „Kommen Sie zu uns!" flüsterte sie. „Ich speise mit Lucien allein." „Unmöglich, gnädiges Fräulein!" gab er zurück. „Ich bitte sogar mich für den Rest des Abends von der Gesellschaft zu beurlauben."

„Wenn Sie doch nicht bei uns bleiben wollen," entgegnete sie schmollend, „so ist es mir gleich, wohin sie gehen!" Schnell aber wieder in freudigen Ton übergehend, fuhr sie fort: „Aber morgen, nicht wahr? Wir singen wieder, und viel — und immerzu, daß der verhaßte Mensch gar nicht mehr zu Worte kommen soll!"

Zi«d und e»d I...>«. 2

Ein paar Tage vergingen, ohne daß eine Annäherung der beiden jungen Männer stattgefunden hätte. Hubert suchte sie nicht, und Reinhold schien sich Mehr auf das Beobachten des unerwarteten Gastes, den er im Hause vorgefunden, zu beschränken. Der junge Baumeister fühlte sich in diesen Tagen besonders unbehaglich in der Familie, denn Cäcilie that Alles, um die Gunst, in der er bei den Ihrigen und bei ihr selbst stand, recht in das Licht zu setzen. Um diese Auffälligkeit zu beschränken, ließ er zwei Tage seinen Platz am Mittagstische unbesetzt und entschuldigte sich mit Besorgungen in der Stadt. Abends konnte er aber der Einladung in die Familie nicht entweichen. Er mußte am Clavier Cäciliens Gesang begleiten, die „Frühlingstimmen" und Alles, was sie konnte. Sie gab dein Vetter zu hören, was sie gemeinsam gelesen, und war lebhafter, als dieser sie jemals gesehen hatte. Und der Vater und die Tante sahen und hörten das an mit einem Lächeln, halb beglückt und halb wehmüthig — selbst Hubert begriff es nicht; um so mehr mußte es dem Vetter auffällig sein!

Reinhold gab sich gleichwohl ganz gelassen und leicht, als beobachtete er nichts Bemerkensmerthes. Gleichwohl fühlte er sich innerlich auf das Stärkste herausgefordert. Die Vergrößerung und das Bauen in der Fabrik mochte hingehen, es lag ihm wenig daran; der Baumeister aber schien ihm ein Hindernis; zu werden, war es vielleicht schon geworden! Man hatte diesem die Zimmer im oberen Stockmerk der Villa eingeräumt, während er selbst in der Fabrik wohnen mußte; Herr Thorinann und die Tante waren seines Lobes voll; Cäcilie bevorzugte ihn ganz offen; sein Einfluß im Haufe mar unverkennbar. Dem mußte gesteuert werden, und Reinhold hoffte es in der einfachsten Weise zu thun.

Hubert stand eines Morgens über sein Reißbrett gebeugt, um feine letzte große Zeichnung zu vollenden. War diese fertig — und er hoffte sie bis morgen zu bewältigen — , dann war ein so großer Raum für seine Arbeit nicht mehr nöthig, und er wollte Herrn Thormann dann bitten, ihn nach der Fabrik übersiedeln zu lassen. Er war verstimmt über seine Stellung in der Famile, mehr noch bedrückt, daß Lucie ihm in keiner Weise entgegen kam, ihm sogar jede Annäherung zu erschweren suchte.

Da wurde stark an seine Thür gepocht, und herein trat Reinhold, ohne Hut, mit angezündeter Cigarre, wie zu einem ganz familiären Gespräch. „Guten Tag, Herr Baumeister! Lassen Sie sich bei der Arbeit nicht stören! Ich komme auf ein Plauderstündchen, welches wir einander eigentlich schuldig sind." Er betrachtete Huberts Zeichnung einige Augenblicke. „Alles sehr schön!" fuhr er fort. „Der Onkel kann sich grawliren!" Dann warf er sich in die Ecke des Sophas, Hubert gegenüber, und begann in ebenso bequemer Weise ein Gespräch, welches er bald auf die häuslichen Verhältnisse überzuleiten wußte. „Es ist am Besten," fuhr er fort, „wenn ich Ihnen sage, wie ich zum Hause meines Oheims stehe. Ich werde nämlich meine Cousine Cäcilie Heirathen."

Hubert fuhr von seinem Zeichenbrett auf und sah ihn erstaunt an.

„Nun? Was stutzen Sie denn?" fragte Reinhold mit einem scharf prüfenden Blicke.

„Verzeihen Sie", entgegnete Hubert, „es ist Ihre eigene Angelegenheit —"

„Versteht sich! Aber Sie scheinen überrascht durch meine Mittheilung. Was fällt Ihnen dabei auf? Reden Sie ganz offen!"

„Wenn Sie bereits mit Fräulein Cäcilie und Ihrer Familie darüber einig sind, dann habe ich keine Meinung darüber auszusprechen."

„So setzen Sie einmal den Fall, ich märe — wenigstens mit meinem Oheim noch nicht einig darüber —"

„Dann würde ich meine Verwunderung nicht verhehlen, wie ein Mann daran denken könnte, sich eine so — so kränkliche junge Dame zur Gattin zu wählen."

„So? Weiter nichts?" entgegnete Reinhold. Gleich darauf sing er an zu lachen. „Sie scherzen! Cäcilie ist eine der reichsten Partien auf weit und breit. Ich bin ja nicht der Einzige, der das in's Auge faßt. Wer sie zur Frau gewinnt, der ist durch das Erbe Onkel Thormanns gesichert; und so wünsche ich, wie ich ihm und ihr einer der Nächsten bin, auch mir selbst der Nächste zu sein." Reinhold streckte sich der Länge nach auf dem Sofa aus und warf einen Seitenblick auf den Zuhörer.

„Das ist Alles klar und verständlich," sagte dieser, an einem Bleistift spitzend; „und wenn Fräulein Cäcilie Ihnen ihre Zuneigung schenkt —"

„Macht mir keine Sorge!" siel Reinhold ein. „Sie meinen, weil sie jetzt etwas spitzig gegen mich thut? Ich habe immer gut mit ihr gestanden, und ihre böse Laune wird vergehen. Freilich kann ich mit ihr nicht musiciren, wie Sie es so gerne thun —"

„So gerne —?" rief Hubert dazwischen. „Nun, ja, da es ihr und ihrer Familie eine kleine Freude bereitet, so habe ich es auch gem gethan. Uebrigens — habe ich schon besser singen hören!"

„Mnn ich mir schon denken! Ich auch!" rief Reinhold lachend. „Also, Sie hätten nichts einzuwenden gegen meine Heirath mit Cücilien?"

„Wie sollte ich? Aber — offen gestanden, beneiden würde ich Sie eben nicht um dieses Glück. Ein so zartes, hinfälliges junges Wesen —"

„Bah!" rief Reinhold mit abmehrender Handbewegung. „Kann sein, sie lebt nicht lange — ihr Vermögen bleibt doch bei mir! Ohne Sentimentalität — Sie hören, ich bin aufrichtig!" Er zündete eine neue Cigarre an, und da Hubert nicht Lust hatte etwas zu entgegnen, so entstand eine kurze Pause.

Dann begann dieser: „Nun setzen Sie aber einmal einen andern Fall. Herr Thormann ist noch in rüstigen Jahren, wenig über fünfzig. Wenn er sich wieder verheirathete. und ihm in der zweiten Ehe ein Sohn geboren würde —?“

Reinhold fuhr vom Sofa auf, augenscheinlich im Ernst erschrocken. „Was?“ rief er halblaut. „Unsinn — es ist ja lächerlich! Oder wie — hat sich etwa in meiner Abmensenheit dergleichen angesponnen? Ich war aufrichtig gegen Sie — jetzt sein Sie es gegen mich! Reden Sie!“

„Es ist ja nur ein Einfall von mir! Aber so ganz abzuweisen ist der Gedanke doch nicht!“

„Nein! Sie haben Recht. Und plötzlich kommt auch mir so ein Einfall — da ist eine Person im Hause, diese Lucie! Ich habe sie nie leiden können. Wenn die am Ende ihre Netze nach ihm ausgeworfen hätte —!“

Hubert fühlte sich von Zorn durchzuckt, Lünens Namen in dieser Verbindung und von solchen Lippen verunehrt zu hören. Das Blut schoß ihm in's Gesicht, er zerbrach den unschuldigen Griffel in seinen Händen und warf die Stücke hinter sich. Reinhold mar innerlich zu beschäftigt, um es zu bemerken. Er ging ein paar mal rasch im Zimmer auf und nieder, dann blieb er stehen und sagte ruhig: „Ich glaub' es doch nicht! Es liegt nicht in der Natur des Alten. Denken mir nicht mehr daran! Und nun, Herr Witting, nachdem ich mich so rückhaltslos gegen Sie ausgesprochen habe, thun Sie es gelegentlich auch, und vielleicht können mir hier ganz gut neben einander bestehen. Ich will jetzt meinen Braunen noch etwas tummeln. Guten Morgen!“

Neinhold ließ seinen Braunen anfangs scharf ausgreifen, lenkte ihn aber im Walde bald in gemächlicheren Schritt. Es ging ihm viel im Kopfe umher. Seine Eifersucht gegen Hubert durfte er vielleicht zum Schweigen bringen, so dachte er; aber die Gegenwart desselben im Hause seines Oheims schien ihm immerhin gefährlich. Ob Herr Thormann die Absicht hegte, seinen Neffen im Todesfalle seiner Tochter zum Erben einzusetzen, mar fraglich. Denn Reinhold, von Hause aus selbst wohlhabend, gehörte auch nach dem Verwandtschaftsgrade nicht zu den nächsten Erbberechtigten. Sein Vater, der Schwager des Fabrikherrn, hatte den Sohn vor einigen Jahren hierher geschickt, damit derselbe anfangs, sich ernstlich mit etwas zu beschäftigen. Reinhold kam dann auch so leidlich in die Arbeit hinein, wußte sich's jedoch nach derselben oder in Pausen wohl sein zu lassen, wie er es liebte. Der Gedanke, sich durch eine Heirath mit Cäcilien in Besitz der Erbschaft zu setzen, war ihm so nach und nach gekommen, zumal Cäcilie bis zu seiner Abreise nach Amerika sich keineswegs so ablehnend und widerwillig gegen ihn gezeigt hatte, wie bei der Rückkehr. Ein Bedenken, ob ein so gebrechliches Wesen überhaupt zu Heirathen sei, war ihm noch nicht gekommen. Seine Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit hatten nur den Vortheil des Besitzes im Auge, ohne daß man seine Gemüthlosigkeit schon hätte Bosheit nennen können; es war eher etwas Naives in seinem Egoismus. Von Hause aus verwöhnt, brauchte er viel für sich, wollte viel besitzen und scheute nicht davor zurück, durch ein Mittel dahin zu gelangen, welches dem jungen Baumeister fast verbrecherisch vorkam. Nun hatte dieser seinen Gedanken plötzlich doch eine andre Wendung gegeben durch die ausgesprochene Möglichkeit, daß Herr Thormann, den Reinhold fast schon sür einen uralten Mann gehalten, sich noch einmal verheirathen, und sich noch eines männlichen Erben erfreuen könnte. In diesem Falle, so meinte er, gibe es auch wohl bessere Partieen als Cäcilie! Und wie ihm zuerst Lucie als die Feindin feiner Wünsche eingefallen mar, so tauchte der Verdacht gegen sie wieder auf, und wollte ihn nicht loslassen.

Da er viel Selbstbeherrschung besaß, so beobachtete er in den nächsten Tagen, scheinbar in der besten Laune, den geselligen Verkehr im Hause. Daß Hubett sich zurückhaltend genug hielt, während Cäcilie ihn in jeder Weise bevorzugte, mar zu augenscheinlich, als daß er es nicht hätte erkennen sollen. Immerhin ärgerte es ihn, denn sein Plan auf Cäcilien war nicht schon aufgegeben. Fleißiger richtete er seine Beobachtung auf die Beziehungen Luciens zu Herrn Thormann. Obgleich er wußte, daß sie seit zehn Jahren wie eine Tochter des Hauses in der Familie lebte und den Hausherrn und dessen Schwester als Onkel und Tante anredete, zog er jetzt aus unschuldigen Worten, Blicken, kleinen Diensten, allerlei Verdacht, der bei ihm nur lebhafter um sich griff. Wenn es gelänge, Lucien aus dein Hause zu entfernen, konnte da nicht mancherlei verhindert werden? Da er es nicht liebte, das was ihn aufregte, lange in sich herumzutragen, und schnell von Entschlüssen war, nahm er sich vor, sich zuerst einmal mit der Tante über Lucie zu unterhalten.

Er sprach Einiges zu ihrem Lobe, worin ihm Frau Steinbach beipflichtete, und kam dann so leise darauf zu sprechen, wie er sich eigentlich mündre, daß Lucie sich noch nicht verheirathet habe. „Der Onkel würde sie doch gewiß sehr gut ausstatten,“ fügte er hinzu, „da er sie wie zum Hause gehörig betrachtet!“

„Das glaube ich auch,“ entgegnete die Tante. „Doch davon abgesehen, könnte man dem Manne nur Glück wünschen, der ein so vorzügliches Mädchen als Frau heimführte.“

„Freilich! Freilich!“ fuhr er fort. „Und es giebt ja auch Männer, die über den Mangel an Vermögen hinwegsehen, wenn sie selbst reichlich genug damit bedacht sind.“

Frau Steinbach wurde aufmerksamer und betrachtete Neinhold nachdenklich prüfend.

„Was meinen Sie wohl, Tante?“ fuhr er fort, sich nachlässig in einem Wiegestuhl auf und nieder bewegend. „Ob Lucie nicht schon im Stille m jemand weiß, dem sie ihre Hand zu schenken hofft?“

„Darüber habe ich keine Meinung, lieber Reinhold, weil ich nichts davon weiß. Aber wie kommst Du auf solch ein Gespräch über Lucien? Liegt darin etwa ein Bekenntniß? Wie werth Dir Lucie immer sein mag — sei etwas auf der Hut! Ich glaube nicht, daß ich Dir viel Hoffnung machen könnte, die Hand Luciens zu gewinnen!“

„Was? Ich und Hoffnung auf —? Ich Lucie Heirathen?“ rief er, laut auflachend und sehr belustigt durch diese überraschende Wendung. „Sie ist ja auch ein paar Jahre älter als ich!“ fuhr er fort. „Die muß einen alten Herren Heirathen, den sie pflegen und warten kann!“

Frau Steinbach schüttelte verwundert den Kopf. „Ich glaube nicht, daß das nöthig wäre!“ sagte sie. „Uebrigens — ist Lucie klug genug, in ihrer Wahl das Richtige zu thun, selbst wenn sie, nur ihrem Herzen folgend, ihre Hand einem Manne schenkte, der jünger wäre, als sie.“

Fühlte sich Reinhold von diesem Gespräche wenig befriedigt, so wurde sein Widerwille gegen Lucie nur noch gesteigert, da ihm allerlei einfiel, wofür er ihr eigentlich noch Vergeltung schuldig sei. Denn sie hatte ihn häusig ein wenig gehänselt, soweit eine liebenswürdige Dame es darf, wenn ein jüngerer Mann in Aussprüchen und Behauptungen sich Blößen giebt. Und daran ließ es Reinhold nicht fehlen, da er wenig gelernt hatte, in literarischen und künstlerischen Dingen ganz unwissend mar und in seinem Selbstgefühl gerne schnell aburtheilte oder doch dreinsprach. Luciens Entgegnungen hatten dann nicht selten das Gelächter der Anwesenden hervorgerufen. Die Erinnerung daran regte ihn nachträglich mehr und mehr auf, und er sann darauf, ihr dafür in irgend einer Weise rächerifck beizukommen.

5

Cäcilie war seit einigen Tagen hinfälliger und müder als sonst, ohne daß sie sich krank fühlte. Nach dem Willen des Arztes sollte sie möglichst viel in der Luft sein. Sie hatte iin Park einen Lieblingsplatz, nicht weit vom Hause, den man in der Familie einfach „die Aussicht“ nannte. Im Rücken hochaufgeschossenes Gebüsch, sprang der Kiesboden im Halbkreise etwas schroff gegen die Tiefe vor und bildete eine Art von Bastei, unter welcher sich Terrassen mit Weinspalieren absenkten. Wald und Hügel gegenüber, der Blick in die freie Ebene gaben ein einfach freundliches Landschaftsbild. Gartentisch und Sessel luden zum Ausruhen ein und wurden häufig gegen Abend benutzt, um die kühlere Stunde zu genießen. Da Cäcilie es wünschte, wurde nach einem heißen Julitage hier der Tisch für die Abendmahlzeit gedeckt. Sie selbst verließ ihren Fahrstuhl nicht, gab sich aber heiter und zufrieden mit ihrer Lage, indem sie ihre Augen bald auf Hubert bald in die Landschaft richtete.

Da flog vom Walde her ein Adler auf, und schwebte in mächtigen Kreisen durch den Luftraum.

seht, wie schön!“ rief Cncilie. „Wer da mitkönnte!“

Und nachdem sie eine Weile hinaufgeblickt, begann sie wieder:

„Ach! zu deS Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen! ,
Doch ist es jedem eingeboren,
Dasz sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
. Wenn über uns, im blauen Raum verloren,

Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt!“

Hubert fühlte sich innerlichst gerührt durch den Ausdruck der Stimme Cäciliens, und auch die Familie blickte mit schweigender Bewegung auf die zarte Gestalt und die stille Verklärung in den Zügen des jungen Mädchens. Aber wie auf Fausts Erguß tiefster Empfindung Wagner mit der trockensten Prosa entgegnet, so fragte jetzt Reinhold, mit dem Tone, wie man sich etwa an ein Kind wendet:

„Kleine, was declamirst Du denn da für ein überschmängliches Poem?“

Cäcilie würdigte ihn keines Blickes, die Uebrigen lächelten. Da begann Lucie: „Ei, ei, Herr Reinhold! Haben Sie Ihren Wallenstein so vergessen, daß Sie sich der Worte Theklas nicht mehr erinnern?“

„Ach so! Richtig!“ rief Reinhold, indem er mit Ueberzeugung beide Hände in die Seitentasche steckte. „Ich bin seit lange in keinem deutschen Theater gewesen.“

Tarauf folgte aber ein allgemeines Lachen, während dessen Reinhold fragend und ärgerlich aufgereg't von Einem zum Andern blickte.

„Gieb Dich zufrieden!“ sagte der Oheim. „Als ich so alt war, wie Tu, konnte mir auch allerlei begegnen, denn meine literarische Bildung mar nicht stark, und Goethes Faust mochte noch damals nicht so populär sein, wie heutzutage. Lucie war es, die unsere künstlerische Erziehung erst.begann und zu fördern mußte. Jinnerhin könntest Du Dich nach dieser Richtung auch etwas mehr umsehen!“

Bielleicht hätte sich Reinhold zu anderer Zeit über eine solche kleine Temüthigung lachend hinweggesetzt oder auch sie gar nicht empfunden; in diesem Augenblick aber fühlte er sich in seiner Selbstüberschätzung auf das Bitterste beleidigt. Er warf einen zornfunkelnden Blick auf Lucien, deren Neckerei ihn in die Falle gelockt und dem Gelächter ausgesetzt hatte; er blicke grimmig auf Hubert, welcher, wie es ihm vorkam, am lautesten gelacht hatte und sich jetzt leise mit Cäcilien unterhielt.

„Und er spielt dennoch meinen Nebenbuhler bei ihr,“ so dachte er. „Alles mar Verstellung und Heuchelei! Der Eindringling soll mich noch kennen lernen!“

Ccicilie wurde von Tag zu Tag schwächer, aber in ihrer Kindlichkeit zugleich liebenswürdiger, als Hubert sie noch kennen gelernt hatte.

„Ich bin jetzt immer so müde und mag nicht singen!“ sagte sie zu ihm. „Spielen Sie mir unsere Lieder vor, die Frühlingsstimmen, und was Sie niir sonst begleitet haben. Sie machen das so schön, daß mir ist, als sänge ich es selbst!“

Und Hubert folgte,ihrem Wunsche jetzt lieber als bisher, denn sein Mitgefühl für das gute Kind steigerte sich mit Cäciliens Hinfälligkeit.

Der Platz mit der Aussicht wurde jetzt täglich der Sammelplatz der Hausgenossen, da die Abende lau waren und Cäcilie dorthin beehrte. Eines Tages war Hubert etwas früher dahin gegangen, innerlich beschäftigt mit seinem wunderlichen Verhältnis; zu dem Thorinann'schen Familienkreise. Der Hausherr hatte seinen Wunsch, ihn nach Vollendung der Zeichnungen in der Fabrik Wohnung nehmen zu lassen, freundlich aber entschieden abgelehnt mit den Worten, die Aenderung lasse sich jetzt nicht gut herstellen. Und so lebte er nach wie vor in der Familie, im täglichen Verkehr mit Lucien, für die sein Herz immer lauter und dringender sprach, ohne daß sie ihm die sehnlichst gewünschte Annäherung gestattete.

Da schlenderte auch Reinhold dem Platze zu, die Reitpeitsche noch in der Hand, da er von seinem Braunen abgestiegen war. „Nun? Der Herr Baumeister noch allein?“ rief er Hubert in nicht eben freundschaftlichem Tone zu. Da Hubert nichts entgegnete, so schwieg auch Reinhold einige Augenblicke. Dann begann er wieder: „Mit Cäcilien geht's wahrscheinlich zu Ende. Den Alten aber scheint die Person wirklich im Sacke zu haben!“

„Von wem reden Sie?“ fuhr Hubert auf.

„Von wen: werde ich denn reden, als von Mamsell Lucien, dieser erbschleichenden Bestie, die sich hier eingenistet hat —“

„Herr!“ rief Hubert auffahrend. „Sie werden in anständigerem Tone von einer Dame sprechen, die zu Ihrer Familie gehört!“

„Was fällt Ihnen denn ein?“ entgegnete Reinhold scheinbar gelassen. „Was geht Sie nieine Familie an? Ich darf über jeden Einzelnen reden, wie ich Lust habe!“

„Nicht ungestraft! Ich werde für jeden Einzelnen eintreten. Das ungezogene Wort gegen Fräulein Lucie werden Sie zurücknehmen!“

„Warum nicht gar! Gegen so Eine —!“ entgegnete Reinhold mit gezwungenem Lachen.

„Sie werden es!“ rief Hubert zur Heftigkeit aufgestachelt. „Oder Sie werden mir — mir, sage ich! — Genugthuung dafür geben! Wenn Sie Fräulein Lucie beleidigen, so beleidigen Sie auch mich! Sind Sie ein Ehrenmann, so werden Sie auch wissen, wie dieser Handel auszutragen ist!“

„Ich soll mich doch nicht gar mit Ihnen schießen?“ sagte Reinhold höhnisch lächelnd. „Für gewisse Leute ist mir die Reitpeitsche gut genug!“

„Elender!“ rief Hubert, und mit raschem Griffe riß er seinem Gegner die Waffe aus der Hand und schleuderte sie weithin in das Gebüsch.

Darauf mar Reinhold nicht gefaßt gewesen. All' der in ihn aufgesammelte Groll mar plötzlich zum tödtlichen Haß gesteigert, und in völliger Selbstvergessenheit stürzte er sich über den Feind, um ihn von der Bastei zu werfen, an deren Rande sie sich nur zu nahe befanden. Aber er hatte seinen Mann gefunden, denn Hubert stand ihm und suchte sich nur aus seiner Umschlingung loszumachen. Den Schrei aus weiblichem Munde, melcher in der Nähe laut wurde, hörte Hubert mit Erschrecken, während Reinhold in, Ungeschick seines wüthenden Angriffs strauchelte, und Hubert, nicht im Stande sich schnell genug von ihm zu befreien, den Boden verlor und mit ihm in der Tiefe verschwand. Angriff und Sturz waren das Schauspiel weniger Augenblicke gewesen.

Ein neuer Aufschrei, ein Zurufen des Entsetzens verschiedener Stimmen folgte demselben. Die Damen waren in die Nähe gelangt, hatten mit angesehen, wie Reinhold sich über Hubert warf, und den unerhörten Vorgänge beigewohnt. Da sprang Cäcilie mit neuen, Schreckensruf aus ihrem Fahrstuhl und flog dem Abhang entgegen, wo sie ohnmächtig zusammenbrach und von Lucien und der Tante in den Armen aufgefangen wurde. Beide fühlten sich selbst wie gelähmt vor Schreck; doch hatte Lucie Geistesgegenwart genug, Cäcilien nur schnell in ihren Fahrstuhl zurück zu tragen, sie in das Haus zu schaffen und nach dem Arzte in die Stadt zu schicken.

Nicht lange darauf kam Hubert die Steintreppe zur Seite der Bastei herauf. Seinen Gegner hatte er aus den Augen verloren. Der Fall war nicht fehwer, weil nicht gar tief, gewesen, und eine ernste Verletzung glaubte er nicht zu spüren. Aber in dem Gefühle einer unerhörten Schmach hätte er sich vor der ganzen Welt verbergen mögen. Denn ihm war die Gegenwart der Frauen nicht verborgen geblieben, und er wollte verzweifeln, vor den Augen Luciens in so gemeiner Situation bettoffen morden zu sein. Daß er sich gegen den Angreifer nur vertheidigt hatte, brachte er kaum in Anschlag, da die Niederlage doch die gleiche gewesen mar. Wie vernichtet, ging er, um Niemand zu begegnen, auf weiten Umwegen nach Hause und in sein Zimmer. Seines Bleibens durste hier nicht mehr sein, so mar seine Meinung. Ließ sich in der Fabrik keine Wohnung für ihn finden, so wollte er im benachbarten Städtchen ein Unterkommen suchen, so lange feine Aufsicht über den Bau noch nöthig mar. Vor Allein^ galt es, sich mit Herrn Thormann auseinander zu setzen.

Wie es um diese Zeit in den Frauengemächern aussah, wußte Hubert nicht. Als er unten nach dem Hausherrn fragte, entgegnete ihm die alte Dieuerin, er werde ihn setz schwerlich sprechen können, da er nnt dem Arzte bei Fräulein Cäcilie sei. Auf seine Frage, was ihr geschehen sei, fuhr die Alte fort:

„Ein Herzkrampf hat das liebe Kind niedergeworfen. Es sollte immer vor Aufregung, vor Schreck besonders, bewahrt werden, da dergleichen auf das liebe kleine Herzchen jedesmal schädlich gewirkt hat; nun aber muß etwas vorgefallen sein — es scheint recht bedenklich mit dem Fräulein zu stehen!“

Hubert wendete sich rasch ab und ging in sein Zimmer hinauf, erst recht bestürzt über die empfangene Nachricht. Daß er selbst vermuthlich mit die Veranlassung zu der Gefahr, in welcher Cäcilie schwebte, gegeben hatte, rief neue Sorgen in sein Gemüth. Wenn er nur Jemand von der Familie hätte fragen können! Aber einzudringen wagte er nicht, da die Beschämung ihn noch zu drückend beherrschte. Um doch etwas zu thun, sing er an, seine Siebenfachen einzupacken. Es mußte ja doch demnächst geschehen.

Da wurde an die Thür gepocht, und die alte Dienerin trat ein mit der Frage, ob der Doctor auch zu ihm heraufkommen solle?

„Ich wußte ja gar nicht, daß Ihnen etwas fehle?“ fügte sie hinzu. „Fräulein Lucie ist besorgt mn Sie, weil Sie gestürzt fein sollen!“

„Fräulein Lucie? So?“ rief Hubert. „Machen Sie ihr meine Empfehlung — der Fall hat mir gar nichts angethan; ich bin ganz wohl

— ich lasse danken!“

„Ja aber — wie sieht es denn hier aus?“ fuhr die Alte mit einem Blick durch das Zimmer fort. „Der Neisekoffer mitten in der Stube, und Ihre Sachen rings umher — was giebt es denn nur? Wollen Sie verreisen?“

„Vielleicht — jetzt aber sprechen Sie Fräulein Lucie meinen Dank aus, und — fragen Sie, ob sie mir nicht unten für ein paar Worte Gehör schenken wolle?“ Es war heraus! Der kühne Entschluß hatte sich im Nu über die Lippen gedrängt.

Die gute Alte ging verwundert hinunter. Hubert, durch Erwartung zu aufgereggt, um seine Beschäftigung wieder aufnehmen zu können, durchschritt eine Weile das Zimmer. Aber seine Botin kam nicht wieder. Statt ihrer trat der Hausherr in das Zimmer. „Sie wollen verreisen?“ rief er. „Das geht jetzt nicht, lieber Freund! Bleiben Sie! Ich bitte Sie — gerade jetzt sind Sie meinem Hause nöthig!“

„Nach dem, was vorgefallen ist, entgegnete Hubert — nach dem schmachvollen Auftritt, den Ihre Damen mit eigenen Augen ansehen mußten

— kann ich jemals wieder vor ihnen erscheinen? Kann ich länger in Ihrem Hause verweilen?“

„Was die Frauen gesehen haben, kann keinen Makel auf Sie werfen. Nicht Sie werden mein Haus verlassen, sondern Ihr Gegner, der meine Schwelle nicht mehr betreten soll. Denn er, der zum Hause gehörte, hat das Gastrecht in der plumpsten und infamsten Weise verletzt! Es freut mich, daß Sie bei dem Sturz keinen Schaden erlitten haben. Meinem Neffen geschieht es Recht, daß er übler davon gekommen ist. Mit einer tüchtigen Verstauchung des Armes hat er seine Wohnung erreicht. Ter Arzt ist eben von uns zu ihm gefahren.“

„Wie befindet sich aber Fräulein Cäcilie?“ fragte Hubert.

Der Hausherr seufzte. „Besser — nun ja, besser! Setzen wir uns, lieber Freund, ich habe Ihnen ein langes Bekenntnis? zu thun! Unser Hausarzt ist mein Freund seit zwanzig Jahren — ein ehrlicher Mann, der mich nicht mit Täuschungen hinhält, wo es nichts zu hoffen giebt. Schon im Frühjahr vertraute er mir, daß meine Tochter vielleicht den Herbst, schwerlich den Winter noch heranleben werde. Wir sollten dem lieben Kinde die kurze Zeit so freundlich als möglich gestalten. Wir suchten es auf unsere Weise zu thun, aber es kam anders, über alle Erwartung! Cäcilie wurde glücklich, ja in ihrer Weise glücklich! Denn Sie erschienen bei uns, und von Ihrer ersten Begegnung an waren Cäciliens Gedanken nur noch mit Ihnen beschäftigt. Sie schien dem Leben noch einmal gegeben, sie schien aufzublühen, ein noch unbekanntes Glück verschönte ihr Dasein. Wir sahen es mit Rührung, und wir ließen es eben gehen, denn wir erkannten Ihre tactvolle Haltung, und wir dankten Ihnen im Stillen dafür.

„Sie brauchen mir nichts zu entgegnen,“ fuhr Herr Thormann fort, da er beobachtete, wie Hubert mit verlegener Miene nach Worten suchte. „Sie sollen nur erfahren, daß Sie uns Allen ein unendliches Glück gebracht haben, ein Glück, welches Sie nach unserer Empfindung zu dem Unseren macht. Cäcilien Gefühl für Sie ist vielleicht kindlich wunschlos, wenigstens schien sie stets glücklich zufrieden mit dem Maß freundlichen Entgegenkommens, das Sie ihr boten. Ich aber schätze Sie, lieber Freund, um so höher, daß Sie dieses Maß niemals überschritten haben — nein, ich drücke mich nicht richtig aus — daß Sie vielmehr rücksichtsvoll genug waren, ein Entgegenkommen über sich ergehen zu lassen, bei welchem Sie — zu überwinden hatten! Wenden Sie nichts ein — ich bitte Sie darum! Uns aber sollen Sie nicht verkennen, daß mir scheinbar gelassen zusahen bei einer augenfälligen Neigung, welche, wenn meine Tochter gesund nmre, nur dann hätte gebilligt werden können, wenn sie auf Gegenseitigkeit beruhte. Jetzt, da die Tage meines armen Kindes gezählt sind, wenn es ihn auch augenblicklich besser geht, jetzt dürfen Sie uns nicht verlassen! Die reine Lebensfreude, welche durch Ihre Gegenwart in ein junges Herz gedrungen ist, lassen Sie sie noch fortwirken — wohl nur noch für kurze Zeit! Bleiben Sie bei uns! Wir Alle bitten Sie inständig darum!“

Hubert sah in die feuchten Augen des bekümmerten Vaters, und bewegt seine Hand ergreifend, rief er: „Ich danke Ihnen für dies Vertrauen! Ich bleibe!“

Als er am anderen Morgen sich zu einem Gange nach der Fabrik anschickte, trat ihm Lucie plötzlich entgegen. Sie trug Rosen in der Hand, die sie für Cäcilien aus dem Garten geholt hatte; und sie selbst sah, für Huberts Augen, schöner aus als alle Rosen. „Sie wünschten mich gestern Abend zu sprechen,“ rief sie ihm entgegen; „ich war aber durch die Pflicht gebunden. Sie wollten nach Cäcilien Befinden fragen, nicht wahr?“

„Ich mar nicht minder erfüllt von meiner eigenen Angelegenheit! Sie haben mich bei dem beschämendsten Auftritt gesehen — “

„Lassen Sie uns davon nicht reden,“ sagte sie. „Suchen mir es zu vergessen. Cäcilie ist beglückt, daß Sie gesund sind. Sie wird aufstehen und will zsingen', das heißt, sich von mir, oder lieber noch von Ihnen, ihre kleinen Lieder vorspielen lassen. Und Sie thun es — gewiß! Sein Sie noch eine Weile gütig und — gehorsam!“

„Dürste ich nur ein Wort von Ihnen vernehmen,“ rief er „das mir meinen Gehorsam trostreich und hoffnungsvoll machte! Lucie, Sie müssen erkannt haben, was in mir vorgeht! Ich kann die Sprache meines Herzens nicht mehr zurückhalten — ach, Lncie, was soll daraus werden?“

Sie sah ihn mit einem Blicke an, der ihn beseligte, und sagte: „Was aus uns Beiden werden soll? Theuerster Freund, das versteht sich ja von selbst.“ Aber als er ihre Hand an sich riß und einen Kuß überströmender Freude daraus drückte, fuhr sie hastig fort: „Still! Noch dürfen wir kein eigenes Glück verlangen, da die Sorge um uns her wohnt, und die Trauer fchon auf die Schwelle tritt. Ueberwinden Sie sich! Ich baue auf Sie!“ Sie eilte an ihm vorüber und in die Gemächer. Aber eine von den Rosen, die, ihrer Hand entfallen, am Boden liegen geblieben war, hob Hubert auf und steckte sie vor die Brust. Er schritt hastig seines Weges, von einem Hochgefühl getragen, darin ihm alles Schwierigste des Lebens leicht und ausführbar erschien.

In der Fabrik fand er einen Brief, der daselbst im Geschäftszimmer für ihn liegen geblieben war. Er erkannte die Schriftzüge seiner Mutter und zog das Blatt hastig aus der Umhüllung. Die Mutter schrieb ihm, sie sei in der letzten Zeit viel unwohl gewesen, und habe rechte Sehnsucht nach ?hm. Ob er sich nicht zu dem Besuche, welchen er ihr zum Herbst versprochen, schon etwas früher rüsten könne? Es wären noch Geschäfte, aus des verstorbenen Vaters letzten Tagen her, abzuthun, für welche ihre Sachkenntniß nicht ausreichte, und die sie gern in die praktischen Hände ihres Sohnes legen möchte. Hubert kannte diese Geschäfte, und, bewegt durch die liebevollen Worte seiner Mutter, wäre er gern noch heut in ihre Arme geeilt. Aber hatte er nicht gestern erst Herrn Thormann das Versprechen gegeben, sein Haus jetzt nicht zu verlassen? Für eine Reise zu seiner eigenen Familie würde ihm der Fabrikherr unter anderen Verhältnissen unbedingt Urlaub gegeben haben, ja er hätte ihn sich sogar ohne Anfrage nehmen dürfen; allein wie die Dinge augenblicklich standen, glaubte er nicht einmal Urlaub verlangen zu dürfen. Und auf wie lange er sich durch sein Wort hier gebunden fühlen sollte, war nicht abzusehen. Der Conflict zweier Familienverpflichtungen machte ihn für den Augenblick rathlos und wirkte wie ein vernichtender Rückschlag gegen das Gefühl des Glückes, welches ihn nur eben noch gehoben hatte.

Da begegnete ihm im Flur der alte Hausarzt, welcher die Treppe herabkam.

„Gut, daß ich Ihnen begegne,“ rief derselbe ihm entgegen. „Ich habe da oben einen sehr ungeberdigen Patienten, bei dem Sie mir vielleicht zu Hülfe kommen können.“

„Sie meinen doch wohl nicht Herrn Reinhold?“ entgegnete Hubert. „Eben den. Kommen Sie in fein Zimmer.“ „Erlauben Sie,“ wendete Hubert ein, „ich zweifle daß mein Besuch ihm angenehm sein werde, wie ich denn bekenne, daß ich mich nicht dazu entschließen kann. Es liegt ein ernster Handel zwischen uns — “ „Ich weiß, Herr Thormann hat mir davon erzählt. Dennoch, sein Sie großmüthig, und thun Sie den ersten Schritt entgegen!“

„Keineswegs!“ rief Hubert erregt. „Er ist mir die Genugthuung noch schuldig —!“

„Ja doch! Freilich! Aber das hat ja noch Zeit! Vorerst ist er der durch feine eigene Schuld Unterlegene, auch moralisch seiner Familie gegenüber; Sie aber stehen in der Achtung des Hauses gesichert. Er hat sich in Conflict mit seiner Familie gesetzt. Ich hoffe auf eine Möglichkeit, denselben noch gütlich beizulegen, und das wird durch Sie und Ihren guten Willen am besten zu bewirken sein.“

„Ich wüßte wirklich nicht, wie mir das gelingen sollte!“ „Bester, Ihnen sind schon merkwürdigere Dinge im Hause Thormann gelungen! Der Entschluß zum Versuch wird Sie die Mittel schon finden, lassen. Also kommen Sie, und thun Sie noch ein Uebriges!“

So sehr Hubert innerlich widerstrebte, er ließ es geschehen, daß der Arzt ihn unter den Ann faßte und mit sich führte. Der alte Herr öffnete die Thür des Krankenzimmers, schob den unerwarteten Gast hinein und entfernte sich, um nach der Villa zu fahren.

Als Reinhold den Baumeister eintreten sah, fuhr er auf; aber die rasche Bewegung verursachte ihm heftige Schmerzen, so daß er laut schreiend zurücksank.

„Wer hat Sie hergeschickt?“ rief er zornig. „Sollen oder wollen Sie mich verhöhnen? Scheeren Sie sich zum Teufel.“

„Ich versichere Sie, daß ich es bei diesem angenehmer finden würde, als bei Ihnen!“ entgegnete Hubert mit ruhiger Fassung. „Ich würde auch nicht aus hochherziger Regung Ihr Zimmer betreten haben, nur daß der Doctor mich überredete, seiner Kur bei Ihnen zu Hülfe zu kommen. Wenn Ihnen an der Verzeihung und Aussöhnung Ihres Oheims liegt, was ich vermuthe — gut, so will ich bei ihm ein Wort für Sie wagen.“

„Ich verbitte mir jede Einmischung in meine eignen Angelegenheiten!“

„Um Ihretwillen würde ich es auch gewiß nicht thun, sondern nur aus Theilnahme für Herrn Thormann, den ich höher schätze, als Sie. Ihrem Oheim geht es mehr zu Herzen als Ihnen, daß er seinen, Schwager, Ihrem Vater, schreiben muß, er habe sich genöthigt gesehen, Sie um Ihrer Aufführung willen aus seinein Hause zu weisen!“

Nun hatte Reinhold freilich in der letzten Zeit und vorwiegend Hube« gegenüber mehr die rohere Seite seiner hochfahrenden Natur hervorgekehrt; gleichwohl waren seine Empfindungen im Innern und für seine Familie keineswegs völlig stumpf geworden oder in Selbstsucht versunken. Auf das strafende Vermeisungswort seines Oheims hatte er wenig Gewicht gelegt, da er es nicht sür ganz ernsthaft nahm; als er es aber jetzt von Hube« als eine Thatsache ausgesprochen hörte, erschrak er doch. Der Gedanke an den Kummer, den er dadurch seinen Eltern, besonders seiner Mutter, bereiten würde, bestürmte ihn so stark, daß er plötzlich in die heftigsten Thränen ausbrach. Es mar ein Rückschlag, zu welchem seine körperliche Niederlage das Ihrige beitragen mochte.

Hubert stutzte, als er ihn schluchzen hörte, und, schon an der Thür, kehrte er um und betrachtete ihn aufmerksam. Wuchs auch seine Hochachtung nicht, so regte sich doch etwas von Mitleid für seinen Gegner. Er nahm am Lager Platz und schmiegte einige Augenblicke, um abzuwarten, daß derselbe sich beruhigte. Als dies gelungen war, begann Reinhold: „Sie konnten keinen größeren Triumph über mich gewinnen, als diesen! Ich muß Ihnen noch mehr zugestehen — ich habe Unrecht gegen Sie begangen. Trotzdem bitte ich Sie — da Sie Geltung bei meinem Oheim zu haben scheinen — sprechen Sie bei ihm für mich!"

„Ich würde das auch ohne Ihre besondere Bitte gethan haben," entgegnete Hubert, „denn ich selbst überwände es nicht, wenn durch meine Veranlassung oder auch nur durch meine Gegenwart im Hause ein Zerwürfnis; in Ihrer Familie aufkäme." Er erhob sich; zugleich aber trat der Wärter ein, der ihn, ein Brieschen überreichte. Hubert kannte die Handschrift nicht, aber er las mit freudepochendem Herzen den Namen der Schreiberin unter den Zeilen. „Kommen Sie so bald als möglich nach Hause! Cäcilie ist sehr matt, und fragt fortwährend nach Ihnen. — Lucie."

Er machte sich in Eile auf den Weg. Der Arzt hatte ihn vom Fenster aus kommen sehen und trat hinaus, ihm entgegen. „Was Sie draußen ausgerichtet haben," begann er, „darnach werde ich Sie später fragen. Jetzt folgen Sie mir an ein anderes! Krankenlager! Und, wenn es Ihnen möglich ist, mit einem recht unbefangenen und freundlichen Gesicht!"

Sie fanden Cäcilien in ihrem Fahrstuhl im Wohnzimmer, völlig angekleidet, aber müde zurückgelehnt und mit halbgeschlossenen Augen, umgeben von den Ihrigen. Die Blicke der beiden Weiteren und Luciens sagten dem Ankommenden, daß er mit Sehnsucht auch von ihnen erwartet worden sei. Er näherte sich leise der Kranken und sagte mit leiser Stimme:

„Guten Tag, Fräulein CScilie!"

Das junge Mädchen schlug die Augen groß gegen ihn auf, und eine sprachlose Freude durchriefelte sie und belebte ihre Züge. Er reichte ihr die Hand, in welche sie die ihrige legte, so klein, so zart, daß Hubert nicht umhin konnte, sie wie die eines Kindes zu streicheln.

„Ich freue mich so sehr," sagte Cäcilie mit schmacher Stimme, aber mit frohem Ausdruck, „daß Sie ganz gesund sind! Und auch — daß Sie wieder da sind! Denken Sie nur, ich habe immerfort geglaubt Musik zu hören — die „Frühlingsstimmen", und das „erste Veilchen" und dann das „liebliche Geläute!" Bitte, nun spielen Sie es mir vor — ach nein! Lucie soll es spielen! Ich kann Sie dann besser ansehen!"

Lucie schlug das Liederheft auf und spielte das Begehrte in jenein Piano und Pianissimo, an welches sie sich bei der Begleitung nun schon gewöhnt hatte. Cäciliens Züge zeigten, daß sie innerlich jeden Ton und jedes Wort mitsang, und plötzlich streckte sie beide Arme gegen Hubert aus. Es war nur ein Werk der Barmherzigkeit, daß er sich auf ein Knie vor ihr niederließ und sein Gesicht dein ihrigen näherte. Sie aber legte beide Hände ans sein Haupt, und er hörte die geflüsterten Worte: „Ach, ich bin so glücklich! So glücklich!" Dann sank sie in das Kissen zurück, ließ die Anne sinken und schloß die Augen. Lucie hörte auf zu spielen, die Uebrigen traten besorgt näher.

Cäcilie schien nur zu schlummern, doch überlebte sie diesen Tag nicht. Abends hörte ihr Herz auf zu schlagen, das kleine junge Herz, das einen Frühling und Sonnner lang sein bescheiden Theil Glück doch auch empfunden hatte. Herr Thormann sah sein Haus kinderlos. Auch einem lange ermatteten Schmerze wird nichts von seiner Schmerzlichkeit genommen. Selbst das Aufhören einer Sorge im Hause kann wie Verödung wirken.

Der Hausherr, die Tante und Lucie saßen im Wohnzimmer bei der Lampe, der alte Hausarzt leistete ihnen Gesellschaft. Das nur spärliche Gespräch hatte die letzten Tage Cäciliens zum Inhalt. Hubert kam leise durch den Musiksaal geschritten; da er aber in der Unterhaltung seinen Namen nennen hörte, so trat er nicht ein, sondern schritt nach der Gartenveranda, wo er, an einen Pfeiler gelehnt, stehen blieb. Der Tag hatte ihm eine wechselvolle Reihe von Eindrücken gebracht: Glück am Morgen, Besorgniß, grollendes Unbehagen, darauf den widerstrebenden Blick in die kommenden Schatten des Todes. Und er wurde ein peinliches Gefühl nicht los, daß er hier eine Art von Rolle gespielt habe, für welche er innerlich nichts aufzuwenden hatte, als Rücksicht und Selbstüberwindung. Da Körte er ein leises Geräusch und erkannte Lucien, die aus der Saalthür trat und sich ihm näherte.

„Wir sind Alle einverstanden," begann sie, „daß Sie jetzt, so lange Sie es bedürfen, Ihrer vollen Freiheit niedergegeben werden müssen. Dies Haus kann Ihnen jetzt nichts bieten. Ich habe für meine lieben beiden Alten zu sorgen und gehöre dieser Pflicht ernster noch als zuvor. Also ist mein Rath: machen Sie irgend eine kleine Reise, suchen Sie sich andere und freundlichere Anregungen!"

Hubert gestand, daß dies auch ihm erwünscht märe, und erzählte ihr von dem Briefe seiner Mutter. „Dann um so mehr müssen Sie reisen!" fuhr Lucie fort. „Und zwar unverzüglich, morgen früh, mit dem ersten Zuge. Sogar ohne Abschied dürfen Sie sich entfernen — Sie würden viele Dankesmorte hören, Sie wissen ja, wie man Sie verehrt und hochhält! Ich übernehme es, Ihre Abreise zu erklären, und man wird Sie verstehen."

„Aber eins noch!" wendete Hubert ein. „Ich habe Reinhold versprochen, ein Wort für ihn bei seinem Oheim einzulegen —"

„Auch das noch? unterbrach ihn Lucie. Nein, dazu wäre jetzt nicht die rechte Zeit! Verschonen Sie den Oheim bis auf gelegnere Zeit! Dem jungen Herrn ist auf seinem Schmerzenslager der Zuwachs von Demüthigung und Reue ganz dienlich. Und vielleicht zeigt sich künftig der Oheim zur Verzeihung geneigt. Das lassen wir!"

„Und was geben Sie mir, theure Lucie, als Reisesegen mit?"

„Einen Gruß an Ihre liebe Mutter!"

„Nichts für mich selbst, was mir mein Glück bestätigt?"

„Es ist jetzt nicht die Zeit, auf seine eig'ne Hand glücklich sein zu wollen. Das Glück muß uns noch als Hoffnung und Zuversicht erscheinen und befriedigen. Ich weiß, Sie werden wiederkommen! Bis dahin leben Sie wohl, und schreiben Sie an — irgend Jemand von uns, wie Sie es bei Ihrer Mutter gefunden haben!" Mit diesen Worten wendete sich Lucie rasch und schritt in das Zimmer zurück.

5

Seitdein waren fünf Jahre vergangen.

Herr Neinhold hatte einen höflicheren Abschied erhalten, als er gefürchtet; er zog es aber von freien Stücken vor, das Haus des Oheims fortan zu meiden. Denn zu seinem Erstaunen traten darin bald große Veränderungen ein. Die alten „Frühlingsstimmen" wurden nicht mehr gesungen, obgleich man sie im Gemüthe immer wieder vernahm. Herr Thormann hatte Lucie als Tochter adovtirt und darauf seinen Schwiegersohn Hubert Witting zum Theilhaber seiner Geschäfte erklärt. In diesem Sommer aber war ein besonders glückliches Treiben in der Villa. Huberts Mutter und Schwester wohnten als Gäste darin, und Luciens Kinder riefen mit neuen Frühlingsstimmen durch Haus und Garten.

Fanny ſewald.
von
Rudolf von Gottſchall.
- Leipzig, —

^ie Veteranin der deutschen Romanschriftstellerinnen, Fanny Lemald, blickt auf eine reiche literarische Thätigkeit zurück, und obschon sie sich mit starken Schritten der Altersgrenze der Ächziger naht, ist ihre Feder keineswegs erlahmt. Erst vor Kurzein hat ihre Erzählung „Josias", die in der „Gartenlaube" erschien, bemiesen, daß ihre schriftstellerischen Vorzüge nicht verblaßt sind, daß sie mit unwandelbarer Geisleskraft auf Gemüth und Verstand der Leser zu wirken weiß. Modeschriftstellerinnen, die in bestimmten Epochen den Ton angeben, mögen ihren Ruhm überleben. Eine solche Modeschriftstellerin ist Fanny Lemald nie gewesen; dazu ist sie zu eigenartig, und sie hat nie die Muster einer großblumigen oder kleinbeblümelten Darstellung zur Schau gestellt, welche in den Ladensenstern der Unterhaltungsblätter die große Menge anlocken.

Fanny Lewald ist eine Ostpreußin: in der Stadt der reinen Vernunft hat sie das Licht der Welt erblickt, wo der kategorische Imperativ, auch nachdem der Philosophendamm, auf dem einst Kant mit dem Regenschirm promenirte, dem neuen Eisenbahnviertel den Platz geräumt hat, doch noch gleichsam auf den Straßen spazieren geht. In der That, das ostpreußische Naturell hat etwas Gesundes und Kritisches, nicht im Sinne moderner Hyperkritik, sondern in demjenigen ruhiger verstandesmäßiger Erwägungen. Tie Ostpreußen haben Kopf und Herz auf dem rechten Fleck: so ein edelster Typus ist ein Denker wie Kant.

Hamann, der Magus aus dein Norden, und Herder, der große Anemvsinder der Volks- und Weltliteratur aller Zeiten, tragen diesen Typus

und Sud z^., KS. 3

nicht mehr in voller Reinheit an sich. Nur zeugen Beide für die Innerlichkeit des ostpreußischen Wesens; der Mangel an landschaftlichem Reiz der Natur, der lange, oft strenge Winter drängt die Menschen mehr in's Innere zurück, und so sind bei besonders dazu veranlagten Naturen auch Auswüchse des Mysticismus nicht ausgeschlossen, wie sie das Königsberger Muckerthum zeigte, das selbst bis in die Burg des alten Ottokar seine Fäden spann. Der Natur, der Landschaft, dem ganzen Leben fehlt trotz aller großen Perspectivesn des Handels, die der mastenreiche Pregel eröffnet, und der Wissenschaft, die in dem neuen Albertinum ihre Pflegestätte findet, wie sie dieselbe in dem alten auf dem Kneiphof gefunden, ein gewisses farbenhelles Colorit: es überwiegt überall die verstandesmäßige Nüchternheit.

Bei Fanny Lemald wurde diese Eigenart der geistigen und der äußern Umgebung wesentlich dadurch modificirt, daß sie eine Jüdin mar. Nicht als ob die orientalische Gluth der Phantasie ihr vorzugsweise eigen märe; nicht als ob die Schärfe des Witzes, der Esprit eines Heine und Börne, bei ihr besonders hervorträte; ihr fehlt sogar die epigrammatische Pointirung des Stils. Aber es lag etwas in ihr von jener Intuition der orientalischen Weisheit, die mit heiterer Ruhe Gott und die Welt erfaßt und in Eins zusammenspinnt. Sie korrigirte nicht das System Kants durch dasjenige Spinozas; aber ihr Naturell, ihre Denkweise hatte mehr mit dem Amsterdamer Juden gemein, als mit dem Manne der reinen Vernunft und des geläuterten Glaubens.

Fanny Lewald ist am 24. März 1811 zu Königsberg geboren. Was sie in ihrer Kindheit und Jugend erlebte, hat sie uns selbst in der ersten Abtheilung ihrer Schrift: „Meine Lebensgeschichte" (2 Theile 1861) erzählt, der mir auch in ihren spätem Abtheilungen als authentischer Quelle getrost folgen können. Ihr Vater war ein Mann, der das Leben und die Menschen kannte, in seinem Hauswesen patriarchalisch, streng gegen seine Familie, aber doch der beste beratende Freund derselben war. Wie selbstständig und souverain er im Hause und gegen die Seinen verfuhr, geht schon daraus hervor, daß er eines schölln Tags seinen Söhnen mittheilte, sie würden getauft werden, und daß er ebenso unvermuthet bei der Regierung darum einkam, statt des bisher geführten Namens Markus den Namen Lewald annehmen zu dürfen. In das traulich anheimelnde Familienleben brachen die Weltereignisse: Napoleons Zug nach Rußland und, die große Retirade des Jahres 1812, Vorgänge, die sie selbst in einen ihrer späteren Romane mitvermebt und anschaulich geschildert hat. In ihrem 17. Jahre trat sie zum Christenthum über, aus Liebe zu einem jungen Theologen Leopold. Das Glaubensbekenntnis:, das sie bei der Taufe ablegte, nennt sie selbst ein trauriges Muster von schwungvollem Jesuitismus; denn sie konnte sich im Herzen mit den Dogmen des Christenthums nicht befreunden, und das war auch der Grund, weshalb diese Liebe zu keinem dauernden Bunde führte.

Bis zum Jahre 1832 hatte Fanny Lemald die Pregelstadt nicht verlassen. Dann machte sie mit ihrem Vater eine Reise nach Berlin und BadenBaden und mit der Familie ihres Onkels an den Rhein und nach Schlesien. In Breslau verweilte sie längere Zeit bei ihren Verwandten; hier trat ein für ihr inneres Leben entscheidendes Ereigniß ein, ihre Liebe zu Heinrich Simon, dem Sohn ihrer Tante Minna, der sich später als ein bedeutender Politiker zeigte. Doch diese Liebe mar eine unglückliche; lange hartte Fanny vergeblich auf irgend eine Aeußerung, aus der sie auf eine Erwiderung ihrer Neigung hätte schließen können. Da, bei ihrem Abschied von Breslau, begleitete er sie nach Hause, und dort sanken sie sich bitterlich weinend vor der Thür der Wohnung in die Arme. „Dann raffte er sich zusammen, mir gaben uns die Hände und trennten uns — um uns nach einer Reihe von mir schwer durchlittener Jahre zu einer Freundschaft wieder zusammenzufinden, die bis zu des unvergeßlichen Mannes Tode uns in nicht wankender Treue und Festigkeit verbunden hat." Lange stand sie in Corresvondenz mit dem Vetter; im Jahre 1839 erfuhr sie endlich durch einen von ihr veranlagten Brief Heinrich Simons, daß ihr Geliebter — und zwar ebenso hoffnungslos wie sie — eine Andere liebe. Den Gemüthszustand, in den sie durch diese Mittheilung versetzt wurde, hat sie in ergreifender Weise in der zweiten Abtheilung ihrer Lebensgeschichte: „Leidensjahre" (2 Theile. 1861—62) geschildert. Ihr Leben in Königsberg mar in der Zwischenzeit ein sehr einsames und unbefriedigtes gewesen. Einen vom Vater empfohlenen ehrenvollen Heirathsantrag hatte sie trotz ihrer kindlichen Pietät zurückgewiesen; trug sie doch damals noch eine schönere Hoffnung im Herzen. Sie ließ es nicht an Selbstanklagen fehlen und hatte das krankhafte Bestreben sich nützlich zu mächen und diesen Nutzen fast in geschäftsmäßiger Form nachzuweisen. So führte sie ein Buch, an welchem sie mit peinlicher Sorgfalt nachrechnete, wie viele Taschentücher sie an einem Tage gesäumt, wie viele Paar Strümpfe sie gestopft, was sie überhaupt für die Familie mit Nähen, Schneidern, Musikunterricht geleistet hatte, um es am Ende des Monats nach seinein Geldwerth berechnen zu können.

Bald sollte sie aber in die Eine, sür ihr ganzes Leben Ausschlag gebende Bahn gelockt werden. Aeußeren Anlaß dazu gab ihr Vetter August Lemald, der damals die Zeitschrift „Europa" in Stuttgart redigirte und überhaupt zu den vielgenannten Journalisten und Schriftstellern gehörte. Er hatte ohne ihr Wissen fchon einige Stellen aus ihren Briefen über Königsberger Zustände zum Abdruck gebracht; dann wurde sie von ihm aufgefordert, einen Aufsatz über die Huldigungsfeierlichkeiten zu schreiben, die damals 1840 in Königsberg stattgefunden. Sie kommt dieser Aufforderung nach; ihr Aufsatz findet Beifall. So schreibt sie gegen den Willen ihrer Familie selbstständig ein Märchen, eine Novelle, und da August Lemald dies alles lobt und honorirt, so faßt sie den Entschluß, sich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen. Ihr Vater machte zu diesem Entschluß eine bedenkliche Miene; doch trat er ihr nicht hindernd in den Weg, sondern wünschte ihr von Herzen Glück dazu. Sie war gerührt, und was sie in jenem Moment feierlicher Weihe empfunden, das Gelübde, das sie damals abgelegt, wollen mir mit ihren eignen Worten hier niederschreiben; sie ist in der That demselben nie untreu geworden. Es mar kein unbewußtes Herumirren in den Zaubergarteu der Poesie. „Ich hatte eine große Vorstellung von der Macht des Dichters auf den Geist seines Volkes und von der Gemalt des Worts über das Herz der Menschen. Und weil ich die Wahrheit suchte und die Wahrheit über alles schätzte, wo ich sie erkannt hatte, so nahm ich mir vor, ihr in keiner Zeile und mit keinem Worte jemals abtrünnig zu werden, und wie groß oder gering mein Einfluß jemals werden könnte, ihn nie anders als im Dienste desjenigen zu verwenden, was mir Schönheit, Freiheit und Wahrheit heißt. Und dies Versprechen habe ich mir treu gehalten."

Im Jahre 1842 erschien ihr erster Roman, „Klementine", welcher an Gutzkows „Werner oder Herz und Welt" erinnern mochte. Er behandelte die Störung der Ehe durch eine frühere Jugendliebe, eine Störung, welche durch Pflichtgefühl und Verzichtleistunz ausgeglichen wird. Handelte es sich hier um einen Herzenskonflikt innerhalb der Ehe, so bildete dieselbe als religiös-bürgerliches Institut in den beiden folgenden Romanen den Mittelpunkt der Handlung. Der klare Verstand der Verfasserin schreckte so wenig vor verwickelten Rechtsfragen zurück, daß sie dieselben eingehend mit einer gewissen Vorliebe behandelte. Hierzu kam der Drang nach Emancipation in Bezug auf confessionelle Fragen, der damals in der Luft des Königsberger Liberalismus lag. Eine dieser Fragen war die jüdischchristliche Mischehe. Einer der Vorkämpfer der liberalen Partei, Dr. Ferdinand Falkson, der vor Kurzem seine interessanten Erinnerungen aus der ostpreußischen Bewegungsepoche veröfientlicht hat*), «ermochte in Preußen für seine Ehe mit einer Christin nicht die Bewilligung zu erhalten und gab alle betreffenden Aktenstücke heraus. Die Frage stand damals auf der Tagesordnung, und Fanny Lemald mit ihrem lebhaften Sinn für Alles, was das öffentliche Leben betraf, und mit ihrem eifrigen Bestreben, für das Judenthum und die Gleichberechtigung der Confessionen eine Lanze zu brechen, bemächtigte sich dieses Stoffes in ihrem Roman „Jenny" (1843>, welcher wohl der hervorragendste aus ihrer jugendlichen Sturm- und Drangperiode ist. Sie gab dem Conflict keinen versöhnlichen, sondern einen tragischen Ausgang und ließ ihn in einer Doppelhandlung sich abspielen. Ihre eigenen Lebenserfahrungen hat sie mit großer Offenheit unverhüllt in demselben dargestellt: nach dieser Seite hin enthält der Roman ihre O«n» tessionü. Jenny ist wie sie selbst aus Liebe zu einem Kandidaten der Theo

*) Die liberale Bewegung in Königsberg (1840—1848), Memoiren-Blätter von Ferdinand Falkson, Breslau, S. Schottlaender.

logie zum Christenthum übergegangen, bereut aber diesen Schritt, weil sie sich mit dem kirchlichen Dogma der Dreieinigkeit nicht verständigen kann. Der Geliebte, ein orthodoxer Theologe, wendet sich von ihr ab, als er sich überzeugt, daß trotz der Taufe die Kluft ihrer religiösen Anschauungen nicht zu überbrücken ist. Hierzu kommt noch ein Motiv der Eifersucht. Jenny wird dadurch getröstet, daß ein Graf ihr, ohne Rücksicht auf Standesvorurtheile, Herz und Hand bietet: doch fällt der Verlobte in einem Duell, in welchem er einen unverschämten Lästerer zu züchtigen sucht, der natürlich die öffentliche Meinung in aufdringlicher Weise vertritt. Jenny stirbt mit gebrochenem Herzen an seiner Leiche. Das ist in der einen Hälfte der Lebensroman der Fanny Lewald: derjenige des Dr. Ferdinand Falkson spielt sich daneben ab. Ein junger jüdischer Arzt liebt die Tochter eines Bankiers: doch wegen der Kluft der Confessionen kann er sie nicht Heirathen; er selbst will nicht zum Christenthum übergehen, weil er für die bürgerliche und politische Emancipation seiner Glaubensgenossen zu wirken sucht. So verzichtet er und sinket einen Trost darin, daß einer seiner Freunde, der solches Glück verdient, seine Geliebte zum Altare führt. Auch hier weicht der Roman von seiner thatsächlichen Grundlage ab, denn Falkson hat seine Braut in England geheirathet. Der Roman ist frisch aus dem Leben der damaligen Zeit gegriffen; die jüdische Gesellschaft in ihren Haupttypen, sowohl in ihrem patriarchalischen Familienleben, wie in ihren anmaßlichen Ueberhebungen ist getreu geschildert; bei einzelnen Charakteren fehlt auch die humoristische Färbung nicht. Nüchterner und oft in die juristische Prosa hinabsinkend mar der nächste Roman: „Eine Lebensfrage" (2 Bde. 1845). Ein Dichter, der eine zänkische und verständnißlose Frau hat, steht hier im Mittelpunkte des Romans, der sich ganz um die Frage der Ehescheidung dreht.

Dieser Roman bemies, daß das Talent der Verfasserin die Lebensverhältnisse, in denen sie sich bewegte, schon erschöpft hatte und leicht hätte verkümmern können, wenn der „Kneiphof" und die „Lastadie" der Pregelstadt für alle Zeit die Dekorationen ihrer Lebensbühnen geblieben wären. Doch es trat eine glückliche Wendung ein, die sie vom Pregel an den Tiber führte. Sie hat diese Epoche unter dem Titel „Befreiung und Wanderleben" in der dritten Abtheilung ihrer Lebensgeschichte geschildert <2 Theile. 1862). Schon die große Zahl bedeutender Persönlichkeiten, mit denen sie auf ihren Reisen zusammentraf, erweiterte ihren Gesichtskreis und gab ihr eine Fülle von Anregungen. Sie zeigte als Portraitmalerin einen scharfen Blick und eine gute Beobachtungsgabe, und die Bilder, die sie von Varnhagen von Ense, Theodor Mündt, Clara Mühlbach, Herwegh, u. A. entwirft, sind treffliche Charakterköpfe. Hat sie doch von ihrer Kunst der Portraitmalerei in den „Zwölf Bilder aus dem Leben. Erinnerungen" (1888) erst neuerdings wieder eine Probe gegeben, die zum Theil noch an jene Wanderepoche anknüpft.

Im Jahre 1845 unternahm sie die Reise nach Italien, die für ihr ganzes späteres Leben so bedeutsam werden sollte. Hier fand sie Anregungen jeder Art; das satte landschaftliche Kolorit, das bunte Volksleben befruchtete ihre Phantasie nnd gab auch ihrer ganzen Darstellung lebhafteren Schwung. Die Lazzaroni am Golf von Neapel waren doch ein Menschenschlag mit mehr Poesie als die Lastträger der Königsberger Lastadie, und die schön geschungenen Linien dieses Golfs, der Strand mit seinen Vulkanen und Bergeskuppen hatte doch einen ganz anderen Zauber als die baltischen Gestade mit ihren einförmigen Palmen. Dazu die Fülle der Kunstschätze, die Farbenpracht der Gemälde, die Poesie der Dome, die Meistermerke der Architektur, die durch die Kunstwerke in ihrem Innern großen Nationalmuseen gleichen — das war für die jüdische und protestantische Weltanschauung, in welcher sich Fanny Lemald bisher bewegt hatte, mit ihren bildlosen Glaubenssätzen und Verstandesbegriffen anfangs etwas Fremdartiges, das aber einen mächtigen Einfluß ausüben, nicht blos den geistigen Horizont momentan, sondern auch das schriftstellerische Talent beleben, ja zum Theil in neue Bahnen lenken mußte. Noch entscheidender war für Fanny Oswald die Bekanntschaft mit Adolf Stuhr: der Satz, daß entgegengesetzte Naturen die größte Anziehungskraft aufeinander derausüben, bestätigte sich hier vollständig. Freilich, das Gemeinsame durfte nicht fehlen, und das war hier die gleichmäßig hohe Geistesbildung, das gleiche Interesse für Wahrheit, Schönheit und ein edles Menschenthum. Doch bei Stahr gewann das Alles einen enthusiastischen Ausdruck, welcher der Freundin gänzlich fern lag; so warm sie empfinden mochte, es überwog doch bei ihr die ruhige Prüfung und Erwägung, die Besonnenheit gegenüber der Begeisterung. Aber das konnte nicht ausbleiben, daß sie von Stahrs oft überschwänglicher Empfindnngsweise niit fortgerissen wurde und so aus der bisweilen kühlen Harmonie der eigenen heraustrat. Dies farbenhellere Kolorit der Schreibweise zeigte sich schon in dem „Italienischen Bilderbuch" (2 Bde. 1847); und wenn mir daran gleich das spätere Nachschlagebuch „England und Schottland" (2 Bde. 1851-52) reihen, so haben wir eine bedeutende und sehr hoch zu stellende Seite ihrer litterarischen Thätigkeit vor Augen, diejenige der Reiseschriftstellerin. Aber Fanny Lewald ist keine Touristin gewöhnlichen Schlags; auch reisebildert sie nicht mit dem Esprit der Heine'schen Schule: in ihrer maßvollen Darstellung prägt sich scharfe Beobachtungsgabe, der aufgeschlossene Sinn für alles Schöne, Humane, geistig Bedeutsame aus, und der Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit tritt uns fast lebhafter in diesen Schriften entgegen, als in manchen ihrer Romane. Sie tragen oft das maßvolle Gepräge einer apostolischen Sendung und zeigen jenen Faltenwurf der rednerischen Toga, welche dem aus innerster Ueberzeugung quellenden Wort ein würdevolles Ansehen giebt.

Ihren Romanen selbst merkte man zunächst den Einfluß der italienischen Reise nur in der freieren Stoffmahl an; es war nicht mehr die Luft des Königsberger Kneiphofs, die man früher ausschließlich in ihnen athmete. In das Jahr 1847 fällt ihre Persiflage der Hahn-Hahn'schen Romane „Diogena", eine Parodie, die aus scharfsinniger Beobachtung der Schreibweise der Gräfin hervorging und zum Theil mit einer der Dichterin sonst fremden ätzenden Schärfe abgefaßt war. Der große Gegensatz zwischen der den Capricen des Herzens und Geistes huldigenden Aristokratin und der demokratischen Jüdin, deren Losung die Emancipation und der Kampf gegen das Vorurtheil war, genügt nicht, um den Ton und die Haltung dieser Schrift zu erklären; die Eifersucht kam hinzu, und sie vorzugsweise hat das Pasquill diktirt. Beide Frauen liebten Heinrich Simon, und diesen zog sein Herz zur Gräsin, die aber nicht den Muth besaß, ihre Nangstellung ihrer Leidenschaft zu opfern. Ganz unrecht mag man der Verfasserin einer Lebensbeschreibung der Gräfin Hahn-Hahn, Marie Helene, nicht geben, wmn sie, allerdings in einer zu scharf betonenden Weise, sagt: „Was immer und welche Gründe die beredte Feder für die Veröffentlichung ihres die berühmte Schriftstellerin parodirenden Romans „Diogena" angeben möge: mir fühlen uns zu der Annahme berechtigt, daß es der Haß gegen die bevorzugte Nebenbuhlerin war, der sie leitete und der dem tiefverwundeten Herzen Schmähungen entlockte, die ebenso maßlos sind wie das Gefühl, das jenen Haß erzeugte."

Der Verkehr mit Varnhagen von Ense und in den Berliner Kreisen, welche manche Erinnerung an frühere Zeiten pflegten, hatte sie zu einem geschichtlichen Roman angeregt, in dessen Mittelpunkt sie den „Prinzen Louis Ferdinand" (3 Bde. 1840) stellte. Hatte doch Rahel, Varnhagens Gattin, in ihrer Jugend in nahen freundschaftlichen Beziehungen zu dem Hohenzollern gestanden. Der Aufgabe, aus feiner Epoche heraus die Gestalt des Helden zu erklären, war Fanny Lemald nicht ganz gewachsen. Der preußische Alcibiades hatte auch einen heldenhaften Zug, während er in dem Roman wesentlich als Don Juan auftritt; doch auch als solcher erscheint er zu gemessen, es fehlt dem Ganzen, obschon die Liebesabenteuer in den Vordergrund gestellt sind, der leicht plänkelnde Ton der damaligen frivolen Gesellschaft. Auch Rahel ist zu schwärmerisch, es fehlt ihr die schlagkräftige Eigenart mit den Treffern eines genialen Instinktes. Die Schilderungen sind im Uebrigen lebendig und einige Charakterköpfe mit festen, scharfen Umrissen gezeichnet. Daß indeß ihr Talent beweglicher, ihre Phantasie erfindungsreicher geworden war, bemies sie durch eine Reihe rasch auseinanderfolgender Veröffentlichungen, kleinerer Erzählungen, wie die „Dünen- und Berggeschichten" (2 Theile. 1856), „Liebesbriefe eines Gefangenen" (1850), in denen Reflexionen über Staat und Religion überwiegen. „Auf rother Erde" (1850), einen Roman aus der preußischen Revolutionszeit, welcher klar und lebendig dargestellt und in welchen der Liebesroman mit Geschick verwebt ist. Alle diese Schriften standen unter dem Eindruck der Märzrevolution, welche die Gemüther mächtig bewegt und eine Menge von Fragen aufgeworfen hatte, die, kühn gestellt, auch kühn beantwortet wurden.

Doch die letzten Nachklänge des gewaltsamen politischen Aufschwunges verhallten allmählich; die Kritik trat in ihre Rechte ein und die schärfste Kritik übte der Fortgang der Ereignisse selbst, der das Unreife und Ueberstürzte verurtheilte, indem er zunächst in gänzlich andere Bahnen lenkte, fast ohne Anknüpfung an die Losungen jener stürmischen Tage. Es trat eine Zeit trüber Reaction ein, und mancherlei Wandlungen der Ueberzeugung, besonders auch der religiös-kirchlichen, die unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm IV. stets besonders betont wurde, waren an der Tagesordnung. Aus dieser Stimmung heraus schrieb Fanny Lemald den Roman „Wandlungen" (4 Bände. 1853), obschonsie denselben mehr in die vormärzliche Zeit verlegte. Man würde sreilich dem Roman Unrecht thun, wenn man ihn ihm einen Reflex der Epoche und eine Chronik von lauter Wandlungen der Gesinnung suchen wollte: es handelt sich in ihm ebenso um Wandlungen der Neigung, und der Grundgedanke wird nicht durch alle Verwicklungen des Romans gedeckt, sondern nur durch die Schicksale der zwei Hauptpersonen. Friedrich Brand, der Sohn eines Tischlers, befreundet sich auf der Universität mit dem Baron Erich von Heidenbrück, wird in die Familie eingeführt und lernt die Schwestern Erichs, die schöne Helene und die interessante Cornelia, kennen. Er lernt Helene lieben, sie schenkt ihm ihre Gegenliebe, aber als er um ihre Hand anhält, wird er zurückgewiesen; der junge Theologe erscheint der Baronstochter nicht ebenbürtig. Helene heirathet einen Diplomaten, den Grafen von Saint-Bazau, bewahrt aber im Herzen dem jungen Studenten ihre Neigung. Dieser, befreundet mit einein jüdischen Arzt, in dessen Charakterkopf man wohl die Züge des Vierfragenmannes, des Dr. Jacob«, wiedererkennen kann, wird dem Glauben untreu, den er bekennen und lehren soll. Nach mancherlei Fahrten heirathet er eine Verwandte des

freiherrlichen Hauses, Auguste, die ihn in einer Krankheit gepflegt hat, schon aus Eitelkeit, um dem Hause, das eine Verbindung mit ihm für unmöglich gehalten, doch noch verwandt zu werden. Die Ehe ist indessen unglücklich; Friedrich geräth in Konflikt mit dem Consistorium, wird seines Amtes entsetzt, nachdem er längere Zeit in Rom feinen aftethischen Neigungen gelebt. Die Ehe wird geschieden. Auguste heirathet den Pfarrvikar, der ihn während seiner Abwesenheit vertreten. Helenens Gatte, der Diplomat, vergiftet sich, als er seinen sicheren, durch Ausschweifungen jeder Art herbeigeführten Ruin vor Augen sieht, und Helene wird zuletzt die Gattin Friedrichs, den sie nie zu lieben aufgehört hat. Ihre Schwester Cornelia geht zuerst in's Lager der Pietisten über und heirathet dann den radikalgesinnten, freigeistigen Arzt. Ihren früheren Bräutigam, den Pietisten Plessen, finden wir als Mönch in einem italienischen Kloster wieder.

Zwischen diesen Wandlungen verfließt natürlich eine geraume Zeit. Die Handlung selbst ist überreich: außer den erwähnten Personen treten noch die beiden jüngsten Söhne des Barons, Erich und Georg mit ihrer Liebe zu der Unterofsizierstochter Regina in den Vordergrund. Der Roman ist etwas zu sehr in's Breite gearbeitet, und die sich hin- und herwendende Teilnahme der Leser ermüdet bisweilen gegenüber einer sich in Zickzacklinien bewegenden Handlung. Wohl aber gehört er zu den gedankenreichsten Werken der Verfasserin, und diese Gedanken sind in einem Stil von klarem, festen Gepräge ausgedrückt. In Bezug auf scharfe Beobachtungsgabe und feine Seelenmalerei nimmt der Roman eine hervorragende Stellung ein; die Anatomie der geistigen Richtungen und die Gesinnung dieser Region des innern Menschen, in welcher Geist und Herz verschmelzen, erinnert an die Romane Gutzkows, mit denen er auch gemein hat, daß er aus einem leitenden Gedanken heraus geschaffen ist und aus diesem die Verwicklungen und Schicksale der Menschen erfindet und regulirt. Dies geschieht selten ohne Einbuße an jener Leichtigkeit der Erzählung, welche sich bequem und behaglich dort geltend macht, wo ein beliebiger thatsSchlicher Stoff aus den, Leben aufgegriffen und ohne jeden Anspruch auf geistige Bedeutung behandelt wird.

Neben den „Wandlungen" ist das umfangreichste, in größerem Stil angelegte, Werk der Dichterin der Rommncyklus „Von Geschlecht zu Geschlecht" (8 Bde. 1864—68). Dieser Roman hat ein durchsichtigeres Gefüge als „die Wandlungen"; er spielt sich, wie schon der Titel ergiebt, in einer Folge der Zeit ab, sodaß nicht zuviel Gleichzeitigkeit aufgehäuft ist. Die Tendenz des Werkes ist eine demokratische, wie in allen Schriften der Fanny Lemald; sie ist auf die Ausgleichung der Stände gerichtet, und solchom Fortschritt der Cultur nachzuspüren, folgt sie dem Verlaus der Zeiten und der Schicksale der Einzelnen, wie sie sich in den aufeinanderfolgenden Jahrzehnten gestalten. Der Gegensatz zwischen den Geschicken der vollbürtigen Sprößlinge einer aristokratischen Familie und derjenigen eines bürgerlichen Bastardgeschlechtes bildet den Angelpunkt des Werkes. Am bedeutendsten erscheint uns die erste Abtheilung', „Der Freiher" mit ihren lebensvollen Roccobildern; sie spielt in Deutschland zur Zeit der französischen Revolution. Während das Emigrantenthum sich in deutschen Schlössen! einnistet, erhebt das Bürgerthum stolzer sein Haupt und selbst das Judenthum lernt sich immer mehr als eine gesellschaftliche Macht durch seinen Reichthum fühlen. Klopft doch der Held dieses Romans, der alte Freiherr von Arten, als Bittender an die Pforte des reichen Juden Fliep. Der Baron hat ein Verhältnis? mit einem Bauernmädchen Pauline, das er einer schrecklichen Seuche entrissen hat und das mit inniger Liebe an ihm hängt. Aus diesem Verhältnisß stammt ein Sohn, der später ein eigenwilliger, starrköpfiger Knabe vor des^Vaters unnatürlicher Strenge in die weite Welt entflieht. Die Mutter aber sucht ihren Tod im Wasser des Artener Burggrabens, als der Baron zur Hochzeit mit der jungen Gräsin Angelika führt. Diese empfindet bald, daß den Gatten ein Schmerz bedrückt, der einer früheren Liebe gilt. Doch bald wird das eheliche Berhältniß dnrch Verwicklungen, die an Goethes „Wahlverwandschaften" erinnern, noch mehr gestört; eine französische Herzogin und ihr Bruder, aus Frankreich vertrieben, suchen ein Asyl auf Schloß Arten. Die pikante Herzogin erobert sich den Freiherrn, während ein junger Architekt, der um eine Kapelle und Kirche zu bauen auf das Schloß eingeladen ist, allmählich die Neigung der Baronin erwirbt. Sie gesteht diese nur geistige Untreue dem Gatten. Doch dieser, in seiner Eitelkeit verletzt, wendet sich ganz von ihr ab: sie verfällt in eine schwere Krankheit und stirbt. Einem Stammhalter des Hauses hatte sie indeß schon vor dieser Epoche der Wahlverwandschaften das Leben geschenkt. So kann denn Fanny Lemald den Faden weiterspinnen „von Geschlecht zu Geschlecht". Der Sohn PaulinenK und der Sohn Angelikus werden die Träger der sich weiter entwickelnden Handlung, die in den folgenden Abtheilungen dargestellt wird.

Die Verwandtschaft des Stoffes der ersten Abtheilung mit dein Goetheschen Roman hat auch der Darstellung einen gemissen goethisirenden Zug gegeben. Der Stil hat hier wie in dem ganzen Werke einen durchaus edlen Ton, einen würdevollen Ausdruck, und die Gedanken, denen es an Tiefe nicht fehlt, eine schöne durchsichtige Fassung. Wir können hier nicht näher auf den Inhalt der folgenden Bände des Romans eingehen, auch ist uns Beschränkung geboten, gegenüber der andauernden schöpferischen THStigkeit, welche die Dichterin im Laufe langer Jahrzehnte entwickelte. Nur das Bedeutende und Charakteristische können wir hier hervorheben; denn auch die kleinen Erzählungen, die einzeln oder in Sammlungen erschienen, tragen das gleichartige Gepräge wie die größeren, wenn es auch nicht so scharf hervortritt.

Fanny Lewald hatte sich nach ihrer italienischen Reise in Berlin niedergelassen, wo sie sich 1854 mit Adolf Stahr verheirathete. Auch nach dem Tode des geistreichen Gelehrten im Jahre 1876 blieb sie der preußischen Hauptstadt getreu, die sich nicht lange darauf in die deutsche Reichshauptstadt verwandelte. Das rege geistige Leben Berlins übte auf eine Frau wie Fanny Lewald dauernde Anziehung aus. Eine bedeutsame Nachwirkung der großen nationalen Ereignisse indes; läßt sich in ihren Romanen nicht gerade nachweisen: hielt doch mit der nationalen EniWicklung diejenige der liberalen Principien, wie sie die ostpreußifche Bewegung am Anfang der vierziger Jahre vertrat, nicht Schritt, und aus dem Banne der Anschauungen eines Johann Jacoby ist Fanny Lewald schwerlich herausgetreten. Auch ihre eigenen Lebenserfahrungen konnten ihre phantasievollen Erfindungen wenig bereichern, mindestens sprach das Autobiographische in ihren neuen Romanen nicht, wie in den früheren, mit und zwar mit einem oft warmen Herzensantheil. So sind wir bei den Werken der letzten Jahrzehnte durch keine innere Nöthigung an das Chronologische gebunden und können sie nach anderen Gesichtspunkten zusammenstellen.

Zu den trefflichsten gehören wohl die zwei Romane: „Das Mädchen von Hela" (2 Bde. 1860) und „Die Erlöserin" (3 Bde. 187.?). Der erste hat ein vorzügliches Localcolorit. Hela, eine in die Ostsee hineinragende Halbinsel, die nur durch eine schmale und nicht leicht zu passirende Landenge mit dem Festlande zusammenhängt, bietet für baltische Seemalerei willkommenen Anlaß, und Fanny Lewald war dazu durch die Erinnerungen ihrer Jugend berufen. Die Bewohner jener Halbinsel haben, abgesperrt von der übrigen Welt, einzelne sinnige Volkssitten bewahrt, die in das Leben der Heldin und ihre Herzensverhältnisse miteingreifen. Diese abgeschlossene Welt, diese Strandidylle mit ihrer geistigen und sittlichen Klausur hat die Dichterin mit realer Wahrheit geschildert. Die Handlung ist einfach und und spannend. „Das Mädchen von Hela" dürfte der volksthümlichste Roman der Fanny Lewald sein. Auch „die Erlöserin" spielt an den baltischen Gestaden. Die Heldin ist ein ostpreußisches Psarrerskind, und eine Pfarridylle, der die specifischen Schrecken der Nehrungen in Ostpreußen nicht fehlen, indem die Frau Pfarrerin felbst im Treibsande zu Grunde geht, bildet die Jntroduction zu einer traulich anheimelnden Ausführung. Die Liebe der jungen Hulda zu dem Baron, einem edlen Charakter, der aber nicht glaubt, daß ein weibliches Wesen ihn lieben könne, weil er trotz seiner seelenvollen Augen etwas verwachsen ist, die Rücksichten der Familie, des Vaters Wunsch und Abrathen bewirken, daß die schwererkrankende Hulda resignirt, ein Verzicht, der den Baron selbst an der Liebe seiner Braut irre macht. Er verlobt sich mit einer jungen Weltdame, Konradine, welche durch eine kleine Hofaffaire in's Gerede gekommen; doch kurz vor der Hochzeit wendet sie sich wieder dem Fürsten zu. Da gedenkt der Baron seiner Hulda, die inzwischen in die weite Welt hinausgeflüchtet, und holt sich seine Erlöserin von den meltbedeutenden Breitem; denn Hulda hatte sich mit schönem und wachsendem Erfolg der Bühne gewidmet. Die Handlung ist sehr einfach, aber wir folgen derselben mit regem, wachsenden Antheil. Die Charaktere sind mit Wärme und Wahrheit geschildert. Das Leben im Schloß, im Pfarrhause, in der Bühnenwelt ist mit ausdrucksvoller Treue dargestellt. Wie der Aether einer ruhigen Contemvlation über dein ganzen Werke blaut, mit einer Durchsichtigkeit, die sich auch dem meisterhaften Styl mittheilt, so spiegelt er sich auch in einer Menge von klar ausgeprägten Sammlungen und Reflexionen.

Es kommt in diesem Roman eine Weltdame Frau von Wildenau vor, die über Liebe und Ehe sehr ketzerische Ansichten hegt und ausspricht: nichts sei so trügerisch wie die sogenannte Liebe und nichts weniger der Prüfung werth, als die Person, mit der man sich verbindet; man würde bald über die Liebesheirathen wie über Kinderspiele lachen, und kein Mensch würde mehr glauben, daß man aus Liebeskummer sterben oder sich das Leben nehmen könne. Eine Zahl der Lewald'schen Romane scheint dieser skeptischen Dame Recht zu geben; sie inachen Front gegen die Romantik der Neigungen und plaidiren sür eine solide, vernünftige Ehe. So „Adele", die einen jungen Romanschriftsteller liebt, auch dann noch, als er der reichen Wittwe eines Buchhändlers vor ihr den Vorzug gegeben. Erst als er ihr nachher noch mit einem Liebesantrag naht, wendet sie sich von ihm ab und heirathet ihren Vetter Samuel, eine sehr prosaische Natur. Dieser Vetter vertritt die bürgerliche Solidität, er ist der „Samielhilf", den die liebesverrückten Mädchen anrufen sollen, um ins rechte Gleis zu kommen, der rettende Dritte! „Die Kammerjungfer" aber (2 Bde. 1856) ist eine zweibändige Warnung für Mädchen, nicht über ihren Stand zu Heirathen. Wenn aber Frau von Wildenau meint, es werde Niemand mehr an Selbstmord aus Liebe glauben, so theilt die Dichterin keineswegs die Anschauungen der freigeistigen Dame; sonst hätte sie nicht zwei Romane geschrieben, wie „Benedikt" (1874) und „Benvenuto" (2 Bde. 1876). in denen dies Unglaubliche uns mit psychologischer Wahrheit geschildert wird. In dem ersten liebt ein Mönch ein reizendes Weltkind und endet durch Selbstmord; in dem zweiten liebt ein Modell Gloria einen vornehmen Maler und nimmt sich das Leben, als sie von ihm verlassen wird. Beides ist wohl und glaubwürdig motivirt; aber wo die Leidenschaft sich zu tragischer Gemalt erhebt, vermissen wir das schwunghaft Hinreißende der Darstellung.

Bon den Erzählungen der Fanny Lemald, welche unter einem gemeinsamen Titel zusammengestellt sind, erwähnen mir nur noch die „Neuen Romane" (4 Bde. 1859), in denen zum Theil das ostpreußische Kolorit vorzüglich getroffen ist. Das gilt besonders von „Schloß Tannenburg", in welchem uns gediegene Charaktere vorgeführt werden, wie sie in jenen baltischen Provinzen heimisch sind. Die spannendste dieser Erzählungen ist „der Seehof." In „Villa Reunione", Erzählungen eines alten Tanzmeisters Bde. 1864) findet sich nach dem Muster Boccaccios eine Rahmenerzählung; doch erzählt hier der Tanzmeister allein. Die erste Geschichte, die Liebe einer Prinzessin zu einem jungen Kunstreiter, ist ein Motiv von abenteuerlicher Romantik, für welches Fanny Lemald nicht die rechten Farben hat, welches uns deshalb kalt läßt. Der junge Kunstreiter, wenn er auch nachher ein gescheuter, weltgewandter Tanzmeister wird, ist doch eigentlich ein dummer Junge, und daß die Prinzessin zeitlebens diese blöde Jugendeselei in ihrem Herzen einbalsamirt haben sollte, das würde doch auf eine gewisse Geistesbeschränktheit deuten. Die zweite Erzählung „eine traurige Geschichte" ist psychologisch interessant, aber im Detail zu weitschweifig. Die Moral ist, daß es auch in den Kreisen des Volks innerlich unbefriedigte Ehen giebt, die zu Ausschreitungen verlocken. „Ein Schiff aus Kuba" ist eine etwas zu feierlich erzählte Anecdote. Die beste dieser Erzählungen ist „Dominico." Die Verfasserin des altröinischen Bilderbuchs bewegt sich hier in ihrem Element. Ein alter verfallener römischer Palazzo, ein anderer in Pracht und Glanz, Adel und Klerus in Rom, die geistliche Polizei, die genrehaften Volks

gestalten wie die OststverkSuferin, und die Schuhmacher, dann wieder die Kunstgegenstände und Gemälde, die sie bis in das Detail hinein kennt und deren schwunghaste Beschreibung sie gelegentlich in die Handlung zu verweben weiß — das bildet einen lebendigen farbenreichen Hintergrund, von dem sich das Bild einer schwärmerischen Liebe, wie sie der Maler Dominica zu der verarmten Grafentochter empfindet, mit großer Lebenswahrheit abhebt. Auch ist der Gang der Ereignisse nicht ohne Wechsel und Spannung.

Die deutschen, italienischen und englischen Maler in Rom: das wurde ein Lieblingsthema der Verfasserin, wie auch ihr bereits vorerwähnter „Benvenuto" beweist. Sie hatte offenbar die Absicht, einen Cyklus solcher Künftlernovellen zu schreiben, doch erschienen sie einzeln ohne zusammenpassende Titel. Hierher gehört „Helmar" (Berlin 1880), welches zum Hauptinhalt die Liebe eines deutschen Malers zu einer italienischen Gräsin hat, dem Hand er am Schluß erwirbt, mährend die Einleitung der Geschichte auf oftpreußischem Boden spielt und die patriarchalischen Zustände auf einein Edelhofs der Heimatprovinz mit idyllischem Reiz und vieler Lebenswahrheit schildert. Ferner gehört hierher: „Stella", <3 Bde. 1883) in welchem Roman zwei Geschichten verknüpft sind, die glücklich ablaufende Familiengeschichte eines italienischen Grafenhauses und die tragisch endende Herzensgeschichte eines Mädchens aus dem Volke. Diese nämlich, Stella, liebt einen vornehmen englischen Maler, Milardo, auf den ein leidenschaftlicher junger Römer, der ebenfalls Stella liebt, einen Mordversuch macht, dabei aber Stella tödtlich trifft. Drei Maler spielen in diesem Roman eine Rolle: man möchte zuviel Italien, zuviel Ateliers, zuviel Pinsel und Palette in diesen Künstlergeschichten finden. In der Erzählung „Treue Liebe" (1883) bewegte sich die Verfasserin mehr auf dem Boden des schlichten Gefühls, der einfachen Herzenswahrheit: anziehend ist die Heldin Ulrike, welche durch ihre Pflichttreue den Sieg über die feindlichen Gemalten davon trägt, ihr Leben stören. Hier spielt die Handlung in Weftphalen, und auch hier ist das Localcolorit rühmenswerth. In „Vater und Sohn" (1881) zeigt sich in vielen Schilderungen, besonders im Charakterbild der jungen Rumänin, das Talent der Verfasserin. Doch ist der Stoff, der an „die beiden Klingsberg" erinnert, eigentlich ein Lustspielstoff und die Behandlung dafür zu ernst und schwer.

Auch auf dem Gebiete der touristischen Literatur, auf welchem sie moderne Lorbeeren errungen, hat die Schriftstellerin noch mehrere Erzeugnisse veröffentlicht, denen man dieselben Vorzüge nachrühmen muß, wie den früheren und welche im Grunde Ergänzungen derselben bilden. Italien und England sind und bleiben die Länder, in denen sie immer wieder einkehrt; nur einmal führt sie ihr Weg nach der Königsstadt im Norden, und ein anderes Mal rastet sie am Jewel der Schweizer Seen dort, wo sich der Zauberblick auf die Savoyer Alpen aufthut. Ihre Reiseschriften aus späterer Zeit sind: „Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich" (1380). „Vom Sund zum Posilipp" (1883).

Alle Werke der ostpreußischen Schriftstellerin lassen sich unter einen geineinsamen Gesichtspunkt bringen. Sie hat sich nicht in verschiedenen dichterischen Formen versucht; sie hat keine Gedichte, keine Dramen verfaßt; sie hat als hervorragende Prosaistin in ihren Romanen und Novellen roie in ihren Reiseschriften eine wohlerwogene, nie ätzendscharfe Kritik unserer gesellschaftlichen Zustände gegeben und Reformen aus dein innersten Drang ihrer Ueberzeugung heraus gepredigt. Nicht bloß in romanhafter Einkleidung hat sie diesem Reformdrang gehuldigt, sondern auch in seldstständigen Schriften über die Frauenfrage, welche daher den Kreis ihrer literarischen Wirksamkeit vervollständigen. In ihren „Osterbriefen für die Frauen" (1863), die zuerst in der Nationalzeitung erschienen, wendet sie sich zum Besten der ununterrichteten, der unerzogenen, der in jeder Hinsicht vernachlässigten Handarbeiterinnen an die unterrichteten und erzogenen Frauen der Wohlhabenden und Gebildeten. Sie nimmt sich der Dienstmädchen an, und die Rathschläge, welche sie den Hausfrauen und Töchtern für die Behandlung derselben ertheilt, zeugen ebenso von Humanität wie von Einsicht. Sie verlangt für die Dienstmädchen Lehre und Fortbildung, Speisehäuser und Herbergen für die Zeiten, wo sich ein Mädchen außer Dienst befindet oder um einen solchen zu suchen in die große Stadt kommt, Kranken- und Altersversorgungskassen, Vereine zur Unterhaltung sür die Sonntage, die von gesitteten Personen geleitet und überwacht werden. Der gleiche praktische Sinn, der sehr weit entfernt ist von dem jungdeutschen Enmncipationsdrange, spricht sich in ihren „Briefen für und wider die Frauen (1871) aus. Eine Menge praktischer Gesichtspunkte wird in diesen Briefen erörtert; das Streben, die Frau zu bilden und sie tüchtiger und besser zu machen und zwar stets auf Grundlage der Erfahrungen des wirklichen Lebens findet überall einen klaren, bestimmten Ausdruck.

So tritt das Gesamtbild dieser Schriftstellerin vor uns hin; man mag sie in ihrer Eigenart erfassen und nicht init einem fremdartigen und unpassenden Maßstab messen. Nicht aus einer überquellenden Lust am Fabuliren gingen ihre Romane hervor: sie faßte mit klarem Denken Erlebtes auf und schuf andere Erlebnisse aus den Gedanken heraus, die bei ihr stets eine reformatorische Richtung hatten. Ihr Stil hat stets etwas Gediegenes und Maßvolles; er hat Wärme, aber nicht Begeisterung; sie wirft nicht hin, sie sucht zu überzeugen, ja ihre verstandesmäßige Kritik zerfetzt oft den Zauber jener Illusionen, an denen phantasievolle Naturen sich ergehen, bisweilen selbst auf Kosten des poetischen Elements, das ihnen eigen ist. Die Romantik der Liebe liegt ihr ferner als die Physiologie der Ehe, welche schon für ihre ersten Werke charakteristisch war wie für viele späteren. Wer gewöhnt ist init fieberhafter Hast eine Fülle von Ereignissen zu verschlingen, welche ihm ein gefälliger Nomandichter vorsetzt, der wird bei Fanny Lemald nicht seine Rechnung finden und sich vielleicht über die magere und dürtige Kost beklagen, die man auf ihrem Kosttisch findet. Wer aber empfänglich ist für eine Antheil weckende Charakteristik, die allmählich mit den Gedankengängen und Herzensgeheimnissen der vorgeführten Gestalten vertraut macht und sie uns liebgewinnen lehrt, ohne daß sie uns aufdringlich in die Arme geschoben werden; wer für das Wohlerkannte und sorgsam Ausgeführte innerer Wandlungen und Umstimmungen Sinn hat und für eine zwar nicht von Esprit funkelnde, aber doch immer auf das geistig Bedeutende gerichtete Darstellung: der wird in den Romanen der Lemald volle Befriedigung finden und das epische Behagen, das sie athmen, mit einer gewissen Sicherheit des Genusses nachempfinden.

Das aber wird jede unbesangene Kritik der hochbetagten Schriftstellerin zur Ehre nachsagen müssen: sie hat nie eine Zeile gegen ihre Ueberzeugung geschrieben, nie den wechselnden Meinungen und Launen des Tages geduldigt, nie der herrschenden Mode Zugeständnisse gemacht. Unbeirrt ist sie ihren Weg weiter geschritten, von Jugend auf stets ein festes Ziel im Auge haltend: Humanität und echte Freiheit!

Die Prozeßkosten
«Line Studie von
Rechtsanwalt B. Noeft.
— Solingen. —

n den nachfolgenden Zeilen soll der Versuch gemacht werden, in einer der brennendsten Fragen der Gegenwart eine Verständigung herbeizuführen, eine Verständigung, die indeß hier wie überall zunächst ein volles Verständniß des Streitgegenstandes voraussetzt. Und mehr als irgendwo sonst wäre gerade bei dieser Frage ein volles Verständniß zu wünschen; denn der Mangel an vollem Verständniß trübt und verfälscht gerade hier tagtäglich das gesunde Urtheil.

Wir Anwälte können fast täglich die Erfahrung machen, daß in Folge der stetigen Klagen sich das rechtssuchende Publikum ein ganz falsches Bild von den Prozeßkosten macht. In der That sind die Kosten besser, als ihr Ruf. In ihrer Gesammtheit sind sie kann ausreichend, die Kosten des staatlichen Justizapparates zu decken und den Anwälten ein standesgemäßes Einkommen zu sichern. Auf die Einzelfälle aber sind sie — und daher rühren die häufigen und berechtigten Klagen — so unangemessen und so unbillig vertheilt, daß in vielen, vielen Fällen ganz unangemessene, ja oft geradezu himmelschreiende Resultate sich ergeben. Leider liegt es nun in der Natur des Menschen begründet, daß die Fälle, in denen die Kosten außer Verhältnis; zur Sache stehen — so gerin gauch ihre Zahl gegenüber der großen Gesammtheit ist! — laute Klagen hervorrufen, während olle die Fälle, in denen ein richtigeres Berhältniß stattsiindet, mit Stillschweigen vorübergehn.

In welchem Verhältniß sollen denn die Kosten zur Sache stehen? Die Kosten sollen so vertheilt sein, daß die kleinen Sachen wenig, die größeren Sachen mehr Kosten tragen, weil eben die größeren Sachen mehr Kosten vertragen können. Weiter aber erscheint es, namentlich was die Honorirung der Anwälte anbelangt, als eine der ersten Forderungen der Billigkeit, daß eine langwierige mühevolle Thätigkeit entsprechend hoch bezahlt, eine einfache mühelose Leistung dagegen auch niit entsprechend geringem Entgelt bedacht werde. Diese Abstufung nach einem doppelten Gesichtspunkt ist theoretisch unvergleichlich schön. Unsere Kostengesetze schließen sich derselben an, und suchen ihr auch nach beiden Seiten hin zu entsprechen. Sehen mir an einigen Beispielen, mit welchem Erfolg!

Ich hatte, als ich noch an: Landgericht zu P. thätig war, eines Tages drei Wechsel für den nämlichen Mandanten einzuklagen, Wechsel über 17 000, 14 500 und 11 000 Mk. Die Sachen gelangten gleich beim Beginn der Sitzung zum Aufruf, und in weniger als drei Minuten waren die Urtheile erwirkt. Meine Gebühren betrugen 340 Mk.; die Entrüstung meines Mandanten glaube ich noch heute zu sehen. In derselben Sitzung stand auch einer von den vielen Terminen an, in denen ich die Rechte eines Schäfers zu vertreten hatte, der mit dem Eigenthümer seiner Heerde in Streit gerathen war. Der Mann klagte seinen Hirtenlohn von etwa 30 Mk. ein; das Amtsgericht hatte ihm nur 12,50 Mk. zuerkannt, und er hatte dagegen Berufung eingelegt. Der Eigenthümer fand den Lohnsatz an sich zu hoch; es seien auch zu viele Tage in Rechnung gestellt. Dann aber habe der Schäfer zugesagt, für die Hütung der Schafe Waaren bei dem Eigenthümer, der gleichzeitig einen kleinen Specereihandel betrieb, zu entnehmen, habe auch verschiedene Waaren entnommen, außerdem ein Darlehen erhalten. Den Empfang >des Darlehens konnte mein Schäfer nicht bestreiten, weigerte sich aber, dasselbe auf seinen Arbeitslohn verrechnen zn lassen, zumal es noch nicht gekündigt sei. Waaren habe er allerdings entnommen, dein aber stünden andere Leistungen seinerseits gegenüber; habe er doch im vergangenen Jahre Arbeiten auf dem Gute seines Gegners angenommen, wofür er nach übergebener Aufstellung 115,50 Mk. zu erhalten habe; es sei ihm hierauf nur 73,95 Mk. baar gezahlt, und auch hierbei vereinbart, daß der Rest an Waaren zu entnehmen sei, und nun habe er die fraglichen Waaren auf diesen Rest, nicht aber zur Anrechnung auf seinen Hirtenlohn entnommen. Die Entgegnung hierauf — . . . doch ich will die Geduld meiner Leser nicht mit einer bloßen Aufzählung der Streitpunkte ermüden; es genüge anzuführen, daß in dieser Sache 14 oder 15 Mal vor dem Gericht verhandelt wurde, daß jede Verhandlung eine langwierige Vorbereitung erforderte, daß meine Partei sich wenigstens zmmzimal mit mir über die Sache besprechen mußte, daß die schriftliche Firirung der Streitpunkte ein dickes Aktenheft füllte, und daß diese Benmhungen schließlich taxmäßig mit — sechs Mark entlohnt worden sind! Es mären nicht sechs Mark gewesen, sondern vier, wenn nicht ein Dutzend

Rord und Süd I.,, 14». 4

Zeugen mären vernommen morden. Und doch beschwerte sich mein Client, als er den Procesz verloren hatte, bitter über die Höhe der Kosten. Der Mann hatte allerdings von seinem Standpunkte nicht Unrecht; hatte er doch außer meinem Honorar ein gleiches für den Gegenanivalt und 7,20 Mk. an Gerichtskosten aufzuwenden gehabt, außerdem aber an Auslagen (Ladungskosten, Schreibgebühren, Porti, Zeugengebühren, Pfändungskosten) mehr als 40 Mk. bezahlen müssen, so daß der geringfügige Prozeß ihn mehr als 60 Mk. gekostet hatte!

Ich gebe gern zu, diese beiden Fälle sind extreme; aber gerade die extremen Fälle sind es, welche laute Klagen hervorrufen, und diese Klagen richten sich dann nicht gegen die Unbilligkeit im Einzelfall, sondern gegen die angebliche Höhe der Kosten überhaupt.'

Gehen wir nun dazu über, unsere Kostengesetze kennen zu lernen, ihre Vorzüge und ihre großen Fehler zu betrachten, und schließlich darüber zu Rath zu gehen, wie diese Vorzüge bewahrt, diese Fehler aber beseitigt werden könnten. Verzeihe mir der geneigte Leser hierbei von von: herein, daß ich als Rechtsanwalt das mir zunächst Liegende, die Anmaltsgebühren, vorzugsweise in Betracht ziehe!

Das, theoretisch so schöne, Princip unserer Kostengesetze ist also, daß die Kosten desto höher sein sollen, je größer das Proceßobject ist, und wiederum desto höher sein sollen, je größer der Umfang des Processes ist. Nun ist aber dieses, theoretisch ja so vortreffliche. Prinzip leider praktisch ganz unausführbar. Die gedachten Gesetze haben es durchzuführen versucht, und sie haben statt der erstrebten Angemessenheit der Kosten die krassesten Unebenheiten hervorgerufen, oft die geringste Mühe mit unverhältnißmäßig hohem Lohn, oft die größte Mühe mit kläglich geringem Entgelt bedacht; oft das Object durch Kosten verschlingen lassen, und oft für die schleunigste und erfolgreichste Hülfe verschwindend geringe Beträge angesetzt!

Um zunächst die Kosten nach der Größe der Proceßobjecte abzustufen, greift das Gesetz zur Bildung bestimmter Kategorien, sog. Werthstufen. Die erste Werthstufe begreift die Objecte bis zu 20 Mk. einschließlich, die zweite diejenigen bis zu 60 Mk., die dritte bis zu 120 Mk; die fünfte Klasse greift von 200 bis 300 Mk., die zehnte von 1200 bis 1600 Mk. Jeder dieser Stufen entspricht eine feste Gebühr, sog. Pauschgebühr, und zwar beträgt diese Gebühr für die oben herausgegriffenen Werthstufen:

1 2,40 4,60 11 und 38 Mk. für das Gericht, 2 3 4 10 und 32 Mk. für den Anwalt. Wie unvollkommen diese Abtheilung nach Werthstufen ihrem Zweck entspricht, werden wir in der Folge sehen. Noch weit unvollkommener aber ist der gesetzliche Schematismus, wo es sich darum handelt, die Kosten nach dem Umfange des Processes, nach der Weitläufigkeit der Sache abzustufen; hier gerade schlägt die theoretische Ordnung in die denkbar größte praktische Widersinnigkeit über. Statt der unendlichen Mannigfaltigkeit der Fälle auch nur einigen Spielraum zu gewähren, scheidet der Gesetzgeber den Proceß in 3 Stadien und bestimmt für jedes Stadium die einmalige Pauschgebühr, in der oben angegebenen Höhe. Das Gericht erhebt die jeweilige Pauschgebühr für die Verhandlung, für die Beweisaufnahme und für die Entscheidung; der Anwalt erhebt sie für die Proceßleitung, für die Verhandlung und für die Beweisaufnahme nebst Darlegung derselben. Man braucht sich nun lediglich eine Vorstellung davon zu machen, was Alles unter einer solchen Kategorie enthalten oder auch nicht enthalten sein kann, um so viele Klagen über die Höhe der Proceßkosten zu verstehen und zu würdigen. Von den beiden oben dargelegten Beispielen waren im ersten Falle, im Wechselproceß, 1^/> Stadien des Processes in einer hohen Werthstufe durchgemacht, während der Proceß des Schäfers 3 Stadien in einer niedrigen Werthstufe erfüllte; in beiden Fällen ist das Mißverhältnis; der Kosten in die Augen springend.

Unter der durch die jeweilige Pauschgebühr zu entgeltenden Proceßleitung des Anwaltes ist zu verstehen sein mündlicher oder schriftlicher Verkehr mit der Partei, die Fertigung der Klagen und Schriftsätze, endlich die Beaufsichtigung und Betreibung der Sache durch Ladungen, Zustellungen, Mittheilungen. Ein Theil dieser Mühewaltung ist überwiegend mechanischer, ein anderer überwiegend geistiger Natur. Es ist aber klar, daß die geistige sowohl als die mechanische Thätigkeit in dem einen Falle sehr umfangreich und schmierig sein wird, in dem andern Falle dagegen kaum merklich ist. In dem einen Proceß genügt es, daß der Mandant einen Rechnungsauszug beibringt, welchen der Anwalt prüft und seine!':. Burkau zur weiteren Besorgung übergiebt; in einem andern Falle erfordert die Sache die Erforschung eines verwickelten Thatbestandes, ein Studium? schwieriger Rechtsfragen, eine mannigfache, anstrengende, allseitige Bemühung. Wäre es da nicht die erste Forderung der Billigkeit, daß in dem letzteren Falle das Honorar ein zehnmal höheres wäre, als in dem elfteren? Unser Gesetz genügt diesem Erforderniß aber in keiner Weise. Handelt es sich um das nämliche Object, so ist in beiden, einander kaum gleich zu stellenden Fallen das Honorar das gleiche; sind aber die Objecto verschieden, handelt es sich etwa in: ersteren Falle um 2000, im letzteren Falle uni 20 Mk., so ist die mühelose Thäigkeit in: ersten Falle mit 36 Mk., die Mühe des zweiten Falles mit 2 Mk. entlohnt. Während in dem einen Falle im Handumdrehen eine Liquidation entsteht, die man sich schämen möchte zu präsentiren, wird im anderen Falle die Stunde geistiger anspannender Thätigkeit mit 20 Pfennigen und weniger gelohnt.

Und um nichts besser steht es mit der Verhan d lungs gebühr; auch hier das offenbarste Mißverhältniß zwischen Leistung und Lohn, oft hoher Lohn für geringe Leistung und oft eine Tagelöhnerbezahlung für mühevollen geistige Arbeit. Zuweilen muß der Client für eine einzige Verhandlung 50 Mk. erlegen; aber wie oft kommt es dagegen vor, daß nach zehn oder zwölf Terminen, deren jeder eine eingehende Vorbesprechung und Vorbereitung erforderte/eine Gebühr von 3 oder 4 Mk. fällig geworden ist! Steigt oft dem Anwalt mit Recht hierüber der Unmuth auf, so mag er sich damit trösten daß die ersten Fälle die letzteren ausgleichen, und schließlich ein angemessenes Gesamtergebnis erzielt wird. Dem Mandanten dagegen kann man es nicht verargen, wenn er in dein ersten Falle laute Klagen erhebt. Nur geht er in 99 unter 100 Fällen zu weit, indem er nicht die unbillige Wirkung der Kostengesetze in seinem Falle, sondern generell die Höhe der Kosten beklagt; er glaubt selber und verleitet auch seine Mitbürger zu dem irrigen Glauben, als sei ein durchgreifender Mißstand vorhanden, der nur durch eine gründliche Herabsetzung der Kosten zu beheben sei. Wer unfern obigen Ausführungen gefolgt ist, wird erkennen, wie sehr der Mann im Jrnthum ist, aber auch, wie sehr reformbedürftig unsere Kostengesetze sind. Das Ziel wenigstens, die Kosten der Mühewaltung möglichst anzupassen, haben sie mit ihren drei Pauschgebühren vollständig verfehlt.

Aber auch mit dem anderen Princip ist es nicht besser gegangen, mit dem Princip der Anpassung der Gebühren an die Höhe des Streitgegenstandes. Will sich der geneigte Leser die Mühe machen, unsere Bemerkungen über die Werthstufen zu recapituliren, so wird er finden, daß nach dein gesetzlichen Schematismus der Procesz über 5 Mk. genau so viel kostet, wie der über 20 Mk., der Procesz über 21 Mk. aber ebenso viel wie der über 60 Mk. Und doch gehen Kosten, die bei einem Streitmerthe von 60 Mk. angemessen sind, bei einem Betrag von 21 Mk. über alles Erträgliche hinaus. Das ist alles Andere eher als Anpassung der Kosten an den Streitwerth! Und doch märe mit einer genaueren Anpassung der Gebühren noch wenig geholfen; die sich immer gleichbleibenden Auslagen verderben die ganze Rechnung. Woher kommt die allgemeine Klage über Proceßkosten bei geringen Objecten? weshalb hat mein Schäser mehr als 60 Mk. sür seinen kleinen Proceß zahlen müssen? Die Gebühren waren so gering, daß sie für die erhebliche Mühewaltung eines akademisch gebildeten Mannes wie Hohn klingen; kein Arzt würde für gleichen Lohn eine gleiche Thätigkeit übernehmen. Aber nun erscheinen die Auslagen, die in kleinen Sachen ganz dieselben sind wie in den größeren; in den größeren Sachen bilden sie ein bloßes Anhängsel der Gebühren, bei kleinen Sachen aber drängen sie die Gebühren gänzlich in den Hintergrund, und sie sind es zumeist, die „das Object durch Kosten verschlingen." Ist aber auch diese Klippe glücklich vermieden, so schlagen schließlich die Gerichtskosten, die Gebühren beider Anwälte, die Ladungs-, Pfändungs- und Beitreibungskosten, die Zeugengelder, Alles über Einem Haupte zusammen; und wenn so alle Kosten auf Einen Mann getrieben werden, auf die unglückliche verlierende Partei, da muß allerdings auch bei den geringfügigsten Gebührensätzen in kleinen Sachen die Angemessenheit der Proceßkosten zu dem Werths des Streitgegenstandes ein frommer, ein sehr frommer Gedanke bleiben! —

Das sind unsere Kostengesetze, ihr schönes Princip und ihr wenig erfreuliches Resultat. Gegen dieses Endergebniß ist vor Kurzem ein Gesetzentwurf in's Feld geführt worden, welcher im Wesentlichen Folgendes vorschlug: Eine halbe Pauschgebühr des Anwaltes kommt in Fortfall, in Versöumnißsachen wird die Verhandlungsgebühr von fünf Zehntheilen auf drei Zehntheile herabgesetzt, die Schreiberlöhne des Anwaltes werden ihm nicht erstattet, seine Reisekosten ermäßigt, die Gerichtskosten bleiben die nämlichen. Es mar dies ein Recevt, geeignet Wunden zu schlagen, nicht Wunden zu heilen. Wäre dieser Entwurf Gesetz geworden, so märe der Anwaltstand, dessen Stellung ohnehin seit Jahrzehnten nicht so prekär gewesen ist, wie jetzt, auf die Stufe eines geistigen Proletariats gebracht, dem Publikum aber wäre doch nicht geholfen worden. Denn eine zur Leistung außer allem Verhältnis; stehende hohe Gebühr wird nicht dadurch erträglicher, daß man sie um einige Mark ermäßigt, und ebensowenig wird der Gesetzgeber begründeten Klagen dadurch gerecht, daß die Kosten stellenweise statt 100"/« des Streitwerthes fortan nur 95"/u desselben betragen würden. Da wo Klagen berechtigt sind, hätte die Novelle keinerlei wesentliche AbHülse geschaffen, dagegen wäre in tausenden von Fällen die jetzt schon unangemessen geringe Entlohnung des Anwalts noch um einige Grade kärglicher bemessen worden. Durch einseitige Reduction einiger Sätze kann da nicht geholfen werden, wo das ganze System so sehr in seinen Wurzeln krankt, daß die sinnreichsten Principien ein Zerrbild, ein widersinniges Resultat ergeben.

II.

Das mangelhafte, den Verhältnissen der Einzelfälle sich nicht genügend anschmiegende System unserer Kostengesetze ruft, wie wir gesehen haben, in Verbindung mit der Höhe der Auslagen, selbst bei kleinen Objecten, und in Verbindung mit dem Princip der Kostenabwälzung auf die verlierende Partei die lebhaften Klagen über die Höhe der Proceßkosten hervor, Klagen, die in vielen Einzelfällen berechtigt sind, aber doch mit Unrecht generalisirt werden. Eine Abhülfe dieser Klagen ist auf dem Wege, welchen die Novelle vom Jahre 1886 einschlagen wollte, nicht zu erreichen; vielmehr ist durchgreifende Abhülfe nur zu erwarten von einem Verlassen des fehlerhaften Systems. Und so erwächst uns jetzt die schwerere Aufgabe, darzuthun, wie sich eine bessere Bemessung und Abstufung der Kosten erreichen ließe.

Nun märe nach Ansicht des Verfassers fchon eine ganz wesentliche Verbesserung zu erzielen, wenn man den schlimmsten Fehler des geltenden Systems, die Starrheit seiner Werthstufen und Pauschgebühren abstoßen wollte. Denn es ist widersinnig, von einem Proceß über 21 Mk. dieselben Gebühren zu erheben wie von einem solchen über 60 Mk., und nicht minder widersinnig ist es, für die Vernehmung eines einzigen Zeugen dieselbe Gebühr wenn' die Werthstufen gleich, vielleicht sogar die zehnfach höhere Gebühr wenn die Werthstufen verschieden sind, zu gewähren, wie für die Vernehmung von zwölf Zeugen in einer anderen Sache. Um solchen Widersinnigkeiten zu begegnen, mache man die Werthstufen und Pauschgebühren geschmeidiger gegenüber der Mannigfaltigkeit der Einzelfälle, man sehe sie als das an was sie nur sein können, als Normen, nicht als feste Maßstäbe, da sie in der That keine constanten Größen sind.

Es wäre leicht durchzuführen und würde so mancher Klage die Spitze nehmen, wollte man statt nach weitfassenden Werth stufen eine Bemessung der Gebühren nach Procenten des Streitgegenstandes vorschreiben? wer über 21 Mk. vrocessirt, hätte dann «sterig paaibv.8 auch nur ein Drittel der Kosten zu trageil wie der, der über 60 Mk. vrocessirt. Indessen märe es leicht, einen Schritt weiter zu thun, und, wenn einmal nach Procenten des Streitwerthes gemessen wird, den Procentsatz etwas gleichmäßiger zu gestalten, und dadurch die kleinen Objecte zu entlasten. Die heutige Pauschgebühr für jedes Proceßstadium beträgt bei einem Streitwerthe von all eine Gebühr von 3°/« für jedes Proceßstadium zu erheben? oder, will man nicht so radikal vorgehen, die höchsten Streitwerthe immer mit 2"/u, die geringsten aber niemals mit mehr als 5°/« zu belasten?

In gleicher Weise wären die für jedes Proceßstadium bestimmten Pauschgebühren umzugestalten. Die Gebühr ist heute unabänderlich vorbestimmt. Sie beträgt bei eineln Streitwerth zwischen 200 und 300 Mk. für die Proceßleitung des Anwalts 10 Mk., nicht mehr und nicht weniger; mag die Proceßleitung in der fast mechanischen Formulirung einer einfachen Klageschrift bestehen, oder mag sie meitgreifende Studien, anhaltende, unausgesetzte Mühewaltung erfordern. Weshalb dieselbe starre Gebühr, während die Mühewaltung, die sie vergüten soll, nichts weniger als vorbestimmt ist? Geradezu nothwendig ist es, will man nicht Tag für Tag die anscheinend begründetsten Klagen hervorrufen, diesen starren Gebührensätzen eine gemisse ^atitüde einzuräumen, ein miniruu.in und ein muxiunin festzusetzen, zwischen welchen beiden je nach den Besonderheiten des Einzelfalls die Gebühr zu beinessen ist. Dann endlich wird der Anwalt nicht mehr genöthigt sein, heute für eine geringe Mühe anstößig hohe Gebühren zu erheben, und dafür morgen sich für eine lange mühevollen Thätigkeit mit einem jammervollen Gebührensätze abfinden zu lassen.

Diese beiden Vorschläge, die Bemessung der Gebühren nach Procentsätzen des Streitmerthes, und die Bestimmung von Höchst- und Mindest- Gebührensätzen scheinen sich allerdings einander auszuschließen. Jede einzelne dieser Reformen würde nun für sich allein schon den heutigen Uebelstand durchgreifend mildern; indessen ist es durchaus angängig beide Reformen miteinander zu verbinden. Zu diesem Zwecke möge man Folgendes erwägen.

Nach dem theoretisch richtigen Princip unserer Kostengesetze sollen die Gebühren einerseits dem Werths des Streitgegenstandes, anderseits den: Umfange der Thätigkeit entsprechen. Dieses Doppelprincip hat jedoch das Mißliche, daß es auch hier unmöglich ist, zweien Herren zugleich zu dienen. Dem Zahlungspflichtigen erscheint nach verzeihlicher menschlicher Schwäche jede Zahlung, die er leisten muß, eher zu hoch als zu niedrig, und unsere Toppelbemessung gestattet ihm, sich nach Belieben auf den einen oder den anderen Standpunkt zu stellen, um sein Mißvergnügen zu begründen. Nun muß nach unserem Doppelprincip bei einem hohen Object die Gebühr selbst für eine geringe Mühewaltung eine gemisse Höhe erreichen; ebenso muß aber auch bei einem kleinen Object die Gebühr für eine bedeutende Mühewaltung im Verhältnis zum Streitgegenstand hoch erscheinen. Auf diese Weise bietet sich dem Zahlungspflichtigen ein anscheinend ganz begründeter Anlaß, die Gebühr als zu hoch zu verschreien, indem er sie ganz nach Belieben bald nur mit dem Streitwerthe vergleicht und die bedeutende Mühewaltung außer Acht läßt, bald mit der geringfügigen Mühe vergleicht und den hohen Streitwerth vergißt Ich möchte behaupten, daß die Mehrzahl der Beschwerden auf diese willkürliche Wahl des Standpunktes zurückzuführen ist. Ich darf an die Eingangs von mir dargelegten beiden Fälle erinnern. Mein großer Wechselvroceß erzeugte Beschwerde wegen des Mißverhältnisses meiner geringen Thätigkeit zu der hohen Gebühr; daß ein so hohes Object in Frage stand, wurde von meinem Mandanten nicht genügend bedacht. Der Schäfer dagegen klagte über das schließliche Mißverhältnis; der Kosten zu dem geringen Streitgegenstand, mährend doch wahrlich meine mühevollen Thätigkeit karg genug bezahlt war.

Nun gäbe es meines Erachtens wohl ein Mittel, um unter Beibehaltung des an sich ja vortrefflichen Dovpelpincips diesem Mißstande abzuhelfen. Unser Doppelprincip, Abstufung der Kosten nach dem Streitwerthe und nach dem Umfange der Thätigkeit, ist nämlich eben so vortrefflich und praktisch für die Bemessung der Proceßkosten im Ganzen, als fehlerhaft und unausführbar für die Demessung der Gerichts- und der Zlnwaltskosien je für sich. Die Gerichtskosten werden von dem rechtsuchenden Publikum mit Recht als Justizsteuern betrachtet, welche von einen« hohen Objekt hoch, von einem geringen Object gering zu erheben gerecht und natürlich erscheint. Ganz anders aber ist es mit den Anmaltsgebühren. Zum Rechtsanwalt kommt das Publikum wie zum Arzt, es bezahlt ihm seine Thätigkeit. Es ist' wohl geneigt, eine aufopfernde, mühevollen Thätigkeit reichlich zu vergüten, selbst bei einem geringen Object; es empfindet es dagegen als unbillig, wenn für eine ganz geringfügige Thätigkeit, wenngleich bei hohem Streitgegenstande, eine hohe Gebühr in Rechnung gestellt wird.

Und diesem Rechts- und Billigkeitsgeföhle schlägt unsere jetzige Gebührenordnung geradezu in's Gesicht. Sie bemißt Gerichtskosten und Anwaltshonorar nach ganz denselben Principien, während doch bei den ersteren das Object, bei dein letzteren dieThätigkeit es ist, nach welcher der Zahlungspflichtige mit Recht seine Zahlungspflicht bemißt. Reformire man daher diese Gebührenordnung dahin,daß dieGerichtskosten wesentlich nachHSHe des Streitgegenstandes, die Anwaltsgebühren aber wesentlich nach dem Umfange der Thätigkeit des Anwalts bemessen werden!

Die Geri.chtskosten seien wesentlich nach der Höhe des Streitgegenstandes bemessen; nur, möchte ich vorschlagen, mit Unterschied danach, ob das Urtheil ohne Streitverhandlung im Versäumnißverfahren ergeht, oder ob eine Streitverhandlung stattfindet. Wenn der Kläger gehalten ist, 5^ des Streitwerthes als Gerichtskostenvorschuß einzuzahlen, und der Beklagte, welcher den Anspruch bestreitet, ebenfalls 5«/» des Streitwerthes zu

erlegen, so wird die Gerichtskasse mit der Erhebung von 5«/u bez. 10«/g des Streitwerthes statt der bisherigen Gebühr schmerlich einen Ausfall erleiden, während es eben so wenig jeder der streitenden Parteien zur übermäßigen Beschwerde gereichen wird, 5°/g des Streitwerthes als Gerichtskosten zu erlegen.

Die Anwaltsgebühren dagegen seieit hingegen wesentlich nach der Thätigkeit des Anwalts bemessen, mit der Unterscheidung etwa von Sachen großen, mittleren und geringen Streitwerthes. Drei Gebührensätze, entsprechend diesen drei Kategorien, seien vorgesehen für die Formulirung der Klage- und Einlassungsschrift, für jeden Termin und für jede Vakation, d. h. für jede Stunde in anderer Weise auf die Sache verwendeter Thätigkeit. Da aber die Abfassung einer Klageschrift, die Wahrnehmung eines Termins :c. in den verschiedenen Einzelfällen ein sehr verschiedenes Maaß von Thätigkeit erfordert, so sei jede der hierfür bestimmten Gebühren mit einem Höchstund einem Mindestbetrage ausgeworfen.

Eine derartige Ordnung der Gebühren, das glaube ich annehmen zu dürfen, würde gestatten, die Gesamteinnahme des Justizsiskus und der Anwälte auf der bisherigen Höhe zu erhalten, von der sie ohne Schädigung der Justizpflege unmöglich abgehen kann, und gleichwohl ^>ie Klagen des Publikums zu beheben, da dieselben wesentlich auf der jetzigen fehlerhaften Abstufung der Kosten beruhen. Wünschenswert!) wäre es dann noch, auch die beiden weiteren Quellen berechtigter Unzufriedenheit zu verstopfen: die jetzige Höhe der Auslagen selbst bei geringen Objecten, und die schließliche Abwälzung der Kosten auf Eine Partei.

Die Auslagen sind es, welche vor Allem die kleinen Processe vertheuern, da sie in kleinen Processen denselben unveränderlichen Satz aufweisen wie in großen. Durch zweierlei Mittel ist dem Uebelstande abzuhelpen. Einmal sollten überhaupt die Auslagen eingeschränkt werden, wenn der Streitwerth gering ist; und sodann sollte man die Auslagen in kleinen Sachen theilweise auf die größeren Sachen abwälzen. So sonderbar das letztere klingt, so einfach ist es durchzuführen, indem man die regelmäßig und annähernd gleichmäßig wiederkehrenden Auslagen, wie Zustellungskosten, Porti- und Schreibgebühren nicht besonders liquidiren läßt, sondern an ihrer Stelle einen Zuschlag zu den Gebühren bewilligt, welche ja bei den Gerichtskosten durchaus, und einigermaßen auch bei den Anmaltsgebühren, mit der Höhe des Streitgegenstandes steigen und fallen sollen.

Eine Einschränkung der Auslagen in kleinen Sachen ließe sich leicht durch Vereinfachung vor Allem der Zustellungen bewirken. Sodann wäre, was allerdings im Wesentlichen nur durch Gerichtsgewohnheit zu erreichen wäre, auf eine Beschränkung des Schreibwerks und vor Allem auf eine Einschränkung des kostspieligen Zeugenbeweises in kleinen Sachen zu halten.

Werden, nachdem auf diese Weise die Gebühren angemessener abgestuft, die Auslagen vermindert sind, die sämmtlichen Kosten der verlierenden Partei auferlegt, so wird sie an dieser Kostenlast erheblich leichter als gegenwärtig zu tragen haben. Und doch wäre wohl als Schlußstein der Reform zu erstreben, daß mit der unseligen Methode gebrochen werde, dem verlierenden Theil unter allen Umständen die gesammten Kosten, die Gerichtskosten, die Kosten beider Anwälte, sämmtliche Auslagen beider Theile zur Last zu legen. Es liegt dieser Maßnahme wie den meisten unrichtigen Maßnahmen ein berechtigter Gedanke zu Grunde: wer einen ungerechten Proceß führt, der soll seinen Gegner nicht durch seinen ungerechten Angriff schädigen dürfen, er soll ihm zum Mindesten den sofort liquide zu stellenden Schaden, seine Auslage an Proceßkosten, vergüten. Nun besteht aber, eben so wenig wie die Welt nur aus Engeln und Teufeln «, 1a Marlitt besteht, das proceßführende Publikum ganz und gar nicht einestheils aus Leuten, die mit Unrecht, Habgier und Chikane sich auf ihr Opfer stürzen, und andererseits aus frommen rechtlichen Leuten, die, vom Unrecht bedrängt, nichts als ihr gutes Recht verfolgen oder vertheidigen. Es steht vielmehr in nicht streitigen (Versäumniß-) Sachen der unzweifelhaft im Recht befindliche Gläubiger durchweg einem Schuldner gegenüber, der gern zahlen möchte, aber nicht, wenigstens nicht sofort, zahlen kann. Da ist es ungebührlich hart gegen die Schuldner und in keiner Weise gerechtfertigt für den Gläubiger, die fämmtlichen Proceßkosten dem Schuldner zur Last zu setzen. Mancher Schuldner, der sonst noch wieder empor gekommen wäre, ist durch Kosten mehr als durch Zinsen ruinirt worden. Der Gläubiger hingegen erlangt durch seinen vollstreckbaren Titel ein unzweifelhaftes wirthschaftliches Gut; Sicherung seiner bedenklich gewordenen Forderung; und da ist es doch billig und recht, daß er dieses mirthschaftliche Gut wie jedes andere bezahlen muß. Weshalb soll denn der Gläubiger, der bereitwillig einem Auskunftsbureau für ertheilte Auskunft oder einem Inkasso institut für Einziehung seiner Forderung einen Procentsatz derselben überläßt, nur dann nichts zahlen dürfen, wenn ihm die Staatsanwaltschaft ihre machtvolle Hülfe verleiht; nichts zahlen zum Nachtheil des genugsam bedrängten Schuldners, dem er vielleicht leichtsinnig geborgt hatte, und zum Nachtheil der übrigen Gläubiger, die dasjenige für ihre Forderung nicht mehr vermerthen können, was er ihnen auf Rechnung seiner Kosten vorweg genommen hat!

Und noch weniger ist es in streitigen Sachen gerechtfertigt, dem Unterliegenden die Kosten sämmtlich aufzuerlegen. In streitigen Sachen trifft es doch durchweg nicht zu, daß dem gerechten Manne der arglistige tückische Rechtsfeind gegenüber steht; in der weitaus größten Zahl der Fälle glauben beide Theile in ihrem Recht zu stehen. Unsere Methode wäre berechtigt, wenn der Unterliegende durchweg der Schuldige und Schuldbewußte wäre; nun wäre aber im Gegentheil die Behauptung mehr als kühn, daß der objectiv Schuldige durchweg unterliegt und der objectiv im Recht stehende oben bleibt. Denn ob ich Recht behalte, das hängt ja in erster Linie nicht davon ab, wie die Sache sich wirklich zugetragen hat, sondern davon, wie sie sich auf Grund der Beweisführung dem Richter darstellt. Habe ich für meine Behauptung keinen Zeugen, oder drückt sich mein Zeuge nicht richtig, nicht bestimmt aus, so verliere ich den Prozeß trotz meines besten Rechtes! Ist aber die Bemeisnahme erschöpfend genug ausgefallen, so läßt sie sich, das weiß jeder praktische Jurist zur Genüge, mit Gründen diesesits und jenseits, nach dieser oder jener Seite darstellen und deuten. Und wenn, ein in streitigen Sachen immerhin seltener Fall, das Sachverhältniß über allen Zweifel klar gestellt ist, so ist oft die Rechtsfrage mehr als zweifelhaft. Dem Seufzer „Was ist Wahrheit?“ können mir mahrlieh den Seufzer anreihen „Was ist Recht?“ Wie viele treffliche Erkenntnisse verschiedener Instanzen über dieselbe Sache und denselben Sachverhalt entscheiden jedes anders wie das andere! Alle Hochachtung vor unserer Rechtspflege; aber sie ist und bleibt ein Menschenwerk mit allen menschlichen Unvollkommenheiten. Bei den besten Gesetzen und den besten Richtern wäre es eine pharisäische Ueberhebung, den Unterliegenden durchweg als den Schuldigen, geschweige als den Schuldbewußten anzusehn. Können wir das aber nicht — wie können mir es rechtfertigen oder nur entschuldigen, daß dem unterliegenden Theil eine so schwere Strafe auferlegt wird, als es die Tragung sämmtlicher Kosten aller Instanzen und aller Betheiligten ist?

Ist die gerügte Methode ungerecht, so ist sie nicht minder schadenbringend für alle Betheiligten und für die gesammte Rechtspflege. Denn wer erwägt, welch eine Gesamtkostenlast ihn im Falle des Unterliegens treffen wird, der muß sich dreimal bedenken, einen Proceß anzustellen oder aufzunehmen, dessen Ausgang nicht ganz zweifellos und verbrieft ist. Jeder Anwalt weiß, wie verantwortlich es ist, einem Rathsuchenden die Anstellung eines Procesfes zu empfehlen; je nach dem Ausfall der Beweisaufnahme und der Entscheidung der Rechtsfrage ist ein Unterliegen bei der gerechtesten Sache möglich, und auf den Unterliegenden regnen von allen Seiten die Kosten zusammen. Ist leider nach menschlicher Unvollkommenheit jeder Prozeß schon ein Wagspiel, so sollte man den Einsatz nicht noch dadurch erhöhen, daß man dein Obsiegenden vollständige Kostenfreiheit auf Kosten des unglücklichen Unterlegers verspricht; das heißt, den Rechtsuchenden von der Verfolgung auch der gerechtesten Sache abschrecken und dadurch gerade die Chikane und die Arglist ermuthigen, die man zurückdrängen will.

Ferner aber — und das führt uns auf unser Thema zurück — ist es platterdings unmöglich, eine derartige von allen Seiten zusammengehäufte Kostenlast in einem anständigen Verhältnis; zum Werths des Streitgegenstandes zu halten, es sei denn bei ganz großen Objecten. Mögen die Kosten noch so sinn- und sachgemäß abgestuft, die Gerichtskosten noch so niedrig gehalten, die Anmaltskosten noch so bescheiden bemessen, die Auslagen nach aller Möglichkeit eingeschränkt sein: so wird doch die Summe aller dieser Kosten nach einigermaßen langwieriger Verhandlung, geschweige denn nach Absolvirung mehrerer Instanzen, das Streitobject erreichen oder übersteigen müssen. Soweit die heutigen Klagen über hohe Proceßkosten die Gesamtkostensumme und deren Mißverhältnis zum Streitgegenstande betreffen, sind sie nach heutiger Lage der Gesetzgebung einfach unvernünftig. Denn wenn der Proceß über 50 Mk. nach Beschreitung zweier Instanzen, nachdem er ein Jahr hindurch oder länger vier Richter und vier Anwälte, den Gerichtsvollzieher, eine Menge von Zeugen in ThStigkeit gesetzt hat, an Gesamtkosten des ganzen Apparates nicht mehr als höchstens 20 Mk, kosten sollte, so müßten die betheiligten Organe ihre Dienste ja um Gottes Lohn verrichten. Unrecht aber ist es, dem schließlich, vielleicht nach vielen Schwankungen des Züngleins, Unterliegenden die ganze große Gesamtlast aufzubürden; trägt Jeder seine eigenen Kosten, so ist ein sachgemäßes Verhältniß überall wohl zu erreichen. —

Das wären Reformivorschläge, von deren Durchführung ich mir eine jedenfalls bessere Gestaltung des Kostenwesens verspreche, als es die heutige ist. Ueber die Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit derselben mag sich ja streiten lassen, und ich bin gewiß weit davon entfernt, dieselben sür nicht verbesserungsfähig und- bedürftig zu halten. Wesentlich daran ist mir gelegen, und das nüchte ich durch die vorstehenden Zeilen dargethan haben, daß man, um aus der heutigen Kostenmisöre herauszukommen, nicht die Wege wandeln sollte, welche der Entwurf vom Jahre 1886 beschritt, sondern eine durchgreifende Reform des heutigen, in seinen Grundzügen verkehrten, Systems vornehmen muß und soll.

Allein auf dem Deck.

uf der Nordsee daher kommt ein Schiff im Sturm,
So schwer auf der See ist sein Schwanken;
Den Bug wäscht Wasser, und Wasser quillt
Durch manchen keck in den Planken.
Die Maaren im Schiffsraum durchnäßt es im Nu.
„Zum Teufel die waaren, und gäb' es nur Ruh'
Vor der pumpen ew'gem Spektakel!"
Der Schiffsherr faßt selber am Steuerrad zu,
Das Schiff „lenzt vor Topp und Takel."

So schwankt es von bannen in mäßigem kauf;
Das Wasser im Räume steigt,
Schon bald an die Deckbalken schlägt es hinauf.
Und rings kein kand sich zeigt.
,,,So xumpt nun alle Mann,

pumpt zul Das wärmt euch die frostigen Finger!""
„Der Alte spricht lustig, und hört man ihm zu,
Scheint Alles in Ordnung und's Rad in Ruh';
Als ob wir nicht schon zwei Tage lang nu
Müßten Rinden nagen so hart wie ein Schuh;
Mit dem Fleische ging es zu Ende,
Und vom Pumpen schon bluten die Hände!"

Aus dkm Dänischen überleg! von y, Zschalig in Dresden, l) lenzen vor Toox und lakel — bei schivcrem Smrm ganz ohne Segel vor dem winde fahren.

Der Sturm erbraust, und die Sturzsee droht,
Der Himmel umzieht sich kupferroth,
Blickt unheilkündend herunter.
„Kameraden, zwei Tage lang lieben wir's geh'n;
Doch was uns erwartet, muß Jeder jetzt seh n,
wir sinken mitsamt dem Plunder!
Dort segelt ein Lischer windwärts ja noch,
Ich denke, wir gehen zum Kapitän;
Und will er nicht mit, so bleibt er dort steh'n,
Allein als INarrose und Steward und Koch!"

Sie preien die Lchmack;!) und die Schmack „dreht bei" . 2)
„Kapitän, wir können's nicht ändern;
Doch vernünftigen Zweck hat's keinerlei,
Zuletzt mit der Bark noch zu kentern,
Die so morsch und alt schon seit Jahren!
Wir packen nun ein und fahren,
Erlaubt oder nicht, wir fragen nicht mehr,
Und nur für das Pumpen noch danken wir sehr;
Wir fahren mit anderem „Gange", ^)
So ging es fürwahr schon zu lange!"
Sie fehn, wie's dem Alten an Worten gebricht;
Er drückt den Südwester tief ins Gesicht
Und läßt einen Blick auf sie fallen.
Der dringt durch die Bcljacken Allen.

,,,Ihr geht! Nun, Glück auf die Reise wünsch' ich,
Da Ihr es nimmer könnt ändern;
Doch r>on Bauern gefragt und von Binnenländern,
vergeßt nicht zu sagen: Ihr ließet im Stich
Den Alten, der draußen mag kentern!
Ihr sagt, die Bark sei alt. Das stimmt,
Geburt und Taufe vereinte uns Beide;
Hab' mit ihr gesegelt in Freud' und im Leide
Und hoff', daß ein gleiches Ende es nimmt,
wir zwei sind Eins, Ihr könnt's nicht verstehn:
Ihr segelt ja nur für die Heuer!
wir Beide müssen Zusammengehn;
Nun führ' ich allein denn das Steuer!""

Sie nehmen die Kisten und anderen Kram
Hinunter in den normeg'schen Prahm;
Der schaukelt so gut auf den wogen.
Sie saßen im Prahm und ruderten weg,
Und blickten zu ihm auf das öde Deck,
von schweren Gedanken durchzogen.

„Noch kann er ja kommen!" Ihr Irrthum war groß!
In's sausende Takelmerk schwingt er sich keck,
Er kappt den Beschlag, die Segel sind los.
Hat keine Mannschaft, doch sichres Besteck, >)
Und Alles macht „klar" 2) „un der Alte. —
Es braust die See, der Sturmwind brüllt,
Das waffer da unten im Schiffsraum schwillt,
Als ob das Fahrzeug sich spalte.
Die Faust umklammert das Rad, und es kracht,
Er steuert den Aurs in die wilde Nacht!
Sein Schiff war einfach, er selbst gedreht
Ans dem Holz, das im Sturme nie untergeht!

B e r n s t e i n.

Sie weilten am wogigen Meer,
Und Wellen hüpfen im Tanze
Dahin mit dem schaumfeuchten Kranze.
Sie wanderten langsam Hand in Hand
Und bückten sich oft und suchten im Sand
Nach Bernstein umher.

was heim zum Gedenken sie trug —
Schön w«d es geschliffen und wurde ein Herze,
Es leuchtete hell, wie die herrlichste Aerze.
Sie trug es am Busen und küßt' es gar sehr,
Gab dafür ihr eig'nes her.
Doch das war ein Herze, das schlug!

Er fuhr auf das wogende Meer,
Sie sah ihn nimmer wieder.
Sie trug sein Herz unter'm Mieder
Am eig'nen Herzen in Freud' und keid,
Sie wußte nimmer zu scheiden sie beid';
Und seines war Bernstein — nichts mehr!

I) Besteck ist die Serechrmng und Lesminnung des «ries des Schiffes nach d« S«ksr<r. Rannst Du erklären mir, ZNeer —?

Rannst Du, erklären mir, Meer: wozu in der Welt ich ringe und strebe? weshalb ich hier sitzend im Innersten bebe, vergesse die Mahlzeit und starre hernieder, Fühl' kaum noch die nassen, durchfrorenen Glieder, Und schaue hinab, beständig bedacht Zu fassen all' Deine Größe und Macht, Zu schaffen aus Deiner Sturmmelodie Mir Töne ureigner Poesie?

Ach, wenn mein schönstes Spiel verrauscht — Wie viele sind es, die ihm gelauscht? wie viele, die recht von Herzen es meinen, Vb Freunde sie halb, ganz Mäcene erscheinen? Ob Freud' meinem Land ich gebracht, ob Gewinn, Da ich ein Spielmann worden bin?

„Du fragest! Um Antwort ist mir fast bang. Nur wenig versteh' ich von Dichtung und Sang, Hab' nie genommen d'rin Unterricht, Und Sinnen und Grübeln behagen mir nicht. Doch willst Du wohl wissen sonst meine Meinung: Nun wohl, wozu ringe und streb' ich hinauf, Der wind und ich in Oereinnng?

„wir folgen beständig dem alten kauf, Und brausen und sausen und heulen und pfeifen, Und würden gewiß es schwerlich begreifen, wenn Jemand uns mahnte: Halt ein! Ich singe mein Lied und woge darein, Bin meist auf der Fahrt, und selten in Ruh'. Wir sind auf der Reise — was scheert uns das kand? Und fragen niemals: wozu?

»Ich könnte ein Mühlteich vielleicht auch sein Und könnte ein Mühlenrad drehen; Gern wollte ich, möcht' es nur gehen! Doch bin ich nun einmal so zahm nicht und klein; Man grolle dem Wasser noch so sehr: Ich kann nicht anders. Ich bin das Meer!"

Vogelschau.
B ja, ich liebe dieses kand,
vom Vzean umzogen,
wo, wer da wirkt mit rühr'ger Hand,
Den Blick stets lenkt auf die wogen.
Das ist es, was Sinne und Sehnen uns stärkt,
Daß man es bei jedem Atemzug merkt;
Das schärst und kräftigt des Sängers Vhr;
Nur seltsam, kaum Jemand vernahm es zuvor.

Hier liegen nun Fjord und Sund und Belt,
Und die Sonne scheint ans die bunte Welt;
Sie scheint so behaglich, so warm und weich
Ans das dänische Inselreich.
Den blühenden Inseln erwuchs ein Schwärm
von sangesbegabten Söhnen;
An großen Sängern sind sie nicht arm.
Sie besangen das Meiste, indessen
Das Schönste und Höchste vom Schönen,
Das Meer, ward meistens vergessen.

Ich liebe Dich Land — denn ich liebe Dein Meer
Zu Dir zurück muß ich eilen,
Wie sern ich auch immer mag weilen.
Und führte ich auch, wie die Väter gethan,
Ans Deinem Strande einst Fehde,
Ich liebe den Kampf wie der Bcean;
Denn Kampflieder sind mir der wogen Rede,
wenn ich in ehrlichem Kampfe stritt,
Hast Du mich wieder geschlagen;
Das war in der Jugend Tagen —
Ich glaub', unsre Rechnung ist quittl
Denn sagte ich Dir auch derbe Dinge,
<Ls war in Seiner Sprache I
Und der Sprache wogender, weicher Klang
ward gehämmert, gefeilt, verwebt zum Gesang,
Beflügelt zum Schwünge, geschmiedet zum Ringe,
Bis er tönte wie Wogengebraus;
Doch Hader und Streit sind nun aus.

Wohl könnt' ich mich lispeln gar leicht und gelind
In manche gefühlvolle kierzen Mit Bitten und sanften Tönen — Ich lernte das Singen bei starkem wind,
Aus der wogen Freuden und Schmerzen; Ich liebe mein kand
und bin als sein Kind Bei den guten und echten Söhnen!

Die Fische
im Haushalt der Natur und in der Küche.

von
Wolfgang Lras.
— Breslau. —

Ihr. Bild der Freiheit, lebensfrohe Aiiche! Wie lieb' ich euch — gebraten auf dem Tische!

Z. H, Voß.

I^vÄSzmi den drei Reichen: Luft-, Wasser- und Erdreich in da-> Ivette »^W^ wohl das von Thieren am reichsten bevölkerte und vielleicht auch das an Arten reichste. Welch riesiges Contingent stellen allein die Fische! Man kennt etwa neuntausend der Gegenwart angehörige und zweitausend vormeltliche; aber wahrscheinlich hat man erst den geringeren Theil aller jetzt lebenden Arten beobachtet, also bis jetzt von der Mannigfaltigkeit dieser Thierklasse noch keineswegs eine der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung gewonnen. Brehm sagt in seinem „Thierleben": „Die Fähigkeit der Fische, in den verschiedenartigsten Gewässern, unter den verschiedenartigsten Umständen und Verhältnissen zu leben, ist ebenso außerordentlich wie die Schiniegsamkeit der Vögel anderen Einflüssen gegenüber. Es giebt äußerst wenige Gewässer, in denen man keine Fische findet. Sie steigen von der Niederung aus, den Strömen, Flüssen und Bächen entgegenschwimmend, bis in das Gebirge empor und versenken sich im Meere bis in Tiefen, zu deren genauer Erforschung uns noch heute die Mittel mangeln. Einzelne von ihnen bevorzugen die oberen Wasserschichten, andere halten sich im Gegentheil in den niedersten auf und leben hier unter dem Drucke einer Wassersäule, deren Gewicht wir wohl berechnen, uns aber kaum vorstellen können. Den neuesten Funden zufolge dürfen wir glauben, daß die Meerestiöfen viel dichter bevölkert sind, als wir wännen. Auch die höheren Breitengrade setzen der Verbreitung der Fische kein Ziel. Allerdings sind die Meere des heißen und

Nord und End, r,, 14«. .

gemäßigten Gürtels reichhaltiger an ihnen als die der beiden kalten; aber auch hier beleben sie alle Theile des Meeres in unendlicher Fülle. Die Schaaren der Säuethiere und Vögel, die Gesellschaften der Kriechthiere und Lurche kann man abschätzen-, für die Masse der Fische mangelt uns hierzu jeglicher Anhalt, weil wir nicht wagen dürfen, von dem, was wir sehen, auf das Verborgene zu schließen."

Der Fisch vermag weite Reisen zurückzulegen und große Wechsel in seiner Lebensweise zu ertragen. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl setzt, gleich den winterschlafenden Säuethieren, während mehrerer Monate im Jahre die gewohnte Lebensthätigkeit völlig aus. Sie wühlen sich beim Vertrocknen ihrer Gewässer in den Schlamin ein, verfallen hier in Erstarrung und werden von dein wiederkehrenden regenreichen Frühling in's Leben zurückgerufen.

„Die Fruchtbarkeit der einzelnen Mitglieder der Klasse," sagt Brehm, „ist verschieden, aber unglaublich groß. Lachse und Forellen gehören zu denjenigen Arten, welche wenige Eier legen, denn die Anzahl derselben übersteigt kaum 25,000; schon eine Schleie dagegen erzeugt 70,000. ein Hecht 100,00«, ein Barsch 300,000, ein Wels, Stör oder Hausen Millionen. Das Meer würde nicht groß genug sein, um alle Fische zu beherbergen, kämen sämmtliche Eier aus und erreichten alle Ausgekommenen die Größe ihrer Eltern."

Aber viele Ursachen wirken zusammen, um diesen Ueberfluß gar sehr zu beschränken. „Von den Millionen der gelegten Eier bleibt ein sehr großer Theil unentwickelt; Tausende und andere Tausende werden von den Wellen an's Ufer gespült und vertrocknen, andere Tausende gerathen in zu tiefes Fahrwasser und gelangen ebenfalls nicht zur Fortbildung. Auf die übrigen lauert ein unzählbares Heer von Feinden aller Arten."

Der Hauptfifchvertilger ist wahrscheinlich der Fisch selbst. Es ist der denkbar rücksichtsloseste, brutalste Krieg Aller gegen Alle, welcher von den Fischen beständig geführt wird. Ein warmblütiges Raubthier pflegt nur in seltenen Ausnahmefällen seines Gleichen zu tödten und zu verzehren; der Fisch thut dies kalten Blutes Jahr aus, Jahr ein. Beim Angeln mit der Kunstfliege märe es mir einmal beinah gelungen, eine große, stattliche Forelle dadurch in meine Gewalt zu bekommen, daß sie, als von einer etwa zweisingerlangen Forelle meine Fliege beim Auswerfen genommen worden war, wie ein Pfeil herzuschoß und die gefangene Kleine zu verschlingen suchte. Erst als ich beide in's Landungsnetz dirigiren wollte, gelang es der großen, sich wieder loszumachen. Ihre Zähne hatten der gelandeten Forelle ziemlich tiefe Wunden geschlagen. Dem Engländer Horrocks, der ein vortreffliches Buch über Fliegenfischerei geschrieben hat, passirte etwas Aehnliches.

Sehr merkwürdig ist es nun, daß das Räuberthum eines Fisches die Güte und Schmachthaftigkeit seines Fleisches nicht beeinträchtigt, wie dies bei den warmblütigen Raubthieren der Fall ist, wenigstens der Fall sein soll.

Ich kann ein eigenes Urtheil abgeben über geräucherte Bärenschinken, gebackene Bärenklauen und gebratenen Fischotterrücken. Meines Erachtens gehören diese gesuchten Stücke von raubenden Vierfüßlern nicht eigentlich unter die Delicatessen, sondern unter die Curio s itäten der modernen Küche. Fast alle Völker — cultioirte wie Naturvölker — verschmähen das Fleisch warmblütiger Raubthiere, und wenn eine Ausnahme gemacht wird, so erstreckt sie sich immer nur auf einzelne Theile des betreffenden Wildes. Diese Abneigung kann nur auf Erfahrung beruhen.

Bei einer Jagdpartie auf der Oder, die kurz nach eingetretenem Eisgange der Enten wegen unternommen wurde, konnten wir leider solche nicht zu Schuß bekommen, weil sie immer zu früh aufgingen oder beim Vorübersreichen für uns zu hoch waren. Es wurde nun, in Ermangelung von Besserem, ein Krähenschießen veranstaltet. An den noch mit Eis besetzten Flußufern kletterten, Nahrung suchend, viele Schwarzkrähen und Nebelkrähen umher, welche gut hielten. Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß mein Kahnführer, der jede todte Schmarzkrähe sorgfältig einsammelte, die geschossenen Nebelkrähen liegen ließ. Auf meine Frage, warum er diese nicht auch mit nach Hause nehmen wolle, erwiderte er: „Die schmecken nicht!" Daß die ausgelöste Brust einer jungen Schmarzkrähe einen vortrefflichen Braten liefert, weiß ich aus Erfahrung. Taugt dagegen, — was ich gern glauben will, — die Nebelkrähe nicht, so wird man die Ursache wohl in dem Umstände suchen müssen, daß sie hauptsächlich von ani» malischer Nahrung lebt (junge Vögel, auch kleine Hasen würgt und frißt), während die Schwarzkrähe eine Vegetarianerin von der strengen Observanz ist.*)

Bei den Fischen gestaltet sich das Verhältniß beinahe umgekehrt. Unter allen Arten von Süß- und Seewasserfifchen übertrifft keine die Salmoniden an Wohlgeschmack. Und was für freche Räuber sind diese! Ich habe ein Beispiel von der Gefräßigkeit der bei uns verbreitetsten Salmart — der Forelle — bereits angeführt.

Ter Werth der Fische als Nahrungsmittel ist früh erkannt worden; aber doch nicht so früh, wie einige ältere Schriftsteller uns glauben inachen wollen, die aus etymologischen Gründen annehmen, Fische seien überhaupt das erste Nahrungsmittel der Menschen gewesen. Die Ilms spricht allerdings schon von dem Fischer, der

„Auf vorragende Klippe gesetzt, den gewaltigen Meerfisch
Aufwärts zieht ans den Finthen an Schnur und eherner Angel." (XVI, 406 f.)

Ich darf mir hier vielleicht noch anzumerken erlauben, dasz beide Krälienarten ganz ausgezeichnete Eier legen, die nach meiner Meinung dem Kiebitzei nur wenig nachsieden und viel feiner von Geschmack sind als Möveneier. Wenn nur nicht das Zinsnehmen eine so gefährliche Geschichte wäre!

Aber die homerischen Helden greifen zur Fischkost nur dann, wenn sie kein Fleisch haben. Das zeigt unzweideutig jene Stelle in der Odyssee, wo von den Hungernualen die Rede ist, welche die Irrfahrer auf Thrinakia zu erdulden haben, und die so stark sind, daß sich die Gefährten des göttlichen Dulders zuletzt an den heiligen Rindern des Helios vergreifen.
„Aber der Süd durchstürmte den ganzen Monat, und niemals
Hub sich ein anderer Wind, als der Ost und der herrschende Südwind.
Doch so lang' es an Speis"und rothem Weine nicht fehlte,
Schonetcn Jene die Rinder, ihr süßes Leben zu retten.
Und da endlich im Schiff der ganze Vorrath verzehrt war.
Streiften sie Alle aus Roth, von nagendem Hunger gefoltert.
Durch die Insel umher, mit krummer Angel sich Fische
Oder Vögel zu fangen, — was ihren Händen nur vorkam."

(XII. 325 ff.

Ich meine, daß die Zubereitung der Fische, — obgleich sie ja, wie unsere Küstenvölker und die Bewohner der Donauniederungen uns heute noch lehren, höchst primitiv sein kann, — immerhin gewisse Vorkehrungen und Apparate erfordert, die den damaligen Kulturmenschen nur selten zur Hand gewesen sein mögen. Jedenfalls war es für die Zeitgenossen des fürstlichen Kochkünstlers Achilles eine weit leichtere Aufgabe, einen klassischen Spießbraten anzufertigen, als einen größeren Fisch zuzubereiten. Die Frage der technischen Herstellung dürfte der Hauptgrund der Vernachlässigung der Fischkost im homerischen Zeitalter gewesen sein. Tagegen aß man zur Blüthezeit Athens Fische mit besonderer Vorliebe und entwickelte in ihrer Auswahl und Zubereitung eine unglaubliche Feinschmecker«, von der nur die wenigsten jetzt lebenden Freunde einer guten Verköstigung eine Ahnung haben dürften.

Baron von Vaerst hat in seiner „Gastrosophie" eine recht instruktive und unterhaltende Beschreibung jener Tafeleien gegeben, welche dein vornehmen Athener gleich hoch gestanden haben müssen, wie Philosophie nnd Staatskunst*). Der Fischkost ist in dem umfangreichen Festberichte, der sich fast so gut wie ein Feuilleton unseres trefflichen Ludwig Pietsch liest, besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und ich kann mir nicht versagen, hier einige Stellen daraus mitzutheilen.

„Das Meer" — sagt der Gast Zopyros — „vergißt nicht, seinen Beherrschern den schuldigen Tribut zu zahlen. Fische sind bei den Griechen überhaupt, und vorzugsweise bei uns Athenern, noch mehr Sache der *) „Des Anacharsis Beschreibung eines athenischen Gastmahls" — Gastrosophie, II. Thl., S. 186 u. ff. — ist durch Herrn von Vaerst nach Barthelemys „Vuvs^e Sn seuns ^nslclirsig sn Lröve. ?sris, 1788" mit Benutzung verschiedener alter Schrift^ sttller lelbststäidig componirr. Athenäus und Lucian dürften daS Hauptmaterial dazu geliefert habe», wenigstens findet sich fast alles das, was hier von den Gästen zum Preise des Parasiteitthums gesagt wird, znm Theil wörtlich, bei Lucian.

Leidenschaft als der Eßbegierde; sieht man doch die Vornehmsten selbst auf dem Fischmarkt sich um den Verkäufer drängen. Auch lassen wir uns nicht nur aus Italien, nein von den spanischen Küsten Seefische kommen. Ein Dichter, der seinen Nebenbuhler verfluchen wollte, fand keinen stärkeren Ausdruck als: Möchtest Du, wenn Du auf den Markt kommst, um Aale zu kaufen, keine finden!

„Ter Pompilus ist uns sogar ein heiliger Fisch; er ist der Bruder der Venus, wie diese aus dem Blute der Götter und dem Schaume des Meeres erzeugt. Derjenige Fisch aber, den man in Rhodos den Fuchs, und in Syrakus den Hund nennt, ist so berühmt in ganz Griechenland, daß König Kekrovs*) (nach Lynkaios von Samos) einen geringeren Ruf hat als er. Diesen Fisch muß man sich zu allen Preisen anzueignen suchen, ihn essen, auch wenn man ihn nicht bezahlen kann (si<>!), und hernach über sich ergehen lassen, was irgend ein unmenschlicher Gläubiger will und kann. Was find alle Ereignisse des menschlichen Lebens im Vergleich mit dem Glücke, diesen Fisch genossen zu haben! Wer einmal diesen Glanzpunkt erreicht hat, der hat nichts mehr vom Schicksal zu fürchten. Was den Fisch Aper anbelangt, so können nur die Reichsten daran denken, ihn zu genießen; es ist ein Gericht für Wucherer, Financiers und Sybariten. Er ist soviel werth, als er Gold wiegt, und, um mich der Worte eines Dichters zu bedienen, er ist ein Gericht der Götter, er ist die Blume des Nektars!

Der Aal ist dasjenige unter den Fischen, was Helena unter den Frauen ist. Aber man muß ihn in Mangoldblätter eingewickelt kochen, um fein Fleisch saftiger und schmackhafter zu erhalten. Der Comödiendichter Anthiphanes geht so weit, zu behaupten, daß die unsterblichen Götter wohlfeiler zu kaufen feien als Aale. „Denn," fügte er erklärend hinzu, „durch das Opfer einiger Obolen erkaufe ich mir das Wohlgefallen Jupiters, aber für zehn gute Drachmen kann ich noch keinen guten Aal finden!"

„Ein großer Fischesser glaubte schon durch diese Eigenschaft ein Anrecht auf das Wohlmollen aller Bürger Athens zu haben und setzte voraus, daß er selbst als Staatsverbrecher Gnade finden würde. Der Redner Hyperides hatte sich, wie viele anderen Redner, vom Feinde bestechen lassen. Timokles sagte (nach Pausanias) in seiner Vertheidigungsrede zu dem athenischen Volke: Verzeihet ihm! Er liebt so sehr die Fische, daß die Fischreiher nichts gegen ihn sind; wenn ihr ihm eine große Geldbuße auferlegt, so ruinirt ihr viele Fischhändler.

„Der gemeine Haufe läßt sich vom Namen blenden und findet Alles gut bei einem Dinge, das nur einmal Ruf hat. Wir aber, die wir das wahre Verdienst bis zu seinem Ursprünge verfolgen, wir essen vom Säubling nur das Vordertheil', den Kopf vom Meeral, die Brust vom Thun, den

*) Der Begründer der Burg von Athen.

Rücken vom Rochen; den Rest überlassen wir solchen Leuten, die nicht zu essen verstehen."

Wenn man solche extravagante Herzensergüsse liest, so kann man verstehen, wie ein Cato dazu kam, von Leuten zu reden, „die all ihren Verstand im Gaumen haben!"

Auch bei den Römern standen die Fische als Genufzmittel in hohem Ansehen. Man braucht nur das klassische Werk des Kochs Avicius „6« rs oociuinäria libri äecem" — welches neuerdings von Chr. Th. Schuch (Heidelberg, Winter, 1874) edirt worden ist — nachzuschlagen, um einen Begriff davon zu bekommen, wie sorgfältig und auf wie mannigfaltige Weise die Römer ihre Fische zuzubereiten mußten.

Einen charakteristischen Beleg für die Werthschätzung der Fische Seitens der römischen Schlemmer bildet die vierte Satire des Ju venal, der zwischen 47 und 132 n. Chr. lebte. Der Dichter charakterisirt in derselben ein besonders verächtliches Exemplar des Hofgeschmeißes, den schon in der ersten Satire genannten Crispinus, welcher als ebenso sittenlos und blutdürftig, wie habstüchtig und verschwenderisch geschildert wird- Dieser Crispinus habe eines Tages um den mahnsinnigen Preis von IZOOö Sesterzien (ungefähr 1000 Mark) eine außerordentlich große Seebarbe gekauft — aus reiner Verschwendungssucht. Aus dem Treiben dieses Höflings wird nun auf seinen kaiserlichen Herrn geschlossen und bei diesem eine Anekdote ähnlichen Inhalts zum Maßstabe der Beurtheilung gemacht. Unter Domitians Negierung, berichtet Juvenal, wurde einst bei Ancona (an einer Biegung der Küste des adriatischen Meeres im Gebiete der Picenter gelegen) eine Butte von ungewöhnlicher Größe gefangen, welche der betreffende Fischer für den Kaiser bestimmte und sogleich ihm selbst überbrachte. Der Fisch war nicht kleiner als einer aus der Maeotis, dem jetzigen asowschen Meer, wie solche dort im Winter unter dem Eise gedeihen und, wenn dieses im Frühjahr aufgeht, in den Pontus, d. i. das schwarze Meer, getrieben werden. Als sich der Fischer mit seinem Fange auf dem Weg macht, ist die kalte Jahreszeit bereits eingetreten und für die Haltbarkeit der Barbe daher nichts zu fürchten. Der Kaiser befindet sich in Albanum, in der Gegend des jetzigen Kastell Gaudolfo, seinem Lieblingsaufenthalt:

„Nimm hin hier," sprach der Picenter,

„Was für den Herd von uns Andern zu groß ist; festlich begangen
Werde der Tag; mach' eilends den Magen zum köstlichen Fang weit
Und dann speise den Fisch, der eigens für Dich ja verspart ward;
Selber zum Fang ja bot er sich an."

Aber leider stellt sich heraus, daß für diesen Fisch jede im kaiserlichen Haushalt vorhandene Schüssel zu klein ist. In Folge dessen wird eine Geheimerathssitzung berufen. Eilends muß der Sklave die Herrn Senatoren, sofern sie nicht bereits im Vorzimmer warten, herbeiholen. Sie werden vom Dichter namentlich angeführt und scharf charakterisirt. Crispinus kommt dabei schlecht weg: schon früh am Morgen pomadisirt er sich, um seinen angeborenen Schweißgeruch damit zuzudecken. Vejento deutet das Ereigniß des Fischfanges als ein Zeichen von glänzendem Sieg. Endlich wird der Vorschlag des Montanus angenommen, eine besondere tiefe Schüssel für den gewaltigen Fisch anfertigen zu lassen. Und nun kommt die Moral:

„Dann erhebt sich der Fürst, entläßt den Rath, nnd die Edlen
Können nach Haus. Sie hatte der mächtige Herrscher berufen
In die albanische Burg, und Eile befohlen und Schrecken
Ihnen erregt, als Hütt' er von Chatten und wilden Sygambrenn
Etwas zu sagen, als war' von verschiedenen Theilen der Erde
Eben ein ängstlicher Brief mit eilender Schwinge gekommen.
Und doch besser, er Hütt' ans ähnliche Possen die ganzen
Zeiten des Wüthens vermandt, statt straflos, ohne Vergelter,
Ihrer erlauchtesten Söhne die Stadt und das Reich zn berauben!"

Besonders hoch standen dem Römer die Schnurrpfeifereien des Kochund Saucenkünstlers beim Fischkochen. Von Lucull wird erzählt, er habe einen Karpfen von seiner Tafel init dem Bemerken zurückgewiesen: „Pfui Teufel! dieser Karpfen schmeckt ja nach Karpfen." Andererseits will man uns arme Epigonen glauben machen, daß, wie schon die athenischen Feinschmecker es verstanden hätten, am Geschmack des Fisches mit Bestimmtheit zu erkennen, an welcher der zahlreichen griechischen Inseln, an welcher Küste, an welchem Flusse er gefangen wurde, ebenso auch die römischen Gourmets gleich gemußt hätten, ob ein Fisch zwischen den Tiberbrücken oder weiter unterhalb gefangen worden sei*) (LriUat-snvärm möäitation II, 14). Ich halte dies stür ein Stückchen gastrosophischer Renommisterei, dem ich nur die in der „?tiv8wIoAis du ^oüt" gleich darauf folgende Angabe Brillat-Savarins an die Seite stellen kann, daß die französischen Feinschmecker zu seiner Zeit am Geschmack der Ständer des Feldhuhns zu erkennen vermocht hätten, auf welchen Ständer das Huhn bei Lebzeiten zu ruhen pflegte. Das Unsinnige einer solchen Behauptung geht schon daraus hervor, daß alle Vögel, welche im Sitz einen Ständer einzuziehen pflegen, bald den rechten und bald den linken ausruhen lassen; sie wechseln den Ständer sogar im Schlaf, ohne aufzumachen, — wie ich als Knabe in meinem elterlichen Hühnerstall (um mich im Stile eines bekannten Parlamentariers auszudrücken) oft beobachtet habe.

*) Wenn Juvenal in der schon erwähnten Satirc von dem Senator MontanuS sagt:

Der erfahrenste Esser zu meiner

Zeit war er. Er errieth von Austern beim ersten Hincinbiß, Ob sie Kirkeji geboren, der Grund von Rutuviä, oder Ob der lucrinische Fels sie habe zu Tage gefördert — so will dies nicht viel sagen. Eine englische Auster von einer italienischen zu unterscheiden vermag ich auch. Ich brauche nicht einmal hineiiizubeiszen. Rutuviä Iva? eine Hafenstadt in Südosten der heutigen Grafschaft Kent, Kirkeji ist der heutige Clonts Oircello, der Lucrinersee liegt bei Bajä

Die Gegenwart hat sich die Aufgabe gestellt, die Fische nicht bloß als Genußmittel, fondern als Nahrungsmittel, nicht bloß auf ihren Wohlgeschmack, sondern auf ihren Nährwerth zu prüfen und hiernach zu würdigen. Diese Untersuchungen lieferten, da die organische chemische Analyse erst neuerdings zu wirklich zuverlässigen Methoden gelangt ist, anfangs Resultate von zweifelhaftein Werthe. Aber immerhin bieten die bisherigen Forschungen genügenden Anhalt für die Behauptung, daß die Fische zwar an Nährwerth dem Fleisch im Allgemeinen nicht gleich kommen, aber erheblich mehr Nährwerth besitzen als die G emüse. Einzelne billig zu beschaffende Seesische stehen in gewisser Hinsicht (nämlich an Eimeißgehalt) sogar dem Fleische gleich, wenn nicht über demselben. In dieser Hinsicht ist namentlich der Hering und der Stockfisch zu nennen.

Süßwassersische sind vorläufig — bei uns in Deutschland wenigstens — zu selten und zu theuer, um ein Volksnahrungsmittel zu werden. Bei rationeller Bemirthschaftung unserer Binnengewässer (Bäche, Flüsse, Seen und Teiche) könnte dies anders sein. Und es sollte anders sein, denn Graf Münster (unser französischer Botschafter) sagt mit Recht in der Borrede zu dem von ihm in deutscher Nebersetzung herausgegebenen Kochbuch seiner verstorbenen Gemahlin (einer Engländerin):

„D ic Fischerei ist nützlicher als die Jagd und hat den großen Vortheil, dah Fische niemals schaden, im Gegentheil, den Gewässern, in denen sie leben, Nutzen bringen. Bei übermäßiger Schonung der Jagd kann Wildschaden Anlaß zu begründeten Klagen geben; bei der Fischerei kann das niemals der Fall sein . . .

Flüsse, Teiche oder Seen nicht niit Fischen gut besetzt zu halten, ist eine ebenso große Verschwendung, als wollte man guten Acker nncnltivirt liegen lassen."

Wo Fischzucht, Fischfang und Fischhandel in rationeller Weise betrieben, wo für Einbürgerung der Fischnahrung in geeigneter Weise gesorgt wird, da erwächst einer großen Zahl direct und indirect betheiligter Gewerbtreibender lohnender Verdienst, da wird der Volksnahrung und mithin der Leistungsfähigkeit des Volkes wichtiger Vorschub geleistet. Bei uns in Deutschland ist dies leider nur in sehr bescheidenem Maße der Fall.

„Gebratene Vögel und Fische
Lind gute Speise bei Tische"

so liest man häusig auf irdenen und metallenen Anrichtefchüfeln, Erzeugnissen des Deutschen Kunstgewerbes aus vergangenen Jahrhunderten. Leider ist's aber nicht immer wahr, was der Spruch sagt. Ich habe schon sehr häusig „gebratene Vögel und Fische" vorgesetzt bekommen,„die sich bei näherer Untersuchung durchaus nicht als „gute Speise" ermiesen. Und wenn ich zurückblicke auf meine langjährigen Erfahrungen, so will es mir scheinen, als ob die Fische weit häusiger nichts getaugt hätten, als die Vögel. Es ist z. B. viel leichter „eine jute jebratene Jans" zu erlangen. — welche nicht nur nach der Meinung des Berliners, sondern so ziemlich nach Jedermanns Ansicht, zumal uin Martini, „eine jute Jabe Jottes" sein soll —, als einen schmackhaften Salinen. Ich habe die meisten Staaten Europas bereist, und mit Beschämung muß ich bekennen, daß nirgends die verabreichte Fischkost durchschnittlich auf einer so niedrigen Stufe steht und so vernachlässigt ist. wie in Deutschland.

Woran kann dies liegen? Wenn man bedenkt, daß eine rationelle Vernierthung des Fischreichthuins unserer Meere und Binnengewässer für den Wohlstand und die Ernährung des deutschen Volkes von höchster Bedeutung sein würde, so lohnt es sich schon, den Ursachen dieser betrübenden Erscheinung nachzuspüren.

Daß die Fischkost in einem Lande, welches nicht nur prächtige Ströme und Landseen aufzuweisen hat, sondern auch mit ausgedehnten Küstenstrecken fischreichen Meeren nächstbenachbart ist, qualitativ und quantitativ zurücksteht, das kann, abgesehen von einer verfehlten Geschmacksrichtung der Bewohner (die in unserem Zeitalter nicht von langer Dauer sein würde) nur dreierlei Ursachen haben: 1.) relative Seltenheit des Materials

— wenig Ausmahl bei hohen Preisen; 2.) Geringwerthigkeit des Materials — die Fische-' taugen nichts; oder endlich 3.) Mangelhaftigkeit der Zubereitung — die Köche und Köchinnen thun nicht ihre Schuldigkeit.

Ich will mit meiner Ansicht nicht zurückhalten und behaupte, daß in Deutschland mehr oder minder alle drei Ursachen zusammenwirken.

Man halte mich nicht für einen Krittler, dem nichts recht zu machen ist, oder für einen Undankbaren! Ich bekenne offen, daß ich auch in Deutschland manchen herrlichen Fisch gegessen habe. Aber leider waren die Fischgerichte, welche eine schlechte Cenfur verdienten, viel zahlreicher als jene, denen man mit gutem Gemissen eine III—II oder gar eine I geben konnte!

Treten mir also sm« ira et «tuckio der Frage näher, warum in Deutschland nicht bessere Fischkost verabreicht wird?

Nach meiner Meinung liegt vor: erstens wenig Ausmahl bei relativ hohen Preisen. In Großbritannien befördert man auf den Eisenbahnen besondere Fischmagen, die gleich den Milch- und Butterwagen in die Schnell- und Courierzüge eingestellt werden. Ja, sogar separate Fischtrains für frisch gefangene Seefische giebt es in England. Wo können mir Deutschen eine ähnliche, die Marktfülle ungemein mehrende und gleichzeitig unverdorbene gute Waare dem Consumenten garantirende Einrichtung aufweisen? Die einzige erfreuliche Ausnahme macht vielleicht Berlin mit seinen Markthallen, in denen große Sendungen schöner Seesische ankommen und rasch in den Besitz des Kleinhändlers übergehen. Wir armen Provinzialen aber bleiben in der Hauptsache darauf angewiesen, uns in der Winterszeit bei anhaltender Kälte per Post „ein wenig Fische" von den Gestaden der Nord- oder Ostsee kommen zu lassen. Als ich 1871 nach Breslau kam, mußte man in der zweitgrößten Stadt des preußischen Staates kaum, wie ein frischer Hering aussieht, geschweige denn, wie er gebacken, gebraten oder gesotten schmeckt. Man kannte den Hering nur in jenen Zubereitungsformen, welche hier zu Lande in den sogenannten „Pommerschen Läden" zu finden sind und diesen in den Augen jedes Trinkers von Possession besondere Anziehungskraft verleihen: als gesalzenen Hering, Räucherfisch und „Nollmops" (saurer Hering).

Heute werden von Breslauer Detaillisten zur Winterszeit schon große Parteen frisch gefangener Heringe bezogen und billig abgegeben. Freilich vielfach in einem Zustande, der dem Feinschmecker ein gelindes Grauen vor den daraus bereiteten Fischgerichten bereits auf mehrere Schritt Entfernung beibringen muß! Als ich einmal vor mehreren Jahren einen Korb Heringe zur Weihnachtszeit aus Stettin bezogen und diesen in einem mächtigen Eisberge auf meinem Balcon hatte einfrieren lassen, verfügte ich mehrere Wochen lang über einen sehr wohlschmeckenden Fisch, und meine Freunde erstaunten über die Mannigfaltigkeit der aus Hering herzustellenden Speisen. Am Besten ist der Hering, wenn er gleich nach dem Fange hübsch krustig gebacken wird. Auch kann man ihn auf einem Roste braten, muß ihn aber während des Bratens dann tüchtig mit Butter oder Fett beschöpfen. Er schmeckt nachher auch kalt sehr gut init etwas Essig oder Citronensaft. Der gesalzene Hering ist meines Erachtens eigentlich nur dann wohlschmeckend, wenn er eben gar geworden ist. Aber nichtsdestoweniger bleibt auch ein alter, sehr scharf gesalzener und ziemlich hart bezm. trocken gewordener Hering ein gutes und vor allen Dingen ein billiges Nahrungsmittel. Die Engländer müssen sich ohne den Salzhering behelfen, denn sie verweisen denselben als „roh" und deshalb ungenießbar mit großer Entrüstung von ihrem Tische. Es gehört zu den verschiedenen Redensarten, init denen der Engländer sich über den Deutschen lustig macht, auch die Behauptung, daß wir „rohe Fische" äßen, und damit ist unser Salzhering gemeint. Außer dem, was an unseren Küsten gefangen wird, bildet eine jährliche Einfuhr von etwa IKIOOOO Tonnen das Mittel zur Befriedigung unseres Bedarfs in Deutschland. Man kann übrigens — nach Brehms Schätzung — annehmen, daß an den europäischen Küsten jährlich mehr als zehntausend Millionen Heringe gefangen werden, und mit deren Verwerthung, bezm. Conservirung wäre es sehr schlecht bestellt, wenn wir das Vorurtheil der Engländer theilten. Der Holländer ist im directen Gegensatz zu seinem englischen Vetter ein großer Berehrer des gesalzenen Fisches, und den frisch eingesalzenen „Matjes" oder Jungfenihering entgätet er kunstvoll ohne Anwendung von Messer und Gabel. Die Seefische sind gleich ihren Süßwafsercv liegen sehr leicht dem Verderben ausgesetzt; sie gerathen viel schneller in Fäulniß als das ausgeschlachtete Fleisch warmblütiger Thiers, Wildpret, ausgenommenes Geflügel und dergl. „Frische Fische — gute Fische" ist ein gar wahres Wort; man ißt aber in deutschen Landen mit wahrhaft rührender Passton Seefische, die nichts weniger als frisch sind. Ehren- oder Schandenhalber darf bei gemissen festlichen Gelegenheiten ein ein klein wenig aus dem Munde riechender Seezand, Schellfish oder Butt auch auf dem Tisch unserer Kleinbürger nicht mehr fehlen. Die richtige Landratte hat sich an diese Eigentümlichkeit der Seesische schon gewöhnt und findet nichts mehr dabei. Sehr charakteristisch ist die Anecdote, welche Baron v. Vaerst in feiner Gastrosovhie von dem bekannten Dr. Schall lgeb. 1780, ge"t. 1833, Lustspieldichter und Begründer der Breslauer Zeitung) erzählt.

Schall mar ein großer Verehrer der Austern und verzehrte sie in Mengen; aber zum Verdruß des guten Vaerst gab es in Breslau damals nur sehr geringe, durch die lange Reise halbverdorbene Austern. Der Gastrosovh beschloß daher, als die ersten Schnellposten eingerichtet wurden, seinein Freunde, dem Literaten, einen besonderen Genuß zu bereiten. Er ließ auf dem schnellsten Wege ein Fäßchen frische schöne Austern von Hamburg kommen und lud ihn zum Frühstück. Schall verschlang ein Paar Dutzend, dann legte er das Messer weg und sagte zu v. Vaerst: „Ich begreife gar nicht, wie Du mir solch schales Zeug vorsetzen kannst!"

Auch mir hat einmal ein Breslauer Gourmet gesagt: „Ich habe es gern, wenn der Seefisch etwas nach der See schmeckt," worunter ich mir nichts für den Sprecher Schmeichelhaftes denken konnte.

Ich sollte nieinen, daß bei zweckmäßiger Organisation des Seesischhandels — ein fördersames Entgegenkommen der Staatsbahnverwaltung vorausgesetzt — jede Curierzughaltestation im nördlichen und in Mittel-Deutschland mit frischen Seesischen während des ganzen Jahres zu versorgen sein müßte!

Nicht minder übel ist es um die Befriedigung unseres Bedarfs cm Süßwasserfischen bestellt. Der Fischreichthum der deutschen Ströme hat im neunzehnten Jahrhuodert ungemein abgenommen. Manche Halbwisser meinen resignirt, hiergegen anzukämpfen sei überhaupt aussichtslos; die Fortentwicklung der Fabrikthätigkeit und des Flußschiffsahrtverkehrs, (insonderheit der Dampfschifffahrt) führe mit Nothwendigkeit das allmälige Aussterben der Fichbevölkerung unserer Ströme herbei.

Wir unterschätzen den Abbruch nicht, der dem Fischbestande durch den industriellen Fortschritt ermächst und erwachsen muß; aber wir sind überzeugt, daß der Flußisicherei durch irrationelle Bemirthschastung weit größerer Schaden zugefügt morden ist, als durch jene störenden äußeren Einflüsse. Es läßt sich nachweisen, daß dieselben durch geeignete Maßregeln sehr wesentlich abgeschwächt werden können.

Wenn man keine Vorkehrungen trifft, um die Vergiftung der Wasserläufe durch die großen Städte, durch Fabriken und Bergwerke möglichst zu verhindern, fo wird dadurch nicht nur das Leben der Flußfische sondern auch das des Viehes und die Gesundheit der Menschen gefährdet. Die Untersuchungen der vom englischen Parlament eingesetzten River ?ollutioa Oommissinn (1868—1874) haben dies in unanfechtbarer Weise dargethan. Durch Kohlenwäschen z. B. kann ein Fluß in dem Maße mit Kohlenstaub verunreinigt werden, daß dieser bei dem Austreten des Flusses die benachbarten Weideplätze und Wiesen vergiftet. An den Ufern des Flusses Nother unterhalb Chesterfield entstand in Folge dessen ein großes Viehsterben. Man fand im Magen einer gefallenen Kuh nicht weniger als zwei Quart Kohlenstaub. Viele von der Commissi«« vernommene Adjacenten englischer Flüsse sagten aus, daß sie wegen der zunehmenden Ver»giftung des Wasserlaufs keine Enten und Gänse mehr halten könnten, da diese nach kurzer Zeit eingingen. Tie genannte parlamentarische Untersuchungs-Commission gab ihr Gutachten über die beiden Flüsse, welche London mit Wasser versorgen, über die Themse und den Lee, auf Grund sorgfältigster Prüfung dahin ab, daß beide Flüsse zur Befriedigung des häuslichen Bedarfs an Wasser nicht mehr dienen könnten!

Zur Verhinderung der Verunreinigung der Wasserläufe durch gewerbliche Anlagen kann in der That viel geschehen. Ein Beispiel bieten hier in Schlesien die Zuckerfabriken. Während einige von ihnen, welche durch die Aufsichtsbehörde zur Ausführung der Sicherungsanlagen mit Strenge angehalten wurden, das Wasser der Gräben und Bäche in der Umgegend vollkommen klar und blank lassen, erfüllen andere meilenweit jeden Wasserlauf mit weißer Schlickerbildung.

Die liivsi- Pollution Kommission hat sich ein wesentliches Verdienst dadurch erworben, daß sie zuverlässige Erhebungen über den Grad der sogenannten Selbstreinigung der Wasserläufe anstellte. An zwei Flüssen, am Jrwall und am Därmen, wurde nachgewiesen, daß die Zusammensetzung des Wassers eines verunreinigten Stromes sich während eines Laufes von 11—13 (englischen) Meilen, auch wenn keine neuen Verunreinigungen hinzukommen, fast gar nicht ändert.

Wie die Engländer im Jahre 1877 zu einem wirksamen Gesetz wider die Verunreinigung der Wasserläufe gekommen sind, so haben auch wir in Preußen in unseren, Fischereigesetz vom 30. Mai 1874 eine Handhabe gewonnen, uni einer weiteren Vergiftung unserer Ströme zu steuern. Hier wie dort hat der Gesetzgeber Bedacht darauf genommen, daß durch den Schutz der Wasserläufe gegen Verunreinigung die vaterländische Industrie nicht ungebührlich belästigt werde. Als ich mich meinem verehrten Freunde, dem Dr. Websky-Wüstewaltersdorf (Mitglied des Reichstags und des Staatsraths) gegenüber einmal abfällig über die vielfache Verunreinigung der Gewässer im Waldenburger Reviere geäußert und auf die Möglichkeit eines energischeren Eingreifens der Aufsichtsbehörde hingewiesen hatte, erwiderte mir derselbe: „Was ist Ihnen lieber, die Zurückversetzung der hiesigen Bäche und Flußläufe in einen der Forellensischerei und Lachszucht dienlichen Zustand, wodurch höchstens einige Tausend Mark im Jahre gewonnen, aber Tausende von Arbeitern ihrer heutigen Erwerbsquelle beraubt werden würden, oder die Aufrechterhaltung des Ihnen so mißfälligen

Ich mußte zugeben, daß die Fragstellung im speciellen Falle berechtigt sei, konnte aber andererseits auf Grund meiner Erfahrungen und Studien constatiren, daß im Allgemeinen der Nationalöconom bei der Sicherung der Flußläufe gegen Verunreinigung einem solchen „Entweder-Oder" nicht gegenüber steht. Es kann — und wird hoffentlich — in dieser Beziehung in Deutschland noch recht viel geschehen, ohne daß dadurch die industrielle Dhütigkeit der Bevölkerung iin Geringsten lahm gelegt würde.

Das preußische Fischereigesetz bedeutet einen wesentlichen Fortschritt namentlich durch die in ihm ausgesprochene gänzliche Beseitigung der wilden Fischerei und durch mancherlei im Interesse des Fischschutzes in Aussicht gestellte Einrichtungen, welche zum Theil in die Hände der Bezirksregierungen gelegt worden sind.

Zur Ausführung des Gesetzes sind für die einzelnen Provinzen Königliche Verordnungen erlassen, die zunächst die Minimalgröße der zu fangenden Fische bestimmen. Exemplare, welche die vorgeschriebene Größe nicht haben, dürfen nicht in den Handel gebracht werden, mögen sie nun aus geschlossenen oder nicht geschlossenen Gewässern entnommen sein. Geschlossene Gewässer sind einer Schonzeit nicht unterworfen; alle nicht geschlossenen einer wöchentlichen und einer jährlichen Schonzeit. Die wöchentliche Schonzeit dauert von Sonnenuntergang am Sonnabend bis zum Sonnenuntergang am Sonntag. Die jährliche Schonzeit dauert entweder vom 15. October bis zum 14. December (Winterschonzeit), oder vom 10. April bis zum 9. Juni (Frühjahrsschonzeit). Eine und dieselbe Strecke eines Gewässers soll immer nur einer jährlichen Schonzeit unter> liegen. Netze mit weniger als 2,5 «in Maschenweite (von Knoten zu Knoten) gehören zu den verbotenen Fanggeräthen, welche der Einziehung unterliegen.

Bei der Anordnung der Schonzeiten ist man in der Weise verfahren, daß diejenigen Gewässer, in denen (nach Annahme der Herren Fischmeister) die Cuprinusarten vorherrschen, der Frühjahrsschonzeit, andere, in welchen die Salmoniden stärker vertreten sind, der Herbstschonzeit unterworfen wurden. Dabei ist die Widersinnigkeit herausgekommen, daß man z. B. in dem einen Gebirgsbache (wie es auch ganz in der Ordnung ist) im November keine Forelle fangen darf, dagegen in dem anderen, welcher jenseits des wasserscheidenden Gebirgsrückens feinen Weg zum Meere sucht, mit hoher obrigkeittälicher Bewilligung die armen, vom Laichgeschäft abstrapezirten Edelfische, deren Fleisch um diese Zeit direct ungesund ist, ausfischen und in den Handel bringen kann. Auch mangelt nun jede Controle im Fischhandel. Dem gefangenen Fisch kann man es nicht ansehen, ob er aus einem Gewässer stammt, das der Herbstschonzeit, oder aus einein anderen, welches der Frühjahrsschonzeit unterliegt. Der Verkäufer wird iminer in Versuchung sein, diejenigen Angabe zu machen, welche ihm gerade paßt.

Ebenso, wie im Jagdschongesetz die Schonzeiten für die einzelnen Wildarten gesondert normirt sind, so müßten auch im Fischereigesetz die verschiedenen Fische ihre verschiedenen Schonzeiten haben. Die bairische Fischereigesetzung bringt diesen allein richtigen Grundsatz bereits zur Geltung, und der künstlerisch so schön ausgestattete Münchener Kalender des Vereins für Kirchenbau (zu beziehen durch Philipp Hergl, Odeonsplatz Nr. 15) erwarb sich ein Verdienst um die bairische Fischerei, indem er pro 1887 eine fortlaufende bildliche Darstellung der wichtigsten Fische, ihrer Schonzeiten und Minimalmaße brachte.

Auch in Bezug auf Bildung von Laichschonrevieren, die in dem Preußischem Gesetz sehr verständiger Weise in Aussicht genommen ist, haben wir Fehlgriffe der Verwaltung zu verzeichnen. Was soll man z. B. dazu sagen, daß im Breslauer Regierungsbezirk das sog. Mittelwasser in der Stadt Breslau, ein System von Wassersträngen zwischen der oberen und unteren Staustufe, fast ausnahmelos eingefaßt durch Ufermauern und hölzerne Spundwände, bedeckt durch einen nicht unbeträchtlichen Schifffahrts- und Flößereibetrieb, zum „Laichschonrevier" erklärt morden ist? I.v.cu8 a non, lueenc!«! Laichschonrevier wird das Gewässer genannt, weil es so gut wie gar nicht vorkommen dürfte, daß Fische dort laichen.

Unser Fischereigesetz hat anscheinend der Initiative der Interessenten, der Gemeinden und communalen Verbände zu viel überlassen. Die Anlage von Lachsstegen und Fischpässen ist in Aussicht gestellt; aber, obgleich seit dem Erlaß des Gesetzes fast 15 Jahre in's Land gingen, erscheinen noch viele Flüsse in ihren Oberläufen und deren Verzweigungen für die Wanderfische abgesperrt. Wenn man liest, daß die Lachsfischerei in den drei schottischen Flüssen Tweed, Spey und Tay allein allen 80(1,(X)0 Mk. jährliche Pacht einbringt, so wird man mit gerechtem Bedauern darüber erfüllt, daß in unseren schönen, für den Lachs so geeigneten Strömen dieser edle Fisch fast ganz ausgerottet werden konnte! An der rapiden Abnahme der Rheinlachse tragen die Holländer die Hauptschuld, welche in unverantwortlicher Weise alle Bestrebungen zur Wiederbevölkerung des Stromes mit diesem Fische durch ihre Sperr- und Fangvorrichtungen an den Strommündungen zn nichts machten. An dem Verfall der Lachsfischerei in den anderen deutschen Strömen sind wir ausschließlich selbst schuld. An der oberen Elbe benutzte man, wie Dr. Fric berichtet, den Lachslaich früher als Schweinefutter, während die Engländer die Naturgeschichte des Lachses längst kannten und wohl wußten, daß jeder Lachs von seinen Ausflügen in'S Meer dahin wieder zurückkehrt, wo er jung geworden ist.

Necht erfreulich ist die Thatsache, daß bei dem Ausbau unserer Wasserläufe im Interesse der Schifffahrt und zur Vermeidung von Hochwasserschäden neuerdings Seitens der königlichen Staatsregierung die Fischereiinteressen nicht mehr unberücksichtigt bleiben. So wurde z. B. bei Anlage der Staustufen im canalisirten Main für zweckmäßig construirte Fischpässe gesorgt.

Wenn behufs Abstellung der in den letzten Jahren so verheerend gewesenen Ueberschwemmungen in unseren Gebirgsdistricten zur Anlage von Sammelbassins in großem Maßstabe demnächst wird geschritten werden müssen, fo erhält die Teichsischerei dadurch einen neuen und wesentlichen Impuls. Es würden die niedergehenden Gewitter und Wolkenbrüche im Riesengebirge beispielsweise nicht so großen Schaden gethan haben, wenn dort nicht große Flächen, die ehemals Teiche und Sümpfe gewesen sind, im Laufe des Jahrhunderts in Wiesen und Aecker verwandelt worden wären.

Die Teichwirtschaft hat lange Jahrzehnte lang in Deutschland als unrentabel gegolten; neuerdings liefern hervorragende Landwirthe den Nachweis, daß bei einer rationellen Zuchtwahl und ausreichendein Schutz der Fische gegen Räuber aller Art die Teichwirtschaft sehr' gute, ja sogar glänzende Resultate zu liefern in der Lage ist. So hat beispielsweise Graf Fred Frankenberg-Tillowitz als Karpfenzüchter große Erfolge aufzuweisen. Er sorgte aber auch für die Vertilgung der in feinen ausgedehnten Waldungen gern horstenden Reiher — die in ganz unglaublicher Weise unter der Karpfenbrut aufzuräumen pflegen — indem er feinen Förstern an Schußprämie 12 Mark pro Stück bezahlte. Diese erhebliche Ausgabe für Vertilgung der Reiher ermies sich als gut angelegtes Geld. Die Verwaltung eines bekannten königlichen Schatullengutes in Schlesien konnte noch vor zehn Jahren für Pacht der Forellensischerei in dem die Gutsländereien durchschneidenden Gebirgsbache jährlich einige 80 Mark vereinnahmen. Da stellten sich in einem harten Winter die Fischottern ein, welchen von unseren gewöhnlichen Jägern und Fallenstellern nur ausnahmsweise beizukommen ist. Man dachte daran, einen Otternjäger aus Westfalen*) kommen zu lassen; aber dieser verlangte außer der Beute 150 Mark Reisekosten, und dafür gab es keinen Posten im Etat der Domäne. Die Ottern verrichteten ihr Werk mit gewohnter Gründlichkeit. Heute ist das Fließchen absolut forellenrein und bringt auch nicht mehr einen Pfennig Pacht!

Auf der zweiten Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Breslau fand eine prächtige Karte der im Fürstenthum Trachenberg vorhandenen Teiche und die zugehörige Ertragsberechnung der dortigen bewässerten Teiche pro 1886 viel Beachtung. Es gab im Trachenbergischen 27 Teiche mit 1752 I» Gesamtfläche, 1418 Ka Wasserspiegel. Von diesen auf der Karte verzeichneten Teichen wies die Rechnungsübersicht 17 bewässerte mit 661 Ka Wasserspiegel in ihren Besatz- und Zuwachsverhältnissen, mit Unterscheidung der Fischarten und Qualitäten, sowie in Bezug auf den Werth des Zuwachses nach. 531 Centner Fische

wurden eingesetzt, 1898 Centner ausgefischt; der Gewichtszuwachs mar also 1367 Centner, entsprechend einein Werthzumachs von 64192 Mark!

Der Ertrag pro Ks war mithin im Jahre 1886 rund 97 Mark oder pro Morgen etwas über 24 Mark. Was die Einrichtung dieser Teiche bezw. das Besetzen und Befischen an Spesen gekostet hat, war freilich nicht gesagt, aber immerhin wird man dem Herrn Fürsten Hatzfeld zu feinem Resultat gratuliren dürfen. »

Ich wende mich zu dem zweiten Punkte meiner Betrachtung, zu der Behauptung nämlich, daß das in der deutschen Küche zur Verwendung kommende Fisch-Material vielfach geringwerthig ist oder gar nichts taugt. Nichts wäre thörichter als zu glauben, ein Karpfen sei eben ein Karpfen, eine Schleie eine Schleie; es könnten keine Qualitätsunterschiede vorkommen! Auf die Thatsache, daß häusig direct verdorbene Fische zubereitet werden, will ich hier erst gar nicht eingehen.

Auch von ihnen abgesehen, welche unendliche Reihe von Qualitätsunterschieden bei jeder Fischgattung! Wenn die Alten ihre Feinschmeckerei so weit trieben, daß sie einzelne Fische nur dann essen wollten, wenn sie in einem bestimmten Gewässer gefangeil waren, so gingen sie hierin entschieden zu weit. Auch halte ich 'es für ein abgeschmacktes Vorurtheil, wenn man heute behauptet, der Weserlachs sei schlechter als der Rheinlachs., Wagenladungsmeise gehen prächtige Weserlachse von Hameln nach Mainz, werden dort geräuchert oder frisch in Handel gebracht und sind nun naturalisirte „hochfeine Rheinlachse". Aber das ist gewiß, nicht jedes Gewässer, nicht jeder See, jeder Teich ist im gleichen Maße geeignet zur Aufzucht einer bestimmten Fischart. Namentlich weiche Fische nehmen gern etwas von dein Geschmack eines unsauberen stehenden Gewässers an, in dein mir sie aufziehen oder in das wir sie einsetzen. Die Karpfen und Schleien aus manchen Teichen und Gräben sind wegen eines widerlichen Modergeschmacks, frisch gefangen, gar nicht zu essen; sie müssen erst eine Reinigungscur in gesundem Wasser durchmachen. Dem Flußfisch, den man heute auf dem Markte kauft, kann man es nicht ansehen, aus welcher Pfütze er gestern ausgefischt wurde; und, kommt er nun gebraten auf unseren Tisch: welche Enttäuschung!

Der Hauptfehler ist aber der, daß man in Deutschland ganz allgemein die Fische zur Unzeit ißt. Es giebt keinen Fisch, der während des ganzen Jahres gleich gut zu essen wäre. Manche Fische sind während einer gewissen Periode im Jahre ungenießbar, andere nicht halb so gut als sonst, und alle stehen nur zeitweise auf der Höhe ihrer Entwicklung als Material für die Küche. Kurz vor, mährend und noch eine Zeitlang nach dem Laichgeschäfte sollte man jede Fischart mit dem Fange verschonen. Während in England in den eigentlichen Wintermonaten selbst der geringste Mann keinen Salnien ißt, der um diese Zeit noch ganz geschwächt vom Laichgeschäft im gekochten Zustande ein blasses, trockenes, ungesundes Fleisch besitzt, findet man in deutschen Landen auch auf den Tafeln hoher Herrschaften und vielfacher Millionäre während der ganzen Ballsaison den bleichsüchtigen Lachs. Ungefähr uin Mitte März rafft sich dieser Fisch wieder auf, es beginnt die Fliegenmast, und nun besitzt sein Fleisch gekocht eine schöne rosenrothe Farbe; er ist fett und delicat, aber jetzt sagt die Geheimrathsköchin: „Meine jnäd'jen Herrschaften haben sich den Lachs schon zum Ueberdruß jeessen; jetzt müssen wir ihnen andere Fische vorsetzen!"

Da fast jeder Fisch, der im Haushalte in Betracht kommt, eine andere Laichzeit hat, so ist es allerdings keine ganz leichte Aufgabe von jedem mit Sicherheit aus dem Stegreif zu sagen, wann er gut ist. Ich habe darum für den verehrten Leser die nachstehende Tabelle entworfen, aus welcher mit einem Blick zu ersehen ist, wann die einzelnen Fischarten gegessen werden sollten und mann nicht.

Fischkalender,
Gastrosophische Fang- > und Schon- W Zeit unserer Fische.

Der Möglichkeit, gute Fische auf weitere Strecken versenden und hierdurch das örtliche Material für die Küche ergänzen und vermehren zu können, steht in Deutschland vielfach das Vorurtheil entgegen, daß Flußsische stets noch lebend für den Küchenbedarf eingekauft werden müßten. Ich halte dies, wie gesagt, für ein Vorurtheil und kann mich, wenn ich unter gewissen Umständen den todtten Fisch dem lebenden sogar vorziehe, auf den trefflichen Horrocks berufen, der in seinem bereits genannten Werke hierüber sagt:

In Deutschland ist eS zur Gewohnheit geworden, die Flußfische nur lebend zu verkaufen; die Gewohnheit aber ist eine Macht, und heutzutage will Keiner einen Nord und Süd, I.,. >4S. S

tobtten Fisch kaufen. Dagegen werden in England alle Fische, mit Einschluß der Forellen uno Aeschen, todt verkauft. Ich gab mir große Mühe, zu untersuchen, welches daS beste Verfahren sei, und finde, daß sich für und gegen beide Arten manches auffinden läßt. Z. B. wird wohl Niemand in Abrede stellen, daß eine Forelle oder Aesche, die 1 bis 2 Stunden, nachdem sie gefangen, getödtet worden, schmackhafter ist, als eine, die TagS zuvor gefangen, in einem Korbe verpackt, weit fortgeschickt wurde. Dennoch schmeckt sie noch weit besser, als ein Fisch, der nach deutscher Art erst tagelang in einem Fischkasten aufbewahrt wurde. Ein solcher Fisch verliert nicht nur an Geschmack, sondern auch bedeutend an Gewicht, er wird mager und geschmacklos. In Deutschland beachtet oder kennt man diese Thatsache nicht und kauft denselben nur lebendig gern. Das aber ist ein großer Fehler, und ich versichere meine Leser, daß eine am Nachmittag oder Abend gefangene oder sofort getödtete Forelle oder Aesche am nächsten Tag noch die Tafel eines Feinschmeckers zieren kann. Um dieses zu ermöglichen, folge hier eine Regel, deren sorgsame Beachtung ich als unbedingt nothwendig empfehle. Sofort nach der Ankunft zu Hause öffne man den Fisch und reinige denselben auf's Sauberste, womöglich mit Quellwasser, reibe ihn darauf leicht mit einem leinenen Tuche aus und fülle ihn mit Salz, reibe dieses theilweise mit den Fingern leicht ein und lege den Fisch auf eine trockne Porzellanschüssel; trage ihn in einen kühlen Keller, aber lege ihn nie in Wasser. Ich behandle stets meine Fische nach dieser Manier, wenn sie Tags darauf gegessen werden sollen. Auch länger kann man Fische so aufheben, doch ist dies nicht gerade zu empfehlen."

Was den dritten und letzten Gegenstand meiner Predigt: die oft außerordentlich mangelhafte Zubereitung der Fische anlangt, so meine ich, daß in einem Lande, wo der Fischereisport leider Gottes noch in den Kinderschuhen steckt, der wichtigste Impuls für die Anwendung rationeller Zubereitungsarten fehlt. Der Engländer, welcher mit Aufwendung großer Kunstfertigkeit nach langem Beinühen einen schönen Salmen an der Fliegenruthe gefangen und gelandet hat, wacht mit dem Auge des Protectors über der Zubereitung seines Fanges. Nicht selten unterzieht er sich selbst dieser Mühewaltung; es dürfte in England kaum einen Fischereiliebhaber geben, der sich nicht auf die Zubereitung der Fische verstünde. Eine der gebräuchlichsten englischen Fischsaucen, diejenige, welche aus fetter Sahne (Rahm, Obers) unter Zusatz von Senfpulver, Zucker und etwas Curry bereitet wird, ist eine Erfindung jenes Derby, der den Bratspieß ebensogut zu handhaben wußte, wie die Fliegenangel und die Pirschbüchse. Der deutsche Schloß- oder Hausherr, dessen Fische durch irgend einen Bediensteten gefangen oder um schnöden Mammon in der Markthalle erworben werden, nimmt an dem Schicksal derselben, bevor sie auf den Tisch kommen, nur den halben Antheil. Nicht mit Unrecht sagt Brillat-Savarin: „Ein gebratenes Feldhuhn geräth am Besten, wenn es in Gegenwart des Jägers zubereitet wird, der es geschossen hat."

Gebratene und gebacken« Fische sind in der Regel besser als gekochte. Das Eiweiß, der Leim und andere Stickstoffträger kochen heraus und werden weggegossen. Nach meinem Dafürhalten ist das Eintauchen des Fisches in siedendes frisches Oel oder Fett die beste Zubereitungsmethode; dabei incrustirt er gut, wird rasch gar und bleibt schön saftig. Man kann. nachdem man ihn mit dem Schöpfgitter ausgehoben hat, jede beliebige Sauce hinzufügen. Im Hotel de la Ville zu Trieft habe ich z. B. so zubereitete Fische in einer vortrefflichen Prosecco-Sauce gegessen. Der Prosecco ist ein halbsüßer, an der dalmatinischen Küste reifender und von Natur etwas moussirender Wein, den schon die Römer kannten und hochschätzten.

Gegen die Anwendung des Olivenöls (wir setzen voraus, daß es von tadelloser Frische und Reinheit des Geschmacks sei) zu eifern, ist baarer Unsinn. Es giebt kein besseres Medium zum Backen und Braten, und es ist unwahr, wenn einzelne Reisende behaupten, in Italien schmeckten alle Speisen unangenehm nach Oel. Ich habe gefunden, daß die in guten italienischen Speisehäusern zubereiteten Gerichte in erfreulicher Weife des Beigeschmacks von ranziger Butter und schlechtem Ninstalg ermangeln, welchen man so oft bei den Producten der deutschen Küche beobachtet. Uebrigens weiß ich in dieser Beziehung ein ergötzliches Geschichtchen zu erzählen. Einer meiner Freunde, Berufsoffizier, mar iin französischen Feldzuge bei Gravelotte schwer verwundet worden. Als er nothdürftig wieder hergestellt war, schickte man ihn zur Beschleunigung seiner Genesung in irgend einer halbamtlichen Function nach Rom. Er miethete sich dort in einem Gaslhause ein und verabredete mit dem Wirth, daß ihm täglich zu einer gewissen Stunde ein Beefsteak — „aber nach deutscher Art in guter Butter gebraten" — servirt werden sollte.

Die Beefsteaks waren sehr gut und schmeckten meinem Freunde außerordentlich wohl vierzehn Tage lang oder länger. Da brachte man ihm eines Tages ein Beefsteak, welches nach feiner Meinung kaum zu genießen wo.?! es hatte keine so schöne dunkelbraune Kruste wie die früheren, es war in der Mitte noch roh und an den Rändern grau, mährend die anderen durch und durch schön blaßroth gewesen waren; es war auch nicht so saftig, und endlich hatte es einen unangenehmen Beigeschmack nach dem Fett, in dem es zubereitet worden war. Der Gast rief den Kellner, und dieser mußte den Wirth citiren. Der Wirth versprach die schleunigste und gründlichste Untersuchung. Nach einiger Zeit kehrte er zurück und sagte unter vielen Entschuldigungen, durch ein bedauerliches Versehen in der Küche habe man bis heute alle auf das Zimmer des Herrn Lieutenants gelieferten Beefsteaks auf die gewöhnliche Art (mit Oel) zubereitet; heute märe aber durch einen Zufall der Oberkoch daran erinnert worden, daß der deutsche Offizier feine Beefsteaks in Butter gebraten haben wollte! — So wurde mein wackerer Freund von feinem Borurtheil gegen eine Zubereitung der Speisen in Olivenöl geheilt. Die Heilung der Schußfractur, die er sich auf dem Felde der Ehre geholt, war leider nicht ebenso schnell und glücklich zu bewerkstelligen.

Wenn der Fisch ja gekocht, d. h. behufs seiner Zubereitung in siedendes Wasser geworfen werden muß, dann empfehle ich sehr, die Brühe nicht zu breit zu machen und ihn nicht zu lange zu kochen. Die Gräsin Münster schreibt in ihrem bereits erwähnten Kochbuche, aus welchem man

S*

unendlich viel lernen, nach dessen Vorschriften man aber nicht ohne Weiteres verfahren kann, unter Nr. 169 über die Matelote von Karpfen oder Aalen: »Einen großen oder zwei kleine Karpfen schneide in 7 oder 8 Stücke, brate sie in ein wenig Butter, füge dann >/2 Liter Rothwein, einen großen Löffel Kraftbrühe Zwiebeln, Kräuter, Gewürz und Salz hinzu, und koche sie langsam «j« Stunden."

Ich habe mir erlaubt randschriftlich in meinem Exemplar des gräflichen Kochbuchs anzumerken: „Dann wird lauter Suppe daraus!"

Man soll den Fisch nicht zu lange sieden, aber unter allen Umständen lange genug, um die Parasiten zu tödten, denen der Fisch vielfach als Wohnstätte dient und welche dem Menschen gefährlich werden können, sofern sie noch lebend bezw. entwicklungsfähig beim Verspeisen des Fisches aufgenommen werden.

Unter den Gelehrten, die neuerdings auf diesem Gebiete durch wissenschaftliche Forschung sich verdient gemacht haben, ist namentlich der Dorpater Zoologe Professor Braun zu nennen. Er hat u. A. nachgewiesen, daß für den Menschen der Hecht und die Quabbe als Zmischenwirthe für LotKriocepKälus latus anzusehen sind; ferner daß von den in der LiflSndifchen Universitätsstadt zum Markt kommenden Hechten nicht weniger als 90»/« mit Bothriocephalensinnen inficirt sind, und daß, da in Lifland der Hecht vielfach nur schwach geräuchert, also halb roh, sowie fein als eine Art Caviar zubereiteter Laich gegessen wird, der Wurm massenhaft dort auf Menschen übertragen wird. Die Verbreitung des LotKrioööpKulus latus unter den Menschen vorzugsweise gerade in solchen Gegenden, wo viel ungenügend zubereitete Fische verzehrt werden, also in Holland und Belgien, in Schweden, in den russischen Ostseeprovinzen, in Ostpreußen, in der westlichen Schweiz und in den angrenzenden französischen Districten, bestätigt Brauns Ansicht, daß der LotKriočovKalus vorzugsweise durch Fischnahrung dem Menschen zugeführt wird.

Mein Rath geht dahin: Iß nie einen Fisch, der am Rückgrat bezm. dort, wo Kopf und Rückgrat sich verbinden, noch blutig ist. Da der Rogen und die Milch meist separat abgekocht werden, so erheischen diese Stücke, was das Blutigsein anbetrifft, ganz besondere Aufmerksamkeit. Die Finnen sitzen hauptsächlich im Gescheide und in den Weichtheilen der Fische.

Uebrigens kann ich eine wenig bekannte und vortreffliche Methode angeben, um Hechte und andere harte Fische so zuzubereiten, daß eine Insertion durch Botriocevhalenfinnen für denjenigen, der den Fisch ißt, gänzlich ausgeschlossen ist. (Koch oder Köchin freilich, welche den Fisch schlachten und zubereiten, bleiben immer gefährdet, sofern sie sich nicht der größten Sauberkeit befleißigen und etwa die Finger zum Munde führen, mit denen sie eben noch den rohen Fisch angefaßt haben.) Mein Recept stammt aus dem Hause des Cominerzienrathes L. M., dessen Küche unter den Bevorzugten, denen ihre Producte kennen zu lernen vergönnt war, sich eines vorzüglichen Rufes erfreut.

Kauft kleine Hechte — wenn sie mehr als einen Fuß lang sind, so kann ich sie schon nicht empfehlen, da die Regel des Baron von Vaerst: von harten Fischen junge, von weichen Fischen alte, ausgewachsene Exemplare zu wählen, beim Hecht zutrifft — und werft den vorher ausgenommenen Fisch in siedend heißes Wasser, welches ihr von der Platte herunter genommen habt. Nach ein Paar Minuten wird der Fisch sich bequem abschälen und entgräten lassen. Dann zerschneidet ihn in Stücke von mittlerer Größe und legt ihn 2 Stunden lang in Milch. Hat er diese Badecur absolvirt, so siedet ihn in Fett oder Oel nur kurze Zeit, so daß er schön hell und zart bleibt. 1 Theil Rindsfett auf 3 Theile Schweineschmalz ist eine bemährte Mischung. Man kann die Stücke auch vorher paniren; indessen habe ich gefunden, daß dies den eigenthümlichen Wohlgeschmack des Hechts einigermaßen verkümmert. Als einzige Würze zu diesem Fischgericht ist junge Petersilie zu geben, deren kleine Zweige, ebenso wie vorher der Fisch, in dem bekannten Drahtkorbe dem siedenden Fett übergeben und nach kurzer Zeit schön gebacken und knusprig wieder herausgezogen werden*).

Läßt man Fische in einer Müsingen Flüssigkeit (Brühe) längere Zeit kochen, so löst sich alles Fleisch von den Gräten, und gießt man sodann den ganzen Sud durch ein genügend feines Sieb, so erhält man eine halbklare Fischsuppe. Zur Roth kann man des Siebes auch entrathen, da die Gräten und die ausgekochten Fleischfasern vermöge ihres größeren specisischen Gewichts zu Boden sinken, sobald man den Kessel vom Feuer rückt und seinen Inhalt erkalten läßt. Die Suppe kann dann abgegossen oder abgeschöpft werden. So bereitet der ungarische Fischer seine tägliche Nahrung, das HaSszls, seine Fischsuppe. Das „Kleinzeug," was er beim Auswerfen des Netzes tagstüber fängt, wird in einen Kessel geworfen, der mährend des ganzen Tagewerks über schwachem Kohlenfeuer eine Brühe aus Wasser, Salz, Zwiebeln, viel Paprika, und oft wohl auch etwas sauren Wein, in gelindem Brodeln erhält. Kehrt der Fischer dann bei sinkender Nacht nach seiner Lagerstätte am Strande zurück, so ist das Kohlellfeuer niedergebrannt, die Fischsuppe ist im Abkühlen begriffen, die ungenießbaren Theile des Kesselinhalts haben sich zu Boden gesetzt, und nun wird gesuppt!

Ich habe die ungarische Fischsuppe entsprechend den Anforderungen unserer modernen Küche zu verbessern gesucht, und meine Freunde behaupten, daß mir dies gelungen sei. Ich mache zu diesem BeHufe einen Zusatz von Krebsbrühe und Rindsbouillon. Die Krebse werden roh in einein Mörser zerstoßen und in Butter angebraten, ehe ich sie auskoche. Der

*) Recepte für die Zubereitung der Fischspeiseil zu liefern, kann im Allgemeinen hier nicht meine Aufgabe sein. Es mehrt sich ja täglich die Zahl der in allen Sprachen der Welt erscheinenden Kochbücher. Indessen ist mir eine Monographie bekannt, die ich auf das Wärmste empfehlen darf- „das Fischkochbuch des Fischvereins für den Kreis Norden." welches von Hermann Braahuis in Norden und No>derney zum Preise von 25 ^> bezogen werden kann. Hier heißt es einmal ausnahmeweise „billig und gut".

Zusatz von viel Grünzeug und einer geeigneten Sorte Wein (Sherry oder Ungarmein) und einer genügenden Portion Paprika ist bei der Ertraction der sämmtlichen Ingredienzien eine Hauptsache. Fleisch-, Krebs- und Fischbrühe müssen, nachdem man sie durch das Sieb gegossen und mit einander vereinigt hat, noch entsprechend einkochen. Auch kann man beim Abschmecken etwas Zucker zusetzen. Diese Suppe steht in ihren Wirkungen nach meinen langjährigen Erfahrungen den von Brillat-Savarin im zehnten Theiles seiner berühmten Buches angegebenen „Stärkungsmitteln" mindestens gleich.

Dem berechtigten Wunsche, beim Sieden eines Fisches jener nährenden und wohlschmeckenden Bestandtheile, welche herauskochen, nicht verlustig zu gehen, verdankt auch die Matelote ihre Entstehung. Wie schon der Name andeutet, haben wir es mit einem Matrosengericht zu thun, also mit einer Erfindung von Leuten, die durch ihr Gewerbe auf das feuchte Element und seine Bewohner hingemiesen werden. Zur Matelote wird in Frankreich in der Ziegel ein weicher und ein fetter Fisch, z. B. Karpfen und Aal, verwendet. Die Fische werden in Stücke geschnitten und in süßem feurigem Wein, manchmal auch in Most, gesotten. Das Gericht kommt mit der Brühe auf den Tisch, die man durch Einkochen mit einem Brot- oder Mehlzusatz vorher eingedickt hat. Unser jetzt in ganz Deutschland bekannter „polnischer Karpfen" ist eine Matelote, bei welcher Bier und Pfefferkuchen an die Stelle der Weinbrühe getreten sind.

Auch die Matelote kann man sehr wesentlich verbessern, wenn man, was ich auf das Wärmste empfehle, zunächst eine „verbesserte" Fischsuppe unter Benutzung von allerhand „Kleinzeug" aus dem nächsten Fischtroge herstellt und dann in dieser Fischsuppe den Fisch siedet. Es versteht sich von selbst, daß die Brühe bis auf Saucenconsistenz eingekocht werden muß und daß man sie durch Zusatz von Krebsschwänzen, gefüllten Krebsnasen, Morcheln, Amoretten u. dergl. auf das Anmuthigste verzieren kann.

Der Vollständigkeit wegen darf ich nicht unerwähnt lassen, daß man im ganzen Mittelalter dem Fischgenuß anregende Wirkungen zuschrieb ähnlich jenen, welche der Trüffel und dem Sellerie ein gewisses Nenommö verschafft haben. Man erzählt in dieser Beziehung viele ergötzliche Anekdoten, von denen die vom Sultan Saladin und den beiden Derwischen die bemerkenswertheste sein dürfte. Saladin wollte sehen, wi? es mit der Charakterfestigkeit der Derwische eigentlich bestellt sei. Er ließ zwei der frömmsten in seinen Palast kommen und ihnen wochenlang eine ausgesucht kräftige Fleischkost verabreichen. Sie triumphirten über jede Bersuchung. Nun sollten sie zur Belohnung noch eine Zeitlang bei Hofe bleiben und mitessen dürfen, was Jahreszeit und Küchenzettel eben bringen würden. Zufällig gab es mehrere Tage hintereinander Fischgerichte — und siehe da, die Derwische wurden ihrem Gelübde untreu. (Lrillat-öinäiin, m^elltution VI, 41.)

Danach wäre die Fischkost freilich ganz und gar nicht geeignet als Fastenspeise!

^ Aus dem Orient.

Flüchtige Aufzeichnungen.*)
von

j)aul Lindau.

— Berlin. —

XI.

Um Aonstantinopel. Die Mauern. — Fahrt nach der asiatischen Küste. — Moda und Kadiköi. — Der große Kirchhof von Skutari. — Die asiatische Türkenstadt. — Ein wunder»

licher Heiliger.

märe eine Bermessenheit, wollte ich jene stolzen Denkmäler aus der byzantinischen Zeit, die das ernste Studium des ! Archäologen erfordern, die ich aber nur mit dem Blick des Laien ini Vorübergehen gestreift habe, in den Kreis meiner völlig anspruchslosen Aufzeichnungen ziehen. Für mich waren all diese Säulen und Obelisken, die jetzt lieblos der Verwahrlosung überlassen sind, diese Cisternen und Trümmer großartiger Bauten, vor Allem aber diese crcklopischen Mauern, mit denen Konstantin seine Hauptstadt befestigt hat, nur die beredten Zeugen der mächtigen Vergangenheit, ehrwürdig melancholische Wahrzeichen der gefallenen Größe.

„. . . Eine Lavarinde Liegt aufgeschichtet über dein Gesunden, Und jeder Fußtritt wandelt auf Zerstörung." Diese Worte des Dichters werden uns mit einer Eindringlichkeit sondergleichen, namentlich durch die gewaltigen Mauern, in's Gedächtnis; zurückgerufen. So viel auch zerfallen ist, das, was dem Sturm der Zeit

«> Abschuß der Reisebilder in Heft 1»9 und 14«.

getrotzt hat, ist noch von überwältigender Größe. Diese riesigen Steinaufschichtungen, aus denen jetzt das dicke Gestrüpp hervorwuchert und mächtige Bäume aufstreiben, machen auf uns, wenn wir den großen Spazierritt um die Stadt unternehmen, der uns all die Schönheiten, die mir schon bewundert haben, wieder in neuem Lichte und in immer neuen Perspektiven zeigt, den unauslöschlichen Eindruck der grandiosen Verlassenheit.

Die Mauern haben eine Länge von nahezu sieben Kilometer und verbinden etwa hundertzmanzig meist viereckige Thürme miteinander. Seit langen Jahrhunderten hat man den colossalen steinernen Ring bis auf wenige unerhebliche Strecken der langsamen Zerstörung durch die Zeit preisgegeben, hat man ruhig verfallen lassen, was eben verfallen ist, und keines Menschen Hand hat die rastlos schaffende Natur, die die Erde zwischen den Steinhaufen befruchtet, in ihrem versöhnlichen Erzeugungsmerke gestört. Zu undurchdringlichem Gestrüpp hat sich das Unkraut verdichtet, und auf den Höhen schaukeln sich jetzt breitästige Bäume im Winde. Auf unserm Erdtheil müßte ich kaum einen Bau zu nennen, der die trotzige und doch vergebliche Auflehnung des Menschenwerkes gegen die unaufhaltsame Zerstörung durch die Zeit, der die Vergänglichkeit alles Irdischen in erschütternderer Weise zum Ausdruck brächte, als diese riesenhaften Ruinen.

Der wundersame Contrast zwischen der feierlichen Stille hier an den Mauern und dein wüsten Lärm in den engen Gassen, diese Nachbarschaft der schroffsten Gegensätze, tritt uns auch sonst in Constantinovel oft in befremdlicher Weise entgegen. Mitten in den volkreichsten Gegenden finden wir die Trümmerhaufen, die unangetastet bleiben, und auf denen das Unkraut wuchert. Und inmitten des vollsten und lärmendsten Lebens der Großstadt finden wir die Ruhestätten für die Tobten: außer den großen Kirchhöfen zahlreiche kleinere Begräbnißvlätze, die überall zerstreut in der Stadt umherliegen. Der größte und wichtigste Friedhof der ganzen Türkei ist der von Skutari, auf dessen schwermüthig finsternen Cypressen unwillkürlich sich unser Blick jedesmal wieder hinlenkt, wenn wir über die große Brücke gehen. Der Friedhof von Skutari ist nicht nur an sich eine Sehenswürdigkeit, er bietet nebenbei auch den vielleicht schönsten Aussichtspunkt auf Constantinopel und das Goldene Horn, auf die Prinzeninseln, das Marmara-Meer und den Bosphorus.

An einem herrlichen sonnenhellen Tage fuhr ich mit meinem liebenswürdigen Gastfreunde, dem Ingenieur, der mich im Bazar herumgeführt hatte, nach der asiatischen Küste hinüber. An der großen Brücke nahmen wir ein Kaik, eines jener schlank gebauten leichten Boote, die pfeilschnell durch das Wasser schießen. Die beiden Bootführer waren wunderherrliche Gestalten, Modelle, wie sie sich ein Maler nicht schöner hätte wünschen können. Namentlich der eine war eine prachtvolle Erscheinung. Er war von der Sonne ganz schwarz gebrannt. Unter dem Fez quoll das volle Haar hervor, ein ganz krauser, ziemlich dünner Vollbart umrahmte das edelgeschnittene Gesicht, aus dem zwei brennend heiße dunkle Augen funkelten. Seiner Jacke hatte er sich entledigt; er trug nur das Heind und breite meiße Pluderhosen, die bis über die Kniee reichten. Das Hemd mar nicht geschlossen, und man sah, wie Brabantio sagt, „des Unholds pechschwarze Brust". Er hatte die Hemdärmel aufgestreift und zeigte ein paar Arme von mahrhaft herkulischer Muskulatur.

Während unser kleines Schiff unter den wuchtigen Ruderschlägen die blaue Fluth durchsauste, tummelten um unser Fährzeug hunderte von lustigen Delphinen, die die lächerlichsten Kopfsprünge machten. Es sah beinahe so aus, als ob sie uns eine Ertravorstellung geben wollten. Dabei zogen in langen Ketten die tieffliegenden Vögel an uns vorüber, und die Sonne glitzerte in dem cyanenblauen Wasser, das eine herrliche Kühle verbreitete. Es war ganz wundervoll.

Für die Bewohner von Constantinopel, die gewissermaßen » «Ksvsl zwischen zwei Welttheilen sitzen, hat Skutari mit den anliegenden Ortschaften nichts besonders Eindrucksvolles mehr. Auf mich aber machte es doch eine eigenthümliche Wirkung, als ich den Fuß zum ersten Mal auf den Boden Asiens setzte.

Moda, das oberhalb der gleichnamigen Bucht in wundervoller Lage auf schroff abfallender Höhe aufgebaut ist, bildet gewissermaßen die Vorstadt zu Kadiköi, dem alten Chalcedon, der Nachbarstadt von Skutari. In Moda und Kadiköi leben sehr viele Deutsche, die sich da inmitten kleiner blühender Gärtchen bescheidene hübsche Häuser gebaut haben. Man hat von hier aus eine entzückende Aussicht auf das Marmara-Meer und namentlich auf die Prinzeninseln, die während der Sommermonate vielen Bewohnern Constantinopels und unter diesen auch namentlich vielen unserer Landsleute eine kühle Zufluchtsstätte aus der alsdann unerträglich heißest Stadt bieten. In Kadiköi herrscht während dieser Zeit ein reges Badeleben. Außer ihrer unvergleichlich schönen Lage bieten die beiden Orte nichts Besonderes. Wir durchfahren sie schnell, um uns, wiederum auf einem unmöglichen Wege, zur Höhe des großen Kirchhofs von Skutari hinaufzrütteln zu lassen.

Ein ungeheurer Cupressenhain, der über eine Stunde lang ist, nimmt uns auf. Die Bäume von ungewöhnlicher Stärke und Schönheit beschatten tausende und abertausende von Grabsteinen, die den Boden ganz bedecken. Zu Kopf und zu Füßen jedes Tobten ist senkrecht ein etwa fünf bis sechs Fuß hoher Marmorstein aufgerichtet. Jede männliche Leiche ist dadurch gekennzeichnet, daß einer der Steine einen Turban, neuerdings auch mitunter ein Fez trägt. Mit kunstvoll verschnörkelter Ornamentik — die türkischen Steinmetze besitzen dafür eine besondere Geschicklichkeit — und mit langen Aufschriften sind diese Steine geschmückt. Die Verzierungen und Schriften sind häusig in bunten Farben ausgeführt, vergoldet oder blau, roth und grün. Da, wo der Kopfschmuck grün und schwarz gefärbt ist, ruht ein Derwisch. Die eigeilthümliche Gleichgültigkeit der Türken an der Erhaltung des Geschaffenen, ihr uns unbegreiflich erscheinender Hang, der zerstörenden Gewalt der Elemente und der Zeit in träger Gelassenheit zuzuschauen, zeigt sich auch hier. So herrlich die Steine sind, mit denen die Türken ihre Tobten ehren, sie lassen sie ruhig verderben und verwittern und kümmern sich nicht im Geringsten um die Instandhaltung der Gräber. Die zunächst senkrecht eingetriebenen schmalen Steine verlieren sehr bald durch ihr eigenes Schmergewicht ihre ursprüngliche Stellung; sie senken sich bald nach rechts, bald nach links, bald nach vorn, bald nach hinten, und kein Mensch denkt daran, sie wieder in Reih und Glied zu richten. So macht denn dieser riesige Kirchhof, der größte des Orients, bei dem wüsten Durcheinander und der völligen Unregelmäßigkeit der Grabsteine trotz der Schönheiten im Einzelnen denselben Eindruck grenzenloser Verwahrlosung, wie wir ihn hier zu Lande auf Schritt und Tritt empfangen. Die große Todtenstadt unter den ehrwürdigen, schwermüthigen Cypressen ist gerade so verwinkelt und vernachlässigt, wie die Stadt der Lebenden.

Aber die ungeheure Ausdehnung, die Massenhaftigkeit der unzählbaren, zun, Theil sehr kunstvoll gemeißelten Marmorsteine und vor Allem die Schönheit der finsternen Bäume ergreift doch mächtig.

Skutari selbst war die erste unverfälschte asiatisch-türkische Stadt, die ich kennen gelernt habe. Die Holzhäuser, in denen jedes Stockwerk, von schwachen hölzernen Stützen getragen, über das andere hervorspringt, sind unansehnlich und unschön. Alle Fenster sind mit einem doppelten Gitterwerk, einem hölzernen nach der Straße zu und nach der Wohnung zu noch mit einem aus Nohr geflochtenen, abgesperrt. Bismeilen springt noch ein ebenfalls dicht vergitterter Kasten, der genau wie ein Käsig aussieht, wohl eine Art Erker, aus der Stirnseite hervor. Die Stadt ist wie ausgestorben. Hier hört man kein Wagengeräusch, hier sieht man fast keinen Menschen. Die Männer sind wohl zum großen Theil unten am Strande, vielleicht auch im Bazar, wo sie ihre Waaren feilbieten, und die Frauen sind, vor Aller Blicken verborgen, in ihren freudlosen Gemächern oder in jenen duftenden und blühenden, aber einsamen Gärten, die durch hohe Mauern Aller Blicken entzogen sind. Tritt einmal eine dicht verschleierte Türkin auf die Straße und wird sie des Fremden ansichtig, so huscht sie mit einer hier auffälligen Schnelligkeit vorüber.

In einer der öden Straßen, deren Traurigkeit hier im blendenden Sonnenglanze noch besonders traurig wirkte, sah ich ein merkwürdiges Schauspiel. Bon zwei zerlumpten Derwischen wurde auf einer Sänfte ein schreckliches menschliches Wesen getragen, ein vertrottelter Krüppel, aus dessen blöden Augen der Stumpfsinn startte. Die beiden Männer sangen ganz merkwürdig mit überlauter Stimme. Es waren Koransprtche, die sie

vortrugen. Dazwischen lallte der arme Blödsinnige. Die Krüppel sind den Muhainedanern heilig. Es war also ein Heiliger, der da umhergetragen und für den vermuthiich die Mildthätigkeit der Rechtgläubigen angerufen wurde. Nirgends ist mir die Eigenthümlichkeit des Islam anschaulicher geworden, als in dieser seltsamen Gruppe der plärrenden Träger und des lallenden Idioten.

Und wie hier überall die Gegensätze gewaltsam aneinanderstoßen, so sahen mir, als wir um die nächste Ecke bogen und den Eindruck, den das widerwärtige Schauspiel auf uns gemacht, kaum überwunden hatten, aus all diesem Jammer, aus all dieser Traurigkeit und Verlassenheit hinaus auf das in der goldigen Sonne glänzende blaue Meer und aufdie gegenüberliegende Küste von Konstantinopel, das nun ganz verschwommen im Sonnendunste in duftigen Umrißlinien wie ein phantastisch märchenhaftes Bild vor uns lag und in flimmerndem Schimmer aus dem Wasser aufstieg. Und wir dachten nun nicht mehr an all die Häßlichkeiten und Traurigkeiten, an denen unser Weg uns vorbeiführte, wir hatten nur noch die eine Empfindung: es giebt nichts Schöneres auf Gottes schöner Welt!

Zu meinem Bedauern hatte ich erfahren, daß wenige Tage vor meiner Ankunft in Konstantinopel unser Botschafter, Herr von Radowitz, der mir jedesmal, wenn wir uns getroffen hatten, mit außerordentlicher Zuorkommenheit begegnet mar, und bei dem ich eine freundliche Aufnahme zu finden gewiß sein durfte, seinen Urlaub angetreten hatte. Dafür wurde mir aber die große Freude bereitet, Herrn Dr. Clemens August Busch, unsern früheren Unterstaatssecretär im Auswärtigen Amte, bisherigen Gesandten in Bukarest und jetzigen Gesandten in Stockholm, der mit der Leitung der Botschaftsgeschäfte in Konstantinopel betraut war, wiederzusehen. Ich kann Herrn Dr. Busch für alle Liebenswürdigkeiten, die er mir während meines Aufenthaltes in konstantinopel ermiesen hat, nicht herzlich genug danken. Es war mir auch vergönnt, da er sich in einer amtlichen Angelegenheit nach dem Sommerpalais der Botschaft in Therapia zu begeben hatte, unter den angenehmsten Bedingungen von der Welt in seiner Gesellschaft den Bosphorus und die beiden lieblichsten Bosphorusflecken, Therapia und Beuyuk-d5r6, kennen zu lernen.

Da der Aufenthalt während der heißen Monate in Per« selbst gesundheitsschädlich, ja unerträglich ist, so haben die großen Mächte sür ihre Vertreter in Therapia und Beuyuk-der6 herrlich gelegene schöne Sommerresidenzen errichtet. Die Verbindung mit Konstantinopel wird durch eigene kleine Dampf-Jachten, die sogenannten Mouches, vermittelt. Diese allere liebsten schnelfahrenden kleinen Schiffe tragen die Reichsfarben der betreffenden Botschaften und werden von den Mannschaften der vor Constantinopel ftationirten Kriegsschiffe bedient. Unser kleiner deutscher Botschaftsdampfer, von dem aus ich die Herrlichkeiten der Bosphorus-Ufer bewundern durfte, hat leider, wie später in den Zeitungen zu lesen stand, durch Zusammenstoß mit einer andern „Mouche", ich glaube, mit der der russischen Botschaft, schmereil Schaden erlitten; irre ich mich nicht, so ist er sogar gesunken.

Schade um das saubere, schöne, schnelle kleine Schiff!

XII.

Fahrt auf dem Bosphorus. Blick von dem deutschen Botschaftspalais. — Auf dem Wasser; Delphine und „verdammte Seelen". — Die Ufer. — Die rumelische und anatolisch Beste. — Theravia und Beuyuk-ders. — Der Sommersitz unserer Botschaft. — Die Quaistrafen. — Durch Sarijar nach dem Rosenthal. — Berühmtes Wasser. — Ein Reiterstückchen. — Rückfahrt. — Abschied von Constantinopel. Es war ein sonnenheller, wundervoller Tag, an dein mich Herr Dr. Busch von unserer Botschaft zur Dampferfahrt abholte. Das deutsche Palais ist auf der höchsten Höhe von Per« errichtet. Es ist ein stattliches Gebäude, das dem Fremden, der vom Marmara-Meer oder vom Bosphorus her in den Hafen von Constantinopel einfährt, sogleich in die Augen fällt. Es hat in Einzelheiten, so in der Gliederung der beiden unteren Stockmerke und in der Krönung des Giebels mit den Adlern, eine gewollte oder ungewollte Aehnlichkeit mit dem schlichten königlichen Palais, das unser großer Kaiser bewohnt hat und in dem er gestorben ist. Aber da'durch, daß man noch ein Stockmerk aufgesetzt hat, haben sich die Verhältnisse völlig verschoben, und die Wirkung ist eine ganz andere geworden — eine weniger harmonische und vornehme. Das Botschaftsgebäude hat jetzt eine unerwünschte Aehnlichkeit mit den Methskasernen der neuen Berliner Viertel und imponirt mehr durch seine Größe als durch seine Schönheit. Aber die Lage ist herrlich. Von dem vor dem Empfangsräume liegenden Altan aus hat man den freien Ausblick auf ganz Per« und Stambul, auf die Serajspitze und die Moskeen, und dann hinüber auf das Meer und die wunderbare asiatische Gebirgskette mit deren von blauen Wellen umflutheten Vorschiebungen, den sogenannten Prinzeninseln. Zur Rechten verliert sich in blauem Dufte in weiter Ferne das Brufsa-Gebirge, aus dem der asiatische Olymp hervorragt — der falsche Olymp, dessen schneeiger Gipfel sich mit den von der Sonne beschienenen ebenfalls schneeig wirkenden Wolken vermischt. Ringsumher grünt und blüht es. Die bunten Häuser, die zur Botschaft hinaufzuklettern scheinen, geben dem Ganzen einen freundlichen lustigen Charakter. Und unten in den herrlichen azurenen Fluthen rasten die mächtigen Schiffe, und die Kaiks und kleinen DampfJachten tummeln fröhlich um sie her, geschlängelte silberne Furchen hinter sich ziehend.

Eine Fahrt auf dem Bosphorus bei goldigem Sonnenschein, in der köstlichen Frische, die das tiefblaue Wasser uns zufächelt — es giebt nichts Entzückenderes! Aus dem saftiqe» Grün, von blühenden Rosen und Oleandern umkränzt, treten die Marmoraläste mit ihrem zierlichen lustigen Schmuckwerk funkelnd am User hervor. Das Panorama der farbigen Doppelstadt mit ihren kuppelförmigen Ueberragungen und spitzen schlanken Thürmchen verschiebt sich in reizvollster Weise, wird unbestimmter, traumhaft und verschwindet schließlich in flimmernden Nebel. Die Sonne besprenkelt das unvergleichliche Tiefblau des Wassers mit goldigen Tupfen. Große Schaaren von Delphinen begleiten unser kleines Schiff und stellen mit diesem eine Art Wettlauf an, in den übermüthigsten Purzelbäumen bald aus dem Wasser aufschnellend, dann wieder kopfüber darin untertauchend. Unablässig ziehen in größeren und kleineren Ketten von sechs bis über dreißig und in ziemlicher Tiefe sonderbare Vögel über die Wasserfläche hin. Bald kommen sie uns entgegen von der Richtung des Schwarzen Meeres, bald überholen sie unser Schiff vom Marmara-Meer herflatternd. Von weitein gesehen erscheinen sie wie schwarze Wellenlinien über dem Wasser. Wenn sie sich uns nähern, so sehen mir, wie in der Sonne ihre Leiber schneeig weiß glänzen. Sie haben in ihrem hastenden Fluge etwas merkwürdig Scheues und Angstvolles. Die Leute von Constantinopel behaupten, daß man diese Vögel nie habe ruhen sehen. Sie schwärmen beständig hin und wieder, in der engen Wasserstraße der Dardanellen, wie in der breiteren und schöneren des Bosphorus, ohne Rast und Ruhe. Deshalb nennt man sie auch in Constantinopel die „verdammten Seelen." Inwieweit die wissenschaftliche Feststellung mit dem Glauben im Volke übereinstimmt, weiß ich nicht. Ich glaube, man zählt diese Vögel, die ich hier zum ersten Mal gesehen habe, zu den Halcyonen. Jedenfalls aber ist die volksthümliche Bezeichnung sehr zutreffend; sie machen einen unheimlich ruhelosen traurigen Eindruck.

Und gerade hier, in dieser wunderherrlichen Freudigkeit der Natur, über diesem Wasser, an dessen kräftig schönem Blau man sich nicht sattsehen kann, in dieser erquickenden Kühle, in dieser behäbigen Friedlichkeit der grünenden, blühenden Ufer wirken die zappelnden angstvollen Geschöpfe, die da beständig auf und nieder schwirren, doppelt befremdlich und gespenstisch.

Die Ufer des Bosphorus sind von den Ausläufern von Constantinopel an bis nahezu hinauf zum Eingang in das Schwarze Meer fast ganz mit Häusern und Häuschen bebaut. Flecken reiht sich an Flecken. Jede Einzelheit und Alles zusammen strahlt in lustigster Farbigkeit, in heiterstem Glänze. Freilich darf man auch hier das Einzelne nicht allzu scharf in's Auge fassen. Auch an den munderschönen Ufern des Bosphorus würden mir ohne Mühe die beredten Zeugen der orientalischen Eigenthümlichkeit und des traurigen Zustandes der Türkei insbesondere deutlich wahrnehmen: die grenzenlose Sorglosigkeit, den Verfall ohne Kummer, den Mangel ohne Klage. Auch hier wohnt in den Fensterhöhlen der eingäscherten Gebäude das Grauen. Herrliche Sommersitze, die sich in besseren Zeiten die wohlhabenden Leute von Constantinopel hier errichtet haben, stehen nun verlassen und verwahrlost da, und die schönen Gartenanlagen von ehemed sind in erschrecklicher Weise verwildert. Aber das Ganze ist doch so wundervoll, daß man sich durch diese Wahrnehmungen nicht verstimmen und das wohlige Behagen, das uns die Gesamtheit bietet, nicht verkümmern läßt. Wir blicken über all die Verwahrlosungen, über die Schuttund Trümmerhaufen hinweg und freuen uns der lachenden Häuschen, die an den sanft aufsteigenden Ufern aufgebaut sind, an dem Tiefgrün der alten Bäume, die sie beschatten, und an der Blüthenvracht ringsumher.

In das friedliche Idyll, das sich auf beiden Seiten des blauen Wassers entlang zieht, tritt plötzlich unvermittelt und trotzig die Gewalt kriegerischer Bauten.

Unwillkürlich mußte ich an die Tell-Ouverture denken: wie in das liebliche Idyll des Kuhreigens roh und jäh die kriegerischen Trompeten des brutalen Eroberers hineinbrüllen. Auf beiden Seiten des Ufers des Bosphorus, der sich hier am meisten verengt, erheben sich imposante und großartig und gewaltsam wirkende Festungsbauten: zu unserer Linken dierumelische Beste, die größte und bedeutendste, zu unserer Rechten, gegenüber, die anatolische — Rumili Hissar und Auadoli Hissar — wahre Zwingburgen, die wie lauernde Ungeheuer auf der Höhe liegen, mit klotzigen, runden, ausgezackten Thürmen, die miteinander durch mächtige Mauern verbunden sind, und von denen ebensolche plumpe, schwerfällige, klotzige Mauern zum Ufer hinabführen. Die hellgrauen Steinhaufen ragen aus dunklen Cypressenhainen auf, und am Ufer sieht man unter diesen Cypressen wiederum die schmalen, willkürlich zusammengehäuften Steine, die nach allen Windrichtungen hin sich gesenkt haben, wieder einen der zahllosen Kirchhöfe. Jetzt hat sich in diese kriegerische Nauheit die Gemächlichkeit des beschaulichen Genießens hineingefilzt. Zwischen den trotzigen Mauern sind hübsche Landhäuser angebaut, die sich um ihre mächtigen und drohenden steinernen Nachbarn nicht mehr kümmern. Man wird an das bekannte Bild von Paul Meyerheim erinnert: an das zwischen den Klauen des Löwen gemüthlich schlafende Hündchen im Zwinger. Die runden rumelischen Thürme mit ihrem Seitenstück am andern Ufer, den anatolischen, bilden einen der schönsten Punkte des Bosphorus. Die Thürme sind ein Jahr vor der Eroberung Konstantinopels durch die Türken von Muhamed II. 1452 erbaut worden. Die alten byzantinischen Chroniken berichten in sehr beredter Sprache von der fürchterlichen Aufregung, von dem sinnlosen Schrecken, der sich der Bewohner des alten Byzanz bemächtigte, als jene kolossalen Bauten in beängstigender Nachbarschaft aus dem Boden aufwuchsen. Und die Angst war nur zu begründet.

Wir dampften frohgemuth an den Thürmen, die jetzt, da sie alles Schreckhafte verloren haben, nur noch von unbeschreiblicher decorativer Schönheit sind, vorüber und stießen erst in Therapia an's Land.

Therapia und das benachbarte Beuyuk-d6r6 sind die beliebtesten und elegantesten Sommeransiedlungen des Bosphorus, in einer Lage wie man sie sich herrlicher kaum vorstellen kann. Es ist nicht blos die Bereinigung von Naturschönheiten und Menschenwerk: das wundervolle Wasser, die malerischen Ufer mit dem dunklen Grün, die freundlichen Häuser, die diesem gesegneten Flecken Erde seinen Hauptreiz verleihen, es ist vor Allem die köstliche Luft, eine frische Kühle, eine Reinheit und Würze, die die Brust erweitert und mit einer Genußfreudigkeit ohnegleichen erfüllt. Alle Poren öffnen sich, uin diese frische freie Luft einzuziehen. Man athmet langsam und bedächtig und mit wahrem Genüsse, man schlürft diese Luft wie einen Labetrunk. Selbst in den heißesten Tagen weht von der benachbarten großen Wasserfläche des Schwarzen Meeres durch den Bosphorus dieser auffrischende Hauch, der mit Lebensfreudigkeit erfüllt.

In diesen beiden Fleckew, die sich nur wenig voneinander unterscheiden — ob mau dem reizenden Therapia oder dem ebenso lieblichen Beuyuk-dvrö den Vorzug giebt, ist Sache des persönlichen Geschmacks —, haben auch die Botschaften ihre Sommerresidenzen.

Das neuerrichtete Gebäude der deutschen Botschaft in Therapia hat eine prachtvolle Lage am Bosphorus, in einem herrlichen alten Park, im schattigen Grün alter kräftiger Bäume, eingeschlossen von dichtbestandenen lieblichen Anhöhen. Das Gebäude ist in einem etwas willkürlichen phantastischen Villenstil ausgeführt, in dem sich die Elemente der nordischen Baukunst mit denen des Schweizerhäuschens verschwistern, und für die Ornamentik auch die Einmischung der maurischen und der orientalischen Kunst duldsam zugelassen ist. Es sieht in dieser landschaftlichen Umgebung mit seiner bräunlichen Farbe vielleicht nicht anmuthig und lustig genug aus, aber immerhin ist es ein stattlicher, wohlgefalliger Bau, und die innere Einrichtung soll sehr praktisch und bequem sein. In dem Hauptgebäude sind die Gesellschafts- und Wohnzimmer des Botschafters, in dem Anbau die Geschäftsräume.

Bei Therapia bildet der Bosphorus eine kleine Bucht, die als Hafen für die Vergnügungsdampfer und sonstigen Fahrzeuge benutzt wird. Längs der Ufer ist hier wie in Beurmk-d6rö eine nach den Verhältnissen des Orients ungewöhnlich gutgehaltene Straße angelegt mit zum Theil recht hübscheu Häusern und leidlich guten Gasthöfen. Auf diesen freundlichen Quaistraszen, die an die eleganten Promenaden unserer schönsten Seebäder, Oftendes, Scheveningens u. s. m., erinnern, ergehen sich in der Kühle, die das Wasser spendet, die Glücklichen, die der quälenden Hitze von Konstantinopel haben entrinnen dürfen. Da treiben sich auch die Verkäufer umher, die ihre Waaren schreiend feilbieten, die Vermiether von Wagen, Pferden und Eseln und die unvermeidlichen Bettler; unter diesen natürlich zerlumpte Zigeuner mit wundervollen Augen, die gezähmte täppische Bären und schäbig ausgeputzte alberne Affen herumführen und Schaulustige um sich sammeln. Die Quaistraße in Beuyuk-dörS ist wohl noch eleganter als die von Therapia.

Zur Zeit, da ich die Bosphorus-Ortschaften besuchte, hatte die eigentliche Saison noch 'nicht begonnen. Es hatten sich damals erst wenige Sommergäste eingesunden. Die großen Hotels, in denen man gut aufgehoben ist, waren also noch spärlich besetzt. Die Kahnführer und Pferdevermiether, die lang ausgestreckt am Boden lagen und sich die Sonne auf den Scheitel brennen ließen, betrachteten uns noch mit besonderer Aufmerksamkeit und boten uns mit der Beharrlichkeit der Orientalen ihre Dienste an. Trotz unserer Abwehr verfolgten sie uns viertelstundenlang.

Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich noch des prächtigen Türken, der uns durchaus zwei seiner Pferde aufschwätzen wollte. Es mar noch ein Türke vom alten Schlage, wie er im Buch steht: den Turban um den Kopf geschlungen, ein edelgeschnittenes Gesicht von tiefbrauner Färbung mit fast schwarzen Sommerflecken, mit großen, schwermüthig braunen Augen, schneeweißem Vollbart, in der echten orientalischen Tracht: der kurzen Jacke, der breiten, bunten Schärpe, den weiten Pluderhosen und den gestickten Saffian-Schuhen mit aufgeschwungenen Spitzen. Er hatte sein Röblein, einen starken, silbergrauen Ponny mit langer Mähne und langem Schwanz, kokett ausgeputzt: mit Rosenknospen an den Ohren und einem großen Bouquet am Schwanz, und er wollte durch Vorführung seines hübschen Thieres in uns die Lust entfachen, mit ihm in geschäftliche Unterhandlungen zu treten. Er varadirte mit feinem stolzen kleinen Gaul vor unseren Augen in allen Gangarten. Er ließ das Pferdchen springen und pirouettiren. Und wenn mir uns nicht im Hotel zum Frühstück angesagt hätten, so hätten wir diesen Lockungen auch schmerlich widerstehen können.

In den Nachmittagsstunden machten mir von Beunuk-dörö aus einen größeren Spaziergang, der uns zunächst durch ein türkisches Dorf, das Sarijar heißt, führte.

Das Dorf ist an den Ufern eines kleinen Flusses aufgebaut, über den verschiedene elende Holzbrücken führen. Kein Mensch ließ sich in den Straßen sehen. Die vergitterten Häuser waren allesammt wie ausgestorben.

Gleich hinter dem Dorfe wird es wundervoll. Vor uns breitet sich ein liebliches, in reichster Vegetation prangendes Thal aus, das Rosenthal genannt, das langsam aufsteigt und zu einer Höhe hinanführt, auf der sich ein im ganzen Lande weit und breit berühmter Brunnen befindet. Das Quellwafser hat keine anderen Eigenschaften, als die allerdings sehr respectablen der völligen Reinheit, der Frische und des Wohlgeschmacks. Die Türken sind große Wasserfreunde und kommen aus weiter Nachbarschaft daher, um hier ihre großen Thonkrüge mit dem kühlen reinen Wasser zu füllen. Wir begegneten einem stämmigen Burschen, der so einen gewaltigen Krug schleppte, und der sich mit der Liebenswürdigkeit und Artigkeit der Türken als freiwilliger Führer und Begleiter uns anschloß. Er unterhielt sich mit Herrn Dr. Busch sehr angelegentlich und erzählte diesem Wunderdinge über die heilsame Wirkung des berühmten Wassers. Er stellte Theorien auf, denen unsere Brunnenärzte wohl nicht ohne Weiteres beipflichten werden. Er behauptete unter Andern?, man könne ein ganzes Lamm aufessen; wenn man dann von deni Waffer nur zwei oder drei Glas trinke, so löse sich das Lamm im Magen vollständig auf und hinterlasse nicht die geringsten Beschwerden.

Da oben am Brunnen hat sich eine Wirtschaft aufgethan. Wir tranken guten türkischen Kaffee und mehrere Glas des allerdings köstlichen Waffers. Vor uns lag das schöne grüne Thal, von dichtbemachsenen Hügeln eingeschlossen, in der vollen Frische des jungen Sommers. Ein berauschernder Wohlgeruch von Blüthen und Blumen dampfte zu uns auf, und Dutzende von Nachtigallen flöteten und seufzten dazu. Es waren unvergleichlich fchöne Stunden, die wir da in gemächlichem Geplauder verbrachten.

Als wir den Heimweg antraten, wurden wir wiederum von Pferdeverleihern bestürmt, und nun entschlossen wir uns endlich, das sich immer wiederholende dringende Anerbieten anzunehmen. Ich habe mich niemals für einen Kunstreiter ausgegeben. Das edle Roß, das ich bestieg, war auch ein ganz vernünftiges Thier, das ineine wohlmeinenden Absichten durchschaute und zu dem ich bald in ein recht gemächliches Verhältnis; trat; aber es hatte seine Mucken, es gehörte zur äußersten Linken, es hatte einen Drang, nach links hinüberzuschieben, der mir um so unangenehmer mar, als gerade links vom Wege die Höhe ziemlich abschüssig und schroff abfiel. Mein Begleiter vergnügte sich königlich über meine vergeblichen Bemühungen, das Thier nach rechts zu bringen. Der Junge, der uns die Pferde gegeben hatte, trabte schweißtriefend hinter uns drein. Alles ging auch ganz gut, - bis wir in das Dorf zurückkehrten. Da kam mein Pferd auf den unglücklichen Einfall, zu galovviren. Ich bat es dringend, diese überflüssigen Scherze zu unterlassen; denn das Pflaster mar miserabel, und ich wurde durchgeschüttelt wie eine Medicinflasche. Aber es half nichts. Es galoppte nun einmal und zwar gehörig. Dabei wahrte es in Bezug auf den Weg, dm es nahm, das freie Recht der Selbstbestimmung. Während Dr. Busch mit den? Jungen über eine der Brücken hinweg an der rechten Seite des Flusses entlang trabte, blieb mein Pferd, feinen politischen Überzeugungen treu, auf der linken Seite und galoppte in eigenmächtiger Fröhlichkeit mit mir scharf links. Aber es giebt im Leben ein Wiedersehen, und schließlich vereinigten mir uns gemächlich an? Ausgange des Dorfes.

Da trafen wir auch den alten Türken wieder, der noch immer auf seinein silbergrauen Ponnn renommistisch paradirte. Ein so gründlich verächtlicher Blick, wie aus den Augen dieses braven Mannes, als er mich in ungewolltem Galopp auf dem wenig reizvollen Gaule vorübersausen sah, hatte mich noch ni5 getroffen.

Die Sonne stand schon ziemlich tief, als wir wieder an Bord unseres kleinen Dampfers stiegen. Die frische, starke Luft wurde allmählich

Nord und Süd, I., 14», 7

empfindlich kühler. Wir zogen unsere warmen Röcke an und sahen nun im goldigen Lichte der scheidenden Sonne die traumhaft schönen Ufer an uns vorüberziehen. Rechts und links von uns schwirrten noch immer in langen Ketten die kleinen Vögel, die „verdammten Seelen“, neben uns her. Größere und kleinere Dampfer begegneten uns, pfeilschnelle Kaiks. Und unter dem gluthrothen Himmel sah das herrliche Konstantinopel wie in Gold getaucht aus, als wir an's Land stiegen.

Selten habe ich frohere, genußreichere und behaglichere Stunden verbracht, als an diesem unvergeßlichen Tage auf dem Bosphorus in der Gefellschaft des anregendsten und liebenswürdigsten Begleiters . . .

Der einzige Zweck, den ich bei ineiner Reise nach Konstantinopel verfolgt hatte, war nun erfüllt. Ich hatte das, was auf der Oberfläche liegt, das Augenfälligste, auf mich wirken lassen, ohne mir durch den unglücklichen Versuch des tieferen Eindringens die Harmlosigkeit ineiner Eindrücke zu verderben. Und so durfte ich denn mit Befriedigung auf meinen Aufenthalt zurückblicken und an die Heimkehr denken.

Konstantinopel gehört nicht zu den Städten, die den Fremden durch andere Reize, als die Schönheit der Natur, des Colorits und der orientalischen Eigenart, länger festhalten. Die Stadt, selbst das von Europaern bewohnte Vera, ist nach meinem Geschmacke vollkommen reizlos. Wenn man sich nicht an eine Familie anschließt — und der Fremde, der der freie Herr seiner Bewegungen sein will, pflegt solche Anknüpfungen nicht zu suchen —, so ist man am Abend ziemlich rathlos. Sobald die Sonne untergegangen ist, weiß man nicht mehr, was man machen soll. Die beiden deutschen Clubs sind recht anständig, aber sie sind ziemlich spärlich besucht; und man geht doch nicht gerade nach Konstantinopel, um Zeitungen zu lesen oder eine Partie Scat zu spielen. Es sind auch noch einige Wirthschaften da, in denen deutsches Bier verzapft wird und unsere Landsleute sich zum abendlichen gemüthlichen Klatsch zusammenfinden. Auch das isr ja ganz nett, aber es ist doch eben ein mäßiger Genuß. Es giebt kein einigermaßen anständiges Theater, und selbst die Tingle-Tangel, die, wie man mir sagte, eigentlich nur die Vorhallen zu zweifelhaften Spielhöllen bilden, sind von einer Langweiligkeit und Ledernheit sondergleichen. Die Abendstunden, die in anderen europäischen Städten dem Fremden an Zerstreuungen und Genüssen gerade am meisten bieten, sind in Konstantinopel von fürchterlicher Oede. Hätte mir mein liebenswürdiger früherer College Julius Grosser nicht Gesellschaft geleistet, ich wäre vor Langweile krank geworden.

XIII.

Von Aonstantinopel über das Schwarze Milser nach Bukarest.

An Bord der „Vesta“. — Ungemüthlichkeit auf dem Schwarzen Meer. — lieber Varna, Rustschuk und Giurgewo nach Bukarest. — Charakter der Stadt. — Die kleinen Häuser und Gärten. — Die guten Wagen und die russischen Kutscher. — Die Chaussee Kisseleff. — Toilettenluxus der Damen. — Böse Nachrede. — Das Schminken. —

Kirchen und Kapellen.

In den Nachmittagsstunden eines sonnig schönen Maitages begleiteten mich meine Freunde und Bekannten in Konstantinopel an Bord des Lloyd dampfers „Vesta“. Wir verabschiedeten uns herzlich. Um drei Uhr wurden die Anker gelichtet. Das Schiff war überfüllt, und mit Mühe und Roth hatte ich in einer engen Kajüte als Dritter im Bunde ein nothdürftiges Unterkommen gefunden. Unter den Passagieren befanden sich mehrere mir bekannte Familien aus Berlin und Frankfurt und auch der alte ungarische Revolutionsgeneral Türr. Die Fahrt ließ sich gut an. Auf dem ruhigen Bosphorus dampfte unser Schiff nordwärts, und noch einmal sahen wir in goldigster Beleuchtung die malerischen Ufer an uns vorüberfliegen. Aber je weiter wir fuhren, desto stumpfer wurde das Licht. Der Himmel bezog sich. Und als wir an der Ausfahrt aus dem Bosphorus angelangt waren und in das Schwarze Meer einliefen, war das Wetter ungemüthlich, rauh und windig geworden.

Aus meiner Secundanerzeit, in der ich durch Ovids Tristien die erste nähere Bekanntschaft mit dein Pontus Eurinus machte, habe ich eine unüberwindliche abergläubische Antipathie gegen das Schwarze Meer beibehalten. Ich wußte, daß es mir da nicht gut gehen würde. Und ich täuschte mich nicht. Die lebhaften Unterhaltungen, die sich unter den Bekannten entsponnen hatten, verstummten allmählich. Das wirklich recht ungastlich aussehende Wasser war sehr bewegt, und unser kümmerliches Fahrzeug wurde unbarmherzig hin- und hergeschaukelt. Zuerst zeigten die Damen eine interessante Blässe, und eine nach der andern verschwand ganz sachte vom Deck. Bald folgten auch Widerstandskräftigere. Es wurde immer ungemüthlicher. Immer dichter und unfreundlicher zogen sich die Wolken zusammen, und lange vor der kalendermäßigen Zeit brach das Dunkel herein. Ein rauher Wind peitschte die Wellen auf, und nun unterlagen auch die Standhaftesten. Fast alle Passagiere mit nur sehr wenigen Ausnahmen wurden seekrank. Ich hielt es mit der Mehrheit. Mir war in den Abendstunden in der engen schwülen Kajüte und in der Gesellschaft von zwei mir unbekannten und noch viel kränkeren Engländern gottsjämmerlich zu Muthe. Und in diesem Zustande kaum erträglichen Unbehagens und schnödester Weltverachtung sielen mir auf einmal alle möglichen Berse von Ovid ein, an die ich seit zwanzig Jahren und länger nicht gedacht hatte. Lust, Wasser und Land waren mir gleichermaßen abscheulich, und ich citirte in apathischer Niedergeschlagenheit:

Xee «selum p.itior, nee uc^uig »68ULvimus istis,

Aber endlich schlief ich doch vor Ermattung ein, und ich habe nie wonniger, beseligender geträumt, mich nie freier gefühlt, als auf dem harten Nothbett in der engen Kajüte der „Vesta" unter dem unbarmherzigen Schwanken des Schiffes und in der denkbar unangenehmsten Nachbarschaft. Der Traum hatte mir Flügel gegeben, und ich schwang mich über alles Ungemach hienieden in köstlicher Freiheit hinweg. Woraus ich schließe, daß man am Abend nicht zuviel essen soll; denn mit geleerterem Magen bin ich nie eingeschlafen, und süßer habe ich nie geträumt.

Ich erwachte kurz vor Sonnenaufgang. Die Krisis mar vorüber, ich fühlte mich ganz vergnügt. Etwa um halb sechs Uhr Morgens sahen wir das sehr malerische Varna am Ufer aufsteigen. Die Minarehs lassen erkennen, daß in dieser wichtigen Stadt Bulgariens noch viele Türken ansässig sind. Aber neben den schlanken Thürmchen ragen auch die Kreuze aus stattlicheren Kapellen auf, und vor Allem fällt unser Blick auf eine schöne große Kirche, die Alexander von Battenberg errichtet hat — „als er noch Prinz war von Arkadien!" Auch das Gebäude, das auf der Nordseite der Bucht unsere Blicke vor Allem sesselt, ist eine Villa des früheren bulgarischen Fürsten.

Der Dampfer kann nicht bis ans Ufer gelangen. Die Landung auf kleinen Booten ist recht schmerfällig und unbequem. Wir trafen es noch gut, denn die Fluth hatte einigermaßen nachgelassen. Aber immerhin mußten die Schiffer verzweifelte Anstrengungen inachen, um uns durch die ziemlich hochgehenden Wellen glücklich ans Land zu bringen.

Man fühlt, sobald man in Varna nur einige Schritte gemacht hat, daß man sich jetzt in einem andern Lande befindet. Der Unterschied zwischen den Beamten und Soldaten in Bulgarien und in der Türkei ist augenfällig. Tort gemächliche Verlotterung, hier strammere Zucht. Die Polizisten an der Bahn, die Soldaten in ihren durchaus dem russischen Schnitte sich anschließenden Uniformen sehen sauber und ordentlich aus. Man fühlt, daß man jetzt wieder in engeren Zusammenhang mit dein übrigen Europa tritt. Die Bevölkerung freilich hat noch ganz den Charakter des Orients. Die Trachten haben die bunten Farben mit Stickereien, man sieht den Turban und die Kopfbekleidungen aus Filz und Pelz. Das Räthsel, daß man gerade da, wo die Sonne am meisten brennt, sich den Kopf mit den schwersten und wärmsten Hüten und Mützen bedeckt, habe ich bis jetzt noch nicht zu lösen vermocht.

Das Stück Bulgarien, das wir nun durchfahren, ist landschaftlich sehr schön. Es ist bergiger Boden. Wir sehen interessante und absonderliche Sandsteinformationen, üppiges Grün, dichtbemachsene Höhen und Berge. Aber das Land scheint wenig bevölkert zu sein. In großen Abständen liegt hier und da ein Weiler und Flecken mit rohgefügten Steinbauten in einfachstem Zweckmäßigkeitsstile, ohne irgend welche künstlerischen Ansprüche. Mitunter sehen mir auch Heerde« von Rindern und Ziegen, und über die Sümpfe, an denen mir vorbeifahren, ziehen dichte Vogelschaaren daher.

Ohne ein besonders aufregendes Schauspiel vor Augen gehabt zu haben, gelangen mir so in kurzer Zeit nach Rustschuk, wo wieder eine Horde von Trägern, zerlumpte Kerle, schweißtriefend, in Fetzen, die zuin Uebelmerden nach Knoblauch und nach Schlimmerem duften, sich auf uns stürzen und uns unser Gepäck entreißen.

Es ist eine recht lästige und beschwerliche Reise! Wir müssen jetzt über die Donau setzen. Die Ueberfahrt nach Giurgewo wird durch erbärmlich kleine und schlechte Dampfer bewerkstelligt. Da besteigen wir wieder die Bahn und fahren nun durch eine landschaftlich ziemlich reizlose Strecke bis zur Hauptstadt Rumäniens, wo mir Nachmittags gegen fünf Uhr eintreffen.

Außer Konstantinopel giebt es wohl kaum eine Stadt, über die die Urlheile weiter auseinandergingen, als über Bukarest. Die Einen nennen es ein Klein-Paris — jedenfalls mit mehr Recht als Leipzig —, rühmen den großstädtischen Anstrich der Hauptstraßen und des Straßenlebens, die Schönheit der Läden, die Eleganz der Toiletten, die Borzüglichkeit der öffentlichen Fuhrmerke. Die Anderen schimpfen über den miserablen Zustand der Straßen, in deren Koth man bis über die Kniee versänke, den widerwärtigen Lärm, das renommistische Gehabe und Gethue. Die Beschwerden über die abscheulichen ungepflasterten Straßen mit ihren halsbrecherischen Abgründen stammen jedenfalls aus einer früheren Zeit. Jetzt mären sie durchaus unberechtigt. Und ich meine, das Urtheil überhaupt wird gewiß recht wesentlich durch den Umstand mit bestimmt, ob man aus dein Orient oder aus dem Westen nach Bukarest kommt.

Bukarest bildet in der That so ziemlich die Scheide zwischen dem Osten und Westen. Es vereinigt in sich charakteristische Merkmale des Einen und des Andern. Die vom Westen Kommenden, die hier zum ersten Mal das orientalische Straßenleben sehen, das sich in dem neuen Bukarest allerdings schon aus dem Centrum hat verdrängen lassen, sich nach den Peripherien zu verkrochen und so recht und echt eigentlich nur noch im Judenviertel und in den Vorstädten sicherhalten hat, werden sicherlich erstaunt und nicht angenehm überrascht sein von diesem unsaubern, lauten, vordringlichen Gewimmel und Gewühl, von diesen halberfallenen Behausungen, für deren Instandhaltung so gut wie nichts geschieht, von diesem miserablen Pflaster mit den offenen Gossen, die das Gegentheil des Wohlgeruchs verbreiten. Wer aber die entsetzlichen Gassen des alten Stambul gesehen hat, dem fallen diese Kleinigkeiten kaum noch auf, der betrachtet sie eben als berechnigte Eigenthümlichkeiten des Orients und wundert sich nicht mehr darüber! der besitzt im Gegentheil nur das empfänglichste Auge und die vollste Dankbarkeit für das saubere, freundlich ansprechende, mitunter sogar großartige Straßenbild, wie es ihm das neue Bukarest bietet — die elegante Stadt mit ihren vortrefflich gepflasterten Fahrwegen und Fußsteigen, mit ihren bequemen und geschmackvollen Häusern —; der hat seine helle Freude an den ungewöhnlich zahlreichen und guten Wagen und Pferden, an den geschmackvollen und reichen Toiletten der Damen, an dein Stutzerthum der begünstigten Pflastertreter, an der Sauberkeit der adretten Offiziere; der fühlt hier zum ersten Male wieder, daß er sich der Heimat nähert.

Ich habe Bukarest nur von der angenehmsten Seite kennen gelernt und eine dankbare Erinnerung an die dort verbrachten Tage bewahrt.

Die Hauptstadt der Rumänen hat entschieden einen durchaus vornehmen und großstädtischen Charakter. Es nützt ihr vielleicht nicht viel, daß sie noch großstädtischer wirken möchte, als sie thatsächlich ist. Das Eigentümliche, das jedem Fremden, der Bukarest besucht, in's Auge springt, ist die glückliche Ueberfülle an größeren und kleineren Gärten und in den Hauptvierteln die beneidenswerthe Eigenheit, daß die Wohnhäuser fast allesammt in bescheidenen Größenverhältnissen, zum Bewohnen für nur eine Familie, eingerichtet sind. Zweistöckige Häuser gehören in Bukarest schon zu den Seltenheiten.' Richtige Miethskasernen giebt es so gut wie gar nicht. Viele der lebenswürdigen Häuschen, die überwiegend in einfachen! Stil gehalten sind, wenn auch selbstverständlich der Wohlstand der Besitzer auf die Beschaffenheit des Materials und des künstlerischen Ausschmucks der Frontseite eingewirkt hat, liegen im Grün rersteckt. Auf weite Strecken stehen diese Häuschen in ihrer grünen Umrahmung vom benachbarten Grundstück losgelöst da, uud nur in den großen Berkehrsstraßen und in den ärmeren Vierteln reihen sich die Stein- und Holzbauten zu eigentlichen Straßen zusammen. Aus dieser Eigenthümlichkeit ergiebt sich, daß Bukarest einen für seine Einwohnerzahl ungewöhnlich großen Flächeninhalt beansprucht. Die Entfernungen sind größer als in irgend einer andern gleich bevölkerten Stadt.

Eine andere Eigenthümlichkeit ist die, daß es nn einem eigentlichen monumentalen Mittelpunkt fehlt. Das vornehme Leben concentrirt sich freilich in der Gegend vom Boulevard und der Siegesstraße bis zur Chaussee Kisseleff. In dieser Stadtgegend sind die schönsten Magazine, da rollen die vornehmsten Equipagen daher, da sieht man die bemerkensmerthesten städtischen Erscheinungen, die gute Gesellschaft und was sich dazu rechnet. Die Häuser sind wohl auch schöner als in den anderen Straßen. Aber im Uebrigen unterscheidet auch dieser reichste und eleganteste Theil der Stadt sich nicht besonders von den weniger begünstigten Vierteln.

Vergeblich späht das Auge nach einem großartigen Bau, der durch seine imposanten Verhältnisse aufsiele, nach einer mächtigen Kathedrale, nach einein gebieterischen Palaste, nach einem nwnMcMktz Munnen>.Es sind dieselben kleinen Häuser, dieselben freundlichen" Gärten' nne iiverall. So wirkt die Stadt wie ein vornehmes Viertel zu /mer geÄaltiMk stadt, die nicht vorhanden ist, etwa wie das Viertel des Thiergartens von Berlin ohne Liepzigerstraße, Linden. Schloßplatz und Königstraße, wie Londons Westend ohne Trafalgar Square und City, wie die Straßen zwischen den Champs-ElnsSes und dem Parc Monceau ohne Boulevard und Notre-Dame. Aber hübsch bleibt es deswegen doch, behaglich und freundlich, und in dieser Beschränkung auch durchaus großstädtisch.

Ja, in einigen Beziehungen ist das verhältnißmäßig nicht übertrieben große Bukarest viel großartiger, als die stolzeren und mächtigeren Hauptstädte des Westens.

So ausgezeichnetes und zugleich so billiges öffentliches Fuhrwerk wie in Bukarest giebt es nirgends in der Welt. Beim strengsten Herrn können die eleganten und leichten Couvvs nicht besser und sauberer gehalten sein, als diese Miethswagen. Und wie sehen die Kutscher aus! Die meisten sind Russen, die jener fanatischen Secte der Liuomaner (Skopzen) angehören, die wegen ihrer unmenschlichen Verstümmelungen aus Rußland ausgewiesen sind und in Rumänien Aufnahme gefunden haben. Sie tragen den langen, von der Hüfte an viel gefalteten russischen Sannnetrock, der bis zu den Knöcheln herabfällt, gewöhnlich in dunkelgrüner, dunkelblauer oder schwarzer Farbe, mit zwei Reihen dicht aneinander stehender Metallknövse, die vom Kragen zur Hüfte immer weiter auseinandergehen, um den Leib eine breite seidene Schärpe, die meistens tiefroth (8ä«A äs bosut) oder auch himmelblau ist, auf dem Kopf die breittellerige russische Mütze. Alles in tadelloser Sauberkeit und Accuratesse. Nicht ein StSubchen ist mi der Kleidung dieser Kutscher zu bemerken. Es ist mir rein unbegreiflich, wie diese Leute im öffentlichen Dienste bei Wind und Wetter ihre kleidsamen Trachten in so musterhaftem Zustande erhalten können. Sie alle wirken, als hätten sie eben ihren größten Staat angelegt.

Die russischen Kutscher sehen einander sammt und sonders zum Verwechseln ähnlich, und es ist schwer zu bestimmen, ob sie achtzehn oder fünfzig Jahr alt sind. Sie sind infolge der schauerlichen Verstümmelung bartlos. Ihre Gesichtsfarbe ist ledern galliggelb, die Augen liegen ziemlich tief in der Höhle, und die Backenknochen springen vor; das stumpfblonde starke Haar ist an: Nacken in gerader Linie glatt abgeschnitten. Es sind ruhige, ordentliche, stille Leute, die in Bukarest sehr beliebt sind, und die viel Geld verdienen. Denn in keiner Stadt wird soviel gefahren wie gerade hier. Daß von Zeit zu Zeit Verbrechen aus religiösem Fanatismus vorkommen, ist bekannt; aber diese bleiben immer innerhalb der Secte selbst. Im Nebligen sind die Lipowaner durchaus ungefährliche brave Männer, die sich nie an fremdem Eigenthum vergreifen und ruhig ihr ödes Leben für sich leben. Sie sehen ernst, ja freudlos aus, sie verkehren M) .-sprechen M-d^ii Halteplätzen sehr wenig miteinander. Ich habe sie nie', 'wie unsere Äutfcher^ ein Klatschkränzchen bilden, ich habe sie nie /i<H«5 sehen"/.

Eine ^igenthümlichkeit dieser Kutscher ist, daß sie die Namen selbst der wichtigsten Straßen nicht kennen. Wenn man einen Wagen besteigt, so giebt ilan ihnen nicht etwa, wie bei uns, die Straße und Hausnummer an — das verstehen sie nicht —; sie werden während des Fahrens vom Fahrgaste selbst dirigirt. Die Bewohner von Bukarest haben es darin zu einer Fertigkeit gebracht, die dem Freinden viel Vergnügen bereitet. Aber der Fremde, der in der Stadt selbst nicht Bescheid weiß, ist ziemlich übel mit den Leuten daran. Er kann sich nicht mit ihnen verständigen, und der Kutscher fährt einfach in gerader Richtung darauf los. Wenn er nach rechts abbiegen soll, berührt man nnt dein Stock oder Regenschirm seinen rechten Arm, nach links den linken, und wenn er halten soll, fährt man ihn? gerade über den Rücken. Für Ortskundige ist das ja ganz einfach, aber der Fremde ist, wie gesagt, in einer recht üblen Lage. Die leichten Wagen, die mit sehr guten kleinen Pferden bespannt sind, sind außerordentlich angenehm, und die Pferde laufen wie der Blitz.

Das Fahren in Bukarest ist ein wirkliches Vergnügen. Während der guten Zeit ist denn auch jeden Nachmittag allgemeine Spazierfahrt, ein wirklich großartiger Corso, wie ihn kaum eine andere Hauptstadt besitzt. Alles fährt nach der hübschen Chaussee Kifseleff hinaus. Ist man einmal an der Chaussee angelangt, so braucht man sich um nichts weiter zu kümmern? dann weiß der Kutscher ganz genau, was er zu thun hat. Er fährt zunächst den langen und bequemen Weg bis ans Ende. Da sieht man hunderte von eleganten Privat-- und Miethswagen, die hier kaum von einander zu unterscheiden sind, niit Herren und Damen der vornehmsten Gesellschaft besetzt. Am Ende oben hält der Wagen mit den anderen an. Ich weiß nicht, weshalb, aber es geschieht immer. Nach einer Weile fährt der Kutscher wieder los, etwa bis zur Hälfte der Chaussee, da hält er in der Nähe eines Kaffeehauses und rastet wieder einige Minuten, um alsdann die Fahrt fortzusetzen. Das Vergnügen wiederholt sich, so oft man es eben wünscht.

Diese nachmittäglichen Corsos, die sich wie der „war äu lae" im Boulogner Gehölz hier zu einer wirklichen städtischen Einrichtung ungezwungen herausgebildet und mit den kindischen und kindlichen Nachahmungen, die bei uns in regelmäßigen Abständen versucht worden sind, nicht das Geringste gemein haben, bieten den Einheimischen und Freinden dieselben Annehmlichkeiten. Aus der „Chaussee" treffen sich Alle, die zur vornehmen Gesellschaft gehören oder gehören möchten, tauschen Grüße, treffen Verabredungen, kokettiren, bändeln an, schmollen und klatschen; und der Fremde sieht da in einer halben Stunde alle bemerkensmerthen und interessante« Persönlichkeiten der ersten Kreise von Bukarest.

Dieser arglose Fremde kommt vor Erstaunen gar nicht zu sich, wenn er seinen Blick auf die im Verhältnis? zur Größe der Stadt verblüffend starke Anzahl prächtigster Wagen und Pferde und auf den Toilettenluxus der in den Coupös lässig angelehnten Damen schweifen läßt. Man sieht auf diesem Spazierwege mehr Damen in höchster und rafsinirtester Pariser Eleganz, als sie eine Großstadt vom doppelten oder dreifachen Umfange unter normalen Bedingungen aufzubringen vermöchte. Man wird daher nachgedrungen zu dem Schlüsse geführt, daß die Verhältnisse nicht normale sein können, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, und bedauert die armen Ehemänner, von denen doch nur ein Bruchtheil im Stande sein dürfte, den fabelhaften Luxus, der hier von den gnädigen Frauen, den heranblühenden und verblühenden Töchtern zur Schau getragen wird, aus einem richtig vertheilten, wohlgeordneten Budget zu bestreiten. Denn wenn die Ausgaben der Damen für ihre Toiletten als Norm für die Einnahmen der Männer dienen sollten, so würde Bukarest von Millionären wimmeln müssen.

Es scheint aber, als ob Bukarest in Wahrheit nicht reicher sei, als eine andere Stadt, und als ob der Hang der gluthäugigen Rumäninnen zum Putz allerdings gewisse mißliche Verhältnisse herbeigeführt habe, die zum Glück nicht als normale zu bezeichnen sind. Böse Zungen und auch solche, die nicht einmal böse sind, behaupten, daß es nicht immer der Ehegemahl sei, der die Kosten für diesen übertriebenen Luxus der Frau trage. Man erzählt — man flüstert es nicht, man sagt es laut —, daß die Löwinnen der „Chaussee" zum nicht geringen Theile jener Kategorie der Evastöchter angehörten, die Emile Augier „lionris« pauvros" getauft, und von denen er in seinem ergreifenden Schauspiel ein grausiges Beispiel hingestellt hat in jener Seraphine, die es zunächst duldet, daß ihre Gewissensbisse wegen des Bruchs der ehelichen Treue durch zarte Geschenke einigermaßen beschwichtigt werden, und die schließlich solche Geschenke in weniger zarter Form, schließlich sogar in der unzartesten, nämlich in klingender Münze, in der Bezahlung von Rechnungen der Schneiderin und Modistin, fordert.

Ich bin natürlich weit davon entfernt, gegen die anmuthigen Damen, die auf der „Chaussee" an mir vorübergerollt sind, und an deren Erscheinung ich meine arglose Freude gehabt habe, eine so schwere und beleidigende Anklage zu erheben. Ich habe nur zu constatiren, daß diese Anklage von den Ortskundigen, und nicht etwa von den eingewanderten Fremden, nein, von den Vollblutrumänen selbst in rücksichtslosester Weise, ohne alle Beschönigung, ja sogar ohne alle Entrüstung, wie etwas Selbstverständliches, erhoben wird. Wenn die Damen von Bukarest nicht im besten Rufe stehen, so haben sie sich lediglich bei ihresgleichen dafür zu bedanken. Ich habe nie eine Stadt gesehen, in der mit einem solchen Mangel an Respect von den bekanntesten Damen gesprochen wird, wie in Bukarest.

Und sie selbst haben sich nebenbei auch einigermaßen zu beschuldigen, daß sie durch den übertriebenen Aufwand für ihre äußere Repräsentation den Verdacht, sich zur Bestreitung ihrer kolossalen Ausgaben verborgeue und nicht ganz lautere Quellen der Einnahmen zu erschließen, Raum geben. Wenn man sich nach den interessantesten und auffälligsten Erscheinungen auf der „Chaussee" erkundigt, so erhält man unter zehnmal neunmal die Antwort: Das ist Frau Soundso, die Geliebte von dem und dem! Es ist eine einfache Auskunft, die ohne alle Entrüstung gegeben und entgegengenommen wird.

Zum Theil sind die schönen Damen von Bukarest Blenderinnen. Bei der ersten flüchtigen Betrachtung wirken sie, namentlich aus einer gewissen Entfernung gesehen, wie wunderbare Schönheiten. Die großen dunklen, feurigen Augen mit den starken, schwarzen, mondsichelgeformten Brauen, das wohlgeordnete schwarze Haar, die üppige Büste, die runde Taille, die kleinen Füße, die durchaus nicht versteckt werden, und der Glanz der geschmackvollsten und reichsten Pariser Toiletten — Alles das bietet dem Auge ein wohlgefälliges, heiter schönes Bild dar. Wie sehr vornehme tugendhafte Damen sehen sie allerdings nicht aus. Wenn mir unter unsenn farbenarmen Himmel im Thiergarten einer solcher weiblichen Erscheinung begegneten, wie mir deren schockweise auf der „Chaussee" in Bukarest sehen, so würden mir ihr vermuthlich in der Klassisation schweres Unrecht anthun und nicht ahnen können, daß die betreffende Dame die beste Gesellschaft besucht und bei sich empfängt. Aber wie der Humor, so ist auch das, was mir im weitesten Sinne des Wortes einmal als Decenz oder Wohlانständigkeit bezeichnen wollen, doch etwas mehr oder minder Locales; und das, was hier anstößig wirken könnte, ist dort nicht blos zulässig, es ist nicht einmal auffällig. Es ist selbstverständlich.

Ich will natürlich nicht behaupten, daß es in dem schönen Volksschlage der Rumänen nicht auch in der großstädtischen Gesellschaft lieblichfrische, jugendliche Frauen und Mädchen gäbe, wirkliche Schönheiten, die eine aufmerksamere und sorgfältigere Betrachtung ihrer Reize vertragen. Aber bei sehr vielen dieser auf den ersten Blick so entzückenden Geschöpfe ist allerdings die Berliner Warnung angebracht: „Nich so dichte ran!" Die Rumäninnen treiben mit der Anwendung der kosmetischen Hilfsmittel zur Erhöhung der natürlichen Reize und zur Aufbesserung der Beschädigungen durch das unerbittliche Alter mitunter wirklich übertriebenen Mißbrauch. Im Vergleich zu ihnen sind sogar die Amerikanerinnen, die sich in dieser Beziehung ja auch keinen Zwang auferlegen, unbeholfene Kinder. Das Schminken ist unter den Damen Rumäniens eine fast allgemein verbreitete Unsitte. Und nicht blos das oberflächliche Schminken, das einfache Auflegen von Weiß und Roth. Mit sorgfältigster Kunst bemalen sich die Damen. In feinsten Schattirungen lagert sich ein rosiger Hauch über die Wangen. Die schwellenden Lippen erglänzen in feurigem Roth der üppigen Jugend. Die verrätherischen Fältchen an den Augenwinkeln werden zugedeckt, und ein zartes Weiß, durch das gemalte blaue Adern liebeizend schimmern, verwischt die unnachsichtigen Eingrabungen des bitterbösen Alterns. Zarte schwarze seine Striche unter den Augen lassen dasselbe größer erscheinen und verleihen dem Blick einen vielversprechenden feurigen Glanz. Die Brauen sind schwarz nachgezogen, und die schöne Rundung ist durch kunstvolle Netouche noch interessanter geworden. Kurz und gut, sie stellen aus ihren Gesichtern vollkommene Mauvais-Genrebilder her. Tie Unsitte des Schminkens ist übrigens nicht nur in der städtischen und vornehmen Gesellschaft Rumäniens verbreitet, auch die Dienstmädchen und die Bäuerinnen schminken sich.

Es fährt sich angenehm auf der „Chaussee" und auf den guten, neugepflasterten Straßen. Aber es läßt sich auch in der Villenstadt, aus deren zahllosen Gärten im Mai, namentlich nach Sonnenuntergang, die Riechweide und der Faulbaum ihren berauschend starken, scharf süßlichen Duft ausströmen, recht behaglich schlendern; und man kann keine zwanzig Schritte machen, ohne an einer Kirche vorbeizukommen.

Auch in Bezug auf Kirchenreichthum steht Bukarest wohl ziemlich einzig da. Man behauptet, die Stadt zähle genau 365 Gotteshäuser, so daß also ein frommer Mann an jedem Tage im Jahre eine neue Betstätte besuchen könnte. Es darf allerdings nicht verschwiegen bleiben, daß auch die vornehmsten dieser Kirchen den rechten großartigen und wehevollen Charakter vermissen lassen. Auch die bedeutendsten sind ziemlich unansehnlich und bescheiden in den Verhältnissen, und die überwiegende Mehrheit sind einfache Kapellen und Bethäuser. Sie sind zum größten Theil unter Anlehnung an den byzantinischen Stil erbaut, mit mehreren in Kuppeln auslaufenden Thürinen, die das Kreuz als Krönung tragen. Ueber dem Hauptportal und an den Außenwänden sind grobe Malereien in kindischer Zeichnung und bunten Farben angebracht, mitunter auch Mosaikbilder. Die Dächer sind mit glattem Blech beschlagen, das im Sonnenschein freundlich leuchtet und funkelt.

XIV.

Das rumänische Aönigspaar. König Carol. — Ein Attentäter. — Empfangszimmer der Königin. — Bibliothek des Königs. — Königin Elisabeth und Carmen Sylva. — Ein Bauermädchen aus Siebenbürgen. — Zigeuner. — Musik der rumänischen und ungarischen Zigeuner.

Unter den Profanbauten Bukarests fallen einige Paläste, die zum großen Theil im Besitz der Familien der früheren Hospodare sind, durch ihre vornehme Schönheit auf. Aber auch diese sind, wie alle Baulichkeiten in Bukarest, von mäßigem Format. Das gilt auch von dem sreundlichen und eleganten, aber keineswegs imposanten königlichen Palaste. Die innere Einrichtung dagegen ist von wahrhaft fürstlicher Pracht und bekundet, wie alle Werke des Königs und der Königin, den fein geläuterten künstlerischen Geschmack des rumänischen Herrscherpaares.

Ich hatte die Ehre, gleich am Tage nach meiner Ankunft von Ihrer Majestät der Königin und an den folgenden Tagen sowohl von der hohen Frau, wie von Seiner Majestät dem König zu wiederholten Malen empfangen zu werden und stundenlang in Gesellschaft der erlauchten Herrschaften verweilen zu dürfen. Ich gestehe, daß ich von Befangenheit nicht frei bin, wenn ich über diese Stunden hier sprechen soll. Wollte ich wahrheitsgemäß berichten, mit welcher unendlichen Güte und Herzlichkeit das rumänische Königspaar mich aufgenommen, wie bei ihnen das rein Menschliche die Verschiedenheit der Geburt beseitigt, wie die Einfachheit und Wahrheit der Empfindung den starken Abstand überbrückt, wie man nach wenigen Augenblicken nur noch das beruhigende Bewußtsein hat, vornehm fühlenden und vornehm handelnden Naturen gegenüberzustehen — wollte ich das in dankbarer Erinnerung an Alles das, was ich empfangen und empfunden habe, hier fo schildern, wie ich es möchte und müßte, so würde ich dem Vorwurfe byzantinischer Liebedienerei und höfischer Servilität kaum entgehen, so unverdient dieser Vorwurf tatsächlich auch wäre.

Den König Earol sah ich zuerst bei einem Parkfeste, das zu irgend einem wohlthätigen Zwecke veranstaltet worden war. Der König ist etwas über mittelgroß, von schlanker und zugleich männlich kräftiger Gestalt. Das von dem Vollbart umrahmte Gesicht hat den edlen Schnitt der fürstlichen Hohenzollern. Das dunkelgraue sinnende Auge giebt demselben einen ernsten, nachdenklich«, nicht sorgenfreien Ausdruck. Das Haupthaar ist braun und hie und da schon vor den Jahren ergraut.

Der Eindruck des Ernsten und Pflichtgetreuen, den das Aeußere nmcht, wird noch verstärkt, wenn man mit dem Könige spricht. Mit freiem Blick beherrscht er einen weiten Gesichtskreis. Er ist des Wortes in ungewöhnlicher Weise mächtig. Er spricht scharf, klar, und sein Ausdruck ist immer elegant. Er spricht mit großer Freiheit, immer ruhig und besonnen, aber ohne alle ängstliche Scheu, sein Urtheil durch die Rücksicht auf seine Würde einengen zu lassen. Er weiß, daß er nichts Besonderes zu thun braucht, um diese Würde ohnehin zu wahren. Er ist unbefangen und wohlwollend in der Beurtheilung der Personen und Verhältnisse. Jedem seiner Worte hört man an, wie ernst er seinen fürstlichen Beruf auffaßt, wie er unablässig bemüht ist, das Nichtige zu erfassen, das Nützliche zu thun, die Schäden zu beseitigen. Er ist von allen Verhältnissen seines Landes genau unterrichtet, und nicht durch gefällige Zurechtmachungen, sondern durch eigene Anschauung, durch Selbststudium. In Fragen der hohen Politik, der internationalen Beziehungen zeigt er eine sehr bemerkenswerthe Schärfe der Auffassung. Er ist fest ohne Eigensinn, ein echter Hohenzoller, der keine Furcht kennt, und der sich aus seiner genauen Kenntniß der Verhältnisse, wie sie sich durch die geschichtliche Entwicklung gestaltet haben, seine bestimmten und unverrückbaren Ansichten gebildet hat über die Aufgaben, die der Gegenwart obliegen, um allen Anforderungen einer wahrscheinlichen Zukunft gegenüber gerüstet dazustehen. Ein Staatsmann ohne phantastische Ideen, ein fachlich nüchterner Realpolitiker und vortrefflicher Soldat. Dabei auch ein Freund und Förderer der Künste. Es war kein anempfundener, künstlich aufgepfropfter Enthusiasmus, es war die echte und wirkliche Freude am Schönen, mit der der König mir seine Schätze, namentlich die schönen Bilder von Greco, von Tizian und anderen alten italienischen Meistern, zeigte. Und nur ein von lauterer Begeisterung für die Kunst durchdrungener Fürst hat im Verein mit der eben so kunstbegeisterten Gemahlin jenes Karpathenwunder hervorzaubern können, das Schloß Pelesch heißt.

Als ich den König und die Königin im Parke Cismegiu, in dem alle möglichen Verkaufsbuden aufgeschlagen waren, lustwandeln sah, umringt von einer Schaar von Kindern und Neugierigen aus allen Ständen, ohne alle militairische Begleitung, ja ohne Adjutanten, mitten im Volke, da stellte sich in meinem Geiste neben die ruhig männliche Erscheinung des Königs Carol plötzlich der gewaltige Sultan. Hier der Herrscher mitten im Gewühl, in größter Gelassenheit und Ruhe, ohne auch nur von dem Gedanken an eine schöne That behelligt zu werden, dort der Großherr aller Moslem, eingekerkert in seinem Palast, und bei der einzigen unerläßlichen Ausfahrt der Woche von tausenden bis an die Zähne Bewaffneten argwöhnisch bewacht. Und ich dachte an den Vers unserer Nationalhymne, der mit den Worten beginnt: „Nicht Roß nicht Reisige . . ."

Und eigentlich hätte König Carol doch wohl einige Veranlassung, etwas vorsichtig zu fein. Daß er sich auf einen Posten gestellt hat, der keineswegs gefahrlos ist — Niemand weiß es besser als er selbst. Daß sich in dem vom Parteihader durchwühlten, durch lange lange MißHerrschaft zerrissenen Lande, dein er mit Aufopferung aller seiner Kräfte Festigung und Ruhe geben will, auch ein durch Fanatismus, Großmannssucht oder eine sonstige Art des Wahnsinns aufgereiztes Individuum finden kann, das unter Umständen zur Waffe des Meuchelmörders greift und das Leben des Fürsten bedroht — er hatte es soeben erst erfahren müssen. Seit dem Attentat

Die Königin in der Nationaltracht

waren nur wenige Wochen vergangen. Ein Mensch, der früher Soldat gewesen, aus der Armee ausgestoßen und wegen verbrecherischer Handlungen im Zuchthaufe gewesen mar, der sich ein halbes Jahr vor seinem Anschlage als Leibdiener beim Könige gemeldet hatte, feuerte von der Straße aus zwei mohlgezielte Schüsse durch die erleuchteten Scheiben in das Zimmer des Königs. Der König war zufälligerweise im Zinnner nebenan. Wenn der König, wie gewöhnlich um diese Zeit, an feinem Arbeitstische gesessen hätte, so wäre das Schlimmste vielleicht eingetroffen. Der König sprach mit größter Ruhe und ohne die geringste Ereiferung über diesen Vorfall, dessen trauriger Held, wie es keinem Zweifel unterliegen kann, ein Wahnsinniger ist. Der Attentäter wollte um jeden Preis berühmt werden. Er hat seinen Zweck nicht erreicht. Sein Name ist in Rumänien schon vergessen, und im Auslande erst recht.

Es eristiren von diesem Menschen verschiedene Photographien, die für die Richtigkeit der Lombroso'fchen These zu sprechen scheinen: daß es Menschen giebt init einer angeborenen verbrecherischen Grundlage, die nach der Auffassung des berühmten Psychiaters nur eine Unterart jener großen Krankheit bildet, die unter dem Gesamtnamen „Wahnsinn" zusammengefaßt wird. Der Attentäter hat sich schon ein halbes Jahr vor dem Attentat als Selbstmörder Photographien lassen. Er steht da, den Revolver auf die Brust richtend, neben ihm seine Braut, die ihm in den Arm fällt und ihm den Revolver zu entreißen sucht. Ich besitze die merkwürdige Photographie, die mir der König geschenkt hat. Ein anderes Bild zeigt den Attentäter in der kokettesten rumänischen Nationaltracht, starrend im Waffenschmuck. Der Mensch hatte eine Zuchthausstrafe wegen Mordes abzubüßen und ist, wegen guter Führung an den König empfohlen, von diesem nach einigen Jahren begnadigt worden. So hat er denn seinem Wohlthäter gedankt. Er ist durch den Spruch der Sachverständigen dem Jrrrenhause überwiesen worden, in das er freilich etwas zu spät gekommen ist, das er nun aber hoffentlich nicht wieder verlassen wird.

Die Wohn- und Empfangsräume im königlichen Schlosse sind prachtvoll und zeugen von auserlesenem Geschmack. Der Raum, in dem ich die Ehre hatte, Ihrer Majestät der Königin Elisabeth zum ersten Mal gegenüberzutreten, ist ein großer, in anmuthiger Willkür gegliederter Saal. Er wird abgeschlossen durch ein Cabinet mit erhöhtem Podium, das im reichsten orientalischen Stil eingerichtet, mit kostbaren Stickereien, Teppichen, niedrigen Polstern u. s. w. in behaglichster Weise ausgestattet ist. Daran schließt sich ein schmaler Wintergarten mit Palmen und sonstigen großen Blattpflanzen, der den Eingang bildet. Der Hauptraum ist der Länge nach durch eine Quervand mit breiten Thüren verengt, so daß sich neben diesem noch ein langgestrecktes, sehr gemüthliches Zimmer befindet.

Auch dieser Hauptraum ist durch die verschiedene Höhe der Podien und durch eine Galerie, zu der eine Treppe von der Erhöhung hinaufführt, in seiner Monotonie in erfreulichster Weise unterbrochen. Hier stehen in der Mitte zwei gute Flügel und an der Wand eine schöne Orgel, daneben die Nürnberger Madonna in Holz. An der Hauptwand befindet sich neben sehr schönen Bildern von Rubens, van Eykens, Rosso Rossi, Dominica Veneziano, Pereida :c. ein Meisterwerk von Reinbrandt, Esther und Ahasver darstellend. Ueberall, wo irgend Platz ist, und auch da, wo erst Platz hat geschaffen werden müssen, sind Kunstwerke angebracht, unter Anderm eine sehr schöne Neproduction des Moses von Michel Angelo. Die herrlichsten Stickereien und Teppiche bedecken den Boden und alle Geräte, und das Ganze macht in seiner heitern Grundfarbe und in seiner launigen und doch so fein abgestimmten Buntheit, in seiner zwar etwas krausen, aber dabei doch so ruhigen Anordnung mit all diesen auserlesenen Kunstschätzen und der scharfsinnigen Vertheilung des Raums, die allerorten lauschige Schmollwinkel und reizende Plauderplätzchen geschaffen hat, einen ebenso reichen wie liebenswürdig anmuthenden Eindruck. Der ganze Complex von Zimmern wird durch Oberlicht erhellt.

Hervorragende Menschen missen ihrer Umgebung meist etwas von ihrem eigenen Wesen, den Abglanz ihrer Individualität zu verleihen. Man empfängt einen ganz sonderbaren Eindruck, wenn man aus den eigenartigen Zimmern der Königin, aus dieser buntschillernden Verschmisterung von gewagten Farben und fremdartigen Linien, aus dieser reizvollen Zusammenwürfelung von Gegenständen, die ursprünglich nicht zusammengehören, die in weit auseinanderliegenden Zeiten und Räumen entstanden sind, hier aber zu einem heitern und harmonischen Ganzen zusammenfließen — wenn man aus diesen Gemachem einer für die Schönheit begeisterten hohen Frau in die nicht minder individuellen Zimmer ihres königlichen Gemahls, etwa zuerst in seine Bibliothek, tritt.

Da ist vor der strengen markigen Stilisirung alles Spielende und gefällig Willkürliche verschwunden. In dem ganzen großen Räume (es war der frühere Thronsaal) herrscht eine so einfach confequente Anordnung der architektonischen und decorativen Elemente — Alles getaucht in die ruhig dunkle Farbe des Eichenholzes, das überall niederkehrt: in der Täfelung der Wände, in der reichgeschnitzten Treppe, die zur Galerie hinanführt, in der Balustrade dieser Galerie, in den weit vorspringenden Bücherschränken selbst und an der Decke —, daß man zuerst kaum wagt, auch nach den Einzelheiten sich umzusehen, um noch etwas mehr als nur jenen sachlich strengen, großen Gesamteindruck mit hinwegzunehmen. Und doch, wie wunderbar ist dieses Einzelne! Wie vortrefflich hat es der Meister der Schnitzkunst verstanden, bei der überall gewahrten Energie und Großlinigkeit des Ganzen doch liebevoll und discret zu sein, auf das Kleinste und Zarteste einzugehen, ohne nur ein einziges Mal durch das aufdringliche Heraustreten einer solchen Einzelheit das Auge des Beschauers zu verwirren! In dieser ernsten, fast möchte man sagen: feierlich düstern Umgebung pflegt der König mit seinen Rathgebern zu arbeiten. Es ist nichts Ablenkendes und Zerstreuendes in diesem Räume. Selbst die grelle rumänische Sonne muß ihr Licht gedämpft und abgetönt durch die mattgefärbten Scheiben ergießen, und von dem Rasseln und Lärmen der lauten Siegesstraße da unten dringt kaum ein dumpfes Rollen in diese arbeitsame Stille . . .

Die Königin ist eine wahrhaft fürstliche Erscheinung. Die hohe Gestalt ist von klassischem Ebenmaß in den Verhältnissen, ruhig, sicher und elegant in den Bewegungen. Der cdelgeschnittene Kopf mit der hohen Stirn, die von üppigen, schon vorzeitig von Silbersträhnen durchzogenen Haaren umrahmt ist, mit der feingeschivungenen Nase und jenen „schön gereimten Lippen," die man, wie Heine sagt, nur bei Dichtem findet, erhält namentlich durch die blauen glänzenden Augen, die mit wahrer Kindlichkeit um sich blicken, den charakteristischen Ausdruck von Güte und Klugheit. Eine sorgende Falte, die sich in die Stirn eingegraben hat, giebt dem Gesichte aber zugleich auch etwas schwermüthig Trauriges, Duldendes. Die deutsche Fürstentochter, die, wie ihr königlicher Gemahl, ihre Aufgabe als Fürstin auf dem Thron Rumäniens sehr ernst nimmt, hält sich von allen Staatsangelegenheiten grundsätzlich vollkommen fern. Sie sucht ihre Aufgabe nur in der Linderung der Noth und des Elends, in den Werken der Barmherzigkeit und in der Förderung alles dessen, das national schön und erhaltensmerth ist. An den Werken der rumänischen Kunst und Literatur nimmt sie das regste und fördersamste Interesse. Sie sammelt die eigenartigen Volksgesänge und sucht durch ihr Beispiel dahin zu wirken, daß die außergewöhnlich malerische, farbenprächtige, schöne rumänische Nationaltracht, die sich eigentlich nur noch auf dem platten Lande erhalten hat, in der Großstadt aber durch die fränkische Mode völlig verdrängt ist, erhalten bleibe und auch in den Kreisen der Bevorzugten wieder zu Ehren komme.

Die Königin besitzt eine durchaus ideal angelegte Natur. Sie ist völlig wahr und begreift daher auch nicht, daß man lügen könne. Wenn sie auch mitunter schmerzliche Erfahrungen hat machen müssen, so ist ihr Vertrauen zu den Menschen darum doch unerschüttert geblieben. Sie liebt das Gute und glaubt daran. Sie ist eine einfache gerade Natur, rastlos fleißig, und hat an ihren Erfolgen als Dichterin aufrichtige Freude. Sie besitzt die wärmste Empfänglichkeit für alles Schöne, eine unglaubliche Leichtigkeit in der Gestaltung, eine rege und erstaunlich fruchtbare Phantasie.

Ueber ihre schriftstellerische Befähigung, die sie als Carmen Sylva in den zahlreichen Dichtungen und in Gemeinschaft mit Frau Mite Kremnitz in den bekannten Erzählungen und Romanen von „Dito und Jdem" („Aus zwei Welten", „Astra" u. s. w.) mit vollstem Gelingen bethätigt hat, steht das öffentliche Urtheil fest. Das Hauptwerk Carmen Sylvas, die Frucht von mehr als zwanzig arbeitsreichen Jahren, ist eine Sammlung von etwa vierhundert lyrischen Gedichten, die sie unter dem Titel „Meine Ruh" veröffentlicht hat.

Dieser Titel „Meine Ruh" entspringt nicht nur der pietätvollen und sehnstüchtigen Erinnerung der Königin an ihre herrliche Heimat, an den rauschenden Rhein, wo in dein Grün der schlanken Buchen das anmuthige Jagdschloß Monrevos liegt, das der Lieblingsaufenthalt der jugendlichen Prinzessin von Wied gewesen mar. „Meine Ruh" offenbart den Lesern mehr als irgend ein anderes Werk der hohen Frau, wie die Poesie ihr der liebreiche und tröstende Zufluchtsort vor allem Kummer und allen Täuschungen stets gewesen ist und noch ist. Ihre ganze Lebensfreude, ihr tiefster Schinerz, ihr scharfer Spott, Alles, was ihre Seele freudig und schmerzlich berührt hat, Mutterglück und Mutterleid, die begeisterte und tiefe Liebe zur Natur, namentlich zum deutschen Walde, aber auch die bittere Verachtung und die beißende Verhöhnung all des Niedrigen und Gemeinen, das eine Königin vielleicht noch mehr als andere Sterbliche zu schauen und zu ertragen gezwungen ist — mit einem Worte: ihr ganzes Wesen hat hier seinen beredtesten Ausdruck gefunden; und echter und mahrer, als alle biographischen Mittheilungen künden uns diefe drei Bände Lieder und Satiren, wie Carmen Sylva ward, was sie liebte und litt, was sie wirkte und schaffte.

Die Königin besitzt aber auch neben ihrer allbekannten dichterischen Begabung großes Talent zum Zeichnen und Malen. Sie hat für die schönste byzantinische Kirche Rumäniens — und vielleicht der Welt —, für Cuttea de Argesch, ein rumänisches Gebetbuch in reichster Ornamentik, im Geschmacks des byzantinischen Mittelalters gemalt, das von Sachkennern als ein wahres Meisterwerk gerühmt wird, und dessen Schönheit auch der Laie rückhaltlos bewundert. Auch für die Musik ist die von der Natur verschwenderisch ausgestattete Fürstin in hohem Grade veranlagt.

Während meines Aufenthaltes in Bukarest wurde die Königin von einem jungen, ernsten und sehr begabten englischen Bildhauer, H. H. Kitson, modellitt. Zu diesen Sitzungen war ich gewöhnlich eingeladen, und wir unterhielten uns täglich stundenlang über alles Mögliche, namentlich über künstlerische und literarische Verhältnisse und Persönlichkeiten.

Bei einer dieser Sitzungen ereignete sich nun eine wirklich rührende Scene. Eine bildhübsche und blutjunge rumänische Bäuerin aus Siebenbürgen hatte den weiten Weg von ihrer Heimat bis zur Hauptstadt Rumäniens zurückgelegt, nur um die Königin und den König zu sehen. Tie Königin ließ das Mädchen, das seine kleidsamste und reichste Nationaltracht angelegt hatte, in das kleine zum Atelier hergerichtete Zimmer eintreten.

Das Mädchen blieb wie gebannt auf der Schwelle stehen. Und in der That, so, genau so hatte sich in der Phantasie der Bäuerin die Vorstellung von einer richtigen Königin bilden müssen. Die Königin saß dem Künstler in großer Balltoilette. Sie trug ein tiefgelbes, goldfunkelndes Atlaskleid mit langer Schleppe und auf dem Haupte ein herrliches Diadem von selten schönen Opalen und Diamanten. Die reizende Bäuerin glaubte unzweifelhaft, daß die Herrscherin Rumäniens beständig in dieser Tracht dahergehe. So mußte es sein und anders konnte es nicht sein! Ja, das war eine rechte und echte Königin!

Als die Fürstin dem Mädchen freundlichen Willkomm geboten und ihr die Hand entgegengestreckt hatte, trat die Bäuerin heran, verneigte sich selir lies und küßte die Hand mit einer Grazie und einem Anstände, um die sie manche Hofdame hätte beneiden dürfen. Nun wurde das Kind vom Lande auch ganz unbefangen, wenngleich sie ihre bescheidene Haltung

««d und End.
↳. X«.
8

nicht einen Augenblick aufgab. Auf die Fragen der Königin erzählte sie mit schlichter Anmuth, was sie nach der Hauptstadt Rumäniens geführt habe. Sie überreichte der Fürstin ein hübsches Geschenk, eine kunstvolle, von ihr selbst gefertigte Stickerei, und sagte, daß sie um die Gnade bitten möchte, immer bei Ihrer Majestät bleiben zu dürfen; ein kleines Zimmerchen werde sich in dem großen Schlosse schon finden, und sie brauche nicht viel Platz; sie möchte eben nur die Ehre haben, in der Nähe der Königin bleiben zu dürfen.

Die Königin machte das hübsche Kind lächelnd darauf aufmerksam, daß sich das doch nicht so ohne Weiteres machen lasse; wenn aber irgend eine Stelle frei werde, so werde sie sich des jungen Mädchens gern erinnern. Man sah es der Königin an, daß ihr diese Worte sehr ernst gemeint waren; denn der liebliche Ausdruck des frischen runden Gesichtes, die Artigkeit ihres Auftretens, die freundliche Naivetät ihres ganzen Wesens machten auf die Fürstin offenbar einen sehr angenehmen Eindruck. Da aber antwortete die Bäuerin: Ihre Majestät habe sie mißverstanden; sie sei nicht nach Bukarest gekommen, um eine Stelle zu suchen. „In unserer Familie dient man nicht," sagte sie mit ruhigem Stolz. Sie wollte eben nur in der Nähe der Königin bleiben, nichts weiter! Die Königin konnte nur niederholen, daß die Gewährung dieser Bitte doch nicht ganz so einfach sei, wie es das gute Mädchen sich vorzustellen scheine. Die andere Bitte der Bäuerin aber, den König von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wurde ihr bereitwillig gewährt, obwohl der Fürst gerade in jenen Tagen ungemein beschäftigt und schwer zugänglich war.

Bei jenem Parkfeste in Cismegiu, das von den Majestäten und allen Vertretern der vornehmen Gesellschaft von Bukarest besucht wurde, spielten außer verschiedenen regelrechten Kapellen auch rumänische Zigeunerbanden.

Ich muß sagen: diese Zigeunermusik, von der man behauptet, es sei die ursprünglichste und allerechteste, diejenige, die von der Kultur am meisten verschont geblieben sei — mir will sie gar nicht behagen! Da mag denn meinetwegen lieber die Alles beleckende Kultur ein bischen mitmachen und die Ursprünglichkeit schädigen, wenn sie jenen einzigen Charakter, jene seltsam ergreifende Klangfarbe hervorzubringen vermag, wie sie den ungarischen Zigeunerkapellen zu eigen ist. Hier aber mar nichts wahrzunehmen von jenem wundersam mehmothigen Schluchzen, Wimmern und sinnlichen Aufjauchzen, das die ungarischen Zigeuner ihren Geigen und Cymbeln zu entlocken wissen; und mit schmerzlichem Bedauern gedachte ich der fiedelnden braunen Jungen, die ich in Pest gehört hatte, und die ich zu meiner größten Freude in Schmeks.oor Tatra-Füred, wie es jetzt heißt, wiedertreffen sollte — der echten, der wahren, der alleinigen Zigeuner, — ja. der echten, wenn sie meinetwegen auch historisch nicht so echt sind wie die Rumänen, der unvergleichlichen Czardasspieler aus Kaschau, mit ihrem eleganten Primas Racz Gyula an der Spitze. Das waren die wahren Naturkünstler! Eljen! Und im Vergleich zu diesen Ungarn waren die rumänischen Zigeuner, die man, glaube ich, auch Lautari nennt, elende Stümper!

Hier hörte ich nur ein entsetzliches Gefiedel, tarantellenartige Tänze von ermüdender Monotonie, ein unerfreuliches Gedudel, begleitet von den schrillen Tönen der Rohrpfefe, wie wir sie nur noch an den Statuen des Pan erblicken, eines Marterinstruments, auf dessen Löchern die Lippe des braunen Jammermannes krampfhaft hin- und herrutscht, und von den dumpfen Schlägen einer erbärmlich kleinen, vor den Leib gebundenen tragbaren Cymbel, die hier blos häßlich und thöricht klingt.

Franz Liszt behauptet in feinem Buche über Zigeunermusik, daß die Czardas und Volkslieder, die die ungarischen Zigeuner aufspielen, nicht magyarischer Herkunft, sondern wirklich aus dem Zigeunerstamm herausgewachsen seien. Ich will gegenüber einem so Herooragenden Meister der Tonkunst, der über dieses Thema sicherlich eingehende Studien gemacht hat, natürlich keine widersprechende Bemerkung wagen; aber die Behauptung Liszts setzt mich doch einigermaßen in Erstaunen. Woher kommt es denn, daß die singenden Zigeuner Rußlands in ihren Gesängen starke Anklänge an die slamische Musik haben? daß ihre Lieder mit denen der ungarischen Zigeuner nicht die geringste Verwandtschaft aufweisen? Und woher kommt es, daß wiederum die rumänischen Zigeuner eine ganz besondere Musik für sich haben, die weder mit der russischen, noch mit der magyarischen Zigeunermusik geineinsame Züge aufweist? Weshalb haben denn die spanischen Zigeuner überhaupt keine Musik? Ich glaube, daß die Zigeunermusik doch sehr stark von der Nationalität, innerhalb deren die Zigeuner leben, beeinflußt wird. Ungarische Zigeunermusik, das heißt, die charakteristischste, merkwürdigste und packendste, spielen nur die aus Ungarn stammenden Zigeuner auf. Und ich glaube, Johannes Brahms hat Recht gehabt, daß er die von ihm in Ungarn gesammelten Zigeuner weisen unter dem Namen „Ungarische Tänze" herausgegeben hat.

In Rumänien sind übrigens die Zigeuner die Maurer und Zimmerleute des Landes. Die Rumänen arbeiten nicht sehr gern, wie man sagt.

XV.

Sinaja und Schloß Pclesch.

Die Königin

Die Königin

Die Königin

Die früheren Minister. — Sinaja. — Das Kloster. — Das Karpathenschloß Pelesch. — Schwierigkeiten beim Bau. — Die innere Einrichtung.

Bei der Kürze meines Aufenthalts im Lande werde ich nicht so geschmacklos sein, mir ein Urtheil über die nationalen Eigenthümlichkeiten zu erlauben. Ich könnte übrigens den Rumänen nur das Beste nachsagen, denn ich bin in Bukarest vom Glück in ungewöhnlicher Weise bevorzugt worden und habe direct, oder indirect durch die inir befreundete ungemein lebenswürdige Familie des Dr. Kremnitz und seiner Frau, der Schriftstellerin Mite Kremnitz, nur tüchtige und ausgezeichnete Männer kennen gelernt: den überaus freundlichen und gefälligen CantacuzSne, den hervorragenden Uebersetzer der Schopenhauerschen philosophischen Werke in's Französische; den damaligen Ministerpräsidenten Rosetti, der, wie seine srüheren College« im Ministerium, deren persönliche Bekanntschaft ich ebenfalls gemacht habe, der Minister des Aeußern, Carp, und der Kultusminister Maioresco, eine gediegene deutsche Bildung besitzt. Tie drei genannten Minister haben lange Jahre auf deutschen Universitäten fudirt. Carp war activer Corpsbursche in Bonn bei den Preußen, also unter Anderm auch ein Corpsbruder unseres jetzigen Staatssekretärs der Auswärtigen Angelegenheiten, des Grafen Herbert Bismarck. Nosetti, Carp, und Maioresco beherrschen die deutsche Sprache vollkommen. Der Kultusminister Maioresco spricht sogar ein auffällig elegantes Deutsch, mit subtilster Unterscheidung der verwandten sprachlichen Begriffe. Er hat auch eine philosophische Abhandlung in deutscher Sprache erscheinen lassen.

Es mar mir gegönnt, mit meinem lieben Freunde Dr. Kremnitz das herrliche königliche Lustschloß in Sinaja und mit dem Kultusminister Maioresco und dessen Gesellschaft das neuerstandene Wunder der byzantinischen Baukunst, die Kirche von Argesch, zu besuchen.

Die Rumänen sind ein behendes Volk und in Bezug auf Locomotion viel weniger schmerfällig als wir. Ausflüge nach Punkten wie den eben genannten erscheinen ihnen als etwas ganz Selbstverständliches. Und doch ist der nach Sinaja, der insgesamt für hin und zurück eine Eisenbahnfahrt von neun Stunden veranlaßt, nicht ohne Anstrengung in einem Tage zu bewältigen. Der nach Curtea de Argesch erfordert zwei volle Tage.

Der Weg nach Sinaja ist zunächst ziemlich langmeilig. Mit überraschender Unmittelbarkeit sind wir auf einmal mitten in den Karpathen. Der Uebergang ist verblüffend jäh. Wir durchsauen eine bergige Strecke von Schiefer, Geröll, mit kahlen Felsen, zwischen die sich ab und zu dicht» bestandene anmuthige Berge in sanften Umrißlinien einkeilen. Da sehen" mir denn das frische Grün des Laubholzes und das dunkle der Nadeln, namentlich mächtige Edeltannen. Die Bahn, die dem Laufe des Flusses folgt, hat viele Hindernisse mit Brücken und Tunnels zu überwinden.

Sinaja, das dem jetzigen Königspaae sein mächtiges Aufblühen verdankt, ist in herrlicher Lage eingebettet zwischen hohe Berge, deren Gipfel noch mit Schnee bedeckt sind. Von mundervoller Wirkung ist namentlich ein Höhenzug in bizarr zerrissenen Linien, der in dem schönen malerischen Caraiman-Felsen mit seinem smaragdgrünen Matten, die wie ein Polster in das Grau des Steines eingefügt sind, großartig abschließt. In diesem weiten Kessel sind nun in sehr kurzer Zeit eine Anzahl freundlicher Villen in meist geschmackvoller, wenn auch keineswegs stilgerechter Bauart, mit allen möglichen Thürmen und Thürmchen, mit Zinnen und Zacken, inmitten hübscher Gartenanlagen erstanden. Aus diesen ragen einige größere Bauten auf, Hotels, Badeanstalten u. s. iv. Alles macht den Eindruck des eben Fertiggemordenen, Neuen. Auf das Lebhafteste erinnerte mich der Blick auf Sinaja an die frisch erstandenen Städte des amerikanischen Westens und ganz besonders an das Lurusbad Las Vegas in Neu-Merico. Und auch hier weht dieselbe herbe, auffrischende starke Luft, auch hier erfreut sich das Auge an demselben saftigen Grün, und Alles, was Menschenhand gemacht hat, ist auch hier so neu und frischbacken wie drüben im Westen.

Doch nicht Alles! Hier im Karpathenkessel sind doch Wahrzeichen einer alten Cultur vorhanden.

Da steht im schönsten Punkte der Landschaft das alte Kloster, das von seiner Höhe herab das weltliche Treiben der fröhlichen Sommerfrischler beherrscht. Um die klösterliche Strenge der Mönche und Nonnen soll es übrigens nicht gar so schlimm bestellt sein. Man erzählt sich über das recht weltliche Treiben der braven Klosterleute hier allerlei Wundergeschichten, die ich nicht wiederholen mag, weil ich sie eben auf ihre Glaubwürdigkeit nicht habe prüfen können. Aber es scheint: ein freies Leben führen sie! In einem Tingel-Tangel niedrigster Gattung, das ich eines schönen Abends, als ich nichts Besseres zu thun hatte, besuchte, fand ich unter den Zuhörern oder besser: Zuschauern — es mar eigentlich mehr zu schauen als zu hören — auch einen ehrwürdigen Geistlichen der orthodoxen Kirche, der seine langen Haare — die griechisch-katholischen Geistlichen dürfen das Haupthaar nicht scheeren — in einen Zopf geflochten und unter dem Kragen geborgen hatte. Mein Begleiter wunderte sich darüber, das ich mich darüber wunderte, den geistlichen Herrn in dieser schnöden Weltlichkeit anzutreffen. Er fand das ganz selbstverständlich.

Das Kloster da oben, das wir besichtigten, macht einen ganz heitern Eindruck. In der kleinen Klosterkirche, auf deren getünchten Wänden sich allerlei steifbeinige Heilige und widerwärtige Fratzen, die vielleicht sehr charakteristisch sind, aber unendlich häßlich ausschauen, herumtreiben, und * die Gottlob vermitteln, riecht es sehr stark nach Knoblauch, und in der Zelle, in der der ehrwürdige Mönch, der uns herumführt, haust, riecht es noch viel schlimmer. Es ist kaum zum Aushalten. Aber der Blick von dieser Kapelle auf die Villenstadt und die Höhenzüge ist entzückend.

Bis jetzt läßt indessen noch nichts ahnen, welches Wunder sich in der nächsten Nähe unseren Blicken darbieten soll.

Auf schattigem Wege fahren wir kaum eine knappe Viertelstunde, durch Buchen, Kastanien und Tannen, als plötzlich wie durch einen Zauber ein herrliches Schloß, ein wahres Märchenschloß, vor uns wie aus der Versenkung aufsteigt. Ganz abgeschlossen vom Treiben des Modebades, in einem schmalen Seitenthale, das der lustige Pelesch fröhlich durchplätschert, über Kiesel rauschend und hüpfend und sich nur eine kurze Rast gönnend, UNI dann in muntern! Fall thalwärts weiterzuspnngen — da, wie ein Kleinod in grünen Summet eingeschachtelt, liegt es da, das unvergleichlich schöne Schloß! Eine Verwirklichung der phantastischen Künstlerträume eines Gustav Dorö!

Ja, ein Märchen! Die Schöpfung eines Fürsten und einer Dichterin! Freilich hat die Natur eine köstliche Vereinigung des Gewaltigen und Anmuthigen hier geschaffen. Aber so herrlich und gar so gütig, wie ne uns jetzt hier erscheint, ist sie von vornherein doch nicht gewesen. Man hat ihr etwas nachhelfen müssen. Der Wald, der früher bis an den Fluß hinabkletterte, hat zurückweichen und für den Bau Raum geben müssen. Und nicht in so lieblicher Senkung wie jetzt strebte die Höhe vor dem Schlosse dem Thale zu. Man hat thatsächlich Berge verpflanzt, das eine Ufer geebnet, da Höhen abgetragen, und auf dem andern, wo sich das neue Schloß erheben sollte, eine Höhe aufgethürmt. Die Schmierigkeiten bei dieser Gestaltung des widerspänstigen Bodens waren unglaubliche. Mitten in die halbfertigen Arbeiten der Grundlegung sprudelten aus einmal Quellen hinein, die Alles, was mühevoll geschaffen war, wieder zu Schanden machten, und die erst abgeleitet werden mußten. Millionen sind verschlungen worden, ehe ein fester Untergrund für den Bau hergestellt werden konnte!

Dann galt es die Erde, die zunächst eben nur ein unerfreulicher Sandhügel war, zu beleben. Da wurden weiche Rasen gelegt, Blumen gepflanzt, da wurde Gras gesät; und nun grünt und Glicht Alles ringsumher; inmitten des saftig grünen Grases der Löwenzahn und all die lieblichen bunten Blumen, die blauen und gelben, die sich in Freiheit und Unbändigkeit im Grün so wohl fühlen.

So liegt denn das Schloß im Thal versteckt auf einer sanften, dichtbewachsenen grünen Anhöhe, im Rücken gedeckt vom uralten Wald mit den gesundensten, kräftigsten Bäumen, rings eingeschlossen von mächtigen Bergen, als deren stärkste steinerne Wacht jener schön zerklüftete Felsenkamm dasteht, der in dem trotzigen Caraiman endigt. So liegt das Schloß da, bespült vom Pelesch, dessen Fall stark genug ist, um einen hohen Springbrunnen vor dem Schlosse aufzujagen und die Maschinen zur elektrischen Beleuchtung zu treiben.

Das Schloß, im Stile der deutschen Burgen, wirkt in der frohen Willkür seiner Gliederung und Anordnung, mit den viereckigen und runden Thürmen, den Giebeln, Erkern und Galerien, ungemein malerisck. Aber von geradezu verblüffender Schönheit und Pracht ist die innere Einrichtung. Jede Einzelheit ist ein Meisterwerk in ihrer Art. Von vollendeter künstlerischer Meisterschaft sind vor Allein die Holzschnitzereien, die von einem vorzüglichen Künstler, M. Stöhr, herrühren, den der König eigens aus Teutschland berufen hat. Die Thüren und Fenster, die Glasmalereien, die Decken und Wände, die Möbel und all die tausend Ueberflüssigkeiten, die in geschmackvollster Anordnung zuin Ausschmuck angebracht sind; dazu die herrlichen Kunstwerke, die meisterlichen Gemälde der Alten, die Geräthschasten, Gläser, Becher und Krüge, theils aus Edelmetall getrieben, theils in Elfenbein und Holz geschnitzt, theils aus gebranntem Thon, Majolika und Terracotta geformt — alles das, all dieser seltsam schöne Wirrwarr von Wundern der Kunst ist geradezu berauschend in seiner Wirkung.

Einzelne Räume sind in dem einheitlichen Stile der Zeit oder des Landes, Anderes ist wieder ohne alle andere Rücksicht als auf die schone Wirkung lustig aus alten und jungen Tagen und von nah und fern zusammengestellt, anscheinend rein zufällig hingeworfen. Aber ein wie feiner ästhetischer Sinn hat hier ordnend gewaltet!

Und dazu diese wahrhaft fürstliche Pracht! Es ist Alles aus dem Vollsten gegriffen und doch als oberstes Gebot die Behaglichkeit, die ruhige Vornehmheit, die Vermeidung alles Protzen- und Prunkhaften aufgestellt. Man fühlt sich in diesen Räumen wie gebannt. Und sorscht man nach der Ursache dieser überwältigenden Wirkung, so ist es gerade das Wohn» liche, das Geinüthliche, das Trauliche. Man sieht. Alles das ist herausgeivachsen aus der innersten und wahrsten Freude am eigenen Heim. Es ist nicht da, um Anderen gezeigt zu werden, es ist da, um bewohnt zu werden. Nicht ein Schaustück für Fremde, ein freudiges Eigenthum der Insassen. Es ist ganz individuell.

Das gilt sowohl von den Gemächern des Königs, die auch in diesem Lueu rotiru strenger im Charakter der Arbeit angelegt sind, als von den Zimmern der Königin, die hier ein wenig ungestörter als in der Residenz ihrer Lieblingsneigung, dem Schönen schöpferisch zu dienen, nachgehen darf. Sie hat sich hier ein wunderbares Dichterheim geschaffen, zugleich Musiksaal und Malerwerkstatt. Da stehen Instrumente aller Art: der Flügel, die Orgel, die Harfe, die Cithre, die Mandoline und sonstige Saiteninstrumente. Da steht auch in gutem Lichte die Staffelei, daneben auf dem Tischchen der Malkasten; und in einer Nische der kleine anspruchslose Tisch mit Schreibzeug, an dem Carmen Svlva dichtet.

Alles, Alles ist gleichermaßen schön und erfreulich in Forni und Farbe. Wohin das Auge blickt, überall streift es das Reizendste und Lieblichste, was Menschenhand schaffen kann. Und schweift der Blick durch das Fenster, durch diese mächtige Oeffnung, deren bunte Flügel weit offen stehen — und das ganze Fenster wirkt, als ob es geöffnet sei, denn die große Spiegelscheibe, die außer den bemalten Flügeln die Fensteröffnung schließt, ist völlig unerkenttlich; man bemerkt sie erst, wenn man den Versuch macht, den Kopf hinauszustecken, und dann plötzlich auf den durchsichtigen Widerstand stößt — , blickt man hinüber ins Freie, dann sieht man noch Schöneres, als das gelungenste Menschenwerk; man sieht das Schönste, das die Natur schaffen kann: Wald und Berg, den blauen Himmel da oben und den luftig schäumenden Fluß im Thal.

Ich will hier nicht als Fremdenführer alle Gemächer durchwandern und auf dies und das aufmerksam machen. Ich mag mich nicht loslösen von.dem Eindruck des Gesamnten. Und wo mar es am schönsten? Unten in den Prachträumen oder oben in den Gastzimmern oder auf der Galerie des Thurmes? Ich weiß es nicht. Aber ich hatte die Empfindung: hier läßt sich ruhen und träumen, hier läßt sich denken und planen, hier läßt sich schaffen und dichten.

> XVI.

Curtea de Argesch. Unsere^eisesegessckMft. — Der Weg nach Argesch. — Die Bischofskirche. — Ter StiM Woiwode Neagoc. — Das Baptisterion. — Das Aenfzcre der Kirche. — Die a^vundenen Thürme. — Dad Innere: Borhalle, Mittelschiff, zweiter Hauptheil, ^anctuarium. — Die Bilder des Königs und der Königin. — Der Bischof Ghnadios, — Der bischöfliche Schatz. — Heimkehr. — Russische Propaganda. — Die Trachten der Bauern.

Mit nicht geringer Freude denke ich zurück an unfern Ausflug nach Curtea de Argesch.

Unsere kleine Gesellschaft bestand aus dem Kultusminister Majores co und dessen Damen, seiner Frau und Schwägerin, dem französischen Architekten Lecomte-du-Noürz, der die Bischofskirche von Argesch von Grund auf restaurirt hat, dem Abgeordneten Djuvara, einem jungen, sehr begabten und beredten Politiker, und mir.

Man braucht, um von Bukarest nach Curtea de Argesch zu kommen, gute acht Stunden: drei Stunden Bahn bis Pitesti, dort rastet man etwa anderthalb Stunden und fährt dann vier Stunden im Wagen durch eine liebliche, wenn auch nicht gerade großartige Landschaft.

Es ist ein Vergnügen, in Rumänien zu fahren, ich muß es noch einmal sagen. Die vier Pferde, die vor unfern Wagen gespannt sind, laufen wie der Satan. Auf unserm Wege begegnen wir zahlreichen Bauern, die noch sammt und sonders die kokette, theatralisch kleidsame Nationaltracht, gewöhnlich weißer Grundstoff mit schwarzen, rothen und blauen Stickereien, tragen — fast durchweg ernste Männer mit sorgenvollen Augen. Alle zeigen eine gemessen ehrerbietige Haltung, alle sind höflich und grüßen. Auch Zigeunertrupps ziehen an uns vorüber. Das Wetter ist herrlich. Es staubt nur wenig. Von Zeit zu Zeit fällt ein bischen Regen herab, gerade genug, nm das grüne Land aufzufrischen nnd den sandigen Weg zu besprengen. Im Hintergrunde zeigen sich die schönen Linien der Karpathen. Es geht bergauf. Die Pferde laufen im scharfen Galopp, angefeuert durch den Kutscher, der seine Peitsche von unendlicher Länge von Zeit zu Zeit aufhebt und etwa wie Theodor Wachtel als Postillon von Lonjumeau mit einer etwas affectirt graziösen Handbewegung schwingt, jedoch ohne zu knallen und ohne den Rücken der Pferde auch nur zu berühren. Aber die Thiers haben offenbar Augen auf dem Rücken: denn sobald der Autscher die Peitschenschnur in der Luft tanzen läßt, ziehen sie schärfer an.

Allmählich schließt sich um uns der Kreis der Berge. Wir sind in einein großen weiten Thale, das nun ringsum von Bergen in großer Peripherie umgrenzt ist. Die Chaussee ist auf der ganzen langen Strecke vorzüglich gehalten. Wir gelangen nun endlich an unser Ziel: das Landstädtchen Argesch, das mit seinen artigen Bewohnern, die allesammt resvectvoll den Hut lüften, als wir vorüberfahren, einen recht freundlichen Eindruck macht. Wir fahren eine Strecke weiter, und da vor der Stadt liegt das Wunder vor uns . . .

Es wirkt gleich auf den ersten Blick entzückend. In dieser Weitabgeschiedenheit, in dieser freundlich stillen Natur, in dieser weiten grünen Ebene, ganz umrahmt von hohen Bergen, die in allen Farben schillern, liegt die Kirche da — ein wahres Juwel, nicht übertrieben groß, keineswegs gebieterisch und imposant, aber vielleicht das lieblichste Haus, das dem Dienste des Höchsten überhaupt in der Christenwelt errichtet ist. Es sieht aus wie die zarte Arbeit eines Goldschmieds. Es schillert in grüner und blauer Farbe und glitzert goldig. Der Ausschmuck ist von großartigem Reichthum und dabei doch in der Wirkung von vornehmer Discretion.

Die mäßigen Verhältnisse des Baues sind erklärlich aus seiner ursprünglichen Bestimmung. Als Votivkirche war er angelegt und ausgeführt. Ein walachischer Fürst, der Woiwode Neagoe, wie er auf den Inschriften heißt, Nogoje, Nyagon oder Nvagor, wie er auch sonst genannt und geschrieben wird, der von 1511 bis 1520 regierte, ein gar gotteöfürchtiger und frommer Herr — was allerdings nicht verhinderte, daß es unter seiner Herrschaft manchmal zu einigen gelinden Morden kam, an denen er selbst vielleicht nicht ganz unbetheiligt war — , fühlte ob seiner Verworfenheit Gemissensqualen und wollte sich mit seinem Gott abfinden. In der Erkenntniß seiner schweren Missethaten, die freilich weder seine Zeitgenossen noch seine Nachkommen davon abgehalten haben, den energischen Fürsten als den edelsten und gläubigsten christlichen Herrn zu preisen und

ihm ob seiner Weisheit den Beinamen des malachischen Salomo beizulegen, klagte sich Neagoe an, daß er ein Sünder sei, wie es einen größeren in der Christenheit vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne nicht gebe, daß er gearbeitet habe, mit vieler Mühe und Schweiß und Hunger und Durst und Schmach und Schande und Scheltwort, daß er ein verödeter Weinberg, ein unfruchtbarer Feigenbaum, ein in der Wüste herumirrendes Schaaf sei. Um nun die reinste Mutter Gottes zu versöhnen, errichtete er dieses Bethaus und bat sie um gütige Fürsprache bei dem Sohn, auf daß dieser am Tage des Gerichts ihm, dem verworfenen Sünder, ein milder Richter sei, und daß auch er, der sündige Knecht, der Woiwode Johann Neagoe, in Gnaden eingehe zur ewigen Seligkeit. Also nicht für eine große Gemeinde ist dies Haus gebaut, es sollte nur als Krabstätte dienen für den frommen, bußfertigen Woiwoden und dessen Gemahlin und ein Bethaus sein für den Fürsten und die dem Fürsten Nächststehenden. Zur Zeit der Regierung dieses Herrn kamen aus Konstantinopel geflüchtete Künstler durch das Land, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Neagoe einen oder mehrere dieser künstlerischen Flüchtlinge bei sich, aufgenommen und diese mit dem Bau der Kirche beauftragt hat. Das Glück hat ihn unterstützt. Es sind große Meister gewesen, die diesen Bau aufgeführt haben.

Vor der Kirche und mit dieser jetzt durch eine einheitliche Einrahmung organisch zusammengefügt, wenige Schritte von der Treppe, die zum Haupt portal führt, steht, wie dies bei den byzantinischen Kirchenbauten sehr häufig vorkommt, ein kleineres Kuppelgebäude, das den technischen Namen Kantharus, also etwa „Kanne" oder „Humpen", führt, das ich hier an Ort und Stelle aber „Baptisterion" habe nennen hören. Den Namen des Humpens oder eines Wasserbehälters hat es jedenfalls von seinem ursprünglichen Zweck; denn in diesen kleinen Gebäuden wurden die vor dem Betreten des Gotteshauses vorgeschriebenen Reinigungen und Waschungen vorgenommen: des Gesichts, der Hände und der Füße. In dem Kantharus unserer Kirche aber ist von derlei Vorrichtungen zur Waschung nichts wahrzunehmen.

Ludwig Reußenberger, der im „Jahrbuch der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baumerke" (Wien 1860) die bischöfliche Klosterkirche von Argesch vor ihrer Restauration zum Gegenstande eines sehr eingehenden Studiums gemacht hat (I. «. 4. Band, Seite 177 — 224), ist daher der Ansicht, daß das kleine Gebäude hier nur eine symbolische Bedeutung gehabt und den Zweck verfolgt haben mag, dem Gläubigen vor seinem Eintritt in die heilige Stätte zu einer geistigen Reinigung, zur Sammlung, zur Einkehr, zur Andacht zu dienen. Dieses kleine kioskartige Vorgebäude ist durchaus im Stile des Hauptgebäudes ausgeführt. Es enthält die Andeutungen jener Motive, die in dem Hauptgebäude zu großartigerer Entfaltung gelangen sollen.

Von diesem Cantharus oder Baptisterion aus betrachten wir nun die unmittelbar vor uns liegende Kirche. Sie erhebt sich auf einem ziemlich hohen, festen Fundament, so daß zum Hauptportal eine Marmortreppe von zwölf Stufen hinaufführt.

Das Gebäude ist in einen obern und untern Bau gegliedert. Der Unterbau ist in viereckige Felder eingetheilt, die in den verschiedenartigsten und reichsten farbigen Ornamenten, namentlich in golddurchzogenem mattem Blau, die Lichtöffnungen, die man kaum Fenster nennen kann, enthalten. Es sind schmale, in die Mauer vertiefte Ritzen, die mit buntem Glas, das sich in der Farbe ganz der Ornamentik anschließt, bedeckt sind, so daß man von außen eigentlich nur die reiche bunte Verzierung, den architektonischen Ausschmuck, nicht aber die Lichtöffnung, das eigentliche Fenster sieht.

Ueber diesem linterbau zieht sich, zugleich als Scheidung vom Oberbau, ein mächtiger Wulst in Form eines großartigen Schiffstaues um das ganze Gebäude herum, das aus vier Strähnen von verschiedener Ornamentik, bald mit Schuppen, bald mit Laubmerk, bald mit Einfurchungen, und ebenfalls in verschiedener Färbung, hellblau, hellgrün und Gold, zusammengeflochten ist. Diese architektonische kunstvolle Umschnürung ist von herrlichster Wirkung.

Der Oberbau ist ringsum mit schildartigen Verzierungen in den mannigfaltigsten und herrlichsten Mustern, zum Theil in durchbrochener Arbeit, geschmückt. Von den vierzig dieser schildartigen Verzierungen gleicht auch nicht eine der andern in ihren geschmackvollen und herrlichen Verschlingungen. Abgeschlossen wird der Oberbau durch ein prachtvolles Kranzgesimse, das mit seinen Höhlungen und Anschwellungen, mit seinen geradlinigen und krummlinigen Ausschnitten die Bewunderung aller Fachmänner hervorruft.

Ten tiefsten Eindruck dieses ungemein reichen, zierlichen und zugleich würdevollen und vornehmen Baues machen die vier Kuppelthürme. Rechts und links an der Vorderseite erheben sich zwei kleinere Thünne, die aus einem niedrigen quadratischen Unterbau aufwachsen. Diese beiden Thünne haben eine Eigenthümlichkeit, die ich nirgendwo gesehen habe. Die ganz schmalen, ritzenartigen Oeffnungen, die zum Eindringen des Lichts dienen, und die auch hier, wie im Unterbau des Gebäudes, durch die reiche buntfarbige und goldige Ornamentik, von außen betrachtet, fast unerkennlich sind, stehen schräg, so daß die Thürine mit dieser schrägen Ornamentirung also spiralförmig wirken, als ob sie gewunden oder gedreht mären. Es macht einen ganz seltsamen Eindruck! Und diese beiden kleineren Thürme geben dem ganzen Gebäude etwas durchaus Originelles.

Hinter diesen, in der Mitte des Gebäudes, steigt mächtiger und großartiger der mittlere Kuppelthurm aus, der, wie alle Einzelheiten dieses Baues, mit dem prächtigsten und zierlichsten Ausschmuck versehen ist. Und hinter diesen?, den mittleren Kuppelthurm noch ein wenig überragend, erhebt sich über dem großen Ouerschiffe, ebenfalls auf viereckigem Unterbau und in derselben reichen und prachtvollen architektonischen Dekoration, der Hauptkuppelthurm.

Die ganze Kirche hat also vier Kuppelthürme: rechts und links am Eingange die beiden gewundenen, dann einen größeren und mächtigeren über der mittleren Kuppel und, diesen noch überbietend, über dem Schiff den kuppelförmngen Hauptthurm.

Und alle Theile dieses Gebäudes, die viereckigen Felder des Unterbaues, die Schilder des Oberbaues, die Thürme, die Zwischenglieder: jener schiffsstauartige Wulst zwischen Ober- und Unterbau und das Kranzgewinde, das die Scheidung des Gebäudes vom Dache bildet — Alles das ist mit der sinnreichsten, geschmackvollsten und zierlichsten Ornamentik des Orients, in sauberster Ausführung — mahrer Filigranarbeit in Stein — , in entzückender Färbung, in zartem Grün, in mattem Blau mit Gold durchwirkt, und in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit der Motive geschmückt. Es ist von einer Sauberkeit, von einer Annmth und Pracht und zugleich von einer Feierlichkeit und Schönheit sondergleichen; und jetzt, in seiner munderbaren Wiederherstellung durch den geistvollen und bedeutenden Architekten Lecomtedu-Noüy, einen der hervorragendsten Kenner der byzantinischen Baukunst, der ein Jahrzehnt eifrigsten und unablässigsten Studiums und kunstfreudigster Arbeit auf die Wiedererstehung dieses herrlichen Baues verwandt hat, vielleicht das einzige Monument, das uns die ganze Eigenart und Herrlichkeit des byzantinischen Baustils in einem seiner reizvollsten Werke in unversehrter Pracht vor die Augen zaubert.

Wir treten ein, und ein frommer Schauer überrieselt uns. Das Innere macht einen überwältigenden Eindruck, vor Allem durch die Beleuchtung.

Aus den schmalen Lichtöffnungen des Unterbaues, den durchbrochenen Arbeiten der Schilder des Oberbaues und von den Kuppeln herab fluthen durch die bunten Scheiben die farbigen Lichtwellen zu einer wundersamen geheimnißvollenHarmonie zusammen. Es ist eine unbeschreibliche Dämmerung, ein seltsam farbiges Halbdunkel in sanften Tönen, das ganz mächtig ergreift. Unwillkürlich ruft man mit Faust aus: „Willkommen süßer Dämmerschein, der du dies Heiligthuin durchwebst!"

Das Gebäude ist im Innern in drei Theile geordnet. Der erste quadratische Theil ist wiederum in verschiedene Abtheilungen gegliedert. Es ist zunächst Raum für eine Art Vorhalle gelassen. Hier ruht der Begründer der Kirche, der Woimode Neagoe und seine sromme Gemahlin Desvina, die in einem kindlichen, Wandgemälde mit ihren sechs Kindern dargestellt sind, die Kirche der Mutter Gottes darbringend.

Der Mittelraum dieses ersten Theils, der durch die zwölf Säulen eingefäßt wird und gewissermaßen das Mittelschiff bildet, über dem sich der erste große Kuvpelthurm wölbt, hat rechts und links zwei kleine Seitenschiffe.

An diesen Haupttheil schließt sich ein zweiter an, über dem sich der Hauptkuppelthurm erhebt. Der Architekt Reußenberger hat nicht Unrecht, wenn er sagt, daß diese Zweitheilung ein wenig verwirrend wirkt und daß ein geiiemsamer Mittelpunkt für alle Bautheile dadurch verloren geht.

An diesen zweiten Haupttheil schließt sich das Sanctuarium, das durch einen prachtvollen Schinuckbau von den übrigen Räumen getrennt ist: Drei Thüren in munderbarer vergoldeter Arbeit suhlen in diesen Bau. Neber der mittleren, der größten Thür, ist der Kopf Jesu Christi dargestellt, und an dem reichen, herrlichen Gesims, das über dieser Thür quadratisch aussteigt, Ehristus am Kreuze. Auch über den anderen Thüren sind Heiligenbilder in Medaillonform, und rechts und links von der Hauptthür in der Mitte sind wiederum Christus und die heilige Mutter Gottes mit dein Ehristkind dargestellt. Dieser malerische Wandschmuck ist theils in Frescofarben, theils auch in Mosaikarbeit ausgeführt und natürlich fast immer auf Goldgrund, das Ganze in frischer Farbenpracht; die Metallthüren sind in Feuer vergoldet, schöne getriebene Arbeiten mit Email und bunten Steinen besät. Durch diese Thüren blickt man also in das Sanctuarium, m dem der herrliche Altar steht mit seinen großartigen, nach den schönsten Mustern gesonnten Heiligengeräthen.

In dein dem Sanctuarium nächstliegenden Räume stehen die Thronsessel für den König und die Königin und der Thronsessel für den Bischof, ebenfalls Werke der modernen Kunst, aber nach den vorzüglichsten Mustern streng im Stile der Zeit und des Landes, entweder vorliegenden Urkunden nachgebildet oder doch durch die Kunstmerke der Zeit angeregt.

Auch im Innern zeigt sich dieselbe erstaunliche Kraft in der Erfindung der decorativen Motive, die mir schon bei der Betrachtung des Aeußern angestaunt haben. Die Kapitale der zwölf Säulen, die das Schiff einfassen, sind ganz wundervoll. In einigen der Säulen kehrt in den Schäften die schräge Ausschmückung wieder, die diese spiralförmig erscheinen läßt, und die mir in so eigenartiger Durchbildung an den beiden kleinen Kuvpelthürinen zur Rechten und zur Linken des Eingangs schon draußen bewundert haben. Hier im Innern wirkt diese scheinbare Windung der Säulen im Anschluß an die gewöhnlichen womöglich noch stärker. Es kommt gewissermaßen in die steinerne Startheit Bewegung hinein. Es wirkt wie 'ein Faltenwurf in einer Gewandung aus unbeweglichem Stoff. Die ganze innere Einrichtung ist ohne irgendwelche übel angebrachte Sparsamkeit aus edelstem Material mit gewissenhaftester Sorgfalt und mit großartigem Gelingen durchgeführt. Vom Mosaik des Fußbodens bis zu den Kapitälen, die die herrlichen Decken tragen, bis hinauf zu den Kuppeln, die sich da oben wölben, erstrahlt Alles in Farbenpracht und Goldesglanz.

Daß das hochherzige Fürstenpaar, das dieses Wunder vor der Mitwelt und für künftige Geschlechter auf Jahrhunderte hinaus zu andächtiger Bewunderung neu hat erstehen lassen, in dieser herrlichen Kirche verewigt werden muß, daß hier den alten Darstellungen von Neagoe und Despina sich die Bilder von König Karl und Königin Elisabeth anzureihen haben, bedarf keiner Begründung. Es gebietet sich von selbst. Aber die Gemälde des Königspaares, die jetzt in der bischöflichen Klosterkirche zu Argesch angebracht sind, wollen mir gar nicht behagen. Namentlich das Bild der Königin wirkt sentimental anspruchsvoll. Diese durch und durch modernen und nicht einmal gelungenen Malereien sind durch die Zeitmidrigkeit ihres Charakters störend; und es ist zu hoffen, daß ein geschmackvoller Künstler sich finden wird, der der Aufgabe, das fürstliche Paar, das Curtea de Argesch wieder hergestellt hat, hier an Ort und Stelle bildlich darzustellen, in einer Weise sich gewachsen zeigt, die die schroffen Gegensätze zwischen der alten und neuen Zeit künstlerisch vermittelt und diesen Schmuck einheitlich in den Stil des Ganzen einfügt.

In der anregenden Gesellschaft des klugen, hochgebildeten und bestrickend liebenswürdigen Ministers Maloresco, des ausgezeichneten Künstlers Lecomtedu-Noüy, der diese Wiederherstellung, ein Meisterwerk des Kunstverständnisses und Geschmacks, geschaffen, des lebhaften jungen Politikers und der anmuthigen jungen Damen verbrachte ich in dem stillen Städtchen, in dem jetzt auch wegen der zahlreichen Fremden, die diese einzige Kirche heranlockt, ein recht gutes Gasthaus entstanden ist, sehr heitere und genußreiche Stunden.

Der Bischof Ghenadios, ein schöner Mann und ein heiterer Cumvan, der, wie ich höre, nebenbei auch die Interessen seines Klosters, seiner mundervollen Kirche und seiner eigenen Person mit großer Umsicht und weltlicher Klugheit wahren soll, war ungemein liebenswürdig. Da meine Reisegefährten die Rechte des hochwürdigen Herrn, an deren Zeigesinger ein mächtiger Fischerring funkelte, ehrerbietig küßten, worauf der Bischof jedem Einzelnen die beiden Wangen küßte, so machte ich es geradeso. Der Bischof in feinem langen kaftanartigen Gewände mit weiten Aermeln, auf dem von einem braunen Vollbart umrahmten Kopfe die hohe barettförmige Bekleidung, von der ein langer Tuchfchleier über die Schultern den Rücken herabfällt, in der Hand einen fehr großen Stab mit kunstvoll ciselirtem goldenem Griff, immer gefolgt von einein Dutzend schwarzgekleideter Mönche, machte einen sehr feierlichen und stattlichen Eindruck. Er selbst führte uns durch seine Kirche und hatte die größte Freude daran, uns alle Herrlichkeiten im Einzelnen bewundern zu lassen. Er bedauerte nur, daß mir unsere Ankunft nicht vorher angekündigt hatten. Es war ihm daran gelegen, uns den ganzen bischöflichen Schatz zu zeigen. Diese Ausstellung ordnete er für den nächsten Morgen an. Meine Begleiter kannten die Sachen bereits.

Der Bischof holte mich also allein ab und empfand einen rührenden Stolz über all die Herrlichkeiten, die er in der Kirche selbst ausgebreitet hatte, über die prachtvollen Geräthe, Weihbecken, Taufschaalen, Kelche, Bischofsstäbe, Bischofskronen und ganz besonders über die wirklich unvergleichlich herrlichen Gewänder. Er hatte deren wohl ein paar Dutzend, das eine immer kostbarer als das andere, zum Theil alte Stickereien aus dein sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, zum Theil auch moderne Arbeit, alle aus Gold- und Silberbrokatstoff, aus schwerstem Seidenzeuge in farbigen Mustern gefertigt. Von besonderer Schönheit waren einige Reliefstickereien, die die heilige Jungfrau mit dem Kinde oder Heilige darstellten. Die Gewänder waren in allen Farben. Vorwiegend waren die Stoffe auf Goldgrund mit Scharlachroth, Tiefblau, Smaragdgrün bestickt und durchwirkt, mit funkelnden Steinen und Perlen besetzt und mit lustig klappernden Schellen an den Säumen der Stola. Besondere Freude machte dem Bischof ein großer Stab aus Elfenbein, mit in Gold und Silber getriebenen Arbeiten, und die goldene Krone mit echten Edelsteinen, gekrönt von dem Kreuz in großen Brillanten. Von auserlesener Schönheit waren die zahlreichen Crucifire. Auch die prachtvollen Einbände der heiligen Schriften und der Meßbücher hatten bedeutenden künstlerischen Werth.

Schmunzelnd hob der Bischof ein prachtvolles Gewand nach dem andern auf und zeigte es nur. Er murmelte dabei mir unverständliche Laute; aber ich hörte dem Tonfalle die behäbige Freude und den kindlichen Stolz an. Denn unser Gespräch war naturgemäß nicht sehr gelstreich. Der Bischof sprach nur rumänisch, die anderen Kultursprachen waren ihm nur dem Namen nach bekannt. Wir unterhielten uns trotzdem ganz gut. Ich verabschiedete mich von dem freundlichen Herrn mit lebhaftem Dank. Er reichte mir wieder die Hand zum Kusse dar und drückte mich dann mit zärtlichen Küssen an seine Brust.

In bester Laune traten mir den Rückweg an. Als wir in einem Dorfe zwischen Curtea de Argesch und Pitesti, um unseren Pferden Zeit zu lassen, sich ein wenig zu verschnaufen, kurze Rast machten, siel mir in dem kleinen Gasthofe der sonderbare Zimmerschmuck auf: Bildnisse des Zaren und seiner Gemahlin und noch andere Bilder, welche den Zaren an der Spitze russischer Truppen darstellen. Es warm elende Farbendrucke in billigen Rahmen. Ich wunderte mich einigermaßen darüber, daß man hier in Rumänien bei den Bauern die Bilder des russischen Kaisers sähe, während die des rumänischen Königspaares durch ihre Abwesenheit glänzten. Man erzählte mir nun, daß die Agenten der panslamistischen Propaganda beständig das Land durchziehen und mit allen Mitteln die Bauern bearbeiten, um Stimmung für das große Zarenreich zu machen, besonders durch Vertheilung von russenfreundlichen Schriften, von russischen Heiligen- und Fürstenbildern.

Hier auf dem Lande ist die nationale Tracht noch vorherrschend. Sie ist ungemein kleidsam, aber, wie ich schon sagte, für eine Volkstracht vielleicht ein bischen zu kokett. Die Männer tragen meist Stiefel mit hohen

Schäften, in die die weißen Beinkleider gesteckt sind. Die Grundfarbe der ganzen Kleidung ist fast ausnahmelos weiß. Am Beinkleide, aber noch mehr an den kurzen Jacken, sind zahlreiche Stickereien in sehr schönen VKlstern, entweder schwarz oder blau oder roth, angebracht. Einige tragen auch das gestickte Hemd über den Beinkleidern, über das bisweilen noch eine kurze ärmellose Jacke gezogen wird, so daß das Hemd schurzartig herabfällt.

Noch viel reicher ist die Tracht der Weiber. Der faltenlose, aber immer reichgeftickte Rock schließt sich eng an denKörper an und fällt bis zum Linie herab. Ein breiter, ebenfalls üppiggeschmückter Gurt ist um die Hüfte gewunden. Die Jacke mit ihren sehr weiten Aermeln, die bisweilen frei herabfallen und den nackten Ann sehen lassen, bisweilen auch am Handgelenk zusammengerafft getragen werden, zeigt denselben verschwenderischen Schmuck an bunten Stickereien. Um den Kopf ist ein durchsichtiger, oft stark gemusterter Schleier geschlungen, der gewöhnlich über der Brust zusammengefügt wird, so daß er das Gesicht einrahmt und über den Rücken lang herabfällt. Die ganze Tracht ist in Form und Schnitt außerordentlich malerisch, aber etwas theatralisch.

Zu vorgerückter Mendstunde, nach sechsunddreißigstündiger Abwesenheit, fuhren mir in den Bahnhof vonBukarest ein. Jchdrückte meinenReisebegleitern, vor Allem meinem liebenswürdigen Wirthe Maioresco, mit wahrer Dankbarkeit für die herrlichen unvergeßlichen Stunden, die ich ihm verdankte, die Hand.

<Lin Ainderfest im parke (üotrsцени. S^<„K,^mö««ö g'ensilnk", — Ter Park von Cotroceni. — Die Gesellschaft. — Vie Costüme der Kinder. — Der Aufzug. — Der Wagen der Königin. — Der Markt. — Allerlei Belustigungen. — Der Eremit — Abseits vom Feste. — Das Grab der

kleinen Prinzessin Maria. — Abschiedswort.

Das Wenige, das ich von Rumänien hatte sehen wollen, hatte ich nun ungefähr gesehen, und ich wäre wohl am andern Morgen davongedampft, wenn mir nicht die Königin die Ehre erwiesen hätte, mich zu einem großen Kinderfeste, das die hohe Frau im Parke ihres Sommerschlusses Cotroceni veranstaltet hatte, einzuladen.

Zu diesem Kinder-Costümfest, das die Königin selbst geplant und in allen Einzelheiten durchgeführt hatte, waren seit langen Wochen Vorbereitungen getroffen. Alle Mitglieder der ersten Gesellschaft von Bukarest waren mit ihren Kindern zu diesem ländlichen Feste geladen. Die allgemeine Vorschrift lautete: Für die Kinder die Tracht des vorigen Jahrhunderts. Auch die Einladung war nach dem Muster des königlichen Versailles im Französisch des vorigen Jahrhunderts abgefaßt.

Seit Wochen bildete dieses Fest die Qual der Eltern, das Entzücken und frohe Erwarten der Kinder und den Gegenstand der steten Beunruhigung bei der hohen Veranstalterin. Alles mar auf Lustbarkeiten im Freien angelegt, und der Himmel, der mährend der letzten Tage recht unzuverlässig gewesen mar, machte allen Betheiligten bange Sorge. Auch am Festtage selbst sah es Vormittags noch recht bedrohlich aus. Je näher aber die Festesstunde rückte, desto freundlicher wurde das Wetter. Und dieser Hauptmitarbeiter an dein Feste that schließlich seine Schuldigkeit in vollstem Maße. Es mar ein warmer und sonniger Tag, von kühlen Winden aufgefrischt, ein Sommertag, wie er schöner gar nicht zu denken war.

Die Gesellschaft, die sich von halb drei Uhr Nachmittags an in den, herrlichen Parke mit seinen schattigen Laubgängen und freundlichen Wiesen, die durch Gartenanlagen und Beete hier und da anmuthig unterbrochen werden, versammelte, bot ein ganz einziges Bild dar. Alles, was in Bukarest Rang, Stellung und Namen hat, war hier in farbenlustigem Gemisch vereinigt: die höchsten Würdenträger des Staats, die Gesandten der fremden Mächte, unter diesen auch unser Gesandter, Herr Bernhard von Bülom, einer unserer tüchtigsten und zukunftsreichsten jungen Diplomaten, mit seiner entzückenden, geistvollen und kunstsinnigen Frau, geborenen Prinzessin Cainporeale, der Stieftochter des italienischen Staatsmannes Minghetti, alle hohen Beamten des Civils und der Militärbehörden, die Träger der edelsten Namen des Landes, die Fürsten von Geburt, die Barone der Finanz — die Königin rief, und Alle, Alle kamen!

Von den Damen hatten allerdings sehr viele und von den Herren nahezu alle von dem Rechte der Nichtcostümirung Gebrauch gemacht. Aber die reizenden geschmackvollen Sommertoiletten der schönen, dunkeläugigen Frauen ließen diesen Mangel kaum erkennen. Die Damen aber, die freundlich genug gewesen waren, mit den Kindern zugleich die Tracht des achtzehnten Jahrhunderts anzulegen, sahen mit ihren weißgepuderten Haaren oder auch mit den weißen Perrücken in den ertravagantesten Formen, mit den koketten Schönheitspflästerchen, und zeitgemäß noch ein bischen mehr als gewöhnlich geschminkt, ganz entzückend aus. Die Paniers und Cotillons und auch die Schleppkleider waren ganz richtig, zumeist aus geblünten Stoffen, in den duftigen Farben des zarten Blau und Rosa gefertigt. Darunter mischten sich aber auch Trachten in kräftigeren Farben: tiefrothe mit großen Blumen, saffrangelbe. Kurz und gut, es war ein höchst erfreuliches, buntes Bild. Zu den lieblichsten Erscheinungen gehörten die Ehrendamen der Königin: die eine mit den strengen edlen Zügen und den gedankenvollen Augen, die andere mit ihrem entzückenden seinen, lebensvollen Gesichte, „wie gemalt von Meister Grenze."

Diesmal aber hatten die Erwachsenen bescheiden in den Hintergrund zu treten, denn es war eine „Kermesse ä'entäritL". Man kann sich nichts Herzigeres denken, als diese kleine Bande, vom zartesten Alter an bis zur Grenze des Backsifchthums, Kinder von drei bis vier Jahren bis zu jener Altersgrenze, wo das Mädcl beinahe schon zum Fräulein herangereift ist, und der halbwachsene Junge die ungelenken Arme und Beine für die entbehrlichsten und lästigsten Dinge der Schöpfung hält. An Geschmack und Reichthum der Costüme hatten sich die Mütter überboten. Einzelne der kleinen Puppen waren von unwillkürlich reizender Komik, und ein niedliches Kind stellte das andere immer in den Schatten. Sie waren zum Theil zum Todtlachen in ihrem feierlichen Emsts, diese jungen Marquis von sechs Jahren, mit den rothen Hacken, mit Dreimaster und Haarbeutel, den Galanteriedegen an der Seite, der unbeholfen zwischen ihren Beinchen schlotterte; diese kleinen Miniatur-Abbös-galants mit dem ganz schwarzen Mäntelchen aus starrer Seide; diese jungen Doctores mit dem hohen Hut und der großen Perrücke — Alles das in einem Duft und Hauch von Blau und Rosa.

Aber das achtzehnte Jahrhundert — die vorgeschriebene Zeit — ist lang, und wenn auch die Gepuderten und Bezopften die Mehrheit bilden, so sind doch auch aus dem Anfange des Jahrhunderts kindliche Träger der strengeren Costüme zur Stelle: mit Schnürröcken, den „Burgraves", den breiten Pluderhosen, den Hautes-.chausses und Schnallenschuhen, die auf diesen Knirpsen reizend lächerlich wirken; und aus dem Ende des Jahrhunderts die Trachten des Convents: schon der hohe Hut mit extravaganter Krämpe, die lächerlichen Fräcke und hohen Hemdkragen, und die die AMike parodirenden Weibertrachten, — die Incroyables und Merveilleuses. Das Modeland Frankreich dominirt natürlich, indessen sind auch andere Länder vertreten. Da sehen wir einen florentinischen Sänger mit der Mandoline, so entzückend albern und lieb zugleich — ein Kind zum «,?d und esd. I., 14»,' 9

Anbeißcn. Auch exotische Erscheinungen sind da, aus deni heißen Morgenlande und aus den kalten Zonen, aus Nord und Süd, Edelleute und Bauern.

Um vier Uhr kommt in die bunt bewegte Menge eine sonderbare Bewegung. Das Orchester stimmt einen Marsch an. Der König erscheint auf der Wiese, und der Zug ordnet sich nun. Auf Wagen und Karren, auf gepackten Eseln, die programmwidrig schreien, werden die Waaren, die von Kindern an Kinder verkauft werden sollen — Alles, was so ein Kinderherz sich nur ersennen kann: Küchen und Burgen, Möbel und Instrumente —, zu Markte gebracht. Auch für das nöthige Geld ist gesorgt. Jedes Kind bekommt ein Beutelchen mit zwei blanken Goldstücken, die eigens für das Fest geprägt sind. Es sind freilich nur Centimes, aber sie funkeln wie eitel Gold.

Während sich so der Markt bildet, darf natürlich auch der Charlatan nicht fehlen, der auf seinem Wagen Wundertränke aller Art für Erwachsene feilhält. Seine Geheimmittel heilen die bedenklichsten Schwächen: Eitelkeit und Faulheit, Verlogenheit und Neugier.

Ganz am Schlüsse des Zuges kommt der prächtig ausgeschlagene Wagen, von vier isabellenfarbenen Ponnys gezogen, auf dem die Königin des Festes, die nebenbei auch die Königin des Landes ist, thront. Die edlen und reizenden Thiers, ein Geschenk des Königs von Schweden, sind mit Rosenketten geschmückt, und die Stallknechte, die auf ihrem Rücken sitzen, tragen ebenfalls die lichtfarbene Tracht des koketten Rococo. Die Königin ist unzweifelhaft in ihrer imposanten Erscheinung die großartigste Schönheit des Festes. Sie trägt ein herrliches, stilgerechtes Pompadourkleid aus goldigem Stoff, allerdings ohne die bauschigen Uebertreibungen, die unser dem Extravaganten entwöhntes Auge nicht mehr vertragen würde. Die thurmhohe Perrücke ist mit Bändern umschlungen.

Währenddem haben nun die Verkäufer ihre Stände aufgeschlagen. Die schönsten Sachen liegen zum Verkaufe da. Wer die dummen kleinen Käufer stehen schüchtern davor und glauben nicht recht, daß sie all die dargebotenen Herrlichkeiten erschwingen können. Die Königin redet den Kleinen freundlich zu. Es dauert jedoch eine ganze Weile, ehe der Markt in rechten Schwung kommt. Schließlich hilft Zureden. Allmählich legt sich die Schüchternheit, ein Jedes greift zu, und alsbald hört man die schrecklichen Laute aller möglichen Kinderinstrumente. Und sobald der Lärm da ist, ist auch die Stimmung da.

Nun entwickelt sich ein äußerst liebliches Schauspiel von Kinderlust und Kinderübernuth. Es dauert gar nicht lange, und alle Vorräthe, die zunächst unerschöpflich schienen, sind wie weggefeßt. Es ist ausverkauft. Wenn sich nur nicht die Aengstlichkeit der auf die Schönheit ihrer Kinder allzu stolzen Eltern als temperirendes Element hineinmischte! Wir würden bald das ausgelassenste Treiben und die kindlichste Unbändigkeit sehen. Aber die Eltern passen auf, und die hier vereinigten Kinder haben nur einen Fehler: sie sind zu artig. Der Anblick ist dämm nicht minder entzückend. Man kam sich nichts Hübscheres denken, als dieses Gewirr und Getreibe von mehreren hundert in höchster Eleganz kokett costumirten Kindern, mit den thöricht lieben Gesichtern, die so ernst dreinschauen und dabei so lustig sind. Immer bilden sich neue Gruppen, die der Zufall in Farben und Typen köstlicher componirt, als es der größte Meister vermöchte. Das Auge schwelst von einer Gruppe auf die andere. Man weiß nicht, welche die reizendste ist. Dazu ein schöner leichtbewölkter Sommerhimmel mit dem tiefsten Blau, in wechselnden Sonnenblinken, die beständig neue Farbeneffecte hervorzaubern.

Auf dein Jahrmarkte giebt's natürlich allerhand Belustigungen. Da ist ein Kasperle-Theater; da werden Bauerntänze in nationalen CostüMen aufgeführt; da marschiren die Turner auf; da sieht man scherzhafte Lichtbilder. Und auch für die Großen ist gesorgt, obwohl es eigentlich gar nicht nöthig wäre, denn diese haben mit der Bewunderung des Schauspiels, das die Klemm ihnen bieten, vollauf zu thun. Ich muß aber doch wohl annehmen, daß der weise Eremit eigentlich nur für die recht Erwachsenen da ist. Denn die Rathschläge, die dieser fromme Mann seinen Besuchern ertheilt, sind von ausgewachsenster Bosheit. Es sind die Lebensregeln des gründlichsten Pessimismus. Und die Verfasserin dieser guten Rathschläge ist wiederum Carmen Sylva. Es sind Sprüche voll Geist und Schlagfertigkeit, aber von einer recht trüben Auffassung der Menschen und Dinge.

Indessen der gute Eremit, der schrecklich umstürmt wird, ist mit seinem Latein in allzu schneller Zeit zu Ende. Er hat wohl die Empfindung, daß es ihm nicht ganz leicht werden wird, jetzt, da ihm der Souffleur fehlt, in demselben Stile seine scharfsinnigen Audienzen fortzusetzen. Er macht es sich bequem und erklärt, daß er nichts mehr weiß. Den Rathbedürftigen giebt er nun anstatt der bösen Lehren lieber ein kleines Couvert mit den wohlgetroffenen Miniaturbildnissen des Königspaares — eine liebe Erinnerung an das herrliche Fest.

Während die Kleinen sich tummeln und die Großen über die Lehren des Eremiten nachdenken, die Kapellen ihre Weisen aus dem vorigen Jahrhundert aufspielen und dazwischen die walachischen Zigeuner, die Lautari, in der alten echten Tracht, Mit kaftanartigem Gewände, niit bunten Röcken darüber und sonderbarer Kopfbekleidung, einem riesigen krämvelosen Hut, der sich ungeheuerlich nach oben erweitert, auf der alten Flöte pfeifen, auf der Fiedel kratzen, die Guitarre knipsen und das Hackbrett schlagen, entfernen wir uns durch einen der schattigen Gänge ein wenig vom Schauplatz des harnüos ausgelassenen Treibens, der kindlich frohen Lust.

Es wird stiller und stiller. Von der Ferne dringt kaum noch ein dumpfer Laut des festlichen Jubels bis zu uns. Nun wird es ganz friedlich und still. Wir hören nur das sehnsüchtige Flöten der Nachtigall.

Ruthen des Gebüsches über ihm zusammenschlagen. Er könnte die mächtigen,'Alles zermalmenden Läufe mit der Hand berühren!

Sehr bedeutsam sind die Urtheile Wiszmanns über den Charakter der verschiedenen Negerstämme und über die Wirksamkeit der Araber im östlichen Centralafrika. Er hält es in Bezug auf diese für durchaus unrichtig, den Sklavenhandel und die Verwüstung durch die Muhammedaner nach unseren eigenen Gefühlen zu beurtheilen und zu richten; denn sowohl Sklaverei, als auch rücksichtslose Ausnutzung des tiefer stehenden Volkes verträgen sich mit Glauben und Erziehung der Araber, ja sie würden durch beide geradezu sanctionirt. Der Strenggläubige verabscheue wohl Trunksucht, Unreinlichkeit und Feigheit, sehe aber im Sklavenhandel und in der Vernichtung tiefer stehender Ungläubigen nichts Verächtliches. Die Araber seien darum nicht als verbrecherische Räuber anzusehen. Eine ganz andere Frage freilich sei es, ob das civilisirende, tonangebende Europa mit ansehen dürfe, daß verhältnißmäßig wenige Angehörige einer nicht mehr mit den Anschauungen des Jahrhunderts in Einklang zu bringenden Religion die Allgemeinheit schädigten, die Vernichter gleichberechtigter Creaturen würden und die höchsten Güter der Menschheit mit Füßen träten, wie dies die Araber im vollsten Maße durch Sklwenjagden, Raub und rücksichtslose Verhinderung jeglicher europäischer Concurrenz thäten. Wiszmann schließt diese Meditationen mit folgenden schönen Worten: „Nachdem ich jetzt sieben Jahre lang mit und unter der auf socialem Kindesstadium stehenden Neger-Rasse gelebt habe, würde es mein höchstes Ziel sein, meine Erfahrungen für die so wichtige Mission der Erziehung derselben verwenden zu können." Jetzt, wo er Reichscommifsar für das östliche Afrika geworden ist, hat er Gelegenheit genug, seine Erfahrungen zur Geltung zu bringen.

In der Handhabung der Sprache wenig geschult, besitzt Wiszmann doch ein wunderbares Erzählertalent. Er schreibt anschaulich und führt den Leser vortrefflich in das bunte Natur- und Völkerleben ein. Die Illustrationen von RudolfHellgrewe, der zwar das äquatoriale Afrika ebenfalls selbst besucht hat, aber die Reiseskizzen nur »ach Wihmcms Angaben machen mußte, könnnten besser sein; immerhin werden sie dazu beitragen, das Interesse an der Lectüre des schönen Buches zu steigen,. U. >I.

Bibliographische Notizen.

Indische Reiseskizzen. Von Richard Garbe. Berlin, Gebrüder Paetel. Die vorliegenden Reiseskizzen sind von ihrem Verfasser auf Grund sorgfältig ge-führter Tagebücher ausgearbeitet worden, welche dieser während eineS nahezu andert-

halbjährigen Aufenthalts zu wissenschaft-lichen Zwecken in verschiedenen Orten Nord-indienS, besonders in Benares, und während einer Erholungsreise in Ceylon geführt hat. Es sind im Ganzen acht früher in verschiedenen Zeitschriften erschienene Arbeiten hier — mit Aenderungen und Zusätzen, die jedoch nicht einschneidender Art sind — zu einem eindrucksvollen Ganzen vereinigt: 1> von Trieft nach Bombay; 2) Bombay; 3) die indischen Prachtstädte; 4)einStudienjahr in Benares; 5) dieHaupt-stadtdeSindisäienKaiserreiches; 6) Sommer-frische im Himalaya; 7) Erholungsreise nach Ceylon; ») Leben der Europäer

in Indien (den Lesern von „Nord und Süd" aus demJuliheft 188» bekannt). Diese Aufsätze gehören zu drin Besten, was über das heutigeIndien geschrieben ist, und bilden eine vortreffliche Ergänzung der etwas einseitigen ReisebriefeHäckels, welcher über seinen Seethieren und Pflanzen die vieltausendjährige Vergangenheit der Menschen in Indien nahezu vergißt. Freunden der Kulturgeschichte kann das frisch und lebhaft geschriebene Buch des Königsberger Sanskritprofessors aufs Wärmste empfohlen werden, daseineDarstellung denmitIndiens Vergangenheit innig vertrauten Gelehrten verräth und zugleich von Uebertreibungen jeder Art sich fem hält. Es ist schade, daß die Verlagsbuchhandlung dem Buche nicht auch einen äußeren Schmuck durch Beigabe von Illustrationen, die seinen Werth noch erhöht haben würden, verliehen hat.

—r—

Wanderungen durch Alt««riechen° land. Von H.W.Stoll. I, Theil:Dcr Peloponnes.II.Theil: Mittel- und Nordgriechenland. Leipzig, B. G. Teubner.

Den Werth und die Brauchbarkeit der Schriften, welche Stoll der reiferen Jugend als gleichzeitig belehrende und unterhaltende Lcctüre gewidmet hat, bezeugen ihre wieder» holten Auflagen. Wir können mit Freuden den Entschluß des erprobten Verfassers begrüßen, nunmehr für den gleichen Leserkreis auch die Geographie und Topographie des alten Griechenlands zu schildern und die aus dem Alterthnmc noch erhaltenen baulichen Ueberreste zu beschreiben. Es war dies keine leichte Aufgabe, denn Landschaften, Oertlichkeiten und Gebäude sind ihrer Natur nach weniger geeignet, den jugendlichen Geist zu fesseln, als die herrlichen Sagen des griechischen Alterthums oder die Schicksale des hellenischen Volkes und seiner großen Männer. Aber Stoll hat im Großen und Ganzen seine Aufgabe mit Geschick gelöst. Nur die trockenen Aufzählungen von Heiligthümern und Statuen, welche sich an manchen Stellen häufen — wohl eine Folge des Planes, die „Periegese" des Pausanias gewissermaßen als Grundlage zu wählen — dürften weder dem Interesse des jungen Lesers entsprechen noch seinem Gedächtnis; sich leicht einprägen. Vielleicht könnte in einer zweiten Auflage eine Einschränkung in dieser Hinsicht stattfinden: als Ersatz dafür würde es vortheilhaft sein, die Hinweise auf Ausgrabungen zu vermehren, z. B. auf die Arbeiten im Amphiareion, bei Oropos hinzudeuten und beim Hügel Seros inder marathonischen Ebene das Resultat der Nachforschungen Schliemanns zu erwähnen. Auch die wichtigen und gewiß interessanten Ergebnisse der Ausgrabungen im epidaurischen Asklepiosheiligthume verdienten mehr berücksichtigt zu werden. Vor Allem aber vermißt man für die Topographie Athens, speziell der Akropolis und der Agora, eine ausreichende Verwert hung der neuesten Forschungen. Bei dem Ueberblick über die Geschichte der einzelnen Landschaften, welche jedesmal der geographischen Darstellung folgt, ist die Grenze zwischen mythischer und historischer Zeit, zwischen Sage und geschichtlicher Wirklichkeit nicht so scharf, als es möglich ist, hervorgehoben. — Doch genug der Ausstellungen; ihnen gegenüber können wir anderseits auf eine überwiegende Zahl trefflich ausgeführter Abschnitte aufmerksam machen, wie über die Insel Kythcra, über Olympia, den Kolonos

Hivpios bei Athen, Eleusis u. a. Sehr hübsch sind im Allgemeinen die landschaftlichen Schilderungen, vielfach belebt durch längere Citate aus dem Werke Vischels. Die beigegegebenen Karten, Pläne und Bilder sind nach Auswahl und Ausführung gut. Wäre eS aber nicht angemessen, auch bei dem zweiten Plane der athenischen Arkrovolis und bei der Karte von Korfu die deutsche Sprache statt der französischen, bez. italienischen anzuwenden? sd.

Johann von Staupitz und die An?

fange der Reformation. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Ludwig Keller, K. Archivrath und Staatsarchivar zu Münster. Leipzig, S. Htrzel. Der mestphälische Archivar, der bereits in einer Reihe früherer Werke, welche als Musterleistungen eingehender Forschung und gefälliger Darstellung gelten können, seine Vertrautheit mit Entstehung, Entwicklung, und Verlauf der Reformation bewiesen hat, bietet uns in der CharakterZeichnung eines der vornehmsten Theologen unter den Reformfreunden der ersten Jahre ein neues treffliches Cabinetsstück zn der Gallerie von Helden, deren Biographieen wir schon besitzen. Freilich will Keller den bekannten Augustinergeneral und Freund Luthers nicht bloß biographisch behandeln, sondern seine Stellung in Mitten der ersten entscheidenden Jahre der Reformation charakterisiren. Interessant ist dabei auch die Beleuchtung der Verhältnisse, in welche die großen weltlichen und geistlichen Corporationen, die Ritterorden, die Gilden undZünfte, zur Reformation treten. Seinen Standpunkt priicisiert der Verfasser selbst mit der Versicherung, daß er „keiner der bestehenden kirchlichen Parteien zu Lieb oder zu Leid geschrieben" habe. Ein vorzügliches Sachregister unterstützt den Leser. Papier und Druck ist gut. In.

Konrad. Epos aus der ReformationSzeit. Von E. Rehburg. Hancurg, Kittler. Der Dichter hat sich zum Vorwurf einen historischen Stoff aus den bewegten Tagen der Reformation genommen. Der Hauptheld der Handlung aber gehört der Phantasie des Dickters cm. Die Form zeugt von großer Gewandtheit rmd Begabung. I».

Die Lntherfeftspiele Geschichtliche Entwicklung, Zweck und Bedeutung derselben für die Bühne. Von G. A. Erd mann. Wittenberg, Herross. Bei der Theilnahme, die das ganze

protestantische Deutschland, und nicht bloß dieses, denLutherfestspielen entgegengebracht hat, ist ein Führer durch diese Literatur willkommen, welche älter und reicher ist, als den meisten bekannt sein dürfte. Schon zu Luthers Lebzeiten entstanden Dramen, die den Charakter von Kampfspieleu trugen; ebenso ist das 17. Jahrhundert reich an Lutherdramen. Im rationalistischen 18.Jahrhundert ist es still davon, dagegen führt der Verfasser aus dem neunzehnten nicht weniger als dreizehn deutsche und ein italienisches auf. Die referirende Tarstellung des ersten TheilS geht allmählich in eine kritisirende über. Besonders eingehend wurde aus dem Anfange unseres Jahrhunderts Zacharias Werner und Klingemann, aus der Gegenwart Henzen, Devrient, Herrig und Trümpclmann behandelt, wobei Devrient der Preis zuerkannt wird. Zum Schluß hebt Verfasser die Bedeutung dieser Spiele sür die Kirche und die Bühne hervor: doch kann er Herrias Bestrebungen, soweit sie auf eine Umgestaltung des gesammten BühnenWesens gerichtet sind, sich nicht anschließen.

K. 1.

Bilder a«K der französischen Revolution. Mit besonderer Berücksichtigung der Schicksale Ludwig XVI. und seiner Familie nach gedruckten Quellen zusammengestellt vonE.M.Höfler. 2 Bde. (Münster, Aschendorff). Obwohl es nicht an Darstellungen der französischen Revolution fehlt, so müssen wir doch dem Verfasser Dank wissen, daß er hier dem gebildeten Leser ein Werk bietet, welches dieHauptepisoden dieses weltgeschichtlichen Abschnittes in angenehmer Erzählung vorführt. Der Verfasser benutzt die Werke des Royalisten BeaucheSne, der Republikaner Louis Blanc und Thiers und endlich des Napoleonisten Duruy. Man merkt deshalb häufig einen gewissen Einfluß der oder jener Quelle und vermißt bisweilen das eigene Urtheil. Immerhin aber genügt daS Werk den Ansprüchen desjenigen Publikums, für daS es bestimmt ist; es gewährt dem verständigen Laien zugleich Belehrung und Unterhaltung. xs.

I.» premiSre rspudllqu« krnn<^Zse

sn 46 Lr»vuie«> Lsz>ru<Iu«ti«n äs l'e<litiou <In eommenesmenr <Is vs 8iselo, Leipzig, A. Twietmeyer. Zu den zahlreichen älteren und neueren Werken über die französische Revolution bildet diese Sammlung von fast gleichzeitigen Illustrationen, deren erste den Schwur im

Ballhause darstellt, während die jüngste Napoleon als „ersten Consul" veranschaulicht, eine willkommene Ergänzung. Die modernen Lichtdrucke erreichen zwar nicht vollkommen die Schärfe der Kupfer, welche die erste, am Anfange dieses Jahrhunderts erschienene, Ausgabe schmückten; doch genügen sie, um ein anschauliches Bild der ergreifenden dargestellten Vorgänge zu geben, und der Preis von 2 Mark 4« Pf. ist bei der guten Ausstattung des Bändchens als ein sehr mäßiger zu bezeichnen.

Paris «ud Rordfranreich. Dritte Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Auch dieser Theil von „Meyers Reisebüchern" ist in neuer, an Ort und Stelle umgearbeiteter Auflage erschienen und bildet ein überaus handliches, dem praktischen Reisebedürfniß genau angepaßtes Buch mit zahlreichen schönen Plänen und Karten und einem Wegweiser durch die Weltausstellung. Er gibt ein getreues Bild des heutigen Paris mit seinen Sehenswürdigkeiten, Kunstschätzen und Lustbarkeiten und ist ein zuverlässiger Führer in die prächtige Umgebung der Seinstadt und nach den besuchtesten Orten Nordfrankreichs. ?.

Die beiden Schwestern und andere Novellen aus dem Neugriechischen. Von A. R. Rangabs. Breslau u. Leipzig, S. Schottlaender. Keine dieser Novellen hat ihren Schauplatz in Griechenland: der Verfasser versetzt uns nach Italien, England, Amerika, kurz überall dahin, wo Andere ebenso gut zu HauS sind, als er selbst es ist. Uns wäre es interessanter, ihn Land und Leute seiner Heimat schildern zu hören. Eine der Novellen freilich erzählt er zwei jungen Griechinnen, die aber durch ihre erstaunten Zwischenfragen nach Telegraph und Eisenbahn bekunden, daß die Novellen in einer weit hinter uns liegenden Zeit entstanden sind. Daraus erklären wir es uns, daß dieselben in ihren Sujets unserer Geschmacksrichtung nichtmehrrechtentsvrecchen: doch bekennen wir gern, daß der feinsinnige Verfasser allen seinen Motiven eine echt künstlerische Behandlung zu Theil werden läßt und ihnen dadurch werthvollen Gehalt verleiht.

Vergessene Lieder von Nahida Sturmhöfel. Leipzig, Gustav Fock. Die Dichtungen dieser sehr verehrten Dame kann man nicht ernst nehmen. Der

Wie ich für immer Dich verlieren mußte —
Verzeih' mir's Gott, ich hass' ihn, wie die Sünde!

Bravo! . . . Sie dichtet! sie malt! sie ist bildschön! sie läuft vor mir davon! Das ist ja ein unvergleichliches Geschöpf! . . . Und das musz ein ganz erbärmlicher Mensch sein, der solch einem Geschöpf solche Gefühle einflößt. „Ich hass' ihn wie die Sünde." Ich auch! (nachdenkt» . . . Wen? Den Eigentümer ihres Lieblingsplatzes? . . . Aber der bin ja ich! Oho! . . . Wer ist denn sie? Matte« h° „ig °°r und zur«« Kein Name!

(erblick endlich zwei Buchstaben auf dem Einband) Richtig! M. S. Will sagöN Marth«

Strohberg! Die Tochter des früheren Besitzers dieser Gegend, meine sehr entfernte Cousine, die ich seit unserer Kinderzeit nicht mehr gesehen habe. Verwünschtes Pech! Warum gerade Die, seliger Onkel Otto? Sie gefiel mir heute so sehr! Und sie haßt mich ... wie die Sünde? Dummes Zeug! Ihr Vater verspielt sein Geld und nach diesem ein gut Theil seines Grundbesitzes an meinen Onkel Otto. Und nun bin ich in ihren schönen Augen ein Scheusal, weil mein Onkel in „Meine Tante, Deine Tante" mehr Glück gehabt hat, als ihr höchsteigener, höchst leichtsinniger

Erzeuger? Ach, was! (Steck ärgerlich da» Buch in seine Tasche und wendet sich zum Gehen).

s. Gcenc.

Jagdhüter Claus und der Vorige.

ElaUs <der schon während der letzten Worte hinter Sgon getreten ist und ihm, wie dieser sich umwendet, hart gegenübersteht). Halt da! . . . Rede gestanden! Wie heißt er? Was sucht er hier? und wie kommt er hier herein?

Egon «gelassen). Bleiben wir bei der letzten Frage! Ich kam in dieses mein Revier durch meines Hauses Thüre. Versteht er? — denn wir erzen uns, wie ich eben vernommen habe — damit Hollah; und wie kommt er in mein Gehege?

Claus. Sein Gehege! ... Hehe! Die Flinte her, Wilddieb, oder!...

Egon. Thu' er mir den Gewehrlauf von der Nase weg, alter Erbförster! Nur keine tragischen Conflictc, wenn's beliebt. Ist der Grund hier Strohbergifch? . . .

Claus. Seit fünfzig Jahren bin ich . . .

Egon (ihn unterbrechend). Seit fünf Wochen bin ich hier Herr! Seit fünf Jahren mar es mein Onkel! (wie °be,,) Gott habe Dich selig, Onkel Otto! <zu Clan») Wenn der Selige aus Gründen, die mich nichts angehen, sich ferne von seiner Besizung hielt, . . . vielleicht um Niemand, der früher hier gebot, zu kränken, so verzichtete er darum nicht auf sein gutes Recht. Beweis dessen, daß er das Eigenthum an diesem Boden nach seinem Ableben auf mich vererbte.

Claus. Hütt' er sich hier blicken lassen, mit dieser meiner Flinte würd' ich ihm gezeigt haben, was für ein Recht ihm gebührte, . . . Standrecht!

Egon. Oho, grauer Waldmensch, er soll sich nicht versündigen!

Claus. Ich mich? An dem?! . . . Wenn er unseren alten Herrn gesehen hätte, wie ich in diesen unseligen Jahren, wie er am Herd saß und sich die Stiefel wärmte und an seinem grauen Bart kaute, weil er nicht reden, weil er den Unmuth nicht laut werden lassen wollte! Es war seine Lieblingsjagd gerade hier herum. Und das Herz hat es ihm abgedrückt, daß er hier keine Flinte mehr hat abdrücken dürfen.

Egon. Onkel Otto hätt's ihm nicht gewehrt!

Claus. Aber sein Stolz wehrt' es ihm. Er vergab es sich selbst nie, daß er den schönen Besitz in tollen Nächten verschwendet hatte. Dritthalb Jahr schleppt' er sich mit seinem Gram so herum, bis er ihm zu schwer wurde. Eines Herbstmorgens in aller Frühe . . .

Egon (abwehrend). Ich weiß, ich weiß . . .

Claus. ... Da fand ich seine blutige Leiche. Auf dem neuen Grenzstein sitzend, hatte er sich, als der Tag ausging, mit seinem eigenen Jagdgewehr erschossen.

Egon. Der arme Herr! Das gottverdammte Spielen!

Claus. Ja, ja! Der Andere wußte wohl, warum er sich nicht hierher traute! . . .

Egon. Lasse!

Claus. Und wenn ich seinem Nachfolger rathen darf, fo . . .

Egon. Der Nachfolger des Seligen bin ich. Sein Drohen macht auf mich nicht den geringsten Eindruck. Den freundlichen Nachbarn werd' ich allemal willkommen heißen. Dem Grobian weis' ich die Wege. Mach' er, daß er mir aus den Augen kommt! Marsch!

(Stummes Sviel. (5lauS grei't noch einmal nach der Flinte, wie um anzuschlagen. Egon bleibt drohend und gelassen vor ihm stehen. Der Alte besinnt swi, wendet sich und fährt mit der Hand über die Augen).

Egon (sanfter). Er war an den alten Herrn von Strohberg wohl sehr gewöhnt?

Claus. Ja, Herr. Ich war sein Jagdgenoß von Kindesbeinen an. Er Nlied in den letzten Jahren allen anderen Umgang, selbst seine Damen. Seine Hunde und ich, das waren seine beste Gesellschaft.

Egon. Nun, und die Damen des Hauses?

Claus. Die Frau weinte viel über den Verlust besserer Zeiten.

Egon. Ist nicht auch ein Fräulein da?

Claus. Gewiß. Das Fräulein war damals in Pension, dort unten wo am Genfer See. Der Herr hatte nicht viel Sinn sür weiblichen Umgang. Um so mehr liebten ihn die Frauensleute. Wie's so geht . . . Seine Tochter lebt und webt im Haß gegen den schlechten Nachbarn.. . Ja so! . . . Nichts für ungut, Herr . . .

Egon dach,), Ihr werdet Euch Alle miteinander an den schlechten Nachbar gewöhnen müssen. Mir gefällt's hier ausgezeichnet.

Claus. Das giebt ein Unglück!

Egon. Ich liebe die Jagd. Halte was auf meine Jagd. Und da er zum Unterschiede von seinem seligen Herrn die Rechte — des schlechten Nachbars — nicht anerkennt und nach wie vor seine Waldgänge auch aus mein Revier ausdehnt, so laß er sich jetzt meine Warnung gefallen. Ich will solch einen feindseligen alten Trotskopf in meinem Revier nicht wieder begegnen, nicht mit der Flinte begegnen — bis ich ihn etwa selber dazu auffordere.

Claus. Sie mich?

Egon. Ja wohl . . . Wenn's mich vielleicht einmal gelüstet, noch mehr vom seligen Herrn und den . . . anderen lieben Nachbarn zu erfahren.

Claus. Von mir erfährt Niemand was. Und ich will, nichts sür ungut, mit dein Herrn nichts zu schaffen haben, wenn's mir nicht von meiner Herrschaft geboten wird. Und davor sind wir alle Beide sicher. Wenn ich Ihnen aber als guter Nachbar gut rathen darf, so lassen Sie den Dienst, welchen ich aus. dummer Gewohnheit so fort versehen habe, durch einen zuverlässigen Mann an meiner Statt versehen. Die Landstraße zieht hart an unserm ... ach, verzeihen Sie, an Ihrem Wald vorbei, und nicht selten treibt sich darin Gesindel herum, auf das man Acht haben muß. Erst heute . . . doch genug davon! . . . Und Gott befohlen!

(Wendet sich und geht langsam.dcn Steig hinan', ohne sich noch einmol umzukehren),

Egon. Gleichfalls! . . . !Tem Alten nachsehend.) Bin ich beliebt hier unter dm Leuten! Was? . . . Das sind ja recht gemüthliche Verhältnisse, in die ich hier arglos eintrete! Roineo unter den Cavulets. Nur mit dem Unterschied, daß mich meine Julia nicht ausstehen kann. Und warum nicht? Es ist zu dumm! . . . Aber wie dem sei, bange lass' ich mir nicht machen. Auch von Dir nicht, alter Wärfwolf! <«°u, verschwinde, cben unter den Bitumen,)

4. Scene.

Egon allein.

Eg0N (die Flinte beiseite stellend, die Jagdtasche in die Hiitte hängend,, THUN wir, wie

wenn wir daheim wären! Ich habe Hunger. Und über den Wald zieht ein Gewitter herauf. Ich hatt's nicht gemerkt vor lauter Eifer im Gespräch. Aber ich werde mich hüten, in das Wetter hineinzulaufen.

Es ist weit bis in's Herrenhaus zurück. (Holt etwa, z,, essen °,,» seiner Tasche und

setzt sich vor die Hiitte.) Mir ist alle Laune vergangen, der Aerger hat sie aufgefressen, wie dort über den Wipfeln die graue Wolke das schöne lichte Himmelblau einschluckt, (Men«. Was sie für schöne blaue Augen hat! . . . Schade! ... Sie ist nun wohl lange daheim und macht der Mama graulich mit dem fremden Mann im Walde, der wahrscheinlich Niemand anders ist, als . . . der schlechte Vetter und neue Nachbar. (Mi, dem Jagdflaschen in der H<md>- Dank Dir, seliger Onkel Otto, auch für diese Nachbarschaft! . . . Aber was ist das? Ein Wild? (greif,derM«e) Ach

nein! (Tritt in die 5'ii,tc zurück.,

5. Scene.

Egon in der Hütte. Martha von rechts.

Martha (hinkend, sich an den Zweigen haltend, von recht« vorn, rukcnd): Elans!. . .

(redend) War mir doch, als Hütt' ich den alten Claus reden gehört . . . Ich kann nicht weiter, der Knöchel schmerzt zu sehr. Ich kann kann, auftreten. Ich saß auf einem Baumstamm und glaubte, derSchmerz würde sich verlieren. Aber nun ich aufstand, fühlt' ich, daß ich so nicht weit gehen kann, nicht bis nach Hause . . . Und es zieht ein Wetter auf. Ach Gott! . . . Mir scheint, ich habe in der Verwirrung der Flucht den Weg verfehlt. War ich nicht fchon eben hier gewesen? ... Ja, das ist die alte Borkenhütte! . . . Also noch so weit vom Hause! . . . Immerhin ein Glück, daß ich hier mich bergen kann, wenn der Regen losbricht. (Will eintreten. ?go,, bemerkend, tri,,

sie aufschreiend znnick., Ach!

Eg0N (ehrerbietig grnbend,, MöM FräulöM . . .

Martha. Was wollen Sie fchon wieder hier?!

Egon. Ich? ... Ich hatte mich müde gelaufen auf den unbekannten Waldpfaden und wollte mich in diesem Hüttchen ein wenig ausruhen und stärken. Freilich nun, da das Unwetter so nahe ist, daß man es schon in den Wipfeln spürt . . . nun möcht' ich mit Ihrer Erlaubnis; wohl länger hierinnen ausdauern.

Martha (ohne ihn anzusehen). Das ist sehr schade! (Bering weiter zu schreiten).

Egon (verbeugt sich höflichst: für sich). Der Anfang ist nicht sehr aufmunternd. Aber warte! . . . Sie hinken, Fräulein? Sie leiden Schmerzen? . . . Was geschah?

Martha. Ich ward durch einen aufdringlichen Menschen, den ich nicht kenne, beim Malen gestört; lief davon, stolperte und fiel . . .

Egon (bomg). Hier?

Martha (sich umschen»). Ich glaube: hier.

EgoN (auf das Büchlein in seiner Tasche klopfend, für sich). Ah«! UNS so verliert

man Notizbücher! (San.) Verzeihen Sie dem aufdringlichen Menschen, den Sie nicht kennen und der Sie nicht kannte, wenn er es wagt, Ihnen seine Dienste anzubieten. Sie bedürfen der Hilfe. Martha. Leider! Leider!

Egon. Darf ich Sie nicht bitten, hier einzutreten, es sich bequem zu machen und den Regen abzuwarten, der in einer der nächsten Minuten losplatzen muß? Sie können Ihr Heimmesen, wie nah es auch vor dein Walde sein mag, also hinkenden Fußes nicht erreichen.

Martha (mit erstickten ThrSnen). Leider! Leider! <S'ir sich.) Daß der Mensch auch noch Recht haben muß!

Egon. Ihr Fuß bedarf der Schonung. Der weite Weg, die übermäßige Anstrengung könnten leicht eine gefährliche Entzündung verursachen. Und dabei würden Sie tropfnaß bis auf die Haut, und eine Erkältung märe Ihnen sicher . . .

Martha <»« sich). Er hat schon wieder Recht!

Egon. Ich bitte dringend, verzeihen Sie die Ungezogenheit vorhin ... da droben. Treten Sie unter Dach und pflegen hier der Ruhe!

Martha (Nr sich). Lächerlicher Mensch! Thut er nicht, als mär er hier zu Haus und lüde mich ein, unter seinem Dache Platz zu nehmen?

(Wendet iick, zu Sgon und sieht ihn an).

Eg0N (dringender). Ich bitte!

Martha (der Hütte zuhinkend, mit einem Seufzer). Ich muß wohl! Weil ich

nicht anders kann! ... Oh!

Egon (beispringend). Jeder Schritt schmerzt Sie! (Den Ann anbittend) Dars ich mir erlauben, mein Fräulein, Sie zu stützen?

Martha (ssgkrnd, nicht ohne Hochmmh,. Und mit wem Hab' ich eigentlich die Ehre, hier im Walde?

Egon (für sich). Sag ich ihr, wer ich bin, so läuft sie mir trotz Regen und Schmerzen davon. (Laut) Mein Name klingt nicht schön. Thut auch nichts zur Sache. Ich bin ein lustiger, ehrlicher Kerl, ein alter Jurist, der zuweilen in seiner Menschenfreundlichkeit etwas zu weit geht . . . Sie erinnern sich, mein Fräulein, dort drüben (»°ch links oben dc,,c,,d. von m« sie

in der ersten Scene gekommen).

Martha. O ja!

Egon. Aber ich bin, genau betrachtet, ein braver Mann, und Sie dürfen ineinen Arm getrost annehmen. Ich will nichts, als Ihnen behilflich fein und Sie so rasch als möglich aus dieser unangenehmen Lage befreien.

Martha. Immerhin eine seltsame Art sich vorzustellen!

Egon (sie zur Hütte geleitend). Wenn auch! . . . So, nun setzen Sie sich, strecken sich aus, schützen sich vor dem Regen. Es findet sich auch etwas Mundvorrath da drin. Und sowie der alte Waldhüter, den das Unwetter wohl auch nach Hause treibt, wieder vorüberkommt, schicken wir ihn zu Ihrer Frau Mama und lassen den Wagen holen. Bitte einzutreten.

(Beide dicht vor der Thür),

Martha (ihn scharf m's Auge fassend). Sie thun hier, als ob Sie ein Recht hätten, Jemand in diese Hütte zu laden?

Egon (etwa, verlege,». Ei, die ist ja wohl stür Jedermann, der vorüberkommt und ermüdet ist . . .

Martha. So lange sie meinem Vater gehörte, war das ihre Bestimmung nicht. Der neue Eigenthümer . . .

Egon. Wird sicher nichts dagegen haben!

Martha. Wissen Sie das gewiß, mein Herr?

Egon. Ich glaub' es zu wissen, mein Fräulein.

Martha. Sind Sie vielleicht selbst dieser neue Eigenthümer? Lautet der Name, den Sie mir so seltsam verheimlichen, vielleicht Egon Eichstädt?

Egon <n°ch kurzem Zögern). Allerdings, liebe Cousine, ich bin Egon Eichstädt in leibhafter Person.

Martha (sich °u, seinem Arm reiizend, außer sich). Und Sie wagen es, mich

anzusprechen? Sie schämen sich nicht, mir in den Weg zu treten? Fort!

(Das Auftreten macht ihr sichtlich Schmerz).

Egon. Fräulein Martha, Sie vergessen Ihren Schmerz! Treten Sie doch nicht so heftig auf! Ihr armer Fuß! Ich bitte Sie!

Martha. Ich bedenke nichts! Ich fühle keinen körperlichen Schmerz mehr! Ich fühle nur, daß ich das Kind ineines Vaters bin. Und ich sehe den alten Mann vor mir, der den Finger über sein graues Haupt aufhebt und sagt: „Vergiß es ihnen nie! Sie haben mich arin gemacht, sie haben mir meine Lebensfreude genommen, den Grund nnd Boden genommen, worauf meine Väter gesessen; sie haben mich vor der Zeit in's Grab gebracht!" Ich werd' es nicht, ich will es nicht vergessen. Herr von Eichstädt, ich bitte, gehen Sie mir aus den Augen! Oder wenn Sie nicht gehen wollen, so werde ich gehen, so hart es mich ankommt, und den Grund und Boden, der jetzt Ihnen gehört und auf dein zu wandeln ich kein Recht mehr habe, räumen. Entschuldigen Sie mich nur, ivenn es so langsam geschieht. (WA ab.)

Egon (ihr den Weg vertretend). Nein, Sie bleiben, und ich werde gehen! Ich werde nach Ihrem Hause gehn und sorgen, daß man Ihnen den Wagen schickt.

Martha (ka«. Ich bitte darum.

Egon. Aber vorher lassen Sie mich ein gutes Wort reden! Martha. Nein, kein Wort! Ich will kein Wort hören, ich will Ihre Stinime nicht hören! Sie ist die Stimme eines Feindes, meines schlimmsten Feindes. Ihr Onkel ist todt. Sie sind gern sein Erbe. Erben Sie auch unseren Haß! Er wird Ihnen in ungebrochener Fülle zugemessen!

Egon. Und warum? Was Hab ich Ihnen, was Hab ich Ihrem seligen Vater gethan?

Martha. Was? Sie stehen auf diesem Boden und nennen ihn den Ihrigen!

Egon. Er ist es!

Martha u°ck»ndi. Und durch welches Recht!

Egon. Durch ein Recht, das nicht bestritten werden konnte, das, wie Ihre Familie in allen drei Instanzen erprobt hat, unanfechtbar ist.

Martha. O über das schöne Recht! Am Spieltisch, in der Weinlaune, in der Hitze thörichter Leidenschaft wird es geschaffen zwischen Nacht und Morgen, wie ein Verbrechen, das den Tag scheut. Eine vornehme Passion! Eine vornehme Sache das um so ein Recht! . . . und vornehm mährlich, wenn man sich darauf beruft und es ausnützt!

Egon. Mein Himmel, Cousine, Sie reden, als ob ich Aermster Ihren Herrn Vater — Gott Hab' ihn selig! ihn wie meinen guten Onkel Otto! — mit gebundenen Händen zum Spieltisch geschleppt und ihm allda Geld und Gut gewaltsam aus der Tasche gezogen hätte. Ich, der ich keine Karte kenne!

Martha. Ihr sauberer Herr Onkel kannte sie um so besser!

Egon. Er kannte sie nicht besser, als ^- verzeihen Sie der Wahrheit, die laut werden will — Onkel Otto kannte die Karten nicht besser, als Ihr eigener Herr Vater sie kannte; er liebte das Spiel nicht mehr, als eben dieser es liebte und übte.

Martha. Sagen Sie nichts gegen meinen tobten Vater!

Egon. Ich denke nicht daran! Aber glauben Sie wirklich, der Selige, den Sie lieben, würde, wenn mein Onkel Geld und Gut verspielt hätte, nicht auch genominen und behalten haben, was ihm mit Fug und Recht zukam? Ei der Tausend, wer sich zum Spiel setzt, der willigt

von vorn herein in den Verlust! ^« ist allmählich „och dunkler »icht finster^ geworden.)

Martha. Und grämt sich dann zu Tod vor Weib und Kind!

« Verhüllt sich die Augen,)

Egon (theilnehmend). Mein Gott . . . Cousine. .. Fräulein Martha . .

Martha (ausbrechend in Heftigkeit). Ich verbitte mir, daß Sie mich bei meinem Vornamen, daß Sie mich verwandt nennen! Ich bitte Sie, daß Sie mich allein lassen und mich nicht wieder kennen, sollt' es der böse Zufall wollen, daß wir uns noch einmal begegnen.

Egon. Werden Sie doch ruhig! nehmen Sie doch Vernunft an! Ich bin wirklich nicht aufdringlich und wünsche von Herzen, Ihren Schmerz, so kränkend er sich gegen mich geberdet, zu schonen. Aber ich kann Sie doch jetzt nicht, hier im Walde nicht allein lassen! Bei diesem Wetter! Der Abend sinkt, das Wetter bricht los, und auf eine halbe Stunde ist keine Menschenwohnung zu erreichen.

Martha. Gleichviel! Ich bin vertraut mit dem Walde. Und ich bitte Sie dringend, mich zu verlassen!

Egon. Fürchten Sie sich denn nicht?

Martha. Ich fürchte nicht. Ich hasse nur.

Egon. In Gottes Namen, hassen Sie mich, aber dulden Sie mich in Ihrer Nähe, nur so lang bis andere Hilfe, andere Begleitung für Sie kommt. Ich will kein Wort mit Ihnen reden, ich will Sie nicht einmal ansehen, so leid mir's thäte, ich will nur Ihr Wächter und, wenn's sein muß, Ihr Schutz im Walde sein.

Martha. Davor sei Gott! Egon Eichstädt mein Schützer. Hahaha!

(Lach,,)

Egon. Nu nu! Die Landstraße geht hart am Waldrande vorbei. Ihr Claus hat mir vor Kurzem selbst gesagt, daß sich oft recht verdächtiges Gesindel hier herumtriebe, darauf man Acht haben müßte.

Martha. Je nun, mir soll jedes Landstreichers Gesellschaft lieber sein, als die eines Menschen, der sich an unserem Unglück bereichert hat, der am Tode meines Vaters zum Mitschuldigen geworden ist.

Egon (verletzt,). Brr! das ist sehr deutlich ... Ich habe die Ehre, mich dem Fräulein von Strohberg zu empfehlen, und wünsche nur, daß Ihnen hier nichts Unerfreulicheres begegnen möge als dero ergebenster Diener. (Verbeugt sich.)

Martha (spsm«). Das Unerfreulichste geht eben vorüber. Egon, Ich danke verbindlichst! (Reicht ihr die Flinte hin., Behalten Sie wenigstens mein Gewehr hier. Man kann Zudringliche damit erschrecken . . (Stellt es, da sie nicht antwortet, in die Hiitte nnd wendet sich dann rasch zum Abgeht, nach rechts, für sich)

Trotzkopf! Und sie hatte mir so verdammt gut gefallen! (»ehr, sich im Abgehn nochmal, nach Martha um,) Sie ist wirklich bildhübsch!

(Während Martha unter das Vordach der Hiitte links tritt und Egon abgehen will, schmettert im Hintergrund fern ein Blitz durch den Wald, und der Donner grollt langathmig darnach. Es wird noch dunkler, und man hört es deutlich regnen).

Martha (die Augen verhüllend). Ah!
Egon (sich noch, Während es donnert, nach ihr nmmend.-ttdd) Haben Sie gerufen ? . . .

Ist Ihnen
Martha. Nichts, nichts! . . . Adieu!
EgoN (achszuckend sie betrachtend) . . . AdiöU! (Sie macht am ganzen Leibe zitternd eine heftige Bewegung, als wollte sie ihn zurückrufen, kämpft aber die Anwandlung nieder und drückt sich abgewandt in die Ecke unter dem Vordach links. Sr kehrt sich, eh er abgeht, noch einmal wie fragend, wie eine bessere Regung erwartend nach ihr um und geht dann, da sie ihm starr abgewandt bleibt, recht» weiter.)
Egon. Ich meine, die Füße wurzeln mir in dem Boden, wenn ich
sie noch lang ansehe. (Wie vom Regen durchschauert, nach oben blickend,) Und dieses

Schandmetter! Nicht meinen Jagdhund schickt' ich vor die Thür! Nichts desto weniger Adieu! Aber weit geh ich nicht. Brr! Heiliger Onkel Otto, hast Tu nicht irgendwo im Wald einen Regenschirm stehen lassen? . . .
(Er schlägt seinen Rockkragen hoch oder nimmt sonst eine Hilfe gegeil den Regen vor, steckt die Hönde in die Taschen und geht mit großen Schritten links in der zweiten Coullisse ab.)

7. Scene.

Martha (allein unter dem Bordach der Hlitte. Man hört es immerfort deutlich regnen, doch >o, daß es während der Rede die Worte des Schauspielers nie stört, geschweige gar übertönt). Wir zittern alle Glieder ... vor Schreck ... vor Furcht. Pfui über das schwache Geschlecht! War' ich ein Mann, ich lachte der Schrecken der Nacht, des Ungemitters und der Einsamkeit, während ich hier im Regen schauernd harre und die Hände aufheben möchte, um zu bitten: Lassen Sie mich nicht allein hier! Ich komme mir vor wie ein Kind, das seines Vaters Schwert zu führen sich vermaß — und dem die schneidige Last wider Willen aus schwächlichen Händen gleitet. So fühl ich mich zu schwächlich, den Haß meines Vaters zu halten und zu führen, und er entgleitet meinem Muth — warum? weil sich eine Wolke über dein Wald ausschüttet. Schwächling, Feigling, elendes armseliges Ding, das ich bin, und das nichts kann als weinen, meinen und sich fürchten! . . . Aber nein, ich will nicht meinen! Weint doch der Himmel gerade genug! Und ich will mich nicht fürchten, will mich nicht von mädchenhafter Angst niederdrücken lassen. Nein, ich bin eine Strohberg! Ich will nicht, will mich nicht fürchten!

8. Scene.

Martha unter Dock. Bon rechts aus dir eisten Coullisse kommt ein reisender Handwerksbursche. Man hört heftig regnen, und in der Ferne donnert und blitzt es zuweilen, wie in den beide» dorigei,

Scenen.

Handmerksbursch (recht wie ein Strolch aussehend, einen Regenschirm in der Hand, der aber die längsten Löcher hat. Im Auftretens NIIN soll MN SM ehrlicher Mensch sügSN, in was für Calamitäten so ein armes Luderchen wie unsereins gerathen kann. O weh, o weh, o weh! Naß bis auf die Haut! Und kein Fach, kein Dach seit Stunden! Und dabei das Blitzen! Mitten im Wald! Wie leicht schlägts an so 'nem Baumstamm runter, der arme Mensch geht gerade daran vorbei, und futsch ist er, Gott Hab ihn selig! Herr Jeses, das Regnen! Und der Schirm! (Rennt gegen einen B°„m,) Au, au! Und die Finsternis;! Der Wald ist wie verhext.

Martha (mrstch). Geht da nicht wer? Wagt er es zurückzukehren?
Handmerksbursch (hat sich an der rechten Ecke der Htttte gestoßen, fiir sicki). Was
ist denn das wieder für eine egnvtische Plage? (Tastet die Balle» entlang,) Das ist ja ein Haus oder so was dergleichen? Juchhe! Unter Dach! Geschwind! Martha (schreiend). Wer da?
Handmerksbursch (»nter °°m Vogach). Gut Freund! Will sagen ein armer Reisender. (Ten Hut in der Hand.) Bitte gar schön, um einen Zehrvfennig. Sie dürfen sich bei der Finsterniß auch in Jhre in werthen Portemonnaie vergreifen und es mehrere Pfennige sein lassen.

Martha. Gehen Sie!
Handwerksbursch. Da müßte mein Herz ein Narr sein!
Martha. Gehn Sie! Was wollen Sie hier?
Handwerksbursch. Die Frage! Unterstehen will ich. Bei dem Hundewetter werden Sie einem armen Teufel doch soviel gönnen!
Martha <>«r sich). Ich fürchte mich zu Tode neben diesem unheimlichen Strolch.
Handwerksbursch <N: genauer betrachtend„ Hören Sie einmal, Sie sind ja bildhübsch! und da sitzen Sie ganz mutterseelenallein im wilden Wald spazieren? Na, na, na! (Schaut s«„ um„. Wirklich ganz allein? <Sci,°,„i„, diMte, fiir sich). Wirklich allein! Ah, das ist gut!
Martha (änrMic,,, Gehen Sie doch!
Handwerksbursch. Bei dem Wetter? Beileibe! . . . ('reundi.cin„ Rücken Sie lieber ein wenig. Gelegenheit macht Diebe, und es haben wohl unser zwei auf der Bank da Platz (sing»
Und neben schönen Fräulein, da sitzt sich's wunderschön!
(spricht, Schatzkind, wie haben Sie sich denn hierher verlaufen?

Martha. Stehen ^ie auf! Rühren Sie mich nicht an!
Handwerksbursch (zudringlich„. Nur ein ganz kleines bisschen. Das Wetter macht einen gar so schaurig, und da rückt man gern näher zusammen.
Martha (ipnngt auf, ergreift da, Gewehr und schrei„. Lassen Sie mich oder
ich schieße! Hilfe! Claus! . . . (nach einiger Ueberwinduna, Egon! Egon!
Handwerksbursch. Lächerlich! (Zain da« Gewehr, sie ringen und der Zihusj geht lo5>.

9. Scenc.
Tie Borigen. Egon von rechts aus der zweiten Coullisse mir fliegendem Schritt.

Egon. Das war ja ein Schuß oder uarrt mich der Donner . . . War mir's doch auch, ich Hörle mich beim Namen rufen?
Handwerksbursch (hat die ssaffe an sich genommen„, Spiele nicht mit Schießgewehren!
Egon (vor der Hiitte), Fräulein von Strohberg! . . . Sind Sie noch hier . . . und in Gesellschaft?
Martha. Um Gotteswillen, befreien Sie mich von diesem Strolch!
Handwerksbursch. Ah, ah, ah! Strolch?! Bitte sehr! Ich bin ein ehrsamer Handwerker.
Egon. Wer Sie auch sein mögen, wie kommen Sie zu meiner Flinte? Her damit!
Handwerksbursch, Sachte, Männchen! Der zweite Lauf ist noch geladen!
Egon. Her damit, fage ich! (Sie ringen um die Flinte. Sgo» wird eitten «Ilgens blick zurückgeworfen. Wie er wieder angreifen will):
Handmerksbursch (mr sich„. Halt Natur! Laß es an einem Mal genug sein! . . . Und Du, o Herr, führe uns nicht in Versuchung!
EgllN <der sich während der vorigen Wone einen Baumast vom Boden aufgelesen hat und nun

zum ÄHiogen aush°n>. Her mit der Waffe! . . .
Handmerksbursch. Na, meinetwegen! Da haben Sie sie! Weil Sie gar so höflich darum bitten und weil das Wetter gar so schön ist. . . Leben Sie wohl alle Beide miteinander! Weiter um einen Wald!(G°A links ab.)

IV. Seen«.
Egon. Martha.

Martha (auf die Bank sinkend„. Mein Gott! Ich bin mehr todt als lebendig.
Egon (bem Handmerksburschen nachsehend). Er geht (noch oben) UNd der RegSN
hat aufgehört ... Ich habe beides nicht erwartet. Aber gut war's doch, daß ich mich nicht zu weit entfernte. (ZuMarth«„ Wie ist Ihnen?
Martha. Ich danke. Der Schreck sitzt mir in allen Gliedern.
Egon. Und der Fuß?
Martha. Schmerzt ... Ich kann nicht aufstehen . . . Aber ich möchte Ihnen danken. Es war brav von Ihnen, dem bewaffneten Mann so energisch entgegen zu treten. Sie sind ein muthiger, ritterlicher Mensch. Ich versage Ihnen Dank und Anerkennung nicht. Es braucht sonst in unseren Beziehungen nichts geändert zu werden.
Egon. Aber Sie begreifen nun doch auch, daß ich Sie hier nicht allein lassen kann. (Da siartha schweig„. Darf ich bleiben?
Martha (weinerlich„. Ich kann leider nicht nein sagen. Ich muß Sie sogar bitten zu bleiben . . . aber, bitte, drüben auf der anderen Seite!

iIaNz weit drüben! (Egon stellt sein Gewehr in's Haus, nimmt dann am anderen Ende auf der Bank links vor der Thürs Plag,,

Martha Mir sich,, Courage hat er! (Blickt verstohlen nach ihm.,
Egon. Darf ich mit Ihnen reden?

Martha (schütteil do» Haupt verneinend,,

Egon. Von ganz gleichgiltigen Dingen? . . . Vom Wetter? Martha. Das Wetter wird durch Reden nicht besser gemacht. Egon. In der That. Es tropft schon wieder! (Die Hand ausstreckend,) Es regnet.

Martha (st^ einhüllen«. Es gießt! Ach, Du meine Güte! Hätten wir doch den Strolch nach dem Schlosse gesandt um einen Wagen! . . .

Egon. Wir konnten ihm ja den Weg nicht angeben. Seien Sie froh, daß er fort ist.

Martha. Ob ich froh bin!

II. Scene.

Handmerksbursch kehrt zu den Vorigen von link» zurück,

Handmerksbursch. Ist das die Hütte? ... Ja, Gott sei Dank!
Martha. Da ist der Mensch wieder!
Egon (ausfprmgend). Zurück!

Handmerksbursch. Mein gutestes Herrchen, meine verehrteste Dame, Fräulein oder Frau, nichts für ungut! Bei dem Wetter jagt man keinen Hund vor die Thür. Ich bitte, lassen Sie mich unterstehn,

Egon. Bewahre!

Handmerksbursch. Sagen Sie was Sie wollen, thun Sie was Sie mögen, schießen Sie nieinetmegen ein ganzes Rottenfeuer allein ab ... ich bleibe! . . . (Trittunter Dach.)

Egon. Mein Gewehr! (Ma ihm nach.)

Martha (steht auf und hält ihn °m Arm fest). Lassen Sie ihn! Der arme Teufel ist tropfnaß, und der Regen fchüttet so unbarmherzig herunter . . . Egon. Aber . . .

Martha (im sts, Wied«). Wenn Sie hier sind, fürcht' ich mich nicht. Und genauer betrachtet, ist er wohl auch nicht so furchtbar.

Egon (ihre Hand bleibt in seiner). WöNN Sie MSiNSN.

Handmerksbursch (den Kopf °u, der Thüre streckend). Nu sehn Sie: jetzt vertragen wir uns alle Drei hübsch friedlich miteinander.

Martha (die Hand zurückziehend). Alle Drei?

Handmerksbursch. Ei ja! Ich mich hier drinnen unter Dach und Fach und Sie sich mit Ihrem Herrn Gemahl oder Bräutigam, was er nun eben ist!

Martha (mtriistel). Der Herr?!

Egon (leise). Aber ich bitte Sie, Fräulein, der braucht doch nicht zu wissen, daß mir uns heute zum ersten Mal sprechen. Wie soll man das solch einer Natur in Kürze erklären!

Handmerksbursch <z» sg°n). Warum setzen Sie sich denn nicht näher zu Ihrem Fräulein Braut? Immer dichte ran! Thun Sie doch, wie wenn Sie hier zu Hause wären! Ich will nicht stören. Ich verschwinde.

die Thüre der Hütte zurück.)

Martha <z» 6'g°n, der sich näher neben sie gesetzt hat, leise). Das ist wider die

Abrede, mein Herr.

Egon (l°ise). Dulden Sie mich doch in Ihrer Nähe! Gönnen Sie mir ein Wort im Vertrauen!

Martha (verletzend). Ich muß ja wohl!

Egon. Müssen? Nein! (Will aufstehe,, Da erschein.)

Handmerksbursch (wieder Über der Thür). Erlauben Sie gütigst! Hier drinnen auf dem Tisch steht so was, das sieht aus . . . das duftet so, wie . . . wie ein Jügerfrühstück. Ich habe seit sieben Stunden keinen Bissen gegessen, bin seit fünf Stunden zu Fuß, seit zwei Stunden im Regen. Wenn Sie die Gastfreundschaft so weit treiben wollten, mir nur einen kleinen Happen, so'n Bemmchen mit was drauf . . .

Egon. Nehmen Sie was Sie wollen, essen Sie, soviel Ihnen beliebt, aber lassen Sie uns in Frieden!

Handwerksbursch. Mit dein denkbar größten Vergnügen! (Ber

sliiwmdct).

Egon cmr sich). Hoffentlich giebt er nun Ruhe! (Leise z» Matth«) Cousine!
Martha. Mein Herr!

Egon (leise., Nicht so schroff! Und wär es nur des lieben Scheines willen, gönnen Sie mir freundliche Rede! Wollen Sie vor dem Menschen da mich schlecht behandeln? Was soll er denken? Und, wenn mir uns zanken, wird er für einen von uns Beiden Partei ergreifen. Wünschen Sie sich solchen Parteigänger?

Martha. Gewiß nicht!

Egon. Nun also! Denken Sie für diesen kurzen Regenabend, es wäre nichts geschehen, was uns entzweite . . .

Martha. Das denkt sich auch so leicht ... so auf Commando!

Egon. Und ist denn wirklich etwas geschehen, was uns entzweien muß! Bin ich für den Rechtssinn meines Onkels, sind Sie für die Spielmuth Ihres Vaters verantwortlich? Wenn es der Besitz ist, der uns entzweit: ich werf' ihn von mir. Ich bin reich genug, die paar Morgen Wald und Feld zu entbehren, und bin glücklich, wenn Sie sie wieder zurücknehmen wollen, als Ihr rechtmäßiges Erbe . . .

Martha. Niemals!

Egon. Warum nicht? Ich habe keine Freude mehr an diesem Eigenthum, wenn Ihr Haß darauf wächst. Mir ist es als Besitz nur werthvoll, wenn es mich zu Ihrem lieben Nachbar macht; mir ist es ein GrSuel. wenn es mich nur von Ihnen trennt . . .

Martha. Meine Mutter würde nicht in solch ein Anerbieten willigen. Und wenn auch sie . . . ich niemals!

Egon. Aber vielleicht in ein anderes, das mir noch lieber wäre.

Martha (erhebt sich halb). Sie meinen doch nicht etwa gar? . . .

Egon. Jawohl, das mein' ich . . . Und es liegt in unserer Situation so nahe, daß selbst (noch der Hütte de,,,,«,!.) solch ein Rauhbein diese Lösung errathen muß.

Martha. Sie mißbrauchen meine traurige Lage!

Egon. Nicht doch! Ich verstehe sie nur, verstehe den tieferen Sinn dieser Schickung.

Martha. Schickung?!

Egon. Ja. Mir ist nicht anders zu Much, als hätte der herbe Wille unserer verklärten Alten uns heut und so zusammengeführt. Alles, was mir seit einer Stunde erlebt haben, muthet es nicht auch Sie an

Zlord und Süd. I. , I«9. 11

wie Schickung von oben? Zwei junge Menschen, die arglos, ohne an einander zu denken, am Morgen sich erheben und Abends an einem menschenöden Ort mitten im Walde gefangen sitzen, ohne sich trennen zu dürfen, und so zu Schutz und Trutz aufeinander angewiesen, wie wir. Ja, mein Fräulein, ich glaube fest, daß die beiden alten Freunde droben in Walhall sich gefunden, verglichen und ausgesöhnt haben und daß sie droben bei einander sitzend, wie wir hier unten, nur etwas näher, (ru« naneri beschlossen haben wie folgt: Auf streitigem Grund und Boden führen wir die unwissenden Kinder zusammen, binden dem Einen den Fuß und dem Andern den Arm und lösen sie nicht eher, denn daß auch sie dem Haß und Hader ein fröhlich Ende bereiten und sich die Hände reichen zum ewigen Bunde, den Gegenstand des Haders in gemeinsamen Besitz nehmend, damit unserer Sünde Folge vom Erdboden verschwinden und wir Beide wieder ruhig darunter schlafen können. ^ Martha . . . Fräulein Martha, spricht in

Ihrem Herzen keine solche StiMMe? (Martha ficht innerlich kämpfend, stumm zu Boden>. Handwerksbursch (aus der Hiitte, aber der Thür erscheinend). Entschuldigen

Sie, ist das Caviar?

Egon (minister über die Störung). I«! . . . Und Ellvim fÜr's Volk

wie mir scheint!

Handwerksbursch (nickt vergnügt und laut, mit Zeiche,, des Behagens über die Halbthür gelehnt, ruhig weiter),

EgVN (der aufgesprungen ist, für sich) GögöN den MUß ich öMMal Meine Beredsamkeit in's Gefecht führen. (Gegen den Haudwerksourschen mit erhobener Liimme,)

Mensch, wir haben Ihnen Obdach gemährt vor dem Unwetter, wir haben Ihnen ein ebenso unerwartetes wie unverdientes Abendbrot in Gestalt von kalten: Entenbraten, Eaviarschnitten und Cognac aufgetischt ... mir erwarten dafür nichts weiter, als daß es Ihnen gut schmeckt und Sie uns in unserer Unterhaltung nicht stören. Sie aber stören uns immer wieder! Wollen Sie bei den sogenannten gebildeten Ständen das Vorurtheil wachrufen, daß es dem deutschen Arbeiter an Zartgefühl, an Schicklichkcitsgefühl, an edlen Rücksichten gegen Andere gebräche . . .

Handwerksbursch. Herr Jemine, die Stimme! Ja freilich! das

ist . . . (Verschwindet, m., gleich darauf herauszukommen),

Egon «derweilen weiterpcrorirend., Wie soll der aufrichtige Freund der arbeitenden Klassen solch kopflosem Gebühren gegenüber . . .

Handwerksbursch (suh °n sg°n dränge,,«. Ja, ja, Sie sind's! . . . Die Stimme in diesem Ton kenn' ich am jüngsten Tag noch aus Hunderten heraus! Daß ich Sie nur nicht gleich erkannte?! Daran ist das verdammte Unwetter Schuld. Ach Gott, a, ch Gott!

Egon. Was hat er denn?

Handwerksbursch. Ja, kennen Sie mich denn nicht wieder?

Egon. Durchaus nicht! Sie irren sich in der Person!
Handwerksbursch. Ich mich irren?

Martha. Was soll das?

Handwerksbursch. Waren Sie nicht einmal in Zwickau beim königlichen Strafgericht?

Egon. Allerdings! Ich verdiente mir dort ineine Sporen zum Assessor. Ich vertheidigte dort einige Spitzbuben . . .

Handwerksbursch. Nun sehen Sie, einer von den Spitzbuben war ich!

Martha (wringt geängstigt °»f). Um Gotteswillen!

Handwerksbursch (zu Martha) Ach, denken Sie nichts Böses! Nur so zwei Jahrlein Zuchthaus. Ein bischen Körperverletzung ohne Ehrverlust. Es war, weiß Gott, nicht bös genieint gewesen . . .

Marth«. Ein Zuchthäusler! Ach! (schreit auf und will davonlaufen, kommt aber nicht weit und segt sich Mieder).

Egon. Fürchten Sie nichts!

Handwerksbursch. Nein, Fräulein, fürchten Sie nichts! Mein Leben für den Mann!

Martha. Sie kennen den Herrn?

Handwerksbursch. Herrn Assessor von Eichstädt? Egon von Eichstädt? Ich den nicht kennen? Oh!

Martha <f>>r sich). Wirklich? Seltsame Begegnung!

Handwerksbursch. Wenn Sie den Mann kennten wie ich . . .

Egon (unterbrechend). Seien Sie nur ruhig! Was ist denn auch an unserer Bekanntschaft?

Martha Mr sich). Die Bekanntschaft mit einem Spitzbuben! (Zu« »te kkd/elN).

Handwerksbursch. Wenn Sie ihn gesehen hätten, wie er so dastand im langen Talar wie ein schwarzer Schutzengel! Wenn Sie ihn gehört hätten, wie er sprach . . . mit der Stimme sprach: Meine Herren! sprach er, und . . . Na, ich armes Luderchen kann's ihm nicht nachmachen, ich weiß auch die Worte nicht mehr . . . Aber schön war's . . . Mir liefen die dicken Thränen über beide Backen, so gerührt war ich ... Ich! .. Aber die Herren Nichter, die hartgesottenen Menschen, die waren nicht gerührt. Die hatten Wachs in den Ohren, von dem Wachs, woraus die Nase der Gerechtigkeit gemacht sein soll . . und sie verknurrten mich unbarmherzig, mie's der Andere, der Hetzhund der Gerechtigkeit, den Staatsanwalt mein' ich, vorgeklafft hatte. Vollgestrichene zwei Jahre muß't ich aushalten! Zwei lange Jahre! Was für Jahre zwei! (Wischtuch die Augen).

Egon 'ungeduldig,. Na, also!

Martha. Und für zwei Jahre Zuchthaus, die Sie nicht einmal verdient zu haben glauben, find Sie Ihrem ungeschickten Vertheidiger so dankbar?

Handwerksbursch. Ja! das bin ich! ... Denn während ich mir in den zwei Jahren die Lippen abnagte vor Gram und Sorge, daß meine alte Mutter, beschimpft und verlassen, Hungers sterben würde, gab ihr der Mann da, der ungeschickte Bertheidiger, ehrlich zu verdienen . . . Und als ich wieder an's Licht der Freiheit herauskam und nicht aus, nicht ein wußte, wie den gerechten Mitmenschen unter die Augen treten und wo einen Lebensunterhalt erarbeiten, um nicht wieder der grauen Jacke zu verfallen aus Verzweiflung: da hatte der ungeschickte Mann dafür gesorgt durch ein gutes Wort hier und dort, daß ich wieder wie ein ehrlicher Christenmensch mein Brot erwerben und mich allmählich wieder unter die Anderen einreihen durfte, meiner selbst sicher.

Martha <„ »g°n). Das haben Sie gethan? Für einen fremden Menschen?

Egon. Mein Gott, was ist dabei! Er war mir ja nicht mehr fremd, und ich fühlte mich gewissermaßen verpflichtet. Bei einem gewandteren Vertheidiger mär' er unfehlbar freigesprochen morden. Ich hart' ihm durch mein Ungeschick zwei Jahre Zuchthaus auf den Hals geredet — was Wunder, daß ich ihm dann ein wenig behilflich war, nicht ganz zu verkommen! Ist nicht des Aufhebens werth!

Martha «unwillkürlich) Herr von Eichstädt, Sie sind ein braver Mann!

Egon. Martha!

Handwerksbursch (z» M°rth°>. Danken Sie Gott, daß Sie an den Mann gekommen sind!

Martha. Was fällt Ihnen ein?!

Handwerksbursch (ohne sich irre machen zu lassen). Ich weiß ja freilich nicht, wie lieb Sie ihn haben, Fräulein! Aber ich sag' Ihnen, Sie können ihn gar nicht lieb genug haben. Er wird Sie glücklich inachen! Er ist der beste Mann unter der Sonne! Aber wenn auch Sie ihn einmal recht glücklich machen werden, . . . wenn Sie einmal seine liebe Hausfrau und die Mutter seiner schönen Kinder sein werden . . .

Martha < sich abwendend). Oh!

Handwerksbursch , fortfahrend). Dann soll er daran denken, daß ein armes, altes Mütterchen, das er vor den? ärgsten Elend bewahrt und das ihm die Rettung ihres Sohnes gedankt, fleißig für ihn gebetet hat, auf daß es ihm wohlergehe auf Erden!

Martha ,M abwendend, leise für sich). Ich kann nicht ... Ich darf nicht!

EgoN (der es bemerkt bat, zum Handwerksburschen), Sie irröll sich, lieber MIINN.

Das Fräulein . . . ist gar nicht meine Braut . . .

Handwerksbursch. Nicht Ihre Braut? ... Na, was denn?

Egon. Nur der Zufall ... das Unwetter hat uns hier zusammen aufgehalten.

Handwerksbursch. Wie schade!

Egon. Sie bringen die Dame und mich selbst in Verlegenheit mit solchen Redensarten.

Handwerksbursch (bald die Eine, bald den Anderen enttäuscht anblickend), Be daure unendlich!

Egon. Aber Sie könnten uns Beiden einen großen Gefallen thun.

Handwerksbursch. Ich . . . Ihnen? Jeden, welchen Sie befehlen, Herr Assessor.

Egon. Als Sie des Weges herkamen, bemerkten Sie da nicht nahe an der Landstraße ein Schlößchen mit vier Thürmen, in einem großen Garten gelegen?

Handwerksbursch. Jawohl! Ein breites Thor aus Schmiedeeisen und rechts und links auf einem Sandsteinpfeiler einen Löwen, der wie ein Pudelhund aufwartete und die Pfötchen gab, etwa fo!

Martha. Ganz recht, das ist das Gartenthor von Strohberg.

Egon. Würden Sie den Weg zurückfinden?

Handwerksbursch. Ich glaube wohl, menn's nicht allzu rasch finster wird.

Egon. Der Regen hat nachgelassen, und Sie haben sich gestärkt. Ellen Sie dorthin und berichten, das Fräulein von Strohberg habe sich, im Walde über eine Baummurzel fallend, Schaden gethan und sitze hier, unfähig, mit dem Fuß aufzutreten, vor der Borkenhütte. Man solle unverzüglich anspannen und sie mit einem bequemen Wagen abholen. Wollen Sie das bestellen?

Handwerksbursch. Was Sie befehlen, Herr Assessor, schnurstracks. Nur was das Wetter anbelangt, da gucken Sie sich einmal die Wolke an, die dort herauszieht, ein schwarzer Riesensack voll Hagel, Blitz und Schlag. Aber gleichviel, windelweich oder strohtrocken, für Sie, Herr Assessor, durch Wasser und Feuer! <M w die Hut,e).

Martha. Köstlicher Einfall! Wenn er nur den Weg nicht verfehlt!

Egon. Wenn nur das Wetter nicht zu früh losbricht!

Handwerksbursch (erscheint wieder mit Hut und Ranzen und Schirm).

Egon. Eilen Sie!

Martha. Ja, bitte, eilen Sie.

Handwerksbursch. Was ohne Flügel an den Füßen gemacht werden kann, soll geschehn. Aber es ist weit! Lassen Sie sich unterdessen die Zeit nicht lang werden, und Gott befohlen, meine Herrschaften! i«b recht?. Egon steht ihm, halb in der Coullisse, nach.)

12. Scene.

Martha allein, Egon in der Coullisse. Martha (horchend). Sein Schritt verhallt... Wann kommt er wieder?! Bald . . . Was hämmert das thörichte Herz so heftig? Aus Ungeduld? ... (Schüttelt .verneinend den Kops). Nein! Weil Du wieder mit Jenem ganz allein bist! Oh!

Egon (in die «ouiisie rufend): Bravo! Nur so frisch weiter! . . Hopp, hopp! Martha <wie halblautes Denken schlicht vor sich hinzusvrechen):

Mein ganzes Sein fühlt sich zu ihm getrieben.
Schön ist sein Angesicht, sein Herz voll Muth,
Und edel ist er, hilfreich, treu und gut.
Und doch ... ich darf mich nicht in ihn verlieben!

Ich soll ihn hassen, ist mir vorgeschrieben,
Geschrieben mit des eignen Vaters Blut,
DaS er vergoß in ungestillter Wuth,
Da nichts ihm als sein Hafz und ich geblieben.

Wohl dünkt mich heut, er lächelt in Verklärung,

Derweil mich bange Zweifel hier beschleichen

Und Neigung kämpft mit Pflicht und mit Verehrung.

Darf Liebe jenen alten Haß begleichen?
Dann gönne, Vater, Deinem Kind Belehrung!
Ich fleh' Dick) an: gieb mir ein sichtbar Zeichen!

IS. Scene.

Martha. Egon (von rechts zurückkehrend).

Eg0N (die Hand ausstreckend und nach oben sehend). Es sÜNgt, weiß Gott,

wieder von Neuein an zu regnen und zu blasen. Puh, die schwarze Wolke! <Zu Martha tretend, sie ein„,mc„d> Getrost, mein Fräulein, noch diesen letzten ärgsten Guß ausgehalten, noch die letzte Viertelstunde in Geduld verbracht, und die Erlösung ist da. Im bequeinen Wagen sorgsam gebettet, rollen Sie dann sachte dem Heimathause zu und lächeln morgen früh über das kleine Abenteuer im Walde, das Ihnen ein Bischen bange gemacht hat. Martha. Ein Bischen? Ich danke!

Egon. Darf ich mich morgen — oder übermorgen nach Ihrem Befinden erkundigen?

Martha. Thun Sie's lieber nicht!
Egon. Ihrer Frau Mutter wegen?

Martha (scinitell das Haupt verneinend).

Egon. Werden wir uns nicht wiedersehen?
Martha. Nein!

Egon. Ah! (Kleine Pause). Hassen Sie mich noch immer ... wie — die Sünde?

Martha. Nein, ich hasse Sie nicht mehr. Warum soll ich lügen? Ich habe — wider Willen, ja doch! — ich habe Sie als einen braven, vornehm denkenden, lebenswürdigen Menschen erkannt. Und — wider Willen, ja doch! — es thut immer wohl, einen guten Menschen mehr auf dieser Welt zu wissen, die von schlechten wimmelt.

Egon. Die Menschen sind gar nicht so schlecht, wie es Ihnen ein bequemer Pessimismus einredet. Glauben Sie's mir, der ich Jahrelang Spitzbuben vertheidigt habe... und mit welchem Erfolg! Aber gesetzt den Fall, die Guten wären wirklich so rar, mcir's nicht ein Grund mehr, daß sich die Guten enger an einander schlössen?

Martha. Ich bin nicht gut.

Egon. O ja!

Martha. Wissen Sie das so bestimmt?

Egon. Ich glaube es zu wissen. Und selbst wenn Sie nicht so ganz gut wären, wie Sie sind, (warmer, das weiß ich bestimmt, daß ich Sie in meinem Leben nicht mehr entbehren kann.

Martha. Welche Sprache! Wollen Sie mit den letzten Augenblicken unseres Zusammenseins mir die ganze Erinnerung daran verleiden?

Egon. Im Gegentheil, ich will Sie recht oft und recht freundlich an diese wundersam schaurige Stunde- erinnern, in der ich Sie wie eine Blume im wilden Walde fand, so hold erblüht und schön wie das Glück meines Lebens!

Martha. Still!

Egon. Seien Sie wahrhaft! Eine Natur wie die Ihrige kann nicht lügen. Es ist unmöglich, daß ein so heftiges Gefühl, wie es jetzt da drinnen in meiner Brust tobt, einseitig auf die Welt käme und nicht den andern niit ergriffe in zweigezüngter Flamme! Ihren alten Haß in Ehren, ich bin Ihnen so wenig gleichgiltig wie Sie mir!

Martha 'iprwgt am. wild). Wer sagt Ihnen das?

Egon. Um Gottes willen, bleiben Sie sitzen! Sie werden sich weh thun!

Martha. Ich will mir weh thun. Ich will mir körperliche Schmerzen verursachen, um den Schmerz da drinnen zu übertäuben. Ja, Sie hellsehender Thor, ja, Sie haben Recht! Sie sind mir nicht mehr verhaßt. Sie sind mir nicht gleichgiltig. Aber Schande auf mich, wenn diese Anwandlung über meine heiligsten Erinnerungen, über meine Kindesliebe, über meine Kindespflicht Herr würde! Ich muß diesen Augenblick vergessen, und ich will und werde es! Verlassen Sie sich darauf!

Egon. Und ich sage nein! Sie werden nicht vergessen! . . Oder vielleicht einmal in späten Jahren, wenn uns süße Erinnerungen nichts mehr anhaben können. Aber so lang Ihr Herz noch schlägt in Jugendlust und Daseinsfreude, so lang die Blumen und der Wald, der sprudelnde Quell und der molkenjagende Himmel Ihre Brust noch jauchzen und weinen lassen, so lange werden Sie meiner gedenken und dieser Stunde mit wachsendem Seelenschmerz gedenken, wenn sie die letzte bleibt zwischen Ihnen und mir.

Martha. Ich denke mir mein Leben lange schon als kein heiteres . .

was thut s! (Wiederholtes, wenn auch noch leisere» Blitze» »„d Tonnen! begleitet, ohne das Sprechen zu ftiren die ganze Lcenc.)

Egon. Thörichtes Kind, das mit dem Feuer spielt und den Teufel an die Wand malt! . . Was ist das menschliche Leben denn? Eine Nacht im wilden Wald wie diese! Der Regen rauscht, die Blitze sprühen, und der Wind rüttelt an allen Pfosten Deines Häuschens. Weh Dir, wenn Du nicht eine Stelle hast, wo Du vor den ärgsten Unbilden Dich flüchten magst und einen treuen Genossen, der Dich, die Schaudernde, an sein sicheres Herz zieht, um mit Dir die lange gefahrumfluthete Lebensnacht zu durchmachen. Das Leben ist arm genug an sich . . man braucht's nicht noch init Willen ärmer zu machen! Und wenn das Glück sich zeigt, faß es bei der Hand und halt es fest oder Du frevelst! . . . Martha!

(er reicht ihr seine Hände hin).

Martha (ohne sie zu berühren). Zwischen Ihnen und mir steht ein Schatten, der meine Hände fesselt.

Egon. Ein Schatten? Ein Phantom, eine Einbildung, ein Nichts!
Martha. Ein furchtbares Etwas! Mein heiligstes Empfinden!
Egon. Unheilig ist der Haß, unchristlich und verwerflich!
Martha. Kindespflicht ist immer gottgeboten.
Egon. Hat Ihr Vater Ihnen geboten, mich zu hassen?
Martha. Ja!

Egon. Er hat mich nie im Leben gesehen.
Martha. Er nahm keinen aus von der ganzen Sippe!
Egon. Das war nur in einem Fiebermahn möglich.
Martha. Schmähen Sie die Tobten nicht!
Egon. Todte oder Lebendige, ich trotze Allem, was mich von Ihnen trennt.

Martha. Auch meinem eigenen Empfinden, Thor?

Egon. Auch Ihrem eigenen Empfinden, Thörin! . . .'sie bei de» Händen fassend) Hassen Sie mich doch, wenn Sie können!

Martha (sich ihm mühsam und heftig entwindend). Fluch, Scham und Schande über mich, wenn ich's nicht kann! Ich Hab' es doch gekonnt. Ich merd' es wieder lernen! . . . Uno lernt' ich's nicht, so wollt' ich, so wahr mir Gott helfe, das Wetter, das dort oben näher und immer näher züngelt, es ballte seinen schwersten Blitz zusammen und schlug' ihn geradewegs auf mich nieder, daß ein Ende wäre, bevor ein närrisches Herz an sich selber zum Verräther wird!

Egon. Sie freveln!

Martha. Sei's drum! Amen! . . .

(Mt heftigem Donnerschlag z^ckt ein Blitz über die Biühne und zersplittert links der Hütte einen Baum, der allmählich z» glimmen beginnt),

Martha (schreit auf) Jesus! (und stürzt sich in SgonS Arme, dal Angesicht an seiner

Brust verbergend. Pause).

Eg0N (sich allmählich, nachdem der Donnerschlag verhallt ist, fassend, March« dal Haar streichelnd)

Da siehst Du nun, geliebtes Menschenkind,
Wie thöricht oft der Menschen Wünsche sind,

Und wie die Gottheit, die man just verblendet

Um Unthat angefleht und Untergang,

Dir Kalbwillfahrend es zum Besten wendet!

Du riefst den Blitz, er kam, er schlug und schlang

Den Nachbar Baum, der nun in Flammen endet;

Dich aber warf er jählings voll Erbarmen

An meine Brust, und Du erwachst in, meinen Armen!

Martha 'ausblickend), O welch ein armseliges, schwächliches Geschöpf

ist das Weil)! . . . Ah! (Es schaudert Matth« noch einmal über den ganzen Leib, und sie birgt abermals das Gesicht an Egon? Brust).

Eg0N (ihr sanft einen Ku« in's Haar druckend). Hattet! Sie Nicht döN Selige«

UM ein Zeichen gebeten?

Martha (aufblickend). Soll ich für einen Schicksalswink nehmen, was Ihnen niemals etwas Anderes als ein blinder Zufall sein wird!

Egon. Nicht so ganz Zufall . . . Sammeln Sie sich! Kommen

Sie zu sich! (Er geleitet sie halb getragen zu der Bank, worauf sie sich erschöpft niederläßt. Egon neben ihr). Mir fällt ein Lied ein, das ich jüngst gelesen. Es paßt so gut hierher. Wie war's doch gleich? (Suchend.)

Ich fiel im Wald und dünkte mich verloren . . .

Martha. Ich kenn's!

Egon. So sag' es!

Martha. Schelm! (Räch kurzem Besinnen)!

Ich fiel im Wald und währte mich verloren:
Der Götter Willkür und der Menschen Witz.
Der Wildniß Schrecken und des Himmels Blitz,
Sie schienen alle wider mich verschworen.

Da kam, ein Rosenkränzlein auf den Ohren
Und in der Hand den Pfeil, so scharf, so spitz,
Zu meinem hoffnungslosen Rasensitj
Der kleine Gott der Schwärmer und der Thoren.

(Schanden, stockt und verbirgt das Gesicht mit den Händen),
Eg0N (fortfahrend, sanft ihre Hände herabziehend).

Du hältst vor seh'nden Augen eine Binde,
Sprach er, allein wie fruchtlos, schwach und klein
Ist Widerstand von einem Menschenkind?,

Wenn die Natur befahl! Ergieb Dich drein!
Thu ab all' alten Groll und Gram geschwinde
Und glaube mir: es hat so sollen sein!

(Kleine Pause, dann hört man hinter der Scene rufen und Hörner blasen),

Martha. Horch! . . . Ein Hornruf . . . Menschenstimmen! Egon (unwUig aufstehend). Unmöglich! Der Handmerksbursch kann doch in der kurzen Zeit den Weg zum Schloß nicht hin- und zurückgelaufen sein.

(Wiederholte Rufe hinter der Scene, aber schon näher).

Martha. Hören Sie doch nur! . . . (Zw« w die Cm« Hier! Hier?
Stimme (hinter der S«le,, Wir kommen! . . . Wo? . . . Hier!

(Hornruse).

Martha (rufend). Zu mir! (Sprechend). Ich erkenne den alten Claus an
der Stimme . . . Ist das nicht Fackellicht? Dort drüben!

Egon. Es scheint so.

Martha. Endlich!

Egon. Gott verzeih mir's: mir kommen die guten Leute viel zu früh!
Martha. Wie mögen Sie nur so reden! Ich fiebere vor Schmerzen.
Egon. Ich fiebere auch — aber nicht vor Schmerzen!

14. und letzte Scene.

Die Vorige». Handwerksbursch und Claus treten mit Fackelträgern und einer Tragbahre, die ans Zweigen hergestellt sein mag, in Hellem Haufen auf.

Claus (schier athemlo«. Gott sei gelobt! Da sind Sie ja, Fräulein! . . . Wir haben Sie gesucht, wie eine Stecknadel im Hafersack . . . und verzweifelten schon Sie zu finden ... da begegneten wir zum Glück dem Bruder Straubinger, der sich im Wald verlaufen hatte.

Egon. Verlaufen? Ich dachte, wir hätten ihn auf die richtige Fährte gemiesen!

Handmerksbursche. Nette Fährte das! Bei dieser Finsterniß! Mein Lebtag Hütt' ich aus dieser Wildniß nicht herausgefunden, wenn der Waldteufel da nicht mit seiner Laterne gekommen märe.

Martha (während man ihr auf die Tragbahre hilft), Gott sei Dank! . . .

Weiß meine Mutter?

Claus. Die gnädige Frau hat sich halb todt geängstigt. Sie band uns auf die Seele, Sie zu suchen und zu finden, und wenn wir hinter jeden Baum im Walde leuchten sollten. Ich sagte ihr, daß ich . . . dem Herrn da begegnete . . .

Martha. Nun und . . .?

Claus. Das erschreckte sie in's tiefste Herz. Anfangs . . . Dann faltete die gnädige Frau die Hände, wie zum Gebet . . . und sagte nach, einer Weile . . .

Martha. Nun was denn?

Egon. Heraus damit!

Claus. Vetter Eichstädt ist ein Ehrenmann, so viel ich höre — sagte sie — Geb's Gott, daß er mein Kind finde ^und behüte! Daß sich die Sünden der Väter nicht auch an den Kindern rächen! Gottes Wille geschehe!

EgoN (freudig). Amen! . . . IZu Martha, die je«t am den Schultern der Träger erhoben und von den Fackelträgern umringt wird). Martha! . . . Darf ich Sie nunmehr wiedersehen?

Martha (ihm die Hand herabreichend) Vielleicht!

Egon. Ach was, ich geh' gleich mit. Ich Nluß Sie doch Ihrer Frau Mama heimbringen . . . Das ist nicht mehr als schicklich. Claus. Vorwärts Ihr Leute! Nicht stillgestanden!

Egon (n«b immer Marthas Hand haltend, während der Zug sich formt). NUN geht' s

wies im Liebe heißt:

Ich bringe Dich zum lieben Mütterlein
Mit Hörnerklang und Fackelschein . . .
lind will um Dich in aller Ordnung frei'n!

Was sagen denn Sie dazu?

Martha (die Achseln zuckend, lächelnd).

Fast glaub' ich selbst: es hat so sollen sein!

Egon. Du Liebe! (Für suh, den Hut lüftend gegen das Publikum) Habe Dank,
seliger Onkel Otto, das hast Du schon gemacht! Claus. Vorwärts, Ihr Leute, mit Hurrah! 0 lunss. Hurrah!

(Während sie Alle, <5gon dicht neben Mariha, mit Hurrah und Hörnerklang über die Tccne gehen,

füllt der Borhang,)

Adolf Bastian.

vsn

Thomas Achelis.

— Bremen, —

lir die Geschichte der modernen Wissenschaft ist Nichts charakteristischer als das höchst veränderliche Verhältnis;, in welchen! etwa vom Ende des vorigen Jahrhunderts Philosophie und Naturwissenschast zu einander gestanden haben. Immer ist es die letzte gewesen, welche ihrer älteren Schwester die unentbehrlichen Materialien für die Construction einer zusammenhängenden Weltanschauung geliefert hat, bis sie sich, in seltsamer Verkennung ihrer eigentlichen Bestimmung, zu einer Gebietsüberschreitung verleiten ließ und die Probleme der Erkenntnißtheorie oder gar der weltentrückten Metaphysik in den Kreis ihrer Untersuchung zog. Dieser Streit über Grenzverletzungen, dieser jähe Sturz der erhabenen Weltiveisheit von ihrer so unnahbaren Höhe, diese Katastrophe des ebenso einseitigen und verblendeten Materialismus sind zu bekannte Epochen des logischen Processes, als daß sie hier noch weitläufig erörtert zu werden brauchen; aber es ist dem gegenüber seltsam, daß eine Wissenschaft, welche so recht das innere Verbindungsglied zwischen den beiden alten Gegnern bildet, die Ethnologie oder, mit dem geläufigeren Namen bezeichnet, die Völkerkunde, so wenig Gegenstand einer eingehenden Würdigung geworden ist. Freilich ist sie die jüngste Tochter der kinderreichen Naturwissenschaft; aber nicht, wie mir hinzufügen möchten, ihre unbegabteste. Ihrer überraschend schnellen Entfaltung wegen hat sie sich kaum in größeren Kreisen die erforderliche Anerkennung verschaffen können. In der Meinung der meisten Menschen sigurirt die genannte Wissenschaft gewöhnlich noch als eine encyclopädische Znsammenstellung alles Wunderbaren und Merkwürdigen, was auf unserem Erdball eristirt; sie ist ein unterhaltendes

nivellirende Proceß sich vollzieht, das mußte er selbst z. B. in Polynesien erleben, wo die europäische Gesittung alle originellen Blüten der höchst interessanten Inselwelt überwuchert hat, und das haben in unserem Jahrzehnt die Erfahrungen Wißmanns in Centralafrika wiederum bestätigt. Soll die Ethnologie wirklich mit der Sicherheit der inductiven Naturwissenschaft arbeiten, soll sie frei bleiben von den verhängnißvollen speculativen Trugschlössen, an denen ja die Geschichte der modernen Philosophie so reich isl, so muß selbstverständlich der Stoff schier unübersehbar vor dein Forscher aufgeschichtet sein. In der That ist das sür gewisse grundlegende Fragen schon jetzt der Fall, so daß nur nach dem Bestände des bisherigen Wissens mancher Bericht eines Reisenden ohne weitere Prüfung man könnte fast sagen, apriorisch bestätigt oder verworfen werden kann. Daß die Persönlichkeit des Berichterstatters selbst, wenigstens mittelbar, eine gemisse Rolle dabei spielt, ist zu natürlich, um weiterer Begründung zu bedürfen; aber eben deshalb ist es charakteristisch, daß man zu Folge einer zu einseitigen historischen Beurtheilung ein Verdict über einen Schriftsteller fällen konnte, dessen Glaubwürdigkeit im Uebrigen nicht bezweifelt wurde. So ist es z. B. dem Vater der Geschichte, dem alten Herodot, ergangen, der sich wegen seiner Bemerkung über die Lukier, daß sie sich nach ihrer Mutter nennten — und daß die Kinder einer Bürgerin mit einem Sklaven ebenbürtig mären, die eines Bürgers mit einer Sclavin aber nicht, die bittersten Urtheile über seine harmlose Einfalt hatte gefallen lassen müssen. Erst die comparative Behandlung dieser Streitfrage durch die Acten der Ethnologie hat die Ehre des vielverspotteten Historikers wieder hergestellt, indem sich jetzt auf einmal herausstellte, daß der fragliche Brauch thatsächlich eine weit verbreitete, bei den verschiedensten und zwar stammfremden Völkern der Erde wiederkehrende Rechtsinstitution mar, nämlich ein Ausdruck eines für die primitiven Entwicklungsstufen äußerst wichtigen Principis, der Gunäkokratie. Aber diese Umwandlung der ganzen Sachlage konnte natürlich erst erfolgen, als eben Material genug vorhanden war, um die bis dahin vielleicht auch noch gebrauchte Erklärung einer seltsamen Caricatur vollständig zu beseitigen. Freilich setzt hier eine immer noch falsch verstandene Methode der Rückschlüsse ein, die nach einem, auf den verschiedensten Gebieten der modernen Naturwissenschaft geläufigen und erfolgreich angewandten biogenetischen Grundsatz es gestattet, bei gleichen Wirkungen dieselben treibenden Ursachen vorauszusetzen, einerlei ob im Uebrigen der örtliche und zeitliche Zusammenhang sich entsprechen. Diese Theorie hat ganz besonders unter der Hand des bekannten englischen Forschers Edw. Tnlor sich glänzend entwickelt, speciell durch das überaus fruchtbare Mittel der von ihm so benannten surviv»I«, d.h. der charakteristischen Ueberbleibsel eines Brauches, die eben für das Auge des kundigen Forschers daourch die innere Geschichte der die Sitte schaffenden Idee verrathen. Diese Reconstruction ist aber nur möglich, wenigstens in der unbegrenzten Anwendung, wie sie die moderne Ethnologie kennt, wenn über die gewöhnlichen Schranken der topographischen und historischen Auffassung hinweg eine gemeinsame, allgemein menschliche Perspective sich eröffnet, jene psychische Gleichartigkeit unserer Rasse, die selbst bis auf die merkwürdigsten Abirrungen hin sich nicht verleugnet. Nur unter dieser anerkannt ersten maßgebenden Voraussetzung (zu der unter anderen die schon früher erwähnte sociale Veranlagung des Menschen gehört) kann eine derartige vergleichende Zeit und Ort ignorirende Untersuchung und Combination sicher und frei von phantastischen Einfällen arbeiten, ganz nach Art einer inductiven Discivlin; aber deshalb ist um so mehr, wie bereits angedeutet, eine nüchterne Beschränkung auf die wissenschaftlich eracten Probleme erforderlich. Betrachten wir aber diese bedingt durch die allen Zweifeln entrückte sociale Natur des Menschen, so würden nach diesem Maßstab alle die jetzt vielfach so beliebten Erörterungen über die Stadien, welche vor diesem Punkte liegen, z. B. über den Urmenschen, von den Aufgaben der kritischen Forschung ausgeschlossen werden müssen. „In allen Naturgegenständen, die zuin Studium gestellt sind, räthselst das Denken an sich selbst herum, an den Problemen eigener Existenz in? Dasein. In mehr oder weniger bewußtem oder unbewußtem Gefühl einer solchen, menschliche Bestimmung ausfüllenden Aufgabe lockt leicht die Verführung, im Sturmesangriff zu nehinen, was nur nach langsam umständlich beschwerlicher Arbeit methodischen Forschers am Endziel desselben mit der Siegespalme lohnen kann und wird. So wird die Ursprungsfrage vorangestellt und dadurch in alle Systeme der Speculation ihr Ti^a-nv eingeführt, da unendliche

Reihen zu äffen haben, fo lange nicht der Calcül einer Integral- und Differentialrechnung zu ihrer Bemeisterung erfunden ist." (Die Lehre von den geographischen Provinzen, Berlin 1886, S. 57). Diesen verhängnißvollen Sprung in's Metaphysische, welchen die neuere Naturwissenschaft in der That gelegentlich nicht gescheut hat, verurtheilt Bastian somit auf das Schärfste, mährend er im Uebrigen ein offener Anhänger des großen Darmin ist. Diesen speculativen Erdichtungen gegenüber hat er in den sogenannten „geographischen Provinzen" einen festen Ausgangspunkt für die Ethnologie geschaffen. Er versteht darunter die verschiedenen topographischen Variationen des Menschengeschlechts, wie es sich trotz seiner allgemeinen psychischen Gleichartigkeit doch unter den einzelnen Himmelsstrichen äußerlich und innerlich abweichend gestaltet hat. „Die geographischen Provinzen ergeben sich als gesetzlich umschriebene Areale, innerhalb welcher als Gesamtproduct physikalischer Agentien im gezogenen Facit ein fest geprägtes Product organischen Typus in die Erscheinung tritt, mit der Pflanze in botanischer, mit dem Thiers in zoologischer Provinz und mit dem Menschen in anthropologischer (unter der in Geschichtsbewegung gezogenen Weite ethnologischen Horizontes). (Die Welt in ihren Spiegelungen, Berlin 1887, S. 101). Allerdings wird es häufig sehr schwierig sein die inneren Beziehungen zwischen dem geistigen Berhalten des Menschen und der umgebenden Natur (incmäs ambinnts oder Lurrounclinx) zn bestimmen, und auch hierin sind früher die Versuche gerade nicht immer glücklich ausgeschlagen (so trotz aller umfangreichen Gelehrsamkeit noch bei Th. Buckle); aber diese anfängliche Schwierigkeit und Dunkelheit wird schwinden, je mehr eben das zur Vergleichung verfügbare Material zunimmt. „Als mit Beginn ernstlicher Forschung in der Ethnologie das darin angesammelte Material sich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerksamkeit bald gefesselt durch die Gleichartigkeit und Uebereinstimmung der Vorstellungen, wie sie aus den verschiedensten Gegenden sich mit einander deckten, unter ihren localen Variationen. Früher mar man durch solche manchmal bei oberflächlicher Beobachtung getäuscht worden, mit näherem Eindringen ließ sich bald jedoch die nur local bedingte Färbung von dem überall gleichartigen darunter waltenden Gesetz scheiden. Anfangs war man noch geneigt, wenn fravvirt, vom Zufall zu sprechen, aber ein stets wiederholter Zufall negirt sich selbst. Dann wunderte man sich über die wunderbaren Comcidenzen, und bald mar, wie immer der geheime Bautrieb° bereit, seine Hypothesen aufzustellen, in Uebertragungen und Künsteleien monströse Völkerbeziehungen schürzend. Dies war der gefährlichste Feind für den gesunden Fortschritt der Ethnologie, besonders auf so schlüpfrigem Gebiet wie das Psychische . . . Jetzt in Folge des sich theilmeise erschöpfenden Materials haben leitende Gesetze sich von selbst zusammengeschlossen und dürfen so, als nicht mit subjectiver Absicht, sondern rein objectiv gewonnen, auf naturgemäße Begründung Anspruch machen. Von allen Seiten, aus allen Continenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschengedanke entgegen, mit eiserner Nothwendigkeit . . . Allerdings ist unter klimatischen (oder localen) Variationen anders die Tanne des Nordens, anders die Palme der Tropen; aber in beiden schafft ein gleiches Wachstumsgesetz, das sich für das pflanzliche Ganze auf wissenschaftliche Normen zurückführen läßt. Und so finden mir den Griechen unter seinem heiteren Himmel von einer anderen Götterwelt geistiger Schöpfungen umgeben, als den Scemdinavier an nebliger Küste, anders die Mythologie des Inders in wunderbaren Gestaltungen des Urwalds, uin diesen zu entsprechen, und so über weite Meeresflächen treibend die des Polynesiers. Ueberall aber gelangt ein schärferes Vordringen der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihrem primären Elementargedanken, unter dem Gange des einwohnenden Entwicklungsgesetzes, festzustellen für die religiösen ebensowohl, wie für die rechtlichen und ästhetischen Anschauungen. Also diese Erforschung der in den gesellschaftlichen Denkfhovfungen manifestirten Wachstumsgesetze des Menschengeistes, das, wie gesagt, bildet die Aufgaben der Ethinologie, um mitzuhelfen bei der Begründung einer Wissenschaft vom Menschen!" (Der Völkergedanke, im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen Berlin 1881 S. 8 ff). Deshalb betrachtet auch unser Forscher feine ganze riesenhafte Arbeit als einer Gedankenstatistik, im Ueberblick dessen, was in Religion und Philosophie auf dem Erdenrund jemals und überall gedacht ist; als eine (freilich noch in ihren ersten Grundzügen kaum begonnene) inductive Geschichte der menschlichen Vernunft, frei von, allen historischen und linguistischen Schranken, eine Entwicklung des menschlichen Geistes.

Aber wird mit dieser, wenn auch kühnen, so doch nicht unbedenklichen Gleichgiltigkeit gegen die gleichsam durch die Natur vorgeschriebenen Rubriken der geschichtlichen Betrachtung nicht ein wildes Chaos der buntesten Willkürlichkeiten und Widersprüche heraufbeschworen? Diese Befürchtung ist es namentlich, welche seitens des streng geschulten Historikers immer noch, wie schon bemerkt, eine unbefangene Würdigung der Ethnologie erschwert. Zunächst muß man sich erinnern, daß unsere Wissenschaft es in erster Linie mit den Anfängen der socialen Entwicklung zu thun hat, die eben, wie verschiedentlich hervorgehoben, durchweg eine überraschende Gleichförmigkeit zeigen, die Geschichtswissenschaft dagegen mit den comvlicirteren Gebilden einer besonderen völkergeschichtlichen Differenzirung; je weiter vorgeschritten diese ist, desto individueller muß sie sein und demgemäß von anderen charakteristisch abweichen. Sodann ergiebt sich ohne weiteren Beweis von selbst, daß jene vergleichende, psychologische Behandlung keines besonderen Rahmens mehr bedarf, wie ihn die Historiographie in der Chronologie besitzt; was sollte sie auch mit der Zeitbestimmung, wo es sich nur um die Feststellung allgemeiner psychologischer Gesetze handelt? „Als erste ist hier die Frage zu stellen, wie weit ein geschichtlicher Gesichtspunkt in die Ethnologie überhaupt hineingetragen werden darf oder wie weit er für dieselbe zulässig ist. Jedenfalls doch nur soweit, wie eine geschichtlich gesicherte Basis gebreitet ist als an sich erforderliche Unterlage, um überhaupt festen Fuß zu fassen. Die Geschichte hat aus den verschiedenen Epochen ihrer Geschichtsvölker die Documente vor sich liegen, und ihre Kunst erweist sich darin, den hier historisch verbindenden Faden für belehrende Aufklärungen weiter zu weben. Dieser ganze Apparat fällt von vorne herein aus, wenn es sich um chfriftlose Naturvölker handelt. Wir treffen sie so, wie sie beim Auftauchen in der Entdeckung sich für die Tarstellung gestaltet haben, vielleicht noch mit dem schwachen Nachhall einiger Traditionen in die letzt vergangenen Jahrhunderte zurück. Darüber hinaus Alles dunkle Nacht, das Rollen des Po im polynesischen Ausdruck. Was also wäre hier alt, was jung? . . . Uralt klingt meinem Ohr das, worin Ursprüngliches noch tönt, und uralt deshalb jene Liederklänge Hawaiiis, gleich alt vielleicht mit denen Hesiods . . . Die Ethnologie hat nun aber, um ihre wissenschaftliche Behandlung durch die Induction zu ermöglichen, solche ethnische Geistesorganismen zu sammeln, typischoriginell in sämmtlichen Variationen, um dann mit den Differenzen ihre Differentialgleichungen anzusetzen. Das Entscheidende über die Originalität des Typus liegt dabei für uns klar verständlich darin, das Bild der Naturstämme ungetrübt zu gewinnen vor dein Contact mit unserer Eivilisation oder, da dies unthunlich ist, in diesem Moment des Eontactes selbst." (Zur jienntniß Hawaiiis, Berlin 1883, S. 125 ff). Für die Probleme der vergleichenden Ethnologie hat die Begrenzung des Stoffs nach den Tafeln der sogenannten Weltgeschichte durchaus keinen

Werth und Sinn. Handelt es sich z. B. um das Vorkommen irgend einer bedeutsamen sittlichen oder rechtlichen Institution, sagen wir des Patriarchats, so ist es offenbar ganz gleichgiltig, weil für das Wesen dieses sociologischen Begriffes nichtssagend, ob ich die einzelnen Völker, bei denen diese Structur nachweislich vorkommt, innerhalb ihrer geschichtlichen Chronologie aufführe, also die Lykier z. B. neben die heutigen Malayen auf Sumatra setze. Dagegen ist entscheidend die gleich sociale Organisationsstufe, die eben über die Rassen- und Zeitunterschiede hinweggreift und in gewissen allgemein menschlichen Anlagen biologischer und socialer Ratur sich letzten Endes begründet. „Während die Ethnologie die psychischen Elementarvorgänge im Menschenleben comvarativ für die einzelnen Kreisungen überblickt und in jedem derselben nach den Anlagen einwurzelnder Keime genetisch verfolgt, liegt es der concreten Geschichte ob, der aus den Resultaten geographischer Natureinflüsse für den Wildzustand sowohl, wie aus den geistigen Motoren der in Rechtswirkungen erblühenden Cultur geschürzten Knoten des Problems für jeden einzelnen Fall erklärend zu lösen." (Allg. Grundzüge der Ethnologie, Vorrede S. 11. Berlin 1884). Deshalb kann auch bei einigermaßen vorurtheilsfreier Prüfung des Thatbestandes zwischen der universellen ethnologischen und der chronologischen und topographisch bedingten historischen Auffassung kein Streit bestehen, sondern es müßte — was leider aber nicht zutrifft — das beste Einvernehmen herrschen.

Das wäre in großen Zügen die kritische Begründung der Methode der naturwissenschaftlichen, auf dem weiten Material der Vergleichenungen fussenden Psychologie der Ethnologie; ihre Aufgabe aber hier auch dem ganzen Umfange nach schildern zu wollen, würde uns selbstredend viel zu weit führen. Es muß vielmehr genügen, wenn wir aus der unendlichen Fülle des Stoffs nur einige besondere interessante Cavitel herausheben, um in ihnen zugleich die Bildung und Entwicklung unserer religiösen und sittlichen Ideen zu veranschaulichen. Abstrahiren wir, soweit dies eben möglich ist, von dem ganzen Gewebe unserer speculativen Begriffe, die uns fest umschlingen, suchen wir den Endpunkt dieser logischen Gebilde zu erfassen, indem wir uns die Frage vorlegen: welches sind die einfachsten Grundzüge des Weltbildes, wie es sich im Kopfe eines von der Bildung noch nicht verfälschten Naturmenschen abspiegelt? Darauf antwortet Bastian folgendermaßen: „Indem der Wilde in der analytischen Zersetzungsarbeit dessen, was er vor sich sieht, rasch erschläfft, indem er die Existenz des Unbekannten als solchen zugiebt und mit den zugetheilten Namen in seine Gedankenreihen einführt, so hat er sich damit selbstmillig einen Despoten gesetzt, dem er knechtisch und demüthig zu dienen hat, ehe es dem Denken später einmal gelingen wird, ihn in seine constituirenden Elemente aufzulösen und dieselben im fortschreitenden Verständnis; zu bemeistern. Der Mensch lebt im Horizont seiner eigenen Anschauungen, innerhalb der objectiv projectirten Schöpfungen, die ihn in einer engen Kreislinie festbannen, bis er sich aufschwingt, die Identität der subjectiven Gesetze mit denen des Alls zu erklären. Er ist stets von den Vorstellungen beherrscht, die in ihm das Uebergemicht gewinnen, in dem Studium edelster Humanitätsblüthe sowohl, wie in dem kryptogamischen der Wilden. Mit Aufnahme des Unbekannten hat der Wilde eine unbegrenzte Größe in seine Gedankenreihen zugelassen, ein X von nicht deftnirtem und nicht definirbarem Werths, das bei allen geistigenBerechnungen, bei jedem Abwägen neben einander schwingender Gedankenseiten für diejenigen, worin es eingeht, den Ausschlag geben, diese als die schwerste zur dominirenden machen muß. Der Wilde ist fortan rettungslos der Tyrannei dieses Unbekannten unterworfen. Er sieht es überall um sich, aus jedem Naturgegenstand hervorbllickend, er wagt keinen derselben zu berühren; selbst die Pflanze, die als Nahrung zur Lebensunterhaltung nothwendig ist, darf nur unter sühnenden Cerimonien gepflückt werden." (Beiträge zur vergleichenden Psychologie S. 9 ff). Deshalb fühlt sich der Naturmensch auch immer unter Seinesgleichen am wohlsten, während alles Anomale — sei es übermenschlich, sei es cretinhaft verkümmert — ihm ein unbestimmtes Furchtgefühl erweckt. Daher auch der übermächtige, ergreifende Eindruck, welchen der Tod auf feine sensible Phantasie ausübt. „Wenn der Nebenmenfch (mit dem er bis dahin ruhig formlos verkehrt hat> dem Tode anHeim fällt, dann ist diese Identität gebrochen, dann sieht er auch in der körperlichen Hülle feines bisherigen Mitmenschen ein ihm fremdes Naturobject, dann fühlt er auch aus ihm den Schauer des Unbekannten ausströmen, und dann bringt er zitternd Huldigung dar, bis eine edlere Weltanschauung die Ahnen der Abgeschiedenen aus spukenden Gespenstern in gütige und schützende Heroen verwandelt." Und wie der Tod dem Wilden nur erklärlich ist als ein plötzlicher Eingriff in den normalen Lauf des Lebens, so ist für ihn auch die Krankheit das Werk eines schadmfrohen Tämonen, gegen den selbst die heilkräftige Fürbitte eines Priesters oft machtlos ist. So erklärt sich unter dem Hinzutritt anderweitiger Momente <z. B. von Traumerscheinungen) oder Analogien körperlicher Art (z. B. des Alhems und Blutes) der ertreme Spiritualismus, vermöge dessen die regsame Einbildungskraft des Wilden die ganze ihm zugängliche Welt bevölkert mit einer Schaar geistiger Wesen, von den fratenhaft verzerrten Gestalten eines blöden Fetischismus bis zu den erhabensten, im Lichte dichterischer Verklärung hellglänzenden göttlichen Gestalten, wie sie uns in bunter Fülle die Mythologien der verschiedensten Völker aufbewahrt haben. In den Göttern lebt und spiegelt sich der Mensch, und deshalb ist die Geschichte seiner Religion zugleich auch unmittelbar ein getreues Bild seiner gesummten geistigen und sittlichen Entwickelnn. Aus den ursprünglich auf einen engen Bezirk beschränkten clivi irmnos wird dann im Laufe der Zeit, durch Verschiebung localer Beziehungen und Bildung von größeren Stammesgenoffenschaften ein göttlich verehrter Heros und in noch weiterer Ausdehnung für ein ganzes Volk ein siegreicher Gott, der im Kampfe mit den Rivalen sich als der mächtigere erweist und die alten Olympier entthront. Diese sinken dann im Volksglauben zu Potenzen zweiten und dritten Ranges herab, oder sie werden in scharf dualistischen Systemen gar zur Hölle hinabgesandt — das widerfuhr z. B. den indischen Gottheiten bei den Persern. Auf der anderen Seite entwickelt sich mit der steigenden Civilisation und der philosophischen Schulung des Glaubens der Begriff der Seele in immer neuen Formen weiter, bis er in der furchtbarsten, alle persönliche Freiheit schlechterdings ausschließenden Härte der Metempsychose (wie in den ägyptischen und indischen Systemen) gipfelt; hat doch gerade die verheißene Erlösung von diesem entsetzlichen Kreislaufe der Existenzen dem Buddhismus, der dafür die Ruhe des unpersönlichen Nirwana einsetzte, die ungezählten Schaaren seiner heilsbedürftigen Bekenner in die Arme getrieben. Und doch war in dieser ursprünglich altheidnischen Religion die alte Idee der Wiedergeburt so wirksam, daß selbst hier in der sich ewig erneuernden Person des Dalai Lama der fleischgewordene Gott den Gläubigen bis an das Ende aller Sage erscheint.

Wie so die vergleichende Ethnologie das Wachsthum der religiösen Ideen in ihren verschiedenen Entfaltungen als einen naturgesetzlichen, jeglicher individuellen Willkür entrückten Proceß kennen gelehrt hat, so eröffnet sie uns zugleich einen vollen Einblick in die Struktur des gesellschaftlichen Lebens, und damit in die Einrichtung des Rechts. Auch hier wird man sich gewöhnen müssen, von der bisherigen, nur speculativen Ableitung aus bestimmten apriorischen Wahrheiten Abstand zu nehmen und die einzelnen Rechtsbestimmungen vielmehr als concreten Niederschlag der socialen Gesetze aufzufassen. Daher wechselt der Inhalt dieser Normen je mit dem Charakter dieser maßgebenden socialen Verhältnisse, und was der einen Stuse als heilig und billig erscheint, verfällt auf der anderen strenger Ahndung. Anfänglich auf den kleinen Bezirk der blutsverwandten

Stammesgenossenschaften beschränkt, die sich, soweit eben möglich, nach Außen hermetisch abschließen, tritt mit dem Einsetzen erogamischer Ehebündnisse und dem Abschluß eines damit bedingten Handelsverkehrs eine Erweiterung dieser engbegrenzten Nechtssätze ein, bis aus den kleinen Verbänden im Laufe der Zeit sich ein Volksthum unter monarchischer Verwaltung entwickelt. „Unter Einsetzen geschichtlicher Bewegung erhält das Königthum dann eine völlig veränderte Phasenmcmmdlung, durch Herabsinken der eingeborenen Schichtung beim Ueberschieben einer aristokratischen der Eroberung, deren siegreicher Leiter, als Fürst auf den Schild erhaben, nun die Getreuen des aus den Gleichaltrigen gebildeten Gefolges mit Landesvertheilungen belohnt und so bei der Besitzergreifung auf Terrain die Institutionen des Feudalismus auf historischen Boden verpflanzt." (Allg. Grundzüge S. 49). Und auch hier, wie in der Mythologie finden sich trotz der unendlichen Abweichungen in den einzelnen Volkstypen gewisse schlechthin universelle Bestimmungen des socialen Zevens, die sich überall wiederholen. Zu solchen primären oder Elementargedanken gehört (um den Bastian'schen Ausdruck beizubehalten) z. B. die eigenthümliche matricirchale Struktur der primitiven Geschlechtsgenossenschaften mit stark ausgeprägten kommunistischen Zügen, die Entwicklung der Häuptlingschaft, des Feudalismus in seinen verschiedenen Verzweigungen, des Priesterkönigthums u. s. w. Rasse und Jahrhundert spielen auch hier keine Rolle; entscheidend ist nur die gleiche sociale Organisationsstufe, ob sich diese nun bei den Chinesen, Germanen, Malayen oder anderen völlig stammfremden Völkern vorfindet.

Zum Schluß noch ein Wort über den viel angefochtenen Stil Bastians. Freilich, wer seine Schriften als bloße Unterhaltungslectüre benutzen wollte, eine bunte Folge von Reiseabenteuern erwartend, der würde sich schwer getäuscht sehen; aber auch für die Vertreter anderer wissenschaftlichen Disciplinen älteren Datums, wie Geschichte und Philologie, ist die abfällige Kritik sehr wohlfeil, da sie selbst in ausgetretenen Gleisen wandern. Anders hier in einer neuen, kaum gegründeten Forschung, wo erst die jüngste Gegenwart die Grundsätze der methodischen Untersuchung festgesetzt und begründet hat; und eben aus diesem Grunde sind diese Vorwürfe ungerechtfertigt, weil eo unserem Gewährsmann in erster Linie, wie er öfter ausgesprochen, nur auf eine möglichst ausgedehnte Materialansamlnung ankommt, während er die formelle Abrundung und Verarbeitung der gesammelten Schätze gern der Zukunft überläßt. Endlich darf man nicht vergessen, daß für eine so weit ausschauende Vergleichung, wie sie eben dem Altmeister der Ethnologie möglich ist, wo von allen Seiten die gleichartigen Ideen und Parallelen von selbst sich ausdrängen, die Schwierigkeiten einer klar abgegrenzten Anordnung eine unendlich viel größere ist, als für den engen Bezirk der meisten historischen und linguistischen Fächer. Ja diese Gefahr wächst um so mehr, als sich die Probleme der psychischen Anthropologie, wie wir hoffentlich erwiesen haben, auf das engste mit den dunkelsten Fragen der Erkenntnißtheorie berühren und formt geeignet sind, eine vollständige Umwälzung der ganzen Weltanschauung herbeizuführen.

Die Kelten in ^ üd-Oesterreich
Ein Capitel europäischer Urgeschichte.*)
von
ZNoriz Hoernes.
— Wien, -
I.

ür das Auge des Historikers steht hinter jeder geschichtlichen Größe eine dräuende Schattengestalt, die ^ Nachrichten und Erbe zugleich — sich allmählich verdichtet und riesig anschwillt, bis jene zum Falle reif und ihre eigene Zeit gekommen ist, die Zeit, in der sie, von der Weltsonne beschienen, hervortritt und in das Antlitz der Erde ihre Fußtapfen eindrückt. So stehen die Nordvölker Europas hinter jenen des klassischen Alterthums. Während die altclassischen Völker zur Bewunderung aller Folgezeiten an der Erfüllung ihrer Mission arbeiteten, die edle antike Gesittung schufen, den Orient hellenisirten und Italien als den Sitz einer künftigen Weltmacht einrichteten, wetterleuchtete es schon hinter den Bergen, welche die Landfeste unseres Erdtheils von den Halbinseln im

*) In den Tagen vom 5. bis 10. Augnst findet in Wien ein gemeinsamer Congress der Deutschen nnd der Wiener Anthropologischen Gesellschaft statt, welcher zugleich die X X. regelmäßige Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft bildet. Die Wahl dieses Versammlnngsortes rechtfertigt sich unter Anderem durch den auszcrordeitlichen Reichthum an urgeschichtlichen Denkmälern, welche in Wien aufgesammelt sind. Dieselben wurden igrößtentheils in den letzten Jahren für die prähistorische Sammlng des k. k. natnrhistorischen Hofmuseums durch umfassende Ausgrabungen im Süden der Monarchie gewonnen. An diesen Arbelln, die von allen Urgefchlchtsforschern Europas — dem Altmeister dieser Wissenschaft in Deutschland, Herrn Rudolf Virchow, voran — als epochemachend anerkannt wurden, hat der Verfasser seit einer Reihe von Jahren durch Leitung verschiedener Ausgrabungen Süden abscheiden, wie von einem bis in die Wolken geschwungenen Richtbeil; und manchmal dröhnte ein dumpfer Donnerschlag wie zur Verkündigung, daß das Gewitter sich nicht verziehe, sondern herannahe. Ein solcher Donner, vor dem Italien erbebt, mar der Einbruch der Kelten unter Brennus am Beginne des vierten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung. Das junge Rom sank wie geblendet in die Kniee; aber alsbald raffte es sich wieder empor, ergriff Schild und Schwert und begann den Vernichtungskamps gegen die flachshaarigen Eindringlinge. Nicht lange nachher vernahm auch der Osten der antiken Welt ein fernes Grollen. Als Alexander, des Philippus Sohn, auf seinem Feldzuge gegen die jenseits des Balkans mohnenden Thraker weit in den Norden der Halbinsel vordrang, kamen, wie Ptolemäus-Lagi (bei Strabo Buch VII. paß. 301) berichtet, Kelten, die um die Adri a herum seßhaft waren, zu dem Könige, um Freundschaft und Gastverbindung mit ihm zu schließen. Der große Alexander nahm sie freundlich auf und unterhielt sich mit ihnen beim Trinkgelage, wobei er unter Anderem fragte, was sie am meisten fürchteten. Er erwartete, sie würden ihn selbst als den Gegenstand ihrer größten Sorge bezeichnen. Die Kelten vom Rande der Adria anworteten jedoch: „Nichts! außer, daß etwa der Himmel einstürze." Doch würden sie die Freundschaft eines Mannes, wie des Königs von Macedonien, über Alles hochschätzen! Dieses Wort erinnert an den Ausspruch, welchen vor nicht langer Zeit der größte Deutsche iin Hinblick auf drohende, kriegslustige Grenznachbarn gethan hat. Strabo citirt es als Beleg für die furchtlose Geradheit und derbe Unerschrockenheit der nordischen Barbaren nebst anderen Zeugnissen „einer gewissen volksthümlichen Einfalt", wodurch sich die Nordländer nach der Meinung dieses Griechen von den Südvölkern auszeichneten. Es ist ja bekannt, daß die Hellenen in Mythen und dunklen Nachrichten seit uralter Zeit bei den Volksstämmen, die hoch oben „jenseits des Boreas" hausten, eine Art Paradies der schlichten Biederkeit und Gerechtigkeit vermuthet haben. Und mit Recht sagt Kaspar Zeuß von der Urzeit der Kelten und Germanen: „Als Herodot am Pontus nach den Völkern der Nordmelt forschte, saßen sie, von dem wißbegierigen Wanderer nicht einmal erfragt.

und durch Mittheilung ihrer Ergebnisse in Fachzeitschriften teilgenommen. Hier versucht er es, eines der wichtigsten Probleme der österreichischen PräHistorie, nämlich die Ablösung deS sogenannten „Hallstätter" Formenkreises durch die La-TsneEultur" und den Charakter der letztgenannten an der Hand der Fundthatsachen für ein größeres Publicum darzustellen. Er hofft dadurch etwas dazu beizutragen, daß die Ziele jenes Congresses in einem weiteren Kreise bekannt werden, und das; seine Früchte jene allseilige Theilnahme finden, welche sie gewiß verdienen werden. Die Resultate zahlreicher von Wien, Laibach und Trieft aus unternommener Localforschungen an specific schen La-T^ne-Culturstätten harren ^derzeit noch ihrer Publikation, werden jedoch den Besuchern des Congresses durch Autopsie zugänglich sein. In den Ausstellungen und Verhandlungen desselben wird man sonach mich die Illustrationen und näheren Ausführungen des hier behandelten Gegenstandes finden.

in mhiger Stille an den Nordküsten, ebenbürtig den gebildeten Völkern des Südens, welche ihre bewunderten Geistesdenkmäler durch die glücklich unter ihnen entwickelte Buchstabenschrift der Nachwelt überlieferten und in der üppigen belebenden Natur des Südlandes sich der Ausbildung der Rede und Kunst zuwandten, während jene im rauheren Norden, von der Vorsehung wie zuin Kriegswerkzeug aufbewahrt, um eine neue Weltgestaltung herbeizuführen, als kräftige Natursöhne lebten."

Die Neuschöpfung der gealterten „clasfischen" Welt durch die Völker Mittel- und Nordeuropas vollzog sich unter furchtbaren Erschütterungen, nach einem Ringen Brust an Brust, aus welchem die antike Welt Anfangs siegreich hervorzugehen schien. Seit jene gallischen Kelten, wie eine erste Volkswoge, die den ungeschützten Strand überspült, in Italien und später in Griechenland eindrangn und bis nach Asien hinüberflutheten, machte die Welt des Südens immer entschiedener Front gegen den Norden und baute Damm auf Damm, schob ihre Wehren und Schutzbauten immer höher hinauf in die unwirthlichen Gebirgs- und Waldländer Mitteleuropas. Erst mußten die Alpen, dann die Donau und der Rhein als unverletzliche Grenzscheide gegen die Barbaren Italien, Hellas und alle im Kreise um das Mittelmeer gelagerten, von hellerem Sonnenstrahl beschienen Landschaften vor dem Einbruch der Nachtvölker decken. In diesem Ringen wurde die erste Schlachtenreihe der letzteren, die Kelten (sammt Den., was sich von germanischen Stämmen gewaltsam dazwischen schob, wie die Cimbern und Teutonen) nahezu völlig aufgerieben, nicht vernichtet, aber atomisirt, seiner Selbstständigkeit beraubt, durch Kriege gebrochen, unterworfen und assimilirt. Dieser Akt des großen Dramas, mit dem die neuere Geschichte beginnt, stüllt eines der ältesten, aber auch der merkwürdigsten Capitel in den Rollen, welche die Geschicke unseres Vaterlandes aufgezeichnet bewahren. Der allgemeine Hergang der Ereignisse ist längst erkannt und in den äußeren Zügen nach den Berichten alter Schriftsteller unzweifelhaft festgestellt. Die südlichsten Theile des gegenwärtigen Kaiserstaates Oesterreich, die Ostalpenländer und das Küstengebiet, waren in den ältesten Zeiten, aus welchen uns Völkernamen überliefert sind, bewohnt von Stämmen, die — den Südvölkern verwandt — gleichsam eine Vormauer derselben gegen den Norden bildeten. So saßen in Tirol und der Ostschweiz die Rhätier, ein Volk gleicher Abstammung wie die Etrusker, die auf der südlich angrenzenden Halbinsel seit unvordenklicher Zeit eine wichtige Rolle gespielt und durch Uebernahme ägyptischer und nordasiatischer (später griechischer) Culturelemente dem Einfluß des Orients auf das Abendland eine breite Bahn geöfnet haben. So dehnten sich weiter östlich von den RIMiern, in Kärnten, Krain und auf dem Küstenlande die Jllyrer aus, lange Zeit in ununterbrochenem Zusammenhange mit ihren Stammesbrüdern, welche an der Ostküste Italiens hinab bis an's Ende der Halbinsel und ebenso ini Westen der Balkanhalbinsel bis zu den Grenzen der griechischen Zunge seßhaft waren. Diesen Völkern siel ein eigenthümliches Loos. In der Urzeit, deren Schleier durch Ausgrabungen und tiefere Quellenstudien zu lüften, erst unseren Tagen vergönnt war, befanden sie sich im Besitze gleicher Cultur mit den nachmals klassischen Südvölkern. Jene alterthümlichen Lebensformen, welche in den Gesängen Homers unserer Anschauung erschlossen sind, herrschten gleichmäßig im Ursprungsgebiet dieser Lieder, wie bei den nördlichen Nachbarn der Griechen, den Thrakern und Jlluriern. Der Verbreitungsbezirk dieser Cultur in Mitteleuropa scheint sich ungefähr mit dem zu decken, was man nach dem Formenschatz des reichsten urgeschichtlichen Fundplatzes in Europa als „Hallstätter Culturkreis" bezeichnet hat. Der Stil dieses Lebens und dieser Kunst, die uns auch höchst belehrende figürliche Darstellungen hinterlassen hat, ist im Vergleich zur späteren classischen Civilisation ein primitiver, archaischer. Er ruht in der Hauptsache auf einem Fortleben jener Erscheinungen, welche in einer früheren Periode der menschlichen Kraftentfaltung, der sogenannten Bronzezeit, sich ausgebildet haben, und ist bereichert durch die Aufnahme des Eisens unter die zu Waffen und Werkzeugen verarbeiteten Stoffe, sowie durch einen (namentlich in der ästhetischen Seite des Lebens) unverkennbar hervortretenden Einfluß des semitischen Orients. Diese alterthümliche Stufe wurde unter der wärmeren Sonne des Südens bald überwunden, und spät erst, in unserer überall auf den Grund eindringenden Gegenwart, sind sie, tief unter dem Schutt der späteren Cultus- und Wohnstätten in Unteritalien wie auf der Pelopsinsel wieder zu Tage gefördert worden.

Bei jenen nördlichen Stämmen, namentlich bei den Jlluriern, blieb aber diese seltsam gemengte Cultur mit ihrer Technik und ihrem Stile noch lange in Geltung. Es trat hier, nachdem ein gewisser Höhepunkt der Entwicklung erreicht mar, ein Stillstand ein, der für die geschichtliche Betrachtung nothwendig die Form eines Rückschrittes annimmt. Denn mährend die südlichen Nachbarn und Stammverwandten dem Gipfel, antiker Größe zueilen, werden jene Andern arme und verachtete Barbaren. Durch die Entwicklung der griechischen Colonisation, durch das herrische Auftreten der ackerbautreibenden hochcivilisirten Hellenen an den Nordküsten der mittelländischen Gewässer bildet sich dann jener scharfe und feindselige Gegensatz heraus, der die Eingeborenen gleichsam in die Wüste zurückstieß und alle Verbindungen mit ihnen aufhob. Der nordische Bernstein, den die illyrischen Stämme sonst dm Griechen zubrachten, wird nicht mehr geschätzt. Sie arbeiten noch emsig in ihrer alten vorzüglichen Metalltechnik fort, aber sie machen keine Fortschritte, keine Erfindungen mehr; selbst wo sie sich zu bildlichen Darstellungen aufschwingen, verfallen sie einer unsäglichen Dürftigkeit der Motive, die auf einige uralte Vorbilder zurückgehen. So erscheinen sie reif zum Falle; und die Geschichte säumt nicht, dieses Urtheil zu vollstrecken. Die Vormauer der Südvölker wird von zwei Seiten unterwühlt und durchbrochen: von Norden her durch den Andrang der Kelten, von Süden durch die Machtausbreitung Roms. Die italischen Jllyrer werden hellenisirt und später roinanisirt, der illyrische Staat auf der Balkanhalbinsel von den Römern bezwungen; in das Gebiet der nordilluischen Stämme sind schon früher die keltischen Eroberer zerrüttend und auflösend eingedrungen.

Dieses geschah ungefähr um dieselbe Zeit, wie jener Stoß in's Herz Italiens, vor welchem Rom betäubt hinsank. Damals hat das gallische Nordvolk in ungestümem Anprall aus weite Strecken die Schranken niedergebrochen, welche ihre Heimat von den blühenden Südländern trennten, und zum Theil von den letzteren Besitz genommen. Es war ein äußerlich sehr ähnliches Vorspiel der großen constituirenden Völkerwanderung, als deren Hauptactoren viele Jahrhunderte später die germanischen Völker auftreten. Und im Grunde ist die Aehnlichkeit der beiden Ereignisse, wie verschieden auch ihre Dimensionen, Hauptrichtungen und Eonsequenzen gewesen sind, nicht bloß eine äußerliche. Es ist sehr bedeutsam, daß uns von den alten Schriftstellern des Südens nahezu die gleichen anthropologischen Merkmale für Kelten und Germanen überliefert werden. Physisch von gleicher Beschaffenheit wie die Germanen, welchen sie nach den Zeugnissen des Cäsar und Tacitus ehemед überlegen waren, haben die Kelten durch ihre längere Seßhaftigkeit im milden westlichen Europa und wahrscheinlich auch durch die Herrschaft über eine dort einheimische schwächere Rasse, von der sie ihre Felder bestellen ließen, manche der strengen Tugenden abgelegt, welche die Germanen iin rauen Norddeutschland treu bewahrten. Die gleiche Wucht des Ansturms, aus dem gleichen Schooß entsprungen, fällt doch nicht mit dem gleichen Gewicht in die Wagschale, da nicht dieselben Qualitäten hinter ihr stehen. Es mar zu allen Zeiten das Schicksal Frankreichs, zwei grundverschiedene Rassenelemente zu beherbergen, von welchen das eine, herrschsüchtig und kriegslustig, voll Energie, aber durch den Contact mit dein anderen Elemente moralisch geschwächt, seine Unternehmungen in die Ferne richtet und Europa erschüttert (Kelten- und Frankenzüge, Kreuzzüge, Napoleon Ü), während das andere, emsig und friedfertig, die fruchtbare Scholle bebaut und die Wunden heilt, welche jenes dem Nationalwohlstande schlägt.

Die Borläufer und prähistorischen Urbilder der Kriegsschaaren Karls des Großen, Gottfrieds von Bouillon und des corsischen Dictators zogen von ihren Sitzen am westlichen Ocean aus und schlugen verschiedene Wege ein, wie dies bei planlosen, elementaren Bewegungen fast natürlich ist. Ein Theil stieg über die grajischen Alpen in die Paduslandschaft hinab und gründete sich dort auf Kosten der Etrusker neue ausgedehnte Wohnsitze. Andere Massen wälzten sich über den Rhein, und die Donau, an deren fruchtbaren Gelände» sie sich niederließen, ward ihnen, was jenen Anderen der Hauptstrom Oberitaliens. In späterer Zeit erzählte man ihre Wanderungen in Gestalt einer Geschichte von den beiden Königsneffen Bellovesus und Sigovesus; die Historiker glaubten auf den Grund der Ereignisse zu gehen, wenn sie diese Sage verwarfen und von angeborener Abenteuerlust des keltischen Stammes sprachen. Wir erkennen auch hier jenes Naturgesetz, welches die geschichtlichen Umwälzungen beherrscht: das Gesetz, nach welchem schwächere Völker die Beute der stärkeren werden müssen, sowie sich Beziehungen zwischen ihnen anknüpfen. Genau so, wie damals die Etrusker zwischen Römern und Kelten zerquetscht wurden, sind später die Kellen selbst zwischen Römern und Germanen aufgerieben worden. Damals aber waren sie, wie bereits erwähnt, nicht nur die Germanen, sondern an Kriegskunst sogar den Römern überlegen, und die Römer selbst haben anerkannt, daß es ihnen beschieden sei mit allen anderen Völkern um Ehre und Gewinn, mit den Kelten aber um ihre Eristenz unaufhörlich zu ringen.

Um wieviel mehr niußten sich die Kelten als geborene Herren und Eroberer der Barbarenländer an den Quellen der Donau und öen fruchtbaren Ufern dieses Stromes betrachten! Wie sie uns von den griechischen und römischen Berichterstattern in satten Farben geschildert werden, erscheinen sie zudem so recht geschaffen, als unerbittliche und nachdrückliche Vollstrecker jenes Naturgesetzes Etruskern und Jlhriern gegenüber aufzutreten. Physisch von den Südvölkern durchaus verschieden, hochgewachsen, mit weißer Hautfarbe, blondem Haar und blauen Augen, zeigen sie auch in ihrem Geist und Charakter eine von clafsischer Zucht und Sitte

völlig abweichende Art. Dem stillen Treiben des Feldbaus und der ländlichen Seßhaftigkeit abhold, lieben sie die Emotion entweder in der Gestalt eines ungebundenen Hirtenlebens oder in dem turbulenten Getriebe ihrer Flecken und Städte, wo ihre Prahlucht und Redelust ein weites Feld und reichliche Nahrung findet. Am willkommensten aber ist ihnen der Kampf, sowohl in der dem klassischen Alterthum unbekannten Form des Duells, als im Ringen der ausziehenden Gewalthaufen nach neuen Wohnsitzen und ruhmvoller BethStigung auf dem Schlachtfelde. Uebrigens gar so ausschließlich zum Unsegen und gar so ohnmächtig zu Neuschöpfungen an Stelle der von ihnen aufgelösten Ordnungen, wie manche Historiker (auch Mommsen) nach den seindseligen Berichten der altclassischen Schriftsteller die Kelten schildern, ist diese Nation nicht gewesen. Die Kelten haben tatsächlich — was man früher nicht wissen konnte, jetzt aber auf Grund tieferer durch Ausgrabungen gewonnener Einsichten aussprechen darf — eine neue, ihnen eigenthümliche Cultur in weiten Lsnderstrecken zur Herrschaft gebracht. Jene Culturstufe, über welche sie, lange vor der Ausbildung der vrovinzialrömischen Civilisation, verwüstend hingefahren sind, war die alt-mitteleuropäische, in den Errungenschaften der reinen Bronzezeit wurzelnde „Hallstätter Cultur." Ihre Ueberwinderin und Nachfolgerin, zugleich die Vorstufe der vrovinzialrömischen Lebensnormen, ist die keltische, auf einem

Neid und TKd. I., 13

viel ausgedehnteren Gebrauche des Eisens beruhende. Cultur von LaTüne", so genannt nach einem berühmten Pfahlbaufundorte am Neuenburger See in der Schweiz.

Hallstatt- und La-Töne-Cultur, das sind die beiden jüngsten prähistorischen Stufen, die mir fast in dem ganzen weiten Länderkreise Oesterreich-Ungarns an überreichlichen Fundthatfachen studiren können, und welche namentlich im Südosten der Monarchie von geschichtlich bezeugten Stämmen — die erster« von den Jllvriern, die letztere von den Kelten — getragen wurden. Diese beiden Culturen stehen einander im Dunkel der Wälder und Thalschluchten Mitteleuropas gegenüber wie die vordersten, dem Untergange geweihten Schlachtreihen von Süd und Nord, als deren Triarier und unsterbliche Hauptkämpfer die antike römische und die mittelalterliche germanische Cultur erst viel später zum Streit antreten. Die Hallstatt-Cultur ist zweifellos unter Einflüssen entstanden, die wir vom Orient, für Europa speciell von den südlichen Halbinseln des Balkans und des Appenins, herleiten müssen*). Ueber den ersten Ursprung der LaMne-Cultur sind wir dagegen im Unklaren. Wir sehen nur aus den Ergebnissen der in unserer Zeit so schwunghaft betriebenen Ausgrabungsthätigkeit, daß diese Cultur in den Westländern Europas (Gallien) zu typischer Ausbildung gelangt ist und von dort, offenbar durch die keltischen Wanderzüge, nach dem Süden und Osten verbreitet wurde. Welche Einflüsse sie im keltischen Stammland in's Leben riefen, welchen glücklichen Umständen das Erwachen dieses Gebietes zu neuer, vielfach an spätere Entwicklungsstufen der Menschheit erinnernder Thatkraft und Kunstfertigkeit zuzuschreiben ist, darüber erwarten mir Aufschlüsse von der Zukunft, und sie werden nicht ausbleiben. Vorläufig hat man erkannt, daß die Kelten an der Donau und an der Adria nicht als verwüstende Barbaren, sondern als Träger einer neuen, höheren Cultur erschienen sind. Und wieviel sie sich auch von dem Besitz der unterworfenen Völkerschaften angeeignet, jedenfalls haben sie die (keineswegs unbedeutende) Entwicklungsstufe, auf welcher die Römer das Küstenland im Norden der Adria und das Ostalpengebiet antrafen, zur Vollendung gebracht. Die La-Tene-Cultur ist aber nicht nur bis hoch in den skandinavischen Norden hinauf, wohin nie eines Kelten Fuß gedrungen, als Fortschritt und Verbesserung der äußeren Lebensformen dankbar aufgenommen worden; sie hat auch, wie bereits erwähnt, der provinzialrömischen Cultur den Boden bereitet. Ja unter der Aegide

Aelteren Annahmen zufolge, welche gegenwärtig insbesondere von Virchow vertreten werden, hätten wir Italien als das Ursvungsgebiet deu HaUstatt-Cultur in Mitteleuropa anzusehen. Gegen die ausschließliche Verleitung derselben von dieser Halbinsel habe ich in den Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Band 18 Sitznngs-Bcr, S. 58 („zur Frage der ältesten Beziehungen zwischen Mittelund Südeuropa") die Gründe geltend gemacht, wonach auch die Bal k a n h a l b i n s e l theilweise als Ausgangspunkt dieser Cultur in's Auge zu fasse» märe.

derselben lebt sie eigentlich sort, und man erkennt ihre Ausläufer noch in den Erscheinungen der Völkerwanderungszeit und in dem Culturbesitz germanischer Stämme während des neuen Zeitraums, den jene eröffnet. So laufen große geschichtliche Conflictc immer auf einen Verschmelzungsproceß hinaus, wie ja auch der Hauptkampf zwischen der antiken und der germanischen Gesittung und Weltanschauung nicht zu einer Vernichtung des unterliegenden Theiles, sondern zu einer gegenseitigen Durchdringung beider Elemente geführt hat.

Nach dieser Darlegung des Zusammenhanges, welche zwischen den prähistorischen Völkerbewegungen im Ostalpengebiete und der Kulturgeschichte Gesamtmituropas besteht, dürfen wir für jene Kelten, welche dem großen Alexander eine so überraschende Antwort geben, ein gewisses höheres Interesse bei unseren Lesern voraussetzen. Wir dürfen vermuthen, daß es ihnen nicht unwillkommen sein wird, eingeführt zu werden in die Hinterlassenschaft jener Männer, aus deren Worten an den größten König des Alterthums der Hauch des Weltgeistes wehte, der die Nordvölker zu furchtlosem Vordringen gegen den Süden beseelte und antrieb.

II.

Damit treten wir an den Rand zahlloser Gräber und Schutthaufen; wir überschreiten die Schwelle eines stillen ernsten Todtenreiches, dem fast zwei Jahrtausende ungestörter Ruhe vergönnt waren. Mochten die Namen der Alpenkelten, wie sie Ptolemäus, Strabo und Plinius überliefern, in den Geschichtsbüchern fortleben — ihre Asche und ihre Habe, wie sie dieselbe in Gräbern geborgen, unter Waldmoos und Ackererde zurückgelassen, blieben unberührt. Erst das letzte Jahrzehnt, ja erst das letzte Lustrum sah die Auferstehung der Documente, welchen wir die über den Wortlaut alter Schriftquellen weit hinausreichenden Einsichten, deren in den vorstehenden Zeilen gedacht ist, verdanken. Man versuchte wohl schon früher, seit den Anfängen der prähistorischen Wissenschaft, eine Verknüpfung der archäologischen Funde des Nordens mit den Zeugnissen der classischen Schriftsteller. Aber bis vor ganz kurzer Zeit führten diese Bestrebungen nur zu dein (noch heute in vielen ungründlichen Darftellungen festgehaltenen) Jrnthum, Alles was sich nicht unzweideutig als römische oder germanische Hinterlassenschaft zu erkennen gab, den Kelten zuzuschreiben. Ganz abgesehen von dein Mißbrauch, der mit dem Namen und Begriff dieses alten Volkes getrieben wurde, indem man demselben eine mit den Zeugnissen der Classiker ganz unvereinbare Ausdehnung gab, mar es zu einer Art von Glaubensartikel geworden, daß Bronzen mitteleuropäischer Fundorte, wenn sie nicht römisch seien, nothwendig keltisch sein müßten. Was römisch und was nicht-römisch war, unterschied man leicht. Für das Letztgenannte gab Mathias Koch in seinem Werke „über die älteste Bevölkerung Oesterreichs und Baierns" (Leipzig 1856 S. 23 f.) damals folgende bindende Anweisung: „Gräber,

deren ganze Waffen- und Anticaglienbeigabe aus Bronze besteht, sind ausgemacht keltisch und werden nie anders gedeutet werden können. Dasselbe gilt von Gräbern, deren Bestandtheile nur Stein und Bronze mit Bronzemaffen sind. Stein allein und Stein mit Eisen berechtigt zu einem giltigen Schluß auf Germanen (!), was vollends von Eisen allein sich sagen läßt. Bronze und Eisen können auf Kelten und Germanen bezogen werden; aber in solchen Fällen entscheidet die Geschichte der Gegend, wo die Fundstätte sich befindet."

Von diesen Sätzen steht heute kaum einer mehr aufrecht. Die reine Bronzeperiode hat in unseren Gegenden lange vor der keltischen Invasion ihr Ende erreicht. Aber auch Bronze und Eisen in ihrer innigen Schmesterschaft, wie sie unter der Herrschaft der Hallstatt-Cultur auftreten, gehören hier einer Völkergruppe an, die welthistorisch in einem gewissen Gegensatze zu den Kelten steht. Ueberhaupt ist man jetzt davon zurückgekommen, aus dem Materials der Grabbeigaben allein Schlüsse auf die Nationalität der Begrabenen zu ziehen. Nicht einmal aus den Formen, welche gleichsam den Comparativ zu der in dem Materials gegebenen ersten Vergleichungsstufe bilden, kann man die ethnologische Zugehörigkeit der einstigen Besitzer oder Fertiger des prähistorischen Hausrathes mit Sicherheit erschließen. Man kann nur mehr oder niinder stichhaltige Vermuthungen aufstellen, wobei allerdings die literarisch bezeugte Vergangenheit des Gebietes, in welchen! die Fundstelle liegt, ein entscheidendes Wort mitspricht. Auf diesem Wege ist man dahin gelangt, nach den letzten großen Entdeckungen archaischer Nekropolen in Oberitalien, Jstrien, Krain und dem Küstenlande die hier so glänzend vertretene Hallstatt-Cultur den Jllvriern zuzuschreiben. Ja, Paolo Orsi in Syrakus, welcher zuerst in diesem Sinne „8>üls nu<>

„ii eostituirs nn vuuvu ssrupp« g,r<Ks<Io^i<o" geschrieben hat, denkt schon daran, illyrischen Stämmen, die ja einst viel weiter nach Norden hinauf seßhaft waren, auch die Hallstatt-ähnlichen Denkmäler, welche in Steiermark und Niederösterreich südlich der Donau gefunden sind, wie auch die berühmte oberösterreichische Nekrovole selbst, als Eigenthum zu vindiciren.

Auf demselben Wege hat man durch Ausgrabungen in Westeuropa, namentlich in dem keltischen Stammland Gallien, den Zusammenhang der La-Mne-Formen mit diesem nordischen Volkselement festgestellt. Es hat eine an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit, daß iin Bereich der Herrschaft und der Wanderungen keltischer Stämme das stärkere Auftreten jener Formen das Erscheinen der Kelten auf der geschichtlichen Schaubühne anzeigt. Wir werden den bezüglichcn Formenkreis unten, wo wir das Inventar krainischer und küstenländischer Gräber betrachten, näher kennen lernen. Hier sei nur eines Stückes gedacht, das als werthvollster Typus die Nolle einer Leitmuschel in den prähistorischen Schichten Mitteleuropas spielt — der Fibel. Die Fibel der La-Töne-Zeit unterscheidet sich auf's Schärfste von der früheren Gestaltung dieses Toilettenstückes durch die Bildung der beiden Enden des Bügels, indem das rückwärtige, der federnde Kopf, eine in mehrfachen Windungen beiderseits nach auswärts gebogene Spirale bildet, während das vordere Ende, oder der Fuß, nachdem es den Nadelhalter gebildet, schräg nach oben emporsteigt, sich wieder der Mitte des Bügels nähert und mit demselben durch einen Knopf verbunden ist. Diese geringfügigen Details in der Formgebung eines an sich unwesentlichen Stückes unter dem Culturbesitz der nichtclassischen Völker des Alterthums sind, wie die Dinge in der prähistorischen Archäologie heute legen, von der allergrößten Wichtigkeit für die Bestimmung der chronologischen und ethnologischen Stellung eines Fundes. Aus der Gesellschaft mit so gestalteten Gewandhaften hat man erst die wahre Bedeutung anderer Typen der La-Töne-Cultur, solcher Typen, welche den Charakter der letzteren viel stärker zum Ausdruck bringen, wie der langen Eisenschwerter, der breiten eisernen Schildbuckel, gewisser schlanker Streitäxte u. s. w., erkannt und gelernt, dieselben als Illustration eines der wichtigsten Factoren der europäischen Urgeschichte zu verwenden.

Als man soweit gekommen war, zeigte sich Folgendes. Sichere Spuren der ostwärts gerichteten gallischen Wanderungen — von den nördlichen Ausstrahlungen der keltischen Cultur abgesehen — fanden sich überaus zahlreich in allen Ländern zwischen Frankreich und dem westlichen Ungarn wie auch (nur an Zahl geringer) in Oberitalien. In Oesterreich ermies sich namentlich Böhmen, das Land der keltischen Bojer, mit einigen classischen Fundplätzen (Hradiste bei Stradonic, Dur u. s. m.) an solchem Material ergiebig. Allein merkwürdiger Weise wollten die österreichischen Länder südlich der Donau, wohin doch so nahmhafte keltische Stämme, wie die Tauriskcr und Karner, ihren Weg gefunden haben, wit spärlichen Ausnahmen (Dürenberg bei Hallein in Salzburg) zu diesem Materials keinen Beitrag liesern. Es schien also, daß die Ostalpen und das Küstenland im Norden der Adria trotz der Schriftsteller, welche hier ein reiches Leben keltischer Volkselemente bezeugen, aus dem Herrschgebiete der La>T<ne-Cultur auszuschließen feien. Noch im Jahre 1883 schrieb einer der eifrigsten Erforscher urgeschichtlicher Ueberreste in Oesterreich, Ferdinand von Hochstetten in seiner vielangefochtenen Abhandlung über den „Culturkreis der Hallstätter Periode" (S. 42): „Wir kennen noch keine Gräber in den österreichischen Alpen, deren Inhalt auf eine Culturveriode Hinweisen würde, die sich zwischen die Hallstätter Periode und die römische Periode der ersten Jahrhunderte nach Christo einschalten ließe; wohl aber Gräber, deren Inhalt den unmittelbaren Uebergang der einen Periode in die andere darstellt." Er mußte also, trotz seiner von älteren Anschauungen unabhängigen Haltung, glauben, daß wenigstens in die Ostalpen die geschichtlich bezeugten Keltenstämme völlig unter dem Einfluß der Hallstätter Cultur gestanden hätten, womit er sich noch ganz auf dem Boden des alten Mathias Koch und seiner Lehrsätze befand. Auch Freiherr von Sacken, der allerdings sein berühmtes Buch über das Grabfeld von Hallstatt um anderthalb Jahrzehnte früher schrieb, mar ja der Ansicht, daß die Begrabenen jenes oberösterreichischen Bergwinkels mit ihren Schätzen an kunstvoll gearbeiteter Bronze nichts anderes als Kelten gewesen sein könnten; und so glaubt man es in den minder unterrichteten Kreisen, welche sich für jene epochemachenden Funde interessiren, auch heute noch weit und breit. Zum Glück streckten aber die begrabenen wirklichen Kelten auch im Alpen- und Küstengebiet bald hie und da einen Finger aus der deckenden Scholle. Man wurde unter dem Eindruck der anderwärts (namentlich von O. Tischler in Königsberg) so erfolgreich betriebenen La-Töne-Studien auch bei uns auf diese Fingerzeige aufmerksam; und siehe da! das jüngste Lustrum brachte uns eine ganze Reihe der wichtigsten Entdeckungen.

Im Jahre 1885 stieß der Custos des krainischen Landesmuseums C. Deschmann zuerst auf eine Gräberstätte aus der La-Töne-Periode ober den Dörfern Slepschek und Heiligenkreuz bei Nassenfuß in Unterkrain. Dieselbe grenzte unmittelbar an eine ausgedehnte, mehrere Joch umfassende Nekropole aus dei, Hallstätter Periode, wovon über 400 Gräber mit ziemlich reichen Funden, theils Skelett-, theils Brandgräber mit oder ohne Urnen, aufgedeckt worden waren. „Wir hatten," erzählt Deschmann in seinem, auf der Klagenfurter Wanderversammlung der Wiener anthropologischen Gesellschaft am 19. August 1885 erstatteten Berichte, „jenes große, der Hallstätter Periode angehörige Gräberfeld beinahe ganz ausgebeutet, als wir an dem über diesen Gräbern befindlichen Hügelrücken weitere Nachgrabungsversuche machten. Da überraschte uns plötzlich die eigenthümliche Art und Weise der Bestattung, die von Allem, was wir bisher in Krain gesehen hatten, vollkommen abwich. Es waren keine Skelette vorhanden, sondern zerstreut in größeren oder geringeren Entfernungen in dem Boden und zwar in dem bröckligen Dolomifels ausgehöhlte cvlindrische Gräber, beiäufig ^ in tief und im Dm. ca. 25 cm breit. Im Ganzen waren deren etliche zwanzig. Auf dem Grunde derselben befanden sich die weißen.Knochen, welche aus dem Leichenbrande eigens ausgeklaut zu sein schienen, ohne irgend eine Beigabe von Kohlen, nur mit Dolomitsand überschüttet. In diesen Gröbern oder vielmehr Löchern steckten die doppelt zusammengebogenen Schwerter und nebstdem bei einzelnen auch noch ^anzenspitzen, von denen einige ganz umgebogen waren, andere aber eine schwache Krümmung hatten; ferner Schildbuckel, große Messer, Aerte mit horizontalem Schaftloch u. a. m.

„Dort, wo Frauengräber waren, fand man schalenförmige, gegliederte Armringe, jedoch alle zerbrochen, ferner Fragmente von Bronzesibeln, aber auch einige ganze Eisen- und Bronzesibeln, einen Glasring, Reste von gläsernen Armbändern."

Bei den Schwertern der keltischen Männer fanden sich theilweise auch noch die eisernen Ketten, woran jene getragen wurden. Sie bestehen aus zopfförmig geflochtenen Gliedern, welche mittels eines kurzen Häkchens und eines Ringes um die Mitte des Leibes befestigt waren. Dazu stimmt der Bericht des römischen Historikers Diodor von Sicilien, daß die Kelten ihre Schwerter mittels Ketten an der rechten Seite des Körpers getragen hätten. Die Schwerter selbst sind identisch mit den anerkannt keltischen Klingen der Westschweiz und Frankreichs. Sie unterscheiden sich von den Schwertern der Hallftatt-Periode durch eine viel brauchbarere, namentlich zum Fechten tauglichere Form. Vor Allem sind die Griffe langer und frei von jenem zierlichen, aber im Gebrauch sehr hinderlichen Knäufen oder geschweiften Aufsätzen, worin die Hallstatt-Schmerter (wie man sich aus Sackens Publication überzeugen kann) großen Lurus und manchmal eine wahre Pracht entwickeln, indem da Doppelspiralen oder Zierscheiben aus Bronze, Elfenbeinknäufe mit Bernstein-Einlagen und dgl. auftreten. Das Querstück zwischen Griff und Klinge ist schwach in die Höhe geschweift, und dieser Ausbiegung entspricht eine dazu passende glockenförmige Erhöhung in dem Scheidenrande. Die Schmertscheide ist sehr zierlich mit einer Randeinsassung umgeben, welche an dem unteren Ende durchbrochen ist. Die Klinge mißt ca. 1 >u und hat an beiden Seiten parallele Schneiden. Sie ist von vorzüglicher Härte, Elasticität und Feinheit. Das untere Ende ist stumpf abgerundet. Das gallische Schwert mar demnach mehr eine Hau- als eine Stichwaffe. Die Form desselben ist übrigens nicht ganz constant, sondern erfuhr im Laufe der letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt verschiedene kleine Modifikationen, wie Otto Tischler in seinem Vortrage „über die Gliederung der La-Tune-Periode und über die Decorirung der Eisenwaffen in dieser Zeit" (auf der Karlsruher Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft 1885) des Näheren zeigte. Diefer treffliche Gelehrte unterscheidet in der keltischen Culturveriode drei Altersfusen, welche sich äußerlich durch die Wandlungen der für uns wichtigsten Typen jener Periode, der Schwert- und Fibeltypen, charakterisiren.

Wie lange hat die Erzählung vom Schwert des Brennus und von dem Uebermuth, mit welchem der gallische Heerkönig sein, Eisen in die Wagschale der ängstlichen römischen Stadtbürger warf, in Geschichtsbüchern und Anekdotensammlungen ihren Platz behauptet, bis es endlich gelang, den Wald von Eisen, der damals auf Ron: heranrückte, in weiter Zerstreuung wieder aufzufinden und damit allenfalls auch der Illustration jenes Vorganges unter die Arme zu greifen! Aber dieses abgedroschene Geschichtchen — ob nun Fabel oder Wahrheit — hat jedenfalls einen historischen Sinn, und in nackter Kürze hat ihn Sallust ausgesprochen, wenn er der keltischen Nation den Vorzug im Waffenmerk vor den Römern zugesteht. Das Brennusnmchert als halbmythische Verkörperung oder die seit wenigen Jahren an so vielen Orten ausgegrabenen keltischen Klingen von

formidabler Länge und Qualität — das sind Stücke jenes langverborgenen Kriegsmerkmale», als welches der deutsche Historiker die Nordvölker in ihrer ersten Erscheinung auffaßt. Aber das keltische Schwert zerspaltete an dein mit Gold verzierten Stahlpanzer der antiken Cultur, und erst der germanische Speer vermochte dessen brüchig gewordene Flanken zu durchdringen.

Die merkwürdige Fundstelle bei Nassenfuß liegt ungefähr in der Mitte zwischen Laibach und Agram, nur wenig südlich von der allen Reisenden bekannten Eisenbahnstation Steinbrück an der Save, wo die Südbahnlinie sich gabelt und einerseits nach der Hauptstadt Kroatiens, andererseits nach Laibach und Triest weiterführt. Die Nachgrabungen wurden mit andauernden Erfolgen, an denen auch das Wiener Hofmuseum participirte, fortgesetzt. Es zeigte sich, daß die Localität, ähnlich jener von Watsch und von St. Michael, mehrere größere und kleinere Nekropolen umfaßte, welche die Hügellandschaft zwischen drei Dörfern einnehmen und hauptsächlich der Hallstattperiode angehören. In der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Nekropolen liegt auf erhöhter Stelle das Brandgräberfeld der keltischen Conquistadoren. Eine zweite Begräbnißstätte dieser erobernd Eingedrungenen wurde alsbald in demselben Bergland, in dem weiter südlich gelegenen Gerichtsbezirke Seisenberg, bei Wallitschendorf aufgefunden. Auch hier kamen gallische Schwerter, Lanzenspitzen mit besonders breitem Blatt, riesige Messer und schlanke Streitäxte vor. Das schönste Fundstück war ein vorzüglich erhaltener gegliederter Bronzegürtel mit einem schön gearbeiteten Pferdekopf als Haken.

Nunmehr reihten sich die Entdeckungen keltischer Grabstätten in den Ostalpen, wo man sie so lange vermißt hatte, in ununterbrochener Folge an einander, und auch an Siedelstätten, von welchen man annehmen darf, daß ihr ethnologischer Grundcharakter durch die keltische Invasion — sowie später durch die römische Occupatio« des Landes keine Veränderung erlitt, wurde die La-T^{ane}-Periode als Mittelglied zwischen der Hallstätter und der römischen Culturstufe nachgewiesen. Solche Ansiedlungen von sehr langer Lebensdauer sind in Süd-Tirol (bei Cles), im Kärnten (auf der Gurina bei Dellach im Gailthale) und in Kroatien (bei Prozor im Otacaner Regimentsbezirk) constatirt und durch ausgedehnte Nachgrabungen für die Museen in Trient, Wien und Agram ausgebeutet worden. Schon auf der Klagenfurter Versammlung geschah auch des merkwürdigen Fundplatzes von St. Michael bei Adelsberg im südwestlichen Krain Erwähnung, welcher unmittelbar nachher (1885 und 1886) für die Anthropologische Gesellschaft systematisch untersucht wurde.

Der Fundort von St. Michael besteht in einem von Erdwollen und Felsabhängen umgebenen natürlichen Kastell und in Begräbnißplätzen, die auf mehreren sanftgeneigten Flächen in der Umgebung des letzteren angelegt sind. Dieser aussichtreiche und doch gut verborgene „Grad" occuvirt eine Vorstufe des steilen Nanos, des Wetterpropheten der Schiffer im Golfe von Triest, und beherrscht die fruchtbare Thalfur der Poik, durch welche jetzt die Eisenbahn der nahen Seeküste zueilt. Es war für Barbaren, die, ohne selbst Seefahrt zu treiben, von der Nähe des länderverbindenden Meeres gerne Nutzen ziehen, ein sehr günstig gelegener Punkt, nicht unähnlich jenem uralten Mykenä „im Winkel der rossenährenden Argos." Die Nekropolen dieser Wallburg, die vielleicht als Naubnest noch zu Casars Zeiten eine Rolle gespielt hat, als Jlyrier und Kelten, wie Appian berichtet, Tergeste und Aquileja mit Plünderung bedrohten, können sich allerdings mit den Burggräbern der „goldgeschmückten Herrscherstadt" Altgriechenlands nicht entfernt messen. Doch boten sie des Interessanten immerhin übergenug. Namentlich war ihr Inhalt tyvologisch lehrreich für den Uebergang der Culturformen aus der spät-hallstättischen in die volle La-TsnePeriode. In einer großen Anzahl von Brandgräbern treten nämlich Typen dieser beiden Perioden neben einander auf und illustriren so eine Mischcultur, welche auch der Geograph Strubs andeutet, wenn er bis an den Okra (Birnbaumer Wald, im Rücken des Nanos) ein illyrisch-keltisches Mischvolk wohnen läßt, das sich tätowirte und auch sonst illyrische Sitten beibehalten, aber die keltische Bewaffnung angenommen hatte. Archaische Typen von diesem Fundorte sind die großen bronzenen „Certosa-Fibeln," die schmalen Lanzenspitzen mit starkem Grat und kurzer Dülle, sowie die einschneidigen langen Dolchmesser oder Krummschwerter, welche die Griechen unter dem Namen „Machaira" oder „Kopis" theils selbst im Gebrauche hatten, theils bei barbarischen Bölkern als Nationalwaffe beobachteten. Jüngere Formen zeigen die geraden breiten Schwerter, schlanke Streitäxte, breite Lanzenspitzen, Wurfspeere mit kleinem Blatt und langem Eisenstab zwischen Schaftdülle und Spitze, ferner La-Tcme-Fibeln, Schwertketten, Messer und dgl. Auch in St. Michael lag unfern der Grabstätten aus der Keltenperiode ein Leichenfeld aus der Hallstätter Zeit, in welchem theils unverbrannte, theils verbrannte menschliche Reste (die letzten entweder in Urnen oder in der bloßen Erde) beigesetzt waren. Die Formen der Grabbeigaben in dieser letzteren Nekrovole sind von dem Inventar der ersteren durchaus verschieden und bezeugen eine ganz erheblich ältere Culturstufe, für welche insbesondere die aus Bronzedraht zierlich gewundenen Doppelspiral-Fibeln und allerlei Schmuckanhängsel charakteristisch sind.

Gegenüber den Keltengräbern von Nassenfuß vertritt der verwandte Begräbnißplatz von St. Michael ein früheres Entwicklungsstadium der LaT5ne-Cultur in den Ostalpen. Dasselbe ist bezeichnet durch das Fortleben einiger Hallstatt-Typen, ferner durch das Neberviegen der Streitäxte über die Schwerter und durch das Fehlen der großen eisernen Schildbuckel. An beiden Orten hat man überdies eine Wahrnehmung gemacht, deren geschichtlicher Sinn noch festzustellen sein wird. Die Fibeln vom Va-Tü'neTypus zeigen nämlich ausnahmelos nicht die von Tischler in westlichen und östlichen Grabfeldern dieser Periode als ältere Form erkannte Bildung „mit ««verbundenen Schlußstück," sondern sind sämmtlich so gestaltet, wie sie der genannte Forscher für das mittlere und spätere Stadium der keltischen Cnltr charakteristisch findet. Hierin offenbart sich ein wesentlicher Unterschied der gallischen Hinterlassenschaft in den Ostalpen von den Depots, welche die Herrschaft jener Cultur in nördlicheren Gebieten Oesterreichs, namentlich in Böhmen, bezeugen. Während dort, im Reiche der keltischen Bojer, alle drei Phasen der jüngeren vorrömischen Eisenzeit vertreten sind, fehlt die Früh-La-Töne-Stufe im südöstlichen Theile der Monarchie völlig, oder richtiger: sie erscheint nur in einzelnen kleinen Proben (Fibeln) auf Grabfeldern, welche sonst den vollen Charakter der archaischen Periode an sich tragen (Hallstatt, Watsch.) Es scheint sonach, daß, während in nördlicheren Gebieten bereits die Früh-La-Wne-Cultur herrschte, hier die Hallstatt-Cultur noch in voller Geltung war und erst nach der Ausbildung jener zu ihrer mittleren Stufe von derselben abgelöst wurde. In den Ostalpen hat ja die Hallstatt-Cultur ihre festeste Burg, hier entwickelte sie ihr zähestes Leben, und wir dürfen annehmen, daß sie nicht vor dem Beginn der Römerherrschaft gänzlich und auf allen Punkten aus dem Felde geschlagen worden fei.

Außer den bereits genannten Grabstätten hat Krain noch an mehreren Orten — Weißkirchen, St. Marein, Podzemelj, Altenmarkt und Planina im Wippachthale — La-Time-Fundsachen geliefert, so daß es jetzt unter den Ländern, welche das Studium dieser Cultur ermöglichen und fördern, in erster Reihe steht. Die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte konnte sich von dieser Thatsache überzeugen, als ihr vor etwa einem Jahre Virchow — nachdem er kurz zuvor einen sehr inhaltsreichen Bericht über seine Wanderung durch die Museen Südösterreichs gegeben — das photographische Album der archäologischen Schätze des Laibacher Museums vorlegte. An den Schluß unserer Gräberschau stellen wir — gerade weil sie eine der allerbedeutsamsten Nekropolen der keltischen Culturveriode in den Ostalpen ist — die Gräberstätte von Jdria di Baöa im Litorale. Dieser Fundort liegt an der Jdria. vier Kilometer aufwärts von deren Mündung in den Jsonzo. An der letzteren erhebt sich das Dorf Sta. Lucia, und unfern derselben birgt ein schräggeneigter Feld- und Wiesenplan eine der ausgedehntesten Gräberstätten aus der Hallstatt-Periode. An diesem Ort sind in den letzten Jahren tausende und abertausende von letzten Ruhestätten einer illyrischen (venetischen) Bevölkerung mit dem Spaten geöffnet und deren in Bronze und Dhongefäßen sowie in Schmucksachen — fast niemals in Waffen — bestehender Inhalt theils nach Wien, theils nach Trieft befördert worden. Die Zahl der Gräber von Jdria, die wir nach der Lage dieses Fundortes den keltischen Karnern zuschreiben müssen, ist dagegen sehr gering, doch die Menge der Beigaben im Durchschnitt größer und das Ensemble individueller, charakteristischer. Das Inventar dieser Gräber steht hinsichtlich seiner Zusammensetzung unter Allem, was uns prähistorische Generationen von ihrem Culturbesitz hinterlassen haben, ganz einzig da. Nicht der Neichthum an vollendet gearbeiteten papierdünnen Bronzegefäßen — Eimern, Eisten, Kesseln, Töpfen, Schalen, Bechern und Sieben — , nicht die verschiedenen Formen eherner und eiserner Helme, Schilde und Trutzmasfen, noch die barocke Gestaltung der Schmucksachen, selbst nicht die auf Bronzen gravirten „nordetruskischen" und römischen Inschriften, die sich in diesen Gräbern fanden, begründen den eigenthümlichen Werth derselben. Dieser ist vielmehr hauptsächlich bestimmt durch das massenhafte, in der Nachbarschaft jener herkömmlichen Beigaben doppelt befremdliche Vorkommen solcher Dinge, die man am allerwenigsten in Gräbern vermuthen würde: eiserner Pflugschaaren und Pflugmesser, Sensen, Schaufeln, Hacken und Beile, Schöpflöffel, Feuerzangen u. s. m., kurz einer langen Formenreihe von Gegenständen des Hausrathes und der Landwirthschaft, die, ebenso neu als nüchtern, uns einen höchst belehrenden Einblick in das Leben der Männer gewähren, die vor dem Beginn der Römerherrschaft das östliche Alpenland und das adriatische Küstengebiet im Nordosten Italiens bewohnten.

Aus diesen wenigen Gräbern taucht in plastischer Fülle das eisenreiche, kriegerische und übervölkerte, das Bergbau und Landwirthschaft treibende Noricum, wie es die Römer gekannt, gefürchtet, ausgebeutet — und erobert haben, empor und ragt mit bedeutsamen Ueberresten in unseren Denkmälerbesitz herein. So unscheinbar diese plumpen verrosteten Waffen und Werkzeuge, Haus- und Ackergeräthschaften sein mögen, — für die nur auf archäologischem Wege zu erwerbende tiefere Kenntniß von dein Werth und dem Wesen unserer keltischen Ahnen sind sie ebenso wichtig, wie die Entdeckung des pergamenischen Gigantenfrieses für unsere Einsicht in eine lang verkannte Periode griechischer Kunstgeschichte. Man muß nur abstrahiren von gewissen uns in der Schule anerzogenen Begriffen über Glanz und Größe, Ziel und Bestimmung der Völker dieser Erde. Wir sind kein Kunstvolk wie die Griechen; an Bergbau, Landwirthschaft und Industrie rankt sich das Bäumchen der modernen Cultur schon in seinen Jugendtagen mühsam aber sicher empor. Nichts ist daher berechtigter, als daß mir diese ältesten Zeugnisse einer rationellen Bewirthschaftung unseres heimatlichen Bodens durch tüchtige Menschen, deren Blut aus unseren Adern noch nicht geschwunden ist, sorgfältig sammeln und mit Fleiß studiren.

Was für Indien das Elfenbein, für Arabien der Weihrauch, für Chios der Wein und für Paros der Marmor, das war für unser Noricum Eisen und Stahl. Das norische Schwert stellt der römische Dichter als Schreckenswerkzeug dicht neben die Sturmbrandung des Meeres, neben Blitz und Donnerschlag. Das Schwert der Westkelten mar schlecht gestählt, norisches Eisen dagegen nach Ovid „härter als unerwiderte Liebe." Um den Beginn unserer Zeitrechnung genügten die Schmelzhütten und Schmiedeöfen Norejas und der einsamen Alpenthäler nicht mehr, den steigenden Bedarf der Römer zu decken; eine Kette berühmter Waffenfabriken spann sich von Carnuntum über Aquincum (Alt-Ofen) und Syrmim bis Verona, Mantua, Cremona u. s. w. im Kreise um Noricum, dessen Berge ihnen das metallene Lebensblut in reichen Strömen zuführten. Wie zähe manche Formen festgehalten wurden, welche norische Schmiede ihren Werken gaben, sehen mir daraus, daß die schwere vorrömische Pflugschar, wie wir sie in den Gräbern von Jdria und auf der Gurina im nahen Gailthale vorfinden, in einigen Theilen Krains und des Küstenlandes noch heute im Gebrauche steht. Für die Technologie der landwirthschaftlichen Gerüthe liefert der Fund von Jdria eine Reihe der belehrendsten Illustrationen.

Das kleine Gräberfeld liegt an einer von Mauern gestützten Fahrstraße und war durch die Anlage der letzteren theilweise zerstört. Die Entdeckung geschah 1886 durch den Custos der prähistorischen Hofsammlung in Wien, Herrn I. Szombathy, zu der Zeit, als derselbe auf dem nahen Fundplatze von Sta Lucia mit der Aufdeckung von Gräbern aus der Hallstätter Periode beschäftigt mar. Zuerst wurden 21, im nächsten Jahre fernere 25 Gräber geöffnet. Als Proben dieser unschätzbar werthvollen Depots führen wir den Inhalt einiger Gräber an. Das erste enthielt: zwei Bronzesibeln (eine davon mit 9 Ringen als Anhängseln), einen Bronze-Halsring aus schraubenförmig zusammengewundenen Drähten („tonM«"), 2 einschneidige nach abwärts gekrümmte Dolche oder Gürtelschwerter aus Eisen (1 davon in bronzener Scheide) ähnlich den Machairen von St. Michael, 2 kurze Krummmesser, eine Lanzenspitze, 1 Schmertkette, 1 Sensenklinge, 1 Baumsichel, 1 Spitzhaue, 3 große Schaftkelte (Beile) mit glockenförmig geschwungenenen Klingen, 2 Meißel, ein Reifeisen und diverse Eisenstäbe und Bleche (Beschläge oder Bruchstücke von Werkzeugen). Das fünfte Grab enthielt mehrere Bronzegefäße, als: 1 großen Kessel, 1 Topf, 1 Eimer, 1 Henkelschale, 1 Sieb, 1 Becher, 1 Schöpfbecherchen (von der klassischen Form des Kalathus der Griechen), dann aus Eisen: 1 großen Schöpflöffel, 1 Helm von der typischen Form des römischen Soldatenhelms mit runder Kappe, Nackenschutz und beweglichen Backenschirmen, ferner 1 Lanzenspitze, 1 Streitart, 3 Feldharken, 1 Meißel, 1 Senfenklinge, 1 Pflugschar, 1 Pflugmesser, 1 Feuerzange, Eisenstäbe, sodann 9—1Ü Fibeln zum Theil vorrömischen Charakters, zum Theil vom Typus der vrovinzialrömischen, in Noricum und Pannonien gebräuchlichen Gewandnadeln. Eine der ersteren ist mit einem originellen Aufsatz von (eine Schlingenreihe bildendem) Bronzedraht geschmückt, welcher fünf am Bügel aufgezapfte Paare von Bernsteinperlen festhält. Diese eigenthümliche Fibeldecoration ist bisher nur von diesem Grabfelde bekannt, hier aber in mehreren Exemplaren vertreten. Außerdem enthielt dieses Grab noch: 1 Schnalle, Ohrringe, Anhängsel aus Bronze, Fragmente einer Torquis, Beschlagstückchen von Bronze und Eisenblech, Holzreste, Nägel, 1 Messerchen und Fragmente von 2 Thongefäßen. In dem achtzehnten Grabe fanden sich vor: 1 Bronzehelm der bekannten Form, wie sie in Grabfeldern der Hallstatt-Periode (Watsch, Hallstatt) und in dem DepStfund von Negau (Steiermark) schon wiederholt beobachtet wurde, hier mit frührömischer Kratzinschrift („?rotsinu8"), verzinnte Bronzeblechstreifen von einem Gürtel, 1 Lanzenspitze, 3 Messer, 1 Hohlmeißel, 1 Baumsichel, 1 Pflugschar und 1 Pflugmesser, 1 Schaufel, 1 Sense, 2 Feldharken, 1 Schwert mit verzinntem und gravirtem kreisrundem Stichblatt, 1 Bronzesieb von feinster Ausführung, 2 La-Tdne-Fibeln, 1 kreisrunde Bronzeschnalle, 1 Stück Holz mit Eisenrost. Dies waren einige der reicheren Gräber. Eines der ärmeren (Nr. 4) enthielt nur: Schwert sammt Scheide und Kette, Lanzenspitze, Bronzefibel. Andre, in welchen keine Waffen und Werkzeuge gefunden wurden, sind wohl Frauengräber, so Nr. 2 mit folgenden! Inhalt: Bronzetopf, Halsring, Ohrringe, 2 bronzene und 1 eiserne Fibel, Bronzeringelchen. Mehrere Gräber enthielten nur Thongefäße und zwar je 2 Stück, zumeist rothgelbe zweihenklige Krüge, auf der Drehscheibe geformt und römischem Geschirr sehr ähnlich.

Die im Jahre 1887 geöffneten Gräber ermiesen sich dadurch wieder besonders lehrreich, daß sie theilweise eine ältere Culturstufe, auf welcher noch einige Ausläufer der Hallstattperiode Platz fanden, erkennen ließen. Dies mären sonach Analoge zu den jüngeren Grabfunden von St. Michael. Eines dieser Gräber (29) zeigt folgende Ausstattung: Lanzenspitze und Streitart, 1 Certosa- und 1 Armbrustfibel, Ohr- und Fingerringe. An zwei kleineren Bronzegefäßen und einem Beschlagfragment fanden sich Kratzinschriften in vorrömischen Charakteren, die mit den sogenannten nordetruskischen Alphabeten der Alpenvölker in eine (zuletzt von Carl Pauli in Leipzig behandelte) Gruppe gehören. Eines der wichtigsten Fundstücke ist ein alterthumliches Bronzefigürchen, einen behelmten Krieger darstellend, der eine ärmellose Tunica trägt und mit Ringen an Ann und Bein geschmückt ist. Die Haltung ist die eines Schützen; doch paßt sie genau weder zur Führung des Bogens, noch zur Entsendung des Wurfspeers. Ich vermuthe in dem Figürchen einen Schleuderer, also eine Waffengattung, die auch im römischen Heere fast ausschließlich aus Barbaren bestand.

Wie der Leser sieht, stammen diese Funde schon aus einer Periode, wo die römische Cultur Einfluß auf die Lebensformen der Alpenvölker gewonnen hatte. Wir betreten damit einen Zeitabschnitt, über welchen die römischen Historiker theilweise bereits näheren Aufschluß geben, und der nicht mehr ausschließlich der Vorgeschichte Europas angehört. Die Republik hat sich um das Treiben der nordöstlichen Grenznachbarn Italiens im Ganzen sehr wenig bekümmert. Zwar wurde Jstrien bezwungen, Aquileja angelegt, selbst friedliche Einmandererschaaren aus Noricum in's Küstengebiet nicht zugelassen und in Verhandlungen zwischen dem Senat und d^{aii} Fürsten der Alpenstämme der Grundsatz proclamirt, daß die Alpen als unverletzliche Markscheide zwischen Kälten und Italikern zu gelten hätten.

Allein im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lagen die Verhältnisse so im Argen, daß während das keltische Stammland Gallien durch Cäsar erobert, Germanien und Britannien von römischen Heerschaaren zuerst betreten wurden — die nordöstliche Thorschwelle Italiens von den räuberischen und kriegslustigen Anwohnern unausgesetzt bedroht und erschüttert wurde. Die Einfälle der Karner und Taurisker haben viel Aehnlichkeit mit dein, was in unseren Tagen von Albanesen und Montenegrinern häusig berichtet wird. Nur manchmal gönnten sie, wie Strabo erzählt, den Bewohnern der Ebenen Ruhe, um von ihnen Bodenproducte zu erhalten. Sie gaben dagegen Harz, Pech, Kienholz, Wachs, Honig und Käse, wovon sie Ueberfluß hatten. Die Dolche der Cäsarmörder haben den Plan abgeschnitten, hier Ordnung zu schaffen und das Küstenland von diesen unruhigen Gästen zu befreien. Augustus nahm ihn wieder auf, und seine Stiefsöhne haben ihn durchgeführt. Die römischen Adler drangen auf allen Wegen über die besiegten Alpen gegen den Rhein und die Donau vor. Der erste Act in dem großen geschichtlichen Drama, dem unsere moderne Cultur ihre Entstehung verdankt, war abgeschlossen.

Hier beginnt erst die unmittelbare, durch Schriftquellen vermittelte Berichterstattung über die Völkerverhältnisse Central-Eurovas. Für unsere Väter (wie noch heute sür die Anhänger veralteter Anschauungen) steht hier erst das Portal zur Geschichte unserer Heimat. Was darüber hinaus lag, darum bekümmerte man sich so wenig, wie Kaiser Tiberius um die Mutter der Hekuba. Seither ist mit den geschilderten Ausgrabungen eine Fülle von Erkenntniß auf uns eingedrungen. Das positive Wissen eines Mannes, wie Aristoteles, von den Völkern Mitteleuropas reichte nicht weiter, als bis zu den illyrischen Triballern an der unteren Donau. Diesen Strom läßt er noch — gleich allen antiken Geographen vor ihm — sich gabeln und niit einem Arm in den Pontus, mit dem andern in die Adria sich ergießen. Philipp und Alexander sind eben nicht weiter nach Norden vorgedrungen, als bis zu den Triballern, und so bezeichnet dieses Volk mit dein Jster die Grenze der geographischen Einsichten nach dieser Richtung. Das ist ein höchst dürftiges Wissen, namentlich im Vergleiche zu der großartigen Entschleierung der Orients, welche der Alemnderzug nach Persien und Indien den Griechen gebracht hat. Die antike Welt hat unserem armen Norden einfach den Rücken gezeigt und hier eine Lücke gelassen, die wir auf's Schmerzlichste empfinden. In diese Lücke ist seit relativ kurzer Zeit die prähistorische Forschung ergänzend eingetreten. Sie, nicht die alte Literatur in ihren flüchtigen und schwankenden Bildern, liefert die große Einleitung zur Geschichte des Nordens. Hier ist nur ein kleiner Ausschnitt dieser Einleitung gegeben: doch hat uns schon dieses Capitel Ausblicke nach den verschiedensten Richtungen gestattet.

Will nun Jemand, die geschilderten Wendungen überschauend, den tieferen Sinn derselben berühren, so wird er vielleicht fragen: Warum mußten die Kelten so spurlos verschwinden, ein großes mit glänzenden Eigenschaften ausgerüstetes, den Germanen nahe verwandtes Volk? Darauf ermiedern mir mit einer Gegenfrage die etwas seltsam klingt: Wozu sind die Slaven da? Etwa um der germanischen Welt unthä'tig drohend im Rücken zu stehen? Gewiß nicht. Und doch ist dies ihre weltgeschichtliche Positur. Hinsichtlich der Ablösung der Antike durch eine neue Weltordnung sind die Einen zu früh, die Anderen zu spät gekommen. Darum sind jene aufgerieben, diese zurückgestaut morden. Dabei gewahrt man eine gewisse Gegensätzlichkeit in dem Wesen dieser Frühlings- und jener Herbstkinder des Nordens. Die Kelten waren äußerlich brillant veranlagt, eine ritterliche, aber unstete Nation, schlechte Ackerbauer und schlechte Staatsbürger. Gerade das Umgekehrte gilt von den Slaven. Ursprünglich gewiß von gleicher Art, erfuhren sie durch ihre Geschicke eine so verschiedene Erziehung. Wenn aber die Kelten auf freier Bahn gescheitert sind, während den Slaven der Weg verrammelt wurde, so erkennt man darin abermals, wie die Natur ihre großen Aufgaben löst. Sie spart nicht mit ihren Kräften, sie verschwendet sie. Ungleich dem mühebeladenen Sterblichen, drängt sie mit den unerschöpflichen Mitteln, die ihr Haushalt darbietet, den Zielen zu und erreicht sie über den Grabhügeln und Leichenfeldern ungezählten Generationen. Und endlich sind die verschollenen ruhelosen Kelten ja nicht so spurlos verschwunden, wie Schnee in der Lenz sonne.' sie bilden ein gutes Stück der ethnologischen Basis der gegenwärtigen Bevölkerung Süddeutschlands und Oesterreichs. Mehr als einem rührigen Stamme der Einwohnerschaft Europas ist keltisches Blut beigemengt, und ihm kann zum Theile die Gemeinsamkeit des Charakters, welche diese Stämme verbindet und von anderen im Norden des Erdtheiles trennt, zugeschrieben werden.

Holger Ärachmann.	
Ein dänischer Dichter,<div></div>von	
Heinrich Zschalig.	
— Dresden. —	
	
	„Seit Chaucer froh gelebt.
<div>Zog durch die Strafzen uns kein Man», des Schritt So emsig, dessen Aug' so forschend war. Des Zunge so gewandt."</div>	

^iese Ruhmeszeilen, welche Savage Landor, der Denker- und Dichtereinsiedler von Fiesole, seinem Zeitgenossen Robert Browning in etwas übertriebener Begeisterung widmete, wüßte ich aus Holger Danskes rastlos ringendem Vikinger- und Skaldengeschlechte auf keinen Würdigeren anzuwenden, als auf Holger Drach mann, der den Lesern dieser Monatsschrift schon aus dem Julibefte als Sänger des Meeres bekannt ist.

Die dänischen Kritiker und Literarhistoriker feiern Drachmann als einen der hervorragendsten und glänzendsten Vertreter des jüngeren Dichtergeschlechtes in ihrem Lande. „Kein dänischer Dichter, mit Ausnahme Blichers," schreibt Winkel Horn in seinem mustergiltigen Handbuch der dänischen Literatur, „hat das dänische Volksleben mit solcher Wahrheit und solcher poetischen Wirkung geschildert, wie Drachmann in seinen Bildern aus dein Fischer- und Seemannsleben. Seine stärkste Seite zeigt er jedoch als Lyriker." Aehnlich urtheilt Georg Brandes. „Er (Drachmann) erfaßt die dänische Waldlandschaft, wie wenig Andere, und eine dänische Küstenlandschaft wie kein Anderer. Alles, was zur See gehört, versteht er besser zu schildern, als es je einer vor ihm in dänischer Sprache gethan hat."

Vodskov, auf dessen vortreffliche Abhandlung über Holger Drachmann lvgl. sprsäte 8tuäier, wohl das Beste, was dänisch über Drachmann geschrieben ist!) nicht weniger Werth zu legen ist, weil er sich nicht scheut, auch Schwächen rückhaltlos zu tadeln, weiß doch so viel an Holger Trachmann zu rühmen, daß alle Mängel daneben verschwinden, wie die Unregelmäßigkeiten an einem geistvoll schönen Charakterkopf. Die Hauptsache, meint er hinsichtlich seiner Lyrik, sei Allen klar: „frische Jugendlichkeit, die ihres Weges dahinschlendert und über Alles singt, was ihr vorkommt; die reich genug an Stimmung ist, um es selbst mit dürftigen und zufälligen Stoffen aufzunehnien. — Das klassische Joch, d. h. das Bewußtsein, daß alle nächstliegenden und besten Stoffe schon längst von großen Dichtern aufgenommen seien, ein Joch, das so manchen zeitgenössischen Dichter so hart drückt, fühlt Drachmann kaum. So scheint er berufen zu sein der Held des Tages zu werden, der ewig junge Dichter, der mit reicher Hand kühne Genrebilder und prachtvolle Stimmungslyrik nach allen Seiten ausstreut."

Ohne Uebertreibung kann daher auch I. C. Poestion, der treffliche Kenner und Uebersetzer auf dem Gebiete der nordischen Literaturen, von Drachmann sagen: „Er ist nicht nur der productivste, sondern ohne Zweifel auch der begabteste unter den zeitgenössischen Dichtem Dänemarks. Gleichwohl ist er außerhalb des Nordens viel weniger bekannt, als z. B. seine norwegischen Dichterbrüder Björnson, Ibsen, Lie, Kielland oder der Schmede Etrindberg, ja selbst als so manche seiner älteren und jüngeren dichtenden Landsleute, die, was Begabung betrifft, weit hinter Drachmann zurückstehen."*)

Ter Leser verzeihe die vielen Citate. Sie sollten nur dazu dienen, Trachmanns literarisches Ansehen in seinem Vaterlande und bei uns zu vergleichen und die Frage zu rechtfertigen, ob dieser Dichter in Deutschland nicht doch vielleicht ein wenig mehr bekannt und gelesen zu werden verdient.

Den Grund dafür, daß ihm noch so wenig Beachtung zu Theil geworden ist. erblickt Poestion in dem Umstände, daß seine Hauptbedeutung in der Lyrik liegt und daß seine virtuose Sprachkunst einer dem Originale auch nur nahe kommenden Übersetzung fast unbesiegbare Schwierigkeiten darbietet. Daher kommt es wohl auch, daß er bisher noch keinen poetischen Uebersetzer gefunden hat. Und wenn ich es im Folgenden wage, den schon im Julihefte gegebenen Uebertragungen noch einige neue Proben anzureihen, so hoffe ich, daß der Leser dieselbe Nachsicht üben werde, wie sie der lebenswürdige Dichter selbst geübt hat.

Aber der Hauptgrund, weshalb Drachmann dem deutschen Publikum

^ Vgl. Ilr, Schweitzer's eben erschienene „Geschichte der Skandinavischen Literatur", Theil III. S, 358, wo wir Drachmann^ wegen seiner Bedeutung gleichfalls an die Svitze des jüngern Dichtergeschlechts in Dänemark gestellt finden, wenngleich auch hier gewisse Mängel nicht verschwiegen werden.

Nord und End I.. 14S. 14

noch fremd geblieben ist, mag doch viel tiefer liegen. Ich finde ihn in des Dichters eignem Wesen. Er ist ein Magnet, der auf die Feme keine Anziehungskraft ausübt, der aber Jeden fest an sich schließt und Keinen wieder losläßt, der ihm näher tritt. Fern von dilettantischer Gefallsucht oder von Liebäugelei mit der Gunst seiner Hörer, bringt er als echter großer Dichter nur das, was seine Phantasie anregt und was sein Innerstes bewegt. Wie verächtlich ihm daher jene süßliche Modelyrik ist, der wir — ach, schon so viele! — „Knospen, Blätter, Blüten und Blumensträube" verdanken, das geht aus seinen eignen Worten hervor:

„Wohl könnt' ich mich lispeln gar leicht und gelind	
 	Zn manche gefühlvolle Herzen
 	Mit Bitten und sanften Tönen:
Ich lernte das Singen bei starkem Wind,	
Aus der Wogen Freuden und Schmerzen!" Wie sehr er es ferner verschmäht, sich den Zuspruch des großen Publikums durch wohlfeile Lockmittel und Schnurrpfeifereien zu erkaufen, das spricht er mit stolzer Bescheidenheit in seinem lebenswürdig humorvollen Gedichte: „^,6 lidiwm" aus:	
„Ich zieh' nicht mit wiegendem Spiel einher	
 	Mit sinnreichen Flötenfiguren,
 	Den Mund gespitzt, die Nase quer
 	Und wirbelnden Koloraturen.
Mein Spiel ist nur schlicht, vielleicht allzu schlicht;	
 	Doch will es euch so nicht behagen.
Nun wohl, so bezahlt nur den Eintritt erst nicht.	
 	Mögt, Freunde, zur Seile euch schlagen!
Ich geh' meinen Weg, und biete mein Mahl	
Und flöte gemach meine Weisen,	
Und seh', wie das Publikum klein wird an Zahl,	
Um Andre zu suchen und preisen;	
Doch ist noch geblieben ein kleiner KreiS,	
Dem ich trau', es werd' ihm behagen;	
Ihm verbeug' ich mich höflich und rufe leis:	
Auf die Seite laßt. Freunde, uns schlagen!	
Auf die Seite ein wenig, und hört meinen Sang;	
 	Im Stillen die Töne erklingen,
So voll und so stark, aus so ehrlichem Drang,	
 	Wie wem nur vergönnt ist zu singen!
Ja, ehrlich der Drang, dem Herzen entstammt;	
 	Doch will es euch nimmer behagen —

	Nun wohl, so ist der Sänger verdammt.	
	<div> <p>Sich selbst auf die Seite zu schlagen!" Ebenso wenig wie um die große, urtheilslose Menge, kümmert er sich jedoch auch um das kleinlich mäkelnde „Gemerke" gegnerischer Kritiker und besteht ihnen gegenüber fest, ja herausfordernd, auf seiner Eigenart.</p> </div>	
	<div> <p>Ich trage den Hut, wie ich will.</p> <p>Ich singe mein Lied, wie ich will</p> </div>	
Und wie ich kann;		
	<div> <p>Ich stehle nimmer aus Andrer Werke, Bin ich drum ein verfehmt^r Mann? Soll mich drum schelten das „GemerK"? Die Säng^rerzunft sei, was sie will. Ich bin, der ich bin, aus eigner Stärke!</p> </div>	
	<div> <p>Um aber Drachmanns Eigenart richtig zu würdigen, muß man sie vor Allem richtig verstehen. Versuchen wir daher, so gut es bei der gebotenen Kürze möglich, zu zeigen oder wenigstens anzudeuten, worin diese Eigenart besteht.</p> <p>Ein Hauptzug, den auch Bergsöe ebenso wie Brandes einmüthig hervorhebt, ist zunächst eine gemisse Unbeständigkeit des Dichters. „Die 23 Bünde, die wir bis jetzt von ihm besitzen," schreibt Vodskov im Jahre 1884 (nummehr sind es schon über 30!), „zerfallen in 3 oder 10 weit abweichende Gruppen, die sich nicht nur im Stoff, sondern auch in der Tonart unterscheiden; und zwar ist es nicht nur die Stimmung, sondern die Lebensanschauung selbst, die zu wechseln scheint." Demnach könnte man die Eigenart des Dichters oder wenigstens einen wesentlichen Zug derselben, in einer mechselreichen Vielartigkeit erblicken. Näher betrachtet lassen sich jedoch in seinem dichterischen Schaffen zwei Grundelemente erkennen, von denen das eine ihm selbst, das andere dem Zeitgeist und seiner Umgebung entstammt, was der geistreiche dänische Kritiker durch einen Vergleich ausdrückt: „Der Webstuhl mit seinen vielen ungleichen Fäden mar bereits vorgerichtet zu ein^ein reichen und bunten Muster, als der Kampf des Tages das Schiffchen erfaßte und bald mit der Begeisterung Roth, bald init des Zweifels und Gedankens Grau seine Leidenschaften und Launen hineinvermebte."</p> <p>Als Drachmann im Jahre 1872 sein erstes Bändchen „Gedichte" herausgab, hatte Brandes, dein dasselbe gewidmet ist, eben seine „Revolution der Geister" begonnen, die der bis dahin herrschenden alten Steffens-Oehlsenschlügerschen oder deutsch-idealen Literaturrechtung die neue französischrealistische Auffassung entgegenstellte. War es ein Wunder, wenn der von gährender Jugendbegeisterung erfüllte Dichter sich dieser mächtigen Strömung, welche die heimische Poesie zu verjüngen verhieß und die ihn sogleich zu ihrem poetischen Mittelpunkt^e machte, voll und ganz überließ?</p> <p>Bald jedoch, und im Grunde schon an seinen ersten Gedichten, konnte man merken, daß der ungeläuterte sinnliche Realismus, dem nicht der Adel eines sittlich fühlenden und zugleich phantasiebegabten Geistes aufgeprägt ist*), nicht seine Eigenart mar. Es ging ihm, wie Andr^e Chönier, Wordsworth u. A. mit der ersten französischen Revolution: er zog sich später verstimmt zurück.</p> <p>Dem erste« Ausbruch einer stürmTschen Dichternatur folgten bereits</p> <p>*) Vgl. vr. Klenckes Gedanken zur Reform unserer Literatur in seinem geistvollen Buche: „Am Webstuhl der Zeit,' II. Theil.</p> <p>1875 „gedämpfte Melodien" (Mmpsäö Noloäier): darauf 1877 seine herrlichen „Meeresgesänge" (LauF« vscl Lavst), in denen gleichsam seine eigenste Natur zum Durchbruch kam und die fast nur Geklärtes enthalten: dann „Ranken und Rosen," worin er das Höchste, wenigstens hinsichtlich des Wohllautes z. B. in „Sakuntala" erreicht hat, und endlich die, seine ganze Jugendperiode gleichsam abschließende Samml^ung „Jugend in Dichtung und Sang!"</p> </div>	

Der ideale Grundzug seines Wesens, der sich selbst in den Dichtungen nicht ganz verleugnet, in denen er uns als „Vollblutrealist" entgegentritt, äußert sich besonders in seiner Liebe zur traumhaften Vergangenheit, die ihn zum Sagen- und Märchendichter macht. Als solcher hat er sich nicht nur vortrefflich als poetischer Erzähler, z. B. in den Neimdichtungen: „die Prinzessin und das halbe Königreich," der Osten für die Sonne, der Westen für den Mond" u. A., sondern auch als ausgezeichnet^er Dramatiker bemährt. Der glänzende Erfolg seiner Märchenkomödie: „Es mar einmal" erwarb ihm 1886 den Danebrogitterorden. Und seine neuesten dramatischen Arbeiten, zugleich die zuletzt erschienenen des Dichters: („r^rkisk Koco««" und „LgrKer" 1888, sowie „Iu8inä «A «n Xar", Mitte Mai dieses Jahres) werden, soweit sie aufführbar sind, gewiß auch außergewöhnlichen Beifall erringen, besonders „Tausend und eine Nacht" mit der herrlichen Sagengestalt Harun al Raschids.

Als Märchendichter bietet Drachmann überraschende Vergleichspunkte mit unserem ihm auch persönlich befreundeten R. Baumbach. In einer Anmerkung zu „Esther" äußert er sich über die Verwandtschaft ihrer Stoffe selbst so: „Ein Zusammentreffen mit Baumbach — tief im deutschen Binnenlande — überzeugte mich auf das klarste, in welch naher Verwandtschaft unsere skandinavische Romantik zur germanischen steht. Wir schöpfen aus derselben Quelle — der Eine in den blauenden thüringischen Bergen, der andere an der schmermüthigen Nordsee."

Nicht mit Unrecht wird er daher von Poestion als „Träger der NeuRomantik in der skandinavischen Literatur", auch in Hinsicht auf seine gleichzeitig meisterhaften naturalistischen Schilderungen als eine „Doppelnatur" hingestellt. Da jedoch ein wirklicher Ausgleich beider Naturen, ein harmonisches „Vereinmesen" noch nicht zu Stande gekommen ist, so möchte ich ihn lieber zugleich mit Beziehung auf fein gesammtes menschliches Denken und Fühlen und Wollen, wovon alle seine Dichtungen stets nur der künstlerische Ausdruck sind, als eine Zweiseelen- oder Faustnatur bezeichnen. Die eine Seele will sich fortwährend von der anderen trennen; an die sinnliche Wirklichkeit klammert sich die eine, zu einer reineren Ideen- und Traumwelt strebt die andere empor. Und dieses Ringen, dieser innere Kampf niederholt sich daher in gewissem Sinne auch in jedem seiner Werke. Daraus erklärt sich seine ewige Unruhe, sein fottwährendes Aufhoben und Wiederaufangen, seine immer wechselnde Stellung zu den literarischen und politisch-socialen Strömungen seiner Zeit, das Hereinziehen so verschiedenartiger Elemente in seine dichterische Stoffmelt, alle die äußeren und inneren Kämpfe, an denen sein Leben so reich ist, und, da er bei alledem eine leidenschaftliche Natur ist, auch einerseits die zaghaste Selbstverzweiflung, die ihn, wie wir wissen, niederholt schon bei seinem Streben nach Vollkommenheit, nach der denkbar höchsten Vollkommenheit, ersaßt hat, andererseits das starke Selbstbewußtsein, welches er zuweilen zeigt. Mag aber der Drang nach Vorwärts oft auch ein dunkeler sein, der gute Mensch und der große Dichter ist sich des rechten Weges doch bemußt!

So viel über Drachmanns Dichterpersönlichkeit im Allgemeinen. Um die hier nur in groben Strichen angedeuteten charakteristischen Züge noch sprechender hervorzuheben, müßten wir freilich etwas mehr nach dem Leben malen können. Leider waren die wenigen, in Gesellschaft des Dichters verlebten schönen Sommertage des vorigen Jahres zu schnell verauscht, als daß wir aus seinem eigenen Munde Alles dazu Wifsenswerthe hätten ersahren können; und eine ausführliche Lebensbeschreibung des Dichters dürfte erst nach Erscheinen seines bereits angekündigten größeren Romanes zu erwarten sein, der, falls mir die bei unserem Besuch vernommenen Andeutungen nicht mißverstanden haben, eine Art Selbstbiographie enthalten soll. Die daraus in der dänischen Zeitschrift „I^'itsratur LritiK" im März dieses Jahres abgedruckten Gedichte i,Mk Lrvnjultns Oi^ts LavAs") scheinen für die Richtigkeit unserer Annahme zu sprechen.

Eine auf persönlichen Mittheilungen beruhende, zuverlässige und mit liebevollem Verständniß verfaßte kurze Skizze von Drachmanns Lebensgange giebt Poestion in seiner von uns bereits mehrfach stillschweigend benutzten, lesenswerthen Einteilung zu den von ihm trefflich übersetzten „See- und Strandgeschichten" (Nniverfalbibliothek 2478 und 79). Wir müssen uns hier darauf beschränken, nur diejenigen Momente aus seinem äußeren Leben hervorzuheben, die unserem flüchtig entworfenen Bilde theils zur Umrahmung, theils vielleicht auch noch zur Hinzufügung einiger gelegentlicher Lichter und Schatten, einiger noch scheinbar vergessenen Züge dienen können.

Die im Julihefte veröffentlichten Dichtungen sollten, so weit dies einige kurze Proben eben vermögen, zeigen, welche Meisterschaft Drachmann als Meeres dichter besitzt. Ein Meeresdichter sollte eigentlich für ein Land, das rings vom Meer umwogt ist und das schon so manchen vortrefflichen Seemaler hervorgebracht hat, kein allzu großes Wunder sein, wie es denn auch in der That der dänischen Literatur nicht an Gedichten und Geschichten über das Meer fehlt. Und doch bilden Drachmanns Meeresgesänge eine ganz neue Erscheinung, ja eine ganz neue lyrischepische Gattung; denn er schildert uns darin nicht nur, was an und auf dem Meere zu sehen ist, sondern enthüllt uns vor Allem auch die geheime Sprache, gleichsam die gemaltige Seele, die große Philosophie des Meeres. Die Natur selbst scheint ihn zum Dolmetsch ihrer gewaltigsten Erscheinungsform, des Oceans, bestimmt zu haben; denn seine meerblauen Augen, sein krausgelocktes, gleichsam von zitternden Wellen umwogtes Haupt und seine an die Meeresriesen der Vorzeit erinnernde Gestalt scheinen dem Meere zu entstammen. Was aber der göttliche Geist der Natur beschlossen hat, das können Menschen nicht hindern. Der Vater Drachmanns, ein verdienter Marinearzt und späterer Professor der Orthopädie in Kopenhagen, wollte zwar anfangs den am 9. October 1846 geborenen Holger zur See senden, nahm ihn aber doch bald aus der zu diesem Zwecke besuchten Schule, um ihn für seinen eigenen Beruf ausbilden zu lassen. So wurde Holger 1865 Student der Medicin. Allein die Liebe zur Kunst überwog bei ihm die Liebe zur Wissenschaft, und bald sehen wir ihn (als eifrigen Kunstjünger und Schüler des bekannten Marinemalers SSrensen), wohin sein Herz ihn zog, am Meere!

Dann begab er sich zur weiteren Ausbildung auf längere Reisen nach der Nordsee und dem mittelländischen Meere und verbrachte ein halbes Jahr auf Sicilien. Entscheidend ward für ihn ein Aufenthalt in London, wo er längere Zeit als Illustrator und Maler oft gar kümmerlich sein Brot verdiente. Daneben trieb er mit fast gleichem Eifer Musik, Aefthetik und Poesie. Hier war es auch, wo er 1871 die Flüchtlinge der Pariser Commune und die wichtigen socialen Wandlungen kennen lernte, welche der Krieg in Frankreich mit sich gebracht hatte. Was er hier schaute und hörte, mit dem Pinsel zu malen, vermochte er nicht; da versuchte er es mit Worten, und so entstand sein berühmtes Gedicht, das noch jetzt zu seinen Lieblingsgedichten gehört: „Die englischen Socialisten". Und wie er sie zu malen verstand, mögen folgende Zeilen zeigen:

	<div> <p>Geschützt vor dem Wind und kalten Nebeln, Um des Kohlenbeckens qualmende Gluten — Die Kohlen sind vom Strande gestohlen, Wo der Kaufmann löscht die beladenen Schuten — Sitzt eine Schaar. Bedeckt sind mit Ruße, Die knotigen Arme in schmutziger Bluse; Wohl vierzehn sind's, sie löschten die Schute, Die Haut zeugt von Angelsachsenblnte.</p> </div>	
Sie murmeln und saugen die thönernen Pfeifen, Das Ale geht herum in klappernden Kannen;		
Man will aus der Roth und möchte sie bannen;	Man hat etwas vor, möcht' etwas ergreifen,	
	<div> <p>Die Arme erbeben, wie Fieberkranken; Die Worte fehlen den vielen Gedanken! Doch ohne System muß Alles ersticken.</p> </div>	
Da erhebt sich ein Mann mit funkelnden Blicken u. s. w.		

Der Erfolg seiner ersten, 1872 erschienenen „Gedichte" und mehr noch der einer bald darauf unter dem Titel „Von jenseits der Grenze" sverovrs tra 6r»eO8en) herausgegebenen Sammlung von Skizzen, in denen er beredt und ergreifend die heroische Ausdauer der dänischen Soldaten in der Düppelstellung schilderte, ließen endlich nach längerem Schwanken den Dichter über den Maler siegen; und nun schuf er mit rastlosem Fleiß^e arbeitend, die ganze stattliche Meihe von Gedichtsammlungen, Novellen, Romanen und Dramen, die mir jetzt von ihm besitzen und die seine vielseitige Begabung in so bewunderungswürdiger Weise offenbaren.

Größere Reisen, meist veranlaßt durch innere und äußere (namentlich auch politische) Kämpfe im Vaterlande, unternahm er dann noch 1876 bis 78, besonders nach den europäischen Hauptstädten.

Immer wieder aber war es die Sehnsucht zum Vaterlande und besonders zum heimischen Meere, die ihn der Heimat zurückgab. Ein tiefempfundenes poetisches Zeugniß für diese Sehnsucht ist sein, gleichzeitig von Kampfesmuth erfülltes Gedicht: „Vogelschau" (im Juliheft S. 62). Welche hohen Ziele er sich als „Meeresdichter" stellt, wie er ringt und srrebt, „die Größe und Macht des Meeres zu erfassen und sich aus seiner Sturmmelodie die Töne ureigner Poesie zu schaffen", das ließ uns die vorhergehende Dichtung erkennen. Daß er sich jedoch auch vortrefflich auf „Genrebilder", die das Strandleben darbietet, versteht, hat das kleine annnuthige Bild bemiesen, das er „Bernstein" betitelte (ebenda S. 60).

Die Liebe zum Meere wie zur Natur im Allgemeinen hat ihn zum vertrauten Freunde der Fischer und Seeleute gemacht, zu denen er sich stets flüchtet, wenn er sich von allzu angestrengtem Arbeiten erholen will, oder

wenn er es unter den „Menschen" wegen etwa zu offen geäußerter, freier Ansichten einmal nicht mehr aushält. So lebt er auch gegenwärtig mit seiner vortrefflichen Gattin und seinen „süßen vier Kindern" an einem kleinen Strandorte nördlich von Helsingör, nach seinem eigenen Ausdruck „zwischen Wäldern, Möven, Fischern und Seekapitänen." Dafür wird er aber auch von den Fischern geliebt und verehrt, wie nicht leicht ein anderer Dichter voni Volke geliebt werden kann. Man braucht nur seinen Namen zu nennen und zu sagen, daß man ihn gern hat, so ist man auch ihr Freund. Besonders bewundern sie seinen Fleiß. „Hau er rusFet Mriß" sagen sie. „Wenn wir Abends aus dem Krug, wo wir miteinander trinken, rauchen und uns Geschichten erzählen, nach Hause schlafen gehen, dann setzt er sich noch hin und schreibt und schreibt." Was er dann wohl schreibt, was er uns sozusagen „frisch vom Faß" giebt, ist leicht zu errathen. Besonders ist er ein unübertrefflicher Meister kurzer Bilder und Geschichten aus dem Leben und Treiben der Fischer und Seeleute. Er versteht, wie Poestion treffend sagt, „die schwere Kunst, von einer Person in wenigen Zügen ein abgerundetes Bild zu geben, das dem Leser unvergeßlich bleibt," und das er lieb gewinnt, fügen wir hinzu. Das ist denn auch die einzige Seite, von welcher Drachmann dem deutschen Leser schon einigermaßen bekannt ist. Deutsche Uebersetzungen Drachmannscher Seegeschichten sind außer Poestions bereits erwähnten prächtigen See- und Strandgeschichten erschienen von A. Strodtmann: Aus den Sandregionen und anderen Erzählungen von H. Drachmann und S. P. Jacobsen; femer zwei größere, fesselnde Strandnovellen („Paul und Virginie unter nördlichen Breiten" und „Aus der Familiengeschichte des Björngeschlechtes") von E. v. Engelhardt, Leipzig 1881.

Was endlich Drachmanns erzählende Meeresgedichte anlangt, so sei nur kurz noch erwähnt, daß sich in ihnen besonders das Heldenhafte seiner Natur kundgiebt. Schisfbrüche, kühne Rettungsversuche, Frauen die mit dem Rettungstau um den Leib sich in die Wogen stürzen, um den Geliebten zu retten, Kapitäne, die das sinkende Schiff nicht verlassen, versteht er uns so ergreifend und schauervoll vor die Seele zu zaubern, daß mir meinen könnten, wir wären selbst zugegen und nähmen Theil. Eines der bekanntesten Gedichte dieser Art ist das großartig dramatisch aufgebaute und gewaltig ergreifende Gedicht „Von der Düne."

Es ist, als ob man die furchtbare Brandung des sturmerregten Meeres selbst vernähme, wenn man die Worte vortragen hört:

<p>Stürme heulen. Wogen brüllen, Sand und Salzflutbtropfen füllen Zitternd bange Lnftbereiche</p>	
<p>Nirgends Widerstand noch Wehr. Wo der Uferwall geschwunden, Bahnt sich machtvoll ungebunden Seinen wilden Weg das Meer.</p>	
<p>Schwere Wogenmassen schießen Und verfließen, Uebergichen</p>	
<p>Weithin sich mit weißem Schaum; Rings im Raum Keine noch so kleine Stelle, Bietet sich dem Fuß als Schwelle, Wo du trotzen kannst mit Muth Brandungsdonnerwirbelfluth!</p>	

Wie fesselnd ist nicht die Schilderung der von der Düne atheinlos ausspähenden Geliebten:

<p>Und inzwischen ganz dort oben Auf der Düne windumwoben. Vor den Augenbrau'n die Hand, Spähend, spannend, starrend stand Sie, des Mthsels Löscrin. Bang der Athem, blaß die Lippen, Immer starrend nach den Klippen, Nach dein schwarzen Punkte hin</p>	
<p>Wie ein Standbild, ausgehauen Stumm in Stein, folgt sie dem Boot, Seufzend in des Sturmes Grauen, Zitternd, bebend wie ein Laub.</p>	

Und dann wieder das Meer:

<p>Und Licht und Schatten Wechseln</p>	
<p>Ueber dem Meere. Wie jagende Hunde, Die wüthend sich beißen, Kommen eilend die Wogen; Und es bellt ans der Tiefe Rauh, brüllend.</p>	

Dieser Gattung gehört auch das im Juliheft Seite 58 abgedruckte schöne Gedicht „Allein auf dem Deck" an. Auf eine andere nicht minder dramatisch ergreifende Dichtung: „Die letzte Parade" (deutsch erschienen im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes," 1889, Nr. 6) sei hier nur kurz hingemiesen.

Diesen Gedichten, wie allen seinen Erzählungen und ebenso seinen Dramen, gereicht es zu unvergleichlichem Vortheil, daß er als Dichter doch stets zugleich geblieben ist, was er von Haus aus mar, ein genialer Maler. Möchte es uns gelungen sein, durch unsere noch lückenhaft gebliebene Skizze die in mancher Hinsicht ganz eigenartige Dichtergestalt Drachmanns der deutschen Lesewelt näher zu bringen! Wäre er derselben schon vertrauter gewesen, so hätte er auch zu einer ausgeführten vergleichend- kritischen Betrachtung reichen Stoff und fruchtbare Anregung bieten können.

Der Musik-Winter ;888—1889.

von

Heinrich Ehrlich.
— Berlin. —

s ist undenkbar, daß im politischen und socialen Leben starke Gegensätze, verschiedenartigste Bestrebungen sich entwickelten und zur Geltung gelangten, und daß im Kunstleben Alles recht ruhig und glatt vor sich ginge, von allen Vorgängen in anderen Regionen unberührt bliebe; als ob Dichter und Musiker und bildende Künstler auf einem anderen Planeten hausten und von dort herab ihre Werke in die irdischen Theater, Verlagsbuchhandlungen, Concertsäle und Kunstaustellungen sendeten!

Es wäre vielmehr nicht schwer zu beweisen, daß alle Bewegungen, die im öffentlichen Leben durch höhere Ideen oder niedere Gedanken hervorgerufen wurden, im Kunstleben Ausdruck — nicht etwa Darstellung! — erhalten. Der Geist des Künstlers ist eine Art von Brennspiegel, der die verschiedenartigen vereinzelteln Ideenstrahlen (oder auch niedere Gedanken) in sich zusammenfaßt und auf einen Punkt leitet. Doch nochmals sei es festgestellt: das Kunstmerk ist Ausdruck verschiedenartiger Bewegungen, nicht etwa Darstellung von Ideen. Es wäre ein Unsinn zu behaupten, daß die Beethoven'schen Symphonien vor dem ungeheuren Umschwünge in der deutschen Dichtkunst und vor der französischen Revolution hätten entstehen können; ein noch größerer Unsinn aber wäre es, sie als die Darstellung der Sturm- und Drang- und der Nevolutionsideenjzu bezeichnen. Und wenn Richard Wagner einerseits „mit Entzücken" die deutsche Mythe preiset, in welcher ihm der wahrhaftige „natürliche Mensch" in seiner ganzen Schöne entgegentrat, andererseits bewundernd von der Schopenhauer'schen Weltanschauung spricht, nach welcher gerade das Natürliche im Menschen aus dem Willen zun? Leben entsteht, der nur Leiden und Elend bringt und in der Befriedigung sich selbst zerstört, so ist das der beste Beweis, wie viel unversöhnliche Widersprüche im Geiste des Künstlers sich kreuzen und dennoch zum Schaffen eines großartigen Kunstmerks beitragen können.

Nun haben die letzten Jahre so viel Gewaltiges und Gewaltsames, Hochstrebendes und Streberisches, allgemein Anregendes und gemeinen Regungen Dienendes gebracht: und die Kunst sollte von all Dem unberührt geblieben sein? und gar die Tonkunst, diese verbreiteste, so zu sagen gesellschaftlichste aller Künste?

Auf dem Felde der Oper konnten die starken Gegensätze der verschiedenartigen neueren Grundsätze nicht zur Geltung gebracht werden, denn in ihr erscheinen Wagners Musikdramen noch immer allein gegenüber den älteren klassischen. Seine deutschen Zeitgenossen haben nichts hervorgebracht, was ihnen entgegen gestellt werden könnte. Und selbst die Anhänger italienischer Opernmusik müssen gestehen, daß Verdi's letztes Werk „Othello" gar Vieles enthält, das nicht gerade eine Nachahmung Wagners zu nennen ist, aber ganz bestimmt ohne den durch ihn gegebenen Impuls nicht bestände. Diese An der Harmonisation, der Deklamation, der Instrumentation hätte Verdi niemals angewendet, wären nicht die Wagner'schen Grundsätze auch so tief in das Bewußtsein sehr vieler italienischen Musiker und Musikfreunde gedrungen. Die Bemerkung soll durchaus nicht die Anerkennung der großen Begabung des Mannes beeinträchtigen, der den „b»II« in irm8cliLrä", den dritten Act des „Ernani", die erste Hülste des zweiten Actes in „Nigoletto" und die „AHa" componirt hat*); sie soll nur darthun, daß eben gemisse Ideen nach den entferntesten Regionen ausstrahlen. Die Meinungen über den Kunstmerth der Wagner'schen Schöpfungen mögen sehr verschieden sein; daß sie aber die deutschen Bühnen beherrschen, daß sie die größten Einnahmen bringen, ist eine feststehende Thatsache. Und wenn — nicht mit Unrecht — behauptet wird, daß ihr Erfolg nicht durch Das allein bestimmt wird, was sie als Kunstmerk sind, sondern in nicht geringein Grade durch das von Richard Wagner selbst angeregte Hineinziehen leidenschaftlicher Streitigkeiten und Voranstellen von Nebenfragen, die zur Kunst selbst in oft sehr entfernter Beziehung stehen: so bietet diese Behauptung nur einen neuen starken Beweis, wie das Kunstleben heute in noch viel stärkerem Maße als ehemde von allen geistigen Regungen berührt mirH, und wie jetzt auch die unhaltbarste Zusammenstellung philosophischer Systeme mit künstlerischen Erzeugnissen gläubige Anhänger findet. Ueber Musik Philosophiren

Jeder, der Webers „Eurvanthe" hört, muß erkennen, daß in ihr die Grundlage der ersten Opern R. Wagners (Holländer, Tannhäuser, Lohengrin) ruhte; ers^cl:'.: darum das kolossale Genie des Dichter-Componisten als ein geringere«?

ist ja eine Lieblingsbeschäftigung der gebildeten Gesellschaft, und selbst ernsthafte Gelehrte leisten der Schönrednerei Vorschub. Als Mozart die „Zauberflöte", als Beethoven die unermeßliche „Neunte" schuf, siel es keinem Menschen ein, die ganz sicheren Beziehungen der ersten zur Freinmuerei darzulegen, oder aus dem Goethe'schen „Faust" ein Programm für das Riesenwerk zusammenzusetzen. Progamme, d. h. Ueberschriften, und mitunter die sonderbarsten, hat es von jeher gegeben: aber die Auslegerei ist erst in der Neuzeit zur vollen Reife gebracht worden. Wir sind jetzt so weit gekommen, daß bei Beurtheilung von Kunstwerken eine Masse Borfragen zu gründlicher Besprechung gelangen, die Hauptsache aber: wie denn das Werk geschaffen, gedichtet, componirt, gemalt ist, fast nebenher behandelt wird.

Und wenn man die verschiedenen Concertprogramme des verflossenen Winters prüft, so möchte man fast behaupten, daß selbst im Geiste manches Componisten nicht das Musikalische als das Wichtigste waltete, sondern das Bestreben, Ereignisse und Handlungen durch Töne darzustellen, die der beschreibenden Dichtkunst unbedingt angehören, der Malerei in nur bedingtem Maße zugänglich sind, der Instrumental-Musik aber entschieden ganz ferne liegen. Es sind im letzten Winter zwei „Symphonische Dichtungen" mit demselben Titel „Francesca da Rimini" aufgeführt worden, die eine von Bazzini in Mailand, die andere von Tschaikowsky in Petersburg. Bazzini (geb. 1818), ehemals ein berühmter Geigenkünstler, dessen edler Ton und schöner Vortrag ihm besonders in Deutschland allgemeine Sympathie«« erworben hat, ist jetzt Director des Mailänder Conservatoriums und in seinen Coinpositionen ein Anhänger der neudeutschen Schule. Tschaikowsky lgeb. 1840), zuerst Jurist, dann Musiker und Lehrer am Petersburger Conservatorium, ein ungemein geistreicher

Comvonist, gehört der jungrussischen Schule*) an, die kein anderes Kunstgesetz anerkennt, als die eigene Willkür. Er ist allerdings der bei weitem bedeutendste dieser Schule, denn er hat auch ernsten Studien obgelegen, viel gelernt uild sehr geschickte Handhabung der Formen erworben. In einer Suite von ihm befindet sich ein Präludium und Fuge, die zu den geistreichst erfundenen und trefflichst gearbeiteten Werken der Neuzeit gehören. Aber das Streben nach Originellstem, Niedagewesenem führt auch ihn manchmal zu Experimenten und Combinationen, bei denen jede Münk aufhört. Die Episode aus Dantes Inferno, die Erscheinung und Erzählung der Francesca da Rimini als Vorwurf einer Jnstrumentalcomposition zu wählen, war schon von vornherein ein verfehelter Versuch. Was der Dichter in Worten anschaulich beschreibt, kann der Musiker nicht wiedergeben, denn jener hat das bestimmte Wort für sich, dieser kann nur Zusammenstellung von Einzeltönen in Accorden bieten. Was der Dichter

*) Die ältere russische Musikschule, deren bedeutendsten Männer Lwoff nnd Glinka waren, fußte ganz auf deutscher Tradition, mit nationalen Wendungen.

dem Leser in drei Versen*) erzählt, muß der Musiker dein Hörer in einer langen Reihe von Tacten begreiflich zu machen suchen. Die Qualen der armen vom Sturme gejagten Geister muß der Musiker durch eine Reihe von Dissonanzen zu versinnlichen trachten, bei denen zuletzt der musikalische Hörer ein Gequälter wird. Poetische Vergleiche, wie die von den ^taaren, die init breiten: Flügel im kalten Winter dahin fliegen, oder von den klagenden Kranichen (V. 40—50) kann die Musik nicht niedergeben. Tie wunderbare Schönheit der Ansprache Dantes und der Antwort Francescas isr ein Eigenstes der Dichtkunst; vielleicht wäre es möglich, durch den Gesang eine ähnliche Wirkung zu erzeugen. Aber was soll die Instrumentalmusik damit beginnen? Die beiden erwähnten „Symphonischen Dichtungen" (der Titel ist das Schönste an dem Dinge!) konnten einen ungetheilten Erfolg nicht erringen; doch fand die Bazzinis jedenfalls noch mehr Theilnahme, weil in ihr doch der italienische Musiker die Melodie nicht so ganz verbannte, wie der geniale Russe. Noch weniger Eindruck als die beiden Francescas erzeugte ein Musikstück von St. Sasns „Phaeton", in welchem nur die musikalischen Jrrbahnen erkennbar waren, auf welchen der (sehr geistreiche, aber offenbar eine Zeit lang überschätzte) Componist sich herumireibt. Es erscheint mir nothmendig, hier meine Ueberzeugung gegenüber der Programm-Musik auszusprechen. Jedes wahre Tonkunstwerk, auch das kleinste, ist Programmmusik, d. h. es muß im gebildeten Hörer Empfindungen erwecken, die er mit gewissen Vorstellungen in Verbindung bringt und so zu sagen zum Programm ausbildet. Die Musik, die solche Empfindungen und Vorstellungen nicht hervorruft, taugt wenig. Aber noch weniger taugt die Musik, zu deren Verständnis; der gebildete Hörer erst einer Borschrift für seine Empfindungen, sozusagen eines ästhetischen Receptes bedars. Enthielten des hochgenialen Berlioz Symphonieen „Episoden aus dem Künstlerleben", „Harold" u. s. w. nicht so viel echt musikalische Schönheiten in Melodie, rhythmischer Eigentümlichkeit und Tonfärbungen, sie wären schon lange der Vergessenheit anheimgefallen. Die Ouvertüre „Lärnsväl K«ra»iii" wird bei guter Aufführung immer zündend wirken, ohne daß die Hörer bei jeder Phrase daran dächten, was sie bedeuten soll.

Gute Aufführungen Berlioz'scher Werke haben mir nur dem unvergleichlichen Hans von Bülom zu danken, dessen Leitung die Philharmonischen Concerte zu höchstem Glänze und zu großartigster Wirkung gebracht hat. Als diese Concerte noch unter der Verwaltung einer Gesellschaft und unter künstlerischer Führung des Herrn Professor Dr. Joachim und Herrn Klindmorth standen, da brachten sie nur jährliche Ausfälle, welche die reicheren Mitglieder der Gesellschaft deckten, bis sie es bequemer fanden, sie nicht mehr zu decken, und zurücktraten, worauf die Auflösung der ganzen Verbindung nothwendig erfolgen mußte. Jetzt sind diese Concerte Privatunternehmungen des „Concertdirector" Herrn Wolf und die bei weitem einträglichsten — selbstverständlich durch Bülows Zauber-Tactstab. Wie er begeisternd, fortreißend, elektrisirend auf das Orchester und das Publikum wirkt, das kann nur gehört, nicht beschrieben werden. „Altclassifche" Beurtheiler und Liebhaber meinen hie und da, er tüftle zu viel, er suche so viel einzelne interessante Züge hervor, daß der Eindruck des Ganzen beeinträchtigt werde. Es ist das der sonderbarste Vorwurf in einer Zeit, da so viele gelehrte und geistreiche Männer an jedem Verse von Goethe und Shakespeare herumstudiren, bis sie irgend eine neue Bedeutung, eine Beziehung herausfinden, an die bisher kein Mensch gedacht hat, vielleicht der Dichter selbst am wenigsten*). Wer aber Beethovens ^-änr-Sumvhonie, die so oft gehörte ^-ruoU („Schottische") von Mendelssohn, ja selbst die schon abgeleiert zu nennenden Ouvertüre zum „Tannhäuser" unter Bülows Leitung gehört hat, der mußte gestehen, daß da neue ungeahnte Wirkungen herausgeholt, nicht etwa hineingethcm waren, daß die thematischen Durchführungen, die rhythmischen Gliederungen, die Tonsärbungen in einzelnen Instrumentalgruppen**) noch niemals in solcher Klarheit, in solch künstlerisch vollendeter Ausführung hervorgetreten waren. Und hat er nicht das voraus viel besprochene, spöttisch angezweifelte Wunder vollführt und die „Neunte" am selben Abende zweimal aufgeführt, wobei die übergroße Mehrzahl des Publikums bis an das letzte Ende verweilte, ohne Ermüdung zu zeigen? Und welche Mittel standen ihm hierbei eigentlich zu Gebote? Das Philharmonische Orchester mar seiner Leitung gewohnt, aber der Chor (der von Herrn Ochs gegründete sogenannte „Philharmonische") existirte kaum seit drei Jahren und hatte unter Bülow noch nie gesungen, auch die Sslisten wirkten zum ersten Mal; und gerade die Leistung der beiden letztgenannten Factoren erregten Enthusiasmus. Das so schwere, fast unüberwindliche Quartett-Solo war noch nie so schön, so sicher und frei ausgeführt morde». Wenige Wochen vorher batte der neue Capellmeister der Hofoper, Herr Sucher, dasselbe Riesenmerk vorgeführt mit der königlichen Capelle, mit den ersten Sängern der Hosoper; aber die Wirkung mar nicht annähernd zu vergleichen.

In der Königlichen Oper bewegt man sich seit zwei Jahren in allerhand Versuchen, ohne zu jener einheitlicheil Festigkeit der Leistungen zu gelangen.

**) So z. B. die Figur des Basses am Exde des ersten Satzes der Beethovenfchcn >-änr-Symphonle.

*)Sag' deutlicher wie und wenn.
Du bist uns nicht immer klar:
Gute Leute, wifzt Ihr denn,
Ob ich mir's selber war?"

Im Auslegen seid irisch und munter;
Legt Ihr nicht aus, so legt was unter,

Derselbe.

Goethe.

die zu gleicher Zeit als erstes Vorrecht und erste Pflicht der größten und reichst unterstützten! Bühne der deutschen Reichshauptstadt gelten mußte. Herr Devve, der erste neue Capellmeister an dessen Berufung die neue Generalintendenz die größten zuversichtlichsten Hoffnungen knüpfte, erwies sich als ein Musiker von feiner Auffassung, der aber gänzlich der Sicherheit und des Ueberblicks ermangelte, die allein durch langjährige Uebung und Gewohnheit am Pulte erworben werden, und die keine noch so bedeutende Begabung zu ersetzen vermag. Er war 57 Jahre alt geworden, ohne jemals eine Oper einstudirt und geführt zu haben, und sollte das nun mit einem Male an der Königl. Hofoper in Berlin zu Stande bringen! Kein Wunder, daß die Borstellungen sehr ungleich wurden, daß manche Scene ganz gut von Statten ging, andere wieder in Verwirrung geriethen. Herr Deppe mußte zuletzt den Jrthum einsehen, den er bei der Annahme solch schwieriger Stellung begangen, und trat zurück. Nun wurde Herr Sucher berufen, der bisher am Hamburger Stadtheater gewirkt hatte, der Gemahl der berühmten Sängerin, die ebenfalls in den Verband der Königlichen Oper trat. Er ist ein sehr tüchtiger, so zu sagen, sattelfester Capellmeister, den keine Unsicherheit der Sänger, kein Schwanken des Chores in Unruhe bringen kann, der Alles zusammenhält, und auch feurig leitet. Aber tieferes Eindringen in die Schöpfungen der großen Meister, poetische Auffassung liegt nicht in seiner Wesenheit, das hat seine Vorführung der „Neunten" sattsam bewiesen. Seine Gemahlin ist noch immer eine sehr bedeutende Sängerin; in früheren Jahren entzückte sie durch den herrlichen Wohllaut der Stimme und die Schönheit ihrer Bewegungen; in neuerer Zeit, da die Fülle derStimme ein wenig ab-, die des Körpers zunimmt, läßt sie sich in bedenklicher Weise zu Uebertreibungen in Gesang und Spiel hinreißen. Neben, ihr sind zwei neue männliche Sterne in die Bahnen der Königlichen Oper geleitet morden. Der Tenorist Herr Sylva, der eine sehr schöne Stimme besitzt, aber der deutschen Sprache nicht ganz mächtig ist, und daher oft mit Starrheit des Ausdrucks singt; und der Sächsische Kammersänger Herr Bulß, der herrliche Stimme mit feurigem Vottrage und lebhaftem Spiele vereinigt, aber nicht selten die höhere künstlerische Auffassung den augenblicklichen Theatereffecten opfert. Daß die größten Wirkungen und edelste Wiedergabe des Kunstwerkes sich ganz gut vertragen, hat der große Künstler Gura aus München, von dem noch später die Rede sein wird, siegreich bemiesen.

Wie ich schon bemerkt habe: es fehlt den Vorstellungen der Königlichen Hofoper die künstlerrsche Einheitlichkeit. Die Wiedergabe des „Tristan" im Mai dieses Jahres mar die wenigst befriedigende unter allen bisherigen. Frau Sucher schrie im zweiten Akte, mo Isolde nicht mehr als die heftig Erregte, dm Tod Suchende, sondern als die in befriedigter Liebe Schwelgende erscheint, gerade so wie im ersten Acte, wo die Handlung ein Uebermaß der Leidenschaft einigermaßen rechtfertigt. Herr Stritt, aus Hamburg für den einen Abend hierherberufen, ein sehr schätzbarer Sänger, ist der TristanAufgabe nicht gewachsen; und Herr Bulß gab den Kurvenal, den treuen, alten, düstern Diener und Gefährten des Helden init schneidiger Lebhaftigkeit des Ausdrucks als war' er ein junger Leutenant, der auf Avancement singt." Hier sei noch bemerkt, daß die neue Oberleitung, die im Anfange ganz besonderes Gewicht auf die Stärkung der rein klassischen Opernwahl legte und dem Wagnercultus ein Gegengewicht zu bieten gewillt schien, in allerneuester Zeit nur noch Wagner-En clen mit kleinen Opern zweiten Ranges abwechseln ließ. Vor dieser Wandlung wurde in Königl. Opernhause Wildenbruchs Drama „Die Quitzom's" gegeben, weil die Räume des Schauspielhauses dem Andränge der 'Besucher nicht genügte: dagegen bekam Beethovens „Fidelis" Quartier im kleineren Schauspielhause. An neuen Opern erschienen „Turandot" von Theob. Rehbaum, die in Text wie in Musik kaum den Namen einer mißlungenen Operette verdiente, und „Lorelen," von dem verstorbenen Prof. Emil Naumann, die nach wenigen Aufführungen in das Nichts zurückkehrte, aus dem sie gekommen mar.

Es muß allerdings zugestanden werden, daß bei dem jetzigen Mangel an guten Textbüchern und Operncomponisten jeder Theaterleitung bei der Suche nach Neuigkeiten eine sehr schwere Aufgabe zufällt. Aber sie wird nicht erleichtert, wenn man ein unbezeichenbares Ding vorführt, das gar nicht in den Rahmen der Königlichen Oper gehört, oder eine Oper die bei Lebzeiten des Componisten nirgends Annahme finden konnte. So erscheint es denn leicht erklärlich, wenn die Theilnahme des Publikums sich der Kroll'schen Oper zuwandte, in welcher zuerst eine Italienische Operngesellschaft, dann im Mai die herrliche Marcella Sembrich, dann Marianne Brandt, Etelka Gerster, endlich der berühmte Baritonist Reichmann auftraten. Die italienische Gesellschaft zeichnete sich schon dadurch aus, daß kein einziges bedeutendes Mitglied Italiener war: die Primadonna van Zandt entstammt den vereinigten Staaten von Nordamerika, der Tenorrft Ravelli heißt eigentlich Ravel und ist Franzose, des Baritonisten d'Andrade Eltern sind Portugiesen. Die Männer haben uns wahrhaft entzückt, weil sie wahrhaft schön sangen; der Primadonna ungemeine Kehlengeläusigkeit hat uns Verwunderung erregt, aber uns kalt gelassen. Sonderbar genug erschien es auch, daß diese „Italiener" mit einer französischen Oper „Lackine" begannen. Sänger und Oper waren also eigentlich nur in's Italienische übersetzt.

Was soll man nun von Marcella Sembrich sagen? Diese große Künstlerin ist in stetem Wachsen begriffen; und keine lebende Sängerin kann sich rühmen gleich ihr die vollendetste italienische Gesangschule mit der innigsten deutschen Vortragsweise zu vereinigen. Mit Wehmuth erfüllte uns dagegen die einst so gefeierte Etelka Gerster. Nur wenige Momente gab es, welche die süße Stimme, den natürlichen Liebreiz des Vortrages in das Gedächtniß zurückriefen; die meisten zeigten nur verblaßten Glanz einer auf Theatereffecte zielenden Primadonna! Marianne Brandt ist noch immer die erste dramatische Sängerin, sie singt schöner, maßvoller denn je, ist noch immer an der Hofoper unersetzt; daß man sie nicht zurückruft, gehört zu den vielen unerklärlichen Internis der Verwaltung*).

Der größte deutsche Gesangkünstler ist Gura; er hat zwei Liederconcerte gegeben, und die Hörer durch den Vortrag der schwersten Schubertschen, Schumannschen und Lömeschen Gesänge in die größte Begeisterung versetzt. Und dabei singt er mit der anscheinend größten Ruhe, ohne irgendwelchen Aufwand von besonderen Effektmitteln! Und wie packt er den Hörer! „Prometheus" und „Griechengesang" von Schubert, der „Nöck" von Löwe werden Jedem unvergëßlich bleiben! Er ist aber nicht etwa nur als Liedersänger so groß! Ich habe ihn vor einem Jahre in München den „Jago" in Verdis Othello**) singen hören und spielen sehen, und kann versichern, er überragte den Italienischen Jago der ersten Mailänder Vorstellung, der ich beigewohnt habe, geistig um Haupteslänge.

Bei dieser Gelegenheit sei einer verwunderlichen Erscheinung im Concertleben gedacht, die ein Erzeugniß der Neuzeit, aus den allgemeinen Verhältnissen zu erklären ist. Ii: früheren Zeiten war das Lied eine Beigabe der Instrumentalconcerte, der lyrische Ruhepunkt zwischen brillanten Bravourstücken, das seelische Moment zwischen den großen technischen Leistungen. Heute sind die Liederabende Mode, in welchen der Sänger oder die Sängerin ohne irgend welche andere musikalische Beihilfe ganz allein wirkt, 15 bis L0, wohl auch noch mehr Lieder und Anetten, (hie und da ein Duett mit einem Collegen) vorträgt. Der verflossene Winter hat 16 derartige Liederabende gebracht. Daß hierbei das seelische Moment zuletzt in den Hintergrund gedrängt werden muß, liegt klar. Wer soll eine solche Masse von Liebem mit gleicher Stimmung und Sammlung anhören?

Aber das ganze Leben ist jetzt auf die Aeüßerung von großer Kraft und Energie gerichtet, ohne viele Rücksicht auf Anderes. Von dieser Richtung geben auch die Concertvrogramme Zeugniß, die der Virtuosen wie der Sänger. Und so wäre ich auf Umwegen auf den Punkt zurückgelangt, von dem ich ausgegangen bin, und kann schließen.

*) Man sagte, sie habe vor Jahre» irgendwelche Fonnenfchler begangen. Nun, schlimmer mit Publikum und Intendanz umspringen, als Frau Lucca gethan, dürfte wohl keiner möglich sein. Und wie wurde sie empfangen! Das Hoforchester blies einen küsck^ wie nur beim Erscheinen der allerhöchsten Herrschaften in Gala-Opern!

**) Der überall in Deutschland gegeben worden ist und in Berlin zu den „erwarteten" Neuheiten gehört. — Dafür haben wiraber „Tnrandot" und „Loreley" gehabt!

Eine Idylle während der Belagerung.

von

Fran^ois <iüopp6e.*)

— Paris. —

Milte des Ialireo I«7>> bewohnte eine alte Dame um » Sohne ein bescheidenes Quartier im fünften Stock eines >>auseo de^ Quai >Zaint-Michel.

Frau Fontaine hatte ihren Gatten, der als Professor am Loccum Louis-le-Grand angestellt war, verloren. Ihr Sohn Gabriel besaß ein gediegenes Wissen und wollte sich gerade im Augenblick, wo der Vater starb, zur Aufnahmeprüfung an der Ecole normale melden. Der Tod ihres Ernährers mar ein furchtbarer Schlag für die Familie. Herr Fontaine hatte weder das Alter noch die Dienstjahre, die ihn zurPensionirung berechtigten; seine Wittme erhielt daher von der Regierung nur eine ganz unbedeutende Unterstützung. Gabriel mußte auf die höhere Unterrichtscarriöre verzichten und auf augenblicklichen Verdienst bedacht sein, nur um seine Mutter zu erhalten. Der Director des Luceums, ein freundlicher, wohlwollender Herr, fetzte es durch, daß der junge Mann im Unterrichtsministerium mit einem Gehalt von 1500 Francs jährlich angestellt wurde; und dieses Süm্মchen, verbunden mit der kleinen Pension, die Frau Fontaine erhielt, und einigen kleinen, bei Lebzeiten des Vaters gemachtel Ersparnissen reichte für den täglichen Unterhalt beider aus.

Ihre bescheidene Wohnung bestand aus drei kleinen Stuben und einer Küche. Das Speisezimmer trug mit seiner unvermeidlichen, eichenfarbenen Tapete und dem rothbraun gestrichenen Fußboden einen unendlich banalen Charakter. Es enthielt ganz vorschriftsmäßig ein Mahagoni

Aus dem Französischen übersetzt von Nr, Emil Bürger.

buffet, einen mit Wachsleinmand überzogenen Tisch und sechs Rohrstühle nebst den üblichen Strohtellern. Die weißen, an Stangen befestigten Gardinen und der Kachelofen mit grüner Schildpattfärbung waren ebenfalls vertreten, und der einzige Schmuck der Wände bestand in eingerahmten Schmetterlingssammlungen, die Zeugniß ablegten von den entomologischen Liebhabereien des seligen Herrn Fontaine. Das Schlafzimmer der Wittme diente zugleich als Empfangssalon. Den größten Platz nahm hier das frühere Ehebett ein, das unter grünen Damastvorhängen versteckt war. Die Gardinen waren aus demselben Stoff; grauleinene Ueberzüge bedeckten die Stühle und die zu beiden Seiten des Kamins stehenden Lehnssessel. Zwei Bouquets künstlicher Blumen, unter Glasglocken stehend, sowie eine alabasterne Stutzuhr, Stil Empire, schmückten den Kaminaufsatz. Darüber hing der Spiegel, in welchen gerade gegenüber das Portrait des verstorbenen Herrn Fontaine hineinschaute. Ein pietätloser Sausewind von, Fach hätte diesem sogenannten Kunstmerk das energische Epitheton „Sudelei" wohl kaum erspart. Es stellte den würdigen Professor in schwarzer Amtstracht dar, wie er mit dem Barett auf dem Haupte vor einem cylinderförmigen Arbeitstisch sitzend, dessen Original übrigens unter dem Gemälde stand, gerade einen Vers aus Virgil mit einer Gänsefeder niederschrieb. Wenn der Maler in einer, mahraft künstlerisches Empfinden äußerst verletzenden, Weise den grellen Contrast zwischen dem sehr weißen Haar und der sehr rothen Gesichtsfarbe des Herrn Fontaine markirt hatte, so zeigten sich doch wenigstens sein guter Wille und seine Gewissenhaftigkeit in der Genauigkeit, mit der die Fauteuilnägel, das Tintenfaß und die Goldverbrämung der Toga niedergegeben waren.

Wenn wir noch hinzufügen, daß ein schmaler Teppich einen Theil des stets mit Sägespänen bestreuten Fliesenfußbodens bedeckte, daß zwei Kupferstiche nach Delaroche, Abonnementsprämien irgend einer Zeitschrift, neben dem nichtssagenden Bilde des verstorbenen Familienvaters die ganze künstlerische Ausschmückung des Zimmers ausmachten, daß auf einem runden Tischchen neben dem einen Lehnssessel, auf dem Frau Fontaine gewöhnlich saß, ein angefangener Strumpf, eine silberne Brille und ein „Christliches Tagewerk" lagen, und endlich, daß Alles in einer zwar schmucklosen, aber bis auf's Kleinste sich erstreckenden Reinlichkeit funkelte, so wird der Leser einsehen, wie deutlich sich in dieser freudlosen, stillen Häuslichkeit das tugendhafte, anspruchslose, des eigenen Werthes fast unbewußte Leben der Wittwe und ihres Sohnes widerspiegelte.

Das dritte Zimmer, welches noch kleiner mar, als die beiden andern, diente Gabriel zum Aufenthalt. Es war mit einer unschönen Tapete bekleidet, blaue Blumen auf weißem Grunde. Ein sehr niedriger Fayenceofen, dessen schwarzes Rohr an der Stelle, wo es die Mauer durchbrach, eine Biegung machte, diente zu seiner Heizung. Das Gesamtmbiliar bestand aus zwei Strohstühlen, einem kurzen, schmalen, eisernen Bett ohne Vorhänge, von fast spartanischer Einfachheit, einem kleinen Tisch mit Decke, einer Commode, die Wäsche und Kleidungsstücke enthielt und auf der ein Waschbecken stand, und endlich aus einer die Bibliothek des jungen Mannes einschließenden Etagöre. Hier befanden sich Klassiker und Wörterbücher in Leinwand gebunden neben einer Anzahl von Bänden in Goldschnitt, Zeugen der Auszeichnungen und Prämien, welche Gabriel auf dem Gymnasium bei verschiedenen Gelegenheiten erhalten. Am Kopf des Bettes hing das Portrait seiner Mutter, eine jener alten Daguerrotvpien, die man bei voller Beleuchtung nicht ansehen kann, ohne geblendet zu werden.

Dieses Cabinet war noch ärmlicher und trauriger, als der übrige Theil der Wohnung; aber man durfte nur das Fenster öffnen, um eine wundervolle Aussicht vor sich zu haben. Wenn sich der Bewohner dieses hohen Zimmers an einem hellen Morgen zum Fenster hinauslehnte, so konnte er eines der erhabensten Schauspiele genießen, die Paris zu bieten vermag, denn diese Stadt ist in ihrer rein landschaftlichen Schönheit von Schriftstellern und Dichtem noch lange nicht genug gewürdigt worden. Der Ringblick umfaßte den ganzen Lauf der Seine, ihre von Menschen wimmelnden Quais und Brücken, die aus dem Gewirr der Dächer emporsteigenden monumentalen Kunstwerke. Zur Rechten, ganz in der Nähe, der imponirende, massige Bau der Kirche Notre-Dame, vor ihm die Thürmchen des Justizpalastes und der vergoldete Knopf der Sainte-Chapelle; weiter unten zur Linken, erglänzte in der Ferne durch die Morgennebel hindurch jenseits der anmuthigen Biegung des Flusses und der Statue Heinrich des Vierten, die harmonische Linie der Paläste des Louvre, in der wundervollen Umrahmung der Citiü und der Häuser des Quai des Augustins. Von allen Seiten stiegen, verstärkt durch den machtvollen Wiederhall des Stroms, die tausend und tausend Lebenslaute der ermachenden Stadt zu ihm empor, die keuchenden Stoßseufzer der Dampfschiffe, das Rollen der Omnibusse und Wagen, der Ruf der Grünzeug- und Obsthändler und das Trompetengeschmetter der aufziehenden Wache. Er konnte sich lange an diesem intensiven Leben, an diesem blendenden Bilde, an diesem zauberhaften Echo berauschen und mit vollen Lungen die freie, reine Luft dieses weiten, von Schwalben durchzogenen Himmelsraumes einathmen.

Gabriel Fontaine mar darnach angelegt, so großartige Empfindungen in sich aufzunehmen, obgleich das Leben, das er bis dahin geführt, nicht dazu angethan schien, sie in ihm zu entwickeln.

Im Augenblick, wo diese Erzählung beginnt, war unser Held ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, von mittlerem Wuchs und zarter Gesichtsfarbe, immer schwarz gekleidet und bis obenhin zugeknöpft. Hand und Fuß verriethen Nace. Er hatte volles, kastanienbraunes, welliges Haar und große, braune, leidenschaftsglühende und doch dabei schüchterne Augen. Sein Gesicht von matter, heißer Blässe zeigte eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Fmncia'schen „Horums noir" im Louvre, nur mit den: Unterschied, daß er selbst jünger mar.

Sein Leben war einförmig. Er stand früh auf, trank seinen Kaffee, steckte ein mit Wurst oder Schinken belegtes Brötchen zu sich und begab sich auf sein Bureau. Er ging langsam dahinschlendernd an der Brustwehr der Quais entlang, betrachtete das Leben auf den Schiffen, sah den Anglern zu und blätterte wohl auch bisweilen in einem alten Buche der dort ihre Waare feilbietenden Antiquare. Gern las er ein Gedicht; aber er kaufte nie etwas, denn er war sehr arm und hörte oft, wie seine Mutter, eine ängstliche, sparsame Frau, von Wirthschaftssorgen sprach.

„Aies äHFusta äömi," wie sein Vater, der selige Professor zu sagen pflegte. Bei seinen Amtsbrüdern im Ministerium mar er beliebt. Er nahm scheinbar Antheil an ihren Gesprächen, lächelte über ihre Witze und verrichtete gern die Arbeit eines Abwesenden. Abends kehrte er langsam und auf Umwegen nach dem Quai Saint-Michel zurück, nahm in Gesellschaft seiner Mutter ein bescheidenes, frugales Abendbrot, die reine Puppenmahlzeit, zu sich. Wenn dann die Wittme, die vom Lande mar und gewisse Gewohnheiten des Landlebens beibehalten hatte, sich um acht Uhr zu Bett gelegt, zog er sich auf sein Zimmer zurück, um zu lesen oder zu träumen; oder er ging, wenn auch ziemlich selten, noch einmal fort und besuchte irgend einen Gymnasialfreund, der Jura oder Medicin studirte.

Sonntags führte er feine Mutter in's Hochamt, in die Saint-SeverinKirche. Dort erschien die kleine, magere, alte Frau, die unter ihrem Witwenschleier noch den ländlichen Kopfputz und die altmodische Haarfrisur des heimatlichen Dorfes trug, mit ihrem langen, ranziggelben Gesicht, ihrer hohen, andachtsvollen Stirn und ihren ausdrucksvollen Augen wie eine jener mystischen Gestalten, welche der Pinsel Holbeins verewigt hat. Sie folgte dem Amt nach den Angaben eines dicken Meßbuches, dessen Einband in schwarzes Tuch eingewickelt war, und sang, wie in einer Dorfkirche, die Antworten auf den Gesang des Priesters laut lateinisch mit. Gabriel, der als Kind sehr fromm gewesen, in dessen Seele jedoch der Zweifel längst eingezogen war, hatte die undeutliche Empfindung, als müsse er sich seiner Mutter schämen; aber aus Achtung vor ihr hatte er es nie gewagt, ihr den Rath zu geben, auf diese echt bäuerische Sitte zu verzichten.

Nach der Messe machten sie einen Spaziergang in den Anlagen des Luxembourg oder des Jardin des Plantes. Gabriel zog den letzten wegen feiner fremdartigen, duftausströmenden Bäume und seiner langen, melancholischen Alleen ganz besonders vor.

Um es mit einem Wort zu sagen, Gabriel mar ein sanftes, ruhiges, stilles Wesen mit angeborener Neigung zur Träumerei. Er betrat nie ein Cafö und war allem Anschein nach immer keusch gewesen.

Niemand hatte ihn je eine politische Ansicht äußern hören.

N,

Dem Gesetze folgend, welches die Extreme zusammenführt, hatte Gabriel zum speciellen Freunde einen Studenten der Medicin, mit dem er auf dem Gymnasium zusammen gewesen, und dessen Wesen das gerade Gegen« theil von dem seinigen war.

Er hieß Marius Cazaban und mar aus Valence-d'Agen gebürtig. Klein, vierschrotig, mit wüthend rollenden, feurigen Augen, hatte er einen sein ganzes Gesicht überwuchernden Bart. Obgleich kaum majorenn, schien er doch schon 35 Jahre alt, in Folge jenes eigenthümlichen Vorrechts der Südländer, die zwar nie jung aussehen, bei denen sich aber dafür die Kennzeichen des Alters erst spät einstellen. Mit einem weichen Filz auf dem Kopfe, fiel er durch sein grellrothes Halstuch und fein stets zu kurzes Iaquet auf; sein Hemd kam vor zwischen einer bis auf die Brust hinaufgerutschten Weste und einem hellen, so enganliegenden Beinkleid, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, es werde platzen und irgend ein schamhaftes Auge beleidigen.

Marius Cazaban war Atheist, Materialist und ein Unversöhnlicher. Das Wort war damals Mode. Im Cafö des Boulevard Saint-Michel, auf dessen gepolsterten Bänken er sich so recht breit machen konnte, hielt er mit jenem schrecklichen Accent des Südfranzosen die reinen Brandreden. Er hatte beim Begräbniß Victor Noirs: „Es lebe die Republik!" gerufen, und war der festen Ueberzeugung, er werde von der Polizei im Geheimen beobachtet. Er ging oft des Nachts, mit einem ungeheuren Knüppel bewaffnet, auf den einsamsten Straßen der Stadt spazieren, in der übrigens nicht ganz ernst gemeinten Hoffnung, von einem Polizeibeamten abgefaßt zu werden. Und die müthenden Hiebe, die er bei diesem Gedanken nach allen Seiten führte, trieben die verspäteten Passanten in die Flucht.

Er bewohnte ein Zimmer in einem Hotel der Rne ll« l'^ools-c!«^ISclooiue. Der enge Hausflur wurde durch eine schmale Thür geschlossen, über welcher man auf durchsichtigem Glase die Aufschrift las: Wtel cln ? ro<^rv« et 6n l^rQ-or-Kurorin« msüblü. Es verkehrte darin meist jene Sorte von Damen, welche sich ungekämmt und in der Nachtjacke über das Treppengeländer lehnten und nach dem Kellner riefen. Marius besuchte den Ball Bullier und wußte längst, was Liebe heißt. Er sagte:

Hiiui'tivi", wenn er vom Quartier latin sprach, und hatte er eine Geliebte, so nannte er sie nachdrucksvoll: „meine Frau".

Er war sonst gutmüthig und besaß jene leicht erregbare Stimmung und jene Allerweltherzlichkeit, wie sie den Südfranzosen eigen ist. Auf dem Secirboden rauchte er seine Pfeife, deren Kopf die damals so allgemein beliebten Gesichtszüge des Journalisten Henri Nochefort trug. Alles in Allein genommen mar Cazaban unausstehlich.

Es war daher auch nicht eine wahre, innere Zuneigung, welche Gabriel zu ihm hinzog, sondern vielmehr eine unklare Bewunderung, die bei einem unerfahrenen jungen Manne leicht erklärlich ist. Ja, wir müssen es aussprechen: Gabriel konnte sich sogar nicht eines gemissnen Neides erwehren, wenn er das unerschütterliche Selbstvertrauen und das wunderbare zuversichtliche Auftreten des Südfranzofen so täglich vor Augen sah.

Es ist ganz selbstverständlich, daß die geordnete, sittenreine Lebensweise Gabriels seinem Freunde unerschöpflichn Stoff zu spöttischen Randglossen und schlechten Witzen bot.

III.

An einen? der letzten Juliabende, einige Tage also nach der Kriegserklärung, ging Gabriel um die Dämmerungsstunde aus.

Cr mar mißgestimmt. Beim Essen hatte seine Mutter verschiedenemal die Befürchtung geäußert, er könne ihr durch den Krieg entrissen werden, und er hatte ihr nachdrücklich und wiederholt die Versicherung geben müssen, daß er als einziger Sohn einer Wittwe keine Gefahr liefe, eingestellt zu werden.

Aber in dieser jugendlichen, nach wechselnden Eindrücken dürstenden Seele, der das Bewußtsein des täglich abgewickelten Pensums nicht genügte, grollte der Sturm der Empörung.

Das stand ja allerdings fest, Soldat wie die Änderen konnte er nicht werden, das durfte er schon seiner Mutter nicht anthun. Aber er sagte sich, daß ihm das Geschick doch einen sehr beengten und wenig erfreulichen Wirkungskreis angemiesen habe. Und erdachte an die langen Nachmittage auf seinen: mit vergilbten Actenstücken vollgepfropften Bureau, an den Ekel erregenden Geruch der alten Papiere, an die beständige, nahe Berührung mit Collegen, mit denen kein Gedankenaustausch möglich war, an die Straße voll Freude und Sonnenschein, der er jeden Morgen den Rücken kehren ^mutzte, um in den langen, feuchten Corridors des Ministeriums zu verschwinden. Er sah sich schon im Geiste als alten, schrullenhaften, verdummten Beamten, seine RockSrmel mit Glanzkittei umhüllt und mit Baumwolle in den Ohren.

Gabriel stellte diese traurigen Betrachtungen bei seinem Spaziergange auf dem Boulevard Sebastopol an, auf dessen Trottoirs sich eine dichtgedrängte Menschenmenge!fortschob. Der Abend war sehrj heiß. Eben hatte man die Gaslaternen angesteckt. Die Leute saßen vor den lichtstrahlenden Cafös, Bier trinkend und lebhaft debattirend. Jeden Augenblick vernahm das Ohr Gabriels kurz abgerissene Sätze wie: „Der Kaiser hat sich gestern auf den Kriegsschauplatz begeben . . . Sie können sich darauf verlassen, Le Boeuf ist ernannt." Ungeheure Menschenmassen unilagerten die Kioske, und diejenigen, welche sich dem dunklen Knäul mühsam entwandten, schwenkten über ihrem Kopfe eine entfaltete, noch nasse Zeitung. Heulend und johlend zogen dann und wann ganze Schaaren von Straßenjungen und Blousenhelden vorüber, wütheno und in monotonem Tonfall den Schrei ausstoßend: „Nach Berlin!" Dann übertönte plötzlich lauter Trommelwirbel den ganzen Lärm. Es waren die Garderegimenter, welche nach dem Ostbahnhof zogen, und Gabriel bemerkte auf dein Fahrdamni, über den Köpfen der Neugierigen, in dem Wirrwar der schwarzen Schakos der Chafseurs de Bincennes und der Bärenmützen >der Grenadiere ^den goldenen Adler einer Fahne oder den Helmbusch eines Obersten zu Pferde.

Diese kriegerische Stimmung, dieses militärische Schauspiel weckten in dem Geiste des jungen Mannes Träume von Kampf und Ruhm. Er sieht am Morgen der Schlacht die dunklen Truppenmassen sich endlos dahinziehen und die Adjutanten, dem Auge kaum erkennbar, die Ebene im Carriöre durchstürmen. Auch er steht dort, Gewehr bei Fuß, im ersten Glieds der Angriffskolonne. Er vernimmt den dumpfen Donner der Kanonen, hört den schmetternden Schall der Trompeten; mit gefälltem Bajonnet geht's auf den Feind los. Heldenstücklein nach alter Zouavenart werden vollbracht. Und siehe! dort am äußersten Ende, hoch oben auf dem Hügel, neben einer von: Kartätschenfeuer zerschmetterten Mühle, inmitten der bei ihren Geschützen im Todeskampf röchelnden Kanoniere, erkennt er sich wieder in jenem gemeinen Soldaten, der, von Pulverdampf geschwärzt, im hellen Sonnenschein eine Fahne aufpflanzt!

So dahinschlendernd, gelangte er zum Straßburger Bahnhof; aber ein Umhergehen war hier fast unmöglich geworden. Die Soldaten hatten sich unter die Menge vertheilt, begeistert reichte man ihnen Cigarren und Geld, und in allen Kneipen fah man sie, das Gewehr an der Seite und den Tornister auf dem Rücken, den Civilisten zutrinken.

Gabriel machte es wie alle Anderen, er blieb auf dem Trottoir stehen und sah zu.

Truppen, Munitionswagen, Kanonen drängten sich hier zusammen und versperrten einander den Weg. Pferde bäumten sich, Offiziere fluchten. Nur mühsam vermochten die Polizeisergeanten die Reihen der Neugierigen

zu beiden Seiten der Straßen zurückzudrängen. Gassenbuben begrüßten jauchzend eine vorüberfahrende Mitrailleusenbattene und riefen: „Da kommen die Kaffeemühlen!" Der Zeiger der Bahnhofsuhr wies auf neun Uhr.

In diesem Augenblick fühlte Gabriel, daß Jemand seinen Arm berührte, und hörte, wie eine weibliche Stimme zu ihm sagte: „Ach, bitte mein Herr, lassen Sie uns vor, damit mir auch etwas sehen."

Und in der That drängten sich zwei jugendliche Gestalten in hellen Kleidern vor ihn.

Die größere, eine Brünette mit keckem Gesichtsausdruck, wandte sich um, ein Lächeln des Dankes auf den Lippen; dann neigte sie sich zu ihrer Gefährtin, um ihr etwas in's Ohr zu fagen. Sie schmiegten sich eng aneinander, wie erschreckt darüber, daß sie sich aus ihrer stillen einfachen Häuslichkeit in dieses Getümmel gewagt hatten.

Gabriel beachtete sie anfangs gar nicht; aber der hinter ihm anmachsende Menschenstrom drängte ihn nach vorn und zwang seinen zerstreuten Blick, sich mit ihnen zu beschäftigen. Sie unterhielten sich leise und lachten. Das Gesicht der Kleineren, welche schüchterner schien, als ihre Freundin, war durch einen Schleier verhüllt. Gabriel stand ganz nahe neben ihr, und bei jeder Bewegung, die sie machte, wurde er von ihrem Kleide berührt.

In diesem Augenblick, als gerade ein Zug schwerer Trainmagen im Trabe vorüberkam, drängten die hinten Stehenden ungestüm nach vorn und die kleinere Frau, die vor Gabriel stand, wurde tnit Gewalt auf den Fahrdamm geschleudert. Mit einem Aufschrei sank sie zu Boden und märe vielleicht unter die Räder gerathen, wenn der junge Mann, der gleichfalls vom Trottoir heruntergestoßen worden mar, sie nicht aufgefangen hätte.

Sie ruhte lautlos und wie vergangen vor Angst drei oder vier Secunden in seinen Annen, dann raffte sie sich plötzlich auf; aber Gabriel, der bei dein Unfall ihre Hand ergriffen hatte, behielt sie in der seinen und nahm mechanisch ihren Arm, wie von dem instinctiven Verlangen geleitet, sie noch weiter zu beschützen.

„Meinen Sie nicht auch, Eugenie, daß mir von Glück sagen können, daß der Herr gerade hier gestanden hat? Was hätte Ihr Mann wohl gesagt, der Ihnen verboten hatte, auszugehen? Der hätte mich heut Abend gut angesehen! Aber nicht wahr, lieber Herr, Sie werden uns hier nicht im Stich lassen? Sie müssen uns aus dein Gedränge forthelfen. Es ist heut ganz wie neulich am 15. August, wo ich bein Feuerwerk beinahe erdrückt worden wäre. Ach, Hab' ich 'ne Angst gehabt! . . . Sie wissen wohl gar nicht, Eugenie, daß der Herr uns das Leben gerettet hat? — Ist das hübsch! Ganz wie in einem Roman."

Die zusammenhangslosen Worte sprach die große Brünette. Sie hatte den anderen Arm ihrer Freundin genommen und begleitete ihre Rede mit leisem Kichern.

„La wohl, meine Damen," sagte Gabriel mit zitternder Stimme, „mir müssen zunächst sehen, wie wir aus dem Gedränge herauskommen."

Sie standen wieder auf dem Trottoir und Gabriel fühlte immer noch auf seinem Arm die Hand derjenigen, welche ihre Freundin Eugenie genannt. Er war im höchsten Grade aufgeregt. Zum ersten Mal in seinein Leben hatte eine Frau an seiner Brust geruht.

Sie brachen sich mühsam durch das Volksgetümmel Bahn, bald aufgehalten von einer Familie, die in Thränen aufgelöst einen Voltigeur zuin Abschied umarmte, bald bei Seite geschoben von einem Zouaven, der aus einem Caf« herauskommend seiner Comvagnie mit klirrendem Kochgeschirr und klappernder Feldflasche nachjagte.

Als sie auf dein Boulevard Magenta, an einer Stelle, mo das Gedränge weniger dicht war, angekommen waren, fühlte Gabriel, wie die junge Frau ihren Arm freimachte. Diese Trennung verursachte ihm ein seltsames Unbehagen.

„Jetzt, mein Herr," sagte sie zu ihm, „haben wir Ihnen noch unseren Dank, unsen: großen Dank auszusprechen."

Ihre Stimme klang sanft, etwas gedampft, vielleicht wegen des Schreckens, der ihr noch in allen Gliedern lag. Sie stand unbeweglich vor Gabriel, der sie betrachtete. Es mar ein ungefähr zwanzig Jahr altes Frauchen von zarter, mohlgebildeter Gestalt. Sie trug ein vollständiges Kostüm aus hellgrauem Stoff und einen etwas koketten Hut mit einer Fasanenfeder. Unter dem Schleier, der nur einen kleinen, feingeschnittenen Mund, sowie ein hübsches, wohlgenährtes Kinn sehen ließ, strahlten ihre zu Gabriel emporblickenden Augen. In dem rings herrschenden Halbdunkel schien es ihm, als wären sie sehr groß und voller Glanz.

Noch einmal legte sich die große Brünette in's Mittel.

„Wie Eugenie, Sie wollen den Herrn so fortschicken? Im Gegentheil, da er so freundlich ist, will ich ihn bitten, uns auf unseren Weg zurückzubringen. Ueberhaupt finde ich mich in diesem Viertel auch gar nicht zurecht. Vielleicht können Sie uns sagen, mein Herr, wo der Omnibus de la Glaciüre vorüberkommt? Wir wohnen in jener Gegend."

„Aber liebste Frau Henry, wir dürfen doch die Güte des Herrn nicht so sehr in Anspruch nehmen," sagte Eugenie mit leisem Nachdruck.

Da ermannte sich Gabriel zu einer bei ihm ungewöhnlich kühnen Aeußerung. Er betonte, daß er die Damen zunächst in Sicherheit bringen und sie, wenn sie es gestattten, zu dem Omnibus führen wolle, der dort ganz in der Nähe, Rue Rochechouart, vorüberkam.

Frau Henry nahm fofort an, und sie machten sich auf den Weg, alle drei in einer Reihe, die beiden Frauen Arm in Ann.

Die Nacht war prachtvoll. Nicht eine Seele war auf diesem langen Boulevard zu sehen. Kein Mondschein, aber ein milchblauer, mit Sternen übersäeter Himmel. Das Gas leuchtete sehr hell. Gabriel ging neben der großen Brünette; er hatte es nicht gewagt, sich der Anderen anzuschließen. Noch nie hatte er sich in Gesellschaft unbekannter Frauen befunden; sein Herz pochte heftig. Er hörte, wie die Stiefeletten auf dem Asphalt des Trottoirs knackten. Ein leiser, kühler Nachtwind erhob sich und bewegte sanft die Kleider und Mäntel der beiden Frauen.

„Sie dürfen ja nicht etwa glauben," nahm Frau Henry das Gespräch in jenem familiären, etwas gewöhnlichen Tone wieder auf, der Gabriel so fehr in Erstaunen versetzte, „daß meine Freundin undankbar ist und vergessen könnte, was Sie für sie gethan; aber etwas scheu ist meine kleine Eugenie. Ist sie doch erst seit vorigein Jahre in Paris, und ihr Mann läßt sie nicht von Hause fort. Sie ist noch nicht an das gesellschaftliche Leben gewöhnt."

Gabriel sah, wie Eugenie bei diesen Worten ihre Freundin zum Zeichen, daß sie schweigen möchte, am Aennel zupfte; und Frau Henry, welcher die Kunst, einen passenden Uebergang zu einem andern Gesprächsthema zu finden, unbekannt zu sein schien, fragte Gabriel urplötzlich, ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen:

„Wie alt sind Sie denn eigentlich? Sie müssen doch noch ganz jung sein — zwanzig, einundzwanzig Jahr höchstens, nicht wahr? Wie schön das ist, erst zwanzig Jahr alt zu sein! Warum lassen Sie sich keinen Bart stehen? Ach so, Sie sind vielleicht Schauspieler. Doch nein, Bühnenkünstler tragen längere Haare. Lassen Sie mich mal rathen. Commis in einem Modewaarengeschäft sind Sie doch auch nicht, dazu sehen Sie zu fein aus . . . Aha, jetzt glaub' ich, habe ich es ... es brennt! . . . Sie sind ini Ministerium angestellt."

Es ist das eine allgemein gültige Regel: dem Manne aus dem Volke, dem Bürger in bescheidenen Verhältnissen, sowie allen mit Verwaltungssachen unbekannten Personen schwebt nur ein einziges Ministerium als unklarer, unbestimmter Begriff vor.

Gabriel gab zu, daß er in der That Staatsbeamter sei.

Frau Henry fuhr fort:

„Das sind gute Stellen, weil man ein Fixum hat. Sie haben ja gar, wie ich sehe, einen Trauerflor an Ihrem Hute. Armer junger Mann, trauern Sie um Ihre Frau Maina? Nein. Dann wohnen Sie jedenfalls bei ihr. Das sieht man sofort, daß Sie bei Ihren Angehörige« leben. Sie sind wirklich sehr lebenswürdig gegen uns! . . . Wie heißen Sie mit Ihrem Vornamen?"

„Gabriel."

„Gabriel. Der Name gefällt mir sehr gut. Und Ihnen, Eugenie? Ich würde jedoch Leo vorziehen. Nur ja nicht Victor! So heißt nämlich mein Scheusal von Mann. Na, Gott sei Dank, den bin ich los, er ist mir durchgebrannt, jedenfalls das Beste, was er thun konnte . . . Nun, Herr Gabriel, was meinen Sie zu dem Kriege? Ich glaube, wir werden gewinnen. Freilich werden gar manche von den armen Soldaten, die hier vor unseren Augen abmarschirt sind, todgeschossen werden. Wissen Sie, beim bloßen Gedanken daran thut mir das Herz weh. Schließlich aber war der Kaiser doch gezwungen, den Krieg zu erklären! Sie haben ihn mit dem Plebiscit gerade genug gekränkt."

Bei solchen Reden vergaß Gabriel, seine Schüchternheit; er gab schließlich Antwort und so wurden der junge Mann und Frau Henry mit einander bekannt. Doch führte eine geheimnißvolle Anziehungskraft immer wieder seine Gedanken zu der stillen jungen Frau zurück, welche sie begleitete.

In seiner Schüchternheit ging Gabriel einen oder zwei Schritt von den beiden Freundinnen, und seine und Eugeniens Blicke begegneten sich von Zeit zu Zeit. Aber dann schlug er unwillkürlich die Augen nieder. und nicht ein einziges Mal wagte er es, sie anzureden. Frau Henry schien das Wohlgefallen, welches Gabriel an ihrer Freundin fand, recht gut zu bemerken; aber sie mar weit entfernt davon, sich irgendwie ungehalten darüber zu zeigen. Nein, ganz im Gegentheil, wenn sie ihn inmitten ihres Geschwätzes unaufmerksam und mit ihrer Freundin beschäftigt sah, ließ sie jenes muntere, scheinbar grundlose Lachen hören, das ihren rosigen, von Perlenzähnen blitzenden Mund so gut kleidete.

Endlich waren sie auf der Nue Rochechouart angelangt. Der Omnibus kam gerade, und man sah in der Ferne seine beiden großen rothglühenden Augen.

„Herr Gabriel," sagte jetzt Frau Henry mit ihrer gewöhnlichen Unverfrorenheit, „ich weiß bestimmt, daß Sie gern missen möchten, ob die kleine Eugenie sich von ihrem Schrecken erholt hat. Damit Sie's missen, ich wohne Faubourg Saint-Jacques Nr. 17. Sie werden stets willkommen sein."

Gabriel, von dieser unverhofften Einladung ganz entzückt, wollte antworten, aber der Omnibus stand vor ihnen und Frau Henry hatte dem Kutscher gewinkt. Sie reichte dem jungen Manne die Hand und sagte:

„Auf Wiedersehen, nicht wahr?"

Gabriel gab ihr die Hand, die sie kameradschaftlich schüttelte. Vielleicht hätte er sich zu dem Entschlüsse aufgerafft, auch Eugenie die seine zu bieten; aber sie sagte zu ihm schnell, mit einem letzten Blick sich anmuthsvoll verneigend: „Adieu, mein Herr, nochmals meinen besten Dank!" und eilte ihrer Freundin nach.

Gabriel sah sie in den Omnibus einsteigen, der sich von Neuem in Bewegung setzte. Er hörte den zweimaligen, kurzen Klingelton des Conducteurs und blieb unbeweglich auf einer Stelle stehen, dem schmerfällig dahinrollenden Wagen nachschauend, wie er den steilen Abhang hinunterfuhr und endlich an der Straßenbiegung verschwand.

Er kehrte in schnellem Lauf nach Hause zurück. Eine seltsame Aufregung hatte sich seines ganzen Wesens bemächtigt. Die kleinsten Einzelheiten seines Abenteuers standen ihm klar vor der Seele. Er erbebte bei dem Gedanken, daß die Haare der jungen Frau sein Gesicht fast gestreift hatten, als sie in seine Arme gesunken war; noch fühlte er auf seiner Hand den Druck von Eugeniens Hand; er erinnerte sich, daß ihre Handschuhe aus schwedischem Leder waren. Er sagte sich, daß er sie wiedersehen werde; er sprach laut zusammenhangslose Worte. Er wiederholte sich wohl hundertmal Frau Henrys Adresse, Faubourg Saint-Jacques, Nr. 17, als fürchte er, sie zu vergessen. Er kam sich stärker, geschmeidiger und leichter vor wie gewöhnlich; ja, sein Blut schien ihm feuriger in den Ädern zu kreisen.

Als er über die Brücke Saint-Michel ging, sah er auf der Mitte des Fahrdammes eine Schaar Studenten daherkommen, unter denen er in der Ferne seinen Freund Cazaban erkannte. Asse brüllten die Marseillaise.

„Ach, s'ist ja wahr, s'ist Krieg; das hatt' ich ganz vergessen."

IV.

Erst nach drei Tagen entschloß sich Gabriel zu einem Besuch bei Frau Henry.

Es erschien ihm dies als ein äußerst gewagtes und sehr schmieriges Unternehmen. Seine Gedanken weilten beständig bei den beiden Freundinnen. Die Erinnerung an das verschleierte, schweigsame Frauchen, mit der er nur einige schüchterne Blicke gewechselt, hatte seine Seele ganz gefangen genommen. Er mußte, daß sie verheirathet, daß sie scheu und unerfahren war; er ahnte, daß sie sich unglücklich fühlte. Er wollte sie wiedersehen und sagte sich, daß es dazu kein anderes Mittel gäbe, als Frau Henry einen Besuch abzustatten. Aber das Bild der schönen Brünette mit den feurigen Augen, die so ungezwungen in ihrer Ausdrucksweise mar, deren kirschrothe Lippen beim Lachen so weiße Perlenzähne zeigten, rief in seinem Geiste eine Unruhe hervor, die fast an Angst grenzte.

Eines Tages jedoch ging er, geleitet von der Erwägung, daß sein ganzes bisheriges Verhalten eigentlich kein besonderes Interesse verrieth, und daß seine Aufnahme eine um so kühlere sein mußte, je länger er seinen Besuch hinausschob, etwas früher aus seinem Bureau fort und lenkte seine Schritte nach dem Faubourg Saint-Jacques.

Wie jeder Feigling, der einer Gefahr entgegengeht, hatte er den längsten Weg gewählt und machte immer langsamere Schritte, je näher er seinem Ziele kam.

Auf dem Boulevard Montparnasse blieb er fünf Minuten vor einem Trödlerladen stehn und unterwarf eine Lithographie des Generals Athalin, des früheren Hofcavaliers der Königin Adelaide, einer näheren Betrachtung.

Um seine Gedanken von dem Schritt, den er zu thun im Begriff stand, abzulenken, vertiefte er sich in das Anschauen dieses Militairs und versetzte sich im Geiste in die gemächliche, spießbürgerliche Zeit Louis Philipps. Alle Holzschnitte, die er je aus dieser Zeit gesehn, standen klar vor seinem geistigen Auge. Er sah den König, einen grauen Hut in der Hand haltend, die Königin nach englischer Mode srisirt, mit langen Hängelocken zu beiden Seiten des Gesichts, die Prinzen in altmodischen Uniformen, und Herrn Guizot auf der Rednertribüne, die Linke in der Brusttasche des Fracks versenkt.

An der Ecke des Boulevard d'Enfer, wo an jenem Tage grade der Pferdemarkt abgehalten wurde, blieb er von Neuem stehn. Hier trieben Straßenjungen ganze Gespanne schöner weißer Percherons vorbei, deren Schweif mit Strohbündeln aufgebunden war. Auch sah er, wie zwei Roßtäuscher in sehr langen Blousen und init hochaufgebauchten Mützen vor der Thür einer Brantnteinschenke über den Preis einer alten Schindmähre mit einander verhandelten und abwechselnd ihre Gangart probitten.

Selbst auf dem Place de l'Observatoire konnte er noch zu keinem Entschlüsse kommen und umkreiste zweck- und ziellos die Seiltänzerbuden.

Nachdem er so viel Zeit vergeudet, setzte er sich, ganz wieder wie der richtige Hasenfuß, in schnelle Bewegung und blieb, nachdem er fast rennend auf dem Faubourg Saint-Jacques angelangt war, genau vor jener Nummer 17 stehen, deren beide Ziffern ihm im Traume so oft in feurigen Zügen vorgeschwebt hatten.

Es war ein altes, schmal gebautes Haus, frisch gestrichen und mit einer widerwärtigen, gelblichen Wasserfarbe bemalt. Es hatte nur drei, wenn gleich sehr hohe Stockwerke, und zwei Fenster Vorderfront. Oben auf dem Ziegeldache sah man eine Bodenluke mit einer eisernen Querstange und einem herabhängenden Flaschenzuge. Unten befand sich neben der Hausthür, die zu einem sehr dunklen Gange führte, eine Speisemirthschaft, in deren Schaufenster sich die unvermeidliche, ans Zuckerstücken aufgebaute Pyramide zwischen zwei großen, mit Reis und Chocolate angefüllten Untersätzen präsentirte. Die melancholische, den Anstrich des Gewöhnlichen tragende Physiognomie des Hauses, bei der man unwillkürlich an das Gesicht eines armen Handwerkers dachte, gab unserem Gabriel Muth. Mit heftig pochendem Herzen stürzte er hinein und eilte im Finstern zur Portierloge, zu der ihm der durchdringende Geruch einer Zwiebelsuppe den Weg wies.

„Wohnt hier Frau Henry?“ murmelte er leise zum Guckloch hinein.
„Wie?“

„Wohnt hier Frau Henry?“ fragte er etwas lauter. „Im zweiten Stock, gerade aus,“ antwortete die Stimme einer alten Frau.

Und bei jeder Stufe der dunklen Treppe stolpernd, tastete er sich im Finstern an dem alterthümlichen, plumpen Holzgeländer in die Höhe und kam endlich vor der bezeichneten Thür an, blieb hier klopfenden Herzens stehn und zog dann mit zitternder Hand die Klingel, nachdem er noch einmal so recht tief Athem geschöpft hatte.

Frau Henry öffnete sofort.

„Ach, Herr Gabriel!“ sagte sie. „Aber bitte, treten Sie doch näher, bitte, setzen Sie sich! Wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie noch an mich gedacht haben!“

Das Zimmer bildete einen ebenso glücklichen wie unerwarteten Gegensatz zuni Hausflur und der Treppe. Es machte mit seinen hohen Fenstern einen äußerst freundlichen Eindruck, und Licht und Sonne drangen in breitem Strome herein. Die Tapeten bestanden aus gelbem, mit kleinen Bouquets übersäeten Zitz. Das Zimmer hatte einen Teppich, niedrige Sessel, einen Divan und einen bis auf die Erde reichenden Spiegel, in dem man sich in voller Figur sehen konnte. Unter den zurückgeschobenen Gardinen des Alkovens bemerkte man das hohe, breite Bett, und an seinen Enden eine mit seidenen Fransen besetzte Fußdecke. Weibliche Putzgegenstände lagen überall in malerischer Unordnung umher, auf dem runden Nipptischchen, den ein duftendes Rosenbouquet zierte, auf dem Kamine, dem eine schöne, vergoldete Uhr Glanz verlieh. Gabriels Aufmerksamkeit entgingen auch nicht die bläulichen Kerzen der Candelaber, sowie ein bemalter kleiner Porzellanpantoffel, der mit Streichhölzern gefüllt war.

„Sie sehen, ich mar gerade im Begriff, meinen Vögeln Grünes zu geben,“ sagte Frau Henry, als Gabriel auf einem Fauteuil Platz genommen hatte. „Sie gestatten, daß ich zu Ende füttere.“

Der Käfig, in welchem ein Zeisig und ein Dompfaff herumhüpften, stand auf dem Tische, und Frau Henry mußte, um die dünnen Halme zwischen den Stäben hindurchschieben zu können, stehen, wobei sie ihr Prosit halb abgewendet zeigte, denn sie kehrte Gabriel den Rücken. In ihrem langen Hauskleide aus feinem rothen Tuch, das kaum ihre Taille erkennen ließ und etwas auf der Erde nachschleppte, erschien sie sehr groß. Ihr prachtvolles schwarzes Haar mar heraufgenommen und bildete auf dem Scheitel einen Chignon, welcher durch einen großen Schildvattkamm festgehalten wurde. Am Ohrläppchen hing eine kleine goldene Kugel.

„Das schmeckt mal prächtig, das ist doch was Feines! nicht wahr, ihr süßen Täubchen?“ flüsterte die schlanke Brünette in schmeichelndem Tone, beugte sich über den Käsig und ahmte mit den Lippen das Schmatzen eines herzhaften Kusses nach.

Gabriel mar geblendet. Die Nähe dieser schönen jungen Frau im Neglig« hielt ihn wie mit einem Zauber gefangen. Gedankenlos hafteten seine Blicke an der goldglänzenden Haut ihres Nackens und an den kleinen rebellischen Haarlocken.

Obleich sie nichts sah, ahnte sie mit dem wunderbaren Instinkt der Frauen diese stumme Bewunderung, fühlte sich angenehm geschmeichelt und beeilte sich nicht, sich umzuwenden.

Plötzlich trat Eugeniens Bild vor den Geist Gabriels. Er erinnerte sich, daß er um ihretwillen gekommen, und warf es sich seltsamerweise wie eine Sünde vor, daß er sich einen Augenblick vergessen und seine Sinne so gefangen nehmen lassen konnte, nach dem Besitz einer Anderen zu verlangen.

„Und hat sich denn Ihre Freundin,“ fragte er, „von ihrem neulichen Schrecken schon erholt?“

Frau Henry wandte sich lachend um. „Eugenie?“ sagte sie. „Aha, ich sehe schon, das junge Herrchen haben nur an sie gedacht. Sie meineu's sehr gut, Herr Gabriel; aber Eugenie ist verheirathet und tugendhaft . . . So etwas müssen Sie sich aus dem Kopfe schlagen.“

„Aber ich versichere Sie, Frau Henry — “

„Schon gut, schon gut. Als ob ich neulich gar nichts bemerkt hätte! Sie haben ja die ganze Zeit über, wo wir den Boulevard Magenta entlang gingen, kein Auge von ihr verwandt. Aber es ist so, wie ich Ihnen sage . . . sittsam wie ein Heiligenbild! Und offen gestanden, das will viel sagen in ihrer Lage. Ein netter Bursche, dieser Clement. Wundert mich übrigens gar nicht. Er ist mit meinem Manne befreundet gewesen.“

„Ist sie unglücklich?“ fragte Gabriel mit teilnehmender Stimme.

„Zum Steinerbannen! Armes Frauchen! Auf dem Lande bei ihren Eltern, reichen Gutspächtern, groß geworden, ist das arme Ding von allen Seiten gehätschelt und auf Händen getragen worden. Und da kommt so ein langer Kerl — er war aus ihrem Dorfe und hatte sich in Paris als Zimmermeister niedergelassen, Sie wissen schon, auf dem Boulevard d' Italic — heirathet sie, bekommt natürlich eine ganz hübsche Mitgift mit, und nun sind sie schon über anderthalb Jahr hier. Es hat aber gar nicht lange gedauert. Er hat schon fast Alles durchgebracht, und ich fürchte, er macht keine guten Geschäfte. Und dabei will's mit dem Bauen auch nicht vorwärts. — Wenn er noch wenigstens zu seiner Frau nett wäre! Aber er denkt gar nicht daran. Der reine Fleischer, dieser Clement, und brutal und grob dabei, und alle Abende in der Kneipe . . . Wenn sie mich nicht hätte und bei mir ihre Abende zubringen könnte, sie stürbe vor Langemeile, die arme Seele! Noch ein wahres Glück, daß er ihr erlaubt, mich zu besuchen, wenn er zu Mittag gespeist hat. Sie bringt sich dann ihre Arbeit mit, mir kochen uns Kaffee und plaudern. Sie erzählt mir, was sie Alles zu leiden hat. So was thut einem immer wohl, nicht wahr? Es märe doch sehr hübsch von Ihnen, Herr Gabriel, wollten Sie manchmal ein Stündchen zu uns kommen. Sie könnnten uns immer das Petit Journal vorlesen. Das wird jetzt sehr interessant werden wegen des Krieges. Ich weiß ja, der kann nicht lange dauern, wir sind in vierzehn Tagen mit unseren Turkos in Berlin. Die Preußen haben doch keine Mitrailleusen.“

Und so schmatzte Frau Henry unaufhörlich in einem Athemzuge weiter und entfernte sich zu Gabriels großem Leidwesen von dem einzigen Gegenstande, der den naiven Jüngling so sehr interessirte. Kunst und Logik waren ihr unbekannte Begriffe, und die Einzelheiten ihres eigenen leichtsinnigen, mit Nichtsthun zugebrachten Lebens standen unvermittelt neben den seltsamsten Ansichten über Literatur, Religion, Krieg und Politik. In wenigen Augenblicken erfuhr Gabriel, daß sie in Clignancourt geboren sei und für den Schauspieler Mölingue schwärme; ihr Mann habe sie wegen einer Herumtreiberin verlassen; sie verrichte regelmäßig Morgens und Abends ihr Gebet; die Wäsche koste sie ein schweres Geld; sie sei der Ansicht, die Nheinufer müßten von Frankreich annektirt werden; ihre Mahlzeiten lasse sie sich hier unten aus der Sveisewirthschaft holen; sie lese die Werke Heinrich Murgers leidenschaftlich gern, sei eine glühende Verehrerin Garibaldi's und habe der Hinrichtung Troppmanns beigewohnt.

Sie saß aus einem Fauteuil, Gabriel gegenüber. Ihre Ellbogen ruhten auf den Knieen, mit den Händen stützte sie ihr Kinn, und in dieser Stellung sprach sie zu Gabriel und sah ihn dabei unverwandt an wie ein Mann.

Seinen ganzen Muth aufbietend, machte Gabriel noch einen schwachen Versuch, das Gespräch auf Eugenie zu bringen; aber Frau Henry ließ ihrer Heiterkeit so ungehindert die Zügel schießen, sie brach in ein so lautes, spöttisches Lachen aus und machte so boshafte Bemerkungen über seine Beharrlichkeit, immer wieder dasselbe Thema anzuregen, daß Gabriel fühlte, wie ihm das Roth in's Gesicht stieg und seine Ohren brannten. Daher gab er selbst dem Gespräch eine andere Wendung und stand einige Minuten nachher auf, um sich zu verabschieden.

Er mußte jedoch vorher versprechen, daß er am nächsten Abend seinen Besuch niederholen würde; dagegen versprach ihm Frau Henry, als er schon an der Thürschmelle stand, daß er dann auch Eugenie antreffen werde. Sie begleitete diese Bemerkung mit einem so bezeichnenden Lächeln, daß er beim Abschiednehmen vor lauter Verlegenheit fast die finstere Treppe hinuntergefallen wäre.

Aber kaum war er auf der Straße, so durchdrang bei dem Gedanken, daß er Eugenie miedersehen solle, ein unbeschreibliches Wonnegefühl sein ganzes Herz., Er beglückwünschte sich zu seinem Besuch bei Frau Henry, als hätte er eine Heldenthat vollbracht. Mit hoch erhobenem Haupte, mit schnellem, stolzem Schritt durchmaß er beim Nachhausegehen den Luxemburger Park, über und über bestaubt und in Schweiß gebadet in Folge der Gluthitze der Hundstagssonne.

Unter den schönen Platanen der Fontaine Medicis, in jener Allee, wo Bonnen und Mütter, unter Bäumen gelagert, eifrig stricken und die auf dem Sande hingekauerten, spielenden Kinder bewachen, traf Gabriel seinen Freund Cazaban in düsterer Stimmung, den Hut tief in die Stirn gedrückt.

Gabriel war in so sroher Stimmung, daß er die ganze Welt hätte umarmen können. Er drückte den? Manne des Südens die Hand und erkundigte sich mit zärtlichem Interesse nach der Ursache seiner Traurigkeit.

„Und Du fragst noch?“ sagte Cazaban Mwillig. „Doch 's ist ja roahr. Du bist kein Republikaner! Hast Du denn nicht die Depesche gelesen ... von dem Jungen, und daß er die Kugel aufgehoben hat . . . Wenn nämlich Badinguet*) siegt, Dummkopf, so ist seine Dynastie begründet, und dann hat er Frankreich so gut wie in der Tasche.“

Gabriel lag dieser Jdeenkreis so fern, daß er zunächst gar nicht daran

dachte, wie wenig patriotisch die Befürchtung Cazabans mar. Nur daran, daß Krieg mar, erinnerte ihn die Aeüßerung des Südfranzosen. Doch mar in Beziehung hierauf Frau Henrys frohe Zuversicht auch auf ihn übergegangen.

„Um so schlimmer für die Republik,“ sagte er heiter. „Ich bin sicher, daß mir aus der ganzen Linie siegen werden.“

V.

Am nächsten Tage war Gabriel pünktlich an Ort und Stelle.

Er fand Frau Henry damit beschäftigt, Kaffee zu kochen, und der Anblick dreier Porzellantassen, die auf einem kleinen Präsentirteller standen, versetzte ihn in nicht gelinde Aufregung, denn sie waren ein Beweis dafür, daß Eugenie kommen würde.

Frau Henry schien sehr erregt, und als Gabriel sich höflich nach ihrem Befinden erkundigte, antwortete sie ihm:

„Ich weiß wahrhaftig nicht, wo mir der Kopf steht. Der Gedanke läßt mir keine Ruhe, daß vielleicht gerade in diesem Augenblicke unsere Soldaten sich mit diesen abscheulichen Preußen herumschlagen. Ach, es giebt Momente, in denen ich es als ein Unglück empfinde, kein Mann zu sein!“

Diese Worte klangen Gabriel wie ein Vorwurf. Seit gestern lebte er nur in der fieberhaften Erwartung des gegenwärtigen Augenblicks, und er mußte sich sagen, daß er auch keine Secunde an das Schicksal unseres Heeres gedacht hatte. Der Gedanke, daß ihm eine Frau, ohne es zu ahnen, seine Pflicht dem Vaterlande gegenüber so vor Augen führte, hatte etwas ungemein Beschämendes für ihn. Halb seitwärts an die Brüstung des Fensters gelehnt, blieb er eine Zeit lang in Stillschweigen versunken und betrachtete die von den schrägen Strahlen der untergehenden Sonne vergoldete Kuppel der Sternwarte, sowie die Gipfel der Bäume, welche über die hohe Mauer auf der gegenüberliegenden Seite der Straße hinausragten.

Aber plötzlich öffnete sich die Thür, und Eugenie trat in's Zimmer, genau so gekleidet wie an dem Abend, wo er sie zum ersten Mal gesehen. Als sie Gabriel erkannte, blieb sie ganz bestürzt stehn.

„Da sind Sie ja, mein Herzchen!“ rief Frau Henry der jungen Frau zu, küßte sie und nahm ihr Hut und Mantel ab. „Sie sind doch hoffentlich mit meiner Ueberraschung zufrieden. Erkennen Sie den Herrn nicht wieder? Es ist ja unser kleiner Beschützer von neulich. Ist er nicht nett?“

Dann sagte sie, in scherzhafter Weise die verbindlichen Formen einer Dame der vornehmen Welt übertreibeNd und ihren Mund zum anmuthvollsten Lächeln, über das sie gebieten konnte, zuspitzend:

„Frau Clement Herr Gabriel — Herr Gabriel Frau Clement"; und brach schließlich in lautes Lachen aus.

Gabriel machte eine linkische Verbeugung. Frau Clement stammelte kaum vernehmbar einige Worte.

Der Jüngling sah sie an, aber er erkannte sie nicht; er hörte sie sprechen, aber er verstand sie nicht. Ihn quälte ein unerträglicher Durst; er mußte nicht, was er mit seinen Händen anfangen sollte. Wie durch einen Nebel hindurch sah er die kleine, zierliche Gestalt vor sich stehn. Ihre Augen waren zu Boden gesenkt. Ihr graues Kleid hatte einen allerliebsten, mit Musselin besetzten Miederausschnitt. In den Händen trug sie ein Arbeitstäschchen aus schwarzem Leder.

Da machte Gabriel eine ungeheure Anstrengung, fuhr sich mit der Hand über die schweißbedeckte Stirn, und fragte sie, noch ganz fassungslos vor Aufregung, ob sie nicht auch fände, daß es sehr heiß sei?

Frau Henrys lautes Lachen übte auf Beide eine erlösende Wirkung.

„Na, setzt euch, Kinderchens, der Kaffee wird sonst kalt. Sie müssen sich mehr Zucker Hineinthun, Herr Gabriel . . . Nun, mein Schätzchen, schon wieder mit der Stickerei beschäftigt? Sind Sie fleißig! Wo mag ich nur mein Nadeletui hingesteckt haben? Ach so! da Hab ich's in der Tasche. Ich bin doch zu vergeßlich . . . Das hat mir schon tausenderlei Unannehmlichkeiten bereitet. Zum Beispiel gestern früh, wo ich mich mit dem Omibinus-Controleur auf dem Place Saint-Michel hemmgezankt habe, weil ich dachte, ich hätte ihm mein Billet fchon gegeben."

Sie mar wieder einmal im Zuge und sprang in ihrem Geplauder von einem Gegenstande zum andern über. Sie beschrieb bis auf die kleinsten Einzelheiten die Ausstattung einer Cousine, deren Vater, Holzhändler in la Chapelle, sich sein Bein nicht um zweimalhunderttausend Francs hätte abnehmen lassen; oder gerieth ganz außer sich vor Zorn bei der Erinnerung an die Begegnung, die sie neulich auf der Treppe gehabt, mo ein Hausbewohner im zweiten Stock, Unterarzt in der geburtshilflichen Klinik, sie im Finster« hatte küssen wollen.

Sie saßen alle drei an einem runden Tische. Frau Henry hatte ihren Platz in der Mitte und schnitt sich, ohne ihre Plauderei zu unterbrechen, nach den Zeichnungen einer alten Modezeitung die verschiedenen Thelle eines Merinokleides zurecht. Eugenie stickte krampfhaft weiter und verwandte kein Auge von ihrer Arbeit. Gabriel war vor lauter Schüchternheit noch immer nicht so recht zu sich gekommen und studirte die Malereien auf seiner Kaffeetasse. Wenn er ja die Augen aufschlug, so wagte er es nicht, sie auf Eugenie zu richten, sondern betrachtete das von den Fenstern eingerahmte Blau des Himmels, an dem leichte, goldig schimmernde Wölkchen dahinschwebten als letzte Erinnerung an die zu Rüste gegangene Sonne.

Als ihm Frau Henry das Petit Journal reichte mit der Bitte, etwas vorzulesen, glaubte er nicht, daß er jemals bannt zu Stande kommen könnte. Es schien ihm, als oö sich die Zeilen in schlangenartigen Windungen vor ihn: bewegten, und als ob die Buchstaben fortmährend ihre Farbe veränderten. Gleichwohl brachte er es fertig; aber die Worte, welche er aussprach, kamen ihn, nicht so recht klar zum Bewußtsein. Er hatte eine undeutliche Vorstellung davon, daß von einem französischen Marschall die Rede mar, der ein Commando bei der Rhein-Armee erhalten hatte. Aus der Lebensbeschreibung dieses Offiziers wurde eine heldenmüthige That berichtet, als er noch Major in Afrika war und irgend einen Sturm mit dem Spazierstock in der Hand und der Cigarre im Munde mitmachte.

Die Nacht brach allmählich herein, und ihre Schatten füllten nach und nach das Zimmer. Frau Henry stand auf, um die Lampe anzuzünden.

Erst jetzt sahen Gabriel und Eugenie einander an, einem inneren Drange folgend, der mächtiger war, als ihr Wille.

Nur eine Secunde, eine einzige nur, trafen sich ihre Blicke; dann fenkte die junge Frau sofort wieder ihr Haupt auf ihre Stickerei, obgleich fast nichts mehr zu sehen war. Aber Gabriel hatte ihre Augen wiedererkannt, jene großen, im Halbdunkel leuchtenden Augen. Ganz so hatten sie ihn einst auf dem Boulevard Magenta beim Schimmer des Gaslichtes angeschaut, und er fühlte, wie sein Blut machtvoll dem Herzen zuströmte.

Nachdem Frau Henry die Lampe angezündet, setzte sie sich wieder hin und plauderte mit ihrer Freundin. Sie fragte sie um Rath, wie sie ihr Kleid zuschneiden solle; und Eugenie gab Antwort, legte ihre Arbeit bei Seite und zeichnete mit ihrem Finger, auf dem ein kleiner Fingerhut saß, Striche auf dem Stoffe des Kleides. Dabei sah sie Gabriel nicht ein einziges Mal an; aber man fühlte, daß es ihr Uebermündung kostete, so beharrlich seinem Blick auszuweichen. Er dagegen wurde dreister. Ja, einmal trieb er die Kühnheit soweit, das Wort an sie zu richten. Sie beantwortete seine Bemerkung nur mit wenigen Worten; dabei blieb jedoch ihre Stimme, die kühl und abweisend klingen sollte, sanft und mild. Dann und mann sah Frau Henry das Pärchen mit einem langen, vielsagenden Blicke an, und ein seltsames Lächeln umspielte ihre Lippen.

Endlich verkündeten die vier oder fünf Kirchtürme des Viertels die zehnte Stunde. Es war eine sternenhelle, warme Nacht. Kein Windhauch war bemerkbar. Ein großer Nachtschmetterling war aus den Gärten der Sternwarte zum Fenster hereingeflogen und flatterte in dem Lichtkreise über der Lampe an der Decke umher.

Eugenie legte ihre Stickerei in das lederne Täschchen und stand auf, um nach Hause zu gehn; aber Frau Henry sagte zu ihr mit halblauter Stimme, als sie ihr die Mantille anziehen half:

„Was meinen Sie, Eugenie? Es ist so einsam auf den äußeren Boulevards . . . Wenn Sie's wünschen, kann Herr Gabriel Sie begleiten."

„O nein, Frau Henry, das ist unmöglich. Was würde mein Mann sagen, wenn er mich träfe?"

„Der? Sie wissen doch ganz genau, daß er nie vor zwölf Uhr aus der Kneipe kommt ... An Ihrer Stelle würde ich mich fürchten, so allein zu gehen . . . Die Zeitungen bringen alle Tage lange Mordgeschichten!"

„Lassen Sie mich, beste Freundin ... es geht nicht."

Und Frau Clement gab ihrer Freundin einen Abschiedskuß, nickte Gabriel zu und war verschwunden.

Gleich nachher empfahl sich auch Gabriel bei Frau Henry, die, vor dem Kamin stehend, eine Melodie trällerte und sich dehnte, wie Jemand, der so recht schläfrig ist. Hierauf begab er sich über den einsamen, von den Strahlen des Mondes taghell erleuchteten Boulevard Saint-Michel auf den Heimweg zu seiner Mutter.

Da überkam ihn plötzlich eine tiefe Niedergeschlagenheit. Er war mit sich unzufrieden. Er fand Eugeniens Benehmen kalt und zurückweisend, und sich machte er Borwürfe, daß er sich dumm benommen: er hätte am liebsten weinen mögen.

In der Nähe des Cluny - Museums sah er dichte Menfchenschaaren, deren Aussehen ihm unheilverkündend erschien. Bürger, Studenten und Leute aus dem Volk sprachen leise mit einander. Tiefe Trauer lag in ihren Mienen. Mechanisch blieb er stehn, um ihnen zuzuhören.

Weißenburg! General Douan überfallen und getödtet! Die Turkos nach Wundern der Tapferkeit aufgerieben! Der Feind im Lande! Das erfuhr Gabriel in wenigen, mit verbissenem Grimm hingeworfenen Sätzen.

Er mar kein Egoist; er liebte sein Vaterland nicht weniger, als irgend ein Anderer, und diese schreckliche Nachricht hatte zunächst die Wirkung, sein Liebessehnen zurückzudrängen. Aber als er wieder zu Haus war, das Licht ausgeblasen hatte und in seinem kleinen Bette lag, in jenem Augenblicke, wo alle anderen Pariser an die Niedermetzlung einer ganzen Division, an das dahinströmende Blut so vieler Franzosen dachten, schaute Gabriel, dessen Geist sich von dem Bilde der heißbegehrten Frau nicht losmachen konnte, nur die holde Gestalt Eugeniens, wie sie in dem Zimmer des Faubourg Saint-Jacques ihrer Stickerei oblag, und Thränen kindlicher Rührung traten in seine Augen, wenn er sich noch einmal vergegenwärtigte, wie sie sich in ihr Fingerchen stach, es behutsam zwischen ihre Perlenzähne preßte, und auf ihrem weißen Grunde ein einziger, ganz kleiner Tropfen Blut zum Vorschein kam!

VI.

Und nun nahmen jene langen, schmerzenseichen Augusttage ihren Anfang, wo die Sonne, wie zum Hohn in beständiger Pracht erglänzend, ihre glühend heißen Strahlen auf die geängstete, entsetzte Stadt herabsandte.

Zunächst wurde Paris mit einer Unzahl unheilvoller Nachrichten überschwemmt. Tie Niederlage bei Reichshofen*) wurde bekannt, jenes entsetzliche

*) So benennen französische Militärfchriststeller die Schlacht bei Wörth. Amn. d. Heizers. Unglück, das der Patriotismus des Spießbürgers durch die Legende von dem todesmuthigen Ritt der stolzen Garde-Kürassiere zu beschönigen suchte. Dann kamen in schneller Aufeinanderfolge, Schrecken verbreitend, unklare Telegramme: Keine Nachricht von Frossard. Alles kann noch gut werden. Paris ist schleunigst in Vertheidigungszustand zu setzen. Und Forbach! Allgemeiner Rückzug der Unsrigen! Straßburg belagert! Metz eingeschlossen! Schon werden die Lanzen der ersten Ulanen sichtbar, an allen Punkten rings im Kreise tauchen sie auf, in immer größerer Nähe. Die Kammern erklären sich in Permanenz, das Ministerium fällt der allgemeinen Wuth zum Opfer, die Linke hebt drohend und gebieterisch ihre Stimme, Nothgesetze werden geschaffen, Maueranschläge verkünden den Belagerungszustand. Dann plötzliche Stille, das Ausbleiben jeder Nachricht, beängstigender als die schlimmsten Nachrichten. Die Häuslichkeit wird auf die Straße verlegt; dort werden die Zeitungen vorgelesen, lange Reden gehalten, Debatten aller Art geführt. Die große Masse, von Leichtgläubigkeit und Hoffnung bethört, nimmt alle Märchen von Siegen vor Metz und in den Steinbrüchen von Jaumont für baare Münze. Paris erhält jeden Tag ein anderes Aussehen. Noch gestern sah man überall die lächerlichen Uniformen der Feuerwehrleute aus der Provinz. Die Regierung, welche vollständig den Kopf verloren hat, hat sie herbeigerufen, um einen möglicherweise ausbrechenden Aufstand zu unterdrücken. Heute sind die Straßen gedrängt voll von schmutzbedeckten, unvollständig ausgerüsteten früheren Soldaten und Reservisten in meist betrunkenem Zustande. Morgen begleiten Lieder und rasende Hurrahs die Abfahrt der noch unbewaffneten Mobilgarden. Heute hat Paris, durch eine falsche Siegesnachricht betrogen, einen Tag lang geflaggt; morgen strömt es in hellen Schaaren zu den Festungswerken. Bis dahin waren sie nur Zeugen der Schäferstunden des Rekruten und feiner Liebsten, oder dienten den Vorstadtsbewohnern als Tummelplatz ihrer Sonntagsvergnügen. Heute sind sie durch die Schausel der Erdarbeiter aufgewühlt, niit Pferden und Arbeitern bedeckt. Ringsum 'hört man die von den Abtheilungsführern gegebenen Befehle, hie und da funkelt im Grase der Böschungen die Bronze der großen Belagerungsgeschütze. Vom Kriegssieber erfaßt, lernen die Bürger in den Kasernenhöfen erercieren; sie sind rottenweise aufgestellt und ihre Gewehrkolben erdröhnen auf dem Pflaster. Aus den Thüren der Manien, an denen die dichtgeschaarte Menge die noch feuchten Anschlagzettell liest, treten Bürger heraus. Jeder trägt ein Gewehr auf der Schulter, aber er hält das Bajonett verkehrt. Schon treibt die Furcht vor der Invasion die Bewohner der Umgegend stromweis zu den Faubourgs herein. Ihr armseliges Mobiliar befindet sich aus einem Handwagen, der Mann hat sich vom eingespannt, die Frau stößt von hinten, die Kinder sind niit Packeten beladen. Und als letztes Symptom der nahenden Belagerung sieht man zahlreiche Heerden magerer abgehetzter Ochsen und staubbedeckter Schafe in Umzäunungen eingepfercht. die in aller Eile inmitten der öffentlichen Gärten und auf den vorstädtischen Boulevards angelegt worden sind.

Aber derjenige Pariser, der sich am wenigsten um diese rasende Aufregung, diese schmerzvollen Befürchtungen, diese thörichten Hoffnungen bekümmerte, war ganz bestimmt unser Gabriel.

Er hatte Frau Henry wieder besucht, Eugenie wiedergesehen. Anfangs war er alle drei oder vier Tage hingegangen, dann öfter, dann alle Abende, und jetzt lebte er nur noch für die zwei Stunden, die er in jenem Ziminer des Faubourg, an der Seite der beiden bei Lampenschein arbeitenden Frauen zubrachte, mährend zu den offenen Fenstern der würzige Duft des Raubes hereinftrömte, und am Himmel die Sterne der schönen Sommernächte funkelten.

In der ersten Zeit schien es, als sei die Gegenwart des jungen Mannes Eugenien unbequem, denn sie hatte sich ihm gegenüber stets äußerst kühl und zurückhaltend gezeigt; aber da sie wie er naiv und schüchtern war, hatte sie sein stilles, sanftes Wesen zuletzt gerührt, und einige alltägliche Redensarten, die er mit einer vor tiefer Aufregung zitternden Stimme vorzubringen gewagt hatte, waren von ihr mit größerem Zutrauen beantwortet worden. Bisweilen ruhte ihr Blick voller Sympathie auf dem Gesichte Gabriels. Eines Abends richtete sie sogar zuerst das Wort an ihn, und unwillkürlich glitt ein trauriges Lächeln über ihre Lippen, als sie die unaussprechliche Freude bemerkte, welche in diesein Augenblicke in seinen Augen aufleuchtete.

Gabriel mar augenscheinlich Frau Henrys Schützling. Diese Frau ohne Erziehung und von vielleicht nicht ganz vorwurfsfreien Sitten konnte in Liebesangelegenheiten unmöglich ein allzu strenges Richteramt üben. Sie hätte vielleicht ihrer Freundin gerade keinen schlechten Rath gegeben; aber es machte ihr Vergnügen, zu sehen, wie die Liebe im Herzen des jungen Mannes keimte und wuchs, und in ihrer unbewußten Unmoralität hegte sie fast den stillen Wunsch, daß diese Liebe getheilt würde.

Gabriel liebte mit jener leidenschaftlichen Gluth, welche die erste Liebe kennzeichnet, und die, ach leider! nur einmal im Leben unser Herz entzündet. Was ihm Frau Henry von ihrer Freundin erzählt, was ihm Eugenie von ihrem Wesen und ihrem Leben in ihren Abendunterhaltungen offenbart hatte, dies Alles hatte in seiner Brust ein glühendes Feuer der Zärtlichkeit und des Mitleids entflamntü. Er ahnte jetzt, welch trauriges, qualvolles Dasein die kleine Frau in der Ehe sühne. Einfachen Herzens, von zarter, liebevoller Naturanlage, war sie mit einem Arbeiter verbunden worden, der sich zwar über seinen Stand erhoben, aber, von Haufe aus roh und heftig, jetzt noch durch die schlechten Zeitverhältnisse verbittert war. Unser Held fühlte wie elend und verlassen sie sich in der unermeßlich großen Stadt, in der sie Niemand kannte, vorkommen mußte. Sein geistiges Auge folgte ihr in ihre Häuslichkeit; er sah, wie sie einsam und allein, ohne Dienstmädchen Alles besorgte und ihrem Manne das Essen kochte. Im Arbeitsrock kam er aus der Werkstatt herüber, blieb oft noch an der Thürschmelle stehen, uni irgend einen seiner Leute einen Verweis zu ertheilen, und verzehrte dann in aller Eile sein Mittagbrot. Seine ganze Unterhaltung bestand in einigen kurzen, mit rauher Stimme an seine Frau gerichteten Worten, wobei seine umdüsterte Stirn nicht einen Augenblick heiter wurde, denn er hatte beständig Angst um einen fälligen Wechsel. Gabriel kannte die unendlich langen Abende, welche Eugenie vor ihrer Bekanntschaft mit Frau Henry in dem dürftig ausgestatteten Hochzeitszimmer zugebracht, beim Licht einer Kerze nähend und die Mitternachtsstunde erwartend, wo ihr Mann endlich aus dem Wirthshaus kam. Seine Blouse trug dann gewöhnlich weiße Kreidestecke vom Billardspiel, sein Athem roch nach Glühwein, und vor dem Schlafengehn klopfte er die Asche seiner letzten Pfeife auf dein Marmor des Kamins aus. Im Lauf der mit Eugenie gepflogenen Unterhaltungen hatte Gabriel oft nur durch einen Seufzer, durch einen zum Himmel empor gerichteten Blick, durch ein schmerzlich ironisches Lächeln erfahren, welche Leiden sie erduldet, welch' bittere Thränen sie im Geheimen schon vergossen. Welch Marter für den armen Verliebten, der sich noch dazu sagen mußte, daß es daraus keine Rettung gab, daß sie verheirathet und mithin alles Mitleid vergeblich, aller Zorn ohnmächtig war.

Einen Trost jedoch hatte er: er bemerkte, daß jene Stunden harmloser Plauderei, die sie alle drei bei Frau Henrv vereinten, einen gemissen Zauber auf Eugenie ausübten. Er hatte in seiner Herzenseinfalt keine Ahnung und Eugenie hatte sicherlich selbst keine so rechte Vorstellung davon, welch tief inneres Glück sie bei dem Gedanken empfand, von diesem Jüngling geliebt und bewundert zu werden. Sein sanftes, stilles Wesen, seine Zurückhaltung, seine zu Herzen gehende Stimme, seine schöne weiße Hand, die zum Streicheln und Liebkosen wie geschaffen schien, sein träumerisches, ausdrucksvolles schwarzes Auge hatten ihr's angethan. In seiner Unschuld sah er nicht, welche Fortschritte die Liebe schon in dem Herzen der jungen Frau gemacht hatte; aber soviel war ihm klar geworden, daß sie bei ihren traulichen Zusammenkünften auf den, Zimmer des Faubourg Saint-Jacques gar schnell ihr. schmermüthiges, trauriges Wesen ablegte, ja, daß sie sogar manchmal ganz fröhlich und vergnügt lachte, was ihn ungemein beglückte.

Jeden Abend las er den beiden Freundinnen das Petit Journal vor. Es war dies allen Dreien schon zur lieben Gewohnheit geworden, und für Frau Henry, die nach den ersten Niederlagen aufgehört hatte, Bonapartistin zu sein, eine Gelegenheit, die Republik zu predigen, und das Massenaufgebot und den Sieg bei den Klängen der Marseillaise zu fordern. Gabriel freute sich, wenn sich die schöne Brünette diesen patriotischen Herzensergüssen hingab; nicht als ob er ihnen sonderliche Aufmerksamkeit geschenkt hätte, sondern weil er dann seine Lektüre unterbrechen und sich so recht in den Anblick Ellgeniens vertiefen konnte. Bisweilen brachte er auch, um die Sitzung zu verlängern, ein Buch mit und würzte die tägliche Zeitungskost durch den Vortrag einiger Verse oder eines fesselnden Romans. So machte er die beiden Frauen mit den unsterblichen Erzählungen des AbbS Prevost und einigen der leidenschaftlichsten Dichtungen Alfred de Mussets bekannt; und wieder einmal dienten die schönen Bücher, die von Liebe sprechen, zwei schüchternen Liebenden als Vermittler.

VII.

An einem der letzten Augustabende hatte die Lektüre länger als gewöhnlich gedauert, und auf Frau Henrys eindringliches Bitten gab Eugenie schließlich ihre Einwilligung dazu, daß Gabriel sie nach Hause begleitete. Ihr Mann war nicht in Paris, er hatte sich in geschäftlichen Angelegenheiten auf kurze Zeit nach Chartres begeben, und die Gefahr einer Begegnung war daher ausgeschlossen.

Zum erstenmal in seinem Leben fühlte Gabriel, wie der Arn: der jungen Frau sich vertrauensvoll in den seinen legte, während sie Beide langsamen Schritts und schweigend den einsamen Faubourg entlang gingen, wo ihre Schritte in der stillen Sommernacht auf dem über die Katakomben führenden Wege einen dumpfen Wiederhall fanden.

So gelangten sie, ohne ein Wort miteinander gewechselt zu haben, aus den breiten, schönen Boulevard de la Glaci^re, dessen hohe, heut verschwundene Bäume ihre dunklen Wipfel zur Pracht des Sternenhimmels emporstreckten. In der Mitte der Allee bemerkte man eine sich weit hinziehende, aus schlechten Brettern zusammengefügte Verzäunung, über welche die schwarzfarbenen Hörner der hier wegen der drohenden Belagerung zusammengepferchten Rinder hinausragten.

Als sie sich im Schatten des Boulevard befanden, mäßigte Eugenie plötzlich ihren Schritt und sprach mit bebender Stimme:

„Herr Gabriel, ich muß Ihnen etwas sagen, das Sie mir hoffentlich nicht übel nehmen werden. Ich sehe, daß Sie mir seit einiger Zeit zu große Aufmerksamkeit widmen, und das macht mir viele Sorge. Nur um mich mit Ihnen darüber in aller Offenheit auszusprechen, habe ich Ihre Begleitung angenommen. Ich will nicht, daß Sie sich um meinethalben Kummer machen. Wissen Sie, was Sie thun müßten, wenn Sie verständig mären? Frau Henry nicht mehr besuchen. Wohin sollte es uns führen, wenn wir einander gut würden? Sie würden darunter leiden, und auch ich bin so schon unglücklich genug. Dabei ist's gar nicht recht von mir, daß ich klage . . . denn das Leben ist nun einmal so."

Sie mar stehen geblieben, sie sprach schnell, in größter Aufregung, und hatte nicht bemerkt, daß ihre Hände schon in denen des jungen Mannes ruhten. Aber plötzlich hörte sie ein Schluchzen, und sie stühlte, wie ein glühendheißer Tropfen auf ihre Hand siel. Gabriel weinte.

Was sprachen sie da miteinander? Ach, ihr wißt es, die ihr einst im Dunklen am Busen eines Weibes gemeint, die ihr einst das Wort „auf eroig" mit tiefster Ueberzeugung ausgesprochen, die ihr den wonnigen Schmerz der Liebe kennt! Ihr allein mißt es, die ihr durch einen vorwurfsvollen Blick theurer Augen bestimmt, die heiligsten Schwüre, sest und tugendhaft zu bleiben, verrathen habt! Naive, erhabene Herzen, die ihr, in einer einzigen Stunde eurer Jugend das ganze Ideal eures Lebens verwirklicht zu sehen geglaubt; die jühr mit jenen: göttlichen Traum das Glück eures Daseins begraben, deren Aug' seit jener Stunde erloschen, deren Stirn seit jenem Moment gebleicht ist — ihr allein werdet Mitleid haben mit den beiden armen Wesen, denen das Geschick so wenig Trost und Freude gegeben, und die, verloren in der Einsamkeit jener heißen, von Wohlgerüchen durchwürzten Sommernacht, bei dem milden Licht der Sterne die Pflichten der Gesellschaft vergaßen und ganz in der Unendlichkeit der Liebe aufgingen.

Sie hatten sich auf ^ine Bank gesetzt, Gabriel weinte bitterlich. Eugenie suchte ihn zu beruhigen, zu trösten; sie trocknete seine Thränen mit ihrem Taschentuche und flehte ihn an, ihr ein Lächeln zu schenken.

Dann standen sie auf, liefen Hand in Hand, dicht an einander gepreßt, unter den Bäumen umher und plauderten mit leiser Stimme. Sie erzählte ihm ihre ganze Lebensgeschichte: wie sie als Kind bei ihren Eltern auf dem Lande gelebt, wie man sie zu jung verheirathet, und wie sie sich vor der rauhen Stimme und dem struppigen Barte ihres Mannes gefürchtet habe. Paris sei ihr verhaßt, es sei zu groß. Und auch manchen kindlichen Zug verflocht sie in ihre Rede, und berichtete ihm, daß der große Wachhund zu Hause sie nie erkenne, und daß er, wenn sie in der Nacht heimkehre, an der Kette reißend ihr nachbelle.

Gabriel hörte ihr zu wie im Traum; er blickte sie an, das Auge umflort von Thränen. Dann überschüttete er sie plötzlich mit Fragen; er wollte ihr ganzes Schicksal erfahren, die unbedeutendsten Einzelheiten ihres Lebens, die geheimsten Gedanken ihrer Seele.

Keiner sprach zum andern von Liebe; sie bedurften dessen nicht. Eugeniens gefaltete Hände hielten Gabriels Arm fest umschloffen, und so sahen sie einander in die Augen.

Sie blieben in dem Theile des Boulevards, welcher über die Biövre führt, am Rande der steinernen Brustmehr stehen und schauten einen Augenblick hin auf die in der finsternen Nacht nur noch schwer erkennbare, düstere Landschaft, auf das dunkle, schmale Bett des Flusses, die unbeweglichen, hochragenden, den Fernblick beschränkenden Pappeln und die freien Plätze, wo an Schnuren Wäsche zum Trocknen aufgehängt war.

Langsam ertönten Glockenschläge in der Ferne, es mar Mitternacht.

„Ach, ist das spät geworden!" rief Eugenie erschrocken; „ich sollte schon längst zu HauS sein. Schnell, schnell!"

Sie beeilten ihre Schritte und befanden sich in wenigen Minuten auf dem Boulevard d'Italie, vor der Wohnung Eugeniens.

Beim Schein einer Gaslaterne bemerkte Gabriel inmitten einer halb zerfallenen Mauer eine große, roh gearbeitete hölzerne Thür. Ueber derselben mar ein weiß gestrichenes Brett angebracht, auf welchem sich in schwarzen Lettern folgende Worte befanden, die der Liebende nur mit gepreßtem Herzen zu lesen vermochte: „Clement, Zimmermeister." Als sie dann ganz nahe an dieser Thür standen, unterschied Gabriel undeutlich durch die auseinanderstehenden Bretter, aus denen sie gezimmert war, einen ziemlich großen Bauhof, in welchem eine Unzahl Balken und Bohlen aufgeschichtet lag, und wo ein wüthendes Hundegebell erscholl. Am äußersten Ende des Hofes sah man das niedrige, flache Dach der Werkstätte, und zur Linken endlich das kleine, im regelmäßigen Viereck erbaute Wohnhaus, das nur einen Stock hoch mar. Es mar noch ganz neu, und machte mit seinen symmetrischen Fenstern und seiner schmucklosen, jeder Verzierung entbehrenden Fayade einen trübseligen Eindruck. Hier also, in so nichtssagender, reizloser Umgebung lebte Eugenie mit dem Andern zusammen; und bei diesem Gedanken konnte sich Gabriel eines Gefühls der Bitterkeit nicht ermehrten. Eugenie hatte schon den Schlüssel in's Schloß gesteckt.

«Sehen mir uns morgen?" fragte der junge Mann und seine Stimme flehte um Erhörung.

Sie hatte seine Begleitung nur angenommen, um ihn zu bitten, auf ein Wiedersehen zu verzichten; aber jetzt, ini entscheidenden Augenblicke, ließ sie ihr Much vollständig im Stich.

„Ja, morgen!" antwortete sie, indem sie mit der einen Hand die schwere Thür öffnete, und die andere ihm entgegenstreckte.

Er ergriff die dargereichte Hand; und plötzlich, eineni inneren, unwiderstehlichen Drange nachgebend, sanken die Liebenden einander in die Arme, und von leidenschaftlichem Sehnen erfaßt, feiner Sinne kaum mächtig, preßte Gabriel seine heißen Lippen auf Eugeniens Stirn, ihre gesenkten Augenlider, ihren halbgeöffneten Mund.

„Das ist Unrecht! Lassen Sie mich, Herr Gabriel! Das ist sehr Unrecht!" murmelte Eugenie, am ganzen Leibe erbebend; sich den Annen des jungen Mannes entwindend, stürzte sie in den Hof und schlug die Thür heftig hinter sich zu. Mit lautem Krach siel diese in's Schloß und zitterte noch lange nachher.

Gabriel sah sie entfliehen und in dem Häuschen verschwinden. Festgebannt blieb er vor dem düsteren, abgelegenen Bauhofe stehen, in welchem man das Heulen eines im Dunkel verborgenen Hundes vernahm. Sein Auge richtete sich empor zum Himmelszelt, an welchem unzählige Sterne' funkelten. Seine Hände zitterten wie die eines Greises. Ihm jauchzte das Herz laut auf in der Brust. Er hätte am liebsten sterben mögen.

VIII.

Eines Tages ging Gabriel gegen drei Uhr Nachmittags den Quai d'Orsay, der sich" am Garten des Corps Legislatif entlang zieht und im Bogen um das Eingangsthor des Ministeriums des Auswärtigen wendet, langsam auf und nieder.

Es mar ein sehr schöner, aber dabei sehr heißer Tag. Man merkte es dem jungen Manne an, daß er auf seine Toilette die möglichste Sorgfalt verwendet hatte. Er trug ein graues, elegantes Sommerbeinkleid und einen Hut von imitirtem Panama. Er wartete auf Eugenie.

Am Tage nach dem von uns beschriebenen nächtlichen Spaziergange kehrte ihr Mann von seiner Reise zurück, und Gabriel durfte in Folge dessen die junge Frau nicht mehr bis nach Hause begleiten. Aber seit der Liebende die Wonne des Zusammenseins zu Zweien kennen gelernt, genügten ihm die Besuche bei Frau Henry nicht mehr. Jeden Abend verabschiedete er sich zugleich init Eugenie von der schlanken Brünette, ging einige Schritte mit und bat so lange und so dringend, bis sie ihm eingestand, ^ie gehe manchmal allein aus. „Vielleicht können wir uns sogar gleich morgen treffen; ich habe gerade eine Besorgung auf dem Gros-Caillou. Ist sie erledigt, dann gehe ich über den Quai d'Orsay nach Hause." Und an dieser Stelle ist es, wo mir unfern Freund, gepeinigt von allen Qualen der Erwartung, niederfinden.

Obgleich die Stunde des Rendezvous noch nicht geschlagen hatte, konnte sich Gabriel vor Ungeduld kaum fassen. Den heißen Strahlen der Sonne schutzlos preisgegeben, ging er unruhig auf dem Asphaltpflaster hin und her. Die glühende Hitze hatte es erweicht, so daß der Abdruck jedes Fußes, der es betreten, deutlich erkennbar war, von den schmalen, dicht neben einander hinlaufenden Spuren niedlicher Damenschuhe bis zu den breiten Sohlen schwerer Reiterstiefel, deren Nägel man hätte zählen können. Gabriel hatte schon alles Mögliche versucht, um die Zeit hinzubringen und seinen Geist zu beschäftigen. Er wußte die Zahl der eisernen Stäbe auswendig, welche das Gitterthor des Ministeriums bildeten, er konnte genau angeben, wie viel Bäumchen auf dem Trottoir gegenüber, die Brustwehr entlaug zwischen dem Pont de la Concorde und dem Pont des Invalides standen. Ein oder zweimal war er sogar schon über den Fahrdamm gegangen und hatte seine Augen an den mit Annoncen bemalten Glaswänden der Zeitungs-Kioske auf- und niedergleiten lassen, ohne sich in seiner Gedankenlosigkeit über ihren Sinn klar zu werden. Aufmerksam hatte er die Profile aller gekrönter Häupter auf den Preismedaillen betrachtet, welche der Colonial-Gesellschast auf den verschiedensten Ausstellungen für Herstellung vorzüglicher Chokylade zuerkannt worden waren, und mit starrem Blick den Mann mir oem struppigen Haupthaar gemesse», der die Nacktheit seines Torso hinter einem Hute verbirgt.

Er dachte an die Möglichkeit, daß sie nicht kommen könnte; vielleicht hatte sie irgend eine Abhaltung gehabt, das wäre doch schließlich ganz natürlich. Gleich darauf schien es ihm wieder, als müßte er bei dem bloßen Gedanken hieran vor Schmerz vergehen, und er sagte sich, daß sie damit eine unglaubliche Herzlosigkeit an den Tag legen würde.

Plötzlich sah er sie unter den Bäumen der Esvlanade im schnellen Laufe aus sich zukonnnen. Er eilte ihr entgegen, sie schon von fem mit freudigem Lächeln begrüßend. Bald standen sie bei einander, noch ganz außer Athem. Eugenie nahm seinen Arm, und voll Glückseligkeit blickten sich die Liebenden in's Auge.

Sie trug ihr graues Kostüm und ihren Fasanenfederhut. Die Hitze und das schnelle Laufen hatten ihr Gesicht leicht geröthet. Schweißtropfen perlten auf ihrem Nacken. Der gestärkte Halskragen hatte dort eine zarte, rosige Linie gezeichnet. Ihre Augen strahlten, der duftige Hauch ihres Athems streifte Gabriels Gesicht.

„Ach Gott," sagte sie, „ich Hab' solche Angst. Wenn uns Jemand begegnete . . ."

„Ich dünchte," sagte Gabriel, „wir gingen über die Brücke und setzten uns in den Dampfer. Mit diesem fahren wir bis zuin Point-du-Jour, steigen dort in die Gürteleisenbahn, und kommen so bequem bis zur Porte d'Italie, ganz in die Nähe Ihrer Wohnung. — Undenkbar, daß wir Jemanden treffen . . Wollen Sies"

Sie nickte ihm zu, und als sie zum Landungsplatz heruntergegangen waren, blieben sie vor dem Stege, der zur Damvferftation führte, stehn. Der Dampfer mar eben fort, und sie sahen ihn auf der Seine in vollem Laufe dahinjagen, seine luftig wirbelnden Rauchwölkchen zum Lichte emporschleudernd.

Beruhigt blickte Eugenie um sich. Niemand war auf der sich sanft hin und her wiegenden Schiffsbrücke zu sehn. Leis rauschend strüinten die Wogen heran, welche die Fahrspur des Dampfers begleiteten. Auch auf dem langen, schmalen Fußwege den Fluß entlang zeigte sich keine Seele.

„Wollen wir nicht einen kleinen Spaziergang machen?" fragte Gabriel, den Wunsch seiner Freundin ahnend, „wir können ja am Pont d'Alma einsteigen."

Sie machten sich auf den Weg. Zur Rechten ragte die hohe, massive Quaimauer mit ihren runden Ausgußthüren und ihren großen, eisernen, in gleichmäßigen Zwischenräumen in das Mauerwerk eingelassenen Ringen empor. Oben am Rande der steinernen Brustwehr waren Baumspitzen sichtbar, auch dann und wann ein über die Brüstung gelehnter Spaziergänger. Zur Linken floß in der Richtung ihres Weges die Seine. Von ihren frischen, reinen, in munterem Laufe oahinströmenden Gewässern wehte ein erquickender Lufthauch herüber. Die Hitze war nicht mehr so drückend. Ein leiser Wind hatte sich erhoben, und weiße Wölkchen bildeten sich am Himmel, der ein weniger tiefes Blau zeigte. Im August herrscht schon in den späten Nachmittagsstunden eine herbstlich milde Temperatur. Auf der andern Seite des Flusses sahen sie Männer damit beschäftigt, die

langen Kähne auszuladen, die auf Kanälen aus Flandern angekommenen waren, und auf dem Quai d'Orsay, hinter dem Vorhänge der ihres Blätterschmucks schon halb beraubten Linden erschienen die langen Dächerreihen der Tabaks-Factorei und der kaiserliche» Ställe.

„Denken Sie auch manchmal an mich?“ fragte Gabriel die junge Frau, und drückte ihr die Hände. Eugenie, die ihre Handschuhe ausgezogen hatte, erwiderte diese Frage durch einen leichten Händedruck.

Auf ihrem Wege kamen sie bei einem Angler vorüber, der, am Uferrande sitzend, seine Beine zum Wasser herunterhängen ließ. Der Mann drehte sich um und warf ihnen einen zerstreuten Blick zu. Gabriel mußte Eugeniens Hand loslassen. Sie selbst erröthete tief und schlug die Augen nieder.

Als sie die zum Pont d'Alma sanft emporsteigende Böschung hinaufgingen, siel ihr Blick zufällig auf die dort zun, Schmuck der Brückenpfeiler aufgestellten steinernen Figuren des Chasseurs und des Zouaven.

„Wie groß sind sie doch, in der Nähe gesehn!“ sagte Eugenie, und zeigte mit ihrem Sonnenschirm auf die beiden Kolossalstatuen.

Gabriel antwortete: „Gleich das erstemal, als ich Sie bei Frau Henry sah, hatte ich die Empfindung, daß ich Sie auf ewig lieben müßte.“

Und die junge Frau senkte das Haupt und seufzte.

Als sie wieder auf der andern Seite des Pont d'Alma, am Flusse unten standen, hielt der Dampfer gerade an der Landungsbrücke. Sie war gedrängt voll.

„Wollen wir mitfahren?“ fragte Gabriel eingeschüchtert.

„Nein!“ antwortete Eugenie, „gehen wir lieber.“

Sie setzten ihren Spaziergang längs des Ufers fort. Zur Rechten hatten sie jetzt den schönen, mit Bäumen besetzten Quai vor dem GardeMeuble. Vor ihnen lag der Pont d'Jena, aus welchem vier stolz einher» schreitende Rosse ihre weißen Silhouetten am Himmel abzeichneten.

Sie gingen sehr langsam. Eugenie, nach vorn gebeugt, schien die Steine zu zählen. Gabriel preßte ihren Arm sanft an den seinigen und betrachtete ihr Profil. Mit zärtlicher Rührung haftete sein Auge auf einen: flatternden Löckchen, das, vom Winde bewegt, an Eugeniens Ohr erzitterte.

„Es ist also wahr, daß Sie mir ein wenig gut sind?“ fragte er. Ein so inniger Blick traf ihn aus ihren schonen großen Augen, daß jede andere Antwort überflüssig mar.

„Weshalb sprechen Sie so zu mir, trotzdem Sie ganz gut wissen, daß dies nicht sein darf?“

Sie traten unter die niedrigen, finsternen Bogen des Pont d'Jena, wo das Wasser lauter rauschte und der Charakter der Landschaft sich vollständig änderte. Alles hatte schon einen mehr ländlichen Anstrich. Vor ihnen lag, mitten im Flusse hingestreckt, die lange, schmale Gestalt der Schmaneninsel, prangend im schönsten Grün; graue, nach Süden zu sich neigende Wolkensäulen entstiegen den vielen Schornsteinen der Fabriken in Grenelle, und in blauer Feme, weit jenseits der Holzbrücke und des hellschimmernden Viaducts zeigten sich die undeutlichen Umrisse der Hügelketten von Meudon, umkränzt von heißem goldigen Nebel.

„Es mar mir ein wahres Herzensbedürfnis:, Sie einmal zu sprechen,“ sagte Gabriel. „Wenn ich allein bin, so lege ich mir Alles, was ich Ihnen sagen möchte, in Gedanken zurecht; aber wenn ich dann bei Ihnen bin, habe ich Alles wieder vergessen, ich kann mir Nichts behalten. Und doch sind Sie das einzige Wesen, in dessen Gesellschaft ich nicht schüchtern bin. Es liegt etwas so Herzliches in Ihrem Blick. Sie können sich gar nicht denken, wie glücklich ich bin, daß Sie heute gekommen sind. Vor vier Wochen habe ich Sie zum ersten Mal gesehn, und dabei bilde ich mir ein, ich hätte Sie schon immer gekannt. Ach, jeder einzige Tag, an dein ich mit Ihnen zusammen war, bleibt mir fest im Gedächtnis:, Alles ist mir noch gegenwärtig . . . Wissen Sie noch den Abend, wo das Singen vorüberziehender Mobilgarden Frau Henry an's Fenster lockte? Sie sahen mich an, als mir im Finstern allein waren! ... Ich zitterte wie Espenlaub . . . Und wie Sie sick, in den Finger stachen und ihn zwischen die Zähne preßten . . . Und dann auch das blauseidene Halstüchlein, das Sie nur einmal umhatten, und das Sie so gut kleidete ... Wo ist's denn hingekommen, daß Sie es nicht mehr tragen? Ach, ahnten Sie, wie heiß ich Sie liebe!“

Eugenie antwortete: „Wie leicht könnten mir einmal Bekannten begegnen!“

Die Brücke von Grenelle lag schon hinter ihnen. Die Quais hatten aufgehört. Spärliche, sonnenverbrannte Grashalme bedeckten die von den Wogen gespülte Böschung. Zur Rechten sahen sie Bauhöfe und von Gärten umgebene Landhäuschen, am andern Ufer des Flusses die Fabrikanlagen Javels, und unmittelbar vor ihnen, jetzt schon in größerer Nähe, stiegen die mächtigen, zwei Stockmerk hohen Bogengänge des Viaducts empor.

Gabriel und Eugenie blieben vor einer Gitterthür stehen, die zu einein schmucken Schmeizerhäuschen führte. Mit seinen Paar Bäumlein, seinen großen Glaskugeln und Springbrunnen sah es aus, als käme es direct aus der Spielschachtel. In seinen, Gesamteindruck bildete es das zur Wirklichkeit gewordene Ideal des für Landeinsamkeit schwärmenden Spießbürgers. Aber sie sahen darin nur den Liebblingstraum aller Verliebten, ein Nest im Grünen. Mit sehnstüchtigem Verlangen schauten sie auf die hohen Pappeln, die Ebereschen, in deren Blattwerk die rothen Trauben schimmerten, die reiche Pracht der Astern und Herbstrosen.

Und leise flüsterte Gabriel der Geliebten in's Ohr: „Dies Mes besitzen . . . unser eigen nennen . . . unser Liebesglück drin bergen . . . hier leben ... auf immer, auf ewig . . . welch seliges Entzücken!“ Sie erwiderte nichts; aber sie lehnte sich beim Weitergehen mit hingebungsvoller Zärtlichkeit auf seinen Arm.

So gelangten sie bis zum Point-du-Jour, am Fuße des Viaducts. Von hier ab jedoch sollte der Spaziergang jeden Reiz für sie verlieren. Die Nähe der Eisenbahnstation hat am Ufer der Seine eine Unzahl Vergnügungs>Etablissements, Cafös und Kneipen in's Leben gemfen. Auch Caroussels finden sich unter den Akazien, und russische Schaukeln, kurz, das Land wird hier zur Vorstadt. Sich nicht mehr so ganz sicher fühlend, eilten sie schnell weiter. Heftig schrakten sie zusammen, als plötzlich auf einem Scheibenstande ein Schuß abgegeben wurde. Sie gingen die Holzterrasse hinauf, in den Bahnhof hinein, und Gabriel löste zwei Billets zweiter Klasse. Dann setzten sich Beide auf eine Bank des Wartesaals und startren gedankenlos auf die Placate.

„Gürtelbahn, einsteigen, Grenelle, Vaugirard, Montrouge, Porte d'Italic!“ Sie traten auf den Perron hinaus, gingen an der laut zischenden, dampfenden Locomotive vorüber und stiegen in ein leeres Coup6. Ein Pfiff, ein plötzlicher Ruck, ein lautes Rasseln und Klirren, und heidi, fort! Da umschlang Gabriel seine Geliebte mit beiden Annen, drückte sie fest an seine Brust, und die Lippen der Liebenden fanden sich in einem langen, süßen Kusse.

„Grenelle!“ rief der Schaffner mit gellender Stimme und riß die Thür heftig auf. Und ein Mann mit rothem Vollmondsgesicht, dem man den Viehhändler auf den ersten Blick ansah, stieg in den Waggon und ließ sich schwerfällig auf der Bank den Liebenden gegenüber nieder. Er trug über seinem Nocke eine ganz neue, kurze blaue Blouse, ein hoher Hut bedeckte seinen Kopf, in der Hand hielt er eine Peitsche und in dem einen Mundwinkel steckte ein schwarzer Pfeifenkopf.

„Ich Hab' wahrhaftig geglaubt, ich würde den Zug verpassen,“ sagte er vergnügt zu Gabriel, wobei sein Athem einen starken Weingeruch verbreitete. „So ein dummer Conducteur! will mein Hündchen mit einer Bulldogge zusammen in ein CoupS stecken! So unvorsichtig zu sein . . . der Kerl ist verdreht . . . Prachtvolles Wetter übrigens zum Reisen . . . nicht wahr, Herr Nachbar?“

Eugenie hatte ihren Schleier heruntergelassen und verwandte kein Auge von dem Fenster. Gabriel beobachtete die äußerste Zurückhaltung und that wie Einer, den man anborgern will.

Glücklicherweise fuhren sie gleich wieder weiter, und zwar kamen sie jetzt durch einen langen Tunnel, wo das Getöse des Zuges den, widerwärtigen Reisegefährten das Wort abschnitt. Bis auf das schwache Licht, welches seine glimmende Pfeife verbreitete, war es dunkel im Waggon, da man die Nachtlampe an der Decke anzustecken vergessen hatte; und im Finftern hörte man die schweren Athemzüge des Trunkenen. Gabriel benutzte die Gelegenheit, Eugeniens Hand zu erfassen; aber er mar doch Über diesen Zwischenfall im höchsten Grade erbittert, namentlich wenn er an die vielm leeren CoupSs erster Klasse dachte, die er beim Einsteigen bemerkt hatte.

Als sie wieder an's Tageslicht kamen, hatte der Viehhändler seine Augen geschlossen, aber er rauchte immer noch seine abscheuliche Pfeife, und die Liebenden wagten kaum, sich in Gegenwart des fremden, im Halbschlummer ruhenden Mannes einen Blick zuzuwerfen. Als sie an der Station Porte d'Italic ankamen, empfand sie es als eine Art Erlösung.

Und doch mußten sie sich hier trennen, noch bevor sie den Bahnhof verließen, denn sie waren ganz nahe bei der Wohnung Clements, des gefürchteten Gatten. Eugenie ging daher voraus und eilte die Straße entlang, ohne sich ein einziges Mal umzusehen. Gabriel folgte ihr langsamen Schrittes von fem, beglückt durch die Geständnisse, die sie ihm gemacht, und beseligt durch die Eriimerung an die Liebkosungen, die sie gestattet und erwidert hatte. Er sah, wie sie sich in der Menge verlor und schließlich an der Ecke, wo das alte Zollhaus stand, verschwand, um nach den äußeren Boulevard einzubiegen.

Und dann hatten sie ja auch mit einander die Verabredung getroffen, sich übermorgen um ein Uhr Nachmittags an derselben Stelle zu treffen!

IX.

Nun trug aber der Tag, an dem ihr Rendezvous stattfinden sollte, das Datum des 4. Septembers 1870!

Frau Fontaine hatte ihrem Sohne beim Frühstück die unheilvolle Katastrophe, die sie durch die Milchfrau^erfahren, mitgetheilt: die Capitulation von Sedan, die Verwundung Mac-Mahons, die Gefangennahme des Kaisers mit 80000 Mann! Wie sehr auch Gabriel durch den Gedanken an sein bevorstehendes Rendezvous in Anspruch genommen mar, so hatte ihn diese schreckliche Nachricht doch in ungeheure Aufregung versetzt.

Als er die Quais entlang wanderte, sah er nichts, als bestürzte Gesichter; an den Straßenecken sammelten sich Schaaren Nationalgarden; ein Hauch der Revolution ging durch die Stadt.

Nachdem Gabriel den festen Entschluß gefaßt, sich auch ein Gewehr zu holen, seine Pflicht wie alle Anderen zu erfüllen und für die Vertheidigung des Vaterlandes und der Hauptstadt einzutreten, kehrte sein Geist zur Geliebten zurück. Er dachte an die Freude des Wiedersehns, an das bezaubernde Glück, mit ihr auf dem einsamen Trottoir des Quai d'Orsay zusammenzutreffen und wieder einen Spaziergang an den Ufern der Seine zu unternehmen. Und machte ihm die Stimme des Gewissens Vorwürfe, daß er sich zu wenig um die dem Vaterlande drohenden Gefahren bekümmere, so brachte er sie durch die bei einem Liebenden erklärliche Erwägung zum Schweigen, daß er als Einzelner doch nichts weiter zu thun vermöchte.

Äord und Süd. 1^., I4S. I?

Gegen halb ein Uhr ging er, ganz erfüllt von dem Gedanken an die Geliebte seiner Seele, den Quai d'Orsay entlang, als er am äußersten Ende des Boulevard Saint-Germain Bajonette blitzen sah, welche das Corps Legislatif zu umringen schienen.

Angstvoll beflügelte er seine Schritte, und mit einem einzigen Blicke übersah er das für ihn so schreckliche Schauspiel. Eine dichte, tobende Menge hielt alle Zugänge zu den Räumen, in denen die Volksvertretung tagte, besetzt. Sie bestand aus Männern aller Gesellschaftsklassen, und Bürger im eleganten Rock wie Handwerker in einfacher Arbeitsblouse waren vermengt mit Schaaren zwar ungeordneter, aber bewaffneter Nationalgarden, die theils noch die alte Uniform mit den weißen Epauletten und der Patrontasche, theils als einziges militärisches Abzeichen nur das Kepi trugen. Auch Franc tireurs in dunklen Anzügen mit amerikanischen Mützen und den Beinkleidern in den Gamaschen befanden sich darunter. Der Pont Royal, der Boulevard Saint-Germain und der ganze, am Corps Legislatif liegende Theil des Quais wimmelten von Leuten und startren von blitzenden Gewehrläufen. Kecke Straßenjungen waren an den in der Nähe befindlichen Laternen hinaufgeklettert, andere hatten sich auf den Sockeln der vier großen Bildsäulen vor dem Gebäude eingekistet. Einen langgedehnten, immer wieder von Neuem ertönenden Zornesruf ließ diese Menge^ hören. Gabriel's Ohr hatte bald diesen aus Aller Munde dringenden Schrei unterschieden: „Abdanken! Abdanken!“

Der Aufstand hatte, um mich der unübertrefflich schönen parlamentarischen Ausdrucksweise zu bedienen, das Heiligthum des Gesetzes offenbar schon verletzt; denn die breiten Aufgangstrepfen des Palais waren unter dem Strom der Eindringlinge verschwunden, und Gabriel sah, daß oben in der Colonnade eine große Aufregung herrschte. Plötzlich hörte er einen machtvollen Ruf erschallen, der sich blitzschnell verbreitend bis zu den unten dicht zusammengedrängten Schaaren gelangte, unter denen er sich einen Weg zu bahnen versuchte. Sie riefen Alle:

„Es lebe die Republik!“

Gabriel sah dem ganzen Schauspiel voll Schrecken und Bestürzung zu. An der Stelle, wo er Eugenie treffen sollte, und die er erst entdecken konnte, nachdem er auf eine Bank des Quais gestiegen mar, bemerkte er ein mildes Durcheinander von Hüten, Kepis und Bajonetten. Die schreckliche Gewißheit trat vor seine Seele, daß, selbst wenn sich die junge Frau in dieses Gedränge gewagt hätte, es ihm unmöglich gewesen wäre, sie herauszufinden. Er stieg von der Bank wieder herunter und ließ sich in seiner Verzweiflung und Wuth willenlos vom Strom der Menge forttragen, ohne sich weiter um die große historische Thatsache, die sich vor seinen Augen vollzog, zu bekümmern.

„Nun haben mir doch endlich die längst ersehnte Republik!“ ließ sich die durchdringende Stimme Cazabans vernehmen, der eine Secunde vorher Gabriel am Ann gepackt hatte, „und Du bist auch dabei, bei der Revolution nämlich! ... So mußte es kommen! . . . Raus mit dem Bonapartistengeschmeiß! ... Ein herrlicher Tag! Ach Freund, ich bin außer mir vor Glück. Den ganzen gestrigen Abend habe ich weiter nichts gethan, als Wappenschilder heruntergerissen und kaiserliche Adler zerbrochen . . . Diesmal ist's die wahre, richtige Republik wie im Jahre 93 . . . und man soll uns nicht um sie betrügen . . . Sieh mal oben in der Säulenhalle den Gambetta, wie er durch seine Rede alles begeistert . . . Bravo! Es lebe Gambetta! . . . Weißt Du, welcher es ist? Der mit dem Barte und den hohen Schultern . . . Meinst Du vielleicht, ich werde Dich loslassen? Denk' gar nicht dran, wir gehen zusammen nach dem Hotel de Ville.“

Gabriel sah ihn an mit schmerzzerfülltem Blicke. Aufregung und Trunkenheit prägten sich in den Zügen Cazabans aus, der buchstäblich von Schweiß triefte, und dessen weicher Filzhut durch einen Faustschlag eingedrückt mar.

Widerstandsunfähig überließ sich Gabriel den: Manne des Südens, der sortwährend brüllte und sich vergebens abmühte, vorwärts zu kommen und sich mit seinen Ellbogen einen Weg zum Eingangsthor der gesetzgebenden Versammlung zu bahnen. Gabriel folgte ihm ganz zu Boden geschmettert und ließ seine Blicke sehnsuchtsvoll über die Menge schweifen, da er auf die unbestimmte, wenn auch unter solchen Umständen thörichte Hoffnung nicht verzichten mochte, Eugenie herauszufinden.

Die Stunde des Rendezvous war längst vorüber. Gabriel hatte sich durch die schon gelichteten Schaaren hindurch mehr als hundert Mal davon überzeugen können, daß sich die junge Frau nicht an der verabredeten Stelle vor dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten befand. Trotzdem wurde es ihm unendlich fchwer, von dort fortzugehen, als Cazaban ihn mit sich schleppte und über den Pont Royal führte, damit sie, wie er sich ausdrückte, Gelegenheit hätten, sich an dem erhabenen Anblick des befreiten Paris zu erfreuen. Nur mit dem äußersten Widerstreben folgte Gabriel seinem Freunde, obgleich er wohl einsah, daß ein längeres Verweilen an jener Stelle keinen Sinn hatte. In düsteres Schweigen versunken, schritt er neben Cazaban dahin, der in seinem revolutionären Taumel gar nicht bemerkte, wie schmerzlich bewegt das Antlitz seines Freundes war.

„Was kann sie wohl abgehalten haben?“ fragte sich der Liebende voll Angst. Wahrscheinlich hat sie sich gefürchtet, das Gedränge war zu groß, sie konnte überhaupt nicht hin . . . Oder sollte sie vielleicht gar nicht gekommen sein? Sie kam mir gestern Abend bei ihrer Freundin so verlegen vor . . . Ob ich zurückgehe? Möglicherweise ist sie jetzt gekommen, wo sich die Menge verlaufen hat. Doch nein, das ist nicht denkbar, es ist ja schon zwei Uhr."

Und es stand für ihn fest, daß nur ihm so etwas passiren könne, und daß er ein ausgemachter Pechvogel sei.

Sie gingen über die Place de la Concorde und die Nivolistraße entlang.

Cazaban hatte seinem Freunde ein großartiges Schauspiel versprochen, aber Gabriel konnte davon nichts entdecken. Er fand im Gegentheil die Freudensausbrüche des Pöbels für sein Gefühl höchst verletzend in einein Augenblicke, mo ein so entsetzliches Unglück über das Land hereinbrach und so furchtbare Gefahren es bedrohten. Das festliche Aussehen der prachtvollen Straße wurde noch erhöht durch den im schönsten Blau strahlenden Himmel und den herrlichen Sonnenschein, dessen reicher Glanz sich über die weißschimmernden Gebäude des Tuileriengartens und seine im frischen Grün prangenden Parkanlagen ergoß. Nationalgarden, theils truppweise marschierend, theils einzeln ihren Weg verfolgend, begegneten ihnen in großer Zahl. Sie wanderten heim, getragen von dem stolzen Bewußtsein, die neueste Revolution zu Stande gebracht zu haben. Diejenigen unter ihnen, welche zu den Bataillonen der Vorstadtviertel gehörten, und die neben der Blouse oder dem Arbeitskittel ein nagelneues Kepi und ein Percussionsgewehr trugen, zeigten in ihrer aufrichtigen Freude über die niedergewonnene Republik doch wenigstens einen gemissen Grad von Naivetät. Denn gerade sie hatten ja von jeher bei allen Ausständen die Kohlen aus dem Feuer geholt, und berauscht durch die Legende von 92 lebten sie der frohen Zuversicht, das Vaterland noch retten zu können. Aber ein ruhiger Beobachter hätte über die Wichtigthuerei der in Epauletten einherstolzirenden Spießbürger gelächelt. Diese Nichtsthuer, welche sich an jenem Tage als Helden aufspielten, marschirten mit würdevollem, abgemessenem Schritt in der Mitte des Fahrdammes, mit wohlgefälligem Auge von der großen Masse betrachtet, die in ihrem befriedigten Rachegefühl die tiefe Trauer des Vaterlandes vergaß. Denn schon hatte die blinde Zerstörungswut!), die unvermeidliche Begleiterin aller Volksaufstände, ihr sinnloses Werk begonnen. Viele tausend Hände waren damit beschäftigt, alle äußeren Zeichen, welche an die kaiserliche Regierung erinnerten, Adler und Wappenschilder aus Erz oder aus Stein gebildet, zu vernichten, und so verlor man drei kostbare Tage in einem Augenblicke, wo noch nicht einmal die Wälle armirt waren. An den Mauern der Tuilerien konnte man neben obscönen, auf die kaiserliche Familie bezüglichen Randglossen und Beleidigungen mit Kohle geschrieben auch das berüchtigte Wort: „Tod den Dieben!" lesen. Es sprach diesmal wenigstens, das muß zugestanden werden, nicht allen Thatsachen derartig Hohn, wie im Jahre 1848, mo ein paar arme Kerle von Spitzbuben ohne Urtel und Recht füsilirt wurden, nachdem der Palast vom Pöbel schon vollständig ausgeplündert morden war.

Marius Cazaban, den unglücklichen Gabriel immer hinter sich her schleppend, raste wie ein Toller durch die Straßen. Sein Wahnwitz hatte den Gipfelpunkt erreicht, und sein Ruf: „Es lebe die Republik!" war schon mehr ein Gebrüll zu nennen. Alle zwanzig Schritt stieß er ihn aus und erweckte damit regelmäßig ein wunderbares Echo bei den Nationalgarden, welche in der Mitte der Straße mit ihren Tambours an der Spitze marschirten. Als sie in die Nähe des Louvre gekommen waren, ritt General Trochu, über und über mit Orden bedeckt, mit einem glänzenden Generalftabe im Galopp vorüber, und Cazabans Hurrah trug ihm einen dankenden Blick des berühmten Bretagners ein. Den ganzen Weg entlang begegneten Marius schmarzbärtige junge Männer, die, wie er aus dem Süden stammend und in demselben Freudentaumel befangen, jubelnd seine Umarmungen erwiderten.

Gabriel sah dies Alles wie im Traum. Das alte Hotel de Ville, der von Menschen wimmelnde Platz vor demselben, die Erscheinungen auf dem Balcon, das goldene Kepi Trochus, der halsbandförmige Bart Jules Favres, die Proklamirung der Republik, der im Triumph herumgetragene Rochefort, nichts konnte ihn von der fixen Idee abbringen: er hatte iein Rendezvous verfehlt! Als Gabriel, immer hinter Cazaban herziehend, in das HStel de Ville getreten war, und ihn dieser einem Mitglieds der neuen Regierung, einem Manne mit ungeheurem Backenbart und einer Habichtsnase, vorstellte, dachte er im Augenblicke, wo er seine Verbeugung machte, an eine junge Platane des Quai d'Orsay. Eine Stange diente als Stütze für ihren zarten Stamm, und ihr Fuß war von einem runden eisernen Gitter umgeben. An der Stelle stand er neulich, als er Eugenie unter den Bäumen der Esplanade auf sich zueilen sah, und es kostete ihn ungemeine Selbstüberwindung, auf das zu hören, was ihm der Staatsmann mit dem dichten Backenbarte sagte, und ihn zu verhindern, augenblicklich seine Ernennung zum Souspräfekten zu unterzeichnen.

Endlich gelang es ihm, die lästige Gesellschaft Cazabans loszuwerden. Vorher mußte er ihn jedoch noch nach dem Quartier Latin begleiten, die frohe Nachricht dort in drei bis vier Kneipen verkünden und verschiedene Schnäpse mit ihm vertilgen. Halb todt vor Mattigkeit, gequält von Unruhe und Langeweile, kam er zu Hause an. Beim Abendbrot, das ihm zur Ewigkeit wurde, weil seine Mutter ihm alles Mögliche von dein Heranrücken der Feinde und den drohenden Gefahren vorjammerte, nahm er nur einige Bissen zu sich und eilte dann sofort nach demFaubourgSaint-Jacques.

Frau Henry war ausgegangen. Nichts war selbstverständlicher, als die Abwesenheit der schönen Brünette, die jedenfalls durch das dramatische Interesse, welches das Straßenleben in diesem Augenblicke darbot, vom Hause fortgelockt morden war; aber die Phantasie eines Liebenden ist nur zu leicht geneigt, sich Truggebilde zu schaffen, und so sah auch Gabriel darin eine schlimme Vorbedeutung für seine Liebe. Wohl sagte er sich, daß Eugenie Kenntniß davon haben müßte, daß Frau Henry sie heut Abend nicht erwarten würde; aber der Gedanke, er solle sich bis zum nächsten Tage gedulden, wenn er seine Geliebte wiedersehen wollte, war ihm unerträglich. So irrte er denn bis tief in die Nacht hinein auf den belebten, von aufgeregten Volksmassen durchmogten Straßen umher und glaubte in jeder vorübergehenden Frau Eugenie zu erkennen.

Doch mußte er, als es auf dem Thurm der Kirche Saint-Jacques du Haut-Pas zehn Uhr schlug, auch auf die letzte Hoffnung verzichten und mohl oder übel den Weg nach Hause einschlagen.

Die Nacht wurde ihm entsetzlich lang, und am nächsten Morgen, in aller Frühe, noch vor seiner Büreaustunde, eilte er zu Frau Henry, denn er fühlte das unabweisbare Bedürfniß, etwas Näheres über das Schicksal Eugeniens zu erfahren.

Als er den ihm wohlbekannten Klingelzug in Bewegung gesetzt, wurde es plötzlich im Zimmer lebendig, und ganz gegen ihre Gewohnheit ließ ihn Frau Henry einige Zeit lang warten. Als sie endlich in der halbgeöffneten Thür, mit ungekämmtem Haar und einem in aller Eile übergeworfenen Morgenkleide erschien, entfloh ein leiser Ausruf des Erstaunens ihren Lippen.

„Wie. Sie sind's, Herr Gabriel? . . . und zu so früher Stunde?“ rief sie voller Verlegenheit. . . . „Ich habe nämlich Besuch . . . Aber das thut nichts, bitte, treten Sie näher . . . Sie können gleich die Bekanntschaft meines Vetters Robert machen, da ist weiter nichts dabei."

Als Gabriel in das Zimmer trat, fand er es in größter Unordnung. Auf einem Lehnstuhl hingegossen lag ein bildhübscher junger Blondin, der soeben mit seinein Frühstück fertig war und in aller Geinüthlichkeit eine Cigarette rauchte. Er war Secondelieutenant bei der Mobilgarde, denn er trug auf den Aernieln seiner aufgeknöpften Uniform die goldenen Tressen. Ein Ofsizierkepi, darunter ein Säbel, lag neben ihm in der Ecke zwischen dem Kamin und der Wand.

Die schlanke Brünette zog in aller Eile ihr Morgenkleid über der Brust zusammen, strich mit beiden Händen ihr zerzaustes Haar glatt und sagte mit lebhafter Stimme:

„Robert, ich stelle Dir hier Herrn Gabriel Fontaine vor."

Tann neigte sie sich zum Ohr des Offiziers nieder, dem Gabriels Ankunft eine sehr unangenehme Ueberraschung zu bereiten schien, und fügte mit halblauter Stimme hinzu:

„Dir kann ich's ja sagen, er kommt wegen meiner Freundin."

Ter Angeredete mar ausgestanden, verneigte sich leicht und setzte sich sofort wieder, nachdem er dem Ankömmling einen äußerst mißtrauischen Blick zugeworfen.

Gabriel wußte vor lauter Verlegenheit nicht aus noch ein. Er war zwar sehr naiv, aber die Verwandtschaft Frau Henrys und des Offiziers erschien ihm doch mehr als zweifelhaft. Er sah die von Speiseresten bedeckten Teller, die geleerten Weinflaschen, untrügliche Zeichen eines vor Kurzem stütgefundenen Festmahles, das ungeordnete, mit Gardinen nur schlecht verdeckte Bett in dem Alkoven, das halbnackte Weib, den jungen Mann, der hier so gemüthlich rauchte und sich so zwanglos benahm, als wäre er bei sich zu Hause, und ein unnennbares Gefühl des Ekels überkam ihn bei dem Gedanken, daß er die Bekanntschaft Eugeniens in solcher Umgebung gemacht. Der Gegensatz zwischen dem zarten, unschuldigen jungen Wesen und dieser Scene grob gemeiner Sinnlichkeit rief in seinem Geiste tief schmerzliche Gedanken mach. Er hatte Platz genommen, aber er saß auf dem äußersten Rande des Stuhles und wußte nicht, was er sagen sollte.

„Aermster Herr Gabriel," sagte Frau Henry plötzlich, „ich habe Ihnen eine traurige Nachricht mitzuthteilen. Ich habe unsere kleine Freundin gestern um vier Uhr gesprochen . . . Wie sie niir sagte, ist sie gestern früh mit in das Getümmel am Corps Legislatif gerathen und hat dabei eine wahre Todesangst ausgestanden . . . Sie können sich ja denken, Leute vom Lande . . . Dann noch etwas . . . Ihr Mann hat ihr erklärt, er könne sich nicht während der Belagerung mit einem Weibe befassen und roolle sie noch heut Abend nach der Bahn bringen, um sie zu ihren Eltern zu schicken. Aber was fehlt Ihnen denn? Sie sind ja ganz blaß geworden."

Gabriel wäre wirklich beinahe in Ohnmacht gesunken. Der Gedanke, von Eugenie getrennt zu sein, lähmte den Pulsschlag seines Herzens. Pessimist wie alle Liebenden, nahm er das erst drohende Unglück als schon geschehen entgegen.

Er fühlte das Bedürfniß, hinauszueilen, aufzuathmen. Zum großen Erstaunen des Offiziers, dem der ganze Vorgang unverständlich blieb, stand er auf, wankte zur Thür, verabschiedete sich mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme, drückte Frau Henry die Hand, und floh, den Tod im Herzen, die hervorbrechenden Thrcinen nur mühsam unterdrückend, durch die frohbelebten, im goldigen Sonnenschein blinkenden Straßen.

X.

Gabriel hatte gar nicht einmal erfahren können, ob Eugenie auch wirklich Paris verlassen hatte. Den nächsten und die folgenden Tage versuchte er verschiedene Male, aber immer vergeblich, bei Frau Henry vor' zusprechen. Der Portier theilte ihm mit, daß sie fast nie zu Hause märe, seit ihr Vetter mit seinem Mobilgarden-Bataillon nach Paris gekommen, und daß daher auch Frau Clement nicht mehr anzutreffen sei.

Er war in Verzweiflung. Die ganze Natur, welche ihm die Zauberkraft der Liebe während des schönen Augustmonats mit neuer, ungeahnter Farbenpracht ausgestattet hatte, erschien ihm nun in ein Trauergewand gehüllt. Uebrigens übte der Schmerz auf ihn die Wirkung, die er nur bei vornehmen Naturen hervorzubringen pflegt: er stimmte ihn noch sanfter. Tie Liebe zu seiner Mutter verlangte nach lebhafterer, äußerer Bethätigung. Nur auf dem Bureau, seinen Collegen gegenüber mar er stiller, zurückhaltender geworden.

Unterdessen belagerten die Preußen Paris, und Gabriel war dem Beispiel der Uebrigen gefolgt und bei der Nationalgarde eingetreten. In einer Ecke des Speisezimmers, dessen sämmtliche verschließbare Räume Frau Fontaine mit Töpfen eingemachter Fruchte und Sardinenbüchsen vollgepfropft hatte, funkelte der Lauf eines Hinterladers. Gabriel erercierte täglich im Luxemburger Park und zog mit seinem Bataillon zwei bis dreimal wöchentlich auf Vorposten. Den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr auf der Schulter, rückten sie von dem Pantheonplatze nach Ider Porte d'Italie und versahen hier ihren Dienst. Er stand bei einem gleich zu Anfang des Krieges forinirten Bataillon, das sich fast nur aus Professoren und hervorragenden, decorirten Persönlichkeiten zusammensetzte. Es kannte nur einen Schlachtruf: „Es lebe Frankreich!" und stand daher im Rufe reactionärer Gesinnung. Sein Nebenmann im Glieds war sein früherer Philosophielehrer am Loccum Louis-le-Grand, ein harmloses Männchen, das in den dienstfreien Stunden, auf dein Festungswalle sitzend, seinen Seneca studirte. Gabriel war am liebsten in Gesellschaft dieses Wackeren, denn er zog sie bei weitem dem kindischen Zeitvertreib der Pariser Spießbürger vor und hatte auch nicht immer Lust, den fabelhaften Kriegsabenteuern seines rothbärtigen Instructions-Unteroffiziers zuzuhören, der mit seinem Gewehr alle möglichen Akrobatenkunststücke ausführte und gern auf Unkosten Anderer einen Schnaps trank.

Der Weg, welchen die Nationalgarde einschlug, um zur Bastion zu gelangen, war für Gabriel voll schmerzlicher Erinnemngen. Wenn sie die Nue Monge entlang gegangen waren, kamen sie über den Boulevard d'Italie, und von hier aus konnte Gabriel, in Reih' und Glied marschierend, hinter einer halbverfallenen Mauer das Dach jenes Hauses sehen, wo feiner Ansicht nach Eugenie nicht mehr sein konnte, und er las von Weitein auf den! Schilde über der Thür jene Worte, die ihm so sehr mehthaten: Clement, Zimmermeister. Etwas weiter oben, im Faubourg, desilirte dann das Bataillon an der Ringbahnstation vorüber, wo sich Gabriel einst von seiner Freundin getrennt, nachdem sie den denkwürdigen Spaziergang in der Umgegend von Paris unternommen! Ach, wie laut schlug jedesmal sein Herz, wenn er dort vorbeikam!

Und doch halte dieses ungebundene Leben unter freiem Himmel auf den Wällen einen eigenen Reiz für Gabriel, denn er konnte sich so ganz . seinen Träumereien hingeben. Wie viele Stunden lang stand er nicht hier auf seine Büchse gelehnt und betrachtete die stille Herbstlandschaft ringsumher, in der auf allen Seiten Tod und Verderben lauerte, während der unglücklich lebende in den dunklen Umrissen der fernen Hügelreihen und der blassen Färbung des Himmels nur einen Widerschein der eigenen traurigen Stimmung sah! Wie oft vertiefte sich Gabriel, wenn schwere, von Feuersbrünsten herrührende Nauchmassen über den Waldern lagerten, wenn das Grollen des Kanonendonners von Echo zu Echo getragen wurde, und

rings um ihn das wilde Lagerleben tobte, in eine köstliche und doch dabei schmerzvolle Erinnerung, versunken im Anschauen der Feuergrotten der untergehenden Sonne!

Auch des Nachts stand er gern auf Posten, wenn er mutterseelenallein bei einem ungeheuren Belagerungsgeschütz, welches der Wind mit schauerlichen Klagetönen erfüllte, zurückblieb, und seine Augen sich an der Pracht des gestirnten Himmels weideten. Bisweilen schmiegte die Stimme der Forts, und es herrschte dann eine so tiefe Stille, daß Gabriel ganz deutlich den schweren, gleichmäßigen Schritt der die Ronde machenden Patrouille und den Anruf der Schildwache: Halt, wer da? vemehmen konnte. Geradezu entzückend war es bei Mondschein. Auf der einen Seite verlor die sich in bläulichen, durchsichtigen Dunst getauchte Landschaft in unermeßlichen Fernen, auf der andern sah er die Dächer des Faubourg Saint-Marceau und des Berges Sainte-Geneviève gleich unzähligen Silberstufen zum Dom des Pantheon emporsteigen. Angesichts dieses zauberhaften Bildes, in diesen Stunden nächtlicher Einsamkeit, wo die frische, gewissermaßen gereinigte Luft Phantasie und Sinne schärft und ihnen eine höhere Macht verleiht, drängten sich die in der Trunkenheit der ersten Liebe empfangenen Eindrücke massenweise im Geiste Gabriels zusammen. Noch einmal durchlebte er all die wonnigen Stunden, die er in Eugeniens Nähe zugebracht. Er brauchte nur die Augen zu schließen, um sie bei Frau Henry wiederzufehn, im Lichtkreis der Lampe mit Stickerei beschäftigt. Das Köpfchen war vornüber geneigt, der Körper im Lehnstuhl etwas eingesunken, so daß das Kinn fast den Busen berührte. Er hörte ihre Stimme wieder, ihren frischen hellen Klang verstärkt durch die Bogengemölbe der Brücken, unter denen sie durchgegangen waren, als sie den Spaziergang die Seine entlang machten. Er fühlte den sanften Druck von Eugeniens Arm auf dem seinen, und auf den Lippen die Wonne der beiden einzigen Küsse, die sie ihm hatte geben können. Von Kummer verzehrt, glühende Sehnsucht im Herzen, richtete er dann wohl zum Firmament empor den erhabenen Blick der Verzweifelten, als ob er den Himmel zum Zeugen seines Schmerzes anrufen wollte, lehnte sich an die Erdsäcke des Walles, barg sein Haupt in den Händen, und weinte heiße Thränen.

Mochte auch die Allgewalt der Liebe den Sinn des jungen Mannes inimer mehr ablenken von den um ihn herum sich abspielenden Ereignissen, so ging das doch nicht so weit, daß er nicht offenes Aug' und Ohr für sie bewahrt hätte. Bismeilen erschien ihm seine Gleichgültigkeit gegen die Gefahren des Vaterlandes sogar äußerst verwerflich und er machte sich die bittersten Vorwürfe. Einmal ganz besonders trat ihm das allen drohende Verderben in ergreifender, ja entsetzenerregender Gestalt entgegen, und da er eine edel beanlagte Natur war, so empfand er fast vor sich selbst Abscheu, wenn er bedachte, wie wenig er sich bisher darum bekümmert hatte.

An jenem Tage stand er an der Zugbrücke der Porte d'Italie auf Vorposten, als die Trümmer unseres unglücklichen, wieder einmal bei Villejuif, Chevilly oder sonst wo geschlagenen Heeres aus dem Kampfe zurückkehrten.

Mit Koth bedeckt, abgehetzt, bestaubt, durcheinanderlaufend wie eine Hammelheerde, zusammenbrechend unter der Last ihrer Chassepots und Tornister, so kamen sie an, und boten mit ihren, in Folge der Anstrengungen fieberhaft gerötheten Wangen, ihren beschmutzten Gamaschen, und ihren alten auf den mageren Rücken klebenden Mänteln einen erschreckenden Anblick.

Linien Soldaten, Chasseurs zu Fuß, Turkos, Cavalleristen ohne Pferde, das Alles hielt hier im bunten Gewirr mit Munitionswagen und Gespannen jeder Art seinen Einzug. Die Artilleristen, finster dreinschauend, saßen mit verschränkten Armen auf ihrem Kasten, die Fahrer, halb eingeschlafen auf ihren zottigen abgetriebenen Pferden. Ossiziere hinkten, aus Stöcke gestützt, vorbei.

Ein General ritt langsam auf seinem Braunen vorüber, den Menschenstrom beherrschend und doch von ihm fortgerissen. Er trug einen grauen Schnurrbart und hatte ein achtbares Soldatengesicht, streng aber ehrlich und im harten Kriegsdienst alt geworden. Das Kepi war ihm über die Augen gerückt, seine Haltung gebeugt, gedrückt durch das Bewußtsein der Niederlage. Nur wenige Stabsoffiziere in schmutzigen Uniformen folgten ihm, sowie einige rothe Spahis, deren schöne, von der Heimat träumende Augen sehnsuchtsvoll zum herbstlich bewölkten Himmel emporblickten.

Der Nordwestwind trieb die großen grauen Wolken vor sich her. Von Zeit zu Zeit feuerte das ganz in der Nähe liegende Fort Bic^tr einen Schuß ab, um den Rückzug zu decken.

Endlich kamen die Krankenwagen. Hingestreckt auf die Leinwand der Tragbahre oder auf das Stroh der Karren, zusammengesunken auf den Sesseln der Tragkörbe, zogen die Verwundeten, von der Menge begrüßt, vorüber. Manche stießen Schmerzenslaute aus; die ganz jungen weinten.

Manche waren auch auf Omnibusse gepackt worden, auf denen neben dem Kutscher die weiße Fahne mit dem rothen Kreuz wehte. Wie zum Hohn trugen diese Gefährte an den Seitenwänden die Namen der Vergnügungsorte im Umkreise der Stadt, welche damals für die Pariser zu ihrem großen Schmerz die Grenzen Frankreichs geworden waren . . . Gewehrläuse ragten zu den Thören heraus, und alle Köpfe wackelten beim geringsten Stoße.

Einer dieser unheimlichen Wagen hielt gerade vor Gabriel. Ein Verwundeter, ein armer, kleiner Linien Soldat, dem ein Granatsplitter den Leib aufgerissen hatte, war ohnmächtig geworden, und man schaffte ihn heraus, um ihn dort auf der Straße, bei strömendem Regen, verschenden zu lassen. Ein geradezu entsetzenerregender Umstand ist hierbei zu erwähnen. Als die Krankenwärter diese leblose Masse aufhoben, ging der in der Eile angelegte Verband los, und ein großer, über und über blutiger Knäuel Charpie fiel auf das Pflaster.

Kaum lag er ausgestreckt auf einer Matratze in einer Mauerecke, mo die Nationalgarden in der Nacht geschlafen hatten, so zuckte er zum letzten Mal zusammen und verschied. Es war das der gemeine Mann, am Abend vorher Rekrut, gestern noch Bauer. Er hatte das biedere Gesicht des Landmanns, in's Nöthliche hinüberspielende Haare, Sommersprossen auf der Stirn und Schwielen auf den Händen in Folge der schweren Feldarbeit.

Lange ruhte Gabriels Blick auf dem Leichnames bescheidenen Soldaten, der in einem unbedeutenden Treffen gefallen war und nach einem freudlosen Leben einen ruhmlosen Tod gefunden hatte. Er überlegte bei sich, daß Hunderttausende wie dieser hingeopfert worden seien; und wenn er sein eigenes, inhaltloses, in sehnsuchtsvollem Verlangen sich verzehrendes Sein mit dem Geschick dieses armen Märtyrers des Gehorsams und der Aufopferung verglich, stieg ihm die Röthe der Scham in die Wangen, und er fragte sich allen Ernstes, ob er nicht ein Ungeheuer sei.

Der arme Junge war ganz einfach verliebt und trotz aller Vorwürfe, die er sich im Stillen machte, außer Stande, sich der Tyrannei dieser, sein ganzes Wesen erfüllenden Empfindung zu entziehen, die man so richtig die Selbstsucht zu Zweien genannt hat. Die Erinnerung an Eugenie ließ ihm keine Ruh'. Manchmal verstieg er sich sogar zur thörichten Hoffnung, daß er sie wiederfinden werde, und daß sie vielleicht in Paris geblieben sei. Aber er wagte es nicht, zu Frau Henry zurückzukehren, um nähere Auskunft darüber zu erlangen. Ein eigenthümliches Gefühl des Unbehagens überschlich ihn, wenn er sich vorstellte, wie der junge Offizier, an der gedeckten Tafel sitzend, der schönen Brünette den Rauch in's Gesicht blies, an derselben Stelle, wo seine junge schüchterne Liebe entstanden war.

Sein Leben floß daher ziemlich einförmig dahin, getheilt zwischen der Erfüllung seiner militärischen und amtlichen Obliegenheiten. Oft mußte er auch die Klagen seiner Mutter anhören, die mit Schrecken bemerkte, wie ihre Vorr^the abnahmen. Seine Abende verbrachte er meist in Gesellschaft Cazabans.

Die Begeisterung, mit welcher der Mann des Südens den vierten September begrüßt, hatte nicht lange vorgehalten und schien mit dem Luftballon, welcher Gambetta entführte, verflogen zu sein. Nachdem er vergeblich die strengsten Maßregeln gefordert, wie zum Beispiel die Massenhinrichtung der Flüchtlinge von CMillon, fing er an, die Regierung der Schlaffheit zu bezichtigen, ganz besonders aber Trochu, den er Lump und Feigling titulirte. Er wurde von Tag zu Tag energischer in seiner Ausdrucksweise und konnte keine zehn Worte mehr hervorbringen, ohne sie mit den gröbsten Flüchen und jenen berüchtigten Kraftworten zu würzen, welche bald darauf im PSre Tuchesne verewigt werden sollten. Seine demagogische Richtung trat immer schärfer hervor. Er las die von Blanqui redigirte Zeitung und verlangte den Krieg bis auf's Messer. Jeder wehrfähige Mann sollte zum Kriegsdienst herangezogen, Massenausfälle unternommen, und Torpedos in den Abzugskanälen gelegt werden.

Dabei ging er selbst immer nur in Civil. Als einziges Abzeichen trug er das Kepi der Militärärzte, da er jeder Möglichkeit einer Gefahr entrückt, in irgend einem Lazarett) mitten in der Stadt beschäftigt war, wo es nach seinem eigenen Zugeständnis; noch manchen fetten Bissen gab.

XI.

Seit Wochen belagerten nun schon die Preußen Paris, und der Monat October nahte seinem Ende. Diejenigen, welche sich inmitten der allgemeinen Aufregung so viel Ueberlegung bewahrt hatten, um die Verhältnisse sachgemäß zu beurtheilen, ließen die Hoffnung sinken, und trotz aller begeisterten Ansprachen, trotz aller Prahlereien am Bieltisch sah gar mancher ruhig Denkende mit Schrecken in die Zukunft. Die Physiognomie der Hauptstadt nahm allmählich einen immer düstereren Charakter an, der mehr im Einklang stand mit der so zu sagen in der Luft schwebenden Unruhe, mit dem plötzlich finster gewordenen Himmel der letzten Herbsttage. Im Gegensatz zu den polizeilichen Verfügungen sahen die Straßen unordentlich und schmutzig aus, und die allgemeine Roth gab sich in tausend beunruhigenden Anzeichen kund. Buntfarbige Zettel aller Art entstellten die Fa?aden der Häuser, nur selten begegnete man einem Wagen; ein Hauch der Trauer und des Elends schien durch jene schlecht gekleidete Menge zu gehen; sast alle Männer trugen die Uniform der Nationalgarde, aber sie war immer sehr nachlässig gehalten und in den meisten Fällen beschmutzt. Noch ganz neue, schöne Häuser wurden den vor den Feinden geflohenen Landleuten eingeräumt, und diese ließen in den kostbar ausgestatteten Zimmern ganz gemüthlich Kaninchen und Hühner herumlaufen. An gar vielen Punkten der Stadt standen in endlosen Reihen Dienstmädchen und Frauen aus dem Volke auf den Trottoirs und warteten an den Thören der städtischen Schlachthäuser auf die für sie bestimmte Ration Pferdefleisch. Nachts wurde der Aufenthalt in Paris geradezu unheimlich. Ausgenommen die Cafes und die Apotheken wurden sämmtliche Läden sehr zeitig geschlossen. Die Hälfte der Gasflammen blieb unangezündet, und nichts war schauerlicher, als in dieser halb erleuchteten Finsternis; einzelne Schatten verspäteter Passanten herumirren zu sehen.

Die Sonntage aber waren während dieser Zeit der Belagerung ausnahmsweise schön, und die Pariser suchten massenweise ihre Lieblingsspaziergänge auf. Auch Gabriel hatte einen dieser hellen, von mildem Sonnenlicht verklärten Nachmittage benutzt, um mit feinem Freunde Cazaban auf den großen Boulevards herumzuschlendern, als er ein ganz unerwartetes, ja schier unglaubliches Erlebmiß hatte.

Seit einiger Zeit war Eugeniens Bild der Erinnerung des Jünglings schon etwas verschwunden, und gerade an jenen. Tage hatte er noch keinen Augenblick an sie gedacht. Cazaban hatte ihn nach dem Frühstück von Hause abgeholt, und Gabriel war mit seinem Freunde fortgegangen. Mit mahrer Wonne überließ er sich dem Gesühl der Freiheit. Er durfte gemüthlich plaudern, die Hände in den Blousentaschen behalten, und zwanglos umherspazieren; er konnte sich die Sonnenseite der Straßen und Quais aufsuchen, es war ihm gestattet, aufzuathmen, Menschen zu sehen. So kamen die beiden Freunde bis zum Boulevard Montmartre und schritten langsam durch die Menge, die immer dicht gedrängt die Zugänge der Passage Jouffrov belagerte.

Cazaban war eben im Begriff, seinem Freunde die wunderbare Erfindung eines Arztes des Quartier Latin zu erklären, dem es gelungen war, eine Typhus- und Cholera-Essenz herzustellen. Ein kleines Fläschchen davon genügte, diese Epidemien unter den Preußen zu verbreiten, und er erging sich gerade in den leidenschaftlichsten Ausfällen gegen die unpatriotische Weigerung der Regierung dieses energische Vertheidigungsmittel zur Anwendung zu bringen, als Gabriel plötzlich in einer Entfernung von fünfzehn Schritt Eugenie am Eingange der Passage erblickte. Sie ging am Arme eines hochgewachsenen Mannes, der gleichfalls der Nationalgarde angehörte. Er trug auf den Aermeln seines Mantels die Fourier-Unterofsiziertressen und war allem Anschein nach ihr Gatte.

Gabriel blieb plötzlich stehn. Er hatte die Empfindung, als wäre ihm von Jemandem ein heftiger Schlag auf den Magen versetzt worden, eine Erscheinung, die durch starke nervöse Aufregungen hervorgerufen zu werden pflegt. Sofort, wie in Folge höherer Eingebung, war ihm klar, daß die junge Frau Paris vom Moment der Einschließung an nicht verlassen, und daß sie während der sechs Wochen, wo sich feine Gedanken unablässig mit ihr beschäftigt, in derselben Stadt wie er, ja, in seiner nächsten Nähe gelebt hatte. Im Augenblicke, wo ihm das unverhoffte Glück zu Theil wurde, sie wiederzufinden, durfte er nicht auf sie zueilen; es war ihm versagt, ihre Hand zu fassen, sie in der Nähe zu betrachten, sie zu berühren, ihr Alles, Alles zu sagen; und zum ersten Mal traf er sie am Arme desjenigen, der sich 'ihres Besitzes im Namen des Gesetzes und der Gefellschaft rühmen durfte, jenes von ihr so sehr gefürchteten, von ihm so sehr verabscheuten Gatten!

Gabriel hatte in dem großen, kräftigen Manne, dessen kalte, herzlose Augen unter dem Schilde seines Kepi hervorblitzten, und der sich in seinein schweren Mantel von grobem, blauem Tuch so breit machte, augenblicklich den Zimmermeister Clement erkannt, und in den Augen des Liebenden bildete die liebliche, zarte, durch die Entbehnungen der Belagerung schon etwas abgeinagerte Gestalt Eugeniens in ihrer dunklen, enganliegenden Kleidung neben diesem Koloß einen schmerzlichen Gegensatz. Auch Eugenie

erkannte Gabriel, als sie, von ihrem Gatten geleitet, an ihm vorüberkam. Wie festgebannt blieb sie stehn, ihr Gesicht wurde todtенblaß, und ihre Augen öffneten sich weit vor Erstaunen und Aufregung. Die. ganze Scene dauerte kaum eine Secunde. Dann wandte sie mit einer plötzlichen Bewegung ihr Haupt zur Seite und verschwand, von ihrem ahnungslosen Manne fortgezogen, in der Menge.

„Was ist Dir denn?" wandte sich der Mann des Südens an Gabriel, der noch wie versteinert dastand, „Du siehst ja ganz merkwürdig aus."

„Nichts," brachte Gabriel, der nicht von der Stelle konnte, hervor, „ich bin müde, komm mit in's Cafö."

„Sehr gern," sagte Cazaban, der eine solche Einladung niemals ablehnte.

Aber der Spaziergang fand so einen für unseren Helden äußerst widerwärtigen Abschluß. Kaum athmete er die heiße Luft des Wirthshauses, fo fühlte er, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg, und er wollte wieder fort. Cazabans Geschwätz betäubte ihn; er hörte wohl Worte, aber er verstand ihren Sinn nicht. Denn sein Geist ging ganz und gar in den? einen Gedanken auf, daß Eugenie in Paris war, und er sann schon auf Mittel und Wege, sie niederzusehen. Todtmüde kam er ^bei seiner Mutter an.

Die Mahlzeit war nurl kürzeste waren es alle zu jener Zeit, und sobald Frau Fontaine das Tischgebet gesprochen, verließ Gabriel sie und eilte instinctiv nach dem Faubourg Saint-Jacques. Fast hätte er laut aufgeschrieen vor Freude, als er Licht an Frau Henrys Fenster bemerkte. Er kam erst gar nicht auf den Gedanken, daß sein Besuch ihr unbequem sein und er möglicherweise wie neulich ein trauliches Zusammensein mit dein Mobilgarden-Offizier stören könne; ohne lange über eine Entschuldigung wegen seines Ausbleibens nachzudenken, flog er in langen Sätzen die Treppe hinauf.

„Wie? Sie sind's, abscheulicher Mensch?" rief Frau Henry, die glücklicherweise allein war, beim Empfange aus. „Ich dachte schon, es wäre Ihr Geist. In meiner Herzenseinfalt bildete ich mir ein, Sie wären vielleicht gar zu den Franc tireurs gegangen, und hätten bei denen was abgekiegt. 'S ist recht nett von Ihnen, daß Sie Ihre Freunde so im Stich lassen! Was haben Sie wohl zu Ihrer Entschuldigung anzuführen, Herr Undankbarer? Wo haben Sie so lange gesteckt?"

Aber Gabriel war viel zu glücklich beim Anblick dieser Frau und dieses Zimmers, die so viele köstliche Erinnerungen in seinem Geiste wachriefen, die frohe Hoffnung, Eugeniens Spur gefunden zu haben, ja, sie vielleicht in Bälde wiederzusehen, lebte zu mächtig in seiner Seele, als daß ihm eine passende Antwort auf die Vorwürfe eingefallen wäre, die ihm Frau Henry mit erheucheltem Zorne machte.

„Aber Frau Henry," gab er endlich etwas unbesonnen zur Antwort, „ich habe Sie schon verschiedene Mal vergeblich aufgesucht, und dann habe ich auch, offen gestanden, gefürchtet, Sie zu stören, da ich Sie neulich so . . . in Familie traf."

Die schöne Brünette lachte laut aus.

„Na, na," sagte sie, „ich sehe schon, Sie sind ebenso bos.haft wie alle Anderen. Man darf also keinen Cousin mehr haben? Anner Robert! was Hab' ich um den ausstehen müssen . . . Und dabei kommen wir gar nicht mehr zusammen, denn sein Bataillon steht im Moulin-Saquet*). Sie sind gerade wie diese häßliche Eugenie, die nicht mehr niederkommen wollte, weil sie ihn zwei- bis dreimal bei mir getroffen hatte. Es ist Ihnen schon ganz Recht, warum haben Sie sich so lange nicht sehen lassen! Eugenie ist nämlich in Paris geblieben, und fast acht Wochen sind Sie mit ihr nicht zusammengekommen. Eigentlich verdienen Sie gar nicht, daß ich Ihnen sage, wie oft sie Ihrer gedacht, und wie traurig sie war, wenn wir nach dem Grunde Ihres Fortbleibens forschten. Oh, diese Männer! Wie wollen Sie sich denn entschuldigen, sie muß jeden Augenblick kommen!"

Ein unendliches Wonnegefühl durchbebte Gabriels Herz. Der eine Gedanke beherrschte ihn: Eugenie hatte ihn nicht vergessen, die Trennung mar auch sür sie schmerzlich gewesen! Einem unwiderstehlichen Drange folgend, seinen Gefühlen in irgend einer Weise Luft zu machen, faßte er Frau Henrys Hand und sah ihr in's Gesicht mit Augen, in denen Thränen tiefinnerster Glückseligkeit glänzten. So sehr rührte die Wahrheit und Aufrichtigkeit seiner Empfindung die schöne Brünette, daß sie sich veranlaßt fühlte, ihmi Muth zuzusprechen mit den Worten:

„Seien Sie doch kein Kind, sie liebt Sie, sie wird Ihnen verzeihen." Und in diesem Augenblicke trat Eugenie zur Thür herein.

Die beiden Liebenden standen, nur durch wenige Schritte getrennt, unbeweglich einander gegenüber, zitternd, blaß, keines Wortes vor Aufregung mächtig. Sie waren Beide zu vornehm angelegt, als daß sie ihrer Zärtlichkeit vor Zeugen freien Lauf gelassen hätten, und es trat daher ein Augenblick peinlichen Schweigens ein. Frau Henry hatte die ganze Sachlage sofort überschaut und trat, geleitet von jenem Tactgefühl, der nicht selten den Frauen selbst der niedrigsten Volksklassen eigen ist, auf Eugenie zu, nahm ihr Hut und Mantel ab und lud sie ein, am Tische Platz zu nehmen. Dann machte sie sich's selbst bequem, bot Gabriel einen Stuhl an und sagte lächelnd:

„Nun, Herr Gabriel, bitte, lesen Sie uns wie sonst etwas aus dem Petit-Journal vor."

^llustrirte Bibliographie.

Der Schwarzwald von Wilhelm Jensen. Mit Illustrationen von W. Hasemann, E. Lugo, M. Roman u. A. Berlin, H. Reuthers Verlag. In 12 bis 14 Lieferungen zu 1,50 Mark.

en „blassen Menschen allerorten", welche über die Schalheit des Thuns der Gegenwart klagen, räth der „fülle Mann" in Scheffels waldfrohem Trompeter, zum Jungbrunnen des Gebirgswaldes zu wandern, um hier alle Ge brechen nnd Kümmernisse gründlich los zu werden.

Dort, versteckt von Stein und Moose,
Rauschet frisch und hell die Welle,
, Dort entströmt der Erde Schooße
Ewig jnnng die Wunderquelle.

Dort, umrcmscht von Waldesfrieden,
Viag der kranke Sinn gesunden.
Und des Lenzes junge Blüthen
Sprossen über alten Wunden!

Dieser Mahnruf ist glücklicherweise nicht ungehört verhallt. Wir kennen sie noch, die Heilquelle für alle quälenden Leiden der Großstadt; wem die Frische und MarscKfähigkeit noch nicht ganz abhanden gekommen ist, der benutzt die geschäfts- und sorgenfreien Tage, um sich in fröhlicher Wanderung den Staub des Berufs abzuschütteln und wegzubaden!

Schaaren von fröhlichen Touristen durchziehen auch zur schönen Sommerszeit die Krone der deutschen Mittelgebirge, den herrlichen Schwarzwald. Unter anderem sorgt ein stattlicher „Verein" mit zahlreichen Sektionen, vier umliegende Universitäten und viele einzelne Persönlichkeiten, die ans dem Bergsteigen eine Gewohnheit, ja ein Nebenamt gemacht haben, dafür, daß es nicht menschenleer wird auf diesen maldumkränzten Gleichheit aller Bürger soll eine Berücksichtigung der Alters-, Bildungs- und Besitzesunterschiede und der militärischen Leistungen, sowie eine Repräsentation der Frauen und unselbständigen Kinder durch ihren Gewalthaber eingeführt werden, und zwar indem der Urstimme jedes Wählers Zusatzstimmen hinzutreten. Vorderhand dürfte dieses Project wohl ebenso geringen Anspruch auf praktische Bedeutung erheben, wie der Borschlag, die Berathung und Redaction volkswirthschaftlicher Gesetze einem aus Fachleuten und der Elite der Interessenten zu bildenden Volks- bzw. ReichSwirthschaftsrath zuzuweisen und dem Parlament lediglich die Annahme oder Ablehnung en bloe mit Ausschluß jeder Amendirung zu belassen.

Alles in Allem wird auch derjenige, der mit Hartmanns Ansichten nicht übereinstimmt, einen warmen, bisweilen selbst etwas chauvinistisch angehauchten Patriotismus, lebhaftes Interesse und eindringendes Verständnis; für alle zeitbewegenden politischen Fragen, gesunden Sinn und nüchternes Urtheil ihm sicherlich nicht absprechen. Auch die äußere Form der Darstellung spiegelt den Charakter des Autors. Sein Stil hat nichts Glänzendes, Bestechendes, Hinreißendes; aber er ist klar, durchsichtig und prägnant. Er geht seinem Gegenstand energisch, man möchte sagen, soldatisch derb zu Leibe und findet für alles treffenden, anschaulichen, unzweideutigen Ausdruck. Und so wird wohl kaum Jemand das Buch lesen, ohne vielseitig gefördert oder zum mindesten doch angeregt zu werden. Dr. li.

Geschichtliche Literatur.

Die Aortschritte der Keilschriftforschung in neuester Zeit. Von

Carl Bezold. Virchow-Holtzendorff, Vorträge N. F. III. Heft 65. Hamburg, Verlagsanstalt (vormals I. F. Richter). Obwohl die erst junge Wissenschaft der Assyriologie gerade in den letzten Jahren große Erfolge zu verzeichnen hat, ist doch die Kenntniß dieser Errungenschaften noch nicht in weitere Kreise gedrungen. Deshalb ist die vorliegende kleine Schrift recht dankenswerth. Sie giebt einen knappen, aber klaren und faßlichen Ueberblick über die feit 1»78 auf dem Wege der Ausgrabung seitens Deutschland, England und Frankreich erzielten Fortschritte der Keilschriftforschung. Es giebt dreierlei Quellen, welche uns die Kunde von uralter Geschichte und Cultur der Tigris-Euphrat-Länder übermitteln: zunächst die auf Thonprismen und Thoncylindern angezeichneten Staatsdocumente; z w e i t e n s dieThontafeln der wohlgeordneten babylonisch-assyrischen Bibliotheken mit ihrem mannigfaltigen Inhalte. Diese umfassen Sagen und Legenden in VerS und Prosa, liturgische, astrologische und Omensammlungen, grammatische und andere rein didaktische Schriften, historiographischeund chronologische Auszeichnungen, durch welche es gelungen ist, die babylonischassyrische Chronologie bis ungefähr in die Mitte des S. Jahrtausends v. Chr. zurückzuführen. Nicht geringe Bedeutung hat endlich auch die dritte Klasse der Entdeckungen: die in Trümmern von Königs

palästen, Tempeln und Grabanlagen ge-fundenen Kunstgegenstände, namentlich lebensgroße, mit Inschriften versehene Statuen von Königen und Fürsten. D iese führen uns in eine noch weit ältere Zeit, nämlich bis in den Anfang des 4. Jahr-tausends v. Chr., wo in Mesopotamien »och nicht die Monarchie bestand, sondern ein Feudalwesen in seinen frühesten Anfängen herrschte. Am Schluß des Werkes sind die zahlreichen Thontafeln erwähnt, welche Briefe mesopotamischer Könige an den Hof zu Aegypten aus dem 15. Jahrh. v. Chr. enthalten und somit den frühzeitigen Ver-kehr beider Länder bezeugen. «I.,

Deutsche Pilgerreisen nach dem Heilige« Lande. Von Reinliold Röhricht. Gotha, F. A. Perthes,

Vor einem Jahrzehnt hat Neinhold Röhricht in Verbindung mit Heinrich Meißner schon ein größeres Werk unter gleichem Titel veröffentlicht. Den Kern desselben bildeten bisher ungedruckte Pilgerschriften in mittelhochdeutscher Sprache und sehr werthuolle bibliographische Beiträge zur Geographie Palästinas. Da diese Abschnitte hauptsächlich für wissenschaftliche .«reise Interesse halten, so kamen andere Theile des Buches, welche für die größere Menge der Gebildeten bestimmt waren, nicht recht zur Geltung, Deshalb entschloß sich der Verfasser, eine kleinere Ausgabe zu veranstalten, in welche nur die historische Darstellung der Pilgerreise,

das Pilgerreisenverzeichnis und einiges andere aufgenommen wurde, Jedoch handelt es sich nicht um eine bloße Wiederholung der älteren Arbeiten; das frühere Material ist bedeutend erweitert, und neu berücksichtigt ist Alles, was die rastlose Palästinaforschung in dem letzten Jahrzehnt geleistet hat.

Schon lange, bevor die Kreuzzüge begonnen , nnd noch lange, nachdem sie aufgehört haben, sind Taufende und aber T ansende über's Meer gezogen, um die Stätten zu schauen, wo Christus gelebt und gelitten hatte und wo durch eine immer weiter sich ausdehnende Tradition die Spuren seines Erdenwallens befestigt waren. Das Motiv zur Reise war bald fromme Sehnsucht, bald die Hoffnung auf Vergebung der Sünden, bald der Dank für eine Rettung aus Todesgefahr, bald die Ablösung einer auferlegten Strafe, oder das Verlangen Reliquien zu erwerben; zu diesen religiösen Beweggründen aber traten namentlich in späterer Zeit oft genug rein weltliche

Rücksichten, und so findet man denn unter den Pilgern auch militärische Berichterstatter und politische Agenten, VergnütungS- und Forschungsreisende, Abenteurer, Ritter, welche auf Wunsch einer launenhaften Geliebten über's Meer fahren, Kaufleute, Alchymisten, welche bei denWeisen des Morgenlandes ihre Kenntnisse bereichern wollten. Ebenso mannigfaltig ist auch die Art des Reifens. Man kann eS bei Röhricht selbst nachlesen, wie die Pilger sich ausrüsteten, verproviantirten, wo sie Herberge nahmen, wie sie, gewöhnlich in Venedig, sich einen Schiffsplatz mictheten, und was sie während der sechs bis acht Wochen langen Fahrt auszustellen hatten; wie sie endlich in Palästina selbst herumgeführt und manchmal auch nasgeführt wurden, um schließlich nach langer Abwesenheit in die Heimat zurückzukehren, wo man sie schon als verschollen oder gar gestorben betrauerte! Röhricht theilt auch eineAnzahl Pilgerlieder mit, deutsche und lateinische, nebst der musikalischen Notation. Die deutschen Pilger sangen gewöhnlich sehr ernste Lieder, in denen Gottes Beistand erfleht wird, die französischen, aber sehr lascive. Nicht ohne Interesse vernimmt man eine Mahnung Stephans von Bourbon aus der Mitte des Ig. Jahrhunderts, an seine Laiidsleute, sie sollrcn es auf den Reisen wie die Deutschen machen. — Ten größten Theil des Buches nimmt das Verzeichniß sämmtlicher »achgewiesenen Pilger vom Jahre 1300—IM ein, mit größter

i Sorgfalt zusammengestellt und aus einer , Literaturkenntniß hervorgegangen, wie sie ! auf diesem Gebiete außer Röhricht kein Gelehrter in Teutschland besitzt. I.

Geschichte der Normannen in Tici» lien. Von A. F. Graf von Schack. 2 Bde. Stuttgart. Deutsche VerlagsAnstalt.

Zum ersten Male tritt uns der gefeierte Dichter als Geschichtschreiber entgegen, und zwar mit einer Arbeit, welche ! die ausgereifte Frucht jahrzehntelanger ^ Studien und Forschungen ist. Die erüe ^ Geschichte der Normannen in Sicilien bildet ! einen der interessantesten Abschnitte der ! mittelalterlichen Geschichte, das bisher nur ! stiefmütterlich von der Forschung behandelt, ist. Der Verfasser giebt in einer Einleitung zunächst die Geschichte der Normannen im Norden, die Wikingerzüge, die Niederlassungeu der Normannen in England, Island und der Normandie und dann die Geschichte der Normannen von Robert Guiscard bis zu Tankred und dem Untergänge des Normannenreiches in Sicilien. Die Vorstudien sind zum Theil in Sicilien selbst gemacht, auch Literatur-, Sitten- und Kulturgeschichte berücksichtigt. Das (IV) Capitel über geistige Bildung, Wissenschaft und Literatur au? Sicilien zur Normannenzeit ist etwas mager geratheil. Ferner wäre eine größere Ausführlichkeit und Sorgfalt der Quellennachweise erwünscht gewesen. — Eine Reihe glänzender und farbenreicher Bilder entrollt sich vor unseren Augen. In edelster Sprache, frei von hohlem Pathos, mit sicherem Tacte und ruhiger Objektivität leitet der Verfasser den Leser. Das Buch ist Freunden guter historischer Lectüre dringend anzupfehlen. ss,

Deutsche Geschichte. Von Pro?. Nr. Otto Kaemmel. Heft I, Dresden. C arl Höckner. Das genannte Werk wird in etwa 1« Heften zu 1 Mark erscheinen. Im Gegensätze zu wissenschaftlichen Werken, die ihren Werth und ihre Berechtigung in sich selbst tragen, hängen populärwissen» schaftliche Darstellungen zunächst von der Bedürfnißfrage ab; und gewiß ist der Wunsch vorhanden, auf gesicherter, wissenschaftlicher Grundlage ein Buch zu haben, das den Stoff übersichtlich zusammenstellt und denselben in einer Forin vorträgt, die Herz, Geist und Sinn gleichmäßig befriedigt und anregt. Sicherlich eine nicht leichte Aufgabe! Ob dieselbe in dem Werke gelöst «erden wird, ist eine Krage der Zukunft, Jedenfalls berechtigt das erste Heft zu den besten Hoffnungen. Die Sprache zeigt bemerkenswerthe Fülle und Kraft des Ausdrucks. Die Forschungsergebnisse scheinen umsichtig verwerthet zu sein.

Or. ^ ä,

Geschichte Schleswig-Holfiems von

der Erhebung bis zur Gegenwart (1843 bis 1888). Von vr C. Godt. Mit einer Karte und 7 Plänen. Altona, A. C. Reher. Vorliegende Geschichte der „meerumschlungenen" Halbinsel ist die dritte Abtheiltng der von Casus Möller und Ijr. C. Godt herausgegebenen Geschichte des Landes von der ältesten Zeit bis auf die ^ Gegenwart. Die Darstellung beruht auf i dem vorhandenen gedruckten Material, Benutzung der Archive ist unterblieben. Ter Verfasser wollte ein treues Bild der genannten Periode in allgemein verständlicher Form geben. Die Darstellung wird durch, Karten und Pläne veranschaulicht. Im Anhang sind zum Vortheil des Buches aus der »Allg. Deutsch. Biographie" und anderen Werken biographische Notizen über berühmte Schleswig-Holsteiner zusammengetragen. In

Aus meinem Kriegötagebnche. Er-!

innerungen an Schleswig-Holstein (1864) von C. Bunge. Rathenow, Babenzien. Das Buch wird nicht nur die Aelteren fesseln, die jene Zeit mit Bewufztsein durchlebt haben, sondern es ist auch denen sehr!

zu empfehlen, die noch in jüngerem Alter steh», namentlich angehenden Soldaten. Es giebt die Eindrücke des Feldzuges und der ganzen bewegten Zeit so unmittelbar wieder, daß jedem ein lebendiges Bild vor die Seele tritt. rj,

Zeilschrift der historischen Sesell» schaft für die Provinz Posen ».

Herausgegeben von I>r, Rodgero
Prümers. Jahrgang IV. Posen,
Joseph Jolowicz.

Ein mannigfaltiger Inhalt wird uns in dem vorliegenden Hefte geboten; aber es ist eine Mannigfaltigkeit, die Einheit gewinnt unter dem Gesichtspunkte, daß alle Einzelforschungen dazu beitragen uns die Vergangenheit und damit auch die Gegenwart des Grenzlandes Posen verstehen zu lehren. Die Zeitschrist will nicht in erster Linie Vergnügen bereiten, sondern sie will bilden und zu weiterem Studium anregen. Daher ist auch die Form der einzelnen Artikel rein wissenschaftlich im wohlthuenden Gegensatze zu anderen Provinzialzeitschriften, wie sie hie und da als Ablagerungsstätte populären Mischmasches benutzt werden. Die kleinen Mittheilungen und Fundberichte, ebenso die Literaturberichte befriedigen die Wißbegierde und selbst die Neugier vollauf; die umfangreichen Sitzungsberichte mannigfachen Inhalts zeugen von reger Wirksamkeit durch das lebendige Wort besonders solchen Mitgliedern gegenüber, die etwa in dem rein wissenschaftlichen Theil nicht volle Befriedigung finden sollten. Dr. Vcl.

Bibliographische Notizen.

Das heuchlerische Jahrhundert. Von

Paul Mantegazza, Aus dem Italienischen von Hulda Meister, Jena, Hermann Costenoble. Was Max Nordau in seinen „conventionellen Lügen" mit wissenschaftlichem Ernste und einer gewissen Gründlichkeit versucht hat, nävili^{ch} den Nachweis der Verlogenheit und Unmahrhaftigkeit unserer modernen Verhältnisse zu liefern: was nordische Dichter uns in dramatischen Gebilden mit großem Aufwände von sittlichem Pathos von der Höhe der weltbedeutenden Bretter herab verkünden: das wiederholt der Italiener Mantegazza in der Form einer lebenswürdigen, unterhaltenden Plauderei. Ob unser so stark

verleumdetes Jahrhundert in der That das Jahrhundert der Lüge und Heuchelei

^ z,sr gxeellsn^ü ist, wie man uns glauben machen will, oder ob man ihm nicht mit größerem Rechte ein anderes weniger discreditirendes Charakteristikum beilegen

! könnte, können wir hier nicht entscheiden; vielleicht aber urtheile» spätere Jahrhunderte günstiger und richtiger, als manche Schriftsteller des gegenwärtigen mit ihrer allzuscharfen Selbstkritik.

Der Verfasser stellt übrigens das zu allen Zeiten vorkommende Auftreten der Lüge und Heuchelei nicht in Abrede und giebt einige Beispiele von ihrem Vorkommen sogar in der Thierwelt. Den Anfang der menschlichen Heuchelei

sieht er schon in der Benutzung von Feigenblättern durch das sich seiner Nacktheit schämenden ersten Menscheilpaars! Diese Angabo genügt wohl, um das Wesen des Werkchens zu kennzeichnen; eine methodische, wissenschaftliche Behandlung der Frage hat der Verf. weder versucht noch beabsichtigt. Er hat eine Reihe von glänzenden, unterhaltenden Feuilletons schreiben wollen und hat diese Aufgabe stilistisch meisterhaft gelöst. Der rein praktische Anhang, welcher einen Katalog der bekanntesten Schönheitsmittel mit der Bezeichnung ihres hygienischen Werthes giebt, nimmt sich an dieser Stelle etwas wunderlich aus. Die Uebersetzung liest sich glatt: nur das Adjectiv „vergeben" (S. 37: „meine vergebenen Versuche") statt „vergeblich" dürfte nicht statthaft sein.

Heimg'fundcn! Wiener WeihnachtsComödie in 3 Akten von Ludwig Anzengrubcr. Dresden,E. Pierson.

Der Titel des Dramas giebt in einem Worte treffend das Ziel der Handlung an. Der an große Verhältnisse gewöhnte Advokat vr, Hammer hat gerade am Vorabend des Weihnachtsfestes erkannt, daß er durch sein großartiges Auftreten und die verschwenderische Wirtschaft seiner Gattin und seiner 16 jährigen Tochter zum Bettler geworden ist. Beim Herannahen der noch zum Feste geladenen Gäste stürmt er, den Scinigen wenige Zeilen des Geständnifies zurücklassend, aus dem Hause, um seinem Leben draußen ein Ende zu mache». Zufällig begegnet ihm sein Bruder, ein gar einfacher, kreuzbraver Spielwaarenhändler, den er, ebenso wie die alte Mutter daheim seit Jahren nicht mehr aufgesucht hat, da sie unter seinem Stande waren. Dem treuen Bruder gelingt es den Advocaten von seinem düstern Vorhaben abzubringen und ihn heimzuführen nach dem bescheidenen Häuschen an das Herz der Mutter: hier soll er im ersten Stock der bescheidenen Wohnung sich eine kleine Kanzlei einrichten und von Neuem ein Leben friedlichen Streben? beginnen. Jetzt hat sich der leichtfertige Flüchtling „heimgefunden", und nur den einen Wunsch trägt er noch im Herzen, seine Gattin und seine hochfahrendeTochlermöchten sich bewegen lassen, dn'seS bescheidene Glück mit ihm zu thcilen. Der Bruder Thomas wird abgesandt, und es gelingt ihm auch die beiden Familien, die sich bisher feindlich gegenübergestanden, unter den Kerzen des

Weihnachtsbaums am treuen Mutterherzen zu vereinen

Das ist in Kürze der Inhalt der Anzengruberschen Weihnachts-Comödie. D ie Gestalten des bieder^{en} Spielwaarenhändlers ThomoS Hammer und seiner braven Mutter sind meisterhaft gezeichnet: die Tiefe der Empfindung und Wahrheit der Darstellung werden gewiß keinen Leser das Buch unbefriedigt aus der Hand legen lassen. Auch auf der Bühne mutz die Comödic, der es bei allem Ernst auch an Humor nicht fehlt, von großer Wirkung sein. I>s.

Iwan der Schreckliche und sein und. Roman von Hans H offma ii ii. tuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der lebenswürdige Humor des Verfassers, der für die Leser von „Nord und Süd" kein Unbekannter ist, durchwärmt auch diesen Roman und macht ihn zu einer höchst erfreulichen Gabe. Das Lehrerleben, das viel zu oft in aschgrauem Kolorit erscheint, kann diesen Sonnenschein brauchen. Die Hauptpersonen sind mit liebevoller Miniaturalmerei ausgeführt. Neben dem nur scheinbar so schrecklichen jungen Schultyrannen des kleinstädtischen Gymnasiums erscheint auf der einen Seite die vortrefflich gezeichnete Mädchengestalt Helene, welche sich im Besitze eines beliebig anzuwendendenHeiligenscheinc«befindetund, seitdem ein strahl der Leutnantsonne auf sie fiel, eine Zeitlang Entsagungsgedanken hegt: auf der anderen Seite, die mit allen Glücksgütern verschwenderisch ausgestattete CommerzienrathstocherAlma, Der Abschluß, welchem die recht bewegte Handlung zugeführt wird, ist der angenommenen Grundlage der Verhältnisse und Charaktere völlig entsprechend. Auch unter den zahlreichen Nebenpersonen sind einige, wie der „leidlich humane" Gymuasialdirector vortrefflich gezeichnet. Ist es erlaubt, an einem so durchdachten und abgerundeten Kunstwerke eine Ausstellung zu machen, so möchten wir behaupten, daß im Charakter der Alma die Farben einige Male zu stark aufgetragen seien. So wie sie im Arbeitszimmer zu ihrem Vater, und besonders in seiner Abwesenheit von ihm spricht, dürfte sich doch auch das verwöhnteste Erbtöchterlein nicht äußern.

Allen Freunden gesunder Lektüre, be! sondern solchen, die als Eltern, Lehrer oder Schwestern mit Tertianern zu thun , und unter ihnen zu leiden haben, sei das I Büchlein bestens empfohlen! SI,

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. Von Robert Hamerling. Hamburg. Verlagsanstalt (I. F. Richter).

Der mit Recht gefeierte österreichische Dichter läßt uns in höchst anziehender Weise Einblicke in die wichtigsten „Stationen" seines wechselvollen Lebenslaufes tbun, von der Kindheit an durch das „KriegSjcchr im Dienste der Freiheit", durch die „Lehrjahre" und „Wandertage" hindurch bis zu der reifsten Zeit seines Ichaffens. Es ist ebenso interessant, dm Menschen Hamerling seine persönlichen Erlebnisse darstellen zu hören, als es anregend und belehrend ist, wenn der D ichter Hamerling seine eigene Stellung gegen» über jedem seiner größeren Werke klar und offen ausspricht.

Neue Auflagen von Hamerling's „Schmanenlied der Romantik", sowie von „Venus im Exil" find in gleichem Verlage hübsch ausgestattet erschienen. 0.

Aurchen. Neue Novellen von Herrm. Lingg. Stuttgart, A Bonz K Comp. Das Beste an dieser hübsch ausgestatteten Sammlung von Novellen ist der gute Klang, den der Name des Autors hat. Wer sich aber von den Novellen mehr als Mittelgut verspricht, der dürfte wohl enttäuscht werden. Man konnte diese Novellen besser Skizzen nennen, denn es fehlt ihnen die innerliche Ausgestaltung eines Problems, die folgerichtige Entwicklung der Handlung, die Abrundung und vor Allem die seelische Vertiefung, Das sind nicht Charaktere, nicht Wesen von Fleisch und Blut, sondern nur Ansätze zu solche:,. Der Ton ist oft chronikenartig und ermüdend. gg.

««rennte Herzen. Novelle von Eugen Zabel. Berlin, Gebr. Paetel. Diese inPetersburg spielendeGeschichte erzählt uns einHerzenSerlebnisz eines jungen Deutschen mit tragischem Ausgange. Das von ihm geliebte Mädchen, welches der Versührungskunst ihres früheren Bräutigams, eines gewissenlosen Schwindlers, erlegen ist, sucht und findet, im Bewußtsein des geliebten Mannes unwürdig zu sein, den Tod auf den Schienen der Eisenbahn. Der junge Deutsche kehrt, nachdem er die Folgen eines Duells mit einem Nebenbuhler und eine darauf folgende, heftige Krankheit überwunden hat, gebrochenen Herzen? in die Heimat zurück. Ueberall zeigt Zabel ein nicht unbedeutendes Erzählertalent, das sich erfolgreich an russischen Mustern geschult

zu haben scheint. Aber dennoch vermag uns das Schicksal des Liebespaares nicht bis in's Innerste zu ergreifen, weil die Motivirung nicht sorgfältig und klar genug und die Zeichnung der Charakter nicht frei von Widersprüchen ist. Namentlich ist es dem Verfasser nicht gelungen, die heterogenen Elemente im Wesen der Heldin Natalie zu einem glaubhaften Ganzen zu verschmelzen. An einzelnen glänzend geschriebenen Stellen fehlt es der Novelle nicht. Die genaue und lebhafte Schilderung deS Lebens in Petersburg und die mit wenigen Strichen hingeworfenen Umrisse russischer Gesellschaftstypen erwecken, wenn sie auch die Schärfe Turgenjew'scher Zeichnung nicht erreichen, den Eindruck des Selbstgeschauten und Selbsterlebten und machen die Lectüre des Buches zu einer fesselnden. ««-.

«uS «lt'AnSbacher Zeit. Erzählung von Friedrich Lantpert. Stuttgart. Adolf Bonz K Comp.

Die Erzählung gruppirt sich um die trefflich geschilderte Gestalt des Markgrafen Karl Friedrich von Ansbach-Bayreuth und seine Umgebung. Zwei Liebespaare, von denen das eine nach schwerer Probe vereint, das andere durch Tyrannenfaust und Mädchenschwachheit getrennt wird, führt uns der Dichter vor.

Die Erzählung hätte durch knappere Zusammenfassung gewonnen; die Sprache könnte hier und da etwas durchsichtiger und geschmeidiger sein. Doch ist die EntWickelung der Handlung interessant und der Ausdruck durch dichterisches Empfinden belebt. Die Zustände sind lebendig und anschaulich geschildert, die Figuren markig und lebenswahr, psychologisch vertieft. Man kann das Buch mit Vergnügen lesen, s^.

Novellen von Hans Arnold, 2 Aufl. Berlin, Gebr, Paetel. Die Verfasserin wagt sich nicht an hohe Probleme und giebt keine ausgereif-ten Kunstwerke; es sind eigentlich nicht Novellen, sondern flüchtige Zeichnungen, aber lebenswürdig und cmmuthig. In frischem Tone sind sie flott und keck hin-geworfen: der Humor wird bisweilen possenhaft und die UnwaKrscheinlichkeiten überwiegen allzustark. Aber man lacht dabei, und weiß der Verfasserin für eine fröhliche Stunde herzlichen Dank!
Friihe Gräber. Von Oskar Ebensee. Berlin, Rosenbanm und Hart. Acht Erzählungen, die alle mit dem Tode dcS Helden enden: traurig, aber ab-

Wechselungsreich. Dem Verfasser, einem österreichischen Offizier, gelingen Erlebnisse aus dem Feldzuge am besten; sein Erzählungstalent ist anzuerkennen, da es ihm sogar gelingt in den „Töchtern des Bürgermeisters" einen ganz abgedroschenen Stoff wirklich spannend zu behandeln. AuchdieIntriguen der Diplomatie sind treffend geschildert. DcrStil ist im Allgemeinen gut; nur wo derVerfasser seiner Neigung zum komischen Bergleiche fröhnt, zeigt sich Unlogik und unfreiwillige Komik. Er vergleicht z. B. das Erröthen des weiblichen HalseS und das Alpenglühen; das Durcheinanderwirbeln der Tauben in einem Taubenschlage, wenn der Geier sich naht, und daS Durcheinanderwogen in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft, der sich die Aussicht auf schöne, glänzende Offiziere eröffnet! Dergleichen ist wenig geschmackvoll. Im Uebrigen sei das Werk empfohlen. x.

Jwei Erzählungen von Elise Orzeszko. Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen. Berlin, S. Fischer.

Bei der Ueberproduction auf dem Gebiet des Romans und der Novelle in Deutschland ist ein Zurückgreifen auf fremde Literaturen nur dann begreiflich, wenn es gilt eine hervorragende dichterische Kraft durch die Uebertragung dem deutschen Publikum zum Vrständniß zu bringen und dasselbe dadurch mit dem Kulturleben eines anderen Bolkes im Spiegel der Dichtung bekannt zu machen.

Elise Orzeszko ist eine talentvolle Schriftstellerin, wir selbst haben schon Gutes von ihr gelesen: aber es hätte keine Schmälerung ihres Ruhmes zu bedeuten gehabt und ebenso wenig einen Verlust für die deutsche Leserwelt, wenn diese beiden Novellen nicht übersetzt worden wären. in/..

Unsere Toten. Deutsche Lieder und Romanzen von Gustav Weck. Nebst einem Anhang: Gesänge für vaterländische Gedenktage. Paderborn, Ferdinand Schöilingh. Die Gedichte find dem Andenken der Fürsten und Helden auS Deutschlands jüngster großer Zeit geweiht. In allen spricht sich ein warmes vaterländisches Gefühl aus, einige, namentlich die des AnlMigs, empfehlen sich durch Schönheit der Sprache und geschickten Bau der Verse. Andere freilich sinken zur Prosa herab, ja bin und wieder (z. B. S. 31, 39, 74!) stößt man auf Stellen, denen man selbst in Prosa nicht gern begegnen würde, R.

Bindobona'S Rose. Im HochzeitsreiseBrevier des Vaters Danubius gefunden, Von Anton Breitner. München. I. Schweitzer.

IndoppelterAusstattung wird demLeser diese Gabe geboten, sowohl in Buchform am unbefchnittenem Lumpenpapier in Antiqua gedruckt, als auch in Form einer altrömischen Bücherschachtel (vsxs«.), jedes Gedicht ans besonderem zusammengerollten Blatt. Es sind ganz nette Gedichte, meist rein lyrisch gehalten, entstanden auf der Hochzeitsreise des Verfassers durch Italien, angeregt theils durch antike Erinnerungen, theils durch höchst moderne HerzenS- und Reiseerlebnisse, alle aber durchzogen von anhänglichen Gedanken an die Kaiferstadt an der Donau. Wohlwollende Beurtheiler werden sich an dem Büchlein erfreuen, das als Präsent jedenfalls den Reiz der höchst originellen Ausstattung für sich hat. Kühlerc Beurtheiler, die etwa finden könnten, daß die Gefühle und Empfindungen nicht alle neu und die Gedanken und Bilder nicht alle klar und scharf sind, oder daß z. B. unter vierfühigen Trochäen sich die Zeile „Hoch imlütsl <!« tienövs" (S. 112) etwas vereinsamt vorkommen muß, werden besser thun, das Büchlein ungelesen zu lassen. (1.

Lieder und Bilder vom Deutschen

Meer. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Norden, H. Fischer Nachf. Eine schöne und reichhaltige Sammlng von Gedichten über das Meer, hauptsächlich aus neuester Zeit. Die Auswahl ist mit Geschmack und Bedacht geschehen: nur ist zu bedauern, daß der Herausgeber nicht etwas weiter zurückgegriffen hat. Daß eine solche Sammlung, trotz aller Borsicht in der Auswahl, Stücke von ungleichem Werth enthält, liegt in der Natur der Sache, und wer nach Minderwerthigem suchen wollte, würde es auch finden. Doch ist das gebotene Gute bei Weitem überwiegend, und jeder Freund des Meeres wird sich der sinnigen Gabe freuen, ss.

Marina. Ein Lied vom Nordseestrand.

in 12 Gesängen. Von Chr. Benkard.

Hamburg, Verlagsanstalt (vormals I. F. Richter). Dieses kleine Evos, ein Gniß des Verfassers an Theodor Storm, schildert eine Episode aus der Geschichte der Dithmarschen Ende des 15. Jahrhunderts. Eine Liebesgeschichte ist eingewobeu. Die poetische Sprache ist glatt und abgerundet: das ist aber auch der größte Vorzug des kleinen Liedes, da die Charakteristik wenig gelungen und die eingestreuten Lieder farblos und matt sind. Das Epos erwärmt den Leser nicht, eS klingt Alles so ausgeleiert, und die Handlung schleppt sich nur mit Biühe bis zum Schlüsse fort. ss.
--

Vruder Jonathan und sein Land

Die amerikanische Gesellschaft. Von M ax O'rell und Jack Allye. AutorisirteUebersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher. Stuttgart, I. Engelhorn. Amerikanische Reiseeindrücke, im leichten journalistischen Plaudertone wiedergegeben. Die stellenweise eingemengten sehr oberflächlichen Bemerkungen über politische und religiöse Fragen hätten, wenn der Verfasser auch vielleicht bei seinen Landsleuten dadurch Eindruck zu machen gehofft bat, wenigstens in der deutschen Uebersetzung fortbleiben sollen. ?.

Von aner eigenen Raff. Wiener Bilder von Jenny Neumann. Mit einem Vorworte von V. Chiavacci. Wien, A. Hartleben. In lebenswahren und von Frohsinn durchzogene» Skizzm zeichnet die Verfasserin, welche den ersten Schritt als Schriftstellerin thut, das Leben und Treiben in Wien, das Gehaben der „eigenen Rass", von welcher das Wiener Volkslied erzählt. Jenny Neumann besitzt eine Eigenschaft, die bei schreibenden Frauen recht selten hervortritt: feinenHnmorinBeobachtungen und Schilderungen. Kein Besserer konnte die Verfasserin literarisch einführen als Vincenz Chiavacci, em unbestrittener Meister auf dem Gebiete des Wiener T ialekts und derWiener Charakterzeichnung. Wenn dieser einer neuen Localschriftstellerin seine Anerkennung bezeugt, so darf man sicher sein, dah eS gilt, ein wirkliches Talent zu fördern. o.
Jungbrunnen. Gedichte von O.F. Gen-sich en. Berlin, Gebrüder Paetel. Ein rechter Name für diese schöne Sammlung von Dichtungen! Hier quillt

echte Poesie, die in allen Farben der Empfindung schillert. Die heiteren wie die ernsten Lieder zeichnen sich durch künstlerische Abrundung und Formvollendung aus. Das Bändchen wird dem Leser Freude machen. 8s.

Der abenteuerliche Pfaffe Don Juan

oder die Ehebeichten. An Tag geben durch Franz Held. In Truck gefertigt bei dem Verleger Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Es giebt viele Bücher, welche nur von dem geduldigen unglücklichen Recensenten gelesen werden — aus Pflichtgefühl und Gewissenhaftigkeit. Zu denen gehört wohl auch das vorliegende.

Plattheit hält der Verfasser für Poesie: die Sprache ist derbrealistisch und oft unschön, voller Härten und Mängel und ohne Abrundung des Ausdrucks. Das Buch wimmelt von Geschmacklosigkeiten, und Verirrungen. Vom Realismus zum Schmutz ist noch ein weiter Weg, und den hat der Verfasser oft und gern zurückgelegt. 8S,

Papa Hamlet. Von B. P. Holmsen. Uebersegt und mit Einleitung versehen von Dr. Bruno Franzi uS. Leipzig, Carl Reifzner.

Das Buch enthält mehr als der Titel verspricht. Aufzer „Papa Hamlet" ist noch darin: „Der erste Schultag" und „Ein Tod". Wenn wir auch diesen kleinen Genrebildern eine unbestreitbare Originalität zugestehen müssen, so sind sie doch noch zu unreife Werkchen eines ringenden, wenn auch begabten Dichters, als dafz sie zu einer Uebersetzung berechtigten. Die vor keiner Consequenz zurückschreckende Energie seiner Darstellungsweise, welche der Uebersetzer hervorhebt, artet allzuoft in unschöne Gespreiztheit und Geschmacklosigkeit aus. Die scharfe Beobachtungsgabe verfehlt das würdige Object, der hie und da aufleuchtende Humor wird durch Maßlosigkeit des Ausdrucks erstickt.

H. Pillinger in Karlsruhe.
IakobSus Mayer. Novelle 277

Martin Greif in München.
Drei Herbstgedichte 2Y7

Karl Schiffner in Graz.
Martin Greif 299

Hermann von Ihering in Rio Grande do Sul.
Rio de Janeiro , 2 l.2

Fr. Hemmann in Herrliberg am Zürichsee.
Sealsfield postl 23?

Vber-Regierungsrath Todt in Köln.
Der Berliner vom 223

Fedor von KSppen in Berlin.
Hermann Kunibert Neumann 269

Francis <üovp6e in Paris.
Line Idylle während der Belagerung. Novelle. II. (Schluß.) . . 2k

Bibliographie ^
Geschichte der deutschen «uns! (mit Illustrationen).

Bibliographische Notizen ^
Hierzu ein Portrait von Martin Greif.
Radirung von Paul Barfus in München.

^?ord und St»' erscheint am Anfang jedes Monats in heften mit je einer «unftbeilage,
preis pro OZuartal (Z hefte) 6 Mark.
All» Buchhandlungen und postanfalten nehmen jederzeit Seftellnngen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Oord und .Süd« l zöglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens > richten an die
Redaction von «Oord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/S.

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis pro Band (— 2 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Linband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 3 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band I. (Juli bis September 1,389), wie auch zu den früheren Bänden 1—Xl.IX stets zur Verfügung. — Der Oreis ist nur ^ Mark 50 öf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Linsendung des Betrages (nebst SO Of. für Frankatur) das Gewünschte zu expediren. Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von öchottlaender.
Original - Ginöanööecken
(Bestellzettel umstehend.)

jakobäus Mayer.

Novelle,
von

Lz. Villinger.
— Karlsruhe. —

ie Herr Jakobäus Mayer zu seinein Gehülfen Malchus kam, geschah folgendermaßen. Der stramme, dürre, stets mit Sorgfalt gekleidete Herr stand vor seiner Ladenthüre und blickte die Gasse des kleinen Städtchens entlang, das, wenn nicht Markt- oder Sonntag mar, den Eindruck machte, als läge es im Schlaf. Da erschien plötzlich die schwarze langaufgeschossene Gestalt eines heulenden Schusterjungen auf dem Platz, und Herr Jakobäus Mayer riß die funkelnden Augen weit auf, legte die Hände auf den Rücken und rief dem Burschen ein barsches „Her da!" entgegen. Er kam schlotternd und schluchzend, sich vor Hochachtung beinahe krümmend, herbei. „Was hat's gegeben?"

„Ja — ach Gott — der Meister — fortgejagt hat er mich."
„Warum?"

„O Herr Jakobäus Mayer, weil ich noch das andere Butterbrot gegessen — zu meinein hin, als sich der Meister drehte."

„Natürlich," brauste Herr Jakobäus auf, „da haben wir ihn, den Hauptpunkt — so ist's mit Eurer Religion — wenn Ihr wo ein Butterbrot seht, das Ihr nicht haben sollt, gleich freßt Jhr's auf."

Malchus schüttelte den Kopf: „Ich gewiß nicht mehr."

„Warum nicht, ich will wissen warum?"

Der Bursche schaute ihn ganz verwundert an: „Weil mir's so schlecht gegangen ist."

„Also darum!" Kirschrothe färbte die Wangen des alten Herrn. „So wachsen sie auf, so kriegen sie's eingebläut, statt daß man ihnen den Hauptpunkt einbläute!"

„Ach Gott, Herr Jakobäus," jammerte Malchus, „ich bin ja schon so viel gebläut — weiß nicht wo ich mein Abendbrot und morgen mein Mittagessen herkriegen soll — Hab' weder Vater noch Mutter — und Alles wegen dem lumpigen Butterbrot."

Jakobus trat ein wenig zur Seite, wies auf die Thüre, legte seine Stirne in noch tiefere Falten und befahl in einem Ton, der keine Widerrede duldete:

„Marsch — hinein, wasch' Dich — will sehen ob ich Dich brauchen kann."

Malchus stürzten die Thränen aus den Augen, er wollte sprechen, stolperte über die Treppe, verlor einen Schlappen, und eh' er sich's versah, war er drinnen, und die Thür hinter ihm zu.

Herr Jakobäus beschäftigte sich nämlich mit der Erfindung einer neuen Religion. Er fühlte sich dazu berechtigt, da seine Vergangenheit eine weit interessantere mar, als die seiner Umgebung, und sein Wissen beträchtlich über den Horizont derselben hinausging. Sein Vater hatte ihn seiner merkwürdigen Gedanken wegen auf die Universität geschickt, damit er ein Gelehrter werde. Aber die Merkwürdigkeit seiner Denkart übertraf sogar die Erfordernisse der Universität. Als er zum Examen die Aufgabe erhielt: Ueber die Natur und Organisation der Wirbelthiere, da behandelte er den Aufsatz in zwei Slbtheilungen: 1) Ueber die Natur — von der er eine schwungvolle, höchst poetische Schilderung gab; 2) über die Organisation der Wirbelthiere — bei deren Aufzählung er zu dem Schlüsse kam, daß auch der Mensch ein Wirbelthier sei, und da Gott den Menschen nach seinen, Ebenbild erschaffen, so sei Gott das höchste Wirbelthier.

Nach dieser Auseinandersetzung wurde ihm das übrige Examen erlassen, und er ging heim. Aber er brachte eine ganze Kiste philosophischer Werke mit, unter deren Einfluß der kleine Laden eine andere Physiognomie gewann.

Der Vater des Jakobäus war gestorben als der Sohn noch auf der Universität weilte; die Mutter hatte schon früher das Zeitliche gesegnet; es war also Niemand da, der sich der Veränderung, welche mit dem ehrwürdigen Lädchen vor sich ging, hätte widersetzen können. Hier war vordem Alles zu haben gewesen, was Herz und Geist der Einwohnerschaft begehrte; neben Romanen und Gedichten ruhten einträchtlich Zahnbürsten und wohlriechende Seifen; Schmuck, Kinderbälle, Rosenkränze, Tintenflaschen und Heiligenbilder, Könige und Päbste — Alles vertrug sich in Frieden und Eintracht. Da plötzlich verschwand Alles, was auch nur im Entferntesten mit der Religion zusammenhing, aus dem Laden; die Bauernweiber der Umgegend mochten noch so sehr lamentiren, Herr Jakobäus Mayer verkaufte keine Rosenkränze mehr — sein Platz in der Kirche blieb unbesetzt, sein Geschäft während des Gottesdienstes offen. Dies Alles datirte von dem Zeitpunkte, da Jakobäus mit Hülfe seiner philosophischen Werke und seines Verstandes herausgebracht hatte, daß es keinen lieben Gott im Himmel gäbe.

Aber der Mensch muß etwas haben — eine höchste Instanz, vor der er sich beugt; darüber sann nun der Mann unverdrossenen Gemüthes Jahr aus, Jahr ein nach. Zur Zeit als er den Malchus aufnahm, war er gerade mit seinein Hauptpunkt im Reinen, und nun sollte es beginnen, das Werk der Verbreitung, und Malchus war ausersehen die Vermittelung zu bilden zwischen der Welt und der neuen Lehre.

Allein über des Burschen struppiges Haupt waren bereits viele Semester gezogen, und er wußte noch immer nicht, was sein Herr eigentlich wollte. Er besorgte dessen Geschäft mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit, führte Buch, und nur das Verkaufen ließ sich Herr Jakobäus Mayer nicht nehmen. Des Nachmittags schritt er, die lange Pfeife im Munde, vor dem Ladentisch auf und ab und docirte. Zu Anfang saß Malchus mit offenem Munde auf seinem Drehstühlchen und machte keinen Hehl von der Unzulänglichkeit feines Verständnisses. Aber dann wurde der Alte wüthend, seine großen blauen Kinderaugen kamen in's Rollen, er fuhr sich mit beiden Händen in das schneeweiße lockige Haar, das wie ein Heiligenschein sein jugendlich gefärbtes Antlitz umgab, und schrie, daß man's bis über die Gasse hören konnte:

„Du Esel — Du Maulaff — Du Hirn- und gedankenlose Creatur! willst Du aufpassen, soll ich Dir den Kopf zwischen die Ohren setzen — giebt's denn etwas auf d^r Welt, das sonnenklarer wäre; Gott ist nicht — aber der Hauptpunkt, das Gemissen ist! Denke Dir, auf dem Thron der Ewigkeit, das Gewissen, jene Macht, die nicht belohnt und nicht bestraft und nicht beweihräuchert wird und sein will, mit der 'wir aber wie mit einem Draht zusammenhängen durch unser eigenes Gewissen, das, wie ein Soldat seinem Obersten, dem Weltgewissen unterthan ist; so daß, wenn mir eine schlechte That gethan, etwas Schimpfliches vollbracht, wodurch unser Gemissen im Zustand des Beschmutztseins sich befindet, dies unwiderruflich einen trüben Schein des allgemeinen Weltgewissens verursacht und bildlich genommen eine Art Zerschmetterung unserer Seelen in Folge hat, da wir, durch den Draht, zusammenhängen. — Hast Du mich jetzt verstanden? — giebt's denn auf der Welt etwas, was sonnenklarer ist? oder bist Du vielleicht ein Simpel, und ich alter Mann red' in ein leeres Loch hinein?"

Darauf vermochte Malchus nicht mit einem „Ja" zu antworten; er mar dankbaren Gemüthes und erachtete es für seine Hauptpflicht, es seinem . gütigen Wohlthäter in allen Dingen recht zu machen. So ließ er denn in Gottes Namen die wunderlichen Reden, ohne auch nur die Augen aufzuschlagen, über sich ergehen; und wenn ihm der Alte mit der Schlußfrage auf den Leib rückte:

„Nun, wie ist's, capirt der Kerl — ist ihm der Hauptpunkt endlich klar?" — so erwiderte Malchus, ohne sich weiter ein Gewissen daraus zu machen, mit einem Ausdruck unvergleichlicher Selbstverständlichkeit: „Sonnenklar!"

Aber seine Lüge brachte ihm böse Früchte.

„Was gehst Du denn noch in die Kirche," fuhr ihn Jakobäus eines Sonntags Morgens an, „wo Dir der Hauptpunkt klar ist — und das Zusammenstehen mit den Lümmeln, die wie Vierbeinige in den Tag leben — was hast Du bei diesen noch zu suchen? Was hilft mir all Dein Verständniß, wenn Du nicht bekennst — und was heißt bekennen anders, als nach seiner Gesinnung leben? Ich hoffe, es ist Dir klar, Kerl, daß Du nach nichts zu fragen hast auf der Welt, als nach dein Hauptpunkt."

„Sonnenklar," murmelte Malchus, dem immer gleich der Schrecken in die Glieder fuhr, sobald der Alte mit den Augen rollte. Er blieb von der Kirche weg und rauchte des Nachmittags sein Pfeifchen einsam auf der Bodentreppe. Aber es schmeckte ihm nicht; das Geschrei und Gelärin seiner Altersgenossen, die Kegel schoben, tönte ihm an's Ohr, und er sprach manchmal im Tone tiefster Erbitterung:

„Der Teufel hol' den Hauptpunkt!" —

„Das ist ein Kerl, mein Malchus," erzählte Jakobäus Meyer des Abends im Sternen; ein eininenter Kopf — Ihr Herren — fo zu sagen einer, der mir meine zukünftige Gemeinde gründen wird — " .

„Also, eine sogenannte Hauptpunktgemeinde." sagte der Sternenmirth, ein ungemein dicker Mann, den man nie anders als in Hemdärmeln sah — außer er ging zur Kirche, aber dann keuchte er daher, als habe er die Lasten des ganzen Kirchspiels zu schleppen.

„Ja," schrie Jakobäus, „ja wohl, eine Hauptpunktgemeinde, was da heißt, eine Gemeinde der Gewissenhaftigkeit, in der keine — "

„Ruhig, ruhig," legte sich der Müller in's Mittel, „alter Hitzkopf, es wird doch heut nicht wieder gleich beim ersten Glas losgehen."

„Also ich mein's auch," sagte der Sternenmirth, „also mir kriegen eine Hauptpunktgemeinde, die Gemeinde der sieben mageren Kühe; denn wenn sie Dir das Fasten also Alle nachmachen, so ist nicht viel an Euch zu verdienen."

Schon wieder schnellte Jakobäus in die Höhe, obwohl ihn rechts der Lederhändler und links der Müller festhielt.

„Fast' ich? — ich ess' mich redlich satt — ich thu's nur nicht für zehne wie ein gewisser Kerl, der auf der Welt nichts Höheres leistet, außerdem daß er alle Fingerslang.also' sagt — "

„Also ich — ich soll immer ‚also^ sagen," fiel ihm der Sternenwirth mit seinem gemaltigen Baß in's Wort; „nein, das ist mir doch zu dumm — also einer, der in Einem fort Hauptpunkt — "

„Ich bringe meinen Hauptpunkt nur da an, wo er hingehört", überschrie ihn Jakobäus, „schlimm genug, daß ihr ihn noch immer nicht capirt!"

„Also freilich capiren wir," erklärte der Sternenmirth, „also was ist da lang zu capiren, als daß Du uns unserm Herrgott abspenstig machen willst."

„Dankt Euerm Schöpfer, daß es keinen giebt," ereiferte sich Jakobäus, denn sonst kam' er herunter Euch eigenhändig durchzuprügeln, dafür, daß ihr meint, wenn ihr des Sonntags ein Kirchenlied brüllt, müßt' Euch eine ewige Glückseligkeit zum Lohn werden. Aber Euren Gelüsten leben. Euren Nächsten übervortheilen, thun als gäb's keinen Hauptpunkt, kein Gewissen — jene Macht — "

„Um Gottesmillen," fuhr der Müller auf, „einmal in der Woch' könntest Du uns wenigstens mit der Gewissensgeschichte' verschonen — "

„Gut! Herr Jakobäus Mayer knüpfte seinen Rock zu, „an Euch sind Hopfen und Malz verloren! Da ist mein Malchus ein Anderer, der macht Euch Alle zu Schanden mit seinem Verstand."

„Also das glaub' ich meiner Lebtag nicht," erklärte der Sternenwirth; „der Kerl hat ja Augen im Kopf wie ein verschlafener Mops."

„Mein Malchus! Sternenwirth, das war unsere letzte Unterhaltung!" sprach's, riß seinen Hut vom Nagel und stürmte davon.

Da sitzen wir nun wieder," sagte der Müller; „was soll man jetzt reden, der Sternenwirth hat keine Ruhe, bis er davon läuft."

Der dicke Mann schlug auf den Tisch.

„Also diesmal freut mich's; also was braucht er zu behaupten, ich sag' immer ‚also^!'"

Malchus merkte eines Tages, daß ihn die Leute mit einer gewissen Scheu betrachteten, und daß ihm sogar das Xaverle aus dem Wege ging. Sie besorgte seit ihrem fünfzehnten Jahr den Haushalt des alten Herrn und zählte jetzt zmeiundzmanzig. Des Abends ging sie nach Hause zu ihrer Mutter, der Lenderin; und da sie noch außerdem für das halbe Städtchen Botendienste zu verrichten hatte, so sah man sie nie anders als im Zustande der Athemlosigkeit, mit fliegendem Rock und halbwegs herabfallenden Zöpfen.

Jakobäus Mayer war in Verhältnissen, die ihm alle möglichen Bequemlichkeiten gestattet hätten, auch das Halten einer tüchtigen Magd; allein bei dem alten Herrn kam die Bequemlichkeit immer erst lange nach dem Wohle der Hülfsbedürftigen. Die alte Lenderin nun war eine Frau, die er für's Leben gern unterstützt hätte, aber sie nahm keine Almofen; ihr Mann mar Maurermeister gewesen, und sie glaubte in guten Verhältnissen zu leben, während er Schulden machte und Alles vertrank. Nun war sie lahm, saß den ganzen Tag in ihrem Lehnstuhl und hielt Kleinkinderschule. Xaverle kleidete sie des Morgens an, gab ihr des Mittags zu Essen und brachte sie des Abends zu Bett.

Die Lenderin sagte: So lang leb' ich, bis ich die Schulden meines Mannes abgezahlt Hab', und dann leg' ich mich hin und sterb'."

Und Jedermann mar überzeugt, daß sie's am Schnürchen hatte.

Herr Jakobäus Mayer aber konnte zu seinem großen Aerger nichts Anderes für sie thun, als ihre Tochter in's Haus nehmen und dafür sorgen, daß sie nebenher noch Einiges zu verdienen vermochte. Und es war im ganzen Städtchen ein Gereiße um das Xaverle, denn seine Hände waren eben so flink als sein allezeit frohgemuthes Mundmerk. Nur einen schwarzen Punkt gab's in ihrer Seele — sie konnte nicht lesen. Als Kind durfte sie eines langwierigen Hüftenleidens wegen die Schule nicht besuchen; später schämte sie sich als aufgeschossenes Mädchen in der Klasse der Kleinen zu sitzen, der Tod des Vaters und die Entdeckung seiner Schulden warf die Mutter auf's Krankenlager — so konnte von Nachholen des Versäumten nicht mehr die Rede sein. Der Kummer über ihre Unwissenheit drückte das A'averle aber erst von dem Augenblick an, als sie hörte, daß Malchus ganz auf seinen Herrn herauskomme und schon bald schier so gescheidt sei wie dieser.

„Nein," seufzte es, „daß er das so heimlich vor mir hat halten können — da verlass' sich einer auf die Menschen!"

Und wenn's nun wie der Blitz in den Stuben oder im Laden deö Herrn Jakobäus herumhantirte, so flog wohl zuweilen ein Blick zu dem rechnenden oder schreibenden Malchus hinüber; aber mit ihrein frohen, unbefangenen Geplauder war's aus. Einmal aber nahm sie all ihren Muth zusammen, um ihn zu fragen, was in dem Buche stehe, das er immer neben sich liegen habe. Er antwortete: „Philosophie". Sie mar ganz erschrocken über das Wort, das sie nie gehört, nun aber immerfort vor sich hin sagen mußte — wie behext.

„Was murmelt sie denn da," dachte Malchus, „ihr Gered' war ja noch's Einzig', was ich auf dieser Welt gehabt Hab'.

Er verfolgte ihre behende Gestalt, die bald hoch oben auf einer Leiter stand, bald in's letzte Winkelchen des Ladens kroch; nur vor dem Bücherschaff stockte ihre Behendigkeit. Ach immer die halbe Woche nach der großen Räumerei steckte ihr die Angst in den Gliedern, ob die Bücher, deren Aufschrift sie nicht zu lesen vermochte, auch so standen, wie sie stehen mußten!

„Denn," seufzte das Xaverle, „wenn er, der die Philosophie liest, wüßte, daß ich nicht einmal s' Natürliche lesen kann."

In der Angst ihres Herzens sing sie dann jedesmal von diesen Büchern an:

„Ach Gott, Malchus, da schau her, mit den Büchern ist's nicht richtig, beim Studiren Hab' ich mich verwechselt — ja, wenn man aber auch gar so wundersitzig ist und immer Alles missen muß, was drin steht!"

„Aber es steht ja alles ganz recht," erklärte der ahnungslose Malchus jedes Mal, worauf das Xaverle erleichtert aufathmete.

Es ahnte freilich nicht, daß es der Herr Jakobäus Mayer selber war, welcher die verkehrt und bunt durcheinander stehenden Bücher allemal in Ordnung brachte; denn Xaverles Unwissenheit war ihm kein Geheimniß, aber er respektirte sie.

Eben das war's, warum jeder den alten Hitzkopf, der immerfort auf den lieben Gott schalt, lieb hatte. Da war keiner, dem er nicht schon durch Rath und That geholfen und beigestanden hätte; aber das geschah immer in aller Heimlichkeit, und schon im nächsten Augenblick that der alte Herr, als wüßte er nichts mehr davon. Und also beurtheilte ihn jeder nach seinem heimlichen Thun und mar überzeugt, der Himmel machte es auch so, und nahm in Gottesnamen die schlimmen Reden in den Kauf. Nur der Herr Pfarrer wich dem Herr Jakobäus Mayer init einiger Vorsicht aus, denn es war geschehen, daß bei einem Bittgang, als die Bauern betend über die Felder zogen, der alte Herr ihnen krebsroth vor Zorn nachrief: „Geht heim und holt Mist und haltet's Maul."

Der Herr Pfarrer, ein untersetzter Mann mit etwas rother Nasen« spitze, hielt es für nöthig, nach diesem Vorgang dem Herrn Jakobäus Mayer einen Besuch abzustatten. Der alte Herr, welcher viel zu oft in Eifer gerieth, als daß ihm die Veranlassung dazu jedesmal im Gedächtniß hätte bleiben können, empfing den Herrn Pfarrer mit dem neugierigsten Ausdruck seiner blauen Augen und fragte mit lebhafter Beflissenheit, woran's fehle, und ob er helfen könne. Der Geistliche saß auf einmal vor einem gltten Glas Wein und fand sich in ein Gespräch verwickelt über die Lenderin. Jakobäus Mayer, der immer so aufrecht saß, daß man, ob man wollte oder nicht, zu ihn aufschauen mußte, erklärte mit der ganzen Wärme seines Herzens:

„Das ist eine Frau, Hut ab! ein eminent eigensinniges Weib! Wenn ich sie so unter dein Kindervolk sitzen sehe, mit dem unbeweglichen Gesicht, auf dem geschrieben steht: ‚ich thu' meine Pflicht' — Teufel noch einmal, aus der Haut könnt' ich fahren, daß man ihr nicht helfen darf! Und doch! Was meinen Sie, Herr Pfarrer, wenn ich denke, ich habe ihr so zu Gewissen geredet, daß sie mürbe ist — was sagt sie? Mter Mensch, schämt Euch, daß Ihr mich dasselbe Fingerzucken spüren macht wie die Kinder, wenn sie nicht begreifen wollen' — und dabei zähle ich zufällig heute achtundsechzig — denken Sie!"

„Gratulire," sagte der Geistliche.

„Danke." Jakobäus rückte ihm näher. „Nach jahrelangen: Kampfe, nach jahrelangem Aerger muß ich mein gutes Stück Fleisch täglich mit dem Gedanken genießen: Und dieses kranke Weib hat nichts als eine Schüssel Kaffee! Ich frage Sie, Herr Pfarrer, kann Einem das anschlagen — einem Menschen anschlagen, bei dem das Gewissen der Hauptpunkt — "

Der Herr Pfarrer erhob sich; der Sprung von der Lenderin zum Hauptpunkt versetzte ihn in Schrecken. Er trank sein Glas aus, wollte endlich mit seiner Bittgangangelegenheit herausrücken; aber da legte ihm der wunderliche Mensch beide Hände auf die Schultern, schaute ihn mit einer Treuherzigkeit an, daß dem Geistlichen ganz weich zu Gemüth wurde, und begann in einein Ton, der so kindlich und schmeichelnd klang, daß man gar nichts Schlimmes hätte dahinter vermuthen können:

„Sagen Sie doch, lieber Herr Pfarrer, könnten Sie denn nicht in des Teufels Namen einmal von Ihrer Kanzel herunter predigen, daß das Gewissen wirklich der Hauptpunkt ist?"

Der Geistliche suchte sich von den eisernen Händen, die seine Schultern umklammerten, loszuminden; Herr Jakobäus hielt ihn fest: „Denken Sie sich die vollkonrmene Welt, wenn jeder auf die Stimme seines Gewissens hörte; wenn in der Schule gelehrt würde: Du Lümmel, es giebt nur eine Nummer: der Hauptpunkt, welcher ist das Gewissen — nur eine Todsünde: sein Gewissen beleidigen — und nur eine Belohnung: selig sind die reinen Gewissens sind, denn sie tragen zum Glänze des Weltgewissens bei!" Die Augen des Sprechers leuchteten in seltsamen Glänze auf der geistlichen Herrn herab, der sich endlich losriß und im nächsten Augenblick die Ladentreppe hinunterflog, dabei ein paar Worte murmelnd, die nicht gerade wie ein Segenswunsch lauteten.

„Ha," freute sich Jakobäus und rieb sich die Hände, „da geht er hin im Zorn und könnt' mich steinigen! Darauf muß sich jeder, der eine neue Idee in die Welt bringt, gefaßt machen."

„Malchus", sagte er ein paar Tage später zu seinem Gehülfen, den man hinter dem Comptoirtisch kaum sah, so hoch waren die Bücher vor ihm aufgepflanzt, „Du bist doch der wirkliche Bücherwurm — Du — "

Malchus nickte; er war nun völlig zum Lügner geworden und fühlte sich in seiner Haut so unbehaglich, daß er sich schon eine ganze Weile nicht mehr unter die Menschen traute. Er sah wirklich aus wie ein Mops, mit seiner runden Nase und dem gutmüthigen Mund, und es gehörten schon ganz merkwürdige Augen dazu, um einen Denker in diesen Zügen zu entdecken.

Herr Jakobäus Mayer hatte aber in diesen? Augenblick noch etwas Anderes auf dem Herzen als seinen Hauptpunkt. Als er Tags zuvor Malchus in seiner Stube hatte aufsuchen wollen, fand er den Gehülfen nicht, wie er erwartet, hinter seinen Büchern, sondern über den kleinen Käsig gebeugt, in dem ein Kanarienvogel zwitscherte. Und Herr Jakobäus Mayer blieb ganz verwundert über das Gebühren des sonst so stummen Burschen unter der Thürs stehen.

„Ja, Du mein kleiner Spatz," flötete Malchus in den zartesten Tönen seiner Kehle, „Du Schatzele Du — willst mich beißen — ja wart', gelt, thät Dir gefallen, so eine Unterhaltung den ganzen Tag — ja wohl — hi hi — " und er kicherte und schwatzte, steckte die Finger zwischen die Drähte, blies den Vogel an und lachte, daß die Stube dröhnte.

Herr Jakobäus schloß leise die Thürs, trat seinen Spaziergang an und versank in Gedanken. Plötzlich schlug er sich gegen die Stirne:

. „Ich Esel — ja natürlich! ich alter Kerl — der Malchus ist ja in den Jahren der zärtlichen Gefühle — "

Und nun wollte sich der alte Herr, mit seinem Gehülfen über diese Entdeckung verständigen. Noch nie war er so umständlich gewesen; die Sonne, die er sonst liebte, und die den ganzen Laden füllte, genirte ihn heute; er vergaß seine Pfeife mit Tabak zu füllen, wollte sie anstecken und wurde ganz mühend über die Schmefelhölzer, die nicht zündeten. Endlich setzte er sich in Trab, paffte in seine leere Pfeife, daß es pffiff, und begann mit einem Gesicht wie das einer verschämten alten Jungfer:

„Ja, mein lieber Malchus, auch ich habe einst geliebt — "

Der Gehülfe horchte auf; das mar ein ganz neuer Anfang, und er kam ihm sehr wunderlich vor.

„Es mar zu Freiburg, und sie wohnte in der Salzgasse," fuhr Jakobnus zu sprechen fort; „wenn eine Stirne im Stande war den Hauptpunkt in seiner ganzen Tragweite zu begreifen, so war es die ihre. Mein lieber Malchus, die Liebe soll eine heilige Seite im Leben des Menschen bleiben — schlagen mir sie mit Andacht um. Ich fühlte mich als Träger einer Idee und wagte nicht eine zarte Frauenseele in meinen Kampf hineinzuzieheu. Du aber, Malchus — "

In diesem Augenblick erschien ein kleiner Käufer unter der offenen Ladenthür und verlangte für drei Pfennige Zuckererbsen. Herr Jakobäus riß eine Düte aus der Lade, stopfte eine Handvoll des Verlangten hinein, strich dem Buben über's Haar und drückte ihm die Düte in die Hand.

„Halt, der Hauptpunkt, Kerl?"

„'s Gemissen!" schrie der Bengel und war schon auf der Treppe, als Malchus hinter dem Comtoirtisch hervorschoß, ihn beim Ohr packte und ihm die drei Pfennige abforderte.

„Der hat's nun!" freute sich unterdessen Herr Jakobäus; „ja, die Kinder, mit denen ist noch was anzufangen."

Aber auch Malchus hatte es inne, daß die Kinder gar zu gern den Augenblick abpaßten, Herrn Jakobäus allein im Laden zu treffen. Darum die vielen Bücher, welche er vor sich aufgepflanzt hatte; von diesem Hinterhalt aus konnte er den zerstreuten Verkäufer und die gewissenlosen Rangen scharf im Auge behalten. Manchmal mußte er sogar ganz biedere Bciuerlein an den Geldbeutel mahnen.

„Potz Blitz!" wunderte sich Herr Jakobäus Mayer, „da habe ich schon ineinen ganzen Tabak aufgeraucht; ich werde mir aber noch eine Hand voll gönnen, denn es ist eine zu ernste Sache auf dem Tapet — ja, mein lieber Malchus" — der alte Herr wurde förmlich affectirt vor Verlegenheit — „Malchuslein, ei, ei! nun ja, auch Du bist in dem Alter der zärtlichen Gefühle angelangt."

Der junge Mensch fuhr in Hellem Entsetzen mit der Nase bis auf seine Zahlen herab, so daß nur noch ein paar Hochrothe Ohrenspitzen von ihm zu sehen waren.

„Ach Gott, ach Gott, Herr Jakobäus Mayer," jammerte es in diesem Augenblick unter der Ladenthüre, und eine Gestalt mit erhobener Küchenschürze stolperte unter herzbrechendem Geschluchze über die Schwelle. „Aber Bine," ärgerte sich Herr Jakobäus, „schon wieder!" „Ach Gott, ja,

— sie war halt wieder so grob ^ und ich bin doch siebenundzwanzig Jahre alt und Hab' auf Freiburg gedient, wo man weiß, was der Brauch ist — und die Frau ist doch erst sechsundzmanzig und will mich Anstand lehren und sauere Bratenbrüh: Frau Apothekern, Hab' ich gesagt und nichts weiter auf meine Ehr' — Sie kommen mir vor wie eine geschossene Spargel — und wer gleich schon wieder kündigt, ist sie ^ und zwar auf der Stell' — o und mir ist die Frau so an's Herz gewachsen, und die Kinder, und eine Spargel ist doch kein Thier, und bringen Sie's doch wieder in Ordnung, lieber guter Herr Jakobäus Mayer, 's soll gewiß nimmer vorkommen — auf Ehr' und Seligkeit — ich will sagen, auf mein Gewissen — verbesserte sie sich."

„Daß Dich!" murmelte der alte Herr und langte nach seiner Mütze. „Aber Bine, dieses Mal noch, und dann nie wieder."

Sie rannte voraus, immer noch die Schürze vor dem Gesicht, und er folgte bedächtig und langsam, einen dicken Qualm vor sich hinblasend.

„Aha," sagte der Apotheker, „da kommt er mit der Friedenspfeif!"

Im nächsten Augenblick stürzten die zwei Söhnlein des Hauses auf den alten Herrn los, und er bückte sich und nahm sie auf den Arm. Da saßen sie nun und lachten und husteten in den Qualm, und der Apothekerin oben am Fenster, welche sich diesmal fest vorgenommen, sich nicht erweichen zu lassen, war es schon ganz versöhnlich zu Muthe.

Malchus aber schüttelte sein trauriges Gesicht, den Blick trübselig auf ein kleines Spinngewebe heftend, in dem eine eingesponnene Fliege zitterte.

„Nun wird gleich die Spinne über dich herfallen", sprach er leise, „und so geht inir's alle Tag', jeden Augenblick kann's entdeckt werden, daß ich ein Esel bin und ein Lügner — den Spott der Leute wollt' ich noch ertragen, aber ihn kränkt's und das hat er nicht um mich verdient — das Beste wär' ein früher Tod!"

„Vöglein im hohen Baum
Klein ist's, ihr seht eS kaum" —

sang's mit Heller Stimme aus der Hinteren Stube — klitsch — klatsch — „Singt doch so schön" —

fiel Malchus mit zittrigem Baß ein. Ach, wie mit Macht riß es ihn zu dem Geschöpf hin, das seine Sprache sprach! Sie stand mit ihren runden Füßchen bis an die Knöchel im Wasser, denn es mar Samstagabend, und ihre Wangen glühten von der doppelten Anstrengung des Bürstens und Singens.

„Du bist aber vergnügt, Xaverle!" seufzte er. „Ich — da Hab' ich's ganz vergessen, denn eigentlich bin ich traurig — "

„Es wird Dir halt ein wenig viel werden mit dem Schassen; man sieh Dich ja nie anders als im Schuß."

„Nein, das ist's nicht" — sie biß in ihr Butterbrot, das auf dem Tisch lag und fuhr alsbald mit ihren beiden Armen in den Kübel Wasser.

„Aber so setz' Dich doch ein wenig zum Vespern — " Nun mußte sie lachen. „Das mär' schön, ich bin in meinem ganzen Leben nicht zum Essen gesessen — aber Du bist ja jetzt ein ganzer Herr Gelehrter worden — darf man denn noch in seiner Dummheit mit Dir reden?"

„Ach, hast Du vielleicht darum nicht mehr mit mir gesprochen?" fragte er ganz erstaunt.

„Freilich, denn wenn ich les' wie gedruckt, die Philosophie ist mir halt doch nicht handlich — "

Er hätte so gern gesagt „Mir auch nicht!" — statt dessen erklärte aber er mit einem Gesicht, als verküude er eine Todesnachricht:

„'s ist eben der Hauptpunkt — "

In Xaverle stieg ein Gefühl der Trostlosigkeit auf, sie nahm ihren Kübel und schüttete das Wasser mit einer solchen Gewalt über die Dielen hin, daß Malchus sich schleunigst von der Thüre zurückziehen muhte. Als er wieder erschien, erklärte sie unter Schluchzen, Bürsten und Essen,„Wenn eine fließend lesen kann, braucht sie sich noch lang' nicht zu schämen; und die Leut' sagen alle, und der Herr Pfarrer selber, daß das mit dem Hauptpunkt Unsinn ist. Daß aber Du Dich auch darein mengst, das hätt' ich nimmermehr gedacht von Dir, und daß ich's nur gerad' sag' — darum bin ich traurig. Aber denke mir nicht, daß ich mich verachten lasse — wo ich den ganzen Bücherschaff auswendig kann und nur nicht davon red', weil ich zu nobel bin; aber das sag' ich Dir, Malchus, wenn Du wirst wie der Herr Jakobäus und den lieben Gott verleugnest, das übersteh' ich nicht — denn Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß die Philosophie ein Wort ist, das vom lieben Gott stammt — wenn ich auch nichts von ihr weih, so viel versteh' ich doch, denn wenn ich auch nicht gefcheidt bin, so ist's wenigstens meine Mutter, da sie den ganzen Tag sitzt und ihre Gedanken beisammen halten kann — aber ich werd', so Gott will, auch endlich einmal zum Sitzen kommen — und dann! ja dann werd' ich Dir's beweisen — dann soll Dir's kurios gehen — dann wirft Du mich um Verzeihung bitten wegen Deiner Verächtlichkeit, und es soll Dich gereuen, daß Dir der Hauptpunkt über jede menschliche Creatur ging. — So, und jetzt ist's sechse, wo mich die Apothekerin erwartet" — schmub, flog noch eine Handvoll weißen Sandes über den Boden — im nächsten Augenblick war die behende Gestalt auf der Gasse.

„Die," sagte Malchus, ihr voll Bewunderung nachblickend, „die spricht sich aus — wenn ich nur auch so einer wär'!"

Der arme Sünder schnarchte längst mit einem Behagen, um das ihn ein Gerechter hätte beneiden können, als er plötzlich mitten in der Nacht laut angerufen und kräftig geschüttelt wurde. Schlaftrunken sperrte er die Augen auf; da stand sein Herr in der Zipfelkappe, das Licht in der Hand, «in Fußende des Bettes.

„Mein lieber Malchus," sprach er, „in Anbetracht unserer heutigen Unterredung erfahre folgende Idee: Du mußt Heirathen! Aber mit den hiesigen Mädchen ist nichts; ich kenne keines, das im Stande wäre, unsere Lehre zu begreifen. In Deiner Ehe aber muß natürlich der Hauptpunkt die Hauptsache sein, und Du mußt Kinder erziehen, die schon in der Wiege die Gewissenhaftigkeit selber sind. O Malchus, Du glaubst nicht, was für eine wundervolle Idee ich habe! Ich fahre nämlich auf Freiburg und hole Dir die Braut — ich hole sie aus der Salzgasse — denn sicherlich hat jenes herrliche Mädchen geheirathet und Töchter bekommen mit eben solchen klugen Stirnen. Uebermorgen reise ich; denke Dir, was für eine Zukunft sich vor uns aufthut! Träume von ihr — träume von ihr, mein Sohn!" sprach Herr Jakobäus Meyer mit aufgehobenem Zeigesinger und schlurfte in seinen Schlappen von bannen.'

Malchus aber ließ das Träumen bleiben; das Kinn auf die emporgezogenen Kniee gestützt, sann er über die Zukunft nach, welche ihm sein Herr in Aussicht stellte, und kam zu dem Schluß, daß sie nicht nur nichts Verlockendes, sondern geradezu etwas Abschreckendes für ihn hatte.

„Nein," erklärte er, „nein, ich halt' diese Verlogenheit nicht länger aus — es ist mir Alles eins — Alles eins — ob's einen Teufel giebt oder keinen — ob ich in der Hölle braten muß, oder von dem Welt' gewissen zerschmettert werde — jeder Zustand ist mir angenehmer, als der meiner Verlogenheit."

Er wollte in der Morgenfrühe das Haus verlassen; allein Herr Jakobäus Meyer hielt ihn am Rockschoß fest. Der alte Herr war schon mit dem ersten Grauen des Tages aufgestanden. Was er an Wäsche besaß, lag in seinen beiden Stuben auf Tischen, Stühlen und Comoden ausgebreitet; vier verstaubte Holztruhen hatte er im Schweiße seines Angesichts vom Boden herunter geschleppt.

„Wo willst Du denn hin," fuhr er Malchus im aufgeregtesten Tone an, „wir haben ja alle Hände voll zu thun mit dem Packen! Zwei weiße Westen sind noch bei der Wäscherin, ich habe nur vier; wie soll ich mit vier weißen Westen in Freiburg auskommen. Es ist entsetzlich! Wenn nur endlich das Xaverle kam! Es müßte gleich zur Wäscherin rennen. Auch mit den Stiefeln ist's fatal; stelle sie einmal in Reih und Glied hier mitten in die Stube ^- die, welche mir am bequemsten waren, Hab' ich neulich so einem verfluchten Kerl geschenkt — sie mittern's aber auch immer; ich brauch' nur ein Paar gut ausgetragene Stiefel zu haben, gleich steht einer da und hat keine."

Mit dem Schlage fünf erschien das Xaverle.

„Na, was giebt's denn da!" schrie's auf beim Anblick der Unordnung und des aufgeregten Herrn Jakobäus.

„Du mußt gleich fort." rief dieser, „zur Wäscherin, ich müßt' die zwei weißen Westen haben — 's vressirt — ich fahr' auf Freiburg — ich hol' den, Kerl dort die Braut."

„Da haben wir's," seufzte Xaverle und sank auf den nächsten besten Stuhl.

„Jetzt macht sich's die Creatur noch lange bequem," entsetzte sich Herr Jakobäus; „Hab' ich nicht gesagt, 's vressirt?"

Xaverle schnellte auf und fuhr wie der Blitz' zur Thürs hinaus. Malchus stand immer da, die Hände in den Taschen und starrte auf die Stiefel. Plötzlich hörte er's im Laden draußen „pst, pst!" rufen.

Er ging hinaus.

„Ich weiß ja gar nicht," schluchzte ihm Xaverle händeringend entgegen, „weiß ja gar nicht, was ich bei der Wäscherin soll."

„Zwei Westen!" würgte er heraus, und nun heulten sie miteinander ein herzbrechendes Duett und schauten sich durch ihre Thränen an, und ihre ganze Liebes- nnd Schmerzensgeschichte fand ihren Ausdruck in einer Bewegung des Daumens, womit Malchus nach der Stube zeigte, und einem Nicken des Mädchens, das genau begriff: hier bleibt nichts Anderes übrig als gehorchen.

Des Nachmittags entfernte sich Herr Jakobäus Mayer, um sich, wie er sagte, einen neuen Hut für das Abenteuer zu kaufen. Unterwegs begegnete ihm ein Holzfäller, den er gut kannte — die Annen waren alle seine guten Bekannten — und also sah er's dem Mann gleich an, daß er was auf dem Herzen hatte.

„Was giebt's?" fragte er stehen bleibend, „Ihr schaut ja drein wie ein verdrießlicher Regentag."

„Der Mann zuckte die Achseln: „Ich Hab' halt schon wieder eine Leich' — das Sterben frißt mir meinen ganzen Verdienst auf — erst legt sich der Vater hin, dann die Mutter, hernach die Schwester und jetzt — 's Kind; die Armuth macht Einen so hart, daß man nimmer heulen kann über deni Gedanken: wie soll ich's zahlen?"

„Jakobäus, und Du willst Dir einen neuen Hut kaufen, wo's gar nicht nöthig ist!" sprach des allen Herrn Gemissen, und er zog den Beutel.

„Heult, guter Freund, hier ist's Geld für die Leich' — wie alt mar das Kind?"

„Erst zwei Jahr," erwiderte der Mann, „ein herzig Ding, 's hat sich so gefteut, wenn ich heimgekommen bin" — er wischte sich mit dem Aermel über's Gesicht — „ich dank' Ihnen auch, Herr Jakobäus Mayer, ich Hab' schon geglaubt, ich bin ein Unmensch."

Der alte Herr ging weiter; er kam immer daher wie aus einer Welt der Ordnung und Sauberkeit, der Pünktlichkeit und des Wohlwollens, und jeder Vorübergehende grüßte ihn mit einem komischen Gemisch von Hochachtung und Vertraulichkeit. Er trat in eine Hintergasse und von da in ein keines Häuschen, aus dem ihm der fröhliche Gesang höchst ungeschulter Kinderstimmen entgegentönte, die aber augenblicklich verstumtten, als Jakobäus Mayer gebückten Hauptes über die Schwelle trat. Diese kleine Schaar behandelte ihn ganz als ihresgleichen, oder vielmehr als eine wandelnde Düte, denn in seine Rock- und Hosentaschen fuhren sofort ein Dutzend kleiner Hände, und heiter lachende Augen strahlten zu ihm empor. „Man ist seines Lebens nicht mehr sicher," brummte Jakobäus und streute einen Regen von Zuckererbsen über die Häupter der Kleinen hin, „so — und damit Ihr seht, daß es fertig ist —" er zog alle Taschen heraus, sogar die der Weste, und trat dann, Uhr und Schnupftuch in der Hand, vor die Lenderin hin.

„Nämlich, ich habe eine Idee, ich reise in Herzenssachen, und Ihr werdet mich ein paar Tage nicht sehen, Laverle hat's Euch wohl schon erzählt."

„Kein Wort," erwiderte die Frau, „'s war heut' besonders eilig." „Es handelt sich um Malchus, ich will dem Malchus eine Frau holen."

„JhrZ"

„Ja, ich! weil ich am besten weiß, was er für eine braucht," ereiferte sich der alte Herr und fing an durch die Stube zu rennen, wobei er alle Augenblick über ein Kind stolperte; „er braucht eine, die meinen und seinen Grundsätzen entspricht, die im Stande ist uns zu verstehen, die denkt, wie wir denken, und handelt, wie wir handeln — jawohl Lenderin!"

„Hab' ich Euch denn widersprochen, daß Ihr so schreit?" fragte sie.

„Natürlich habt Ihr — Eure Augen — als ob die jemals zu einer meiner Ideen jo/ gesagt hätten — wenn einer den heiligen Thomas malen will — emvfehl' ich ihm Eure Augen."

„Jakobäus, so setzt Euch doch," unterbrach sie ihn, „seht Ihr denn nicht, daß die Kinder sich einen Spaß daraus machen. Euch unter die Beine zu rennen?"

„Ja richtig," meinte er, sie wie abtittend anschauend, „ich habe ja nur einen herzlichen Abschied von Euch nehmen wollen."

Sie schüttelte den Kopf. „Der Malchus kommt mir aber gar nicht vor, als wollt' er eine Frau von so weit her; den schraubt Ihr hinauf, dein ist's gar nicht wohl in seiner Haut, das seh' ich durch's Fenster."

„Dem Malchus," schrie der alte Herr, „durch's Fenster — wenn etwas sicher ist auf dieser Welt, ist es das: der und ich sind eins — der nimmt die Frau, die ich ihm Vorschlag' — er nimmt sie, weil er weiß, mich bestimmt nichts Anderes als der Hauptpunkt."

„Der ist noch Euer Unglück," erklärte die Lenderin, „er macht Euch blind und taub; Gott steh' mir bei, wenn ich den Hauptpunkt aus Euerm Leben wegputzen könnt'."

„Meine Idee aus meinem Dasein wegputzen!" kreischte der alte Herr, kirfchroth vor Zorn, „wißt Ihr denn, was Ihr sagt? — begreift Ihr denn

— nichts begreift Ihr — aber eines Tages, es kommt der Tag, da wird sie triumphiren, meine Idee — und Ihr werdet — werdet's hoffentlich erleben."

Er rannte davon, und die Lenderin schickte ihm einen Buben nach, der ihni die heraushängenden Taschen in den Rock stecken mußte.

Herr Jakobäus wandte den Schritt zur Allee, welche hinter dem Städtchen^den Rhein entlang führte; hier mar es einsam, still und luftig. Kaum sah ihn jedoch der Sternenmirth, dessen Hinterhaus auf die Allee mündete, als, er, wie immer >unterhaltungsbedürftig und hemdsärmelig, dem Herm Jakobäus nachgekeucht kam.

„Du kommst zur guten Stunde," brummte der Philosoph, „ich bin geladen."

„Also ich war krank," verkündete der Sternenmirth, „und wer mich kein einziges Mal besucht hat, das warst Du."

„Und wer am Charfreitag fastet zum Umsinken," erwiderte Jakobäus, „und am Ostersonntag sich's schmecken läßt, daß er fast dran stirbt, der ist in meinen Augen ein Mensch, dessen Krankheit mich nicht interessirt."

„Also es ist mir nur ein Stückchen Lachs in der Kehle sitzen geblieben," erklärte der Sternenmirth,

„In der Kehle!" schrie Jakobäus, „Dir wird ein ganzer Lachs im Magen gesessen haben! Pfui Teufel, Sternenmirth, wie muß es in Deinem Gewissen aussehen, das nie im Einklang steht mit den Anforderungen des Hauptpunktes? das nicht weiß, was frohlocken ist."

„Also wer sagt das," ereiferte sich der Sternenmirth; „in mir frohlockt's freilich — also wenn mn's schmeckt, oder wenn der Wein gedeiht

— und oder auch zum Beispiel —"

Herr Jakobäus hatte, während der Sternenmirth sprach, auf den Rheinstrom hingeschaut, der sonnenbeschienen dahin glitt. Plötzlich stieß der alte Herr einen Schrei des Schreckens aus, mit beiden Händen auf Nord und Cüd, I.,, 20

die Wellen zeigend, aus denen ein geisterhaftes Antlitz auftauchte und eben so schnell wieder verschwand. Im nächsten Augenblick hatte sich Jakobäus seines Rockes entledigt und war mit einem Satz im Wasser.

„Im Namen Gottes," brüllte der Sternenmirth und plumpste ihn, nach.

Eine Weile kämpfte ein verworrener Menschenknäul in den Wellen, dann zogen diese allein weiter, und das weiße Haupt des Herrn Jakobäus Mayer tauchte aus dem Wasser auf und that einen tiefen Atheinzug: gleich darauf erschienen die beiden Anderen auf der Oberfläche: eine Sandbank war ihre Rettung gewesen.

Das Wasser ging aber immer noch hoch genug, und nur Jakobäus vermochte bequem darüber weg zu sehen; der Gerettete war halb bewußtlos, und der unglückliche Sternenmirth vermochte seiner Dicke wegen nicht festen Fuß zu fassen.

Wie mit Klammern hielt Jabokäus die Beiden fest.

„Zum Teufel, was springst Du denn in's Wasser, wenn Du nicht schwimmen kannst," suhr er, sobald er wieder sprechen konnte, den pustenden Sternenwirth an.

„Also bildest Du Dir vielleicht ein, Du grober Mensch, ich lasse Dich vor ineinen Augen ersaufen," keuchte dieser, „also Hülfe, Hülfe, das Wasser nimmt mich — o lieber Jakobäus, halte mich fest — also im Mai im Wasser bis an den Hals, und Niemand, der uns sieht — also wer ist denn der Kerl, der verfluchte, der uns das eingebrockt —" „Nichtig," sagte Jakobäus und wandte sich links, „wer ist's?" „Ach ich, Herr Jakobäus Mayer," greinte Malchus: „ich bitt' sehr um Entschuldigung, Herr Jakobäus Mayer —"

„Was," fuhr dieser auf, „und der Laden — und keiner auf seinem Posten, ja, das sind mir ja schöne Geschichten — das" —

„Also ich bin schon ganz steif, und der Mensch jammert um seinen Laden, Hülfe — Hülfe — also Vaterunser —" ächzte der Sternenwirth.

Jakobäus ließ ein wenig los und der dicke Mann schnellte erst ein Stück in die Höhe und versank gleich darauf unter Wasser.

„Hülfe, Hülfe," heulte er, „also — Gott, mein Leben steht in Deiner Hand —"

„Entschuldige, in meiner," erklärte Jakobäus, „ich brauch' Dich nur los zu lassen, und Dein Fett treibt Dich den Rhein hinunter —"

„Also ja," pflichtete ihm der Sternenwirth bei; „also ich bin ein unmäßiger Mann, und ich will gleich ersaufen, wenn ich mich nicht bessere — o Du Muster von Mäßigkeit, lieber Jakobäus, also hilf mir schreien um des Himmelswillen, denn ich halt' nimmer länger aus —"

Als bald singen sie alle Drei an ihre Stimmen zu erheben und zwar mit der ganzen Kraft ihrer Kehlen und hörten nicht auf bis endlich ein Mensch die Köpfe über der Wasserfläche entdeckte.

Das Rettungsmerk ging vor sich; das halbe Städtchen stand am Ufer, als der Fischerkahn mit den Dreien landete.

„Nur gleich einen heißen Grog für den Sternenwirth," sagte Jakobäus zu der Frau des Letzteren, die ihren triefenden Gatten heulend umschlang

— „marsch vorwärts, es ist keine Zeit zu Auseinandersetzungen jetzt — in's Bett mit Dir, Malchus, ich komme gleich nach —"

Er selbst ging mit in den Sternen, deckte den Wirth bis an die Nase zu, reichte ihm den Grog und schied mit den Worten:

„Nun schwitz', Alter; menn's Dich aber doch nehmen sollte, so kannst Du wenigstens mit dem Bewußtsein hinfahren, mit dieser einen That das Weltgeivissen versöhnt zu haben."

Mitten in der Nacht, — Herr Jakobäus hatte ein paar Stunden eines erquickenden Schlafes genossen — fiel ihm plötzlich ein: Ja, wie zum Kuckuck kam denn eigentlich der Kerl in's Wasser?

Er stand auf, zündete sein Licht an und wanderte hinüber; schon betrat sein Fuß die Schwelle von Malchus' Schlafkammer, als ein lautes Schluchzen des alten Herrn Ohr traf: Er blieb stehen: Hat er am End' ein Fieber —

„O Xaverle, hieß es drinnen, nicht einmal sterben soll ich — nun holt er mich gar aus dem Wasser — und jetzt ist Alles aus zwischen uns

— O Xaverle, Xaverle, alles ist aus!"

Leise auftretend verfügte sich Herr Jakobäus in sein Schlafzimmer zurück.

„Hm, hm, kenn' einer die Welt und die Menschen aus — hm, hm

— ein so eminenter Kopf und schnurstracks in's Wasser aus Liebe zum Xaverle — Teufel noch einmal — ja Himmeldonnerwetter, wer hat ihn denn eigentlich hineingejagt — du Jakobäus — ja ja, nur hübsch eingestanden

<div>Die Hoffnung bleibt besteh'n!</div>	
Martin Greif.	
von	
<div>Rarl Schiffner.</div>	
<div>— Graz. —</div>	

ohl selten ist in unseren Tagen über den Werth und das Talent eines noch lebenden Dichters ein so heftiger Streit entbrannt, wie bei Martin Greif. Auf beiden Seiten finden wir bedeutende Männer, welchen weder blindes Vorurtheil, noch leichtfertiges Urtheil vorgeworfen werden kann. Wir wollen hier diesen Streit keineswegs schlichten, sondern versuchen, den Dichter auf neuen Wegen zu verstehen.

Martin Greif ist am 18. Juni 1839 als der Sohn eines höheren Regierungsbeamten zu Speyer geboren. Von früher Zeit beherrschte ihn nur eine Neigung — Soldat zu werden, die mit der Uebersiedelung seiner Eltern nach München neue Nahrung bekam. 1357 wurde er Artilleriecadett in dem bairischen Heere, 1859 Lieutenant. Zeitweilig trat er in Disponibilität zurück, um sich humanistischen Studien zu widmen; 1865 unternahm er jene kühne und abenteuerliche Reise nach Spanien, um das dort spurlos verschwundene Ehepaar Hoffmann aus Nürnberg zu suchen, und wurde dadurch für einige Zeit der Held des Tages. 1866 stand er im bairischen Heere gegen Preußen und nahm ein Jahr später den Abschied, um ganz dem neuen Berufe zu leben, den er erst spät als seinen wahren erkannt hatte. Allmählich nämlich war in seinem Wesen ein völliger Umschwung eingetreten: er mar zum Träumer, zum Dichter geworden, und dadurch oft genug mit seiner äußeren Stellung in Zwiespalt gerathen; endlich reifte in ihm der Entschluß, nur als Schriftsteller wirken zu wollen. Oldenbourg in München war bereit, seine Gedichte zu verlegen, wofern Geibel sie günstig beurtheile. Greif legte sie dem Gefeierten vor. „Ihre Verse sind recht nett," sagte dieser, „und werdm gewiß in Freundeskreisen ganz gut gefallen. Natürlich für das große Publikum, für eine strenge Kritik . . ." Greif mußte genug, wollte aber ein ganz bestimmtes Urtheil. Da wies Geibel auf die flackernden Flammen im Ofen und sprach: „Nun, wenn Sie das wollen, so ist es das Beste. Sie werfen dieselben da hinein: dann haben Sie die Sache hinter sich."

Kein Wunder, daß Greif an seinem Können irre ward. Erst Adolf Bayersdorfer, der feinsinnige Kunsthistoriker, erkannte sein großes Talent im vollem Umfange und nannte ihn einen „elementaren Lyriker," also ursprünglich und frei von Anempfindung. Er munterte ihn auf, es bei Cotta zu versuchen. Greif reiste selbst nach Stuttgart, wo Eduard Mörike sein Talent selbst gerne anerkannte. Nun galt es noch Cottas Hauptbeirath Klaiber, den Schrecken aller jüngeren Versemacher, zu gewinnen. Als dieser erfuhr, um was es sich handle, nahm er Greif sehr kühl und zurückhaltend auf; aber, als er mehrere Lieder gelesen hatte, war er gewonnen und verkündigte dem harrenden Dichter sein Glück mit den Worten: „Sie kommen zu Cotta".

So erschienen 1868 die ‚Gedichte von Martin Greif‘, aber sie konnten lange keinen Erfolg erringen. Erst 1881 wurde eine zweite Auflage nöthig; jetzt liegen sie bereits in der fünften, bedeutend vennehrten, vor.

Viele Beurtheiler fanden die Gedichte schwach, alltäglich, kunstlos in der Form und fehlerhaft in der Sprache und begriffen nicht, wie andere von diesem „Gestammel" doch so viel Wesens machen konnten. Wer sie aber mit unbefangener Seele liest, zu dem reden sie eine wunderbare Sprache. Greifs Stoffe sind vielfach alltäglich, aber nicht seine Art, sie anzuschauen. Er vermeidet fast inner Reflexionen, nur manchmal knüpft er solche an Naturerscheinungen auf dent dichterischen Wege des Vergleiches. Der unendliche Himmelsraum über uns mit seinen wandelnden Wolkengebilden, mit seinen Gestirnen; die allbelebende Sonne, welche die Tagesund Jahreszeiten bestimmt und beeinflußt; der wechselnde Mond und die Sterne, welche das schaurige oder heimliche Dunkel der Nacht erhellen; das Walten und die Pracht der Natur, die uns umgiebt, die Elemente in ihrer Größe, die unser Dasein freundlich oder feindlich bestimmen, endlich das kleine Menschenherz mit seinen dunklen Gemüthstiefen mit feinen Leidenschaften und feiner Liebe — das sind die Hauptstoffe seiner Lyrik. Ihre Darstellung ist frisch und farbenreich, dabei schlicht und maßvoll; viele feiner Lieder schließen mit einer ahnungsvollen Andeutung, die mächtig wirkt, weil sie kräftig angeschlagen in der Seele des Lesers voll austönt. Uebermüthiger und feuchtfröhlicher Humor ist ihm ebenso fremd, wie strafende Satyre; Liebe und Naturbetrachtung walten vor. Manchmal findet er für heiteren Lebensgenuß ein beredtes Wort, öfter aber für stille Wehmuth, die gestaltlos aus dunklen Seelentiefen auftaucht; sein Schmerz gibt sich nicht leidenschaftlich, sondern er dämpft ihn gerne herab zu leis' verhallendem Klagelaut. Trotzdem ist er kein Weltflüchtling. Für ihn besteht Wischen Natur und Menschen kein schroffer Gegensatz; er empfindet kein Sehnen nach ihr, wie der sentimentalische, sondern er lebt und webt ganz in ihr, wie der naive Dichter.

Seine Phantasie umfaßt also zunächst das gesammte Naturleben an sich, oder in Beziehung zu seinem Gemüthsleben im besonderen, oder zum Menschenleben in objectiver Allgemeinheit. Zur ersten Gruppe gehören die trefflichen „Naturbilder", die größtentheils ein ganz allgemeines Gepräge, oder das unserer süddeutschen Heimat tragen; einige weifen auf die spanischen und italienischen Fahrten hin. Seine Person tritt meist ganz zurück, das Stumme und Unbewußte bekommen Leben und Gefühl, seine mächtige Einbildungskraft verwandelt Zustände in Handlung, Anschauung in Andacht.

Viel subjectiver ist M. Greif in seinen „Liedern". Hier tritt sein Gefühl oft stark hervor. Inneres und Aeußeres, Seelenleben und Landschaft klingen zusammen, Natur und Liebesgefühl verketten sich. Noch lieber scheint er aber sremde Gefühle zu begreifen und zu gestalten, oft sogar die mehrerer Personen zugleich. Solche Lieder sind dann dramatisch der Form, lyrisch dem Inhalt nach. Diese Art pflegt er besonders in seinen „Romanzen", in welche er fast immer aus fremden Personen herausspricht. Dann versenkt er sich tief in das Leben nicht reflectirender Naturmenschen. Der Bauer, der Hirte, der Jäger, der Handmerksbursche, der Soldat, das Matrosenliebchen, die Soldatenbraut, ahnungsvoll liebende, abergläubische Mädchen, die Treue, die Hingebende, die Gefallene, die Verlassene, sie alle stehen mit greifbarer Deutlichkeit in ihrer ganzen Eigenart vor uns.

Hier wollen wir dem einen oft gehörten Vorwurf begegnen, daß die äußere Form seiner Gedichte mangelhaft sei. Greif hat ein reines Sprach- und Formgefühl, das sich überall in seinen lyrischen und dramatischen Dichtungen zeigt. Dies wird aber zum Theil anders in jenen Liedern, wo er aus einer fremden Rolle heraus spricht. Da hört der schöne Fluß der Verse auf, der Ausdruck wird holperig, der Inhalt oft hausbacken und läppisch, auch mundartliche Wendungen schleichen sich ein. Das beruht nun keinesweges auf dichterischem Unvermögen, sondern vielmehr auf dem Streben, seine Menschen genau so sprechen zu lassen wie sie denken und fühlen.

Wie geläufig ihm übrigens verschiedene Formen sind, das erkennt man auch aus seinen „Balladen", „Sinngedichten" und „Widmungen". Nur orientalische Formen fehlen, wie ihin überhaupt die halb betrachtende, halb beschauliche Lyrik fremd ist. Wohl aber finden mir schön gebaute Sonette, auch fließende Hexameter und Distichen; Vorzügliches leistet er auch in sreien Rhythmen, in welchen er prächtige Hymnen geschaffen hat. Religiöse oder philosophische Gedankenlyrik pflegt er nirgends; er ist fromm, aber nicht kirchengläubig. Bei ihm hört eben das Lied niemals auf. Selbstzweck zu sein; daher verschmährt er wohl die politische, aber nicht jene Lyrik, die einer kräftigen und warmen nationalen Gesinnung Ausdruck verleiht. Seine „Deutschen Gedenklblätter" bieten dafür den besten Beweis; sie sind seinem tiefsten nationalen Empfinden entquollen.

Wir haben bei der Betrachtung der Gedichte Greifs gefunden, daß in ihm der Drang nach objectiver Ablösung seiner Gestalten von seinem Ich zeitweilig sehr rege wird. Bei einer solchen Richtung seines Talentes mußte neben dem Lyriker auch der Dramatiker zur Geltung kommen, wofern sich eben seine Bildnerkraft mächtig genug ermies. Und dies mar der Fall, freilich nicht in frühester Zeit, aus der wir nur ein lyrisch dramatisches Gedicht „Hans Sachs" (1866) besitzen. Dieses sollte bei der Preisbewerbung, die das Münchner Volkstheater ausgeschrieben hatte, den ersten Preis erhalten. Ein Beisitzer jedoch erhob Einsprache dagegen, weil ihm Deinhardsteins „Hans Sachs" dabei stark benutzt schien, den Greif gar nicht kannte. Beide Dichter hatten nur zufällig aus derselben Quelle geschöpft.

Erst in den siebenziger Jahren trat Greif mit vollen Dramen hervor, deren Bedeutung der selten irrende, feinfühlige Laube sofort erkannte. Es waren drei Trauerspiele, die in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen an's Licht traten: „Marino Falieri" wurde 1873, „Corfiz Ulfeldt" 1875, „Nero" 1876 am Wiener Stadtheater wiederholt und mit großem Beifalle aufgeführt. Das Publikum lernte hier Greif auf einmal von einer ganz neuen Seite kennen und suchte begierig in den Dramen nach dem — Lyriker; jedoch ziemlich vergebens, denn er ist mit sogenannten lyrischen Stellen im Drama sehr sparsam gewesen. Man hört wohl sonst häusig die Meinung, daß ein ausgesprochen lyrisches Talent im Drama an der verschwommenen Charakteristik der Personen erkannt werde; aber dies war hier nicht der Fall. Greifs Gestalten, sowohl Männer als Frauen, Hauptund Nebenfiguren finden wir mit großer Sorgfalt und Menschenkenntniß, anschaulich und lebenvoll gebildet. Auch ein anderer Vorwurf, den man gegen Dramatiker mit ausgesprochen lyrischem Talente erhebt, daß ihnen nämlich eine größere Handlung unter den Fingern zerfließe, trifft hier nicht zu, denn seine Dramen zeigen meist streng geschlossene Einheit im Aufbau und in der Entwicklung.

Diese und ähnliche Beobachtungen, drängen zu einem Ergebniß, das mit der verbreiteten Ansicht stark im Widerspruch stehen dürfte: Greif besitzt eine vorwiegend dramatische Kraft. Prüfen wir auf die Richtigkeit dieser Annahme hin seine Lyrik. Diese erscheint oft karg bis zur Trockenheit, knapp bis zur Dunkelheit; Gefühl und Empfindung finden sich meist nur kurz angedeutet; es läßt viel errathen, verschweigt vieles ganz, weil es eben unsagbar ist und durch keine Sprachmusik auch nur annähernd so ausgedrückt werden kann. Gerade darum bewegen aber viele seiner Lieder so tief. Auf den Dramatiker weist auch das Zurücktreten seiner Person in den Naturbildern und besonders jene Lieder, in welchen er aus fremden Rollen heraus spricht.

Von diesem Gesichtspunkte aus begreifen wir auch das harte Urtheil Geibels vollkommen. Diesen zog vor allem das subjective Element, die lyrische Beichte, der Ausdruck des Empsindungslebens an. Daher mußte ihn eine so ganz andere Natur fremd berühren. Uns zeigt jenes Erlebniß aber deutlich, welche feinen, aber doch völlig trennenden Unterschiede innerhalb derselben Dichtungsgattung vorhanden sein können, ohne daß darum die Größe des einen Dichters auf Kosten des anderen geschmälert zu werden brauchte.

Geibel trat als Schüler Platens hervor; beide hatten unendlich viel von der Antike gelernt. Greif dagegen ging von Goethe, Uhland, Mörike aus; diese hatten aus dem Urquell des Volksliedes geschöpft. Als Dramatiker hat er manches mit Grillparzer gemeinsam, der als eine ebenfalls nicht reflectirende Natur seinem Wesen innig verwandt mar. Während seiner mehrmaliger längeren Wiener Besuche fand er in Laube einen mahrhaft väterlichen Freund und treuen Berather, dem er auch ein dankbares Andenken bewahrt.

Wir wollen hier noch auf ein Merkmal in den Dramen Greifs verweisen, das er mit Grillparzer theilt. Wie dieser sieht auch er während des Dichtens genau seine Gestalten auf der Bühne handeln und unterläßt deshalb manches zu sagen, was die Gebärde des Schauspielers einfacher ausdrücken kann. Daher rührt auch die oft gerügte Magerkeit seiner drei ersten Dramen, die eben nur als Bühnendramen gedacht und geschaffen sind. Mit Grillparzer theilt er auch das Schicksal, daß ihm die norddeutschen Bühnen bisher verschlossen blieben, während Wien, München, Prag nnd Brünn seinem Talente gerecht wurden. Greif ist zwar eine ausgesprochene süddeutsche Natur; aber sollen sich heute Nord und Süd noch immer so schroff gegenüber stehen, wie vor einem halben Jahrhunderte? Wir glauben eher an die Ungunst anderer Verhältnisse.

Mit seinem Trauerspiele „Marino Falieri" hat er einen oft vermertheten Stoff von manchen neuen geschichtlichen, künstlerischen und sittlichen Gesichtspunkten glücklich wiederbehandelt. Um die Gestalt des greisen aber noch immer jugendfrischen, leidenschaftlichen und dennoch würdevollen Dogen gruppiert Greif mit fester Hand die übrigen Personon. Spiel und Gegenspiel messen in lebendigen Kampfe ihre lange fast gleichen Kräfte; endlich bewirkt ein Zufall den Umschwung und den Untergang des Helden, der eine doppelte Aufgabe zu lösen sucht: Die übergreifende Macht der ihm feindlich gesinnntn Inquisitoren zu brechen und die Ungebühr eines verrotteten Adels zu bestrafen, dem selbst die Familie nicht mehr heilig ist. Das Hauptgewicht liegt unstreitig auf der Sühnung der Ehre des Hauses und der Familiensitte. Dreimal wird dieses Motiv bedeutsam verwendet: Steno hat die Frau des Dogen beleidigt und diesem den entehrendsten Schimpf angethan; Dandolo hat dem Weibe des Arsenalmeisters Jsarel nachgestellt und ein anderer Adeliger die Tochter des Bildhauers Calendaro zerstört und in den Tod getrieben. Die Inquisitoren sind auf Seite des Adels und gegen diesen ungerecht milde. Deshalb schafft der Doge sich und seinen Bürgern Sühne im offenen Kampfe. Hierin liegt zugleich seine Schuld, daß er das Recht in der Bekämpfung des einen Theils seiner Unterthanen durch den anderen sucht und sich an die Spitze der Verschwörung stellt. Um das düstere Bild durch ein lichteres Gegenstück zu erhellen, zeichnet Greif das traute Familienleben des Dogen mit großer Gemüthswärme und hat mit besonderer Feinheit das Verhältniß der kindlich reinen Dogaressa zu ihrem alternden Gemahls behandelt. Der Umschwung tritt durch einen Zufall ein, aber durch einen tief tragischen. Des Dogen eigene Tochter verräth die Verschwörung, indem sie den vermeintlichen Liebhaber ihrer Schwester warnen will; zu spät sieht sie ihren Jrirthum ein. Diese Tragik des Zufalls wird von Greif oft und gerne verwendet; man kann sie auch nicht aus dem Drama verbannen, da sie im Menschen und Völkerleben eine so große Rolle spielt. Daß er sie verwendet, kann man ihm also nicht zum Vorwürfe machen, sondern nur, daß sich der Umschwung nicht im Inneren des Helden vollzieht. Trotzdem ist dieses Werk bedeutend und bühnenwirksam.

Anders verhält er sich mit seinem nächsten Trauerspiele, dessen Stoff der dänischen Geschichte entnommen ist: „Corfiz Ulfeldt." Dieser ist ein großartig angelegter Mensch mit wenig einnehmenden Eigenschaften. Bei Marino Falieri wird mehr die Gemüths-, bei Ulfeldt mehr die Willensseite betont. Der Dichter stellt ihn getreu der geschichtlichen Überlieferung als hochfahrend, rücksichtslos und selbstisch hin. Die Tragik seines Lebens besteht darin, daß er der Tücke und Kleinlichkeit von Menschen unterliegt, die nicht entfernt an ihn heraufragen. Sein Streben ist im Grunde edel, was Greif stellenweise durchblicken läßt: Er will sein Vaterland groß und stark machen. Er thut es aber nicht in so selbstloser Weise, wie etwa Marino Falieri, sondern um zugleich seinem Ehrgeize zu genügen, der sich bald zur verzehrenden Leidenschaft entwickelt, daß er sein Ziel auch dann noch verfolgt, als es bereits nur mehr durch den verzweifelten Kampf gegen sein Vaterland erreicht werden kann. Obgleich die geschichtlichen Ereignisse im Vordergrund stehen, ist doch der Charakteristik der Personen, besonders des Helden große Sorgfalt zugewandt. Der Dichter arbeitet wie sonst, auch hier gern mit großen Gegensätzen; schon Ulfeldts Leben ist reich an solchen. Als Schöpfer des Bündnisses mit Holland steht er zu Anfang des Stückes auf dem höchsten Gipfel seiner Macht, dann wird er durch die Ränke des erbärmlichen Sehstedt allmählich dazu gedrängt, seine Stelle als Neichshofmeister niederzulegen und wird dadurch jedes Einflusses beraubt. In diesem Zustande tiefster Erniedrigung willigt er, von Ehrgeiz getrieben, in den Vorschlag des schlau berechnenden schwedischen Gesandten ein und führt als Oberbefehlshaber, das schwedische Heer siegreich nach Dänemark. Die Schweden mißtrauen ihm aber, schließen einen günstigen Frieden und geben ihn preis. Von beiden Theilen geächtet, flüchtig, schutzlos und vogelfrei endet er durch Selbstmord. — Der Stoff ist also, wie der Held einer dramatischen Gestaltung sehr günstig. Um Ulfeldt aber nicht allein als Staatsmann und Feldherrn sondern auch als Menschen uns näher zu bringen, hat Greis auf seine Beziehungen zu Weib und Kind Gewicht gelegt. Leonore, seine stolze, aber edle und aufopfernde Gattin, welche zur herrschsüchtigen und niedrig denkenden Königin Sophie Amalie in lichtem Gegensatze steht, tritt dreimal bedeutsam und mithandelnd in den Vordergrund: zuerst, um ihren Gatten zu warnen vor einem Bündnisse mit den Schweden; dann, als dieses geschlossen und eine Umkehr unmöglich ist, um seinem Willen zu gehorchen und ihm ohne Wanken zu folgen, endlich nachdem alles verloren ist, um als Gefangene den Flüchtigen zu vertheidigen. — Greif läßt, abweichend von der geschichtlichen Ueberlieferung, den Helden durch einen Zufall enden. In der finsternen Nacht hält er die zu seiner Rettung heranziehenden Söhne für Häscher und um diesen nicht in die Hände zu fallen, erdolcht er sich. Also wieder ein Zufall, aber gewiß tragisch und sehr bühnenwirksam.

In dem dritten Trauerspiele „Nero" behandelt Greif einen Stoff, der einer dramatischen Gestaltung weniger günstig ist, als einer epischen, und einen Charakter, welcher weder groß im Guten, noch imponirend im Schlechten ist. Daß Greif einer der seltenen Dichter ist, die sich mit einer oft peinlichen Genauigkeit an die Geschichte halten, erschwerte ihm gerade bei diesem Werke seine Arbeit besonders. Aber wie fast durchweg, so ist es ihm auch hier gelungen, den Stoff so zu bilden, daß er geschichtlich wahr blieb und zugleich dichterisch wirksam wurde. Auch die in dem „Nero"-Stoffe besonders naheliegende Gefahr der Effekthascherei, der andere nicht ganz entgangen sind, suchte Greif zu vermeiden, begab sich aber dabei mancher Vortheile. Sein Nero ist nicht der willensstarke, treibende Held, dessen grauenhafte Größe zugleich Abscheu und Verwunderung

einflößt, sondern der maßlos begehrende zügellose Mensch, wie ihn Tacitus geschildert hat. Er steht zwar in der Mitte der Handlung, aber die treibenden Gemalten sind auf der einen Seite die dämonische, schöne Verbrecherin Povpää und ihr ennischer Helfershelfer Tig ellin, auf der anderen Seite die herrschbegierige, aber hoheitsvolle Agrippina, die ihre größten Verbrechen aus blinder Mutterliebe beging. Neben diesen Personen wird dieser Nero ohne einnehmende und imponirende Eigenschaften stark gedrückt. Leidenschaftlich, rasch gereizt, blind entschlossen, und doch bald wieder wankend ist er ein Mensch, auf den selbst nur die Hälfte seiner Schuld fällt, unter deren Last er im Wahnsinne zusammenbricht. Um diesem Werke also völlig gerecht zu werden, müssen mir die ersten drei Aufzüge als „Kampf um Nero" betrachten, erst in den letzten zwei Aufzügen nehmen wir größeren Antheil an dem Helden und seinem Geschicke. Von gewaltiger Wirkung ist z. B. der Ausbruch seines Wahnsinns im vierten Aufzuge; persönlich näher tritt er uns im fünften, als er von seinen „Freunden" verlassen, flüchtend vor dein heranziehenden Galba, bei klarem Bewußtsein ohne Zagen den Tod sucht.

Mächtig wirkt unter andern die Stelle, wo der einst allgewaltige Nero auf den Leichnam eines Sklaven stößt und diesen um den Frieden des Todes beneidet. Ein Meisterstück wirksam verwendeter Gegensätze und einer wahrhaft tragischen Ironie bleibt aber der dritte Aufzug: Zuerst ein lieblich ausgeführtes Idyll glücklichen Zusammenseins von Mutter und Sohn, dann der tragische Untergang Agrippinens. die noch kurz vorher voll Wonne über die vermeintliche Besiegung ihrer Gegner und voll Hoffnung auf ihre glänzende Zukunft war.

Nero führt seine Rolle mit vollendeter Heuchelei durch. Nur beim Abschiede von der Mutter fühlt er einen Augenblick die furchtbare Last seiner Unthat und die letzte Regung kindlicher Liebe. Diese Stelle giebt in ihrer schneidenden Kürze ein gutes Bild der Dichtweise Greifs. Hier kann ein guter Schauspieler die ganze Größe seines Talentes zeigen. Agrippina: Auf Wiedersehen, mein Theuerer, lebe wohl!

Nero: O Mutter! (Er umarmt Agrippina und lügt sie wiederholt.)

Agrippina: Was bewegt Dich plötzlich so?

Nero: Nichts. — Anicet!

Tigellinus: Er ist schon fort zum Strand.

Nero: (Agrippinens Hand umfassend) Leb' wohl I In Dir nur lebe und regier' ich.
Agrippina: An Deine Liebe glaubt mein Herz so gern.
Nero: (verstört) O Mutter!

Tigellinus: (heimlich zu Nero) Fassung! Du verräthst Dich, Caesar.
Nero: Isich beherrschend) Nach Bauli lad' ich mich zu Dir auf morgen.
Agrippina: War' es schon morgen, und Du wärst bei mir! —

Man hat Greif öfter vorgeworfen, daß seinen Trauerspielen der dramatische Nero fehle. Die Ursache dieser Meinung liegt zum Theil darin, daß bei ihm, entgegen dem gewöhnlichen Herkommen, die Gegensätze nicht mit ihrer ganzen Schroffheit aufeinanderprallen und seine Helden sich auch nicht in leidenschaftlichem Gefühlsausbruche Luft machen. Er legt auch überall auf innere Vorgänge das Schwergewicht und kommt dadurch in Nachtheil einem Publikum gegenüber, das durch die großen Fortschritte unserer Bühnentechnik verwöhnt, fast immer mehr auf äußere Wirkung sieht. Da es auch gerne unaufhaltsam fortgerissen werden will, so findet es an kleinen Auftritten, die Greif mit großer künstlerischer Sorgfalt herausarbeitet, weniger Gefallen. Diese (zum größten Theil scheinbaren) Fehler mußten verschwinden, als sich Greif dem Schauspiele zuwandte.

Das erste „Prinz Eugen" wurde 1880 zum ersten Male am Wiener Hofburgtheater glänzend ausgestattet und mit großem Beifalle aufgeführt und hieranf in Prag, Brünn und München mit gleichem Erfolge niederkholt gegeben. Trotzdem es ein Zugstück zu werden versprach, setzte es Dingelstedt und nach ihm noch hartnäckiger Wilbrandt vom Spielplane des Burgtheaters ab.

Dieses Schauspiel behandelt den glänzenden Sieg, den Prinz Eugen gegen den Befehl des Kaifers errungen hat und dessen Folgen. Karl VI. hätte als Mensch dein Freunde zwar gern verziehen, als Kaiser durfte er aber dein eigenwilligen Unterthanen einen so offenkundigen Ungehorsam nicht hingehen lassen. Die dem Prinzen feindliche Partei möchte die Freunde gern entzweien, bei dem „Kaiser" Karl fällt Eugen in Ungnade, der „Mensch" Karl reicht dem langjährigen Freunde aber die Hand zur Versöhnung und gewinnt den trotzigen Feldherrn in einem künstlerisch und seelisch sehr bedeutenden Auftritte so sehr, daß dieser dem Kaiser öffentlich Abbitte leistet. — Dieses Schauspiel ragt nicht nur durch einen echt dramatischen Inhalt, sondern auch durch seiner trefflichen Charakteristik weit hervor. Gleich vollendet sind der geniale Feldherr und der mildverständige Kaiser geschildert. Um sie gruppiren sich zwanglos die anderen Personen. Obwohl Greif überall die Gemüthsseite des Feldherrn hervorleuchten läßt, so betont er doch auch ganz besonders dessen Genie, das der Gegenpartei ein Dorn im Auge ist.

Nicht weniger als drei Personen stehen zu dieser Seite seines Wesens im Gegensatz: die alten und pedantischen Generale Schlick und Starhemberg, die das Genie hassen, weil sie es nicht begreifen können und General Heister, welcher die klägliche Rolle des verkannten Genies spielt. Dieser in übrigens die einzige Figur in Greifs Bühnenwerken die mit einem gemissen herben Humor gezeichnet ist, wenn man von dein gemüthlichkomischen Sergeant ‚Eschenauer' und dem mehr tragi-koinischen ‚Otho< im „Nero" absieht. — Reizvoll ist die Beibehaltung der Sprache des siebzehnten Jahrhunderts mit ihren oft ungelenken Wendungen und ihrer schrecklichen Durchsetzung mit Fremdwörtern. Einen ähnlichen gelungenen Versuch, die Zeitfarbe auch durch die Sprache täuschend wiederzugeben, hatte Greif bereits im ‚Hans Sachs" gemacht.

Auch im nächsten Schauspiele „Heinrich der Löwe" (1887) bilden Freundschaft und Vafallentreue die Hauptmotive der Handlung. Dort werden diese nur einen Augenblick getrübt, um aber sofort in hellerem Lichte aufzustrahlen; hier werden sie zerstört, weil der ungemeine Ehrgeiz und die zügellose Herrschbegier Heinrich des Löwen zum Treubruche und Verrathe gegen seinen Herrn und Freund Friedrich Barbarossa verführen.

Die Handlung reicht vom Bamberger Reichstage, wo der LombardenKrieg angesagt und Friedrichs fünfjähriger Sohn Heinrich zmn römischen Könige erwählt wird, bis zur endlichen Demüthigung des Löwen und der Belehnung Ottos von Wittelsbach mit dem Herzogthume Baiern. Im Mittelpunkte steht der Fußfall des Kaisers vor, der Schlacht bei Legnano;

Rord und SlIZ, I.,, I',<,. 21

der stolze Welfe bleibt aber unerbittlich und führt dadurch die Niederlage des Kaisers und jene weltgeschichtliche Wendung, aber auch dessen Versöhnung mit Pabst Alexander III. und seinen eigenen Sturz herbei. In diesem Schauspiele nimmt die Darstellung der geschichtlichen Begebenheiten naturgemäß einen bedeutenden Raum ein; dem entsprechend ist auch die Exposition sehr breit angelegt. Greif exvonirt überhaupt sehr klar und genau; die „stimmenden Accorde" sind glücklich gewählt, und die „ersten erregenden Momente" von sehr starker Wirkung. Das Interesse vertheilt sich in diesem Stücke auf viele Personen. Gleichwohl treten die Hauptgestalten des Kaisers und seines großen Gegners überall in den Vordergrund. Diese stehen bereits in der Geschichte als fast gleichmerthige Doppelhelden da, ein Umstand, der die Dichtung gleichwohl nicht geschädigt hat. Obwohl das Schauspiel den Titel „Heinrich der Löwe" trägt, so erscheint doch der gemaltige Staufenkaiser als der bedeutendere, und der Welf trotz mancher großen Eigenschaften als der geringere. Dieser handelt oft nicht einmal selbständig, sondern von seinem verderblichen Berather, Jordan von Blankenburg beeinflusst, wodurch auch die Hälfte seiner Schuld auf fremde Schultern abgewälzt erscheint. Anziehend ist aber der Vorgang des Dichters für die beiden Haupthelden ein fast gleiches, aber doch verschiedenes Interesse zu erwecken. Das geschieht im letzten Auftritt. Der Kaiser, obgleich im vollen Rechte strenge zu strafen behandelt den schwer verschuldeten Feind in Erinnerung an frühere Tage mild und versöhnlich, der gedemüthigte stolze Welfe macht durch seinen schmerzlichen Abschied vom einstigen Freunde und vom Vaterlande unsere Theilnahme rege. Der Sieger erweckt also unsere Bewunderung, der Unterliegende unseren Antheil; damit hat der Dichter die Doppelheldenfrage hier glücklich gelöst.

Mit großer Sorgfalt hat er nebenbei das Verhältnis; Mechthilds zu ihrem Gatten Heinrich gezeichnet. Greif verherrlicht überhaupt mit Vorliebe Gattentreue. In solchen Scenen treten uns eben die geschichtlichen Helden menschlich näher. Wie rührend schildert er die fast kindliche Liebe und Treue der jugendlichen Annunziate zu ihrem alternden Gatten Marino Falieri, oder die Treue der starkmüthigen Leonore zu Corsiz Ulfeldt. Mit dieser hat Mechthild die größte Aehnlichkeit: Beide warnen zuerst ihre Gatten vor verderblichen Schritten: als aber diese geschehen sind, theilen sie deren Loos und vertheidigen deren Rechte.

Zu diesem düster großartigen Schauspiele bildet das nächste: „Die Pfalz im Rhein" (1887) ein heiter-versöhnendes Gegenstück. Obgleich jedes der beiden Dramen — die schon im Heft 129 von „Nord und Süd" eingehender gewürdigt sind — für sich ein streng geschlossenes Ganzes darstellt, so schließen sie doch zu einer höheren Einheit zusammen. Es handelt sich hier weniger um geschichtliche Begebenheiten, obschon auch diese nicht vernachlässigt werden. Die Charakteristik der Personen ist auch diesmal sehr sorgfältig und gelungen. Im Bordergrunde stehen der junge Kaiser Heinrich ^I., gewaltig und heftig, Heinrich der Löwe, alt und gebrochen, mild und versöhnlich, Konrad, der Pfalzgraf bei Rhein stark und gewalthtätig und seine Gattin, die liebevoll einsichtige Irmengard. Die Hauptpersonen sind jedoch ein Liebespaar: Die innig zarte Pfalzgrafentochter Agnes und der edle muthige Sohn Heinrichs des Löwen. Als Kinder bereits für einander bestimmt von den noch nicht verfeindeten Familien, sehen sie sich nach langen Jahren wieder zum ersten Male als Jüngling und Jungfrau. Gegen ihre mächtig hervorbrechende Liebe sind natürlich Haus- und Staatspolitik, aber ihr treues Zusammenhalten besiegt endlich alle Hindernisse und führt die Versöhnung der Welsen mit dem Waiblingen herbei, — Hier tritt zum ersten Male in Greifs Werken eine Liebesgeschichte an die erste Stelle. Bisher hatte er solche nur als Episoden in die Handlung eingeflochten, die aber erkennen ließen, daß sein Talent in dieser Richtung besonders Ersprießliches leisten werde. Dies bestätigte sich hier vorzüglich, wo der Dichter auf einem breiteren Räume seine ganze Kraft entfalten konnte. Dieses Liebespaar hat er mit einem wunderbaren Zauber umgössen. Seine Stärke ruht eben hauptsächlich in der Schilderung des Gemüthslebens und je einfachere Mittel er dazu verwendet, desto glücklicher ist er. Er versteht in gleicher Weise das von Leidenschaften durchwühlte Gemüth des ehrgeizigen, willensstarken Mannes zu schildern, wie das traumhafte Herzensleben junger Mädchenknospen, die im ersten Sonnenstrahle der Liebe zu neuem Leben erblühen. Neben diesen stehen die unendlich rührenden Gestalten der verlassenen Geliebten, wie die Slclavin Akte oder der verlassenen Gattin, z. B. Octavia oder Irmengard.

Gleichwohl dürfen wir bei Anerkennung der hohen Schönheiten dieses Schauspiels gegen seine Fehler nicht blind sein: Der Umschwung in der Gesinnung des Pfalzgrafen, der am meisten gegen die Verbindung der Liebenden ist, wird dadurch hervorgebracht, daß ihn Heinrich von Braunfchmeig in einer stürmischer Nacht aus den Fluthen des Rheins errettet. Noch weniger befreunden können mir uns aber mit dem (übrigens leicht zu tilgenden) Operneffect am Schluß des vierten Aufzuges, mit welchem der Dichter der bairerisch-dynastischen Tendenz des Stückes ein Opfer bringt. Bei der Darstellung hat man diese Schwächen freilich nicht sehr stark empfunden und so errang dieses Schauspiel, wie das vorige bei jeder Aufführung am Münchener Hoftheater einen vollen Erfolg.

Bedeutender noch erscheint uns des Dichters jüngstes Werk, das Trauerspiel: „Konradin, der letzte Hohenstaufe" (1889). An Größe der Handlung und Gewalt der Wirkung überragt es die Vorgänger gewiß. Schon der erste Aufzug ist voll Leben und Bewegung. Der jugendliche Konradin will die Pläne seiner Ahnen wieder aufnehmen; um aber in Deutschland machtvoll herrschen zu können, muß er zunächst sein altes Erbe in Italien wieder erobern. Die eben aus Italien kommenden ghibellinischen Gesandten bestärken ihn in seinem Vorhaben und stellen ihm den sicheren Sieg in Aussicht; die besorgte Mutter warnt ihn vor allzufrühen Schritten und vermag ihn mit dem Aufgebote aller Beredsamkeit umzustimmen. Ein Spottlied der davonrudernden Schiffer jedoch verwundet sein Ehrgefühl so tief, daß er aller Warnungen ungeachtet den Italienern seinen Römerzug verspricht. Die Handlung nimmt nun ihren geschichtlichen Verlauf. Dabei flicht Greif die sehr wirksame Liebesepisode Konradins mit Violante ein, der Tochter des Verräthers Frangipane. Als sie den jungen König zum ersten Male sah, verwandelte sich ihr heißer Haß gegen ihn plötzlich in heiße Liebe; um derentwillen verfeindet sie sich mit ihrem Vater, durch Hessen Verrätherei der junge Staufs geschlagen wird; dem flüchtigen Geliebten bietet Violante Schutz und Mittel zur Rettung. Als sie aber erfährt, daß er ihre Liebe nicht erwidern könne, erfaßt sie neuerdings leidenschaftlicher Haß und sie liefert ihn den heranziehenden Feinden aus. Der fünfte Aufzug enthält wieder Auftritte von erschütternder Wirkung: Konradin und feinem Freunde Friedrich wird das Todesurtheil verkündet; dann die Mutter Konradins an der Bahre ihres Sohnes. So ergiebt sich naturgemäß eine großartige Steigerung für dieses Werk, das außer einer fesselnden und ergreifenden Handlung noch eine reiche Entfaltung und sichere Beherrschung der Massen zeigt. Darin offenbart sich oft die Größe eines dramatischen Talentes. Fast jedes Stück Greifs besitzt eine oder mehrere solcher Massenscenen, die mit großer Klarheit gebildet sind, so z. B. in „Corfiz Ulfeldt" die Versaminlung im Haag, der dänische Reichstag und das Lager der Schweden oder im „Prinz Eugen" das Volksfest im Prater, die Schlacht Belgrad, in, „Konradin" der Einzug des jungen Königs in Rom und die Schlacht bei Tagliacazzo u. f. w.

Greif arbeitet hier so genau, daß selbst die letzten Rollen von ihm noch flüchtig zwar aber doch deutlich chamkterisirt werden. Seine Art zu schaffen zeigt aber nichts besser, als der Umstand, daß er alle Oertlichkeiten in seinen Stücken (mit Ausnahme von Belgrad) aus eigener Anschauung nachgebildet hat und damit auch die Localfarbe genau trifft, die man in Dramen wenigstens sonst gern vernachlässigt. Die Charaktere sind hier wieder mit großem Fleiße herausgebildet und abgerundet. Zunächst tritt uns natürlich Konradin entgegen, der uns unendlich sympathisch berührt. Seine tragische Schuld liegt vor allem darin, daß er in leidenschaftlich jugendlicher Hast erreichen will, was nicht einmal die gereifte Kraft erfahrener Männer vermochte. Aber er hat keine andere Wahl. Der Ruhm seiner Ahnen und der eigene Ehrgeiz verpflichten ihn zu jenem Kampf auf Sieg oder Tod. Unerfahren und vertrauensvoll tritt er einer Welt voll feiger Grausamkeit entgegen. Der eigentliche Urheber seines Unglücks, Karl von Anjon geht im Drama straflos aus, aber wir scheiden mit der Zuversicht, daß sich der Fluch der Mutter Konradins an ihm erfüllen werde; wir haben hier einen ähnlichen Fall, wie in Goethes' Egmont. Neben Konradin stehen besonders hervorragend die hoheitsvolle Gestalt seiner Mutter Elisabeth, der leidenschaftlichen dämonischen Violante und seines treu ergebenen Freundes Friedrich von Baden. Greif hat das Motiv der Freundestreue in jedem seiner Stücke bald in der Haupt- bald in der Nebenhandlung in allen Variationen glücklich verwendet. Am schönsten ausgeprägt erscheint in „Prinz Eugen" das Bild treuer Freundschaft zwischen gereiften Männern, hier zwischen zwei aufstrebenden Jünglingen, das durch ihr gemeinsames tragisches Geschick nur noch mehr verklärt wird. Als dunkle Gegenbilder wirken vor allem der habgierige Verräther Frangipani und der grausame Karl von Anjou. An diese, wie an jene schließen sich eine Reihe der verschiedensten Charaktere, so daß auch hier Licht und Schatten gleichmäßig vertheilt erscheinen. Aus die Bühnenwirkung ist überall genau bedacht genommen, daher kann diesem Werke bei einer Aufführung auch ein voller Erfolg nicht fehlen.

Mit den angeführten Dramen ist jedoch der Kreis von Greifs dichterischer Thätigkeit nur zum Theil umschrieben. Wir haben noch zu erwähnen das Festspiel zum 70. Geburtstage Laubes (1876) „Ein Ehrentag," das aber nicht aufgeführt wurde, weil sich dieser die ihm zugedachte und bereits bis in's Kleinste vorbereitete Huldigung im „eigenen Hause," wie er sich ausdrückte, aus Bescheidenheit verbat. Die schöne Dichtung wurde einige Jahre später in Monatsschrift „Von Pol zu Pol" abgedruckt.

Ein anderes Festspiel schrieb Greif zu Gunsten des Walther-DenkmaIs in Innsbruck: „Walthers Rückkehr in die Heimath". Es wurde zu Innsbruck und Brünn mehrmals gegeben. Es wirkt bei aller Kürze sehr stimmungsvoll, besonders durch die glückliche Verwendung der berühmten Elegie Walthers S v?e war 8int vorsn'unäsi ... —

Außerdem missen wir noch von zwei bisher weder aufgeführten noch gedruckten Trauerspielen. Das eine stammt aus den letzten sechziger Jahren und behandelt einen romantischen Stoff: „Banard, der Ritter ohne Furcht und Tadel." Das andere behandelt die Geschichte der „Franciska von Nimini." Wie mir erfahren, hat der Dichter das Werk nur deshalb zurückgehalten, weil er unsere Bühnenverhältnisse aus Erfahrung zur Genüge kennt und sich unverdienten und kränkenden Zurückweisungen nicht aussetzen will.

Wir wollen nur noch kurz den Dichter und Menschen aus seinen Werken zu begreisen suchen. Seine Dichtungen tragen ein sehr bestimmtes Gepräge; Schlichtheit und Gemüthswärme finden sich mit künstlerischer Feinheit und Sicherheit gepaart, wie sie eben nur bei einem wirklichen, instinktiv schaffenden Dichter möglich ist, den ein mächtiger innerer Drang zur Gestaltung treibt. Aus seinen Dramen und vielen Liedern ist sür die Erkenntniß seiner Persönlichkeit direct wenig zu gewinnen, da er hinter den Stoff ganz und gar zurücktritt. Uns bleiben daher nur wenige subjektive Lieder. Aus diesen erkennen wir eine vornehme Natur voll männlichen Selbstbewußtseins, aber mit einem weichen, zarten Gemüthe und diese Eigenschaften seines Wesen bestätigen indirect auch alle übrigen mehr objectiv gehaltenen Werke. Er kennt das Treiben der großen Welt, ihn lockt es aber viel mehr, sich in die geheimnißvollen Tiefen des eigenen oder fremden Wesens zu versenken; scheu, aber nicht menschenfeindlich zieht er sich gern in die Einsamkeit zurück, um den Widerstreit seiner Gefühle zu schlichten, oder unverdiente Kränkungen und Bitterkeiten, die ihm das Leben zur Genüge brachte, zu verwinden. Daher kommt aber auch zum Theil die ungenügende Anerkennung seines Wirkens, da heute der Dichter oder seine Freunde am lauten Markte stehen müssen, um rasch und weit bekannt zu werden. Gleichwohl haben sich Greifs Werke langsam aber mit immer wachsendem Erfolge Bahn gebrochen, und das spricht gewiß entscheidend für ihren wirklichen inneren Werth.

Im Juni 1889 feierte der Dichter sein fünfzigstes Geburtsfest. Möchte unser Volk einem so eigenartigen Talente die verdiente Anerkennung fürderhin nicht versagen; ihm selbst aber rufen mir für sein ferneres Wirken seine eigenen schönen Worte zu:

Rio de Janeiro.
von
Hermann von Ihering.
— Rio Grande do Sul, Siidbrasilien, —

io de Janeiro, die größte und stolzeste unter den Städten Süd^ amerikas, die „Weltstadt unter den Tropen," wie sie H. Zöll

nmmte, gilt durch seine unvergleichlich schöne ^age und den Liebreiz seiner Vorstädte und Landsitze seit lange mit Recht für eine der schönstgelegenen Städte der Erde. Wer selbst nach monotoner Seefahrt, an üppig überwachsenen Felseneilanden und an den Batterien der die Bucht völlig sichernden Forts vorbei, in den Hafen eingefahren ist, wird Rio die Anerkennung nicht versagen, daß es mit Neapel und Konstantinopel um die Palme der Schönheit ringen kann.

Es ist vielleicht ein müßiger Streit, über das Mehr oder Minder in der Großartigkeit verschiedener malerisch gelegener Orte streiten zu wollen. Wir sind uns wohl oft selbst nicht recht dessen bewußt, wie viel Umstände bei der Beurtheilung romantischer Gegenden unser Urtheil beeinflussen, denen im Grunde genommen kein Gehör geschenkt werden dürfte. Wir können z. B. den Golf von Neapel nicht überschauen, ohne mit dem Blick auf den schlummernden Vulkan unsere Phantasie mit Bildern der Vergangenheit zu erfüllen. Wir schweifen dann vielleicht in's ferne Alterthum zurück, erinnern uns der Schilderungen des Plinius über den Untergang der blühenden Städte, die durch Asche und Lava getilgt wurden, sehen unglaubliche Rauchmassen von Feuerschein durchdrungen höher und immer höher sich thürmen — und wenn die Ruhe, die über die Landschaft hingegossen ist, unsere Gedanken hemmt, so läßt uns doch unsere Ueberlegung die Möglichkeit eines neuen Ausbruches nicht leugnen. Die an und für sich malerischen Contouren des Vesuvs würden uns minder ansprechen. wenn nicht die Erinnerung an eines der großartigsten Naturphänomene mit ihnen verknüpft wäre. Und wenn solche Erwägungen auch nicht jederzeit sich uns aufdrängen, so wirken sie doch unbewußt auf uns ein. Welch anderen Charakter leiht schon eine Ruine dem Flußthale, auf das sie seit Jahrhunderten hinabschaut, als etwa eine moderne Badeanstalt oder ein Hotel! Und solche Erinnerungen mögen wohl auch mit im Spiele sein, wenn mir, nachdem ich auch Konstantinopel und Rio de Janeiro kennen gelernt, doch immer das göttliche Napoli als die kostbarste Perle aller vergleichbaren Landschaftsbilder erscheinen will.

Was aber der Lage von Rio besonderen Reiz verleiht, sind die in grotesken Formen zum Theil unmittelbar aus dem Meere emporsteigenden Granitkegel; die Gebirgsketten, die zum Theil, wie das Orgelgebirge, in den bizarrsten Gestalten erscheinen; die wunderbar lieblichen Vorstädte, die sich den umliegenden Höhenzügen anschmiegen und mit ihren Ausläufern in alle NebenthSler und Schluchten hineinklettern; endlich der warme Hauch der gemäßigten Tropenregion, der in all den wunderbaren, dem Nordländer neuen und ewig reizvollen Pflanzengestalten der Tropen sich beständig zur Geltung bringt.

Ueber die Stadt und ihre Umgebungen ist so viel von älteren Reisenden berichtet worden, daß eine neue Beschreibung überflüssig erscheinen könnte. Allein das Rio de Janeiro, welches Prinz Neumied sah, und jenes, welches uns Burmeister und K. von Scherzer schildern, hat so wenig Aehnlichkeit mehr mit der heutigen Weltstadt, daß eine Schilderung derselben gerade mit Rücksicht auf die jüngsten Fortschritte in vieler Hinsicht von Interesse sein dürfte. Auch weiß wohl das Auge des Naturforschers und Arztes manches der Beachtuug Werths aufzufinden, über das Andere hinwegblicken. So sollen denn auf den folgenden Blättern zumal die Errungenschaften des modernen Rio auf den Gebieten der Verkehrsanstalten, der Hygiene, des Unterrichtes u. s. w. den Gegenstand der Betrachtungen bilden. Sie können in dieser Beziehung gewissermaßen eine Ergänzung bilden zu den überaus frischen und lebensvollen Schilderungen des heutigen Rio de Janeiro, welche C. von Koseritz 1885 in seinen „Bildern aus Brasilien" veröffentlichte.

Rio de Janeiro galt früher, noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, für eine der schmutzigsten Städte der Erde. Die eigentliche ^tadt ist eng gebaut und die Straßen müssen früher bodenlos gewesen sein. Als man damit begann, dieselben zu pflastern, und zwar zunächst die breitere Nu« direita, ließ man das Material dazu aus England kommen, trotzdem es aus den Granitbergen der unmittelbaren Umgebung viel billiger und bequemer würde zu haben gewesen sein. Ebenso versichert Burmeister, daß man noch bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts Mauerziegel» aus Europa kommen ließ. Die Straßen der City sind dabei durchweg sehr eng gebaut; und erwägt man, daß früher keinerlei regelrechte Fortschaffung des Kehrlichtes und Unrathes stattfand, so kann man es leicht begreifen, daß ältere Reisende über den Schmutz und Gestank der Stadt sich entsetzten.

In den letzten Decennien hat sich das Alles vollkommen geändert, und man kann den Leistungen auf dem Gebiete der Stadtverschönerung, der Verkehrsverhältnisse und der öffentlichen Gesundheitspflege, welche man in Rio de Janeiro heute begegnet, die größte Anerkennung nicht versagen. Die Straßen selbst sind alle gut gepflastert, und der Verkehr in denselben wird durch das sehr entwickelte System von Trammays, den sog. Bonds, bedeutend erleichtert. Die Maulthiere, welche die Wagen aus den meist nur eingleisigen Schienenwegen mit erstaunlicher Geschwindigkeit dahinziehen, sind für diesen Zweck unübertrefflich. Die Tramways mögen aber auch an wenigen Orten ein so eminent wichtiges und vielbenutztes Institut sein wie in Rio. Wurden doch schon im Jahre 1872 über 10 Millionen Personen mit ihnen befördert, obwohl das Bondsnetz noch nicht die Hälfte seiner jetzigen Ausdehnung erreicht hatte. Man fährt in demselben Wagen mit dem Staatsrat!)« und Senator wie mit der schwarzen Gemüsehändlerin. Der Umstand jedoch, daß auf vielen Linien auch Wagen zweiter Klasse zu halbem Preise gehen oder nebenher noch Omnibusse als ein billigeres Beförderungsmittel existiren, hält wenigstens die dunkleren Nuancen des c'olored peopls den meistbenutzten Bondswagen fern. Die Taxe, welche auf den größeren Linien durchweg 10 Vintem (ca. 40 Pfennige) beträgt, ist ziemlich hoch bemessen. Das war wohl auch der Hauptgrund des Fiaskos der berühmten Vintem-Steuer, mit welcher sich die Negierung 1880 eine moralische und finanzielle empfindliche Niederlage bereitete. Der damalige Finanzminister Alfons« Celso hatte eine von Herrn Buarque vorge« schlagen« neue Steuer von 1 Vintem (4 Pfennig) pro Bittet der Bondsfahrt eingeführt; das Publikum aber widersetzte sich der Einziehung der Steuer. Kein bayerisches Publikum kann sich der Erhöhung des Bierpreises energischer widersetzen, als es die Bevölkerung Riss der VintemSteuer gegenüber durchführte. Am 1. Januar 1880 kam es zu einem bedauerlichen Straßenkrawall. Viele Wagen und anderes Eigenthum der Bondslinien wurde zerstört; und als die Behörden mit bewaffneter Macht einschritten, kam es zur Erschießung von Bürgern — ein bedauerlicher Vorfall, den die Regierung die Taktlosigkeit hatte noch gehässiger zu machen durch öffentliche Belobigung des befehlführenden Ofsizieres. Zwar wurde die Ruhe weiter nicht gestört, aber die Einziehung der Steuer bildete eine stete Quelle der Unzufriedenheit. Als Anfang September die Angelegenheit im Parlamente zur Sprache kam, verurtheilte der Minister-Präsident Saraiva die Vintem-Steuer als uneinziehbar, da er nicht wisse, wie er die in den Bonds sitzenden Passagiere zur Zahlung zwingen könne. Am Tage darauf verweigerte das gesammte Publikum die Zahlung der Steuer. Die Polizei, welche von einer Bondsgesellschaft requirirt wurde, verweigerte jegliche Einmischung, und die Regierung hob einige Tage daraus die uneinziehbare Steuer auf. Statt einer neuen Einnahmequelle hatte die Regierung sich eine Extra-Ausgabe von 593,699 Milreis (s 2 Mark) geschaffen, da sie den Bondsgesellschaften den erlittenen Schaden ersetzen mußten.

Wenn wir mit der Schilderung dieses Bonds-Skandales von unserem Thema etwas abgeschweift sind, so ist das Vergehen wohl kein unverzeihliches, da es ein Schlaglicht wirft auf die Finanzverwaltung, wie sie unter vielen Ministerien in Brasilien schwunghaft betrieben worden. Bei besserer Würdigung der Eigenthümlichkeiten des Publikums, sowie der besonderen Zeitumstände hätten diese zur Blamirung der Regierung führenden Vorgänge vermieden werden müssen. Der damalige Finanzminister aber, Alfonso Celso, war keinesfalls der richtige Mann für diesen verantwortungsvollen Posten. War er doch derselbe Finanzminister, welcher sich mit Staatsgeldern in gewagte Kaffeespeculationen einließ und mit diesen Kaffeegeschäften statt des erhofften Gewinnes einen Verlust von ca. 800,(XX) Mark für die Staatskasse erzielte! Es ist überhaupt ein Unglück für Brasilien, daß für die Administration die politischen Parteiverhältnisse allein bestimmend sind und die Minister aus der Reihe der maßgebenden Persönlichkeiten der herrschenden Partei erwählt werde, einfach nach dem Principe: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; und zwar wird mit dem Wechsel der Partei in Brasilien auch das ganze Heer der Beamten gewechselt und damit auch die in diesen verkörperte Tradition und Routine in administrativen Fragen beseitigt. Daher auch wohl die bedauerliche Systemlosigkeit der Regierung, namentlich in Colonisations-Angelegenheiten, wodurch beim besten Willen und trotz Opfern, wie sie kein zweiter Staat gebracht hat, Brasilien die Einwanderungsfrage bisher nicht definitiv hat regeln können.

Die City von Rio de Janeiro hat noch keinem der Reisenden und fremden Besucher, welche von ihr berichteten, einen andern als einen unfreundlichen, ja selbst unheimlichen Eindruck hinterlassen. Die Straßen sind fast alle sehr eng und dadurch etwas dumpf. Die Häuser selbst sind nichts weniger als freundlich; stolze Paläste oder monumentale öffentliche Bauten fehlen oder kommen doch durch die Ungunst ihrer Umgebung nicht zur Geltung. Ueberraschend ist dies nur für den, welcher nicht weiß, daß die vornehmen Kreise die Stadt für gewöhnlich meiden, und daß selbst die Kaufleute und Beamten sie nur während der Geschäftszeit besuchen, sich aber nachher mit Tramway oder Dampfer nach ihren in den gärtenreichen Vorstädten gelegenen Landsitzen zurückbegeben. So bleibt denn in der Mehrzahl der schmalen Straßen, unter deren kleinen Kaufläden fast nur die Schaufenster der zahllosen Juweliere die Aufmerksamkeit auf sich lenken, der Verkehr ein wenig gefälliger; unter den Fußgängern wiegt das farbige Element sehr vor. Wagen und Droschken werden ihres hohen Preises halber in Rio wenig benutzt; sür Equipagen existirt kein Corso oder eine dafür geeignete Anlage. In der elegantesten und belebtesten Straße Rios dürfen überhaupt keinerlei Fuhrmerke passiren, da die Straße zu eng ist. So findet man die Nua do Ouvidor, in welcher die Reihe eleganter Magazine und Schaufenster nur durch Cafös unterbrochen wird, jeder Zeit von eleganten Müßiggängern gefüllt oder von Leuten, welche an einer der einmündenden Querstraßen auf das Eintreffen der rasch vorübereilenden Bonds warten. An besonderen Tagen der Woche ist der Verkehr ein besonders starker und dann ist es wirklich ein fesselndes Bild, das sich entrollt. Ueberall stehen Gruppen von feingekleideten Herren in lebhafter Conversation, die Magazine sind überfüllt, Damen in glänzenden Toiletten ziehen vorüber, und in den spiegelüberladenen Cafös ist kein Sitz frei. Unter den Herren, die sich überwiegend im fchmarzen Rock und Cylinder präsentiren, fehen wir dann viele der bekannteren Deputirten, Senatoren und sonstige bemerkensmerthe Persönlichkeiten. Am meisten Abbruch erleidet noch die Herrschaft des Cylinders, während der schwarze schwere Rock, trotz seiner Unzweckmäßigkeit in diesem Klima, unvermeidlich ist. Uebrigens ist die Hitze weder in Rio noch im nördlichen Brasilien so drückend und unerträglich, wie in Indien oder im malayischen Inselgebiet — Einen Vortheil hat sich die Herrenwelt in Brasilien übrigens dem Klima gegenüber errungen: den Handschuhzwang läßt sie nicht gelten. Weder auf der Straße, noch in Gesellschaft, bei Besuch, oder im Ministerium bedarf es für die Herren der Glacehandschuhe.

Die Rua do Ouvidor erhält durch dieses Alles einen vornehmeren Anstrich, und sie ladet zum Umherfchlendern auch besonders dadurch ein, daß sie nur den Fußgängern geöffnet ist. Eine städtische Verordnung verbietet für diese Straße das Durchfahren von Wagen bei Strafe von 10 Milreis (20 Mark). Vor einigen Jahren befahl der Kaiser Dom Pedro II., wohl in Unkenntniß dieser Bestimmung, seinem Kutscher, durch die Rua do Ouvidor zu fahren, was einem übereifrigen Polizeibeamten den Anlaß zur Anzeige gab, auf welche hin der Kaiser zur Zahlung der Strafe verurtheilt wurde. Das Oberhof-Amt zahlte den Betrag aus. Man wird dabei unwillkürlich an das geflügelte Wort jenes Müllers von Sanssouci zur Zeit Friedrichs des Großen erinnert: „Es giebt noch Richter in Berlin." Gleichwohl war eigentlich die Strafe ungesetzlich, da der Kaiser für seine Person über den Gesetzen und Verordnungen steht und nach der Verfassung „inviolsvel" ist.

Die öffentlichen Gebäude Rio's sind ziemlich unscheinbar, wo nicht unschön. Das gilt auch von dem am Largo do Payo gelegenen Palast des Kaisers, einem unscheinbaren einstöckigen Baumerke, welches schon seit lange für vollkommen baufällig gilt. Der Kaiser bewohnt ihn auch nicht und benutzt ihn nur zuweilen für feierliche Audienzen. Die gewöhnliche Residenz des Kaisers ist ein Palais in der Vorstadt S. Christovao, das freier und freundlich gelegen, nur wegen der Nähe des großen SchlachtHosts keine besonders günstige Lage besitzt. Während der heißeren Monate weilt der Monarch nur vorübergehend hier, indem er für gewöhnlich den Sommeraufenthalt in dem höher gelegenen schönen Petrovolis vorzieht.

Während so die öffentlichen Bauten, vielleicht mit Ausnahme des Ackerbau-Ministeriums, sich wenig stattlich ausnehmen, ist für die Verschönerung der Plätze viel geschehen. Eine der freundlichsten und besuchtesten Anlagen ist der Passeio public«, die öffentliche Promenade. Wer, aus der Stadt kommend, sich nach der aristokratischen Vorstadt Catete oder nach der reizenden, von lieblichen Villen umsäumten, vornehmen Vorstadt Botafogo begiebt, fährt an dieser schon lange bestehenden Straße und dem Meere sich hinziehenden Anlage vorüber. Wer dann aussteigt und sich nach wenigen Schritten im Schatten mannigfacher Trovengemächse auf einer Bank niedergelassen hat, der möchte kaum glauben, daß sich dies lauschige Plätzchen kaum einen Steinmurf weit von einer der belebtesten Verkehrsadern entfernt befindet. Die Anlagen sind, wie jetzt fast durchweg alle in Rio, im englischen Stil gehalten, namentlich versteht man sich im heutigen Rio gut auf die Pflege des englischen Rasens. Unser Auge schweift über üppig grünende Rasenteppiche hin, weilt auf einer Fontaine oder heftet sich auf eine oder die andere der herrlichen Pflanzengruppen, welche eine Zierde dieser Anlagen bilden. Besonders reizvoll sind dem Auge die einfachen eleganten Formen der Palmen, von denen im Passeio public« namentlich die Fächerpalme, I^tsni» durlicirica, in herrlichen großen Exemplaren steht. Eine andere besondere Zierde sind riesige Eremplare der Urania «psciosa, einer Musacee, welche auf ziemlich hohein Stamm eine zweitheilige Krone riesiger breiter Blätter trägt, welche scimmtlich in zwei entgegengesetzten Reihen angeordnet sind. Diese aus Madagaskar eingeführte Pflanze ist übrigens ebenso ein Eindringling in die brasilianische Flora wie die genannte Palme.

Das als „botanischer Garten" bezeichnete Etablissement entspricht durchaus nicht dem, was man gewöhnlich darunter versteht, so wenig wie etwa der Berliner Thiergarten einem zoologischen Garten. Es ist eine öffentliche Anlage mit schönen Alleen und prächtigen Bambusdickichten, in der aber von wissenschaftlicher Leitung bis vor Kurzem nur wenig zu merken war.

Als Scherzer einmal einen Brasilianer fragte, wie lange der botanische Garten von Rio schon bestehe, erhielt er die treffende Antwort: seit Erschaffung der Welt. Die Hauptzierde des Gartens sind die prächtigen Alleen

der Königspalme, deren mächtige gerade Stämme gleich Säulen zum Himmel hoch emporstreben, durch die Laubkrone wie mit dem CapitSl abschließend. Diese Palmen gehören zu dem monumental oder architektonisch Bemerkensmerthesten, was das Pflanzenreich darbietet; sie drängen den Gedanken auf, daß für die historische Ausbildung des Snulencapitales gerade die Palme ein maßgebender Factor gewesen sein müsse. Diese Palmenallee ist eine der größten Sehenswürdigkeiten von Rio, einzig in ihrer Art; ihre bildliche Darstellung auf den Brasilianischen Banknoten bildet daher eine sehr passende Verzierung derselben.

An einer Seite des Passeio public« ist ein Theil für Nestaurationszmecke reservirt. Hier pflegte, als ich im Monat April in Rio weilte, allabendlich eine deutsche Musikcapelle zu concertiren. Deutsche Musikcorps scheinen jetzt in Südamerika beliebt zu werden. Auch die Köppelmann'sche Capelle, welche während der Ausstellungen des Jahres 1881 in Porto Alegre und in Buenos Ayres concertirte, errang sich großen Beifall, woran zum großen Theile auch das gediegenere Programm Schuld gewesen sein mag. Die Capelle in Rio de Janeiro übrigens, von welcher wir sprachen, hatte sich dem Geschmacks des brasilianischen Publicums bereits bedenklich accomodirt. Der Musikkenner kann das nur für einen Rückschritt halten, wobei natürlich eine besondere Ausnahme zu statuiren ist für die Compositionen des talentvollen brasilianischen Comvonisten Carlos Gomes, von dessen Opern namentlich „Guarany" auch in Europa, zumal in Italien, gut aufgenommen worden ist. Der Fremde, der sich in Rio vorübergehend aufhält, wird sicher mit diesen Gartenconcerten sich befreunden. Nach des Tages Last und Hitze in einer eleganten Gartenmirthschaft den Tönen einer guten Capelle zu lauschen, die milde würzige Luft des Südens zu genießen, mährend der Blick mit Befriedigung von den schlanken Formen des illuminirten Wirthschaftspavillons zu dem Kranze von Sträuchern und Bäumen schweift, die ringsum den Platz umgeben, an den zierlichen Wedeln einzelner über das Unterholz emporragender Palmkronen haftet und sich schließlich in träumerischem Selbstvergessen in dem sternbesäeten Firmaments verliert — das ist ein Genuß, den der Reisende doppelt zu schätzen weiß. Ihm bietet ja Rio, zumal bei Abend, sonst wenig. Die kleinen Theater, deren Aufführungen schon der Sprache wegen nicht lange Reiz für ihn haben, gestatten erst nach Mitternacht die Heimkehr durch die unheimlich tobten Straßen. Ein flotteres Leben in Gastwirthschaften und größeren Restaurants kennt man nicht. Die eleganten Pariser Cafös mit ihren kleinen Marmortischen, in denen das fast ausschließlich aus jungen Leuten und einigen Fremden bestehende Publicum sich zeitungslesend oder in Unterhaltung begriffen aufhält, sind mindestens keine behaglichen Orte. Im Wesentlichen trifft das Bild noch beinahe zu, welches Burmeister vor dreißig Jahren von Rio zeichnete. „Wandelt man," so meint er, „am Nachmittag durch die Straßen, so sieht man wohl hier und da Damen auf dem Balcon; man begegnet indessen weit mehr Reitern und Equipagen, welche, die Stadt verlassend, auf's Land eilen, um daselbst iin Kreise ihrer Familien der Erholung zu pflegen. Endlich gar am Abend, wenn es dunkel geworden, erscheint die Stadt völlig wie von aller anständigen Welt verlassen: nur schwarze und weiße Bummler beiderlei Geschlechts lagern auf den Straßen oder an den Ecken, und nirgends bietet sich eine Cecne dar, die Lustwandelnde hervorlocken, anziehen und unterhalten könnte. Ein eigentliches öffentliches Leben existirt nicht. Will man sich ohne nähere Bekanntschaften in Rio amüsiren, so bleibt wahrlich nichts anderes übrig, als die Einkehr in sich selbst oder die Beschäftigung mit der Natur."

Neuerdings ist jedoch eine Neuemng hinzugekommen, die Vielen der fremden Besucher nicht unlieb sein mag. Es ist die Eröffnung der trefflichen Bierhalle des Herrn Petzold, gerade der Post gegenüber, wo jeden Vormittag und Mittag frisches Culmbacher Bier vom Faß verzapft wird. Das Bier kommt auf Eis per Steamer und wird auch in Rio auf Eis gehalten, so daß man sich keinen besseren Frühschoppen wünschen kann.

Außer einer und der anderen deutschen Gesellschaft, welche hier jeden Mittag am Stammtisch zum Frühstück sich zusammenfindet, sieht man hier viele Fremde verkehren, zu denen deutsche Schiffscapitaine ein stets vertretenes Contingent stellen, sowie neuerdings in steigendem Maße auch Brasilianer.

Einer der schönsten Punkte in Rio de Janeiro ist die Terrasse, welche sich hinter dem Passeio publico hart am Meere erhebt. Hier liegt die ganze weite Bucht als ein entzückendes Panorama vor. Am Fuße der großen Terrasse, zu der man an einem mächtigen Springbrunnen vorbei durch breite Treppen emporsteigt und die nach jeder Seite hin durch einen kleinen Pavillon geziert ist, brechen sich die hier natürlich schon gemäßigten Wogen des Meeres. Ringsum gleitet der Blick an den Uferbergen der Bucht an Stadttheilen und kleinen Inseln hin; und wenn bei Nacht tausende und abertausende von Flammen die Contouren der Küste und der sie überziehenden Vorstädte scharf aus dem Halbdunkel hervorheben und die Reflexe des Lichtmeeres sich auf den Wogen mit dem matten Silberschein des Mondes begegnen, so wird man gestehen, daß mit diesem Anblicke sich nichts Aehnliches in anderen Städten messen kann. Nach rechts hin besonders wird der Blick durch freundliche Bilder gefesselt. Im Vordergrunde steht hier der etwas vorspringende Morro da Gloria, dessen übereinanderstehende Häuser- und Gartenmauern durch zwischendurch lugende Palmen- und Bananengruppen zu einem malerischen Bilde vereint werden, über dem sich, dem Namen zur Rechtfertigung, stolz thronend die hübsche, mit einem Thurm gezierte Gloria-Kirche erhebt. Weiterhin schließen sich die zur Bucht von Botafogo führenden Stadttheile an, und den Abschluß bildet jener sonderbare Felskegel, der unter dem Namen des Zuckerhutes äs «ssucar) bekannt ist. Auf einer vielzackigen Landzunge erhebt sich der 1212 Fuß hohe Granitkegel mit feinen kahlen, unbemachsenen düstern Wänden steil aus dem Meer empor, nach allen Seiten hin scharf gegen den blauen Himmel sich abzeichnend.

Der „Zuckerhut" ist schwer zu ersteigen und auch nur selten erklettert worden. Es lohnt auch jedenfalls schon um deshalb wenig der Mühe, weil der bedeutend höhere Corcovado sehr leicht zn ersteigen ist. Gegenwärtig gelangt man leicht und rasch auf den Gipfel des Corcovado durch die cr. 4 Xilom. lange Zahnradbahn, welche in überaus malerischer Fahrt mit Steigung von oft 30^ bald auf kühnen Bogen Schluchten überschreitet, bald mitten durch den üppigsten Urwald hindurch führt nach dem 710 m hohen Gipfel, dessen schmale Krone ein Aussichtstempel ziert, von welchem man ein großartiges entzückendes Panorama genießt. Im Südosten gewahrt man die Gävia, eine ungeführ 1000 Meter hohe, einem Mastkorb gleichende, Erhebung, und etwas näher in: üppigsten Grün ein Stück des botanischen Gartens; nach Süden aber durch eine schmale niedrige Küstenstrecke von einem kleinen See abgeschlossen, dehnt sich das Meer unabsehbar aus, und aus ihm tauchen in allmählich weiter gerückten Entfernungen die vielen Inseln hervor, welche gerade vom Corcovado aus übersehen werden können. Weiter rechts erscheint das anmuthige Clemente-Thal mit der großartigen Irrenanstalt Dom Pedros II. und dem Fort von Prava vermelha; hierauf die liebliche villengesäumte Botafogo-Bucht, und hinter derselben der unmittelbar aus der Meeresfluth kühn aufsteigende Zuckerhut, der aber jetzt wie ein Zwerg erscheint. Völlig klar überblickt man den Eingang in die Bai mit dem Fort von S. Jotio am Fuße des Zuckerhuts und dem großartigen Fort von Santa Cruz am gegenüberliegenden Ufer. Die Entfernung beider Festungen beträgt nur 5000 Fuß, und die dadurch bedingte Sicherung des Einganges der Bucht wird noch durch eine in der Mitte zmischengelagerte Felseninsel erhöht. Zu den Füßen des Beschauers liegt die Stadt Rio selbst ausgebreitet nebst ihren Vorstädten in den Thälern von Larangeiras und Catumby, und dahinter die herrliche Bai, in welcher man bei klarem Wetter sämmtliche größeren wie kleineren Inseln scharf unterscheidet. Am jenseitigen Ufer, Rio gegenüber erblickt man Nitheron oder Pray« grande, die durch große Dampffähren in beständigem lebhaftem Verkehr mit Rio stehende Hauptstadt der Provinz Rio de Janeiro; und endlich gegen Norden, in weitem Bogen die Bai umfassend, die geisterhaft aufsteigende Gebirgskette der Orgelberge, welche durch ihre blauen, wie Orgelpfeifen an einander sich reihende Felsspitzen so leicht erkenntlich sind. „Kaum scheint es denkbar," so äußert sich Scherzer, „daß das Auge von einem Standpunkte aus ein großartigeres, mannigfaltigeres Bild überschauen könne. Wir verweilten stundenlang auf dem Gipfel des Corcovado und vermochten uns doch nicht satt zu sehen an allen den Herrlichkeiten, welche die Natur mit verschwenderischer Hand über diese Stelle ausgegossen hat."

Der größte Platz Rio de Janeiros ist der ziemlich im Mittelpunkt der Stadt gelegene Campo de Santa Anna, nach der gleichnamigen, an der Nordseite des Platzes gelegenen Pfarrkirche fo benannt. Offtciell führt der ca. 600 Meter lange und halb so breite Platz die Bezeichnung Pra'a d' acclam?ao. zum Andenken an die hier am 12. October 1822 von Dom Pedro I. verkündete Erklärung der Unabhängigkeit Brasiliens. Bis in die neuste Zeit war dieser Platz ein wüstes Feld, das fast nur den zahlreichen schwarzen Wäscherinnen zu Statten kam, die hier ein großes gemauertes Bassin als gemeinschaftlichen Waschtrog benutzten und dann auf dem Rasen des Platzes die Wäsche zum Trocknen auslegten. Als Burmeister vor mehr als dreißig Jahren Rio besuchte, entwarf er von diesem Platze folgende Schilderung: „Hier sieht man neben den ungepflasterten kothigen Fahr- und Fußwegen allerdings Kehrichthaufen, alte Lumpen, zerrissene Schuhe in Masse, zerfetzte Hüte und stellenweise noch viel undelikatere Gegenstände herumliegen; aber der Platz ist außerhalb des besseren Stadttheils, hat nur wenig gute Häuser, obgleich das Senats- und Museums-Gebäude seine beiden langen Seiten zieren, und gleicht mehr einem abgelegenen Felde als dein Centrum einer großen Hauptstadt, wofür er doch in mancher Beziehung gelten soll, denn hier werden die großen Paraden zur Feier der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens und der Annahme des konstitutionellen Regiments abgehalten."

Schon Wappäus meinte, daß dieser verwahrloste und durch den darauf angehäuften Unrath wahrhast ekelhafte Platz nach feiner Lage und Ausdehnung ganz dazu angethan märe, zum herrlichen Park umgewandelt zu werden, welcher der Stadt nicht allein zur Zierde, sondern auch in hygieinischer Beziehung zu großem Vortheil gereichen würde. Diese Umwandlung hat sich nun in den letzten Jahren in überraschend gelungener Weise vollzogen. Der ganze durch ein elegantes Gitter umfriedigte Platz ist in eine herrliche frische, Anlage verwandelt, von Wasser durchzogen, mit hübschen Kunstbauten, Brücken und Grotten und mit der allermannigfachsten Vegetation geziert. Tadelloser englischer Rasen überkleidet als saftig grüner Teppich das leicht wellig erhobene Terrain, und die Bosquets, welche die Wege begrenzen, sind trotz ihres kurzen Bestandes hoch und kräftig. Mit wirklichem Geschmack sind namentlich die verschiedenen kleinen Brücken ausgeführt, indem sie, obwohl durchaus mit Stein und Cement hergestellt, Holzbauten aus unbehauenen Stämmen imitiren. Wenn man diese schweren Baumstämme, welche den Brücken dienen, nicht ganz genau betrachtet, so glaubt man nicht, daß es den? Künstler habe gelingen können den Stamm bis auf die Kleinigkeiten, wie den Querschnitt der abgehauenen Aeste, so täuschend nachzuahmen. Die Anordnung der Bäume und Sträucher in Bosquets die Vertheilung der auffälligeren großblättrigen Pflanzen, wie namentlich der in vielen Arten vertretenen Palmen, über die Nasenfläche ist sehr geschmackvoll;^ den Campo de Santa Anna halte ich für einen der schönsten Plätze, den es im Inneren größerer Städte geben mag. Und dieser Eindruck wird um so mehr hervortreten, je höher die Zahl der größeren öffentlichen Bauten steigt, welche den Platz umgeben, und welche besonders in's Auge fallen, wenn man einen höheren Standpunkt wählt, wie z. B. jene sehr kunstvoll errichtete Felsenpartie, in deren Innerem sich die Grotte befindet, mährend außen kleine Cascaden über die Vorsprünge und Absätze der Felsblöcke hinabstürzen. Der Platz würde in Bezug auf seine Umgebung mehr zur Wirkung kommen, wenn die öffentlichen Bauten, die ihn umgeben, Wiedas Museum, das Senatsgebäude, das Kriegsministerium, der Bahnhof u. f. m., stattlichere Fayaden aufmiesen. Indessen mag auch das immer mehr sich ändern; z. B. wird das neue Gebäude der Municipalkammer nicht minder wie die Kirche Santa Anna mit ihrem schlanken Thurms zu einer Zierde des Platzes.

Fraglich bleibt freilich, ob es praktisch war, diese Anlagen so ganz offen und relativ schattenlos zu halten. Die Ausbildung wenigstens eines Theiles der Anlage in einen dichten, kühlen, schattenspendenden Park würde für die heiße Tageszeit sicher zweckentsprechender gewesen sein. Vielleicht ist auch dieser Umstand ein Grund für den verhältnifzmäßig unbedeutenden Besuch der schönen Promenade. Im Uebrigen sind schöne Parkanlagen, in denen man Schatten und erquickende Kühle finden und das Auge an schönen Naturbildern und köstlichen Pflanzengruppen meiden kann, für die Bevölkerung Rios wie wohl überhaupt für die Brasilianer weniger Bedürfniß wie für Europäer. Einer meiner Bekannten, der vor einigen Jahren von einer halbjährigen Reise nach Brasilien nach Deutschland zurückkehrte, konnte nicht genug seinem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß von den vielen Naturschönheiten, die er in sich aufgenommen, so wenige für ihn durch gute Photographien zu einem bleibenden Andenken sich gestalten ließen. Von einer an Naturschönheiten überreichen Gegend, welche durch die Eisenbahn zugänglich geworden, mar nichts an Photographien zu haben, als das noch dazu völlig einfache und unschöne Stationsgebäude. Will man von der Großartigkeit der Tropenvegetation, von den entzückenden Bildern, mie sie die Waldungen selbst noch in unmittelbarer Nähe von Rio auf der Tijuca, am Corcovado oder bei Petropolis darbieten, irgend welche bildlichen Darstellungen haben, so muß man auf die Werke älterer deutscher Reisenden zurückgreifen, nicht aber sich einbilden, in den Kunsthandlungen und unter den dürftigen, aber theueren Photographien, die in Rio käuflich sind, das finden zu können, was man sucht. Wie anders kommt in dieser Hinsicht in Italien die Photographie den Wünschen des Reisenden und Naturfreundes entgegen!

Das, was mir im Vorausgehenden vorgeführt, dürfte genügen, um den Eindruck zu hinterlassen, daß das moderne Rio in Bezug auf seine Verkehrsmittel es mit jeder anderen Stadt ähnlicher Größe aufnehmen kann, und daß für die Verschönerung der Stadt, zumal ihrer öffentlichen Plätze, in den letzten Jahren viel, sehr viel geschehen ist. Diese Verschönerungen sind aber auch eben so viele Fortschritte in Bezug auf die Gesundheitspflege.

Eben diese Beziehungen zu prüfen und zu untersuchen, was in Rio in hygienischer Beziehung geschehen oder unterlassen ist, möge im Folgenden unsere besondere Aufgabe sein. Zuvor aber muß die Frage erörtert und klargestellt sein, was denn in dieser Richtung von Großstädten im Allgemeinen und von Rio de Janeiro im Sveciellen erwartet und verlangt werden kann. In dieser Hinsicht wird man, meine ich, erwarten können, daß die Straßen gut gereinigt, gepflastert und beleuchtet sind, daß für

Nord und Slid I., 22

gutes Wasser gesorgt, der Abfluß regulirt, die Entfernung des Inhaltes der Senkgruben auf gemessene Weise geordnet ist, die erforderliche Ueberwachung hinsichtlich des Verkaufes der Lebensmittel nicht fehle, bei herrschenden Epidemien alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden und für genügende Pflege und Behandlung der Erkrankten vorgesorgt sei. Dagegen märe es ein offenbar thörichtes Verlangen, wollte man die sämmtlichen engen Straßen, d. h. also die ganze innere Stadt, umgebaut wissen. Ebensowenig lassen sich die niedrige Lage der Stadt und die daraus resultirenden Verhältnisse des Grundwassers ändern. Gerade dieser Umstand aber, die Lage der Stadt an der niederen Küste und die gleichfalls nicht zu ändernden Einflüsse des Klimas, bringen es mit sich, daß Rio nicht nur denselben Epidemien, denen die Bevölkerung jeder großen Stadt ausgesetzt zu sein pflegt, sondern besonders auch dem gelben Fieber leicht zugänglich ist. Ja dieses Verhältniß würde sich auch dann nicht ändern, wenn an Stelle der heutigen engen Straßen breite luftige träten. Die Gesundheitsbedingungen einer Stadt sind das Resultat zweier Gruppen von Factoren, solcher, die in den natürlichen Verhältnissen der Lage des Ortes und seines Klimas gegeben sind, und solcher, welche durch die Thätigkeit des Menschen regulirt werden. Es ist begreiflich, daß eine Kritik der Leistungen Rios auf dem Gebiete der Hygiene es nur mit der letzten Kategorie zu thun hat; und behält man das im Auge, so kann man der Stadtbehörde das Lob nicht versagen, daß sie mahrhaft großartige und höchst aner kennenswerthe Anstrengungen gemacht hat, um die Stadt zu einem den Verhältnissen nach gesunden Orte zu gestalten.

Bei allen Erörterungen über Rio sollte man nie vergesseu, daß die City von Rio das Geschäftsviertel ist und auch für Fremde nichts anderes sein sollte, nicht aber der Wohnort. Wozu sind denn alle die zahllosen Bondslinien da, wozu alle die herrlichen gesunderen Vorstädte, wenn der Fremde, der nicht einmal die Absicht hat, sich zu acclimatisiren, nicht im Interesse seiner Gesundheit und seines Wohlbesindens in ihnen sein Domicil aufschlagen sollte? Die innere Stadt ist einmal ein niedrig an der Küste gelegener Ort, mit engen dumpfen Straßen und unfreundlichen alten verwohnten Häusern, der noch keinem der vielen Reisenden, die über sie berichtet, einen anderen als einen unfreundlichen oder selbst unheimlichen Eindruck hinterlassen hat. Dieser unbehagliche Eindruck aber ist Folge der Lage und Banart der Stadt, nicht aber der Ausdruck vernachlässigter Neinhaltung. Früher, wie schon erwähnt, muß Rio eine der schmutzigsten, unsaubersten Städte gewesen sein; aber das ist längst anders geworden, und in den letzten Decennien ist zum Theil unter Darbringung enormer Opfer Alles geschehen, was zur Rein- und Gesundhaltung einer Großstadt nur geschehen kann. Werfen wir in Folgenden auf diese Maßregeln einen Blick.

In Bezug auf reichlichste Versorgung mit vorzüglichem Wasser ist Rio eine der günstigst situirten Städte. Die bewaldeten wasserreichen

Höhenzüge, welche Rio umschließen, stellen sehr ergiebige Quellgebiete dar. Schon Scherzer, der im Allgemeinen über Rio als Stadt sehr abfällig urtheilt, konnte doch nicht umhin, zweien der öffentlichen Einrichtungen die verdiente Anerkennung zu zollen: der Gasbeleuchtung und der Wasserleitung. Er rühmt die großen, stattlichen Brunnen, welche die öffentlichen Plätze schmücken. Fast an jede Straßenecke sprudelt aus zierlichem Metallhahne frisches Ouellmaffer, das auf großartigen Aquäducten zehn bis zwölf englische Meilen weit aus den benachbarten Gneiß- und Granit-Bergen der Tijuca-Kette hergeleitet wird. „Mit Ausnahme der Triton-Wasserleitung in der Umgebung von Nero-Jork," bemerkt Scherzer, „welche diese herrliche Stadt täglich mit 40 Millionen Gallonen Wasser zu versehen im Stande ist, erinnern wir uns nicht, in irgend einem Theile der Erde eine derartige Einrichtung von größerer Ausdehnung gesehen zu haben."

Die Versorgung mit Wasser ist in Rio auf drei große Leitungen vertheilt, welche eine Gesammtausdehuung von über 36 deutschen Meilen oder 260 Kilometer besitzen und in 24 Stunden 36 Millionen Liter Wasser liefern. Die älteste der drei Leitungen ist diejenige der Carioca, welche bereits seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Gebrauch ist. Diese großartige Leitung führt das Wasser vom Corcovado in einem überwölbten Canale von behauenen Granitquadern an den Abhängen des Theresienberges hin und überschreitet das Thal zwischen diesem Berge und dein Morre de Santo Antonio auf einem 18 Meter hohen aus zwei übereinander stehenden Bogenreihen gebildeten Aquäducte. Das Wasser, welches der Aquäduct nach der Stadt führt, stürzt am Corcovado auf seiner halben HSH5 ungefähr eine Stunde von der Stadt, aus einer großen Menge von Quellen als reiner dicker Wasserstrahl in schönen Cascaden über die Granitfelsen hinab und bildet einen mit der herrlichsten Tropenvegetation umgebenen Bach, nachdem noch eine bedeutende Anzahl von Quellen durch ebenso viele den Bergabhang entlang sich windende Canäle damit vereinigt morden. Eine zweite Leitung bezieht ihr Wasser aus dem kleinen aus der Serra da Tijuca entspringenden Maracarck-Flusse. Sie zieht sich am nördlichen Abfall des Theresienberges hin und versorgt den westlichen Theil der Stadt mit Wasser. Eine dritte und neueste Wasserleitung endlich, deren stetige Erweiterung und Verbesserung noch fortdauernd einen Gegenstand eifriger Fürsorge seitens der Regierung bildet, ist diejenige der Tijuca, welche das Wasser nach einem riesigen Reservoir in S. Christo vïo führt. Diese Leitung und die riesigen gemauerten und cementirten Reservoirs für dieselbe auf der Tijuca sind eine ebenso stattliche wie sehenswerthe Leistung. Die Erkenntniß der Wichtigkeit des Waldbestandes der Tijucaberge für die Ergiebigkeit der Quellen hat die Regierung veranlaßt, das ganze in Betracht kommende Gebiet zu erwerben und die Vegetation desselben zu hegen. Ausgezeichnete Fahrstraßen führen nach den Tijucabergen hinauf, an einain herrlichen, in üppigsten Tropenwald eingefaßten Wasserfall vorüber und nach den als Floresta bezeichneten neuen Anlagen. Der Wald selbst wird nachgepflanzt, und zwar als erster Versuch zu einer rationellen Forstmirthschaft in Brasilien mit wirklich nützlichen und merthvollen Baumsorten und unter Heranziehung von Baumschulen. Eine Fahrt und resv. ein Spaziergang in diesen Anlagen gehört für den Naturfreund zu dem Genußreichsten, was nur freundliche Gebirgsscenerie und üppigste Tropenvegetation im Verein mit einander bieten können. Es ist gar nicht zu beschreiben, welche Fülle und Mannigfaltigkeit von Vegetation hier die Natur auf den kleinsten Raum zusammendrängt. Immer von Neuem stößt das Auge auf unbekannte Formen. Lianen, die Seilen gleich vom Boden zur Krone und sich spaltend von Baum zu Baum zu erstrecken, Rohrgras und haushohe Bambusstangen, Parasiten, die dicht gedrängt gleich Teppichen die dicksten Aeste überziehen, breitblättrige Feigen, blühende lorbeerartige Bäume oder feingefiederte Mimosengemächfe, die großen schönen Blüten einer Schlingpflanze hoch oben im Laubmerk eines Baumes oder die mehrere Meter langen Reiser einer Palmenkrone lenken die Aufmerksamkeit auf immer neue Gruppe und Prachtexemplare hin. Und so viel man davon in sich aufnimmt, nirgends kehrt doch genau das Gleiche wieder.

Wenn schon am Gestade des Meeres das ewig sich erneuernde Schauspiel der anstürmenden, sich überstürzenden und schäumend zurückrollenden Wogen uns immer neue und fesselnde Anblicke gemährt, wie viel mehr erst der Urwald mit seiner unerschöpflichen Mannigfaltigkeit von Pflanzengestalten. Während im deutschen Walde Buche oder Tanne und hinsichtlich des Unterholzes einige wenige Sorten von Büschen und Ranken sich immer wiederholen, so scheint hier jeder Baum, jeder Strauch einer anderen Art anzugehören. Nach Hunderten zählt die Menge der Baumsorten, welche im Urwalde vertreten sind, und nie trifft man ungemischte/ Bestände irgend eines Laubwaldes an. Es gilt vom brasilianischen Walde was Goethe von der Natur sagt: „Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht wieder. Alles ist neu und doch immer das Alte." Und so wird man dem deutsch-brasilianischen Dichter W. Bauer*) beistimmen, wenn er diese Eindrücke in die Verse kleidet:

So Hab ich, schönes Land, dich «blickt,
Das in Jugendiränmen mich schon entzückt.
Dich, blauer Himmel der ewig lacht,
Dich Freiheit, die's Leben imS heiter macht!
Wo die Palme hoch in den Wolken schwankt,
Wo am starken Baume die Schlingpflanze rankt.
Wo nimmer die Axt der Pflanze schwang
Und nie des Menschen Stimme erklang.

Unter diesem Pseudonym hat ein angesehener deutscher, in der Provinz Rio Grande lebender Ingenieur eine Reihe sehr gelungener Dichtungen veröffentlicht, deren einer aus der „Deutschen Zeitung" von 1880 Nr. 61 wir die folgenden Strophen entnehmen.

Wo nicht der Hunger Almofen fleht.
Bei jedem Schritt neues Wunder ersteht —
Da geht er still und ganz allein.
Und Andacht dringt ihm in's Herz hinein!

Die herrlichen Waldungen der Tijuca-Berge, die schöne Gebirgsscenerie, die vielen zum Theil außerordentlich reizvollen Wasserfälle der Umgebung machen die Tijuca zu einem ganz besonders freundlichen und durch die vorzüglichen Straßen auch, zu Exkursionen einladenden Aufenthaltsorte. Der Fremde, sofern er nicht gerade beständig in Rio beschäftigt ist, wird daher weit angenehmer und gesunder wohnen, wenn er eines der guten Hotels der Tijuca aufsucht. Post und Pferdebahn ermöglichen es, schon früh in Rio zu sein und Abends zurückzukehren.

Das, was mir hier von den Wasserleitungen Rios, von den großen Reservoirs, der Pflege der Waldungen, aus denen die Quellen hervorkommen, gesagt haben, zeugt gewiß für volles Verständniß für eine der wichtigsten Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege. Obwohl bereits vor Jahren über 70 Liter Wasser auf den Kopf der Bevölkerung täglich entfielen, fährt die Regierung doch fort, die Wasserbezugsquellen zu vermehren. Hier ist wirklich Tüchtiges geleistet, allerdings wie fast immer unter Aufwendung unverhältnismäßig hoher Kosten. Es ist einmal in Brasilien Tradition, die vom Staate ausgeschriebenen öffentlichen Arbeiten als bequemes Mittel zu rascher und enormer Bereicherung zu benutzen. Unter solchen Umständen pflegt die Uebermeisung bedeutender Aufträge nicht an die Tüchtigsten und an die geeignetsten Unternehmer zu gelangen, sondern an diejenigen, welche den zweckmäßigsten Weg einzuschlagen verstanden. So ist denn auch das riesige neue Wasserreservoir, welches sür die TijucaLeitung in Pedregulho ganz in der Nähe des kaiserlichen Palais vor einigen Jahren erbaut wurde und viele Millionen Mark verschlungen hat, gleich nach der ersten Benutzung geborsten. Wieder geflickt, zeigt es bald neue Risse, die den Wasserstand nur auf drei Meter Höhe kommen ließen und die enormsten neuen Ausgaben verursachten. Ein mit solchen Arbeiten vertrauter gewissenhafter Ingenieur würde mit der Hälfte der verwendeten Millionen Besseres geleistet haben.

Auf diese Weise baut der Staat in Brasilien enorm theuer und muß noch froh sein, wenn überhaupt etwas Brauchbares dabei entsteht. So wurde Ende der siebziger Jahre in Rio Grande für Millionen ein neues Zoll-Gebäude errichtet. 1880 mußte bereits ein Theil, weil er im Einstürzen mar, wieder eingerissen werden. Der Unternehmer aber soll bei dem Contracte die Kleinigkeit von 60 pCt. für sich gerettet haben. Das ist nun an und für sich nicht zum Verwundern, wohl aber die Fiscalisation des Staates, die das Gebäude als contractgemäß hergestellt abnahm.

Außer für die Wasserleitungen hat die brasilianische Regierung in den letzten Jahren auch enorme Opfer gebracht für die Canalisation der Stadt Rio de Janeiro und ihrer Vorstädte. Früher war dieser Punkt ein besonders dunkler. Die Entleerung der Aborte erfolgte durch die Neger mittelst hölzerner Kübel, die sie Abends auf dem Kopf zum Strand trugen.

Dies ist auch in den anderen brasilianischen Küstenstädten noch heute das übliche System. Man kann sich leicht denken, daß die abendliche Wanderung der Neger mit den „Tigres" auf dem Kopf für die Straßenpassage keine angenehm? Zuthat ist, namentlich wenn die Schwarzen zu früh damit beginnen. In Porto Alegre wird die Verordnung, welche den Negern die Entleerung der Kübel am frühen Abend verbietet, durch gelegentliche polizeiliche Abfassungen aufrecht erhalten, wobei dann fämmtliche Delinquenten mit dem Corpus delicti über Nacht in's Polizeigefängniß wandern. In Rio de Janeiro ist man seit 1867 zur Canalisation übergegangen, indem durch eine englische Gesellschaft Sielbauten (Esgotos) zur Abführung des Unrathes aus den Aborten und zur Ableitung des Regenmassers ausgeführt wurden. Diese nach dem System von Leicester ausgeführtenCanalisationsarbeiten sind gleichfalls als eine großeVerbesserung anzusehen. Im Zusammenhange damit ist an vielen Stellen der seicht auslaufende Strand durch vorgeschobene Quaibauten verbessert worden, indem dadurch die seicht auslaufenden Uferstrecken, welche besonders zur Fäulniß hingeworfener oder angespülter thierischer Stoffe geeignet sind, beseitigt wurden. Alle diese Arbeiten waren besonders deshalb schwierig durchzuführen, weil die inneren Stadttheile wie z. B. jene am Campo de Santa Anna nur um etwa 3 Meter über den normalen Wasserstand sich erheben.

Die Sielbauten bilden jedoch nur einen, wenn auch besonders wichtigen Theil der zur Entfernung des Unrathes bestimmten Einrichtungen. Sie werden ergänzt durch die Wirksamkeit der Straßenreinigungsgesellschaft. Dieser Compagnie liegt es ob, die vielerlei Küchenabfälle, Kehrlicht und allen auf die Straße geworfenen oder zur Abholung hingestellten Unrath, sowie endlich die Cadaver der gefallenen Thiers, als Hunde, Katzen, Ratten :c., zu entfernen. Es klingt fast unglaublich, wenn man die Berichte über die Thätigkeit dieser Gesellschaft liest, welche 1881 zur Einrichtung von Oefen behufs Verbrennung thierischer Leichen verpflichtet wurde und täglich per Dampfer die Objecte ihres Sammeleifers von Rio de Janeiro nach der Insel Savucaia fortschafft. Die Straßenreinigungsgesellfchaft hat beispielsweise im August 1878: 3>/i« Millionen Kilogramm Schmutz und Abfälle, sowie 2237 todte Thiers fortgeschafft, welche an der Küste umher lagen. Im October desselben Jahres wurden 5 Millionen Kilogramm Schmutz und 3664 todte Thiers, im April 1880 5^ Millionen Kilogramm Schmutz und 3850 todte Thiers abgeführt.

Daß die Reinlichkeitsverhältnisse von Rio sich seit der Wirksamkeit dieser Compagnie und seit der Einrichtung der Canalisation ganz wesentlich verändert haben müssen, ist ohne Weiteres klar. Dabei wird in Rio das Pflaster nicht nur von Schmutz gereinigt, sondern auch durch an den Wasserleitungsröhren angebrachte Schläuche vor dem Fegen gespült. Kurz, man vermißt keine der modernen Errungenschaften zur Reinhaltung der Straßen, und wenn bei alledem die City von Rio de Janeiro als Wohnort weder angenehm noch empfehlensmerth erscheint, so liegt das in der Lage und Bauart der Stadt begründet, nicht aber in Verfümmniß der durch die öffentlichen Gesundheitspflege erheischten Maßnahmen.

Auch in anderen die Sicherheit des Lebens wie des Eigenthumes der Bewohner betreffenden Beziehungen steht Rio hinter den europäischen Großstädten nicht zurück. Für Schlächtereizmecke ist ein besonderes in San Christovilo gelegenes Etablissement vorhanden. Die zahlreichen Aasgeier, welche sich daselbst aufhalten und den Platz beständig umkreisen, verrathen die Bestimmung desselben schon von Weitem. Daß nach brasilianischer Sitte die Abfälle des geschlachteten Viehes den Aasgeiern zugewendet werden, ist wohl des unvermeidlichen Gestankes halber in sanitärer Beziehung nicht zu billigen, aber eine in ganz Brasilien übliche Einrichtung. Nur in der durch ihre vielen Schlachtereien, Xarqueadas, bekannten Stadt Pelotas im äußersten Süden des Kaiserreiches verwerthet ein deutscher Fabrikant, Herr H. Elfte, die sonst unbrauchbaren Abfälle zur Herstellung eines künstlichen Guano-Mehles und anderer einschlägiger Producte.

Ganz auf der Höhe der Zeit stehen in Rio die Löschanstalten, so daß nur relativ wenige und geringfügige Brände vorkallen. Dasselbe gilt auch von der Gasbeleuchtung, die schon vor mehr als zwei Decennien von Scherzer sehr gerühmt wurde. „So unschön Rio bei Tage ist," sagte er, „ebenso herrlich und strahlend nimmt es sich des Nachts bei Gasbeleuchtung besonders vom Hafen gesehen aus. Als wir am Abende nach unserer Ankunft die hell funkelnde Stadt vor uns liegen sahen, glaubten mir, es fände aus irgend welcher feierlichen Veranlassung eine besondere Beleuchtung statt, und bemerkten erst später, daß Rio jede Nacht ebenso feenhaft, als bei Tage grauenhaft aussieht." Eins wie das Andere ist übertrieben, wiewohl namentlich der imposante Anblick des beleuchteten Rio von der Bai aus gesehen nicht in Abrede zu stellen ist. Der Blick ist ähnlich jenem, welchen in Hamburg des Nachts das Alster-Bassin gemährt, und wird nur noch großartiger durch die Ausdehnung der Straßenbeleuchtung bis auf die Höhen und die fernsten Ausläufer der Vorstädte. Die Gasgesellschaft ist ein englisches Unternehmen, welches mit der Negierung einen von dieser seit langer Zeit unbequem empfundenen Contract besitzt. Es scheint das nationle Selbstgefühl schwer zu verletzen, daß bei so vielen großartigen öffentlichen Unternehmungen die Engländer den Rahm abschöpfen. So ist außer der Gascompagnie die Küstenreinigungsgesellschaft eine englische, und wieder Engländer haben die Bondslinien in Rio eingeführt, die enormen Eanalimts-Arbeiten übernommen und ausgeführt, viele Eisenbahnen gebaut und auch die Küstendampfschiffahrt lange mit großer Subvention in den Händen gehabt. Das mag denn wohl auch einer der Gründe gewesen sein, weshalb die Regierung vor fünf Jahren den abgelaufenen Contract mit der Gas-Compagnie nicht gleich erneuerte. Darauf hin schraubte die Compagnie ihre Preise in die Höhe, was eine mächtige Aufregung im Publikum zur Folge hatte, deren Spitze sich theils gegen die Regierung, theils gegen die Gas-Gesellschaft richtete. In einer Volksversammlung beschloß man, den Privat-Consum von Gas einzustellen. Mit Einbruch der Nacht schloßen viele Kaufläden die Thüre, andere beleuchteten mit Petroleum. Die Menge, welche die Straßen durchzog, zertrümmerte die Gaslaternen, die Straßen blieben in Finsterniß. Truppen wurden in den Kasernen consignirt. Patrouillen durchzogen die Stadt, der Kaiser, der aus dem Theater heimkehrte, ließ seine Begleitmannschaft besonders verstärken und eine unheilverkündende Stimmung beherrschte das Volk. Am anderen Tage trat die Regierung mit der Gas-Gesellschaft wieder in Unterhandlung

Man sollte meinen, die Erfahrungen, welche bei Einführung der Vintein-Steuer für die Bonds-Linie gemacht worden, hätte die Regierung vorsichtiger machen müssen — indeß waren ja seit jener Zeit schon zweimal die Ministerien von der Bühne abgetreten. Im Uebrigen muß man einräumen, daß die Regierung sich dem Volke und resp. dem Pöbel von Rio de Janeiro gegenüber in einer mißlichen Lage befindet. Die Republikaner machen sich bei allen Wahlen breit, erringen auch namentlich bei den Wahlen zu den Provinziallandtagen immer bedeutendere Erfolge; ihre Zeitungen treten für die Republik, andere für die Revolution ein. Eine Revolver- und SchmutzPresse ervlorirt in infamster Weise den Skandal und gefällt sich namentlich darin, die ehrwürdige Person des Kaisers zum Gegenstande des Gespöts zu machen. Ja — Freiheit, die ich meine! Wer diese Sorte Freiheit sein Ideal nennt, der kann das monarchische Brasilien als Muster für Preßfreiheit hinstellen. Bei irgendwie drückenden oder unbequemen Neuerungen entsteht unter deni Druck der Hetz-Presse eine zu den gröbsten Ercessen führende Aufregung. Tritt die Regierung fest auf, so schreit das vergossene Bürgerblut zum Himmel um Rache; giebt sie nach, so gilt sie sür blamirt und die Nachgiebigkeit erscheint als Schwäche. Einer solchen, ohnehin so leicht erregbaren Volksmasse gegenüber ist die Aufgabe der Negierung keine leichte.

Höchst interessant ist die oben berührte Thatsache des Vorwiegens der Engländer bei allen großen Unternehmungen und Capitalanlagen. Dabei ist nach der in Brasilien üblichen Praris auch nach der finanziellen Seite kein Risiko für sie vorhanden, da die Regierung 7 oder 6 Procent Zinsen des firirten Cavitales garantirt. So mar die erste Eisenbahn, welche in der Provinz Rio Grande do Sul erbaut wurde, ein englisches Unternehmen, welches seit Jahren der Provinz durch das große jährliche Deficit enorme Kosten verursacht. Die Direction nimmt auf die Bedürfnisse des Verkehrs nicht gebührend Rücksicht. So ist eine zu niedrig gelegte Eisenbahnbrücke bei S. Leopolds ein schweres Hindernis; für die Schifffahrt auf dem Rio dos SinoS. Es wäre leicht zwischen zwei Pfeilern eine Einrichtung zum Durchlassen der Schiffe einzurichten, allein das liegt ja nicht im Interesse der Bahn und darum widersetzt sie sich. Auch die Franzosen treten in Südamerika namentlich in neuerer Zeit als Bauunternehmer :c. auf. Das deutsche Capitel aber, das wenigstens für Südbrasilien am meisten Grund hätte einzutreten, zeigt keine Initiative. Und geht ja von einer großen deutschen Firma oder Gesellschaft ein großes Umernehmen aus, wie z. B. die Ausbeutung der Kohlenbecken in der Provinz Rio Grande do Sul, so weiß Mißgunst und Neid nicht, wie sie sich aufblasen und dagegen intriguiren sollen. Und dabei ist es Thatsache, daß der Jmporthandel von Rio Grande fast ganz in deutschen Händen ist: daß die deutschen Colonien der Provinz prosperiren, das Deutschthum sich noch nirgends so sehr eine geachtete und seinen Verhältnissen angemessene Stellung errungen hat, als eben in dieser, durch ihr mildes Klima dem Deutschen besonders zusagenden Provinz; daß endlich der Export deutscher Industrievroducte nach Rio Grande ein sehr bedeutender ist und es noch mehr sein würde, wenn es noch eine deutsche Einwanderung nach dieser Provinz gäbe. Eine starke deutsche Einwanderung nach Südbrasilien schafft der deutschen Industrie ein bedeutendes und immer wachsendes Absatzgebiet, indeß die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten Concurrenten großzieht. So wäre es unbedingt die Aufgabe der deutschen Wirtschaftspolitik, der deutschen Colonisation Südbrasiliens allen möglichen Vorschub zu leisten. Statt dessen hat die deutsche Regierung der Ausstellung deutscher Industrieproducte in Porto Alegre keine Theilnahme geschenkt und statt die Einwanderung nach Südbrasilien zu begünstigen, hält sie das Ausmanderungsverbot nach Brasilien aufrecht, was ungerecht deutschen Elementen in Südbrasilien gegenüber und unklug zugleich ist im Interesse der deutschen Wirtschaftspolitik.

Unter denjenigen Neuerungen, durch welche Rio de Janeiro im Laufe der letzten Jahre den an moderne Großstädte zu stellenden Anforderungen zu entsprechen sich bestrebt hat, ist auch die für ein heißes Klima doppelt wichtige Frage der Eisversorgung nicht zu vergessen. Das Eis spielte bis in die letzte Zeit eine untergeordnete Rolle in den brasilianischen Küstenstädten, woran vor Allem sein hoher Preis schuld war. Man hat vielfach nordamerikanisches Eis importirt. Noch bis in die neueste Zeit bezog Porto Alegre nordamerikanisches Eis vom La Plata her, wobei denn der Preis pro Kilo auf 2—3 Mark zu stehen kam. Erst in neuester Zeit hat man in S. Paulo, Rio de Janeiro und Porto Alegre große mit Damps betriebene Maschinen eingeführt, welche auf künstlichem Wege Eis herstellen. Die in Rio thätige Eismaschine ist eine der größten, welche existiren; sie vermag in der Stunde 1500 Kilogramm Eis zu erzeugen und das Kilo zu 8 Pfennigen zu verkaufen. Seit dieser Zeit ist die Verwendung von Eis natürlich sehr gestiegen. Man stellt sich schwer vor, wie empfindlich der Mangel von Eis, namentlich auch für ärztliche Zwecke, dem daran Gewöhnten wird. Auf der deutschen Colonie, wo der Verfasser dieses Aufsatzes lebte, ist natürliches Eis nie zu haben, es sei denn einmal in besonders kalten Wintern in aller Frühe auf den Wasserpfützen.

Vorzüglich sind in Rio die für die Behandlung der Kranken getroffenen Vorkehrungen. Es eristirt eine größere Anzahl von Hospitälern, u. a. ein portugiesisches, wie denn ein solches auch in Porto Alegre besteht. Die Deutschen dagegen, die in Chile und Argentinien je ein eigenes Krankenhaus geschaffen haben, sind in Brasilien trotz ihrer numerisch stärkeren Entfaltung noch nirgends zur Begründung eines deutschen Krankenhauses gekommen; doch mag dieses Bedürfniß wohl gerade in Rio weniger empfunden werden, weil dort die Krankenflge im Allgemeinen sehr gut geordnet ist. Namentlich das große, 180 Meter lange Krankenhaus der Santa Casa de Misericordia mit einem Krankendestande von über 1000 Personen entspricht seiner Bestimmung in trefflicher Weise. Die Säle sind hoch, geräumig und luftig, und die Pflege und Behandlung läßt nichts zu wünschen übrig. Ein junger deutscher Kaufmann, welcher einige Zeit daselbst in Behandlung gewesen, wußte mir die aufmerksame Pflege und Bedienung seitens der Schwestern nicht genug zu rühmen. Der junge Mann stammte aus guter Familie und mar als Kaufmann namentlich auch in Sprachen wohl ausgebildet. Irgend ein dummer Streich hatte ihn über den Ocean geworfen, er hoffte auf Anstellung als Commis in einem deutschen Geschäfte. In Bahia fand er das nicht, und nachdem er durch einen imvrovisirten Hausirhandel mit lebenden Vögeln sich wieder etwas Reisegeld erworben, ging er nach Rio de Janeiro. Vergebens wandte er sich an viele der angeseheneren deutschen Kaufleute und das Consulat — er fand keine Beschäftigung und wurde endlich, halb verhungert und krank, auf der Straße aufgelesen und in's Hospital geschafft. Daraufhin nahm man sich in deutschen Kreisen doch etwas seiner an und schaffte ihm die Mittel zur Herstellung seiner Gesundheit. Ich habe seit der Zeit noch manche Beispiele derart erlebt und erfahren, wie gewagt und bedenklich es ist, wenn gebildete Leute, Ingenieure, Lehrer, Kaufleute ohne Aussicht auf feste Stellung nach Brasilien auswandern. Auch in den Vereinigten Staaten geht es darin kaum anders. Günstige Chancen bieten sich lediglich dem Ackerbauer und allenfalls dein Handwerker.

Das große erwähnte Hospital dient ganz in der gleichen Weise wie ähnliche Etablissemments an den deutschen Universitäten zugleich dem akademischen Unterrichte. Die Studenten begleiten den Professor bei der Visite durch die Krankensäle und hören Vorträge über wichtige Fälle an. Im Erdgeschoß befindet sich für Sectionen ein geräumiger, luxuriös ausgestatteter Saal. Nicht weit vom Krankenhause entfernt ist das Gebäude der medicinischen Facultät, wo sich die verschiedenen Hörsäle, Laboratorien und Sammlungen befinden. Alles hier ist neu und elegant hergerichtet. Besonders interessirte es mich, die naturwissenschaftlichen Sammlungen und Laboratorien kennen zn lernen. Den günstigsten Eindruck machte das chemische Laboratorium, das ganz in der für denselben Zweck in Deutschland üblichen Weife eingerichtet mar. Hier ist wenigstens der Apparat völlig in Ordnung, um bei tüchtiger Leitung eine gute praktische Ausbildung der Schüler zu ermöglichen. Ob diese vorhanden ist, weiß ich nicht; auf den anderen Gebieten ist sie offenbar nicht hinreichend. Das botanische Institut wenigstens mar weder gut geordnet noch hinreichend wissenschaftlich durchgearbeitet. Dasselbe machte sich namentlich auch im zoologischen Cabinet empfindlich geltend. Die ausgestopften Thiers und Präparate waren fast alle aus Europa bezogen, konnten mithin für die Kenntnis; der heimischen Thiermelt keinen besonderen Werth haben. Außerdem aber trugen sie Nummern, zu welchen die zugehörigen Etiquetten wohl noch geschrieben werden sollen, sofern der Katalog nicht unterdessen verlegt worden ist. Eine vergleichende anatomische Sammlung zumal auch von Skeletten fehlte ganz. Freilich ist ja Rio auch in Bezug auf Zoologie schlecht bestellt, indem der Vertreter des Faches wohl alles Andere eher sein mag als ein Zoologe. Eine von demselben im Archiv des Museums publicirte Abhandlung über eine große Froschlarve, die unter dem Namen „Batrachvchthys" — wenn es nur wenigstens richtig Batrachichthns hieße! — als ein fabelhafter Uebergang zwischen Fisch und Frosch beschrieben und natürlich als Belegstück für den Darminismus ausgebeutet wurde, gehört zu dem Curiosesten, was die neuere zoologische Literatur aufzuweisen hat. Sehr vortheilhaft sticht dagegen die Botanik von vi-. Caminha ab, wohl das beste Buch, welches bis jetzt in Brasilien dem naturwissenschaftlichen Unterrichte zu Hilfe kommt. Einen vortheilhaften Eindruck machte auch die pathologisch- anatomische Sammlung, die instructiv aufgestellt ist und in zahlreichen guten Wachspräparaten ein werthvolles Lehrmaterial besitzt.

Im Allgemeinen muß man anerkennen, daß in neuerer Zeit wesentliche Fortschritte in der Organisation des medicinischen Unterrichtes gemacht sind. Wenn es auch nicht angeht, den Stand des medicinischen Unterrichtes in Rio jenem der europäischen und zumal deutschen Hochschulen zur Seite zu setzen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß jetzt Denjenigen, welche ein ernstes Streben bekunden, die Möglichkeit geboten ist, sich tüchtig auszubilden. Freilich wollte es mir scheinen, als ob die Zahl derer, welche mit wirklichem Eifer und gutem Erfolge die gebotene Gelegenheit benutzen, eine geringe sei, und als ob seitens der Studenten zu viel Werth auf ihre Bücher, zu wenig auf die practiichen Uebungen und Curse gelegt würde.

Die Gesundheits-Verhältnisse von Rio de Janeiro sind nicht ungünstig, nur das gelbe Fieber hat dieselben in letztere Zeit mißlicher gestaltet. Während an und für sich die Sterblichkeit in Rio keine ungünstige ist, so haben Blattern und gelbes Fieber viele Todesfälle zur Folge gehabt. Weniger verheerend trat die Cholera auf. Unter 90,814 Sterbefällen, welche in den Jahren 1862—1872 stattfanden, unter denen über 6000 Todtgeborene sich befanden, entfielen 9625 auf epidemische Krankheiten. Am schlimmsten hat in Rio das gelbe Fieber gemüthet, welches dort zuerst im Jahre 1850 erschien. Diese heftig auftretende ansteckende Krankheit führt unter Erbrechen und Durchfällen zur Gelbsucht und bewirkt unter Erbrechen schwarzer Massen, oft auch Blutaustritten aus den Gefäßen, häufig rasch die Auflösung des Körpers. Ihr erliegt ein Viertel bis ein Drittel der Erkrankten, und in ganz besonders hohem Grade diejenigen, welche an den betreffenden Ort nicht acclimatisirt sind. Fremde sowohl wie Brasilianer aus dem Innern. In das Innere des Landes nämlich dringt das gelbe Fieber nicht vor; es beschränkt sich auf die Küsten, wo es von den Südstädten der vereinigten Staaten an bis nach Buenos Ayres hin die Hafenorte heimgesucht hat. In den fünfziger und sechziger Jahren trat es in Rio nur zwei oder dreimal aus; nach der heftigen Epidemie von 1872 und 1873 aber ist es fast jedes Jahr erschienen und scheint jetzt aus dem epidemischen in den endemischen Charakter überzugehen. Die Gefahr des gelben Fiebers ist sür Rio de Janeiro zumal auch wegen der durch den riesigen Schiffsverkehr bedingten Verschleppung eine stets drohende. Die Hafengegend und die innere Stadt sind daher auch in besonderem Grade den Erkrankungen ausgesetzt. Die Bewohner der Vorstädte, zumal der etwas höher gelegenen, und alle Diejenigen, denen es ihre Verhältnisse gestatten, etwas weiter ab von Rio zu wohnen, sind der Gefahr der Erkrankung relativ wenig ausgesetzt. Es entspricht das ganz den auch anderweitig gemachten Erfahrungen. So haben z. B. die Franzosen auf Guadeloupe die Erfahrung gemacht, daß bei Ausbruch der Epidemie die Entfernung der Garnison nach dem fünf Kilometer vom Meere entfernten und 550 Meter über den, Meere gelegenen Etablissement „6u c>iur> ^acoiî" vollkommen dem gewünschten Zwecke entsprach.

Unter diesen Umständen war es sehr anerkennenswerth, daß die brasilianische Regierung bei der heftigen Epidemie der Jahre 1872 und 1873 die anlangenden Einwanderer gar nicht in Rio ausschiffte, sondern sie sogleich per Bahn nach der drei Stunden von der Residenz entfernten Station Barr« de Pirahy transportiren ließ. Die so beförderten 2600 Einwanderer blieben vor der Erkrankung am gelben Fieber bewahrt, welches unter anderen Umständen unter ihnen als nicht Acclimatisirten besonders stark aufgeräumt haben würde. Ob die Hoffnungen, denen man sich in Rio bezüglich einer Verbesserung der sanitären Verhältnisse in Folge der vielen Verbesserungen auf hygienischem Gebiete hingeben zu dürfen glaubt, sich realisiren werden, bleibt der Zukunft anheimgegeben. Jedenfalls hat die Regierung jederzeit die erforderlichen Maßregeln, zumal auch durch die Gründung besonderer Lazarethe für Gelbfieberkranke, Cholerakranke u. s. m. ergriffen.

Es ist außerordentlich schwierig zu ermitteln, in welcher Weise sich statistisch die Sterblichkeits-Verhältnisse in Rio darstellen. Kein Gebiet der Wissenschaft oder der Administration liegt in Brasilien wohl noch so sehr im Argen, als eben dasjenige der Statistik. Wohl sind neuerdings wieder die Beamten der Provinzial-Präsidenturen zur Anstellung statistischer Erhebungen angemiesen worden — allein solche nebenher betriebenen, der systematischen und verständnißvollen Leitung und Durchführung entbehrender Aufnahmen können nur sehr geringen Werth beanspruchen. Nicht einmal die selten vorgenommenen Volkszählungen sind einigermaßen zuverlässig. So ist denn auch der jeweilige Stand der Einwohnerzahl der Residenz nicht genauer bekannt. Die verschiedenen Angaben variiren zwischen 250,000 oder 300,000 bis 450,000. Die letzte wohl zu hoch gegriffene Zahl legte 1874 M. M. da Silva Alcanan in seiner zu Bahia erschienenen Doctor-Dissertation einer Berechnung zu Grunde, der zu Folge er die Sterblichkeit von Rio de Janeiro außerordentlich günstig findet, nämlich zu 23:1000 pro Jahr. Das sei ein noch günstigeres Verhältnis?, als es London mit 25:1000 auszuweisen habe. Es ist aber klar, daß das Verhältniß sich sofort ändert, wenn es sich herausstellt, daß die Einwohnerzahl erheblich geringer ist. Im Jahre 1872 hatte Rio 10,065 Todesfälle. Bei einer Bevölkerung von 450,000 Seelen würde das allerdings nur 22,4 auf Tausend betragen. Einer Bevölkerungszahl von nur 300,000 würden aber 33,5 Sterbefälle auf 1000 Bewohner entsprechen. Schon Wappäus hob diese Unsicherheit der statistischen Daten und Berechnungen hervor und führte gegen die Annahme einer hohen Bevölkerungszahl den Umstand an, daß die Zahl der Geburten in Rio so enorm hinter jener der Todesfälle zurückstehe. Ich glaube, daß Wappäus hier auf einem Irrwege sich befand, indem er die Zahl der Geburten mit der Zahl der Getauften identifticirte. Es ist in Brasilien durchaus nichts seltenes, daß die Taufe erst sehr spät erfolgt. Es sind mir gar manche Fälle bekannt geworden, wo halbwüchsige Jungen bei der Taufe dem Geistlichen, als dieser sie mit Wasser besprengte, ein landesübliches, höchst gemeines Schimpfwort, an den Kopf warfen. Vermuthlich wird in Rio die lange Hinauschiebung der Taufe, zumal wohl bei der farbigen Bevölkerung, sehr Mode sein; viele Kinder mögen dann ungetcmft sterben, und jedenfalls ist die Zahl der Getauften kein zuverlässiger Maßstab für die Zahl der Geburten.

Die Abhandlung über Moilalitätsverhältnisse, welche oben angeführt wurde, ist daher noch weniger wie ältere Publicationen eine sichere Basis für die bezüglichhen Ermittlungen. Sie ist ohnehin nicht aus Quellenwerken geschöpft, wie schon daraus hervorgeht, daß sie die Sterblichkeit von Nem-Aork zu 70 von Tausend angiebt, während diese doch 1881 in einem ungünstigen Jahre sich nur wenig über 31 erhob, und andererseits der deutschen Colonie am Mucury, die keineswegs zu den günstigstsituirten gehört eine Sterblichkeit von nur 2,8 auf Tausend andichtet. Natürlich liegt die Schuld davon an der Unbrauchbarst der benutzten Notizen, die ja natürlich nicht sammt und^sonders und ohne Kritik benutzt werden durften.

Wer in Rio sich vorübergehend aufhält, thut am besten seinen Aufenthalt auf der Tijuca zu wählen, wohin wohl bald schon die Eisenbahn führen wird.

Auf einer ausgezeichneten Fahrstraße geht es bergan, die Felsen, zun: Theil von kleinen Wasserfällen gebadet, treten näher, und der Blick erweitert, sich bis endlich ein großer Theil von Rio und der Bai vor uns ausgebreitet liegt. Nachdem die Höhe erklimmen ist, senkt sich der Weg wieder etwas, und an freundlichen zum Theil sehr luxuriös ausgestatteten und als Sommerfrischen benutzten Villen vorüber strebt der Wagen dem Ziele zu, dem in einem kleinen von klarem Wasser durchrauschten Seitenthale idyllisch gelegenen Hotel.

Wer die lange Fahrt scheut und höher an den Bergen wohnen möchte, wird am Theresienberge wohl leicht das finden, was er sucht. Am Passeio public» zweigt sich die Bondslinie ab, welche dorthin führt und unter den hohen Bogengängen des mächtigen, das Thal überbrückenden Aquäduct hindurch zur Station der Drahtseilbahn befördert. In leichtem Wagen, geräuschlos und der treibenden Kraft uns kaum bemußt, erheben mir uns auf dem „Plano inclinado". Auf dem Nebengeleise kommt uns ein zweiter Wagen entgegen, fast als solle er mit dem unsrigen zusammenstoßen, und nach wenigen Minuten sind wir oben, wo schon der Bondsmagen zur Weiterbeförderung bis zu der Cairá d'agua, einem Reservoir der Wasserleitung, bereit steht. Oben genießt man eine schöne Aussicht auf einen Theil von Rio und feinen Vorstädten, zumal Catumby, und auf die in fünf bis fechs Linien sich übereinander schiebenden Conturen der verschiedenen dem Küstengebirge angehörenden Bergketten. Der Theresienberg ist nur stellenweise dichter bebaut. Die Straße führt an zwei Hotels vorüber, von denen namentlich das zuerst kommende schöne gelegen, sauber und bequem eingerichtet ist.

Und so wird Rio de Janeiro jedem Geschmack und jedem Bedürfnisse durch sein mildes Klima, die Anmuth und Lieblichkeit seiner Vorstädte und die Großartigkeit seiner herrlichen Umgebungen Rechnung tragen können. Wenn der Italiener in seiner feurigen zur Uebertreibung geneigten Ausdrucksweise Neapel als die Perle des Schönen preist, als die Realisirung des Höchsten und Großartigsten, was die Phantasie auszumalen vermag, nach dessen Genuß keine Steigerung mehr möglich sei und daher nichts übrig bleibe als der Tod — so wird von Rio de Janeiro wenigstens das ohne Uebertreibung gesagt werden müssen, daß sich hier das Herrlichste vereint, was landschaftliche Schönheit und üppigste Fülle der Natur zu bieten im Stande sind, und daß auch dem Vielgereisten im reichen Kranze der Eriimerungsblätter dasjenige eines der strahlendsten bleiben wird, welches die Aufschrist trägt: Rio de Janeiro.

Sealssield postl.

von
Fr. tzemmann.
— Herrliberg am Zürichsee. —

Is ich, von der Redaction der „Gegenwart" dazu eingeladen, in „Nord und Süd" (September 1879) meine Erinnerungen an Ch. Sealssield zusammengefaßt hatte, war es für mich ein angenehmer Gedanke, dieses

Gegenstandes für immer entledigt zu sein. Nur wenige mir damals bekannte Umstände, welche über das Leben des Mannes in der Schweiz ein Licht zu verbreiten vermochten, waren in jenem Aufsatze unerwähnt geblieben, so daß ich annehmen konnte, das Wesentliche sei erschöpft. Gleichwohl ließ mich die Sache nicht ruhen. Einmal eingetreten in das nicht gerade kurzweilige Geschäft, ein Geheimniß zu bebrüten, wird man von der magischen Kraft desselben festgehalten; und der geduldige Eifer, der dabei entwickelt werden mußte, läßt eine gewisse Wärme zurück. Auch hatte ich die Arbeit mit dem Gefühl verlassen, die vom Sand zugewehrte Sphinr nur zun: Theil ausgegraben zu haben. Als daher die Anschauung der offen gelegten Gliedmaßen die Umrisse der noch verdeckteil zur Ahnung brachte, ermachte auch der Trieb, noch einmal in die Tiese und seitwärts zu schaufeln.

Gleichzeitig, aber unabhängig von meiner Arbeit, mar von Dr. Victor Hamburger eine inhaltreiche Schrift über Sealssield mit einer Reihe von Briefen desselben an Brockhaus, Cotta und Erhard herausgegeben worden, aus denen mir das gleiche Bild, das ich schon von der persönlichen Bekanntschaft her in mir trug, wieder entgegentrat. Dieser Schriftsteller, der mit kritischerem Blick als die früheren in den Gegenstand eingedrungen war, stellte brieflich einige Fragen an mich, über welche er entweder in besonderer Beantwortung an ihn oder in einem zweiten Aufsatze Auskunft zu erhalten wünschte.

Die erste betraf die beiden Buchstaben O. I., welche nach Sealssields Anordnung über seinein Schriftstellernamen auf dem Grabsteine stehen. In Folge einer mir unerklärlichen Künstelei sind in Hamburgers Schrift diefe Anfangsbuchstaben des wirklichen Namens in der Weise zu einem einzigen verbunden worden, daß durch Versetzung der inneren Wölbung des auf die erste Hälfte des zweiten Buchstabens ein ^ entstanden ist, mährend Sealssield in der an mich gerichteten Weisung einfach ein O (Ssi) und dahinter ein I> gewünscht hatte. Der Auftrag lautete ohne weitere Erklärung: Lassen Sie ein 88i ?i über meinem Namen cinmeiseln! Ich kann nicht einsehen, was zu diesem Mißverstä'ndniß Anlaß gegeben hat, wenn ich es nicht damit erklären darf, daß man häusig ohne besonderen Grund das Einfache übersieht, um zu irgend etwas Verwickelterem zu gelangen.

Die zweite Frage berührte die Zwischenstation Zürich auf Sealssields Flucht: Graz, Zürich, Nem-Orleans. Ich hatte von dieser Zmischenstation nur vermuthungsweise gesprochen und wage auch jetzt noch nicht, bestimmtere Angaben zu machen. Ohne meine Schuld haben andere Darsteller diese Vermuthung aufgegriffen und darin eine feststehende Thatsache gesehen. Der Umstand, daß Sealssield schon im Anfang seines späteren Auftretens in der Schweiz mit den hervorragendsten Mitgliedern der Züricher Loge in Verbindung stand, und mehrere Andeutungen, über die ich mich nicht äußern will, brachten mich auf den Gedanken, daß er schon im Mai oder Juni 1823 in Zürich kurze Zeit verweilt habe, um dann weiter nach New-Orleans zu reisen. In dem Bestreben, diese Vermuthung zur Gewißheit zu erheben, stieß ich auf so eigentümliche und hartnäckige Schwierigkeiten, daß ich diese Frage auf sich beruhen lassen muß. Wurde doch von berufener Seite die falsche Behauptung aufgestellt, Sealssield sei gar nicht Freimaurer gewesen! Auch von anderer Seite wurde mir in Allem, was die Loge betreffe, Vorsicht empfohlen und diese Mahnung mit der Furcht begründet, daß zu weit getriebene Wißbegierde die Vernichtung der noch vorhandenen Quellen zur Folge haben könnte. Obwohl ich nur für Oesterreich, sonst aber nicht begreifen kann, welche Bedenken der Nachforschung in dieser Richtung vor Anbruch des nächsten Jahrhunderts entgegenstehen können, würde ich es sehr bedauern, durch Mittheilung meiner Erfahrungen einem Bruder den Schimmel scheu zu machen, um so mehr, als mir versichert wird, daß das unkluge Weiterspinnen durch einen anderen Forscher bereits geschadet hat. Es wurde dadurch der einzige Kanal, in welchem die Identität von Karl Postl und Charles Sealssield gerichtlich bewiesen werden konnte, zugemauert.

Dagegen kann ich auf die dritte Frage Hamburgers eintreten, welche darin besteht, daß er nicht begreifen kann, „wie Sealssield sich so lange in Bmgg aufhalten konnte (1844 und 45), da eine Anzahl von Briefen, die er theils mittheilte, theils nicht, aus der Zeit feines Brugger Aufenthaltes immer von anderen Orten datirt seien." In feiner Schrift „SealssieldPostl, bisher unveröffentlichte Briefe und Mittheilungen zu seiner Biographie, Wien, L. Rosner 1379" findet sich aber gerade aus der Zeit des Brugger Aufenthaltes kein einziger. Von dein am 16. Mai 1842 von Täger» weilen datirten Brief an Erhard in Stuttgart ist eine Lücke bis zum 9. Juli 1846, unter welchem Datum Sealsfield wieder von Feuerthalen aus schreibt. Eben in diese Lücke fällt der bezweifelte Aufenthalt in Brugg. In einem von der eigenen Hand geschriebenen Briefe macht Sealsfield am 16. August 1845 in seiner Wohnung zu Brugg die Mittheilung an Regierungsrath Eßlinger in Zürich, daß er vorgestern nach einer Kur von 89 Tagen in der Wasserheilanstalt Brestenberg am Hallwylerfee in seiner Behausung in Brugg wieder angelangt sei. Er sagt in diesem Briefe, den die Nachkommen des Adressaten als Autograph aufbewahrt haben, ausdrücklich, die Kur habe nur 89 Tage gedauert, nicht wie echte Wasserkuristen wollen 9 oder gar 18 Monate. Er sprach seine Bereitwilligkeit aus, dem durch Eßlinger vermittelten Wunsch Freiligraths, mit ihm zusammenzutreffen, zu entsprechen und schlägt für dieses Rendezvous Baden oder Schinznach vor. „Will mir hingegen Herr Freiligrath das Vergnügen erweisen, mich in Brugg als ein merther Gast zu besuchen, so ist er herzlich zu Allem, was meine oder vielmehr meiner Hausfrau Küche und mein Keller darbieten, willkommen. Haben Sie felbst einen Tag Zeit und eine mäßige Dosis Lust mitzukommen, so versteht sich von selbst, daß Sie gleichfalls herzlich willkommen sind. Sie kennen zwar Brugg, Schinznach, Habsburg zc. bereits; aber diese Stellen abermals zu sehen und sich von ihren (sie) gewiß nicht sehr erwünschten Regentensorgen ein oder znev (sie) Tage zu erhohlen (si«), kann jedenfalls auch nicht schaden. Auch bemerke ich, daß wir in Brugg nebst tolerablem Wein, von dem Sie wie ich weiß kein großer Liebhaber sind, excellentes Wasser haben." Neben diesem directen Beweis seines längeren Aufenthaltes in dem sogenannten Prophetenstädtchen kann angeführt werden, daß dort noch immer Personen leben, welche mit ihm verkehrt haben, Herren, die er zum Abendessen in seiner Wohnung einlud und die daran Theil nahmen, Frauen, die ihn bewirtheten. Die beiden nun verstorbenen Zeugen seines mit Erhard von Stuttgart in Brugg abgeschlossenen und dort geschriebenen Vertrages, die Herren Dr. Alphons Rohr und Bezirksverwalter Keller, der Hausbesitzer, würden einzig genügen, seine Niederlassung in Brugg außer Zweifel zu stellen. Andere schriftliche Spuren konnte ich allerdings nicht finden. Im polizeilichen Fremdenverzeichniß ist sein Name nicht eingetragen, und es läßt sich annehmen, daß sein Hausherr, dessen Bcamtung zum Bezirksamtman in naher Beziehung steht, diese Meldung vielleicht aus seine Bitte unterließ. Sealsfield ist auch an andern Orten

Nord und Süd I.,, 23

nicht ohne Absicht diesen schriftlichen Einträgen so viel als möglich ausgewichen. Aber auch im Gasthause, wo er den Mittagstisch hatte, findet sich kein Nachweis einer Bezahlung desselben. Die Wirthin erklärte diesen Mangel damit, daß er, wie sie sich genau erinnere, jedes Essen sofort baar bezahlte, womit seine Zehmng unter den andern nicht specisicirten Tageseinnahmen verschwunden ist. Wenn nun aber die Tochter des damaligen Hausherrn heute noch die von Sealssield bewohnten Zimmer zeigt; wenn der Sohn des Bauers im benachbarten Dorfe Ryniken, den er sehr oft besuchte, Joh. Obrist, Müller in Schinznach, in einem Briefe mittheilt, „Herr Sealssield, nach feinen Angaben ein Amerikaner, aber dessenungeachtet ein geborener Deutschländer, der sich Tag und Nacht mit dem Studium von neuen Büchern bemüht habe, sei in seinen Jünglingsjahren oft von Brugg zu seinem Vater hinausgekommen"; wenn endlich die Hausgenossen der Apotheke Stockar sagen, er habe nach dem Essen den Kaffee bei ihnen getrunken und mit seinem rechthaberischen Politisiren den Bater und sie geärgert: so kann meine Angabe gar nicht mehr besser beglaubigt werden. Sind gleichwohl aus dieser Zeit Briefe von ihn? aus anderen Orten datirt, so ist dies nicht auffallend, wenn man bedenkt, daß er Wochen lang abwesend sein konnte, wie jener lange Kuraufenthalt im Brestenberg beweist.

Hamburgers vierte Frage betrifft die Geschichte des Bankerotts feines Geschäftsfreundes in Nem-Orleans. Diese könne sich nicht so zugetragen haben, wie er sie mir erzählt hat. Da ich sür die Wahrheit dieser und noch vieler anderer Erzählungen aus seinem Munde nie eingestanden bin, vielmehr die meisten von Anfang an nur als seine Darstellung gegeben habe, so kann ich auch hier nichts weiter verbürgen. Seine Angabe, er habe in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in der Schweiz die deutsche Sprache nur mangelhaft geschrieben und gesprochen, mährend doch mein Ohr einen so naturwüchsigen Dialekt erkannte, daß diese Behauptung sofort verdächtig war, machte mich gegen alle feine Erzählungen mißtrauisch. Er sprach „Sigsde" statt Siehst Du, „fihren" statt führen, „Minze" statt Münze. Es kann ja ebenfalls nicht wahr sein, was er von seinen beiden in Westpoint studirenden Söhnen und vom Cedernsplitter, an dem seine Braut gestorben sei, erzählt hat. Als er von der Wirthin in Brugg gefragt wurde, warum er an einem Freitag nie zum Essen komme, antwortete er: „Der Freitag ist für mich ein verworfener Tag; denn an einem Freitag habe ich meine Frau, mein einziges Kind und mein Vermögen verloren, an eineni Freitag habe ich Schiffbruch gelitten." War es ihm zuerst nur darum zu thun, mit solchen außerordentlichen Antworten die Neugierde abzuspeisen, so gab er zuletzt die erstaunlichen Dichtungen auch unaufgefordert zum Besten. Da die kühnsten Erzählungen dem Zuhörer keine Löcher in den Kopf schlagen, so gab sich auch Niemand Mühe, sie zu bestreiten. Wenn dagegen Anderes, das er nicht erzählt hat, wahr sein sollte, so kann er bei jenem Banquier in New-Orleans ganz wohl eine bedeutende Summe deponirt haben, und in diesem Falle giebt die Thatsache, daß er sich am 29. Januar 1827 in London in äußerster Geldnoth befand, der Erzählung von dem plötzlichen Verlust durch den Bankerott seines Geschäftsfreundes einige Wahrscheinlichkeit. Es ist aber auch möglich, daß die ganze Geschichte nur seinem Bestreben, sich in den Augen Anderer ein Ansehen zu geben, dienen sollte, indem er es dem Zuhörer überließ, darüber nachzudenken, wie Vieles er zu verlieren gehabt habe. Der Eine schneidet auf mit Summen, die er besitze, der Andere mit solchen, die er zu verlieren im Stande gewesen sei, und beide wollen damit den gleichen Eindruck machen.

Von jeher reizte mich die Aufgabe, welche das innere Lebensbild Sealsfields dem Beobachter gestellt hat, mehr, als die Verfolgung seines äußeren Lebenslaufes: ich glaube, den Schlüssel zur Lösung der Widersprüche in jenem Aufsatze im Septemberheft von „Nord und Süd" 1879 geboten zu haben. Es war mir darum zu thun, denen, die das wechselnde Spiel von Offenheit und Verslossenheit, Weichheit und Härte, Freigebigkeit und Geiz nicht begreifen konnten, einen Einblick in dieses von kaum geahnten inneren Kämpfen zerrissene Herz zu verschaffen. Dazu bemog mich besonders der 31. Psalm, den er zuerst zu seiner Grabschrift wählte, nachher aber wieder fallen ließ, als er den Vers aus dem 143. gefunden hatte: „Gehe nicht in's Gericht mit Deinem Knechte; denn vor Dir ist kein Lebendiger gerecht." Jener 31. Psalm, der also mit Unrecht auf feinem Grabstein steht, ist doch eine Zeit lang von ihm festgehalten worden, bis er die zusageudere Stelle fand. Er hat an den Worten eine schmerzliche Genugthuung gefunden: „Mein Leben hat abgenommen vor Betrübniß und meine Jahre vor Seufzen; meine Kraft ist zerfallen vor meiner Missethat, und meine Gebeine sind verschmachtet. Vor all meinen Drängern bin ich eine große Schmach geworden, auch meinen Nachbaren, und eine Scheu meinen Verwandten; die mich sehen auf der Gasse, fliehen vor mir. Mein ist vergessen im Herzen wie eines Tobten; ich bin geworden wie ein zerbrochenes Gefäß. Denn ich höre Vieler heimlich Schelten; Furcht ist rings umher." Diese Worte, auf denen sein Auge geruht hat, bezeichneten mir die Aufgabe, die ich zu lösen hatte. Daher legte ich weniger Gewicht auf die strenge Folge seines äußeren Lebensganges.

Als aber jene Zweifel über seinen Aufenthalt in Brugg auftauchten, wandte ich mich auch diesen Fragen zu. Es war nach so langer Zeit nicht mehr leicht, als Pfadfinder den Fußspuren zu folgen, die der leise auftretende Gast in der Schweiz zurückgelassen hat. Indessen ist es gelungen, ein weniger lückenhaftes Bild seines schweizerischen Domicils herzustellen. Bei dieser Arbeit hatte ich die Freude, eine Reihe neuer Thatsachen in Erfahrung zu bringen, welche wiederum zur Kennzeichnung feines Innern beitragen; und nicht ohne Befriedigung wird man erkennen, daß auch diese Züge mit den bereits entworfenen übereinstimmen. So viele Zeugen ich auch vernommen habe: in keiner Aussage begegnete mir ein Strich, der von den früheren abweicht.

Höchst wahrscheinlich hat Karl Postl den Namen Sealsfield erst in Amerika angenommen, wo er im August 1823 landete. Nachdem er dieses und das folgende Jahr theils in Louisiana, theils in den mittleren Staaten langsam reisend und beobachtend zugebracht hatte, machte er in der nördlich von Pittsburgh gelegenen Stadt Kittaning unter deutschen Farmern einen längeren Aufenthalt. Im October 1825 reiste er wieder in den Süden und hielt sich bis zum Mai 1826 in Louisiana auf. In der Absicht, seine Beobachtungen zu veröffentlichen, kam er nach Deutschland zurüick und bot im September 1826 von Frankfurt aus dem Freiherrn von Cotta eine in zwei Theilen bestehende Reisebeschreibung an, welche mit dem Verfassernamen Charles Sidons wirklich erschienen ist. Zugleich stellte ihn Cotta als amerikanischen Correspondenten für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" und für das „Morgenblatt" an. Nach Abschluß dieses Geschäftes reiste er nach London, wo er das Reifemerk in englischer Sprache und eine zweite Schrift über Oesterreich herausgab. Hier geriet!) er in Geldnot!), welche einzugestehen den stolzen Mann gewiß große Selbstüberwindung gekostet hat. Nachdem er seinen Vertrag mit Murray, dem englischen Verleger, als Pfand an Cotta gesandt hatte, half ihm dieser mit einem Vorschuß von 40 Pf. St. aus der Verlegenheit. Im Juni 1827 reiste er, wieder neue Arbeiten für Cotta in's Auge fassend, nach New-Dork, begab sich nach kurzem Aufenthalt von da nach Philadelphia, wo er sieben Wochen lang angestrengt arbeitete. Da er hier wieder in Geldnot!) kam, ging er nach Kittaning zurück, welche Stadt er seine Heimat nennt. Hier vollendete er feinen ersten Roman, den er anfänglich „Canondah", dann „Tokeah oder die weiße Rose" nannte, den er aber später in veränderter Form und unter den? Titel „Der Legitime und die Republikaner" auch deutsch herausgab. 1828 reiste er noch einmal in den Süden und kam bis nach Meriko. 1829 trat er in die Redaction des bonapartistischen Blattes „I'a's ««urrier <i«« ôtats urns", welches der in New Jersey lebende Exkönig Joseph angekauft hatte. Doch bald gab er diese Stellung wieder auf. Denn 1831 begab er sich mit bonapartistischen Aufträgen nach dem Süden, hielt sich am Red River in Louisiana auf, wo er fein entbehrliches Geld anlegte, und kam endlich als Agent Josephs und als Corresvondent der New-Iorker Zeitung „Ms luorniriF Courier »uck Lnyuierer" nach Europa. Nachdem er abwechselnd in Paris und London, wo er auch mit dem HloutKI? Levis^v „Viis Lußli8kmiui" in Verbindung stand, ein Jahr lang gearbeitet hatte, kam er 1832 in die Schweiz und setzte hier in größerem Maßstab und in Aufsehen erregender Weise seine literarische TIMigkeit fort.

Der erste Punkt, auf dem er in der Schweiz auftauchte, war Aarau, und zwar im Winter 1832/33. Niemand wußte, daß er der Verfasser des eben anonym erscheinenden Werkes „Der Legitime und die Republikaner" und der schnell auf einander folgenden „Der Viren und die Aristokraten," „Transatlantische Reiseskizzen," „Lebensbilder aus beiden Hämispähren" sei. Der bei Orell, Füßli u. Cie 1835 herausgekommenen „Brautfahrt Ralph Doughby's, III. Theil der Transatlantischen Reiseski^en" ist eine Reihe von Rezensionen aus deutschen Zeitschriften vorgedruckt, welche sich in der Bewunderung dieser glänzenden Schilderungen überbieten. Als Sealsfield an einem Negensonntag des Sommers 1833 einer Gesellschaft in Aarau von Amerika erzählte, siel einer Dame, welche das erste Werk gelesen hatte, Wort und Wendung der mündlichen Schilderung so auf, daß sie nachher sagte: „Wenn ich mich nicht sehr täusche, so ist dieser Herr der große Unbekannte selbst". Diese Bemerkung wurde ihm scherzweise mitgetheilt und verstimmte ihn sehr. Das Versteck hinter seinem amerikanischen Namen war ihm nicht genug; gleichsam als wollte er sein Dasein auch noch hinter einem zweiten Verhau sichern, fürchtete er auch als Schriftsteller bekannt zu werden. In Aarau hatte er einige Freunde, mit denen er sich regelmäßig zu einem Whistabend zusammenfand. Dieses Spiel betrieb er mit einer solchen Meisterschaft, daß Dr. Joh. Scherr, der ihn später beobachtete, die Vermuthung ausgesprochen hat, er könne von Prag, wo man in den höheren Kreisen hoch spielte, aus seinem Gewinn sehr wohl eine beträchtliche Summe für feine Flucht gesammelt haben. Er wohnte im letzten Hause der neuen Vorstadt bei Bierbrauer Ernst und hatte seinen Tisch im Gasthof zur Krone. Nachher kam er noch oft zu einer befreundeten Familie auf Besuche von acht Tagen nach Aarau.

Im Sommer 1833 zog er nach Stein am Rhein. Hier begegnet uns zum ersten Mal eine Achillesferse des Helden, der sich grollend mit der Menschheit und mißtrauisch gegen alle Sterblichen in sein Zelt zurückgezogen hatte. Denn die stolze Einsamkeit drückt sein Wesen nicht vollständig aus. Dreimal versuchte er, aus derselben herauszutreten und den Zauberring, in den ihn der Bruch mit seiner Heimat und die Verleugnung seines Familiennamens gebannt hatte, zu durchbrechen. Der natürliche Drang nach einem vertrauten Herzen, den ein starker Wille wohl gewaltsam unterdrücken, dessen aber auch der Stärkste sich nicht gänzlich entledigen kann, riß ihn zu einem Schritt hin, dessen Mißlingen unser Mitleid verdient, obwohl dabei die unbändige Art feines Temperaments beinahe komisch zu Tage trat. Die folgende Episode stammt aus der persönlichen Mittheilung der noch lebenden Frau, welcher darin eine Hauptrolle zugefallen ist.

Sealsfield wohnte in Stein im Hause des Herrn Präcevtor Böschenstein. Es waren alte Leute, die ihm Kost und Logis gaben. In dem gegenüberliegenden Hause „zum Roseneck" befand sich ein Svezereigeschäft, dessen Detailverkauf die zwanzigjährige Tochter der Familie, die älteste unter eilf Geschwistern, besorgte. Sealsfield kam häusig in den Laden um Cigarren zu kaufen, ohne bei diesen Besuchen mehr zu sprechen als nöthig mar. Wenn aber die Tochter Abends mit ihrem vierjährigen Schwesterchen auf der Brücke spazierte, verließ er ebenfalls seine Wohnung und näherte sich ihr. Lange ging er mit ihr hin und her, wobei er mit dein Magdalenchen äußerst liebenswürdig that. Auf diesen Spaziergängen gab er sich als Amerikaner zu erkennen, erzählte von seinem Besitzthum in Louisiana, von seiner dortigen Haushälterin, einem alten Negerweib, und berichtete einmal mit Vergnügen, man habe ihm geschrieben, daß ihm im vergangenen Jahre so und so viele Neger geboren worden seien. Wenn er diese Bemerkung in der Voraussetzung fallen ließ, daß sie ihn unwiderstehlich mache, so hatte er sich vollkommen getäuscht. Eine Ausdrucksmei.se, die sich für einen Schafhirten schickt, welcher dem Heerdenbesitzer berichtet, daß ihm seine Lämmer so und so viele Junge geworfen haben, konnte einer Brautwerbung in der Schweiz kaum zur Empfehlung dienen. Zur Unterstützung seiner Ansichten richtete er an die Eltern seiner Auserkorenen die Einladung zu einem Nachtessen, die sie aber ausschlugen. Als sich hierauf

die Tochter zurückhaltender benahm, rückte er offener heraus und versprach ihr für das Jawort als Brautgeschenk das Schloß Castell am Untersee. Diese Besizung, das Eigenthum der Familie von Scherrer, hatte schon damals einen Werth von LOO.ÖVO Gulden, eine Summe, welche Sealssields Vermögen bei weitem überstieg. Es ist auch fraglich, ob das Gut überhaupt verkäuflich war. Aber es begegnet uns hier wieder die Großsprecherei, zu der ihn seine Neigung, zu imvoniren, öfters verleitet hat. Sie machte abermals einen dem beabsichtigten entgegengesetzten Eindruck. Die Tochter erklärte den Eltern bestimmt, sie möchte nicht um Millionen die Frau dieses unheimlichen Mannes werden.

Auf der Bleiche, einer vielbesuchten Sommerwirthschaft am Klingenberg, wohin Sealssield am Sonntag Abend spazierte, traf er mit ihr wieder zusammen. Als schweigsamer Beobachter sah er, daß ein junger Herr ihr jene harmlosen Huldigungen darbrachte, bei denen Niemand an etwas Böses denkt. Da dieselben freundlich aufgenommen wurden, so erhob sich Sealssield auf einmal in großer Aufregung und stürmte nach Hause. Dort tobte er wie ein Unsinniger, stieß die heftigsten Verwünschungen aus und drohte, diesen Menschen, seinen vermeintlichen Nebenbuhler, zu erstechen. Doch über Nacht besann er sich anders. Denn am Morgen hatte er seine Habseligkeiten zusammengepackt und verließ Stein für immer.

In Stein hatte er sonst keine Bekannte, und obwohl er den ganzen Tag fast unausgesetzt schrieb, wußte Niemand, daß er Schriftsteller sei. Seine Kostfrau schilderte ihn als geizig; er habe spärlich gelebt und nur sehr viel Milch und Butterbrot verlangt, das er immer sofort bezahlte. Seine Kleidung mar fast schäbig, so daß die Leute fanden, dieses Aussehen reime sich gar nicht mit seinen Mittheilungen und Versprechungen. Von Stein ging er wieder nach Baden und wohnte im darauf folgenden Winter 1833/34 im Gasthof zum Engel in Ennetbaden. Da er während des Meditirens hin- und hergehen mußte, so waren ihm die von der Quelle erwärmten Corridore angenehm, so daß er auch in der Folge noch oft die kältesten Monate hier zubrachte. Die Hausgenossen berichten, übereinstimmend mit den früheren und späteren, von seiner großen Sparsamkeit.

1834 und 1835 verlegte er seinen Wohnsitz in das Haus „zum Steinbock" in Unterstraß bei Zürich, welches Herrn Gemeindammann Bär gehörte. Hier arbeitete er wieder auf's Strengste an den Werken, die im Verlag von Orell, Füllli K Cie. gedruckt wurden. Der zweite Versuch, innigere Bande zu knüpfen, fällt in diese Periode. Nicht weit vom „Steinbock" wohnte ein bei genannter Firma angestellter Schriftsetzer, dessen Sohn, Schüler des unteren Gymnasiums, die Correcturbogen vom Elsasser zu Sealsfield hin- und zurücktragen mußte. Dieser Knabe zog die Zuneigung des einsamen Mannes auf sich, und mir glauben der Darstellung des jetzt noch lebenden einstigen Gymnasiasten gerne, daß er von ihm freundlich behandelt wurde. Denn überall, wo Sealsfield zur Hütung seines Geheimnisses und zur Abweisung forschender Neugierde nicht gleichsam auf der Wacht stehen mußte, also gegenüber Kindern, Landleuten und Bürgern, die mit ahnungsloser Unbefangenheit vor ihn traten, ließ die Spannung seines Wesens nach und er konnte eine ungewohnte Liebenswürdigkeit entfalten. Nachdem der Knabe eine Zeit lang seinen Dienst verrichtet hatte, sprach sein Gönner dem Vater den Wunsch aus, den Karl zu adoptiren. Aber der Schriftsetzer nahm, wie er seinem Sohn die ganze Unterhandlung erst an dessen Hochzeitstage mittheilte, dieses Ansinnen zuerst als Scherz auf. Als Sealsfield dringender wurde, antwortete er mit einer entschiedenen Ablehnung; doch jener ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Sein Andringen wurde nur ungestümer und zuletzt warf er dem Vater vor, daß er seinein Sohne in der Sonne stehe. Da verlor der Mann die Geduld und erklärte rund heraus, daß er seinen Sohn nicht verkaufe. Dieser Ausdruck, der Sealsfield gewissermaßen in den Ruf stellte, als sei er ein Sklavenhändler, erbitterte ihn so sehr, daß er nicht nur jede Verbindung mit Vater und Sohn abbrach, sondern auch Unterstraß ganz verließ, weil er sich mit noch anderen Familien überwarf, die auf des Schriftsetzers Seite standen.

Uni den dritten Versuch dieser Art anzufügen, müssen mir eine spätere Periode seines Lebens vorausnehmen. Im Jahre 1855 schrieb er von Amerika aus an den Küfermeister Schenkel in Schaffhausen, bei dem er mehrere Jahre gewohnt hatte, einen Brief, dessen Hauptinhalt die Bitte war. ihm seine zwei Töchterchen hinüberzusenden; er werde für sie sorgen wie ein Vater. Die Kinder, die den einstigen Hausgenossen wegen seiner Freigebigkeit in gutem Andenken behalten hatten, wären sehr gern gegangen. Allein der Vater gerieth in heftigen Zorn und würdigte die Anfrage keiner Antwort. Diese Bemühungen lassen ahnen, welche Sehnsucht nach Anschließung das Herz dieses abstoßenden Mannes bewegt hat, und wie seine Schroffheit nur die Maske war, unter der er sein Elend verbarg. Indem wir uns dieser Vorstellung hingeben, erfaßt uns wieder das Mitleid mit einem Schicksal, aus dem er die richtige Lösung, die Verbindung mit seiner eigenen Familie, nicht finden konnte!

Man hat gefragt, warum er diese Verbindung nie mehr gesucht, warum er überhaupt sein Geheimniß, dessen Bekanntwerden ihm gewiß nicht mehr gefährlich werden konnte, mit sich in's Grab genonnnen hat. Vergegenwärtigen wir uns aber, wie empfindlich sein stolzes Selbstgefühl war, so liegt die Erklärung nahe. Recensionen auszuhalten, verursacht einem Schriftsteller gewiß kein behagliches Gefühl. Was ist aber erst eine Vivisection des persönlichen Lebens, welche mit der Oeffnung des Vifirs unfehlbar an ihm vorgenommen morden wäre! Auch genügte einem solchen Charakter schon der Gedanke, vom interessanten Amerikaner zum simplen Oesterreicher herabzusinken und damit auf den Vorsprung zu verzichten, den ihm der bloße Name verlieh. Ich glaube, er hätte das Bekanntwerden seiner Vergangenheit nicht ertragen.

Von Unterstraß zog er in die Stadt Zürich. Dort wohnte er vom 27. October 1836 bis zuin 17. Mai 1837 bei Landjägerhauptmann Fehr iil der kleinen Stadt. 1837 reiste er in Privatangelegenheiten nach NordAmerika, traf aber am 18. November 1837 wieder in Zürich ein und blieb hier bis zum 15. December bei Rordorfs Erben in der großen Stadt. Den Winter 1837/38 brachte er in Baden zu, von wo aus er jenen Besuch in Aarau machte, bei dem er mit Herrn Professor Rochholz zusammenkam. Den Auftritt habe ich in „Nord und Süd" September 1879, S. 326 erzählt. Im Sommer 1838 wohnte er in Feuerthalen, im Winter in Baden, 1839 in Feuerthalen. Er erhielt in diesem Sommer einen Besuch von der befreundeten Aarauer Familie. Sie holte ihn in einem Wagen ab, besuchte in seiner Gesellschaft den Arenenberg, Konstanz und Ueberlingen, wo sie sich etwas länger aufhielt. Zuerst war er ihr Gast, nachher wollte er sie frei halten, aber unter seiner Leitung ging es schmalere zu. Vom 24. September bis zum 30. November 1839 wohnte er wieder in Zürich bei Georg von Escher in der kleinen Stadt. In diesen Jahren, welche auf seine Rückkehr aus Amerika folgten, arbeitete er wieder unausgesetzt an den „Neuen Land- und Seebildern (1838), die bei Fr. Schultheß herauskamen, zu welchem Verlag er sich schon mit dem „Pflanzerleben" und mit „Nathan der Squatter-regulator" gewandt hatte, dann am „Kajütenbuch" (1840). 1841/1842 war er in Tägerweilen, von wo er mit der Buchhandlung in Stuttgart, die später die Gesamtausgabe übernahm, correspondirte. Hier verfaßte er sein letztes Werk, das veröffentlicht wurde, „Süden und Norden". Er lebte still sür sich, spazierte viel, am liebsten am Wasser oder im Walde, und war freundlich, ohne gerade gesprächig zu sein. Hin und wieder besuchte er den im nahen Kreuzlingen mohnenden Seminardirector Th. Scherr. In den Wintern 1841, 1842 und 1843 war er wieder in Baden, mo ihm Frau Kupfer ermäßigte Preise bewilligte. Sein Intimus in Baden war der damalige Professor und spätere Nedacteur Nepomuk Schleuniger. Gerne besuchte er die dortigen Maskenbälle, um, wie er sagte, die Sitten zu studiren. In Baden lernte er den Arzt Dr. Alphons Rohr aus dem nahen Brugg kennen, den er wegen seiner Augen consultirte. Im Juni 1844 zog er dann nach Brugg und blieb dort auch im folgenden Jahre. Von da wandte er sich wieder nach Feuerthalen, hierauf nach Schaffhausen (1847—53). Er wohnte theils im benachbarten Hotel Weber, theils in der Stadt selbst, hier zuerst im Hause der Familie Meyer, dann in dem neu hergerichteten des Küfermeisters Schenkel. Im Hotel Weber traf er mit der inzwischen verheiratheten Tochter von Stein zusammen, die seine Werbung ausgeschlagen hatte. Sie saß mit einer Gesellschaft an der Tafel, als er eintrat, auf sie zukam, sie freundlich grüßte und fragte: Sind Sie nun glücklich? 1853 reiste er nach Amerika, verweilte zuerst in Louisiana, dann in New-Dork und Brooklyn, bis er 1858 durch Herrn Nationalrath Gutzmiller das Haus in Solothurn kaufte, in welchem er am 26. Mai 1864 starb.

Zu diesen Aufenthaltsangaben ist zu bemerken, daß Sealsfield zahlreiche Abstecher machte, besonders in die Wasserkuranstalten, auf die er großen Werth legte. Auch zu Haufe setzte er, so weit möglich, die Wasserkur fort. Er stand in Schaffhausen bei Herrn Schenkel des Sommers um vier Uhr auf, ging vor das Thor, trank von einem bestimmten Brunnen, nahm zwei Flaschen davon mit sich heim, badete daheim, wickelte sich in wollene Decken und legte sich wieder in's Bett bis acht Uhr. In Albisbrunn bei Hausen Kt. Zürich mar er als Kurgast von 1846—52 eilfmal. 1852 im Juni traf er in der neu errichteten Anstalt Wolfsberg im Thurgau ein. Einem Kurgast, der dort mit ihm verkehrte, ist noch deutlich in Erinnerung, wie er im Tone absoluter Gewißheit von der schon eingetretenen oder noch werdenden Nichtigkeit der meisten Großmächte im Vergleich zu der Alles überflügelnden nordamerikanischen Union sprach, neben der er nur noch Rußland gelten ließ. Dabei gab er zu verstehen, daß er diese Urtheile nicht aus der Luft gegriffen, sondern unmittelbar aus dem Rath der politischen Halbgötter, zu dem er sich auch rechnete, geschöpft habe. Seine nächste Umgebung, die Schweiz, kam dabei nicht am besten weg. Obwohl er sie jedem andern Aufenthalt vorzog, hatte er an ihren Einrichtungen mehr zu tadeln als zu billigen. Die Bewegung vor und während des Sonderbundskrieges mar ihm unbehaglich und des Spottes konnte er sich nicht immer enthalten. Es ist der gleiche Zug, der ihm schon die Unzufriedenheit des Großmeisters seines Ordens zugezogen hatte, welcher sich nach seinem Verschwinden folgendermaßen über ihn vernehmen ließ: Ich muß der Wahrheit gemäß beifügen, daß ich feit beinahe zwei Jahren mit diesem Ordensmitgliede unzufrieden zu sein gerechte Ursache hatte und ihm seine Lauigkeit und Kälte in geistlichen Functionen, sein keckes Eindringen in höhere Familienkreise, sein stolzes Benehmen gegen die Brüder, sein anmaßendes Urtheil über private und öffentliche Angelegenheiten wiederholt und streng vermiesen habe und zwar mit dem Beisatze, daß ich einem anderen Ordensbruder die Secretariatsgeschäfte anvertrauen müßte, falls in seinem Betragen keine wesentliche Aenderung erfolgen sollte." Aber dieser Zug erhielt eine noch gesteigerte Schärfe, als er, losgerissen von jedem Verband, an dem der Mensch seineu natürlichen Halt findet, diesen Mangel auf andere Weise zu verdecken und zugleich die Unwahrheit, die seinem ganzen gesellschaftlichen Dasein zu Grunde lag, mit einer Zuversicht, die Andere verblüffen sollte, zu verhüllen suchen mußte. Für Andere unerklärlich und ihm selbst nicht immer bewußt befand er sich eigentlich in einem fortwährenden Kriegszustand. Mir kamen diese grellen Behauptungen, mit denen er fo Viele vor den Kopf stieß, oft wie das Pfeifen eines Menschen vor, der sich im Dunkeln fürchtet. Er fühlte sich auch in der Gesellschaft wissenschaftlich und harmonisch gebildeter Männer nicht behaglich. Viel mehr sagte ihm diejenige von Beamten, Kaufleuten und einfachen Bürgern zu, wo die Gefahr, sich auf den Zahn fühlen zu lassen, nicht so groß ist. Hier kehrte er mit Vorliebe den Besitzer amerikanischer Werthpapiere hervor und suchte Alle, die dasür Sinn hatten, zur Anlage ihres Geldes in diesen damals noch weniger bekannten Unternehmungen zu bewegen. Von der deutschen Literatur mußte er so wenig, daß insofern sein amerikanisches Bürgerthum glaubwürdig erschien. Sein ganzes Glaubensbekenntniß in dieser Hinsicht mar der oft wiederholte Satz: „Goethe ist der einzige Gentleman unter den deutschen Autoren." Hingegen wenn Sealsfield eine Zeitung in die Hand nahm, so las er zwischen den Zeilen mehr als zehn andere.

Alle diesen Eigenheiten lassen sich erklären theils aus seinem früheren Leben, in dem sich seine herrische Natur ersolglos gegen die Fesseln der Subordination aufgebaut hatte, theils aus dem fortwährenden Streben, durch schroffes Auftreten jeden Versuch eines Einblickes in sein Geheimniß zum Voraus zu entmuthigen. Dazu kamen aber einige Bizarrerien. Von seiner abergläubischen Abneigung gegen „Menschen, die Gott gezeichnet hat," ist schon die Rede gewesen. Es genügte auch, daß er auf feinen frühen Ausgängen einer alten Frau begegnete, um sofort ganzlich verstimmt nach Hause zurückzukehren. Irgend eine andere Schrulle konnte ihm den ganzen Tag verderben. Niemals, sagt eine seiner besten Bekannten, ist mir ein Mann begegnet, der seine bösen Launen weniger zu zügeln wußte, als Sealsfield. In dieser Beziehung verdienen einige sprechende obwohl lacherliche Auftritte erzählt zu werden.

Als Sealsfield bei Hauptmann Fehr in Zürich wohnte, wurden einem anderen Pensionär, der unwohl war, gekochte Zwetschgen auf das Zimmer gebracht. Bald darauf mußte Sealssield das Zimmer hüten und erhielt gekochte Aepfel. Wahrscheinlich weil er der Meinung mar, Zwetschgen seien feiner oder nobler als Aepfel, schlug er Lärm und beklagte sich so heftig über die vermeintliche Zurücksetzung, daß ihm Hauptmann Fehr die Wohnung kündigte. Ein ähnliches Zusammentreffen kam in Solothurn vor. Sealssield begegnete eines Morgens seinem Nachbar, Herm Goldschmied Graf, und klagte ihm, was er von einem andern Nachbar zu leiden habe. Herr Graf wollte ihn beruhigen und sagte: „Das ist eben ein sonderbarer Apostel, Sie sollten sich dies nicht so anfechten lassen." Die letzten Worte aber konnte er Sealssield nur noch nachrufen. Denn kaum war das Wort „Apostel" heraus (Postl!), so wandte ihm dieser den Rücken und eilte ohne Abschiedsgruß und ohne das Ende der Erwiderung abzuwarten, davon. Von da an wich er Herrn Graf, der sich gar nicht erklären konnte, worin er gefehlt habe, immer aus. — Als er in Schaffhausen bei Küfermeister Schenkel wohnte, durfte zum Aufräumen Niemand das Zimmer betreten als Frau Schenkel, die sich durch ihre Schweigsamkeit sein besonders Vertrauen erworben hatte. Es siel ihr auf, daß sie unter dem Tisch oder in den Winkeln häusig Goldstücke liegen sah, welche sie aufhob und auf den Tisch legte. Ueber diese Funde wurde zwischen ihr und ihm nie ein Wort gewechselt. Aber der Mann nahm dieses von ihm als Ehrlichkeitsprobe empfundene Legen einer Falle übel und schlug, wenn er daran dachte, den Hannner mit doppelter Kraft >mf seine Fässer. — Als man Sealssield während seines Auenthalts in Aarau den Genfersee und das Berner Oberland anpries, weigerte er sich, diese Gegenden zu besuchen, weil er sich die aus Amerika mitgebrachten Bilder nicht durch andere Naturerscheinungen verwischen lassen wolle. In Baden sagte er einmal, die größte Gefahr, die einem einzeln stehenden Schriftsteller drohe, sei die, sich dem Trunk zu ergeben. „Ich halte mir deshalb halbe Champagnerflaschen; sie wecken beim Componiren meine Einbildungskraft, ohne sie zu betäuben." „Wenn es nur auf diese Einschränkung ankäme, würde noch Mancher unter die Schriftsteller gehen," erhielt er zur Antwort.

So vorsichtig Sealssield in der mündlichen Unterhaltung war, noch viel zurückhaltender waren seine Briefe. Man sucht in ihnen umsonst die Spuren des Geistes, der in den Schriften pulsirt. Auch diejenigen an Cotta und Erhard legt man nicht ohne Enttäuschung aus der Hand. Denn sehr selten sind die Stellen, die sich von trivialen Dingen oder Geschäftsfragen zu einem allgemeinen Interesse erheben. Diejenigen, die mir als Manuscript zu Gesicht gekommen sind, machten den Eindruck, daß der Schreiber absichtlich eine möglichst geschwätzige Fülle von Worten auf möglichst nichtssagende Gegenstände habe verwenden wollen. Als ich mich bemühte, die Briefe, die Sealssield an Nationalrath Gutzwiller geschrieben hat, zur Einsicht zu bekommen, traf von dem Herrn, der Gutzmillers Papiere zur Sichtung erhalten hatte, folgende Antwort ein, die noch für viele andere gelten mag: „Die Sealssield'schen Briefe ließ ich mir seiner Zeit nicht uin des Schreibers, sondern um des Adressaten St. Gutzwillers willen mittheilen. Ich sammelte nämlich von jeher Alles, was mir zu einem Strich an die Biographie Gutzwillers irgend einen Beitrag giebt. Die Briefe Sealsfields, ihrer vier an Zahl, haben mir eine große Täuschung bereitet. Nicht ein Wort konnte ich ercerpiren; über die gewöhnlichsten conventionellen Bemerkungen von Wetter, Gesundheit oder der Freude über neuliches Zusammentreffen u. dgl. hinaus enthielten sie keinen Laut einer gebildeten oder fühlenden Seele. Ich sandte sie auch sofort wieder zurück. Mit großer Erwartung hatte ich den Zeugnissen eines Austausches der Beiden entgegengesehen. Aber als ich die Briefe in den Händen hatte, erschienen sie inhaltlich als nichts. Darum habe ich sie auch nicht copirt." Gewiß steht auch dieser erzwungene Wortreichthum seiner bedeutungslosen Briefe im Zusammenhang mit seinem Bestreben, über seine Spuren Sand aufzuwirbeln. Wir müssen daher dem Verhalten seiner Umgebung gegen ihn noch einige Aufmerksamkeit schenken.

Als Heinrich Zschokke mit Sealsfield in Ueberlingen zusammentraf, sagteer zu ihm: „Wir Schriftsteller sollten leben wie die Götter und uns nur selten den Sterblichen zeigen." Damit ist der große Unterschied zwischen dem Schriftsteller Sealsfield und feiner persönlichen Erscheinung gekennzeichnet; ein Abstand, so auffallend für die Urteilsfähigen, daß es nicht an Zweifeln fehlte, ob Sealsfield wirklich der Verfasser oder nur der Uebersetzer der Schriften sei, die unter seinen Namen bekannt sind. Schon das gänzliche Versiegen seiner Schaffenskraft in einem sonst noch fähigen Alter befremdet. Er hat freilich selbst bei jenem Zusammentreffen mit Zschokke geäußert: „Man sollte init dem fünfzigsten Jahre aufhören zu produciren; mit fünfzig Jahren steht man auf der Lebenshöhe, und nachher gehen leibliche und geistige Kräfte schnell abwärts." Räthselhaft bleibt aber die Frage, was mit seinem letzten Werke vorgegangen ist. Karl Morell Lwg. jnr., der spätere schweizerische Dichter und Geschichtschreiber, den Sealsfield 1847 in Albisbrunn kennen gelernt hatte, besuchte ihn auf der Rückreise von Heidelberg in Schaffhausen und kam begeistert von seiner Aufnahme nach Hause. Sealsfield hatte ihm aus dem Manuscript seines neuen Romans vorgelesen. Es muß derjenige gewesen sein, von dem er in seinen Briefen an Erhard immer spricht und der nicht mehr zur Veröffentlichung gelangte. Ich habe früher mitgetheilt, warum ich nicht glaube, daß er dieses Manuscript in Solothurn noch besaß. Nicht nur von diesen., sondern überhaupt von allen seinen Werken sprach er stets mit sichtlichem Widermillen. Warum aber soll ein Schriftsteller der Besprechung seiner Werke so ängstlich ausweichen, wie Sealsfield es gewöhnlich that?

Das Volk, durch welches Sealsfield während 31 Jahren unerkannt gewandert ist, leidet im Allgemeinen nicht an dem Fehler, durch allzu lebhaftes Theilnahme an schriftstellerischen Erzeugnissen, die aus seiner Mitte hervorgehen, sein Nervensystem herunterzubringen. Wenn Sealsfield fürchtete, daß beim Bekanntwerden seiner Verfasserschaft ein belästigendes Nachfragen entstehen und ihm Gefahren auf den Hals ziehen werde, so war seine Unruhe unbegründet. Die Leute, an deren Tisch er saß, haben ihrer Gesundheit durch Bücherlesen so wenig geschadet, daß er Jahre lang unter ihrem Dache wohnen konnte, ohne sich über aufgeregte literarische

Der Berliner Dom

Zudringlichkeit beklagen zu müssen. Eine angesehene Wirthstochter, welcher er eines seiner Bücher schenkte, hat es heute noch nicht gelesen. „Hätten wir geahnt," schreibt ein anderes Familienglied, „welchen bedeutenden Schriftsteller wir beherbergten, so würde er mehr Interesse bei uns erregt haben." Wie sich das Volk zu dieser Thätigkeit verhält, zeigt eine Erzählung, die Sealsfield selbst mit Behagen vortrug. „Ich saß in einer Wirtschaft bei Tägerweilen. An einem zweiten Tisch unterhielten sich halblaut zwei Bauern. „Du, sagte der eine zum andern, „was ist wohl das für Einer dort drüben mit dem Spiegel auf der Nase?" „Der?" entgegnete der Gefragte, „ich meine, das ist Einer, der Geschichten schreibt; weißt Du, solche Geschichten, wie sie im Kalender stehen." „Solche?" erwiderte der Erste und schenkte die Gläser bis zum Rand voll — „dann wollen mir schnell austrinken und machen, daß wir fortkommen, sonst kommen wir auch noch hinein."

Es ist richtig, daß Sealsfield seinen Anschluß überall nach oben suchte und auf eine für Fernerstehende unerklärliche Weise auch fand. Die Spitzen der Gesellschaft fühlten sich, so wenig sie sich auch in seiner Persönlichkeit zurechtfinden, von seinen: Umgang geehrt. Aber wahre Freunde konnte er deshalb nicht finden, weil über seinem Haupte stets die Wolke des Argmohns ruhte. Zunächst galt er als Freimaurer. Bringt man das Vorurtheil, das damals noch vielfach gegen diesen Orden im Volke herrschte, in Verbindung mit den ungenügenden Aussagen über seine persönlichen Verhältnisse, so begreift man, daß seine Worte mit Zweifel aufgenommen wurden. Nicht einmal sein Augenleiden fand Glauben, sondern man nahm lieber an, er trage die blaue Brille nur zu dem Zweck, damit er desto sicherer vor Ueberwachung feine Umgebung beobachten könne. Im Schatten dieses Mißtrauens wuchsen absonderliche Verdächtigungen. Die Goldstücke auf seinem Zimmer hießen einfach Sündengeld, womit man die im Sklavenhandel erworbenen Reichthümer bezeichnen wollte. Dem Volke, das ja überhaupt den Zweck regelmäßiger Spaziergänge nicht einsieht und von der Welt, die einen Schriftsteller bewegt, nur unklare Vorstellungen hat, schienen auch seine einsamen Gänge in Wald und Feld verdächtig. Da er sich nach der Rückkehr sofort zum Schreiben niedersetzte, so kam er bald auch in den Ruf eines bezahlten Spions. Die ohne Zweckangabe gemachten Reisen bestärkten diese Muthmaßung, da man sich darunter nichts anderes denken konnte, als die Berichterstattung alles dessen, was er wieder gesammelt hatte. In der aufgeregten Zeit von 1848 reichte Sealssield dein Zunftgericht Benken-Laufen eine Klageschrift gegen Herrn Ne6. ?a«r. Friedrich Schiel ein, weil ihn dieser am 13. October beschimpft und durch Beißen und Schlagen körperlich verletzt habe. Ich hätte diesen Zusammenstoß, den schon Joh. Scherr kurz erwähnt hat, übergangen, wenn er nicht ein Zeichen der Stimmung märe, welche an vielen Orten gegen den räthselhaften Mann herrschte.

Ein wirklich gutes Andenken hat er nur in jenen Kreisen hinterlassen, wo weder die Menschenkenntnis; noch das Bedürfnis; nach Beobachtung bedeutender Erscheinungen lebhaft genug entwickelt ist, um das Vorhandensein unausgesprochener Fragen zum Bewußtsein zu bringen. Dem Nachfragenden begegnete daher unter diesen Leuten vorwiegend Lob und freundliche Erinnerung, bei allen anderen lauter Kopfschütteln und ausweichende Antwort. Mit den meisten urtheilsfähigen Personen, die ihm einst nahe traten, hat er sich in der Folge überwarfen. Am wenigsten aber gelang es ihm, mit fein gebildeten Frauen in jenes Verhältniß eines herzlichen Verkehrs zu treten, das gewiß auch ihm erwünscht war. Mit dem weiblichen Scharfblick, der keiner langen Untersuchung bedarf, erkannten sie den Schatten seiner Existenz und wichen schon bei der ersten Berührung scheu vor ihm zurück.

Ihm selbst mar und blieb es unmöglich, über seinen eigenen Schatten zu springen. So wird es psychologisch begreiflich, daß er, von den Menschen immer mehr gemieden, von der Welt vergessen, in dem Hause, in dem er sich zuletzt verschanzt hatte, noch einen Versuch machte, frische Luft zu schöpfen, und dann schweigend dahinsank, wie es in meinem früheren Aufsatz erzählt worden ist. Sein Name wird da, wo er so lange geweilt hat, kaum noch genannt. Nur die Zöglinge der drei Waisenhäuser Schaffhausen, Zürich und Solothurn, zu deren Erziehung er Legate gestiftet hat, erfahren bei der Prämirung ihrer Leistungen, daß Einer ihrer gedacht hat, der, selbst unglücklicher als sie, unbeklagt und doch mitfühlend sein schweres Loos zu tragen vermochte, das Loos der Verwaisung.

	Der Berliner Dom.	
	von	
	Ober-Regierungsrath Todt.	
	— «öln.	

ast zwei Jahrhunderte sind seit den, ersten Entwurf zur Gestaltung eines großen und würdigen evangelischen Domes in Berlin verflossen. Kein geringerer als Schlüter, der Schöpfer des Denkmals des Großen Kurfürsten und des vornehmsten und schönsten Theiles des Königlichen Schlosses, der Mitarbeiter am Zeughause, hatte Anfangs des vorigen Jahrhunderts einen Plan für den Dom gezeichnet und als Standort den westlichen Theil des Schloßplatzes in Aussicht genommen. Die Kirche hätte darnach die Form eines griechischen (gleichschenkligen) Kreuzes mit einer Kuppel über der Vierung und einem mächtigen Portal an dem Schloßplatz gegenüber der Langen Brücke erhalten. Die Verlängerung des Schlosses bis zur Schloßfreiheit machte die Ausführung des Planes, von dem nicht feststeht, ob er überhaupt ernsthaft gemeint war, ohnehin unmöglich. — Gegen Mille des vorigen Jahrhunderts wurde dann der gegenwärtige Dom im Lustgarten errichtet, ein Rechteck von 70 Meter Länge und 20 Meter Tiefe, mit der in diesem Jahrhundert durch Schinkel zugefügten Vorhalle und kleineren Ausbauten am Ostende einen Flächenraum von etwa 1800 Quadratmetern bedeckend. Das Innere, durch eingebaute Emporen dreischiffig gestaltet, zeigt ein 10 Meter breites Mittelschiff und je 5 Meter breite Seitenschiffe und enthält 1100 Sitzplätze, davon 600 im Mittelraum, 500 auf den Emporen, außerdem 900 Stehplätze.

Die Größen-Abmessungen sind für Berliner Kirchenverhältnisse nicht eben gering. Wenn man berücksichtigt, daß sämmtliche 45 evangelische Kirchen Berlins etwa 46 000 Sitzplätze enthalten (daneben sind noch eine Anzahl von Kapellen mit einigen tausend Sitzen in Anstalten, Gefängnissen vorhanden) und daß also auf jede Gemeinde von durchschnittlich 27 000 Seelen etwa 1000 Sitzplätze entfallen, so ist die nur 10 000 Seelen umfassende Domgemeinde mit ihrem Kirchenraum schon jetzt sehr günstig bedacht. Gleichwohl haben die Bestrebungen, an die Stelle des gegenwärtigen Gotteshauses ein räumlich und künstlerisch größeren Ansprüchen genügendes Gebäude zu setzen, seit 70 Jahren zu wiederholten Entwürfen geführt. Die künstlerische Armseligkeit des vorhandenen Baues, welcher mit seiner Eigenschaft als Haupt- und Hofkirche Berlins in so unerquicklichem Gegensatz steht, fordern zu Versuchen einer würdigeren und angemesseneren Gestaltung, wobei auch die gesteigerten Raumansprüche nicht unberücksichtigt bleiben können, zu sehr heraus. Schinkel, Stier und Stüter beschäftigten sich mit mehr oder minder großartigen Plänen, bis es endlich dem letzten vergönnt zu sein schien, den gemaltigen Bagedanken König Friedrich Wilhelm IV., dieses ebenso tief religiösen wie kunstbegeisterten Herrschers, die zur Ausführung geeignete künstlerische Form zu geben. Der erste aus dem Ansang der vierziger Jahre stammende Entwurf Stülers zeigt einen etwa 70 Meter im Geviert fassenden fünfschiffigen Kirchenraum, dessen Mittelschiff 25 Meter breit und 45 Meter hoch mit gerader Balkendecke überspannt war. Mit der tiefen Vorhalle umfaßte der in den Formen altchristlichen Basilikenstiles geplante Bau eine Fläche von 6700 Quadratmetern, wozu die Herrscher gruft lMrap« saut«) niit 60 Metern im Geviert kam, im Ganzen 10 000—11 000 Quadratmeter Baufläche. Die noch vorhandenen Mauern und Fundamente gehören diesem Baumerk an.

Nachdem die politischen Ereignisse die Förderung desselben gehemmt hatten, entwarf Stüler 1L55 für den Dom selbst einen anderen Plan. Ein mit Emporen ausgestattetes Quadrat von 70 Meter Seite umfaßt ein mit mächtiger Kuppel überdecktes Geviert von 50 Meter lichter Weite. Die Kuppel auf acht Pfeilern ruhend hat 50 Meter äußeren und 42 Meter inneren Durchmesser und bis zum Fuß der Laterne 100, bis zur Kreuzspitze 140 Meter Höhe. Einschließlich der Vorhalle bedeckt das Gebäude eine Fläche von 6500 Quadratmetern. Die Bauformen zeigen eine mit romanischen Anklängen gemischte Renaissance.

Der Bau gelangte in Folge des Ablebens Königs Friedrich Wilhelm IV. nicht zur Ausführung. Als nach dem politischen Erfolge des Jahres 1866 die Dombau-Angelegenheit wieder auf die Tagesordnung gesetzt wurde, ließ man den Stülerschen Entwurf fallen und schrieb einen allgemeinen Wettbewerb aus. Es wurden die Pläne für einen evangelischen Dom in Berlin verlangt, als Bauplatz der Raum zwischen «ampo saut« und der jetzigen Kaiser Wilhelmsbrücke mit der Maßgabe bestimmt, daß die Umfassungsmauern des Oilmpo santo nicht angetastet werden dürften. Das «sruvo santo sollte also nach den ursprünglichen Plänen vollendet werden. Im Uebrigen enthielt sich das Ausschreiben jeglicher Andeutung über Größe, Zweck, Anordnung, Stil, überließ Alles den Bewerbern und brachte durch diese Programmlosigkeit von vorn herein ein solche Unklarheit in die ganze Angelegenheit, daß ihr ergebnißloser Verlauf mit Sicherheit vorausszusehen mar. Wenn man bauen will, so muß man vor allen Dingen missen, was man mit dem geplanten Bauwerk bezweckt. Ein möglichst klar, scharf und erschöpfend abgefaßtes Bauprogramm ist der erste und notwendigste Schritt zur Verwirklichung des Vorhabens. Eine solche Formulirung der Bagedanken fehlte hier vollständig. Gleichwohl theteiligten sich 50 Architekten an dem Wettstreit — ein Beweis, welche Anziehungskraft der Gegenstand hatte und wie sehr man trotz der Unklarheit der Ausschreibung von dem Vertrauen beseelt war, daß es diesmal Ernst werden würde. Die Hälfte der eingereichten Entwürfe hatte Berliner Architekten zu Verfassern.

Das nachträglich eingesetzte Beurtheilungsgericht erkannte an, daß zehn Entwürfe als bedeutende Kunstleistungen anzusprechen seien. Es befanden sich darunter 8 von Berliner Architekten herrührende, deren Verfasser zum großen Theil noch heute thätig sind und in der Vollkraft ihres Schaffens stehen. Das weitere greifbare Ergebniß des Bewerbes bestand darin, daß das Beurtheilungsgericht nachträglich dasjenige that, was vor der Ausschreibung hätte geschehen müssen, nämlich ein Bauprogramm aufzustellen. Dasselbe siel im Sinne der Herstellung einer für die Bedürfnisse des evangelischen Gottesdienstes brauchbaren Hof- und Hauptkirche aus: eines Gebäudes von immerhin stattlicher Abmessung mit 1600 Sitzplätzen im Hauptraum und 200 Plätzen auf den Emporen für die fürstlichen Perfonen, den Hof, hohe Staatsbeamte, und mit den nöthigen Nebenräumlichkeiten. Die Mehrheit des Gerichts hielt außerdem ein Gebäude im Spitzbogenstil an der bestimmten Stelle nicht für zulässig und als Baumaterial die Verwendung von Ziegelsteinen für ausgeschlossen, diejenige von Haustein für erforderlich.

Das nachträgliche Programm stand in schroffem Gegensatz zu dem, was die große Mehrzahl der Bewerber, namentlich die durch besondere Anerkennung ausgezeichneten, als Zweck des Wettstreites aufgefaßt hatten und nach Lage der Umstände wohl auch hatten annehmen müssen. Die nunmehr geforderte Gemeindekirche, welche lediglich wegen ihrer gleichzeitigen Eigenschaft als Hofkirche in etwas stattlicheren Abmessungen und mit größerem Aufwände, besonders im Nebenraume, gedacht war, als sonst in Berlin üblich, märe mit einer Grundfläche von 2000—2500 Quadratmeter und einem Kostenaufwands von einigen Millionen Mark sehr gut zu gewinnen. Geschickt entworfen hätte sie sich immerhin leidlich in die Umgebung einfügen lassen, auf einen monumentalen Abschluß des Platzes hätte man dann aber ein für allemal Verzicht geleistet.

Im Gegensatz hierzu hatten sich die Bewerber an die Stülersche Auffassung angelehnt und eine große Festkirche, meist mit hoher Kuppel, entworfen. Wie bei Stüler mußte die praktische Brauchbarkeit der Kirche für die Zwecke des Gemeindegottesdienstes unter einer solchen Auffassung natürlich leiden. Räume von 3000 bis 4000 Quadratmeter Grundfläche «nd und esd. I», I«>. 24

(fünf bis sieben Mal so groß als der weiße Saal des Königlichen Schlosses) mit der entsprechenden Höhe und Kuppeln von 40—50 Meter Durchmesser und 60—80 Meter innerer Höhe sind für die Predigt schlechterdings nicht zu gebrauchen; es giebt keine menschliche Stimme, welche sich in solchen Hallen verständlich machen könnte. Auch im Aufbau beherrschten die Stülerschen Gedanken so sehr das Feld, daß die Mehrzahl der Entwürfe sich als mehr oder weniger gelungene Variationen derselben darstellten. Die Abweichungen bestanden, abgesehen von Stilfragen, vornehmlich in der Verschiedenheit der Kuppel-Entwicklung und der Kuppel-Abmessungen. Ein Theil suchte an Stelle des einfachen Quadrats, Achtecks, Kreises eine organische Gliederung und Entwicklung zu setzen, was bei einigen Entwürfen zu einer Theilung des Raumes in eine Fest- und eine Predigtkirche führte. So bildete Orth die erster« als Vorkirche und die letztere als eigentliche Hauptkirche aus, was zur Folge hatte, daß seine Kuppel mäßige Dimensionen (35 Meter äußerer, 30 Meter innerer Durchmesser, Höhe bis zur Laterne 80 Meter) zeigte und sich bei schlanken Umrißlinien besonders glücklich in die Umgebung hineinfügte. Andererseits fügten Ende und Boeckmann der großen, als "Festkirche gedachten Kuppelkirche nach der Spree zu eine Predigtkirche von mäßigen Abmessungen an, welche mit ersterer ein einheitliches Ganzes und gleichsam den Chor des Hauptraumes bilden sollte. Heyden und Kyllmann schlossen sich wieder der Orth'schen Stilauffassung an, machten aber die Vorkirche zur Predigtkirche, welche sie mit Flachkugeln überdeckten, während die die Festkirche überragende Hauptkuppel gleichfalls nur mäßige Abmessungen (30 Meter innerer Durchmesser, 40 Meter äußerer, 70 Meter innere Höhe) zeigte. Diese und andere Entwürfe wiesen eine Fülle von Schönheiten neben mannigfachen Schwächen auf; in der Stilfassung folgte die Mehrzahl einer durch romanische Anklänge constructiv etwas straffer erfaßten Renaissance. Doch fand auch ein gotischer Kuppelbau (Klingenberg) den Beifall des Beurtheilungsgerichts.

Abgesehen von diesen Versuchen, den verfügbaren Raum in Fest- und Predigtkirche zu zerlegen und dadurch einerseits dem praktischen Gemeindebedürfniß, andererseits den Anforderungen an einen großen monumentalen Bau und an eine mächtige Raumwirkung zu genügen, hatte der Wettstreit kein Ergebnis?, welches man als einen besonderen Fortschritt über die Stüler'schen Bagedanken und ihre Verkörperung durch dessen Entwurf vom Jahre 1855 bezeichnen konnte. Es ist dies jedoch, wie bemerkt, in erster Linie der mangelhaften Vorbereitung des Bemerbes, dem Mangel an einem klaren Programm zuzuschreiben. Keiner der Entwürfe entsprach dem nach' träglich aufgestellten Programm, welches sich auf den einfachen Nützlichkeitsstandpunkt stellte und dadurch in ausgesprochenem Gegensatz zu der seit den vierziger Jahren maßgebenden Auffassung gerieth, welche den Stüler'schen Projekten zu Grunde lag.

Die politischen Ereignisse, welche bald nach Beendigung des Weit» streites folgten, waren der weiteren Förderung der Angelegenheiten nicht günstig; und als der glorreiche Frieden und der wachsende Wohlstand des glücklich geeinigten deutschen Volkes den Gedanken an die Ausführung wieder nahe legten, da mochten die Erfahrungen, welche mit dem mißglückten Anlauf des Jahres 1369 gemacht waren, zunächst davon abhalten an einen erneuten Versuch zu gehen. Dem bescheidenen und schlichten Sinn Kaiser Wilhelms I. mar vielleicht der Gedanke der Herstellung einer großen und prunkvollen evangelischen Hofkirche an sich nicht besonders zusagend; er wollte bei seinem hohen Alter die Ausführung seinem Nachfolger um so lieber überlassen, als ihm dessen reges Interesse für die schmierige Frage die sicherste Gewähr für eine befriedigende Lösung der gegensätzlichen Auffassungen zu bieten geeignet mar.

Die erschütternden Ereignisse des Jahres 1888 erst gaben den Dombauplänen neue Förderung. Wenige Wochen nach seinem Regierungsantritt erließ Kaiser Friedrich folgenden Charlottenburg den 29. März datirten Kabinets-Befehl, welcher für den weiteren Verlauf der Angelegenheit von maßgebender Bedeutung bleiben wird:

„Ich will, daß sofort die Frage erörtert werde, wie durch einen Umbau des gegenwärtigen Domes in Berlin ein würdiges, der bedeutend angewachsenen Zahl seiner Gemeinde-Mitglieder entsprechendes Gotteshaus, welches der Haupt- und Residenzstadt zur Zierde gereicht, geschaffen werden kann."

Eine Immediatcommission, bestehend aus drei Geistlichen, vier Architekten und Ingenieuren, drei Kunstverständigen und zwei Verwaltungsbeamten wurde gebildet. In der kurzen Zeit, welche Kaiser Friedrich zu regieren vergönnt war, konnte eine sichtbare Förderung der so bestimmt zu erkennen gegebenen Absichten zwar nicht hervortreten. Sein Nachfolger indeß ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß der Regierungswechsel die Bauabsichten des verewigten Herrschers nicht störend beeinflussen sollte. Bereits unter dem 9. Juli 1888 erging folgender Allerhöchster Befehl an den Minister der geistlichen Angelegenheiten:

„Es ist Mein Wille, daß das Project der Errichtung eines Domes in Meiner Haupt- und Residenzstadt Berlin, welches durch den Allerhöchsten Erlaß Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters vom 29. März dieses Jahres von Neuem angeregt worden ist, mit allem Nachdruck gefördert werde. Die Ausführung dieses Planes nach den Absichten des Hochseligen Kaisers und Königs Friedrich ist Mir ein heiliges Bermächtniß. Ich wünsche, daß das Werk die Arbeit kröne, welche des verewigten Kaisers und Königs Majestät seit Jahren auf das Dombauproject verwandt hat. Ich genehmige hiernach, daß die auf Befehl Meines Herrn Vaters gebildete

Immediatcommission unverzüglich ihre Arbeiten beginnt."

Als erstes Ergebniß der Thätigkeit der Commission ist wohl die an den Landtag der Monarchie gelangten Vorlage zu betrachten, nach welcher von der Königlichen Staatsregierung als erster Beitrag zum Neubau eines Domes in Berlin und einer Gruft für das Preußische Königshaus die Summe von 600,000 Mk. gefordert wurde. Das Abgeordnetenhaus und ihm folgend das Herrenhaus sprachen die Bewilligung aus, jedoch in folgender Fassung: „zur Ausstellung von Plänen und zu Vorarbeiten zum Neubau eines Domes zu Berlin und einer Gruft für das preußische Königshaus."

Nach einer so langen und wechselvollen Vorgeschichte steht der beabsichtigte Bau wieder einmal an einem entscheidenden Wendepunkt. Nach den wiederholten ergebnißlosen Anläufen kann bei der Willenskraft unseres Allerhöchsten Herrn und nach den von Ihm so feierlich und bestimmt ausgesprochenen Absichten kein Zweifel darüber aufkommen, daß die nächste Zeit eine endgültige Entscheidung bringen wird, daß an Stelle der unschlüssigen Ueberlegung Thaten treten werden. Da in Berlin ohnehin eine Reihe von großen staatlichen Monumentalbauten — Museen, Bibliotheken, Landtagsgebäude — für welche ein dringendes Bedürfniß bereits feit Jahren besteht und anerkannt ist, ihrer endlichen Ausführung harrt, so kann es nur freudig begrüßt werden, daß die ohne dauernden Nachtheil nicht allzulange hinaus zu Webende Bauaera mit dem idealsten und am langmierigsten behandelten, vom reinen Nützlichkeitsstandpunkt aus aber vielleicht am wenigsten eiligen Projecte begonnen werden soll.

Die Vergangenheit lehrt eindringlich, um eine wie außerordentlich schwierige Aufgabe es sich gerade bei dem Dombau handelt und wie schwer eine Befriedigung der gegenüberstehenden Anforderungen—praktische Brauchbarkeit, künstlerische Großartigkeit und Schönheit der Erscheinung, harmonische Einfügung in die Umgebung — zu erzielen ist. Die zahlreichen Entwürfe, welche seit 70 Jahren von den hervorragendsten Künstlern angefertigt sind, haben zu keinem Ergebniß geführt; und man muß es heute als ein Glück ansehen, daß es so gekommen ist. Wäre der am Weitesten gediehene Stülersche Entwurf zur Ausführung gelangt, so hätte Berlin zwar ein mächtiges Bauwerk von großen Schönheiten im Einzelnen gewonnen, welches sich jedoch in die Umgebung nicht passend eingefügt und überdies eine etwas kostspielige Lehre dafür geboten hätte, wie man eine brauchbare evangelische Kirche nicht bauen soll. In demselben Geleise bewegten sich die Entwürfe des Wettstreites von 1869, ohne daß darum den Bemerbem der geringste Vorwurf zu machen wäre. Erfahrungen wie man es nicht zu machen hat, um den zunächst angestrebten Zweck — Herstellung einer der Reichshauptstadt würdigen Hofkirche — zu errichten, liegen also zur Genüge vor. Sie nutzbar zu machen nach der positiven Seite: diese Aufgabe märe zunächst Sache der zur Förderung des Dombaues bemfenen Immediatcommission gewesen.

Inzwischen ist ein Ereigniß eingetreten, welches dazu bestimmt erscheint, dem weiteren Verlauf der Angelegenheit eine entscheidende Wendung zu geben. Unter dem Titel „Ein Entwurf Sr. Majestät des Kaisers und Königs Friedrich HI. zum Neubau des Domes und zur Vollendung des Königlichen Schlosses in Berlin. Mit Allerhöchster Genehmigung herausgegeben" hat der Geheime Regierungsrath Raschdorff, hervorragender Lehrer für Architektur an der technischen Hochschule in Eharlottenburg und ausgezeichnete Architekt, der seine künstlerische Meisterschaft bereits in einer Reihe von ausgeführten Werken bekundet hat, ein Werk herausgegeben, welches mehrere Skizzen für den Dom und zwar in Verbindung mit einem Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. und mit Denkmälern für andere Herrscher und um den Staat verdiente Männer, sowie Zeichnungen für einen partiellen Ausbau des Königlichen Schlosses enthält. In wie weit der Herausgeber berechtigt mar den Dombauentmurf als solchen des verewigten Kaisers zu bezeichnen, ist aus der von Herrn Raschdorff verfaßten sehr ausführlichen Vorrede nicht klar zu entnehmen. Die Bemerkungen, daß dem Verfasser das hohe Glück zu Theil geworden sei an den Erörterungen über die — vorher näher auseinander gesetzten — Bauideen theilnehmen zu dürfen und dieselben baukünstlerisch umzugestalten, ergeben nur soviel, daß Kaiser Friedrich die Grundgedanken des Baues bestimmt hat, daß die Ausarbeitung desselben im Einzelnen, die Gestaltung und künstlerische Fassung aber das geistige Eigenthum des Herausgebers des Entwurfes sind. Wie weit ferner der verewigte Herrscher die von Herrn Raschdorff entworfenen Pläne ausdrücklich gutgeheißen hat, ist aus der nach dieser Richtung an Klarheit und Bestimmtheit viel zu wünschen zu lassenden Vorrede nicht zu ersehen. Da die Arsten Skizzen schon im Jahre 1885 entstanden sind, so haben jene Erörungen in einer ziemlich weit zurückliegenden Zeit stattgefunden. Es scheinen dann allerdings später weitere Besprechungen gepflogen zu sein, indem ein zweiter Entwurf mit nicht unerheblichen Abänderungen der ersten Skizze als „zur Darstellung einer weiteren Allerhöchsten Bauidee aus dem Jahre 1838" bezeichnet wird. Ob der zweite und ungleich reifere Entwurf, welcher augenscheinlich erst in den letzten Lebensmonaten des Kaiser Friedrich entstanden ist, dem hohen Herrn überhaupt noch vorgelegt werden konnte, geht aus der Vorrede nicht hervor. — Alle diese Entwürfe, sagt der Verfasser zum Schlüsse, sind als Skizzen uud Beiträge zur Entwicklung der Bauideen entstanden und als solche zu beurtheilen. Hiermit ist von dem Verfasser selbst zugestanden, daß es sich nicht um wirklich fertige und reife, von dem verewigten Kaiser gebilligte Projecte und Ausarbeitungen, sondern nur und die skizzenhafte Aufzeichnung von Bagedanken des Herrschers handelt. Diese sind das Bleibende, Feststehende in den Skizzen; ihre Ausarbeitung durch Herrn Raschdorff bedeutete augenscheinlich den Versuch festzustellen, in welcher zweckmäßigsten und besten Weise sich die Gedanken verwirklichen ließen. Die Versuche waren augenscheinlich noch nicht abgeschlossen, die künstlerische Ausgestaltung war noch in der Schwebe, als der kaiserliche Dulder sein Leben ausathmete.

Einen Theil des baulichen Grundgedankens, nämlich die Verbindung des Domes mit einem Denkmal für Kaiser Wilhelm I., hat man insofern bereits fallen gelassen, als bekanntlich bezüglich des Kaiser-Monuments ein öffentlicher Wettbewerb ausgeschrieben ist, welcher den Zusammenhang zwischen Dom und Denkmal keineswegs zur Bedingung stellt, die Platzfrage vielmehr offen läßt und gerade zum Hauptgegenstande des BemerbeS macht. Soweit ferner die Skizzen des Herrn Raschdorff den partiellen Umbau des Schlosses betreffen, scheiden dieselben von dieser Betrachtung aus; es handelt sich hier vielmehr nur um die Dombau-Entwürfe selbst. Eine Kritik derselben kann um so weniger unstatthaft erscheinen, als die ihnen zu Grunde liegenden Bagedanken Kaiser Friedrichs, also das eigentliche Eigenthuin des Herrschers, aus den Skizzen unschwer zu erkennen sind und, wie die nächstfolgenden Erörterungen darthun werden ^- nur rückhaltlose Billigung finden können. Der Kritik unterworfen wird mithin hier lediglich die von Herrn Rafchdorff seiner eigenen Angabe gemäß vorgenommene künstlerische Ausgestaltung, welche als sein Eigenthum der öffentlichen Beurtheilung nicht wohl entzogen zu werden vermag. Und dies um so weniger, als in künstlerischen Kreisen augenscheinlich die Auffassung weit verbreitet ist, daß die Raschdorff'schen Skizzen der Ausführung demnächst zu Grunde gelegt werden sollen, die Frage der künstlerischen Gestaltung somit bereits entschieden und der von den berufenen Architekten augenscheinlich lieber gesehene Weg der Ermittlung durch einen Wettbewerb ausgeschlossen wäre. Mag diese Meinung begründet sein oder nicht, jedenfalls fordert die Vorgeschichte des Baues zu der Beurtheilung eines wenn auch skizzenhaften Planes heraus, der bei der weiteren Behandlung der Frage unzweifelhaft eine wichtige Rolle spielen wird.

Der Raschdorff'sche Dom der zweiten Skizze, welche als die entschieden reifere anzusehen ist, dem letzten Bagedanken des verewigten Kaisers entspricht und daher ausschließlic der Beurtheilung unterworfen werden soll, stellt im Grundriß eine rechteckige Hauptmasse von 105 Meter Länge und 55 Meter Tiefe mit einer Grundfläche von 6000 Quadratmetern dar. Die Längsseite erstreckt sich parallel dem Lustgarten und der Spree, die Schmalseite ist senkrecht zum Platz und zum Schloß gerichtet. An der nach dem Lustgarten schauenden Vorderseite besindet sich ein 85 Meter langer und 10—12 Meter tiefer Vorbau; kleinere mehr quadratische Bauten sind den Schmalseiten vorgelegt. Mit denselben erreicht die größte Länge 140 Meter, die größte Tiefe 75 Meter; das ganze Bauwerk bedeckt einen Flächenraum von 8—9000 Quadratmeter. Zum Vergleiche sei bemerkt, daß das alte Museum etwa 80 Meter Frontlänge, 50 Meter Tiefe und — einschließlich der beiden Höfe — einen Flächeninhalt von 4000 Quadratmeter hat; das Schloß nach den, Luftgarten ist 180 Meter lang und bedeckt mit den Höfen etwa 18000 Quadratmeter.

Durch diesen Grundriß wird der ganze verfügbare Raum zwischen Kaiser Wilhelmsbrücke und der verlängerten Fluchtlinie des Museums einerseits, zwischen der verlängerten Mittelaxe der Nationalgalerie und dem eingengten Spreebett andererseits ausgenutzt. Der von den Ruinen des camp« 8kmw eingenommene Platz ist in die Bebauung mit hinein gezogen, die alte Börse muß gleichfaLs beseitigt werden. Das Innere zerfällt in drei Haupttheile: die Predigtkirche in dem südlichen dem Schloß gegenüberliegenden Flügel, die Festkirche in der Mitte, die Grabkirche in dem nördlichen Flügel am Museum. Die drei Kirchen stehen durch mächtige etwa 18 Meter im Lichten weite Bogen miteinander in Verbindung und bilden zusammen einen Raum von 100 Meter Länge und durchschnittlich 35 Meter Tiefe. Ihr gesammtter Flächeninhalt wird etwa 3800 Quadratmeter betragen, wovon auf die Festkirche gegen 1800, auf jede der Seitenkirchen 1000 Quadratmeter, entfallen. Die Festkirche bildet ein Quadrat von 35 Meter lichter Seite, mit einer im Aeußeren 50 Meter haltenden Kuppel überdeckt. Predigt- und Grabkirche, von gleicher Größe und Form, entsprechen in ihrer Langseite der Schmalseite der Gesamtanlage; ihre größte Länge ist 47, die größte Breite 22 Meter. Die übrigen Räume werden von einer Nebenkirche neben der Predigtkirche (180 Quadratmeter), Sakristeien, Vorhallen, Verbindungsgängen eingenommen. Gottesdienstlichen Zwecken dient also etwa die Hälfte der ganzen Anlage; ein Viertel nehmen Vorhallen, und Gänge, den Nest Mauer, Pfeiler, Nischen ein. Die Gesamtfläche würde etwa derjenigen des Kölner Domes entsprechen, wogegen der innere Kirchenraum bei diesem viel beträchtlicher ist.

Bestimmend für den äußeren Anblick ist die Kuppel, welche sich über der Festkirche in folgenden Abmessungen erhebt: Höhe des Hauvtgesimses des Gebändes 30 Meter (Schloß 32 Meter), des Hauptgesimses des Kuppelringes 55 Meter (Schloßkuppel 43 Meter), Ende der Kuppelmölbung beziehungsweise Fuß der Laterne 85 Meter (Schloßkuppel 60 Meter), Spitze des Kreuzes 110 Meter (Schloßkuppel 66 Meter). Der äußere Durchmesser von 50 Metern ist doppelt so groß als der der Schloßkuppel. Die beiden Nebenkuppeln haben unbedeutende Abmessungen; sie liegen in der Mitte der Längsachsen der Predigt- und Grabkirche, überdecken aber untergeordnete Räume, die Eckfelder der westlichen Vorhalle am Lustgarten.

Der Stil der Zeichnung zeigt eine Hochrenaissance von sehr schweren Formen mit leisen Anklängen einerseits an den Barokko des Jesuitenstils, andererseits an die akademische Nüchternheit der Paulskirche in London. Dies und der Umstand, daß der Verfasser den in der Vorrede sehr nachdrücklich betonten Gedanken eines Pantheons, einer nationalen Fest- und Ruhmeshalle im Aeußeren auch durch zahlreiche Denkmäler, von denen zwei am Lustgarten und an der nördlichen Schmalseite in gemaltigen von Säulen flankirten und triumphbogenartig überwölbten Nischen stehen sollen, zur Erscheinung zu bringen sucht, giebt der gesummtten äußeren Architektur einen ausgesprochen weltlichen Charakter. Die Schauseite am Lustgarten stellt sich wie eine massige und schwere Palastarchitektur dar; die wuchtige Kuppel allein vermag das kirchliche Gleichgewicht nicht herzustellen.

Vergleicht man den Entwurf mit den früheren Plänen von Stüter und den Bewerbern im Jahre 1869, so ist der Unterschied in der Gesamtanlage in die Augen springend. Es ist bei Raschdorff:

- der Rest des camp« saut« gefallen;
- aus der Zmeitheilung in «amp« sant« und Dom die Dreitheilung in Fest-, Predigt- und Grabkirche geworden.

Man wird nicht.fehlgehen, wenn man die hierdurch gewonnene Lösung der Schwierigkeiten, welche sich den Stülerschen und den späteren Entwürfen entgegenstellten, recht eigentlich auf die Bestimmung des Kaisers Friedrich zurückführt. Es sind dies die eigentlich grundlegenden Bagedanken des Herrschers, welche ihn augenscheinlich seit vielen Jahren beschäftigt haben. Und diese Bagedanken wurzeln ganz offenbar in den Erfahrungen des Wettstreits von 1869. Indem dieser klar machte, daß das Bestehenlassen und der Ausbau des «»rnpo ssoto eine befriedigende Lösung der Aufgabe nicht gestattete, und daß die unmittelbare Vereinigung und Zusammenfassung von Predigt- und Fest-Kirche zu praktischen Unmöglichkeiten führten, reifte je länger je mehr in dem kunstsinnigen Fürsten die Ansicht, daß es eine falsche Pietät gegen die in ihrem ganzen Umfange doch nicht mehr ausführbaren Pläne Friedrich Wilhelm IV. sein würde, wenn man einen Theil derselben, das «»rar.« Santo beibehielte. In einem früheren Stadium der Entmickelung glaubte der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm, daß die gesonderte Behandlung .der Herrschergruft empfehlenswerth märe. In den siebziger Jahren wurden vom Landtage die ersten Mittel, welche die Regierung zum Ausbau des «aroo« sant« forderten, bewilligt. Nach einigen Versuchen nahm man jedoch von einer weiteren Verfolgung Abstand, und der Bau unterblieb. Augenscheinlich hatte sich der hohe Herr vorder Unzweckmäßigkeit, auf diesem Wege vorwärts zu kommen, überzeugt und machte sich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, das camp« saut« ganz fallen zu lassen und den dadurch verfügbar werdenden Raum zu der Dom-Anlage hinzuzuziehen. So entstanden allmählich die Bagedanken, denen Herr Raschdorff die künstlerische Fassung gegeben hat — die dreitheilige Anlage mit Fest-, Predigt- und Grabkirche. Hierdurch wird es möglic die praktischen Bedürfnisse der Domgemeinde zu befriedigen, einen mächtigen und würdigen Raum für große kirchliche Feierlichkeiten zu gewinnen, die über den Bereich der Domgemeinde weit hinausgehen, und endlich eine angemessene Gruft für das Herrscherhaus in unmittelbaren Zusammenhang mit dem Dom herzustellen.

Die Tragweite der genialen Bauabsichten Kaiser Friedrichs ist nicht hoch genug anzuschlagen. Ein Rückblick auf den Wettstreit von 1869, die programmlose Unklarheit, welche ihm zur Unterlage diente, die programmmäßige Dürftigkeit, welche sein Ergebniß war, genügt, um den Fortschritt zu erkennen. Ein vollkommen klares Programm liegt nunmehr vor, welches allen Anforderungen Rechnung trägt; die Möglichkeit, etwas wahrhaft Großes, Zweckmäßiges und Schönes zu schaffen, ist geboten. Um dies aber zu erreichen, kommt es darauf an, daß den ebenso großen und klaren wie zweckmäßigen Gedanken der entsprechende künstlerische Ausdruck gegeben wird, daß der Entwurf Zweckmäßigkeit in der Anlage der Predigtkirche mit Großartigkeit und Feierlichkeit der Fest- und Grabkirche verbindet, daß er die verschiedenen Theile zu angemessener Erscheinung bringt, dieselben aber gleichzeitig zu einer harmonischen Einheit zusammenfaßt und in die Umgebung passend hineinfügt. Das ist die von Kaiser Friedrich dem Verfasser des vorliegenden Entwurfs gestellte Aufgabe gewesen; betrachten mir näher, wie er sie gelöst hat!

Zunächst eine Bemerkung über die Herrn Raschdorff speciell gegebenen Weisungen. Da der Verfasser in feiner Vorrede umständlich auseinandersetzt, welche Gedanken maßgebend für die Ausarbeitung waren, jegliche bestimmte Andeutung aber über die feiner künstlerischen Gestaltungskraft durch die erhaltenen Weisungen gezogenen Grenzen vermeidet, so ist der Beurtheiler natürlich nur auf Muthmaßungen angewiesen, welche jedoch zum erheblichen Theil unmittelbar aus dem Entwurf selbst zu entnehmen sind. Hierhin gehört vor Allem die Verbindung der Anlage mit den Denkmalsprojecten, welche zum Theil bestimmend für die äußere Gestaltung durch die Einfügung der großen Nischen gewesen sind. Ob der Gedanke von dem hohen Bauhern festgehalten wäre, nachdem für das Hauptdenkmal Kaiser Wilhelms fo viel weitergehende Pläne aufgetaucht sind, muß mindestens zweifelhaft erscheinen. Jedenfalls ist Herr Raschdorff für die Gestaltung dieses Theiles seines Entwurfs, welcher die äußere Architektur in maßgebender Weise beeinflußt haben mag, nicht verantwortlich zu machen. Auch erübrigt sich hier jede weitere Kritik, da schon mit Rücksicht auf das für Kaiser Wilhelm geplante Denkmal bezüglich dieses Punktes das letzte Wort jedenfalls noch nicht gesprochen ist. Ferner ist hervorzuheben die innere Verbindung der drei Kirchen zu einem großen Raum. Wahrscheinlich handelt es sich auch hierbei um einen Wunsch des hohen Bauhern, dem der Verfasser des Entwurfs gerecht zu werden suchte. Inwieweit es ihm gelungen, ist noch weiter zu erörtern. Hier genügt es, darauf Hinzumeifen, daß der Gedanke an sich keineswegs von der Hand zu weisen ist, indem er, richtig ausgeführt, zu einer großartigen Raumwirkung führen wird. Es kommt aber eben auf die Ausführung an; und wenn die Versuche ergeben, daß ohne empfindliche Beeinträchtigung wichtiger praktischer Bedürfnisse eine zweckmäßige Lösung der gestellten Aufgabe nicht zu erreichen ist, so hätte Kaiser Friedrich bei seinem klaren Blick und VerstSndniß gewiß keinen Anstand genommen, den Gedanken zu Gunsten der praktischen Brauchbarkeit fallen zu lassen.

Faßt man zunächst die Zweckmäßigkeit des Entwurfs in's Auge, so

fällt alsbald das ungünstige Verhältniß zwischen der gesummtten Baufläche und den zu gottesdienstlichen Zwecken besnnmten Röun en auf. Die drei Kirchen von zusammen etwa 4000 Quadratmetern Fläche erreichen eben den Umfang eines großen katholischen Gotteshauses (Dom in Köln 6300, Münster in Ulm 5100, Ctraßburger Münster 4100, St. Stephan in Wien 3200, Münster in Freiburg, 3000 Quadratmeter lichte Weite im Innern) und nehmen nur die Hälfte der gefammtten Baufläche ein. Vorhallen, Gänge, Nebenräume sind dagegen sehr reichlich bemessen und würden eine Verkleinerung sehr wohl erfahren können. Die Predigtkirche zumal mit ihren etwa 1000 Quadratmetern Fläche weist nicht mehr Raum für die Gemeinde auf als der gegenwärtige Dom. Wie bei fo bescheidenen Räumen dem vorhandenen kirchlichen Bedürfnis; genügt werden soll, ist nicht recht klar.

Die einförmige Alltagsbeschäftigung der Friedensgarnison konnte ihm bei seinem reichen inneren Leben keine Befriedigung gewähren, ebenso wenig die geselligen Freuden im Umgange mit den Kameraden. Die Träume der Kinderzeit klangen in der reinen Jünglingsseele nach und führten ihn zur Dichtkunst. So entstand seine Dichtung: „Des Dichters Herz" (Wesel 1836, 3. Aufl. Neisse 1859), welche dem Dichter A. von Chamisso gewidmet mar und an dessen Leben anknüpfte. Es ist das Traumleben des Kindes, das sich in dieser rührenden Dichtung spiegelt. Sehr zart und innig klingen die Erinnerungen an die früh verstorbene Mutter. Die Zurücksetzung, die er als Kind neben dem älteren Zmillingsbruder erfahren, hatte in seinem Herzen keine Bitterkeit erweckt und der Reinheit der Kindesliebe keinen Eintrag gethan.

„ES war ein lichter, goldner Frühlings-
morgen,

Als ich ein Knabe durch den Garten lief.
Mich fröhlich tummelnd, wo noch ohne
Sorgen

Zu neuer Freude jede Stunde rief.
Und schau', eL nascht' im Blüthenschooß
geborgen

Ein Schmetterling aus süßem Kelche tief;
Ich wollt' ihn fangen, doch er flog von
bannen

Und setzte fern sich aus die hohen Tannen.

Und als ich nun mit Thronen in den
Blicken

Verlangend nach dem bunten Bogel schau',
Da fühl' ich's sanft auf meine Schulter
drücken.

Und neben mir steht eine bleiche Frau:
Ich seh' sie freundlich sich hernieder bücken.
Seh' noch der Augen wundertiefes Blau:
„Wein' nicht, mein Kind, denn jede Deiner
Thronen

Muß mühsam ja Dein lieber
zählen."

„Hat auch mein Engel hübsche bunte Flügel?
Kann er auch stiegen bis auf unser Haus?"
„Ach, liebes Kind, wohl über Thal und Hügel
Fliegt einst Dein Engel weit mit Dir hinaus.
Dann klopft er an ein Thor mit goldnem Riegel
Und führet Dich in seines Vaters Haus?
Doch darfst Du Deinen Engel nie betrüben
Und sollst vor Allem seinen Vater lieben."

Das Bild der bleichen Frau mit dein sanften blauen Auge und dem segnenden Blicke, welches den Knaben seitdem im Wachen und im Traume begleitet, wird diesem später durch den Vater gedeutet.

O Vaterherz! — Es war nach jenem
Traume,

Mich rief hinaus der warme Sonnenschein,
Da fand bcimSpiel ich unter meinem Baume,
Gclbschnäblig noch, ein artig Vögeleim
Ans warmem Nest, vertrauend seinen!

Flaume,

Schwang er in's Leben fröhlich sich hinein,
Und mußte, müde bald von kurzem Fliegen,
Nun ohne Schutz auf harter Erde liegen.

Ich hob es auf und legt' es au die Wangen
Und wärmte es mit meines Mundes Hauch,
Schon lange war einVöglein meinVerlangen,
Nach ihm durchsuchte ich schon manchen
Strauch,

'Und gleich erzählte, wie ich es gefangen. Dem Vater jubelnd ich nach Kindesbrauch. „Wir dürfen nicht das arme Vdglcin nehmen,

Es würde dann sich seine Mutter grämen."

j Er hob es in das Nest. Die Mutter eilte
Vom nächsten Baum mit Hellem Gruß
herbei.

Das Vöglein unter ihrem Flügel weilte
Und hob den Kopf mit Zwitschern und
Geschrei.

Da, als ich jubelnd seine Freude theilte,
Nief's plötzlich mir, wo meine Mutter sei.
„Ach, Vater, sag', warum ich armer Knabe,
Nicht wie das Vöglein eine Mutter habe?"

Der Vater aber sah ihn mit ernsrem Blicke und überthauenden Augen an —

Und wie ein Seufzer klang es: „Armer Knabe,
Dir ruht die Mutter lange schon im Grabe!"

Dann nahm er ihn bei der Hand und führte ihn schweigend in sein Schlafgemach hinaus, wo dichtverschleiert drei Bilder hingen. Von einem nahm er den Vorhang ab, und der Knabe erkennt entzückt — die bleiche Frau.

.Weißt Du, mein Kind, warum Dir immer bange,
Siehst Du im Mondenlicht die bleiche Frau?
Die Mutter ist es, und in lichten Höhen
Dort werden wir sie ewig wiederschen."

Auch der Engel sollte für ihn kein Traumbild bleiben, sondern er nahm die Gestalt der lieblichen Gespielin an, die sich M ihm gesellte und ihm seine Kindheit verklärte.

Nord und Süd. I.,. ISO. L5
„Nicht fernvomHause blühte weißer Flieder,
Und auf dem Strauche saß ein Vögelein,
Das sang so helle, wunderbare Lieder
Von Blumenduft und goldnem Sonnen-
schein.

Und jeden Morgen kam der Sänger wieder
Und rief mich lockend in den Wald hinein,
Doch folgte ich, durchschnitt er schnell die
Räume

Und ließ sich nieder auf die nächsten Bäume.

Doch plötzlich war verstummt und auch entschwunden

Der kleine Sänger von dem nächsten Baum,
Und horchend stand ich, sinnend, wie um-
wunden

Nach dem Erwachen noch vom schönen
Traum,

Doch keine Töne, Sänge gaben Kunden
Von dem Entfloh'nen in dem weiten Raum;
Da schaut' ich traurig, ach mir war so bange
Auf nie betret'nem, waldesdunkelm Gange.

Der Wald nmlag, ein farbenreicher Hügel,
Den schönen See im grünen Blätterkranz,
Und aus krystallnem, wunderbarem Spiegel
Stieg auf sein Bild im lichten Wellentanz,
Und jenes große Thor mit gold'ncm Riegel,
Es winkte mir aus Abendrothes Glanz,
Doch wie ich's schimmern sah aus Seees
Tiefe.

War's mir, als ob mein lieber Engel rief.

Ich stand und sah und schaute immer wieder,
Nicht fassen könnt' ich dieses Wunderbild,
Ich sah die Wellen wallen auf und nieder
Und hörte wie im Traume freundlich mild
Die oft geahnten, langersetzten Lieder,

Die Jahre schwanden. Der Knabe reifte heran. Es kam die Abschiedsstunde mit dem Segenswunsche des Vaters, mit dem Abschiedsgruß der holden Jugendgespielin. Er stürmte voll Thatendrang in die Welt hinaus, doch „im Busen klangen die Töne, die von Gott und Engeln sangen." Als der Jüngling niederkehrt auf wohlbekannten Wegen zu dem fülln Vaterhause im Walde, auch vorüber an dem von Busch und Hügel umrahmten See und in den Garten eintritt, wo er mit der Gespielin Blumen pflückte und kränze flocht, da sieht er im Mondenscheine — „ein frisches Grab mit bleichem Leichensteine". Es mar das Grab seiner Jugendgespielin, seines schönsten iindertraums. Aber der Dichter steht nicht

Von ihnen war die Tiefe klangerfüllt.
Doch horch! Es rauschten noch des Wassers
Bogen,

Zwei weiße Schwäne kamen angezogen.

Und wieder hört' ich's rufen, leise tönen.
Ich schaute um, und ach, mein Engel stand.
Mein Engel neben mir, der meine Thränen
So lang gezählt; ein weißes Lichtgewand
Umgab die Glieder ihm, die himmlisch
schönen,

Und mit der kleinen, wunderzarten Hand
Warf in das Wasser er den SchwänenSpeise
Und lockte sie bei ihren Namen leise.

„Du, lieber Engel, kommst mir Grüße
bringen

Von Deinem Vater, von der bleichen Frau:
Doch ach, Dir fehlen ja die weihen

Schwingen,
Hinabzusinken in des Himmels Blau?" —
So schnell Gedanken in Gedanken ringen.
Doch in die Augen tritt mir süßer Thau,
Als wir jetzt Beide, bebend in Entzücken,
Uns lang und tief bis in die Seele blicken.

Das Mädchen strich zurück die blonden Locken
Sah bald' den Boden, bald den Knaben an,
Den Schwänen warf sie hin die weißen
Brocken

Und stand dann wieder lange da und sann:
Sie sprach und schwieg und fragte dann

mit Stocken; „Wie heißt Du?« - „Gustav". — „Ach
den Namen kann Ich schon behalten; Gustav, komm' zum
Garten,
Du sollst mir helfen meine Blumen warten."

klagend und zagend vor den Stätten der Vergänglichkeit. Er sieht aus dem Blütenftaube neuen Frühling erblühen, über Gräbern neues Leben sich entfalten und er rettet aus dem entfliehenden Jugendtraum ewige Wahrheit für das Leben. So konnte denn auch unser Dichter, der (i. 1.1836) dem Dichter von Chamisso sein Erstlingsmerk „Des Dichters Herz" widmete, noch dreiundzwanzig Jahre später (bei der dritten Auflage 1859) sagen:

„Ob auch das Leid mir bleichte Stirn und Wangen,
Tönt's doch im Herzen fort wie damals klar:
Drei Klänge sind durch's Leben mir geblieben:
Gott, reiner Sang und ewig junges Lieben!"

Mit seiner Dichtung „Des Dichters Herz" trat der Dichter aus dem Traumleben, dem er sich gern hingab, offenen Blickes und entschiedenen Willens in die wirkliche Welt. Ein Cyclus von Gedichten, den er im folgenden Jahre (1837) unter dem Titel „Erz und Marmor" herausgab, erscheint uns als ein Versuch, sich seinen Beruf vor sich selbst zu verklären und sich an den Gestalten des „eisernen Reiters" auf der langen Brücke, des frommen Königs mit dem eisernen Kreuze von 1813, 14 und 15 aufzurichten und über den Jammer einer nüchternen, prosaischen Zeit zu erheben; aber das kriegerische Rüstzeug wird zu schwer in der Hand des Dichters, der Gott und Liebe singt. H. Neumann hatte sich nicht aus Neigung für den kriegerischen Beruf entschieden. Nachdem er in Wesel die Geliebte des Herzens gefunden, nahm er, um seinen Wunsch nach Vereinigung mit ihr und nach Gründung eines eigenen Herdes verwirklichen zu können, seinen Abschied aus dem Militärdienst und trat zur Militärverwaltung über. Er erhielt 1840 eine Anstellung als Inspektor der Garnisonvermaltung in Düsseldorf.

Das rege geistige Leben in der rheinischen Künstlerstadt behagte dem Dichter sehr wohl. Im Hause des Directors der Malerakademie von Schadom war er ein gern gesehener Gast und trat in lebhaften Verkehr mit Düsseldorfer Künstlern, sowie anderen geistvollen Männern. In seinem Tagebuche finden sich interessante Urtheile über einige derselben. Achenbach erscheint ihm als der rechte Repräsentant des leichtlebigen, „immer beweglichen, vom Geiste des Rebenblutes durchdrungenen, jeden Kastengeist verachtenden Rheinländers." Bei Deger verehrt er den keuschen, gläubigen Sinn des frommen Künstlers, der die Apollinariskirche bei Remagen mit Freskengemälden schmückte. Wenig vortheilhaft, aber gewiß treffend ist das Bild, welches Neumann von dem zu derselben Zeit in Düsseldorf lebenden unglücklichen Dichter Grabbe entwirft, „jenem Paradiesvogel, der von der Krone eines blühenden Palmaumes durch die Hand des Schicksals in den Staub geschleudert wurde und der aus Eigensinn und Stolz sich selbst im deutschen Rhein die schillernden Fedem nicht rein waschen wollte."

„Es war im Jahre 1836," erzählt Neumann, „als ich in Folge eines sonderbaren Briefwechsels den Dichter kennen lernte. Von einer Reise zurückkehrend, suchte ich ihn an einein Nachmittage auf. Er wohnte in einer engen Gasse, ich stieg zwei Treppen empor, klopfte mehrmals an seine Thüre, und auf ein mattes Herein!" öffnete ich dieselbe und trat in das Zimmer. Mit einem Blicke war das kleine Gelaß zu übersehen, ein Bett, eine alte Kommode, ein Tisch und ein paar Stühle gaben das ganze Meublement ab, und außer einem staubigen Spiegel zeigten die Wände keinen Schmuck; ja selbst Vorhange fehlten an den Fenstern, obgleich diese schon vom Anstand verlangt werden mußten, weil man sonst von drüben das ganze Zimmer übersehen konnte. Grabbe lag im Bette; der einzige, rothgebeizte Tisch war dicht an das Bett gerückt und mit Papieren aller Art, einigen Büchern und Schreibmaterial wie geflissentlich unordentlich überhäuft. Am Fußende des Bettes stand ein Stuhl mit Kleidungsstücken, am Kopfende ein alter Schemel, besetzt mit Gläsern und Flaschen. Ich stellte mich Grabbe vor. Sein großes hellblaues Auge suchte den Blick zu siriren, schweifte aber unstät mehrere Minuten hin und her; er konnte vor Verlegenheit lange nicht zu einer zusammenhängenden Rede kommen, während ich, um ihm Zeit zu lassen, einen am Fenster stehenden Stuhl von staubigen Gegenständen befreite, ihn an den Tisch rückte und mich darauf niederließ.

„Hch bin auch Offizier gewesen und trage auch Uniform und Porteeöpö/ sagte er mit mehr Ernst, als mir für einen so bedeutenden Dichter würdig schien. „Die alte Schachtel, meine Aufwärterin, hat mir aber das Porteep^e gestohlen; wo nur der R bleibt! Ach, trinken Sie

einmal" — dabei holte er unter dem Schemel ein Glas mit zweifelhaften Inhalt hervor und, als er meine ablehnende Miene und Gebärde bemerkte, erwiderte er: „Es ist nicht Schnaps, hol' mich — —! ich will verdammt sein, wenn es nicht Bier ist/

„Die Schüchternheit verließ Grabbe nach und nach, und niit schöner Begeisterung sprach er von seinen projectirten Werken: Alexander' und Jesus'. Er entwickelte herrliche Gedanken und Ideen, aber die dabei gewählten Ausdrücke waren oft so geniein, daß ich unwillkürlich meinen Aerger darüber nicht verbergen konnte. Grabbe stellte sich zwar bescheiden, aber eine namenlose Eitelkeit war gerade sein Verderben. Er wollte in Allem außergewöhnlich genial sein, und deshalb wurde er unwahr und redete sich vor, nur Spaß oder, wie er zu sagen pflegte, Dummheiten zu machen. Es war kläglich, diesen herrlich begabten Geist unter der kleinlichen Gewalt des Egoismus sich krümmen und winden zu sehen; selten schüttelte er sie von sich ab, und dann erschien ein Heros sowohl in lyrischer als in epischer Schönheit.

„Trotz seiner unangenehmen Eigenschaften konnte man sich nicht einer tiefen dauernden Theilnahme für diesen unglücklichen Dichter erwehren; denn wenn er in dem Gespräche endlich — es sei mir erlaubt, so zu sagen — zur Vernunft kam, dann mar seine Begeisterung eine echte, die jeden Hörer herausrückte aus der Gewöhnlichkeit und ihn in den Kreis führte, der die wunderbarsten und höchsten Gedanken entwickelte. Leider dauerten diese Intermezzos nur Viertelstunden, dann schlug Grabbe seinem Geiste selbst ein Schnippchen, indem er über seine ‚Dummheit‘ lachte und zu der gewohnten gemeinen Redeweise zurückkehrte."

Wir muffen es uns versagen, hier noch die Urtheile Neumanns über andere damals in Düffeldorf lebende Schriftsteller und Dichter, wie Benedix, Freiligrath u. A., anzuführen. Eine tief und ernst angelegte Natur, fühlte sich Neumann durch den Umgang mit ihnen um so mehr zur stillen Einkehr in sich selbst angeregt, um die im Gespräche mit ihnen gewonnenen Wahrheiten in sich aufzunehmen, zu vertiefen und in anderer Gestalt wieder zur Erscheinung zu bringen. Aus dem Kreise der Freunde in die Stille seines Arbeitszimmers zurückgekehrt, beschäftigte sich Neumann mit den tiefsten Fragen, von Geburt und Tod, von Ewigkeit und Zeit, von Gott und Unsterblichkeit, und suchte an der Hand der Poesie Lösung für die Ncithsel des Lebens. Diesem Streben des Dichters verdanken eine Reihe von philosophisch-religiösen Dichtungen ihre Entstehung, die ihm in der Kritik vielfach den Namen des „Gottsuchers" verschafft haben, wie „das letzte Menschenpaar (1844), „Lazarus" (1858), „Die Atheisten" (1869), „Die Auferstehung" (1870) und das bisher nur im Manuscript vorhandene „Hohelied".

Unstreitig kannte unser Dichter den Ausspruch Lessings: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusätze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: ‚Wähle!‘ — ich fiele mit Demuth in seine Linke und sagte: ‚Vater, gieb, die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!‘" Es ist dem Menschen nicht gegeben, mit seinem Verstände die großen Räthsel des Lebens zu ergründen und durch die Wolken zur vollen Himmelsklarheit durchzudringen, aber auch:

„Hinter den Wolken den Himmel zu ahnen.
Heilige Täuschung, wie bist Dn so schön!" —

so schließt eine der Hymnen aus dem genannten Cyklus: „Das Hohelied"; und mir können unsere lebhafte und zum Theil sogar bewunderungsvolle Theilnahme dem Manne nicht versagen, der mit rastlosem Forschungseifer danach strebt, die Wahrheit aller Religionen oder vielmehr die Wahrheit über allen Religionen zu finden und poetisch zu gestalten. Aber die Zeit, in welcher diese Dichtungen erschienen — eine Zeit der politischen Währung und der flachen Freigeisterei auf religösem Gebiete —, mar ihnen nicht günstig. Man freute sich an den Nachklängen der Romantik, auch an manchem zarten Minneliede oder an den prickelnden Liedern des „jungen Deutschland"; aber man hatte wenig Neigung, sich in diese metaphysischreligiösen Dichtungen zu vertiesen. Und — mir gestehen es offen — auch wir hegen Zweifel, ob die Poesie das richtige Gebiet ist, um religiöse und philosophische Fragen zu erörtern, deren Lösung doch nur für Jeden eine subjective sein kann; — um so mehr subjectiv, je mehr bei den meisten Menschen die Gemüthsseite über die Verstandesseite vorwiegt.

Die genannten Dichtungen Neumanns haben aber neben den poetischen auch ein vhvchologisches Interesse, in so fern sie uns die Kämpfe einer edlen Dichterseele lebendig vor Augen führen. Eine besonders merkwürdige Dichtung ist in dieser Beziehung Neumanns „Lazarus", ein Cyklus von 188 Sonetten, in welchen der an einem schweren Nervenleiden erkrankte Dichter Trost und Befreiung suchte. Daß ihm aber seine reflectirenden religiösen Dichtungen solchen Trost nicht geben können, das hören wir aus diesen Sonetten selbst heraus. Da spricht er in einem Sonette (Nr. 149) mit feiner Ironie von dem zweifelhaften religiösen Trost, den der Pastor dem Kranken zusprechen will:

„ZumeinerFrau kam jüngst der Herr Pastor,
Rieb sich die Hände, schaute sehr bedächtig,
Und hielt dann den Sermon — 's war

wirklich prächtig. Recht nach der Stimmung für ein weiblich

Ohr.

Ja, rührend war es, wie er sie beschwor:
Doch nur auf Gott zu bauen, der allmächtig:
Und nicht auf's Kräuterweib, das nieder-
trächtig

Den Teufel sich zur Hilfe emserkor.

Heut kam die Frau Pastorin und begann: „Ach, Liebe, ach! mein Kind ist krank, eS kann

Kein Arzt mehr helfen, doch ich will es wagen, —
Ja, nach der Kräuterfrau wollt' ich Sie fragen."
„Was aber wird der Herr Pastor wohl sagen?"
„Der? — Lieber Gott, mich sendet ja mein Mann!"

In einem anderen Sonette (Nr. 75) ist der Dichter dagegen aufrichtig genug, zu bekennen: „Der beste Trost im Leiden ist der Glaube," und er schließt:

„Das arme Weib, das von dem Kreuz von Stein
Das Knie sich wund mischt, küßt des Heilands Füße
Und sieht die Mutter Gottes an, die süße —

Ihr wird im Leiden stets geholfen sein.
Und hier schon geht sie in den Himmel ein,
Indeß ich Zweifler ohne Hoffnung büße."

Jni Jahre 1841 war Neumann als Vorstand der Garnisonverwaltung nach Wetzlar, 1842 als Garnisonverwaltungs-Oberinspector nach Torgau versetzt morden. Der Tausch des schönen romantischen Nheinlandes mit der stillen Elbgegend wollte ihm wenig behagen. Er hatte seine Anstellung bei der Garnisonverwaltung überhaupt nur als Uebergang zu einer höheren Laufbahn betrachtet und mußte sich nun mit dem Gedanken vertraut machen, vielleicht zeitlebens in einer ihm wenig zusagenden Stellung zu verbleiben. Die Rücksicht auf seine zahlreiche Familie hinderte ihn, sein Amt aufzugeben und sich frei zu machen. Er fühlte sich gekränkt und zurückgesetzt. Dazu kam, daß der Erfolg seiner Dichtungen im Publikum seinen Erwartungen nicht entsprach. „Das ist das Loos des deutschen Dichters," ruft er in einem seiner Briefe, „sein gewisses Loos, je treuer er dem Ideale dient und die Verirrungen der Mode abweist und bekämpft!" Seine bittere Stimmung mochte wohl von Einfluß auf fein Dichten und auch auf sein politisches Verhalten in der nächsten Zeit sein.

Neumann lebte in tiefer Zurückgezogenheit, bis ihn die Bewegung des Jahres 1848 in ihrem Strom fortriß. Er wurde Leiter vieler Vereine in Torgau und hatte Aussicht, daselbst als Abgeordneter zur Nationalversammlung nach Berlin gewählt zu werden, erhielt jedoch von der Regierung den Befehl, sein bisher geführtes Amt in Torgau mit dem gleichen in Glatz zu vertauschen. Er nahm auch hier an der politischen Bewegung lebhaften Antheil, ward zum Abgeordneten gewählt und trat in die Partei Waldecks ein. Wir verzichten darauf, feine politische Thätigkeit in der preußischen Nationalversammlung zu versolgen. Seine Gegner rühmten seine Gerechtigkeit und wir zweifeln nicht daran, daß er die Richtschnur für sein politisches Verhalten allein aus seiner Vaterlandsliebe entnahm, wenn er auch das Wohl des Vaterlandes, die Freiheit und Einigkeit Deutschlands, auf einem anderen Wege anstrebte, als feine früheren Kameraden und viele seiner älteren Freunde.

Schon in seinem Epos „Jürgen Wullenweber" (Leipzig Z846) läßt sich der revolutionäre Geist erkennen, der einen Theil des Volkes ergriffen hatte und der bald darauf in der Bewegung des Jahres 1848 zum Ausbruche kam. In dichterischer Beziehung können wir diesem Epos einen höheren Werth nicht zuerkennen. Es scheint uns, als ob der Dichter das Interesse der Leser sür den Haupthelden der Dichtung, den kühnen und hochsinnigen Demagogen Wullenmeber, nicht genug fesselte und als ob ein Haupterforderniß des Epos der einheitliche Gang der Handlung nicht erfüllt märe, wie ja auch schon das in allen Gesängen wechselnde Versmaß die durchgehende Einheit stört. Das Hineintragen von politischen Zeittendenzen aber hindert den Dichter, große geschichtliche und kulturgeschichtliche Perspektiven — z. B. auf die großartige Vergangenheit Lübecks und auf die Blüthezeit der Hansa — zu eröffnen.

Ein anderes Epos „Kosciuszk", welches Neumann selbst für sein bestes erklärte, ein Klagelied für Polen und eine Verherrlichung seines volksthümlichen Helden, ist nur bruchstückweise in die Oessentlichkeit gelangt, da die Zeitverhältnisse die Veröffentlichung des Epos nicht gestatteten.

Des Dichters eigenthümliches Talent findet seinen vollkommensten Ausdruck in seinen erotischen Epen, vielleicht besser „Novellen in Versen" genannt, zu denen mir außer dem schon besprochenen „Des Dichters Herz" (Wesel 1836), „Nur Jehan" (2. Auflage, Breslau 1852). „Dinonhy (Leipzig 1865) und „Nordra" zählen. Wenn wir von der letztgenannten Dichtung absehen, die bisher leider nur Manuscript geblieben ist, so erscheint uns „Nur Jehan" nach Form und Inhalt als die vollendetste unter Neumanns Dichtungen. Es sei uns deshalb gestattet, hier auf dieselbe noch etwas näher einzugehen.

Der Schauplatz ist jene mit allen Reizen der Natur verschwenderisch ausgestattete Landschaft Indiens, in welche die Sagen vieler Völker das Paradies der Menschheit verlegen, das von den hohen, himmelanragenden Felsenmassen des Himalanagebirges umschlossene, von zahlreichen Flüssen und Seen bewässerte Thal von Kaschmir. Hier in dem beständig milden Klima gedeihen die köstlichsten Früchte, die Rosen blühen herrlicher, als irgendwo, und erfüllen die Luft mit ihrem Wohlgeruche:

„Von ew'gem Schnee bedeckt sind die
Höhen,

Tief unter ihnen zieht der Wolken Schar,
lind tiefer glänzen blanke Gletscherseen,
lInd tiefer rauscht der Tanne grünes Haar,
Bis durch den Teppich iipp'ger Gramincen
Aus Waldesnacht ein Wasser breit und
klar

Sich brausend gießet nieder zu dein Thale,
Wie Silberschaum zum goldenen Pokale.

Der Behut ist's, der seine heitern Wogen
Durch Sirinagurs helle Mauern rollt:
Ihn überspringen schlanke Brückenbogen,
Es spiegelt sich der Tempeldücher Gold
In seiner Fluth, von Barken bunt durch-
flogen.

Zu Markte führend, was die Erde zollt:

Ten vollsten Segen von der Frucht der Halme

Bis zu der Milch der süßen Kokospalme.

Schattige Baumgänge führen aus Kaschmir oder Sirinagur (d. i. Wohnung des Glücks) zu den großen, wunderbaren Seen herab, aus denen zahllose blühende Eilande, gleich grünen Schiffen, emporsteigen. Auf den Uferterrassen jenseits der Seen hat der Herrscher Indiens Jehangir den herrlichen Garten „Shaliinar" (d. i. Königsgarten) angelegt mit Quellen, Bächen, Grotten und mit einem bezaubernden Blick auf Berge, Thal und Seen. Diesen Sommersitz hat der Kaiser durch ein goldenes Band schwungvoller Brücken mit den Inseln zu einem wundervollen Gartenlabyrinth vereinigen lassen:

„Wo die Natur ciu Eden hingedichtet,
Hat Jehangir ein Paradies erdacht,

Daß, wenn ein Gott auf Erden wollte wohnen,

In Shalimar er würdig könnte throneil."

Aber alle Pracht der Rosengärten von Sirinagur und Shalimar vermag nicht solchen Reiz auf das Herz des Kaisers zu üben, wie auf einem der kleinsten Eilande des Sees die ärmliche Hütte, welche für ihn das kostbarste Kleinod, das höchste Wunder der Welt, birgt. Kumela ist's, das einfache Fruchthändlermädchen — „Melonen pflegt sie auf dem kleinen Lande und bietet sie geringen Preises dar" — für den Kaiser aber bedeutet sie die höchste Wonne, das Licht seines Lebens: „Nur Jehan" (d. i. das „Licht der Welt").

Wenn auf den weißen Felsenhäuptern die letzten Sonnenstrahlen goldig

verglühen und die Pracht der Rosengärten von Sirinagur in die Dämmerung zurücksinkt, dann trägt den Kaiser Jehangir sein Nachen hinüber nach jenem Eilande, mo Kumela seiner harrt und Nur Jehan, das Licht der Welt, ihm leuchtet. Aber nicht als Kaiser naht Jehangir der Geliebten; er will die freie Liebe Kumelas genießen, und dem Kaiser, dein Abbilde Jndras auf Erden, wird als solchem Liebe nie zu Theil. So kennt Kumela ihn nur als Taimador, als einen der Mannen des Kaisers, der mit ihm zur heißen India gezogen und nun mit ihm heimgekehrt nach Shalimar. So vergehen Jehangir die Nächte gleich holdem Traumglück und die fliehenden Tage in Sehnsucht nach dem Lichte seines Lebens, nach Nur Jehan.

Der Kaiser wünscht sein Traumbild zur Wahrheit sich gestalten zu sehen und Nur Jehan in seinen Palast nach Shalimar heimzuführen; denn nur für sie hat er Shalimar mit allem Glanz, den Indien bietet, geschmückt. Zuvor aber soll Kumelas Treue auf die Probe gestellt werden; denn dem Kaiser, dem nur Unterwürfigkeit begegnet, mo er freie Liebe begehrt, fehlt doch zu seinem vollkommenen Glücke der Glaube an die Liebe, das Vertrauen in die Treue des Weibes:

„Und könnt' ei» Frauenherz den Mann belügen.
So Miss', Kumela, auch Dein Herz kann trügen."

Ihm entgegnet Kumela die schönen Worte:

„Kennst Du die Zahl der unzählbaren
Sterne?

Sahst Du die Wunder in des Meeres
Blau«

Kannst Du Dich schwingen zu des Himmels
Ferne?

Herniedertraufeln mit der Nächte Thau

Denn wohnt die Wahrheit in dem Kreis
der Sterne,

Und schläft die Gottheit in des Meeres
Blau,

Und reicht die Hoffnung in des Himmels
Ferne,

Und träufelt Regen in der Nächte Thau,

Und niedersteigen zu dem Erdenkerne? !Und ruht ein Räthsel in dem Erdenkerne:

Dann liegt Dir offen auch das Hcrz der I So ruht ein Räthsel in der Brust der

Frau. Frau;

Doch kannst Dn's nicht erreichen und er- Doch fällt der Liebe Licht in's Hcrz der

schauen, Frauen,

So glaube nur dem holden Wort der Kannst Du die Wunder aller Welt cr

Frauen.! schauen."

In den Gärten des Kaisers, in Shalimar wird mit besonderer Pracht das Rosenfest gefeiert. Wie unter all den Blumen Kaschmirs der tausendblättrigen Rose der Preis der Schönheit gebührt, so will Jehangir bei dem Rosenfeste unter den Frauen Indiens diejenige küren, die seinem Traumbilde Nur Jehan gleicht. Die soll es sein, welcher der Kaiser, umgeben von dem Kranze der schönsten Frauen, der edelsten Fürstinnen Indiens, von seinem Throne hcrab die goldene Rose, das Pfand seiner Liebe, in den Schooß wirft:

„Denn wie dies Weib an Schönheit ohne Gleichen
Soll auch ihr Herz an Treue keinem weichen."

Kumela treibt ein brennendes Verlangen, dem Feste — sei es auch nur aus der Ferne — zuzuschauen und selbst die herrlichste der Frauen zu erblicken, die der Kaiser auf seinen Thron erhebt. Sie theilt ihren Wunsch dem Geliebten mit. Taimador giebt mit scheinbarem Widerstreben seine Einwilligung und geleitet Kumela bis zu einer verborgenen Grotte; hier läßt er das zitternde Mädchen allein, die mit beklommenem Herzen alle die überirdische Pracht der Rosengärten von Shalimar bis nach dem Sonnenthrone des Kaisers hin staunend überschaut.

„Reich schmücken mit hell schimmerndem
Gefieder

Des Paradieses Vögel rings den Hain,
In goldnen Ringen wiegen auf und nie-
der

Fasanen sich und bunte Papagei'n.
Ein schlankes Reh kommt hier zur Herde
wieder.

Ein stolzer Hirsch fleucht einsam dort
allein,

Und ruhig durch die goldnen Gitterstangen
Schaut ernst der Lowe in des Festes
Prangen.

Hoch drüber leuchten Kuppeln, Thurm' und Zinnen,
Zahllose Blumen auf der Erde glüh'n;
Das Wasser will als Wasser nicht mehr rinnen,
Als Silber muß es durch den Garten flieh'„,

Und jede Farbe will heut' recht ge-
winnen.

Doch über alle darf die Rose blüh'„,,
Die weiße bald, wie Schnee im Sonnen-
lichte,

Die rothc bald, wie Liebe im Gedichte."

Kumela sieht die reizenden Fürstinnen um den Thron sich scharen, sie sieht den Kaiser den Thron besteigen, im reich von Diamanten strahlenden Gewände, die Krone auf dem Haupte, — wie, sah sie ihn schon zuvor? — Doch nein, es ist ja Jehangir, das Ebenbild Jndras, des Gottes der Welten!

Noch wallt der Schleier um die Frauen-
blüthen,

Noch blitzt die Rose in des Kaisers Hand,
Die goldene, an der Rubinen glühten,
Und deren Blätter Perlcnthan umwand.
Sie ist's, um die die Holdesten sich
mühten.

Der Schönheit und der Kaiserliebe Pfand!
Die ist erwählt, die trägt die reichste
Krone,

In deren Schoosz sie fällt vom Kaiser-
throne.

Der Herrscher winkt, und Flötentöne
wallen

Aus weiter Ferne schmeichlerisch und leis;
Sie rufen sauft, und alle Schleier fallen,
Und Staunen rauschet durch den weiten
Kreis.

Wohl wählt der Blick die schönste unter allen,

Und wieder neu den höchsten Preis ertheilen.
Wohl unter Blumen magst Du sicher wählen,

Denn Kön'gin bleibt die Rose immerdar:
Und unter Sternen kann sich nicht ver-
hehlen

Der Venus Licht, so unbeschreiblich klar;
Und wolltest Du zu Diamanten zählen
Die Frauen hier so reich und wunderbar, —
Und wärst ein Kenner Dn von allen
Steinen,

Gleich kostbar würde jede Dir erscheinen.

Denn mußte Paris selbst so lange sinnen.
Den goldnen Apfel zögernd in der Hand,
Der nur zu wählen unter drei Göttinnen,
Und doch verlockt nur der ihn zuerkannt,
Die klug wie keine wußte zu gewinnen
Des Knaben Herz und so das theure Pfand —
Wer könnte da dem trunkenen Auge trauen.
Wählt's unter hundert göttlich schönen Frauen!

Jehangir hat seine Wahl getroffen, er hebt die goldene Rose und schleudert sie. Sie klingt durch die Lüfte und fällt — so weit,

So weit vom Kreis der reizenden Fürstinnen;
Ein ander Weib muß solchen Preis gewinnen!

Am goldnen Gitter bleibt die Rose hangen.
Durch daS Kumela nach dem Feste späht;
Doch wagt sie wohl, das Pfand herabzu-
langen,

Das nur der Zufall ihr hat zugeweht?
Sie sieht den Preis vor ihren Augen
hangen,

Es fühlt ihr Herz sich wunderbar erhöht,
Und folgend dem nur, was sie heiß durch-
glühte,

Hebt sie die Hand und pflückt die goldne
Blüthe.

Die Menge sieht's und weiß es nicht zu
fassen.

Wer war es, der die Rose dort entwand?
Nicht Giner will es ungeahndet lasten.
Ein Jeder retten das geraubte Pfand.
Schon öffnen sich des Kreises bunte Gaffen,
Denn selbst der Kaiser scheint von Zorn
entbrannt;

Er steigt vom Thron, und nach der Grotte
eilet

Er durch die Menge, die sich staunend theilt.

Kumela trat leuchtend hervor aus der dunkeln Grotte, die blinkende Kaiserrose an der Brust:

„Zurückgebeugt, die Arme sanft erhoben.
Abwehrend mit den Händen, was sich naht, —
So stand sie regungslos, den Blick nach oben,
Wer wußte, ob sie drohte, ob sie bat!"

Das Volk bricht bei ihrem Anblick in lautes Jauchzen aus:

„Denn Wahrheit ist geworden, was im Spotte
Ein Jeder noch belächelt kurz zuvor:
Das Licht der Welt, Nur Jehan, ist erschienen,
Und Alle knien, der Kaiserin zu dienen."

Kumela aber flieht vor den neuen Glücken und vor den Tritten des Kaisers, der ihr folgt; sie flieht aus den Rosengärten von Shalimar durch Flur und Bergesmatten und birgt sich endlich in den Schatten der Felsenmildnifz.

Der Kaiserbote, der ihr folgt und sie findet, ist Taimador selber. Ihm wirft Kumela von ihrem Felsenthron jetzt die goldene Rose, das Pfand der Liebe Jehangirs, entgegen und ruft ihm zu:

«Nicht was im Fels geboren,
Nicht, was vom Flutenschoße wird gehegt.
Auch nicht die Macht, die sie hinaufbeschworen,
Die eine Welt in ihre Schale legt —
Taimador nur ist dazu auserkoren,
Weil er das weichste Herz im Busen trägt:
Der einz'ge Preis, für den Kumelas Leben
Im Tausch der Liebe willig sich ergeben!"

Dann eilt sie zum Ufer des Sees, löst den Nachen und führt mit raschen Ruderschlägen Taimador nach ihrem Inselland hinüber. Taimador sprach:

„Weißt Du, o Mädchen, daß anfallen Wegen
Der Kaiser spüret seinem Lichte nach?
Denn seine Welt will er zu Füßen legen.
Nur Jehan, Dir, Du riefst die Liebe wach
In seiner Brust; drum ob Du arm geboren,
Zur Kaiserin bist Du allein erkoren!"

„Ein hohes Wunder Hab' ich Dir erschlossen,"
Erhob Kumela ihr erregtes Wort,
„Und Schalimars gedenk' ich fast verdrossen;
Was ist des Kaisers eitles Prangen dort!
Verschwunden ist es rasch, was schwer ent-
sprossen.

Doch dieser Bau lebt durch die Zeiten fort,
Und nur wenn alle Festen donnernd beben,
Stürzt er zusammen mit dem Weltenleben.

In diesen ungeheuren Räumen beugt
Der Sklave selbst sich vor dem Herren nicht,

Denn an den rics'gen Marmorsäulen steigt
Stolz sein Gedanke zu dem Sonnenlicht:
Hier wo das kleine Menschenleben schweigt
Und Undra nur aus dunklen Höhlen spricht.
Hier steigt der Letzte zu dem Höchsten wieder.
Der Höchste aber zu dem Letzten nieder.

Drum wünschte ich, mein armer Nachen trüge
Ten Kaiser Jehangir und all' fein Glück:
Hier sagt' ich ihm, daß seine Hoheit Lüge,
Sagt' ihm mit stolzem Wort und stolzem

Ich gern' verlach' sein glänzendes Geschick;
 Und wenn zum schönsten Weib er

mich erkoreu. Er an dem treusten seine Lieb verloren."

Dies ist in allgemeinen Zügen der Inhalt der drei ersten Gesänge von Neumanns „Nur Jehan“. Wir dürfen es leicht der Phantasie des Lesers überlassen, sich den vierten und letzten Gesang hinzuzudichten, falls er es nicht vorzieht, in der reizenden Märchendichtung selbst nachzulesen, wie Kumela, nachdem sie jede Prüfung ihrer Treue bestanden, von Taimador, der sie scheinbar verrathen hat, eingeholt und in prächtigem Aufzuge nach Sirinagur geleitet wird, um hier von dem Geliebten auf den Kaiserthron erhoben zu werden.

„Der Kaiser hat das Licht der Welt gefunden,
Nur Jehan ist mit Jehangir verbunden!" —

Man hat die genannten vier erotischen Epen als eine Verherrlichung der Liebe in ihren verschiedenen Strahlenbrechungen charakterisiert: der Liebe des Kindes („des Dichters Herz“), des Jünglings („Nur Jehan“), des Mannes („Dinonhy“) und des Greises („Nordra“). Daß eine solche theoretische Kategorisierung nicht ganz zutreffend ist, das geht wohl schon aus

der obigen Darstellung hervor. Wir sehen nicht ein, inwiefern es gerade der Liebe des Jünglings entsprechen soll, die Treue des geliebten Weibes so schweren Prüfungen zu unterwerfen. „Nur Jehan“ scheint uns vielmehr als eine Verherrlichung der über allen Zweifel erhabenen, in allen Prüfungen bewährten Treue des von reiner Liebe beseelten Weibes.

„Nordra“ gewinnt noch einen besonderen Reiz dadurch, daß der Dichter uns hier in die bis jetzt in der Poesie noch wenig geschilderte Wunderwelt Islands einführt und die kalte nordische Landschaft mit dem gleichen wunderbaren Farbenreichtum ausstattet, wie in „Nur Jehan“ die Rosengärten Kaschmirs. Möchte doch auch diese treffliche Dichtung, die uns bei der Durchsicht des Manuskriptes mächtig ergriffen hat, durch den Druck bald einem größeren Publikum zugänglich werden!

Die letztgenannten Dichtungen Neumanns entstanden schon unter dem Drucke schwerer körperlicher Leiden. Bereits im Jahre 1850 erkrankte er in Glatz, und drei Jahre später bald nach seiner Versetzung nach Neisse noch einmal und zwar fast tödtlich. Der schon obengenannte Sonetten-Cyclus „Lazarus“, welcher um diese Zeit entstand, erscheint als ein Versuch des Dichters, sich durch die Poesie über sein Leid zu erheben. Er erregt unsere Bewunderung in einem um so höheren Grade, wenn wir bedenken, daß der Dichter unter den entsetzlichsten Schmerzen der Kopfnerven nicht müde ward, tiefe und edle Gedanken in kunstvollen Formen zu gestalten. Im Jahre 1860 ward dem Dichter, der übrigens für einen tüchtigen Beamten galt, eine Anerkennung der Negierung durch die Ernennung zum GarnisonverwaltungsDirector und die Verleihung des Rothen Adlerordens.

Im Jahre 1866 zogen drei seiner Söhne mit in's Feld, und 1870 starb ein hoffnungsvoller und begabter Sohn den Tod für das Vaterland. Der Schmerz über diesen Verlust beugte den Vater tief nieder. Die „Herzenslieder" (Leipzig 1870) gehören zu den letzten Werken, welche Hermann Kunibert Neumann der Oeffentlichkeit übergab. Der warme Gemüthston, welcher in den meisten dieser Lieder anklingt, giebt ihnen einen besonderen Werth. Nur eine kurze Probe daraus sei hier angeführt.

Eine schmerzhaftes Nervenkrankheit fesselte den Dichter nach dem Kriege 1870 fünf Monate lang an das Krankenlager, und die wahre Lebenskraft kehrte seitdem nie wieder. Am 8. November 1875 endete ein sanfter Tod seine jahrelangen Leiden.

Freude und Schmerz.

Zwei Kammern hat das Herz,
Drin wohnen

Die Freude und der Schmerz.

Wacht Freude in der einen,

Dann schlummert

Der Schmerz still in der seinen.

O Freude, habe Acht!
Sprich leise,

Daß nicht der Schmerz erwacht!

Vier Jahre darauf gegen 7 Uhr Abends bewegte sich ein langer Zug von Fackelträgern nach dem Garnisonkirchhofe in Neisse und scharte sich dort um ein Grab, auf dem ein verhülltes Denkmal sich erhob. Tiefe Schatten lagen über dem einsamen Friedhofe. Herbstnebel wogten auf und ab, da erklang der feierliche Chorgesang:

Stumm schläft der Sänger, dessen Ohr
Gelauscht dereinst an andrer Welten Thor:
Ein naher Waldstrom brauste sein Gesang
Und säuselt auch wie ferner Quellen Klang.

Du schlummerst stille, schlummerst leicht,
Wenn über Dich der Sturm und Zephyr streicht:
Der Sturm, der Dir den Schlachtgesang durchdröhnt,
Der Hauch, der sanft im frommen Liede tönt.

Während des Gesanges siel die Hülle, und von dunkelgrauer Marmorsäule blickte der in Relieifarbeit ausgeführte edle Kopf des verstorbenen Dichters Hennann Kunibert Neumann, beleuchtet von Fackelschein und aufzuckenden Flammen, ernst hinein in die bewegte Versammlung. Ein Nachtschmetterling flog in den Lichtkreis und setzte sich auf den langmallenden Bart des Dichters, — das Sinnbild der Unsterblichkeit.

Möchte der verstorbene, leider halb vergessene Dichter noch in seinen Werken eine Auferstehung feiern, und möchte unser Volk sich freudig und dankbar erheben an dem Schaffen eines Dichters, der sein Leben hindurch seinem Ideale treu geblieben:

„Drei Klänge sind durch's Leben ihm geblieben,
Gott, reiner Saug und ewig junges Lieben!"

Eine Idylle während der Belagerung.

von

— Paris. —

(Schuß,)

XII.

on jenen: Tage an gaben sich Eugenie und Gabriel wieder ganz ihrer Liebe hin, welche die Trennung nur gesteigert hatte. Wie früher, fanden sie sich allabendlich gemüthlich zusammen. Gabriel las vor, oder sie plauderten miteinander; und stockte das Gespräch, oder trat vorübergehend vollständige Stille ein, nur unterbrochen von der rhythmischen Bewegung der auf und niedergehenden Nadeln, so tauschten sie zärtliche Blicke. Wenn ihr Mann, der seinen Dienst als Nationalgardist mit wahrem Feuereifer versah, auf Vorposten stand, so gestattete Eugenie, daß Gabriel sie nach Haus begleitete. Sie liefen keine Gefahr, auf diesen abgelegenen, düsteren Boulevards erkannt zu werden, wo sparsam vertheilte Oellampen die lichtfunkelnden, in endlosen Reihen sich hinziehenden Gaskandelaber ersetzt hatten. In dieser einsamen, finsternen Gegend erzählte die junge Frau ihrem Freunde, während sie, auf seinen Arm gelehnt, langsam an seiner Seite wandelte, was sie in letzter Zeit alles erduldet habe, und wie sie verlassenere und einsamere denn je sei, seit Clement, der keine Arbeit mehr hatte, ganz und gar in Krieg und Politik aufgegangen war. Sie klagte Gabriel, er schlafe in ihrer Wohnung nur noch in den Nächten, wo sein Bataillon keinen Dienst hätte; ein Trunkenbold sei er geworden, roh und zu Gewaltthätigkeiten geneigt, und sie stünde jedesmal eine wahre Todesangst aus, wenn er aus einer Klubsitzung oder von einer Offiziersmahl berauscht nach Hause käme, fluchend auf die Verräther und Bourgeois los

^) Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Emil Burg er.

donnere und in einem Athem den Durchbruch durch die feindlichen Linien und die Abschaffung des Capitals, die Vernichtung der Preußen und die Herrschaft der Sozialisten fordere. Auf Gabriels Drängen und Fragen räumte sie auch ein, daß sie sich tief unglücklich gefühlt habe, als er sich so lange nicht hatte sehen lassen, und daß ihr Herz der Verzweiflung nahe gewesen sei bei dem Gedanken, er sei unbeständig und flatterhaft. Und überwältigt von dem Uebermaß ihrer Gefühle, schwuren sie sich Treue bis zum Tode. Ihr herbes Geschick beklagend, suchten und fanden sie Trost in den leidenschaftlichsten Liebkosungen. Süß war ihr Kuß, von Thränen benetzt, und so stürmisch ihre Umarmung, daß sie ihnen den Athem raubte, während der Nachtwind den dumpfen Kanonendonner der Forts und manchmal auch das Knattern des Gewehrfeuers der Vorposten über ihre Häupter dahintrug.

In ihrer Schüchternheit und Naivetät sei es den Liebenden gar nicht ein, eine vollständigere Befriedigung ihrer Liebe zu suchen, ja, nicht einmal der bloße Wunsch regte sich in ihnen! Küsse und Worte genügten zu ihrer Seligkeit. Und doch wäre Eugenie Gabriel gegenüber widerstandslos gewesen, hätten die Umstände diesem gestattet, seinem Verlangen Ausdruck zu geben. Aber Frau Henry ließ sie nie allein, und sie selbst wären unfähig gewesen, in bewußter Weise vorzugehen und ein Plätzchen aussindig zu machen, wo sie ihre heimatlose Idylle hätten bergen können. Sie beschränkten sich jetzt auf einen fast allabendlich stattfindenden Spaziergang bei düsterer Beleuchtung und unter den grausenerregenden Umständen, wie sie in den Nächten zur Zeit der Belagerung natürlich waren.

So gingen für sie jene entsetzlichen Monate November und December vorüber, während deren die unglückliche Stadt alles Unheil des Krieges über sich hereinbrechen sah. Aber was kümmerte sie Hunger und Durst, was fragten sie darnach, ob Elend, Entbehrung und Angst um sie herrschten? Sie liebten sich, und dies Eine genügte, sie über alles Menschenleid zu erheben. Was kümmerten sie Schlachten, Aufstände und Empörungen Die Liebe schließ! sich ab und steht auf einsanier Höh', erhaben über den Thorheiten der Menschen. Kaum daß sie einen Blick hatten für die unheilvollen Ereignisse, die sich in ihrer Umgebung abspielten. Gabriel fragte viel darnach, ob am 31. October Trochu oder Blanqui zur Negierung kam, denn am Abend vorher hatte er seine Geliebte wiedergefunden; und als später die Schlachten in schneller Aufeinanderfolge geschlagen wurden, so trieb sein Gedächtnis; mit ihnen ein geradezu verbrecherisches Spiel, denn alle diese blutigen Daten erinnerten ihn nur an ein zärtliches, bezauberndes Wort, das sie ihm an jenem Tage gesagt, an einen süßen, leidenschaftlichen >uß, den er ihr geraubt hatte.

Eines Abends, in der letzten Hälfte des December, waren sie auch bei Frau Henry, als sie diese für den nächsten Tag zu einem Diner einlud und ihnen mittheilte, ihr im Vorpostendienst thätiger Vetter Robert habe einen vierundzwanzigstündigen Urlaub erhalten und werde eine von den letzten Gänseleberpasteten mitbringen, die in Paris noch aufzutreiben gewesen wären.

Ein flehender Blick Gabriels, der in dieser Einladung nur eine Gelegenheit sah, einige Augenblicke länger bei seiner Angebeteten zu verweilen, bestimmte Eugenie anzunehmen, und am nächsten Abend kamen beide Liebenden zur bestimmten Stunde an.

Es war dies einer der glücklichsten Abende ihres Lebens.

Das kleine Zimmer hatte ein festliches Aussehen. Ein mächtiges Holzfeuer, in jenen Tagen ein seltener Luxus, flammte in, Kamin. Lampe und Kerzen brannten hell und warfen ihren Glanz auf das blüthenreine Tischtuch. Die schlanke Brünette, welche über ihren: schönsten seidenen Kleide eine mit Stecknadeln befestigte Küchenschürze trug, bearbeitete Teller und Gläser mit wahrem Feuereifer, und Eugenie, angesteckt durch die heitere Laune ihrer Freundin, war ihr beim Tischdecken behülflich.

Der Mobilgarden-Lieutenant ließ auch nicht lange auf sich warten. Er erschien in kriegsmäßiger Ausrüstung und trug hohe, rohlederne Stiefeln; an der Seite des Mantels war der Griff eines Offiziersäbels sichtbar, und unter dem Arm barg er die köstliche Pastete in einer dreifachen Einwicklung von grauem Papier.

Sofort setzte sich Alles in schönster Stimmung zu Tisch. Der vertraute Verkehr der Liebenden, die bei alledem die größte Zurückhaltung bewahrten, hatten den anfänglichen Verdacht des sogenannten Cousins beseitigt, und Herzlichkeit und Frohsinn würzten das Mahl während seiner ganzen Dauer. Wohl empfand Gabriel ein Gefühl des Neides, wenn er seinen gemeinen Soldatenrock und feine bescheidene Stellung als städtischer Nationalgardist mit der eleganten Uniform und den kriegerischen Phrasen des Offiziers verglich. Einmal sogar, als der schöne Robert Eugenien einige fade Comvlimente machte, marterten alle Qualen der Eifersucht sein unnrhniges Herz und er sann auf Mord und Todsschlag, aber alles in allem genommen waren sie urvergnügt, und nachdem sie die gewissenhaftesten Ausgrabungen im Innern der Pastete vorgenommen und eine Unzahl patriotischer Toaste ausgebracht hatten, trennten sie sich als die besten Freunde von der Welt.

Die Nacht war kalt aber sternenhell, und Gabriel begleitete Eugenie nach Haus. Ihre Unterhaltung unter den alten Bäumen des Boulevard d'Italie mußte wohl an jenem Abend sehr zärtlich gewesen sein, und himmlisch süß der Abschiedskuß; denn Gabriel wollte nicht gleich nach Hause gehen. Aufgeregt durch den so froh verlebten Abend und, mir müssen es leider zugestehen — schwach sind und bleiben nun einmal die armen Menschenkinder — wohl auch aufgeheitert durch das reiche Mahl und die genossenen Getränke, begab er sich in das Caf>" des Quartier Latin, wo Cazaban, umgeben von einem Kreise lärmender, überspannter

Ncid und Eüd. I,›. 26

Südfranzosen allabendlich die Regierung des gemeinsten Verraths anklagte und die durchgreifendsten Maßregeln gegen den Feind forderte.

Zum allgemeinen Erstaunen machte sich Gabriel, der als schüchtern und gemähigt galt, an jenem Abend durch seine Leidenschaftlichkeit und seine Begeisterung bemerkbar. Er gab einen Punsch zum Besten, hielt eine reine Brandrede und trank auf die Ausrottung der Feinde des Vaterlandes; und Morgens, lange nachdem das Local geschlossen mar, ging er noch am Quai Saint-Michel, am Anne Cazabans spazieren, welcher ihm mit Aufbietung seiner ganzen Beredsamkeit die vorzüglichen Eigenschaften des Dynamits und des Pikrinsäuren Kali anpries.

XIII.

Am 4. Januar gegen zwei Uhr Nachmittags begann das Bombardement, mit dem die Preußen der Stadt Paris schon längst gedroht hatten, und eine ihrer ersten Granaten schlug an der Ecke der Rue Saint-Jacques und der Rue des Feuillantines ein.

Die Nachricht war bald im ganzen Viertel bekannt, wo sie — zur Ehre der Bewohner sei es gesagt — viel mehr Unwillen als Schrecken erregte, und so gelangte sie auch zu Frau Fontaines Kenntniß, welche sie Gabriel mittheilte, als er zum Essen nach Hause kam.

Der junge Mann war, wie wohl fast alle Pariser, gegen die Schrecken der Belagerung gefeit und an Gefahr gewöhnt, und so aß er denn in Gesellschaft seiner Mutter, ohne sich weiter um diesen neuen Kriegsgreuel zu bekümmern, seine magere Portion Pferdefleisch nebst einigen eingemachten Früchten. Dann ging er fort und richtete, wie ihm das wieder zur lieben täglichen Gewohnheit geworden war, seine Schritte nach Frau Henrys Hause.

Aber als er an jenem Abend in das einsame Viertel kam, machten die verödeten Straßen und die undurchdringliche Finsternis; einen geradezu schauerlichen Eindruck auf ihn. Bismeilen vernahm er über seinem Kopfe ein seltsames allmählich immer stärker werdendes Geräusch, dem Schwirren eines riesengroßen Insekts vergleichbar. Mit rasender Geschicklichkeit fauste das Ungeheuer durch die Luft, um eine Secunde später mit lautem Krach in der Ferne zu zerspringen. Es waren dies die niederfallenden Granaten. Er drückte sich dicht an den Hausmänden entlang, wobei sein Fuß oft im Schmutze ausglitt. Denn die schmale, finstere Straße Saint-Jacques mar nur durch die rauchenden Lampen einiger noch offener Läden erleuchtet. Alle Augenblicke richtete sich sein Auge zum pechschwarzen Himmelsraume empor, durch den die unsichtbaren Geschosse brausten. Allmählich wurden düstere Gedanken in seiner Seele wach. Tod und Verderben umringten ihn, und zu den: Allem kam noch seine unglückliche, schuldvolle Liebe. Tiefe Verzweiflung erfaßte sein Herz, und zum erstenmal schlng es nicht höher, als sein Auge Licht an den? trauten Fenster erblickte.

Bedächtigen Schritts stieg er die alte Treppe hinauf und klingelte. Da jedoch der Schlüssel steckte, so wartete er nicht, bis geöffnet wurde, sondern trat ohne Weiteres ein.

Das Zimmer war ungeheizt, die Lampe nicht angezündet, nur ein Lichtstumpf brannte auf dem Kamin, an dem Eugenie einsam saß. Sie hatte ihren Mantel und ihre Winterkapotte nicht erst angelegt, und hielt ihr Arbeitstäschchen in der Hand, als ob sie gerade fortgehen wollte.

„Ich habe auf Sie gewartet," sagte sie mit unsicherer Stimme zu Gabriel, der ganz erstaunt dastand, „denn ich wollte nicht, daß Sie heut Abend umsonst kämen. Frau Henry ist eben fort, sie hat zu große Angst vor den Bombardement und sucht ein Unterkommen bei ihren Verwandten in La Chapelle. Da ich Niemand in Paris kenne, bei dem ich eine Zuflucht finden könnte, und daher in unserem Viertel wohnen bleibe, so hat sie mir ihren Schlüssel dagelassen, damit ich zwei Wohnungen hätte im Fall eines Unglücks. Sie wußten doch aber von nichts, und da bin ich auf einen Augenblick hierhergekommen — denn ich dachte mir, es könnte Sie betrüben, wenn Sie Niemand hier anträfen.

„Wie gut Sie sind!" antwortete Gabriel gerührt.

Und er nahm einen niedrigen Stuhl und setzte sich zu Eugeniens Füßen.

„Aber ich muß bald wieder fort," sagte die junge Frau zögernd. „Mein Mann hat keinen Dienst; er ist zu Hause geblieben, und ich habe ihm gesagt, ich ginge nur auf einen Augenblick aus."

„Wie ... auf der Stelle?" sagte Gabriel, ihre Hände erfassend und sie mit sanftem Drucke festhaltend.

Zum ersten Mal waren sie in diesem Zimmer allein. Ein eigenthumliches Gefühl der Aufregung, halb Liebessehnen, halb Angst, hatte sich ihrer bemächtigt.

„Bleiben Sie nur eine einzige Secunde!" flehte Gabriel. „Ich Hab' ja kaum Zeit gehabt, Sie einmal ordentlich anzusehen . . . und ich hätte Ihnen doch so Vieles zu sagen . . . Was werden Sie denn während dieses schrecklichen Bombardements anfangen?"

„Ich weiß nicht, Clement hat seine Matrasen in den Keller geschafft. Er sagt, Tod sei besser als Capitulation . . . Aber mag's kommen, wie's will ... mir geht's zu schlecht! ... Ich kann Ihnen sagen: augenblicklich wäre mir der Tod ganz gleichgültig."

„Es ist doch gar nicht hübsch von Ihnen, daß Sie so reden . . . Lieben Sie mich denn gar nicht? Was sollte wohl aus mir werden, wenn ich Sie nicht mehr hätte?"

Eugenie senkte traurig das Köpfchen und erwiderte nichts. Gabriel hielt sie fest mit seinen Annen umschlungen, sein Blick ruhte liebend auf ihr, in seinen Augen standen Thränen.

„Lassen Sie mich!" sagte sie und suchte sich loszumachen . . . „lassen Sie mich! ... ich habe Angst. . . Noch nie sind wir so allein gewesen wie heut. Was wir hier thun, ist nicht recht."

Der junge Mann gehorchte zwar, aber schluchzend behielt er die Hände der Geliebten in den seinen und bedeckte sie unaufhörlich mit Liebkosungen.

Sie konnte nicht anders, sie gab ihm ihre sieberheißen Händchen hin. Sie besaß die Kraft nicht mehr, aufzustehen und fortzugehen. Eine süße Betäubung behielt sie gefangen; vergebens suchte sie sich aufzuraffen, immer wieder drang der elektrische Strom der Liebe von den Fingerspitzen zum Herzen empor und lähmte ihren Willen. Auch Gabriel mar seiner Sinne nicht niehr mächtig; an Eugeniens Knie geschmiegt, küßte er fortwährend ihre Hände.

Das Zimmer war eiskalt — und doch, wie heiß wallte das Blut in ihren Adern! Stille herrschte ringsum. Draußen hörte man in der Ferne das dumpfe Krachen der platzenden Granaten, welche unaufhörlich auf die Stadt niederhagelten. Das Licht mar ganz niedergebrannt, ohne daß sie darauf geachtet hatten; der Docht lag am Rande des Leuchters und flackerte vor dem Erlöschen noch einmal hoch auf.'

„Nein, wahrhaftig, unser Leid ist nicht mehr zu ertragen!" rief Gabriel aus, „und wenn das Schicksal Erbarmen mit uns hätte, so würde seine Hand eine jener Granaten auf unser Haus schleudern, um uns zu zerschmettern."

In demselben Augenblicke hörten sie ein entsetzliches Krachen, die Fensterscheiben zersprangen und sielen klirrend zur Erde, das Gebäude wankte in seinen Festen. Ein ungeheues Geschoß war auf dem Straßenpflaster geplatzt. Das Licht verlosch gänzlich.

Angst und Entsetzen trieben diesmal Eugenie in Gabriels Anne. Sie waren allein, von dichter Dunkelheit umgeben; sich fest umschlungen haltend, Mund auf Mund gepreßt, ihren Athem vermählend, tauschten sie leidenschaftliche Küsse, und unterdessen ergoß sich ein dichter Eisen- und Feuerregen, der voin Schicksal wie zum Hohn dazu ausersehen war, zwei Liebende zu vereinen, wolkenbruchartig über die niedergeschmetterte Stadt. Mit furchtbarer Gewalt zermalnte er Dächer und Mauern, gab armen Verwundeten in ihren Betten im Val-de-Gr«ce den letzten Rest und tödtete kleine Kinder in der Wiege . . .

Als Gabriel zwei Stunden nachher in gehobener Stimmung und noch ganz außer sich vor Wonne und Entzücken auf den Quai Saint-Michel zurückkehrte, fand er seine Mutter am einsamen Kamin vor einem Stuhle knieend. Langsam und andachtsvoll ließ sie die Kügelchen des Rosenkranzes durch ihre Finger gleiten und murmelte dazu leise Gebete.

„Aber liebe Mama!" rief ihr Gabriel ganz erstaunt zu, „noch nicht zu Bett... um 11 Uhr? Warum betest Du noch zu so später Stunde?"

„Und Du kannst noch fragen?" antwortete ihm Frau Fontaine auf

stehend, und ihre Stimme nahm dabei einen fast strengen Klang an. „Hörst Du nicht das Krachen der Granaten? Ich bete für alle Diejenigen, welche in dieser grauvollen Nacht sterben werden; ich bete für die armen alten Mütter wie ich, welche morgen den Tod eines Kindes beweinen werden!"

Gabriel sagte nichts; er küßte seine Mutter und eilte schnell ans sein Zimmer, voll Entsetzen über ein Glück, das jedes Mitgefühl für das Leid Anderer so ganz aus seiner Brust hatte verbannen können.

XIV.

Und sie liebten sich weiter im Schatten der Granaten.

Zu einem Paradiese wurde ihnen der Aufenthalt in Paris während dieses schreckensreichen Monats Januar, wo die Pariser von Tag- und Nachtdienst erschöpft, ausgehungert, unaufhörlich beschossen, ein Schwarzbrot aßen, das ein Zuchthaussträfling mit Verachtung von sich gemiesen hätte, und wo sie noch obendrein zu Hause vor Kälte klapperten, weil das nur durch nasse Baumzweige genährte Kaininfer Feuer nicht genügend Wärme verbreitete.

Seitdem Eugenie den ersten Fehltritt begangen, war sie kühner geworden. Sie ließ ihren Mann in dem Glauben, sie bringe ihre Abende bei Frau Henry zu, und suchte Gabriel auf. Von Sehnsucht getrieben, eilten sie durch die gefährvolle Finsterniß hin nach dem Häuschen in dem alten Faubourg, der von Wurfgeschossen überschüttet wurde.

Sie dachten an keine Gefahr; sie hörten erst gar nicht mehr den Donner der Krupp'schen Kanonen und das Krachen der platzenden Granaten. Sie lebten nur noch ihrer Liebe. Kaum fand das Echo der allerletzten Katastrophen der Belagerung den Weg zu ihrem Ohr. Sie waren glücklich an jenein Abende, wo das blutige Gemetzel bei Buzenval stattfand, glücklich am 22. Januar, glücklich — oh Schmach! — am Tage der Capitulation!

Aber durch eine seltsame Fügung des Zufalls waren sie es an jenem Abende zum letztenmal.

Eugenie hatte keine sehr kräftige Gesundheit, und es wirkten daher die Entbehrungen und Schrecken der Belagerung nachtheiliger auf sie als auf jeden Anderen. Sie wurde ernstlich krank und mußte sechs Wochen lang das Bett hüten.

Frau Henry hatte ihre frühere Wohnung wieder bezogen und war für Gabriel die ganze Zeit eine treue Freundin, der er all sein Herzeleid und seine Befürchtungen anvertraute. Er besuchte sie jeden Tag, um von seiner angebeteten Geliebten sprechen zu können und zu erfahren, wie es ihr ginge, und mit fieberhafter Ungeduld erwartete er den Augenblick, wo Eugenie wieder ausgehen durfte. Die ersten Sitzungen der Nationalversammlung in Bordeaux, der schüchtern triumphirende Einzug des deutschen Heeres in Paris, die Kundgebungen der Nationalgarde an der Julisäule, die Kanonen des Montmartre und all die furchtbaren Anzeichen der nahenden Revolution machten dagegen nicht den geringsten Eindruck aus ihn.

Als er am 17. März früh bei Frau Henry erschien, wurde ihm die freudige Ueberraschung zu Theil, Eugenie anzutreffen. Obgleich kaum aus dem Bette aufgestanden, hatte sie doch ihren Besuch nicht länger hinausschieben wollen, sondern mar trotz des Schnees ausgegangen. Seine Thränen, Thränen des Glückes und der Freude, benetzten Eugeniens abgemagerte Hände. Tausend schöne Pläne entwarf er für die Zukunft. Weit fort von hier wollte er sie führen, um ganz ihrer Liebe leben, die herrlichsten Partieen in die freie Gottesnatur machen zu können. Aber als er sie beim Abschied so sorglich in ihre Shamls und Krankentücher eingehüllt an der Thürschwelle stehen sah, ein trauriges, mattes Lächeln auf den Lippen, da machte ein furchtbarer Gedanke das Herz des Liebenden erbeben, und er hatte die unbestimmte Ahnung, als würde er Eugenie auf ewig verlieren!

Ain folgenden Tage suchten sich die Regierungstruppen mittelst eines Handstreichs der Kanonen des Montmartre zu bemächtigen; aber sie mußten mit Schimpf und Schande abziehen. Ein Aufstand, dem gleich bei Beginn zwei Menschen zum Opfer sielen, brachte binnen wenigen Stunden die Hauptstadt in seine Gemalt; die Bewohner der ersten Stadt Europas zeigten sich unschlüssig, ob sie ihrer Pflicht, die gesetzmäßige Regierung zu unterstützen, oder den Befehlen nachkommen sollten, welche ihnen eine Handvoll gemeiner Schurken vorschrieb. So sah sich Gabriel in die Nothwendigkeit versetzt, mit der Negierung nach Versailles zu fliehen.

XV.

Alle diejenigen, welche durch Beziehungen zur Regierung oder durch Sorge für ihre persönliche Sicherheit genöthigt waren, Versailles mährend der Commune zu bewohnen, werden niemals den merkwürdigen Anblick vergessen, welchen diese aus dem Stegreif geschaffene Hauptstadt darbot.

Die meisten Pariser waren bisher nach Versailles aus keinem andern Grunde gekommen, als um seine großartig angelegten Springbrunnen zu bewundern. Nur Wenige hatten daher an sich selbst die Wirkung erfahren, welche diese dicht an den Thoren von Paris liegende Provinzialstadt in ihrer Einsamkeit und Todtenstille auf den Beobachter hervorbringt. Theophil Gautier nennt sie „die Todtenstadt der Könige", und diejenigen, welche Gelegenheit hatten, die tiefe Wahrheit dieses Dichterwortes kennen zu lernen, mochten in jenen Tagen nicht wenig erstaunt sein.

Nachdem das alte Schiff, dessen Bildniß Paris in seinem Wappen trägt, elendiglich zu Grunde gegangen, war Versailles das aus seinen Trümmern zusammengezimmerte Kolossalfloß geworden. Von Ende März bis Ansang Mai befanden sich in dieser Stadt, die für gewöhnlich kaum dreißigtausend Einwohner hat, über zweinallhunderttausend. Dichte Schaaren wogten in seinen wunderschönen Parkanlagen, in seinen prachtvollen Straßen, in seinen herrlichen Alleen auf und nieder, so stürmisch bewegt, so leidenschaftlich aufgeregt, wie es nur eine ganze, um ihr Dasein ringende Nation sein kann. Auf dem ausgedehnten Exercierplatze zeigten sich ungeheure Artilleriemassen und manövvrirten ganze Regiinenter, als ob sie der hoch auf bronzenem Rosse thronenden, gebieterischen Gestalt des „(-rsnä Koi" gehorchten. In jenem sagenhaften Palaste, dessen Räumlichkeiten vom Geschick dazu auserlesen zu sein scheinen, allen tragischen Ereignissen unserer Geschichte als Decoration zu dienen, tagte inmitten des allgemeinen Tumults eine mit souveräner Macht ausgestattete Versammlung, umgeben von ihren Ministerien und einem unzähligen Verwaltungspersonal, und ließ alle Kräfte des Landes hier zusammenströmen. In den Häusern der Stadt, in Kellern und auf Böden drängten sich Flüchtlinge aus allen Gesellschaftsklassen zusammen und schliefen auf Stühlen. Tischen und Billards. Offiziere und Beamte aller möglichen Rangstellungen befanden sich darunter, kurz Alles, was von den Elementen der Pariser Gesellschaft noch vorhanden war: der geniale Künstler, welcher seinein Atelier den Rücken gekehrt, wie der Schutzmann, den man aus seiner elenden Wohnung gejagt hatte; der berühmte Staatsmann, der vor dem Aufstande geflohen war, wie das gemeine Freudenmädchen, welches der Hunger hierher getrieben hatte.

Die in so ungeheuren Massen ausgewanderten Pariser waren den Traditionen französischer Leichtfertigkeit treu geblieben. Ohne sich dessen bewußt zu werden, gehorchten sie sklavisch der Macht der Gewohnheit und zeigten alle Licht- und Schattenseiten vergangener Zeiten. Es kam ihnen dabei das herrliche Wetter zu Statten. Von so wunderbarer Schönheit waren jene Frühlingstage, daß es schien, als wolle die Natur den armen Menschenkindern zu erkennen geben, wie sehr sie auf ihrer unnahbaren Höhe ihre Thorheiten und Verbrechen verachte. Die dunklen Trauergewänder der vornehmen Frauenwelt suchten trotz ihres einfach gehaltenen Grundtons an Eleganz ihres Gleichen, und in den schattigen Alleen und auf den grünen Rasenplätzen des alten Versailler Parks traf man Toiletten von so feinen, zarten Nuancirnngen, wie sie nur ein hochentwickelter, bis zum Raffinement sich steigernder Geschmack erfinden kann. Worte der Liebe, leichtfertige Bemerkungen, heiteres Lachen vernahm man unter jenen hohen Bäumen; dazwischen das fröhliche Gezwitzcher der Vögel, deren helle Stimmen den Kanonendonner in der Ferne nicht zu übertönen vermochten. Junge Elegants, nach der neusten Mode gekleidet, tranken nach dem Dejeuner ihren Kaffee auf der Terrasse des HStel des Reservoirs, bliesen behaglich den Rauch ihrer Cigaretten vor sich hin und sahen zu, wie neben der offnen Equipage einer bekannten Dame der Demimonde die schweren, mit Granaten beladenen Artilleriewagen vorüberfuhren. Abends spielten die Schauspieler des Stndttheaters lustige Possen, und in den Zwischenpausen eilten die Zuschauer hinaus, um sich das Brüllen der Festungsgeschütze anzuhören.

Gabriel hatte mit seiner Mutter Unterkommen in einer Kammer der Rue de la Paroisse gefunden, welche statt aller Meubel nur zwei kleine, durch eine dünne spanische Wand getrennte Betten enthielt. Da Gabriel im Unterrichtsministerium angestellt war, so hatte er mit demselben nach Versailles auswandern müssen, wo seine Bureaux in den Schulräumen des dortigen Gymnasiums untergebracht waren. Sehnsüchtig wie alle Uebrigen hartte er des Momentes, wo es ihm vergönnt sein würde, zurückzukehren; aber Niemand durfte daran denken, solange nicht die in aller Eile organisirte Armee die Stadt in Besitz genommen und den unnatürlichsten, verbrecherischsten Aufstand, den Frankreich je gesehen, niedergeschlagen hatte.

Die guten Elemente der Pariser Gesellschaft theilten diese Hoffnung wohl sämmtlich; aber wir können nicht verschweigen, daß, wenn sie sich gerade in Gabriels Brust so lebhaft regte, und er ein so glühendes Verlangen nach d«n Fall der von den Communisten vertheidigten Feste trug, dies zumeist deshalb geschah, weil sie ihn von der Angebeteten seines Herzens trennte.

Er hatte Paris verlassen müssen, ohne von ihr Abschied nehmen zu können, und hatte nichts mehr von ihr gehört. Da sie ihm mit allen Zeichen des größten Schreckens verboten hatte, je ein Schreiben nach ihrer Wohnung zu richten, so hatte er einen Brief nach dem anderen der jederzeit so gefälligen Frau Henry übersandt. Sie waren sämmtlich unbeantwortet geblieben. Von Unruhe verzehrt, hatte er sich eines Tages mit Benutzung der Nordbahn über Saint-Denis nach Paris begeben. Die Stadt machte auf ihn einen unheimlichen Eindruck, denn die Häuser waren über und über mit lügnerischen, wahnwitzigen Placaten, den Bürgerkrieg betreffend, bedeckt. Darum hielt er sich nicht lange auf, sondern eilte gradenmegs nach dem Faubourg Saint-Jacques. Frau Henry hatte sich schon feit längerer Zeit nicht mehr in ihrer Wohnung blicken lassen, und Gabriel, dem das unruhige Wesen des Portiers aufsiel, und der noch vor dem achtzehnten März Gelegenheit gehabt hatte, die radicalen Ansichten der schlanken Brünette kennen zu lernen, erinnerte sich, daß er sie seit ihrem letzten Zusammensein mit den: angeblichen Cousin nicht mehr zu Hause angetroffen, und er fragte sich unwillkürlich, ob sie nicht vielleicht gar den glänzenden Mobilgarden-Lieutenant durch einen noch verführerischeren Förderlten-Oberst mit unwiderstehlichen Goldtressen ersetzt hätte.

Er irrte auf dem Boulevard d'Italie umher, welcher, seitdem die Bäume während der Belagerung umgehauen worden waren, einen abscheulichen Anblick darbot und sich in eine glühende Sandmüste verwandelt hatte. Wohl eine Stunde lang ging Gabriel in respectvoller Entfernung vor der Mauer auf und nieder, hinter welcher das Haus seiner Angebeteten versteckt lag. In demselben Augenblicke, wo er, seine Zaghaftigkeit überwindend, sich der Thür des Holzhofes nähern wollte, um vielleicht Eugeniens Gestalt vor dem Hause oder am Fenster zu erblicken, sah er, wie ein hochgewachsener Mann in der Uniform eines Nationalgarden-Cavitcins mit rother Schärpe und einem schweren Cavalleriesäbel an der Seite quer über den Boulevard herüberkam und gerade auf diese Thür zuing. Seine Ahnung betrog Gabriel nicht; auf den ersten Blick hatte er ihren Gatten erkannt und floh voller Verzweiflung, ohne sich über das Schicksal seiner Geliebten Aufklärung verschafft zu haben.

Nach Versailles zurückgekehrt, mußte er auf jeden weiteren derartigen Versuch verzichten, denn die Commune hatte soeben jene widerrechtliche, höchst unbillige Verfügung erlassen, welche die gesammte Mannschaft von zwanzig bis vierzig Jahren ihren Bataillonen einreichte, und jeder Reisende wurde deshalb am Nordbahnhofe und an den Thoren der Stadt einer genauen Ueberwachung unterworfen. Hätte es Gabriel daher noch einmal gewagt, Paris zu besuchen, so konnte er dabei sehr leicht verhaftet werden. Und dann durfte er auch in einer Zeit, wo ein so allgemeines Mißtrauen herrschte, nicht wiederholte Reisen nach der aufständischen Hauptstadt unternehmen, ohne dafür einen bestimmten Grund angeben zu können; sonst hätte er sich der Gefahr ausgesetzt, den bescheidenen Posten, der ihn und seine Mutter nährte, zu verlieren.

Er führte in Folge dessen ein höchst trauriges Dasein. Seine amtliche Thätigkeit ließ ihm wenig freie Zeit, und diese benützte er dazu, die einsamsten und entlegensten Punkte des Versailler Parks aufzusuchen. Absichtlich mied er die volkbelebten Straßen, denn er konnte keine fünf Schritt thun, ohne einigen College« oder sonstigen gleichgültigen Bekannten zu begegnen, die alle das Bedürfniß fühlten, sich mit ihm voin Tode Flourens', von der Erstürmung des Schlosses Becon oder irgend einer anderen Schauergeschichte zu unterhalten; und doch hätte er sich um Alles in der Welt für diesen entsetzlichen Krieg nicht interessiren können, und er verwünschte ihn nur deshalb, weil er ein Hindernis; bildete zwischen ihm und seiner Liebe.

Täglich erkundigte er sich auf der Post, ob ein Schreiben für ihn angekoinmen wäre. Mit Bestimmtheit rechnete er allerdings nicht darauf, ein solches von Eugeniens Hand vorzufinden, denn die ängstliche junge Frau hatte nie an ihn geschrieben; aber dieser Gang war trotzdem eine Art Wallfahrt für ihn geworden, die er regelmäßig antrat, und deren Ergebniß er mit Zittern und Beben erwartete. Es mar dies die stets gleichlautende Antwort des Beamten: „Nichts da!"

Eines Tages jedoch — es mar gegen Ende April — hatte Gabriel wie gewöhnlich seine am Schalter leider nur allzu gut bekannte Visitenkarte vorgezeigt, als der Beamte beim Durchblättern der Briefe innehielt, einen aus dem Packet herausnahm und ihn Gabriel überreichte.

O Wonne, o Entzücken! Gabriel ergriff ihn mit zitternder Hand, legte ihn an sein Herz, in die innere Tasche seines fest zugeknöpften Rockes, und eilte nach dem Bosquet de la Reine, um ihn dort so recht behaglich und in aller Muße lesen zu können. Er ließ sich auf einer Bank, neben einer Hagebuchenhecke nieder, und hier, unter den prachtvollen vom Frühlingshauch bewegten Bäumen, erbrach er in fieberhafter Hast das Couvert, entfaltete das Schreiben und las Folgendes:

Valence d'Agen, den 27. April. „Bester Freund, ich schreibe Dir vom Cafö de la Comödie aus. wo ich mit einigen Freunden vortrefflich gespeist habe. Wir haben auf das Wohl der Commune und die Niederlage der Versailler getrunken. Doch das gehört nicht hierher. Denke Dir nur, diese Federfuchser im Kriegsministerium haben mir nicht die Equipirungsgelder auszahlen lasten, auf die ich doch als Lazareth-Unterarzt mährend der Belagerung Anspruch habe. Es ist ja richtig, ich habe mir keine Uniform angeschafft, nur ein Kepi, für das ich zehn Francs bezahlt habe; aber Equipirungsgelder muß ich doch erhalten. Du bist ja als Büreaubeamter mit allen Kniffen ganz genau vertraut, Dir wird es ein Leichtes sein, durchzusetzen, daß diese offenbare Ungerechtigkeit wieder gut gemacht werde. Sei so freundlich, Dich damit zu befassen, und schicke mir das Geld so bald als möglich zu.

Mit brüderlichem Gruß

Marius Cazaban."

Nachdem Gabriel diesen Brief gelesen, bemächtigte sich seiner eine tiefe Niedergeschlagenheit und er ging betrübt nach Haus, um mit seiner Mutter zu Mittag zu speisen. Aber dieser Tag brachte ihm noch eine sehr unangenehme Ueberraschung. Als er über die Rue des Reservoirs ging, klopfte ihm Jemand vertraulich auf die Schulter. Er wandte sich um und erkannte Frau Henrys angeblichen Cousin, der noch die MobilgardenUnisorm trug.

„Wie kommen Sie denn hierher?" sagte der schöne Robert . . „Ach, 's ist ja wahr, Sie sind mit bei der Verwaltung. Ich war nach dein Kriege zu meinen Eltern zurückgekehrt; aber als der Commune-Aufstand ausbrach, stellte ich mich selbstverständlich dem Marschall wieder zur Verfügung."

„Stehen Sie bei dem Heere, welches Paris belagert?" fragte Gabriel, um doch etwas zu sagen.

„Nein, es sollen, wie es scheint, nur die regulären Truppen Verwendung finden, Sie wissen schon, die Gefangenen, die aus Deutschland zurückkommen Aber ich bleibe trotzdem hier, ich will sehen, wie's enden wird. Und dann ist es ja in Versailles auch ganz hübsch, es sind viele reizende Weiber hier."

Trotz des inneren Widerwillens, den ihm der junge Mann einflößte. setzte Gabriel die Unterhaltung fort. In der Hoffnung, etwas von Eugenie zu hören, fragte er den Offizier, wie es seiner Cousine ginge.

„Meiner Cousine? — Wieso, meiner Cousine? Ach ja, der Josephine . . . Frau Henry ... Ja, ja, ich erinnere mich jetzt, sie hat mich für ihren Verwandten ausgegeben. . . . Und Sie sind darauf reingefallen? . . Ich Hab' wahrhaftig keine Ahnung, wo sie stecken mag. Sie mar sehr überspannt, jedenfalls hat sie sich der Commune angeschlossen. . . . Uebrigens toll verliebt in mich etwas gewöhnlich, aber einen Körper! ... Ich kann's Ihnen ja gestehen, einen Augenblick war ich fast eifersüchtig auf Sie. Das hat aber nicht lange gedauert. Ich Hab' doch gleich gesehen, daß Sie wegen der Anderen kamen Was haben Sie denn übrigens mit der kleinen Clement angefangen, alter Junge?"

Gabriel stand wie auf Nadeln. Empört über die Rohheit, mit welcher der Offizier das Geheimniß seiner Seele entweihte, gab er eine ausweichende Antwort und kehrte ihn: unwillig den Rücken.

Das Ende des unseligen Krieses stand nahe bevor, und während die Commune in Paris Schreckensthat auf Schreckensthat häufte, und eine wahnwitzige Ausschreitung nach der anderen beging, näherte sich das Racheheer langsam aber sicher jenem Walle, von dem es gar bald die rothe Fahne herunterreißen sollte. Schon hatte das 38. Linienregiment das Fort d'Jssy genoinmen, die täglich stattfindenden Kämpfe sielen sammtlich zu Gunsten der Soldaten der Nationalversammlung aus, und fortwährend wurden eroberte Kanonen und Schaars« Gefangener im Triumph eingebracht.

Gerade an dem Tage, an welchem der Sturz der Vendümessäule in Versailles bekannt wurde — jenes entsetzliche Verbrechen an der Majestät des Vaterlandes, begangen angesichts der jubelnden Preußen! — ging Gabriel auf dem Exercierplatz spazieren, als er plötzlich den hellen, durchdringenden Klang von Cavallerietrompeten vernahm und von der Avenue de SaintCloud her einen Trupp gefangener Communisten kommen sah, die zwischen zwei Reihen berittener Chasseurs inarschirten. Ohne Kopfbedeckung, in schmutzigen Uniformen, mit Staub bedeckt, halb todt vor Ermüdung, zogen ungefähr fünfzig dieser Elenden zwischen den gezogenen Säbeln der Reiter an Gabriel vorüber. Leider muß gesagt werden, daß sie mit zornigem Zuruf empfangen und mit Schmähungen überhäuft wurden, die sich kaum durch die Erbitterung der Menge entschuldigen ließen, von denen sich aber das Menschlichkeitsgefühl mit Abscheu abwenden mußte.

„Die Tressen 'runter!" schrie ein Bürger mit müthender Stimme, die geballte Faust den Gefangenen entgegenstreckend.

In diesem Augenblicke bemerkte Gabriel unter den eingebrachten Communisten einen hochgewachsenen Mann mit mettergebräuntem Gesicht und wildem Bart, der von seinen Uniformsärmeln die Hautvmannsstressen herunterriß; und es schien ihm, als sähe er jenem Manne ähnlich, den er zweimal in seinem Leben gesehen, den Gatten der Frau, welche er liebte!

Aber bevor er noch diesen Gefangenen näher in's Auge fassen konnte, war der unheimliche Zug schon vorüber und in dem als Gefängniß benutzten Hofe der Reitbahn verschwunden. Bon tödtlicher Unruhe gequält, ging Gabriel von bannen. Er stellte sich die Angst der armen Eugenie vor, die in dem aufständischen Paris allein, hilflos, ohne Freunde und Verwandten zurückgeblieben war; und obgleich sich in seinem Herzen ein tiefer Haß gegen ihren Gatten angesammelt hatte, so hätte er doch in diesem Augenblick gewünscht, der Mann, der soeben im Zuge vorübergekommen war, wäre nicht jener Clement gewesen.

Endlich zog das Versailler Heer in Paris ein, und die rasenden Narren der Commune, deren Niederlage jetzt entschieden mar, überschwemmten die Stadt mit Petroleum und steckten sie in Brand. Aber als Gabriel in der Nacht vom 24. Mai auf den Höhen von Montretout saß und zu seinen Füßen den glühenden Feuerheerd betrachtete, dessen geröthete Rauchwolken zum dunklen, von Granaten durchzogenen Himmelsraume emporstiegen, da dachte er nicht an die Meisterwerke des Louvre, nicht an die Schätze der Nationalbibliothek, nicht an die Reichthümer der Bank, an keines jener Wunderwerke der Civilisation, die bei dem unermeßlichen, allgemeinen Unglück mit zu Grunde gingen oder in ihrer Existenz bedroht waren, sondern einzig und allein an das Häuschen auf dem Boulevard d'Italie, wo seine Geliebte wohnte; und da die weite Entfernung und das Dunkel der Nacht ein genaues Erkennen unmöglich machten, so suchten seine vor Angst und Schrecken weit geöffneten Augen nur zu unterscheiden ob sich die ungeheure Feuersbrunst nach dieser Seite hin ausdehnte.

Nachdem Gabriel die nöthigen Schritte gethan und verschiedene Gesuche an die Militärbehörden gerichtet, gelang es ihm als einem der Ersten, einen Erlaubnißschein zur Rückkehr nach der noch brennenden Hauptstadt zu erhalten. Es war nur eine kleine Reise, aber sie hätte ihn dreißig bis vierzig Francs gekostet, wenn er selbst die bescheidenste Droschke benutzt hätte. Da er über eine solche Summe nicht verfügte, so mußte er sie schon auf der staubigen Landstraße zu Fuß unternehmen, mitten unter den siegreich in Paris eindringenden Regimentern. Er stieg über die eingestürzte Ringmauer, er kam durch Auteuil, welches in Trümmern lag nach der Stadt selbst, die gleichfalls einen bejammernsmerthen Anblick darbot. Die Häuser waren von Rauch geschwärzt, die Mauern von Kugeln und Granatsplittern durchlöchert, auf allen Straßen wimmelte es von Soldaten mit

umgehängten Chassepots; aber Gabriel blieb nirgends stehen, ja, er warf nicht einmal einen Blick um sich, sondern taumelte, getheilt zwischen Furcht und Hoffnung, halb bewußtlos weiter. Er kletterte über die noch blutigen Barrikaden, sein Fuß strauchelte über die in aller Eile wieder in's Straßenpflaster eingefügten Steine, die an den Stellen, wo man die Gefallenen vorläufig bestattet hatte, von Carbolsäure geröthet waren, er lief immerfort geradeaus, mechanisch wie ein von einer fixen Idee Besessener, an

all' diesen Scenen des Grauens und Entsetzens vorüber, und kam endlich so nach dem Faubourg Saint-Jacques.

Einige Tage vor dem Einzüge der Truppen roar Frau Henry ausgezogen, ohne ihre neue Adresse zu hinterlassen.

Um jeden Preis aber wollte er erfahren, was aus Eugenie geworden wäre. Er kannte keine Schüchternheit, keine Vorsicht mehr. Er eilte nach dein Boulevard d'Italie zu jener Thür, über welcher noch immer das Schild mit dem Namen Clements befestigt war. Er sah Niemand im Hofe; Thür und Fenster des Hauses waren geschlossen. Er klingelte. Es heulte kein Hund. Er wartete. Er klingelte wieder. Kein Mensch gab Antwort, das Haus war leer.

Niedergeschmettert durch diesen unerwarteten Schicksalsschlag, zog Gabriel in allen Läden der Nachbarschaft Erkundigungen ein; aber sein hohläugiges Aussehen, sein bestürztes Gesicht machten die Leute mißtrauisch. Sie wollten nicht mit der Sprache herausrücken und thaten zum Theil so, als ob sie gar nicht wüßten, was er meinte. Eine alte Grünzeughändlerin theilte ihm endlich mit, daß Clement zmn Hauptmann bei den Communetruppen ernannt, in einem Gefecht vor Paris gefangen genommen morden, und seine Frau vor einigen Tagen zu ihren Verwandten in der Provinz zurückgekehrt sei.

„In welcher Gegend kann das wohl sein?"

„In der Normandie, um Saint-L« herum."

Mehr mußte die gute Frau nicht. Gabriel leider auch nicht. Niemals hatte Eugenie im Laufe der Unterhaltung den Namen ihres Heimatsdorfes erwähnt. „Ich bin in der Umgegend von Saint-LS zu Haus," hatte sie einmal zufällig zu ihm gesagt. Das war das Einzige, woran er sich noch erinnerte.

„Sie wird wiederkommen," dachte er, „oder mir schreiben, ich kann sie nicht so verlieren."

Aber der letzte Hoffnungsschimmer erlosch in seiner Brust, und er hatte die unklare Empfindung, als ob Alles vorüber sei.

XVI.

Er kehrte mit seiner Mutter in die alte Wohnung zurück. Die Wittwe, deren ruhige, geordnete Lebensweise durch die Ereignisse der letzten Tage eine tiefgehende Störung erfahren hatte, fühlte sich ganz glücklich, daß sie ihre alten, liebgewordenen Gewohnheiten wieder aufnehmen durfte, und wunderte sich nur über die fortmährende Traurigkeit ihres Sohnes.

„Kann es wohl anders sein," lautete seine Antwort, „nach all dem Entsetzlichen, was wir erlebt?"

Aber er sagte ihr nicht die Wahrheit. Ihn quälte einzig und allein eine unbezwingliche Sehnsucht nach seiner verlorenen Liebe. Oft suchte er den Boulevard d'Italie und alle jene Orte auf, wo er einst mit seiner Geliebten gelustmandelt. Der arme Junge war ein Pariser Kind, und soweit er auch zurückdenken mochte, seine Erinnerungen zeigten ihm nichts, als winklige, krumme Straßen und das von hohen Mauern eingeschlossene Gymnasium. Nie hatte er das himmlische Gefühl gekannt, sich auf freiem Lande herumzutummeln, Raum und Horizont vor sich zu sehen. Wenn er an einen: sonnigen Frühlingsmorgen einen Spaziergang durch den Luxemburger Park gemacht und sich am Duft des Flieders berauscht hatte, so mar für ihn der ganze Zauber der wonnigen Frühlingszeit erschöpft, und die tief düstere Stimmung der herbstlichen Jahreszeit fand er einzig und allein in den röthlich grünen Tinten eines Sonnenuntergangs, den er in der Vorstadt zu bewundern Gelegenheit gehabt. Und so gewährte es ihm auch damals kein reines Glück und keinen ungetrübten Genuß, im Labyrinth der Großstadt umherzuirren und all die Orte aufzusuchen, an die sich die Erinnerungen an feine erste Liebe knüpften.

Glücklichselig derjenige, dem es in diesen schönsten Augenblicken des Lebens vergönnt ist, auf dein Lande zu wohnen! Ein Mooslager unter Eichen, der Rand eines leis rauschenden Mühlbachs, eine Mulde im Thal, eine Wiese mit Blumen und Schinetterlingen, heitere, liebeliche Landschaftsbilder werden die tiefen Eindrücke seiner jungen Liebe bewahren und feiner trauernden Seele zur Erquickung und Beruhigung dienen, wenn ihr Glück einst geflohen ist. Wollte Gabriel dagegen das Bild der Heißgeliebten heraufbeschwören und sein Herzeleid vergessen in der Erinnerung an die köstlichen und doch so schmerzreichen Stunden, die er an ihrer Seite ver» lebt, so blieb ihm nichts übrig, als die endlosen Räume der Riesenstadt zu durchwandern, in der er geboren, und über deren Weichbild er nie hinausgekommen war. Wenn seine Burenustunden vorüber waren, so ging er die ihres Baumschmuckes beraubten, der glühenden Julisonne preisgegebenen Boulevards entlang, warf einen verzweiflungsvollen Blick auf das noch immer unbewohnte Haus des Boulevard d'Italie und kehrte über den Faubourg Saint-Jacques nach Haus zurück. Sein langsamer Gang, seine gebeugte Haltung legten ein beredtes Zeugniß ab von seiner tiefen, mit jedem Tage zunehmenden Entinuthigung und Niedergeschlagenheit.

Endlich sah er eines Tages an der Thür des Hauses, welches einst die Geliebte bewohnt hatte, einen Zettel hängen und las folgende Worte darauf: Wohnung, Holzhof und Werkstatt zu vermienhen. Die so lang gehegte Hoffnung, er werde Eugenie noch einmal wiedersehen, schwand allmählich aus seiner Brust.

Als er einige Tage nachher mit zerstreutem Blick die Zeitung durchflog, fand er ganz zufällig die Nachricht darin, daß der Förderirten-Capitain Clement zur Deportation nach einer überseeischen Festung verurtheilt morden sei, und nun ahnte er die ganze traurige Wahrheit, daß sich nämlich die junge Frau zu ihren Eltem auf's Land begeben habe, da sie nichts mehr in Paris zurückhielt.

Ein Gerber miethete das Haus auf dem Boulevard, und Gabriels Herz zuckte schmerzlich zusammen, als er über der Thür nicht mehr jenen Namen „Clement", den er doch seiner Zeit so sehr verabscheut hatte, las.

Von jenem Tage an kam keine Thatsache mehr zu seiner Kenntniß, die ihm über das Schicksal seiner Geliebten hätte Aufklärung verschaffen können. Die Zeit übte ihre mildernde Wirkung, und er lernte allmählich entsagen. Aber es dauerte sehr lange, bevor es ihm gelang, selbst bloß der Außenwelt gegenüber seines Schmerzes Herr zu werden, und derselbe blieb darum nicht weniger tief. Cazaban war auch nach Paris zurückgekehrt, um seine medicinischen Studien fortzusetzen, und Gabriel suchte jetzt seine Gesellschaft. Erinnerte sie ihn doch an jene schöne Zeit, wo Eugenie noch in Paris war und er sie jeden Abend sehen durfte!

Der Mann des Südens war radikaler denn je; aber sein Jugendübermuth sollte gar bald ausgetobt haben. Denn sein Vater, ein beliebter Arzt in Valence d'Agen, dessen umfangreiche Praxis er später übernehmen sollte, hatte schon eine äußerst vortheilhafte Partie für ihn in Aussicht, und es ließ sich voraussehen, daß bei zunehmendem Alter das Wohlleben in der Provinz ihn in einen getreuen Anhänger der conservativen Richtung umwandeln würde.

Der schöne Robert, Er-Lieutenant bei der Mobilgarde, dem Gabriel einige Mal begegnete, gehörte zu den Ersten, für welche das Pariser Argot die sprachliche Neubildung Gommeur erfand. Er wohnte regelmäßig den Dienstag-Vorstellungen im TheStre-Francis bei und trat stets in tadelloser Toilette auf, weiße Handschuhe, weiße Cravatte, ein gelbes Bändchen im Knopfloch des Frackes. Er hatte nämlich die Kriegsmedaille erhalten.

An einem herrlichen Sonntagmorgen, der viele Spaziergänger in's Freie gelockt hatte, ging Gabriel zufällig durch den Garten des Palais Royal, als er plötzlich Frau Henry gegenüber stand. Er stieß einen Freudenschrei aus, denn er hoffte bestimmt, von ihr etwas über Eugenie zu erfahren.

Die schlanke Brünette reichte ihm lächelnd die Hand. Sie sah ganz verändert aus, ja, es schien ihm fast, als sei sie schöner geworden. Ihrer eleganten, von Gold und Juwelen strotzenden Toilette entströmte ein starker Parfümgeruch.

„Sie sind ja aus dem Viertel, das Sie früher bewohnt, ganz fortgezogen," sagte Gabriel, das Gespräch anknüpfend. „Das ist doch recht schade! Es mar zu gemüthlich in Ihrem ruhigen, stillen Zimmerchen mit der schönen Aussicht auf die Gärten."

Er konnte nicht weiter. Ein wahrer Strom berauscherender Erinnerungen drang ihm zu Herzen."

„Ach was!" antwortete Frau Henry, „es wurde mir dort zu langweilig. Eine ganz todte Gegend. Ich bin recht froh, daß ich in Batignolles gemiethet habe. Dort wohnen viel feinere Leute ... Ach, 's ist ja wahr, Sie kennen meine neue Adresse noch nicht . . . Doch nein", unterbrach sie sich in bedauerndem Tone, „ich dürfte Sie doch nicht bei mir sehen." Und ein schlaues Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie vertraulich hinzufügte:

„Einem alten Freunde darf man so etwas schon sagen. Der, den ich jetzt habe, ist sehr eifersüchtig."

Diese sonderbare Mittheilung bereitete Gabriel eine sehr schmerzliche Ueberraschung. Es that ihm in der Seele weh, daß Frau Henry so gar nicht den geringsten Anstand nahm, vor aller Welt zuzugeben, daß sie von der Gunst eines Verehrers lebte. Zu leidenschaftlich noch hing sein Herz an der Vergangenheit, deren Bild sich ihm in der Person dieser Frau darstellte.

„Wie vergänglich ist doch Alles!" fuhr Frau Henry mit einem Anfluge von Träumerei fort. „Wie weit liegen nicht schon die Belagerung und die Commune mit ihren Schrecken hinter uns! Um auf etwas Anderes zu kommen, ich habe von Eugenie nie mehr etwas gehört, seit ihr Mann auf die Pontons geschickt wurde, und sie in ihr Heimatsdorf zurückkehrte. Annes Ding, ihr Lebenspfad war gerade nicht mit Rosen bestreut . . . Ihr habt einander doch sehr lieb gehabt!"

„Wie hieß doch gleich das Dorf bei Saint-LS, wo Eugeniens Verwandten ansässig waren?" fragte Gabriel vor Erwartung zitternd.

„Ich wüßte wirklich nicht, ob sie mir das je gesagt hat, oder ich muß es vergessen haben. Aber Sie, Herr Gabriel, müssen doch wissen, wo sie hingekommen ist?"

Gabriel erleichte. Die letzte, einzige Möglichkeit, feine Geliebte wiederzufinden, war ihm genommen. Er blieb einen Augenblick still, dann erinnerte er sich der Frage, die Frau Henry an ihn gerichtet, und beantwortete sie mit jenem traurigen Worte, welcher den Abschluß fast aller Liebesgeschichten bildet:

„Ich weiß nicht!"

Illustrirte Bibliographie.

««schichte der deutschen Kunft. Baukunst, Plastik, Malerei, Kupferstich und Holzschnitt, Kunstgewerbe. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Von diesem großartigen, mit vorzüglichen Abbildungen ausgestatteten Prachtwerke, dessen einzelne Theile von den berufensten Vertretern der betreffenden Wissenschaften bearbeitet werden, liegen uns sechs neue Lieferungen vor. Drei davon bringen den Abschluß der Geschichte des Kunstgewerbes von Jakob v. Falke, und zwar von der ersten Abtheilung „Frhnzeit und Mittelalter" noch den Rest der „gotischen Epoche", nämlich die Arbeiten in Holz, Leder, textiler Kunst, Thon und Glasmalerei, sodann die ganze zweite Abtheilung „Tie Neuzeit" voir der Renaissance bis zum ist. Jahrhundert, lieber den Werth einer derartige» geschichtlichen Behandlung des gesammteu deutschen Kunstgewerbes brauchen wir kein Wort zu verlieren; wir können nur der Freude darüber Ausdruck geben, daß die bewährte Kraft eines Jakob von Falke diese Arbeit übernommen hat, und im Interesse der Sache und der weiteren Verbreitung des ganzen Werkes den Wunsch aussprechen, daß die einzelnen Abtheilungeu des Gesamtwerks auch gesondert käuflich werden mögen. Die Geschichte des Kunstgewerbe« schließt mit dem 18. Jahrhundert, mit der Wahrnehmung, daß die Kunst im Gewerbe fast in allen Zweigen abstirbt, um im neunzehnten anfänglich völlig zn verschwinden, bis in der zweiten Hälfte unseres JanrHir, chv°g,rir« dir Sammlung dkl », Hunderts das ncuerwachte Bedürfniß nach künstle5°^7u^^«"«^,«![^]r ischer Schönheit eine neue lebendige Bewegung in

das Kunsthandwerk gebracht hat, m der wir selbst

Nord und Süd !5«. 27

»och mitten inne stehen. Wir sind in der angenehmen Lage, in unseren ersten vier Abbildungen einige Proben geben zu können, welche die Schönheit der Textillustrationen erkennen lassen, während die Pracht der zahlreichen Einzeltafeln alles übertrifft, was bisher in dieser Hinsicht bom Buchhandel geleistet worden ist.

Dasselbe Urtheil gilt auch von den anderen Abtheilungen des Werkes. Mit der

26. Lieferung beginnt die Geschichte des Kupferstichs und Holzschnitts von C. v. Lützow. Hier begegnet uns gleich zu Anfang ei» prächtiger Zweifarbenholzschnitt von Jost de Regler »ach Hans Burgkmair, doppelseitig, „Kaiser Maximilian I." gerüstet zu Pferde, später ein Kupferstich von Martin Schongauer „Christus am Kreuz" und einige »eitere Kupferstiche aus der Frühzeit dieser Kunst. Sodann eine reiche Anzahl von Textabbildungen, von denen unser fünftes Bild eine Probe giebt. Der Text dieser Lieferung enthält vom ersten Abschnitt, der bis zum Ende des 15. Jahrhunderts führt, die Vorstufen und Anfänge und die Kupferstecher« des IS. Jahrhunderts. Kupferstich und Holzschnitt stehen in enger Verbindung mit der Erfindung der Bnchdruckerkunst; erst seitdem

sie als Mittel der Illustration gedruckter Texte häufigere Verwendung finden, nehmen sie auch unabhängig von dieser einen höheren Aufschwung. S. 9—11 werden wir mit der ältesten Technik des Kupferstichs bekannt gemacht; dann folgen anonhme Meister und Monogrammisten, der Meister der Spielkarten, der Meister der Liebscgärten u. a. m.; endlich in ausführlicher Behandlung Martin Schongaucr und seine Schule. Was der Geschichte des Kupferstichs und Holzschnittes eine so hohe Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß gerade die bedeutendsten altdeutschen Maler in diesen Techniken eine Reihe

ihrer bedeutendste., Geistespiodncte iredergelegt hoben, zu deren Ausführung in der groszen >!>>„st es ibnei, an Gelegenbeit und Aufträgen fehlte, und das; daher ihre Remlingen auf dicsen Gebiete» eine wesentliche Ergänzung des Gesnmintbildcs ihres künstlerischen Schaffens überhaupt bilden. Es ist deshalb der Fortsetzung gerade dieser Abtheilung der deutschen Kunstgeschichte mit Spannung entgegenzusehen.

Lieferung und 27 bringen die Fortsetzung von Janitschek's Geschichte der ölteren deutschen Malerei und behandeln die Münchener, Wiener, Pusterthaler und schlesische Schule, sodann insbesondere die Thätigkeit Albrecht Dürers und der Hauptträger seiner Richtung (Schüufelin, Suesz, die Behanis, Pcnz). Auch hier verdient der illustrative Schmuck rühmeidste Hervorhebung; ich nenne nur Türens Figur eines stehenden

Apostels, Handzeichnuug i,n K. Knpsrstickabinet zu Berlin, als Studie zu der S. 349 abgebildeten „Himmelfahrt Maria"; die Lichtdruckwiedergabe von Dürers „Allerheiligenbild", doppelseitig: Martin SchongauerS „Madonna im Rosenhag"; M. Wohlgemuths „Kreuzabnahme": des älteren Lukas «ranach „Madonna mit der Traube" und „Cruzifixus" aus der Weimarifchen Stadtpfarrkirche: Holbeins „Darmstädter Madonna": dann im Texte besonders Dürers „Adam und Eva", „Die Madonna mit der Birne" in der kaiserlicheil I. Gallerte zu Wien, ein Bild voll reizender Anmuth, und endlich die berühmten vier s Apostel aus der alten Pinakothek in München. Auch die ernsthciteren Randzeichnungen

Bibliograph

Das Realgymnasium und die hu» maniftische Bildung. Bon Prof. Dr. Friedrich Paulsen. Berlin, W. Hertz. Professor Paulsen in Berlin nimmt in den Kämpfen für „klassisch-humanistische" oder „modern-realistische" Jugendbildung eine eigenthümlich vermittelnde Stellung ei». Humanistische Bildung nennt er diejenige, welche die Beschäftigung mit Sprache und Literatur (nicht bloß der altclassischen!), mit Geschichte und Geisteswissenschaften überhaupt zur Grundlage hat; realistische eine solche, die wesentlich auf Mathematik und Naturwissenschaften beruht. Er tritt nun lebhaft dafür ein, daß den höheren allgemeinen Bildungsanstalten in Deutschland der humanistische Charakter bewahrt bleibe, während nach seiner Meinung die realistischen Fächer erst in Fachschulen zum Hauptstück des Unterrichtes werden können. Einen humanistischen Charakter aber haben nach seiner Auffassung nicht nur die alten Gymnasien, die er nicht(nur vorläufig nicht?)verdrängen will, solidem auch, und zwar namentlich seit der Neuordnung von 1832, die Realgymnasien. Als die Wege, auf welchen dieselben dem bezeichnetem Zwecke nachzustreben haben, bezeichnet Paulsen: 1. gründliche Betreibung des deutschen Unterrichtes, der gerade auf dem Realgymnasium die centrale Stellung einnehmen soll, die ihm das alte Gymnasium bisweilen versagt hat,und zwar auch mit angemessener Berücksichtigung der ungemein bildenden und lehrreichen Geschichte der älteren deutschen Sprache und der philosophischen Propädeutik. 2., Betreibung des Französischen (dieses zuerst) und Englischen mit Rücksicht auf den Zusammenhang der europäischen Literaturen. 3. Betreiben des Lateinischen, welches als Sprache des augusteischen Zeitalters und als mittelalterliche Weltsprache eine vertiefte historische Bildung vermitteln könne und solle, während es genüge, die Schätze der griechischen Literatur durch Uebersetznngen zugänglich zu machen. Bei Erfüllung dieser Forderungen verlangt

ische Notizen.

Paulsen für die Abiturienten der Realgymnasien unbeschränkten Zutritt zu den Universitätsstudien.

Die Aufgabe und der Raum dieser Zeitschrift gestattet es nicht, eine fpecielle Kritik dieser mit Klarheit und in maßvoller Sprache vorgetragenen Sätze zu versuchen. Nur das Eine sei angedeutet, daß der Verfasser doch vielleicht zwischen dem Realgymnasium, wie es wirklich ist, und wie es nach seiner Meinung sein sollte, nicht bestimmt genug unterscheidet. Soweit de! Referenten Kenntnis; reicht, haben z. B. für ein Betreiben des deutschen Unterrichtes in PaulsenS Sinne die Realgymnasien meist viel weniger Neigung bewiesen, als die Gymnasien. Bollkommen einverstanden aber kann jeder Freund der Schule damit sein, das; Paulen nicht für eine neue Umwälzung und chärfere Reglementirung der Lehrpläne, sondern für größere individuelle Freiheit der Lehrenden und der Lernenden eintritt. „Man muß," sagt er S, 71, „wieder Zutrauen zu der menschlichen Natur fassen!"

?

«nS dem früheren Frankreich.

Kleine Abhandlungen von Feodor Wehl. Minden in Westfalen. I. C. C, Bruns Verlag.

Der Verf. will mit diesem Büchlein den ihm von seinen deutschen Landsleuten gemachten Vorwurf zurückweisen, daß er ein „beschränkter und kopfloser Franzosenfresser" sei. Ob es ihm gelungen, das ist feine Sache, sowie derer, die ihm den Vorwurf gemacht haben. Unsere Sache aber ist es, kurz festzustellen, welchen allgemeinen Werth diese Schrift hat als die „Frucht langjähriger Beobachtungen und eingehender Studien," Wer hinreichend französisch kann, wird sicherlich besser thun, selber diese „Studien" zu machen und die französischen Bücher zu lesen, deren uns der Vers, mehrere namhaft macht, weil er nach ihnen uns seine Mttheiluiigen unterbreitet. Sollte er auf Grund seiner „Beobachtungen" noch mehr bieten als sie? Dann mnß er klar und deutlich sagen, worauf

s

s

sich diese „Beobachtungen" stütze». Andernfalls müssen wir sagen, daß das Wissen, soweit es in Buchform vorliegt, durch seine Abhandlungen nicht erweitert fei.

Im Uebrigen läßt sich behaupten, daß die einzelnen Arbeiten eine gewandte, theilweise gläiizeiide Sprache mit journalistischem Anstrich zeigen. Sic werfen grelle, in die Augen fallende Schlaglichter auf französische Personen und Zustände der Vergangenheit; sie gleichen Meteoren, die für den Augenblick Vergnügen bereiten, aber ohne Dauer sind. Liebhaber leichter historischer Darstellungen und geistreicher Essays werden bei der Lectüre des Büchleins zweifellos auf ihre Kosten kommen, Dr. ^Vä.

«lteS «ud RencS. Von Fr. Thcod. Bischer. Neue Folge. Stuttgart, Adolf Bonz u. Eomp.

Stöbert Bischer hat hier eine Reihe von Aufsätzen seines Vaters zusammengestellt, die, mit Ausnahme der Aphorismen, schon in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht worden sind, der erste 1847. Da aber kaum Jemand alle gelesen haben dürfte, so können alle Gebildeten dem Herausgeber dankbar fein. Der Inhalt ist sehr reich; literarische Aufsätze wechseln mit philosophischen, Reisebricfc mit eingehenden Beurtheilungen von Büchern. Belustigend und zugleich belehrend sind die „Leiden des Buchstaben K auf seiner Wanderung durch Deutschland", eine Strafpredigt für alle, die diesen Buchstaben schlecht sprechen. rj.

Der HhvnotidmuS. Von vr. mo.I. Albert Moll. Berlin, Fischers medic. Buchhandlung.

Der Verfasser giebt in kurzem Uniriß einen Ilcberblick über den Hypnotismus von seinen Anfängen bis zu seinem heutigen wissenschaftlichen Standpunkte. Die Geschichte des Hypuotismus, die Art des Hypnotisirens, ferner die physiologischen und psychologischen Vorgänge beim Hypvotisirten, schließlich die medicinische und forensische Bedeutung des Hypuotismus werden in einzelnen Capiteln klar und anschaulich besprochen. Wer den Wunsch hat, sich auf diesem Gebiet zu orientiren, dem wird das Buch in jeder Beziehung seine Dienste leisten. Es ist streng objectiv geschrieben, giebt in kurze» Zügen nur das Wesentliche und hat den Vorzug, nicht nur wissenschaftlich begründet, sondern auch allgemein verständlich zu sein.

vr. L,

DaS Buch der vernünftigen «ran» kenpflege. Praktische Winke und Belehrungen für Leidende und Genesende von Prof. vr. Carl Reclam. Zu Ende geführt von Vi, med I, Ruff, Leipzig, Winter, Der Verfasser schildert in ausführlicher und für den Laien leicht verständlicher Weise, wie man bei Krankheitsfällen in der Familie für den Patienten und seine Umgebung, neben der Befolgung der ärztlichen Vorschriften, am besten und rationellsten zu sorgen hat.

Das Büchlein enthält viele praktische, durch zahlreiche Abbildungen erläuterte Winke und wird bei dem heutigen regen Interesse für Hygiene des Haushaltes gewiß Manchem willkommen sein, vr, S.

vr. Johannes Brunner. Das Leben eines berühmten Schweizer Arztes im 17. Jahrhundert von vr. msck, C Brunner, Hamburg, Verlagsanfalt. Eine kurze und interessante Biographie jenes berühmten Arztes, der im 17. Jahrhundert an der Heidelberger Hochschule gelehrt hat. Allen, die sich für die Geschichte der Medicin interessiren, sei das «chriftchen warm empfohlen. vr. L.

Licht auf den Weg. Eine Schrift zum Frommen derer, welche unbekannt mit des Morgenlandes Weisheit unter deren Einguß zu treten begehre». Niedergeschrieben von Mabel Collins, liebersetzt aus dem Englischen. 2. Aufl. mit Anmerkungen und Erläuterungen. Leipzig, Grieben. Von der Weisheit des Morgenlaildes ist in der vorliegenden Schrift Nichts zu finden; es ist eine spiritistische Offenbarung, die ja, wie es scheint, auch ihre Gläubigen gefunden hat, da sie schon die zweite Auflage erlebt. Die lIbersetzung ist, wie hervorgehoben werden soll, augeuscheinlich mit Liebe gemacht. Ganze Par» tiecn derselben (S, 21. 22, u. ff) bewegen sich in jambischem Rythmus; es wird aber wohl nur Wenigen gelingen, den Sinn, der sich unter den schwungvollen Worten verbirgt, zu enträthseln. Referent beneidet sie nicht darum. t.

Jwei Jahre in «bhssiuien oder Schilderung der Sitten und des staatlichen und religiösen Lebens der Adyssinier von Pater Timotheus. (Armenische Bibliothek, Heft 8 u. 9.) Leipzig, Friedrich.

Das Buch enthält den Reisebericht eines zur Zeit des Krieges der Engländer gegen den König Theodor von Abyssinien von dem armenischen Patriarchen zu diesem entsandten Legaten. In naiver Sprache schildert er getreulich die militärischen, politischen und religiösen Verhältnisse des Landes, in welchem er sich zwei Jahre lang aufgehalten hat. In politischer Beziehung stellt er sich durchaus auf Seite der Engländer: doch kommt dies Vorurtheil, da er wesentlich seine eigenen merkwürdigen Erlebnisse berichtet, wenig in Betracht. Das Buch kann jedenfalls als Quellschrift für die neuere Geschichte des merkwürdigen Landes gelten. IV

«m Webstuhl der Zeit. Poesien aus dem modernen Leben von Julius Gesell Hofen. Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge.

Wenn diese Poesien auch keineswegs alle von gleichem Werthe sind und vielen von ihnen in Form und Inhalt noch eine Abklärung und Ausreifung zu wünschen gewesen wäre, so sind sie doch das Zeugnis; einer kräftigen Dichternatur und der Ausdruck einer gesunden ethischen Gesinnung. Freilich ist es ein gewagtes Unternehmen, so ganz moderne Stoffe dichterisch gestalten zu wollen; nicht Alles ist poetisch vrwerthbar, woran sich der Verfasser gewagt hat, und daher ist eben die Sammlung so ungleich ausgefallen. Sodann ist die ästhetische Grenze im Gebrauche des erlaubten Ausdrucks allzuoft hart gestreift: das mag kräftig sein — schön ist es nicht immer, dagegen klingt es oft banal. Da aber diese Gedichte mannigfaltige und geschickt pointirte Probleme behandeln und dieselben meist mit Gewandtheit und dichterischem Schwünge poetisch gestalten, so werden sie ohne Zweifel viele Freunde finden. Ueberflüssig freilich sind die vielen Druckfehler, die manchmal recht störend wirken. LS.

Bon Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen von Hans Hoffmann. Berlin, Gebr. Paetel. HanS Hoffmanns Erzählertalent zeigt sich in dieser Sammlung in seiner vollen Vielseitigkeit. Zwölf Novellen sind in diesem Bande vereinigt, jede einem bestimmten Monate des Jahres nach Stimmung der Gefühle und Farbe der Schilderung entsprechend. So kommt eS, daß wir fein humoristische und heiterfreundige Erzählungen wie „Thauwind", „Himmelfahrt", „Sonnenwende" neben ernst resignirten („Spätglück") und düster > schwermüthigen („Meeresstimmen",

„Winterfriede", beide einst in „Nord und Süd". Mai 1888, unter dem Titel „Strandgut" vereinigt) stehen sehen. Deshalb dürfte in der That wohl jeder Leser und jede Leserin etwas ihrem Geschmack und ihrer Neigung Zusagendes in diesem Buche finden. Nur die unheimliche Novelle „Irrlicht" eröffnet so grauenhafte Blicke in die Nachtseiten des MenschendaseinS, daß wir dieselbe, so meisterhaft sie auch in ihrer Art geschrieben ist, von dieser Sammlung lieber ausgeschlossen gesehen hätten. O.

Der Enthusiast von Kichtenstädtel

und andere Novellen. Von Karl Iänicke. Berlin W., Rosenbaum und Hart.

An die unseren Lesern bereits aus dem vorjährigen Juniheft bekannte Novelle hat der Verfasser noch drei andere Früchte seines reichen und vielseitigen Talentes angereiht: „Eine Beichte", „Im Waffenstillstand", „Der melancholische Sünder." Unter den Vorzügen derselben heben wir besonders die psychologische Vertiefung in das Wesen merkwürdiger Charaktere hervor. Der zwischen zwei Extremen seltsam schwankende Held der legten Novelle könnte als Seitenstück zu dem originellen „DoctorJekyll" des Engländers Stevenson betrachtet werden, auf den wir im Märzheft aufmerksam machten. Meist hat Karl Jänicke seinen Erzählungen noch besonderen Reiz dadurch gegeben, daß er sie den Mittelpunkt der geselligen Unterhaltung eines bestimmten Kreises von Personen bilden läßt; auf diese Weise wird der Kontrast der beiden unter Nr. 3 vereinigten Lebensbilder besonders deutlich. Die neueren Novellisten geben sich sonst gewöhnlich nicht mehr die Mühe, die eine solche, aus Goethes und Tiecks Zeiten her wohlbekannte, amnuthige Umrahmung kleinerer Erzählungen erfordert. Doch giebt es hoffentlich noch viele Leser, welche dieselbe zu würdigen wissen. i).

Kran Tannhänsen. Novellen von H. Dohm. Breslau, S, Schottlaender. Die erste Novelle, welche der ganzen Sammlung den Namen gegeben hat, wird den älteren Lesern von „Nord und Süd" noch in angenehmer Erinnerung sein; die dritte „Ob Schein, ob Wesen?" bildete eine Zierde unseres letzten Aprilheftes. Ebenso wie diese Novellen haben auch die zwei neu hinzugekommenen („Sterben im Leben" und „Marie") mehr oder weniger enge Berührung mit der Frage, ob die Stellung der Frauen innerhalb der Fa» milie und der modernen Gesellschaft eine reformbedürftige sei. Den bei vornrtheilsfreier Erwägung dieser Frage sich ergebenden Problemen schaut Hedwig Dohm mit einem sittlichen Ernste, der vor keiner Consequenz zurückschrickt, in's Auge; der Ernst ihrer Gesinnung wie die Klarheit ihrer Darstellung erinnert vielfach an Fanny Lewald, deren Streben Gottschall neulich in unserem Julihefte so lichtvoll geschildert hat. Nirgends aber drängt sich bei Hedwig Dohm die Tendenz unkünstlerisch hervor; vielmehr ist jede ihrer Novellen auch poetisch fein entworfen und in knapper Darstellung, in einer oft wahrhaft klassischen Sprache ausgeführt. Mit besonderer Liebe ist das Leiden und Ringen verschiedenartiger Frauennaturen dargestellt; die männlichen (eigentlich recht unmännlichen !) Charaktere dagegen sind zum Theil stark in's Graue oder Gräuliche hinein gemalt. Namentlich gilt dies von demHelden der vierten Novelle („Marie"), bei dem noch außerdem eine recht unpassende Vergleichnng mit Goethe

Ludwig XIV. und Straßburg 22 <

Adalbert Meinhardt in Hamburg.

Der Lovro. Novelle <

Paul Meyerheim in Berlin.

Die englische Malerei in den letzten fünfzig Jahren, mit besonderer Berücksichtigung der Genre» und Thierbilder t?

L. v. Sacher-Masoch in Lindheim-Oberhessen.

Russische Secten 24?

August Schmarsow in Breslau,

Nikolaus und Johannes von Pisa -Z4

Clemens Sokal in Wien.

Li» Roman der erpcrimentirenden Psychologie <Zl

Iwan Turgenjew -j-.

Der Junggeselle. Schauspiel in zwei Acten

Bibliographie 235. 42s

Musikalische Literatur !44

philosophische Literatur 45?

Bibliographische Notizen l44. 287. 44«

Mit den Portraits von: Julius Grosse, radirt von Zohann kindner in München; Giuseppe Verdi und Ludwig Pfau, radirt von L. Röhn in Nürnberg.

Zu unserem hunderteinundfünfzigsten Hefte.

Als das bundertste Heft unserer Monatsschrift seinen Weg antrat, da hat eine große Zahl unserer Mitarbeiter ihm „warmen Antheil gern verkündet" durch Beisteuer von größeren und kleineren Aufsätzen, Sprüchen in Versen und Prosa, mannigfaltigen Proben der künstlerischen und literarischen Eigenart; und viele unter ihnen gaben der Zeitschrift damals ihre freundlichen Anerkennungen, Ermuthigungen, Wünsche, Mahnungen mit auf die fernere Laufbahn.

Wenn wir nun jetzt, in dem Monate, wo ein halbes Hundert von Bänden, ivo dreimal fünfzig unserer Monatshefte dem deutschen Publikum zugegangen sind, auch nicht in gleicher Weise den ganzen Kreis unserer verehrten Mitarbeiter, von dessen fernerer Erweiterung das reichhaltige Gesamtregister an der Spitze dieses Heftes Kunde giebt, um ihre active Mitwirkung angesprochen haben, so scheint es doch diesem im Leben einer Zeitschrift bedeutungsvollen Momente angemessen jetzt im Rückblick auf den Inhalt der stattlichen fünfzig Bände unseren alten und unseren neu hinzutretenden Lesern in schlichten Worten zu sagen, was wir mit Hülfe dieser unserer Mitarbeiter auf den verschiedenen Gebieten der schriftstellerischen Thätigkeit in „Nord und Süd" gewollt und erstrebt haben, was wir zum Theile wenigstens geleistet und erreicht zu haben glauben, was wir für die Folgezeit ferner zu leisten hoffen und wünschen.

Die Novelle mit ihren Genossinnen: Erzählung, Charakterbild, Skizze ist ein Lieblingskind der modernen Dichtkunst in Deutschland geworden — sie hat auch bei uns in besonders hervorragendem Maße Pflege gefunden. Vielleicht dürfen wir sagen, daß unsere Zeitschrift an dem Aufschwünge dieser in unserem Zeitalter besonders reich und mannigfach entfalteten Art der erzählenden Dichtung ihren Antheil und einiges Verdienst in Anspruch nehmen darf.

Sehr verschiedene Richtungen freilich, sehr verschiedene Schauplätze und Lebenskreise, sehr verschiedene Stilarten sind in den Prosaerzählungen vertreten, denen wir mit Freuden in „Nord und Süd" Aufnahme gewährten, die wir zum Theil durch unsere directen und nicht immer bescheidenen Bitten den verehrten Freunden und Freundinnen unseres Blattes abgewonnen haben. Da folgt auf eine „Berliner Novelle" ein Lebensbild aus Süddeutschland oder den Ländern des halbslawischen Südostens; da stehen neben Erzählungen mit reich gegliederter, massig fortschreitender Handlung andere, in denen die psychologische Erfassung merkwürdiger Charaktere den Hauptreiz für den Autor ausmachte und für unsere Leser ausmachen muß; da wird die in Novellenform künstlerisch eingekleidete Anregung tiefer socialer und, kulturgeschichtlicher Fragen abgelöst von kürzeren, einfacheren Skizzen aus dem Leben, wie es ohne viel Theorie und Philosophie und Socialvolitik von naiven Menschen geführt wird; da finden sich Erzählungen in knapper und strenger Darstellung neben heiter behaglichen, ernst pathetischer Ton wechselt mit heiterem Humor oder mit maßvoll angreifender Satire. Und neben den OriginalSchöpfungen deutscher Erzählerund Erzählerinnen haben wir auch Sorge getragen, aus der erzählenden Dichtkunst fremdländischer moderner Literaturen — der Franzosen wie der Russen und Serben, des skandinavischen Nordens wie des romanischen Südens — manche bedeutenden und charakteristischen Proben in deutschem Gewände unseren Lesern vorzuführen.

Wir sind, das dürfen wir wohl sagen, nicht einseitig in unseren Novellen gewesen; niemals haben wir einen Geschmack, eine Richtung, eine Gattung ausschließlich be« vorzugt. Aber einer Forderung haben wir dennoch zu genügen getrachtet bei allen Novellen, die wir aus dem reichlich zuströmenden Stoffe fürunserc Monatsschrift auswählten: sie alle berühren wirkliche Probleme des Menschendaseins, die des Interesses unserer Leser Werth sind; und sie alle streben mit Ernst nach einer sittlich und künstlerisch gerechtfertigten Lösung solcher Probleme. Zimmerlichkeit und Prüderie hat uns ebenso fernegelegt, wie die Vorliebe für das Schwelgen im blofzen unbefriedigten Weltschmerz, wie die Verherrlichung der haltlosen Schwächlichkeit oder die Vergötterung des Häßlichen und Gemeinen. Und das soll auch — neben der Rücksicht auf Klarheit und Reinheit des Stiles — in Zukunft unser Maßstab sein, so oft neue poetische Arbeiten unserer Beurtheilung zur Annahme für „Nord und Süd" vorliegen.

Dramatische Arbeiten geringeren Umfanges haben wir gelegentlich gern aufgenommen; am liebste«, wenn es sich um solche handelte, die nach dem köstlichen Recept geschaffen waren, mit dem Ernst v. Wildenbruch unser hundertstes Heft beschenkte, und das wir hier wieder abzudrucken uns nicht versagen mögen:

Originelle deutsche Schauspiele, charakteristische und werthvolle Proben ausländischer Dramatik, namentlich auch kleinere dramatische Dichtungen, die durch scharf umrissene Charaktere und Leichtigkeit der Aufführung besonders werthvoll erschienen, hat „Nord und Süd" mehrfach gebracht.

Aus der noch immer so reich strömenden lyrischen und Ihrisch»epischeu Dichtung allzuviel in unsere Monatsschrift hinüberzuleiten, verbot sich von selbst. Aber wir haben es stets mit Freuden begrüßt, wenn wir zwischen die ewige Prosa auch einmal etwas Poesie einreihen konnten: künstlerisch abgerundete Erzählungen in Versen verschiedener Form, rein empfundene lyrische Gedichte, gedankenreiche Sprüche.

Wer etwa das jelzt veröffentlichte Gesamtregister der 150 Hefte unserer Monatsschrift aufmerksam durchsieht, der wird vielleicht überrascht sein, wenn er wahrnimmt, wie viele später durch Sonderabdrücke oder durch Sammelwerke weiter verbreiteten poetischen Schöpfungen in Versen und in Prosa durch „Nord und Süd" zuerst der deutschen Lesenvelt zugeführt sind!

Von den belehrenden Aufsätzen lEssahs) unserer Monatsschrift suchten wir den doctrinären Ton stets fernzuhalten und dock Arbeiten zu bringen, die von berufenen Autoren mit voller Sachkunde und zugleich in lebendiger und anschaulicher Tars tellung

geschrieben waren. Wir haben weder im Ganzen noch auf einzelnen Gebieten eine systematisch abgeschlossene äußere Vollständigkeit erstrebt: wir haben — bisweilen mit Ueberwindung — darauf verzichtet, regelmäßige Berichte über die Fortschritte auf einzelnen Feldern der Wissenschaft oder über das literarische, wissenschaftliche, künstlerische Leben bestimmter Länder, Volker oder Großstädte zu bringen — eben weil wir uns und unsere Leser nicht an die Fessel binden wollten, welche die stete Rücksicht auf eine solche Vollständigkeit und Regelmäßigkeit erfordert haben würde. Aber bei aller Freiheit der Auswahl auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens, Strebens und Könnens, die wir uns gestatteten, bei allem Freimuthe der Meinungsäußerung, den wir von unseren Mitarbeitern erwarteten, wird wohl Jeder, der eine längere Reihe unserer Hefte überblickt, finden, daß kaum irgend ein Gebiet des geistigen Lebens unberücksichtigt geblieben ist, und daß auch kein einzelnes Heft das Streben nach Mannigfaltigkeit und anregendem Interesse vermissen läßt.

Alte, neue und neueste Geschichte, mit Einschluß der Cultnr- und der Literaturgeschichte ist in Einzeldarstellungen reichlich berücksichtigt worden. Der modernen Entwickelnng der Baukunst und Plastik, der Malerei und Musik sind wir mit Theilnahme gefolgt; interessante Fragen aus der Sprachwissenschaft und der Philosophie, aus der Rechtskunde, der Volkswirthschaftslehre und der Volkerpsychologie sind unseren Lesern von berufenen Fachmännern und Schriftstellern nahe gebracht worden. Auf lebendige, von deutschen Reisenden aus eigener Anschauung geschöpfte Darstellungen des Lebens fremder Völker und Länder hat unsere Zeitschrift stets besonderen Werth gelegt. Gern hätten wir häusiger naturwissenschaftliche Essays gebracht, wenn es nicht gerade auf diesem Gebiete so schwer fiele, Autoren zu gewinnen, die mit voller Sichkunde die Fähigkeit und die Lust zu klar verständlicher, in gutem Sinne populärer Darstellung verbinden.

Es ist für eine Monatsschrift wegen der längeren Frist, in der die einzelnen Hefte hergestellt und vorbereitet werden müssen, nicht leicht, Erörterungen solcher Fragen zu bringen, die gerade in dem bestimmten Moment desErscheinens der Zeitschrift von besonderem, „aktuellem" Interesse sind. Wenn wir auch in dieser Beziehung mit der Tagespresse nicht Schritt halten können oder wollen, und wenn wir auch die Erörterung rein politischer und kirchlich-religiöser Fragen grundsätzlich ausschlossen, so war es uns doch häufig möglich, einzelne da besondere Interesse gerade unserer Zeit und unseres Vaterlandes in Anspruch nehmende Artikel über bedeutungsvolle Ereignisse der Zeitgeschichte, über Bildungsfragen, über künstlerische, literarische, juristische Reformen, über Jubiläen und Festversammlungen rechtzeitig aus sachkundiger Feder zu erhalten und zum Abdruck zu bringen.

In den Bildnissen hervorragender Zeitgenossen, welche regelmäßig die einzelnen Hefte von „Nord und Süd" schmücken — eine eigenthümliche Einrichtung unserer Monatsschrift — suchten mir stets durch scharfe Auffassung der Individualität und künstlerische Ausführung ein wirklich treues Bild der Persönlichkeit zu geben und dasselbe zugleich durch biographische Darstellungen von berufensten und geschicktesten Händen zu ergänzen. Bei Schriftstellern war es uns oft vergönnt, dem Bildnifz und der Charakteristik auch noch eigene literarische Gaben des Gefeierten beizufügen, so daß „Nord und Süd" noch in den Augen einer fernen Zukunft zugleich als Portraicgalleric und als Sprechsaal für eine große Anzahl bedeutender Persönlichkeiten unsrcr Zeit erscheinen dürfte.

Literarische Kritik ist in deutschen Zeitschriften zu allen Zeiten geübt worden? oft im Uebermaß, oft in verletzender Schärfe oder im Dienste egoistischer Motive oder engherziger Beschränktheit. Wir hoffen in dem kritischen Theile unserer Zeitschrift von diesen Ausartungen und Fehlern uns frei gehalten zu haben, und doch sowohl durch die längeren literarischen Berichte, die wir von Zeit zu Zeit brachten, als durch die Jllustrationsproben, welche wir der Besprechung bedeutender Prachtwerke beifügen durften, als auch durch die — freilich oft nothgedrungen kurz gehaltenen — bibliographischen Notizen die Kenntnifz manches guten Büches unseren Lesern vermittelt zu haben; hier und da beleuchteten wir auch wohl in der Form harmloser Satire die Schwächen manches weniger gelungenen Werkes oder traten dem Emporkommen von Geschmacklosigkeit oder Unbildung auf belletristischem Gebiete, wo es nöthig schien, noch schärfer entgegen. War es uns auch selbstverständlich nicht möglich alle Seiten und Eigenschaften der angezeigten Bücher erschöpfend zu beurtheilen, so hoffen wir doch, daß Niemand uns den Vorwurf des leichtfertigen Absprechen?, des ungerechten Tadels oder auch des grundlosen Lobprcificens wird machen dürfen.

Diese Andeutungen über die Absichten, welche die Redaction der ISO Hefte von „Nord und Süd" geleitet haben, glaubten wir an dieser Stelle geben zu müssen. In gleichem Sinne soll unsere Monatsschrift weiter geleitet werden, gehoben und getragen durch das Bewußtsein, daß hervorragende Männer und Frauen aus allen Theilen deS deutschen Vaterlandes, hochbegabt für Dichtkunst oder künstlerische Thätigkeit, wohlbewandert auf den verschiedensten Gebieten des Wissens, erprobt und geübt in klarer und fesselnder Darstellung, uns thatkräftig unterstützt haben, und daß die gebildete deutsche Leserwelt im ganzen Reiche und im fernsten Auslande — wie wenig wir auch jemals um die Gunst einer bestimmten Partei oder einer bestimmten Richtung gebuhlt haben — uns ihre Theilnahme nie versagt hat.

Möge die lthatkräftige Unterstützung solcher Mitarbeiter, möge die Gunst eines solchen Lescpublikums unserer Monatsschrift auch ferner erhalten bleiben!

Berlin und Breslau, RkdartW» N«d V<rlag

im September 1839. von

„Mord und Sud."

Gesamt-Register.

über

die ersten 150 Hefte (50 Bände) der deutschen Monatsschrift

„Nord und Süd".	
«uerbacli, vertheil» in Berlin. Der Sohn de» Käthchen von Heilbronn. Erzählung. Heft 14. Mit dem Portrait Auerbach»,	
Erinnerung, Heft S2,	— Ferdinand Alba und Eliirchen. Eine Brüsseler
— Unsichtbare Gebirge, Heft 8S,	— Briefe an Wilhelm Wolfsohn, Heft 12S, 126. «uerbach, gfelir in Breslau, Hermann Heimholt; und die wissenschaftlichen Grundlagen der Musik. Heft S6, Mit dem Portrait von Helmholtz.
Heft IN4, INS.	— Die EntWickelung der deutschen Universitäten.
Baa«, I. Her«, in Worms, William Harvey der Begründer der neuen Physiologie und ihrer Methode, im Lichte der Culturgeschichte, Heft 37.	»«gier, Smtle in Paris, Fragment, Heft 2S.
Heft 54,	— lieber die Grenzen des ärztlichen Erkenne»».
Heft 72,	— Ueber die Grenzen de» ärztlichen Können».
— Die «rille, Heft 8S,	
Prwatmirthschaft. Heft 8.	»aechtoltb, Jakob in Zürich. Au» Heinrich Leut<hold» Nachla», Heft 39, Baron, I. in Berlin. Gemeinwirthschaft und
— Der Normalarbeitstag. Heft IS,	— Die neuen Reichsjustizgesege, Zum 1. October
1879. Hckt 39.	
— Die Frauen im römischen Recht, Heft 112, Bartsch, Karl in Heidelberg. Jose! Victor von Scheffel. Heft 16. Mit dem Portrait von Scheffel».	— Italienische» Frauenleben im Zeitalter Dante».
Heft 30.	
— Das altfranzösische Volkslied. Heft 62.	
— «friede, Erzählung, Heft «N,	
— Jen» Paul in Heidelberg, Heft 97,	«««>,, «. de in StraKburg. Ueber die Bedeutung der Blumen, Heft 13. Bäsch, E. von in Wien. Tos Wesen de» Kreil»lanfs, Heft 4«, Bauernsel», Ed. in Wien. Correspondenz mit Anastasius Grün, Erinnerungen, Heft 6,
— Moriz Schwind zum Gedächtnis,, Heft 9.	— Zahme Xemen, Heft 143, Mit dem Portrait
Bauernfeld's,	Baumbach, Rubols in Triest, Neue Dichtungen. Heft 74. Mit dem Portrait Baumbach'». Bau», V. i» Leipzig, Der Elsa>j als eine Pflege»statte deutschen Leben» und deutscher Gesinnung,
Heft 16.	
Baur, «. in Leipzig. Tie Salzburger Emigranten, Ein Leidens und Lebensbild aus der evangeliskien Diaspora, zugleich ein Zeugnisj fiir die ikirchenPolitik der Hohenzollern, Heft LS.	
Beck, Karl in Wien, Erinnerungen an Alexander Petöfi <184«) Heft 2S,	
Bender, Sedwig in Kisenach. Giordano Bruno, Heft 146,	
»erger, Arnold V. in Bonn, „Werther", „Faust" und die Anfänge des „Wilhelm Meiste," , He?t 1 «,	
Bernhöst, gsrän in Rostock, Ueber die Stellung der Frauen im Alterthmn, Heft 89 Bieberstein, Rogolla den, A. in Breslau. Die strategischen Verhältnisse Deutschlands Ruhland gegenüber. Heft 142. 143, Biedermann, Karl in Leipzig, Zur EntwicklungSgeschichte der Goethe'fchen Faustdichtung, Heft 8,	
— Lessing in England, Heft 18.	
— Aus Heinrich von Kleists Lebens- und Liebesgeschichte, Ungedruckte Briefe des Dichteis, Heft SS, 6«, «7.	
— Die Natur als Gegenstand poetischer Sinpsindung und Darstellung, Heft 7«,	
— Ein Stück Ledens- und Zeitgeschichte, Heft 8ö,	
Mit dem Portrait Biedermanns,	
— Zur Literatur des deutsch-französischen Krieges, Heft ISN,	
»ig«,,, «ftarleS in Paris, Jules Grevy. Heft 108, Mit dem Portrait Grevy's,	
Björnkön, »jörnftlerna. Staub, Erzählung, Aus dem Norwegischen mit Erlaubniß des Verfasser« übersetzt von Helene Schröter, Heft 6»,	
Blüm»«, Sugo in Zttricl,, Ueber Travestie und Parodie in der klassischen Literatur, Heft K7,	
«odensledt, Friedrich in Wiesbaden, Prolog, Heft l.	
— Michelangelo und Vittoria Eolonno in ihren freundschaftlichen Begebungen, Heft IM,	
— „Nene» Leben", Heft is°s,	
— Die heiligen Stätten in ihrer Bedeutung für RnsUcmd. Heft 117. Mit dem Portrait Bodenstedt',.	
— Sakuntala. Heft 127,	
Böhlä«, Helene in Weimar, HerzenSwah»,	
Novelle. Heft 8«, »g, Boi»-l»ehm»nd, «. du in Berlin. Ueber da» Nationalgeftilil, Rede zur Geburtstagsfeier des .Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin an, W, März 1878 gehalten. Heft IS, Bölsche, Wilhelm in Berlin, Telepathie, Da»	

Märchen von einer neuen Wissenschaft, Heft 137, »oerner, Paul in Berlin, Rudolf Virchow bis

zur Berufung „ach Würzburg. Heft 6l. Mit

dem Portrait Virchows.

— Friedrich Theodor von Frerichs, Heft 8K. Boetticher, «dols in Berlin, Tie Stadt des Tantalo», Heft 49,

— Die neuesten Ausgrabungen der Griechischen Archäologischen Gesellschaft, Heft S7,

— Die Ausgrabungen der Franzosen auf Delos, Heft 93,

Borge««», Sh. in Berlin, Eine Mondnacht, Novelle, Heft 132,

Bormann, Walter in München, Hermann Lingg, Heft 124. Mit dem Portrait Lingg's,

— Adamantios Korais als Zeuge der französischen Revolution, Ein Blatt der Vorerinnrcung zur hunderljälirigen Wiederkehr de» RcvolutionS5 tage». Heft 145,

Boh-15'v, Ida in Lübeck. Sein Schüler. Novelle, Heft 1N9, Mit dem Portrait Lingg'Z,

— Sturm, Novelle. Heft 137,

Brachvogel, Udo in Omaha, Bret Harte. Heft 44. Mit dem Portrait Bret Härte's.

— Carl Schur,, Hcft«3, Mit den, Portrait von Schurz, Brahm, r»io in Berlin. Schiller auf der Stutt»

zarter Militärakademie. Heft 133, Brande«, Georg in Kopenhagen, Henrik Ibsen. Heft »0. Mit dem Portrait Ibsen'».

Brandes, Eeorg in Kopenhagen. Schock von Staffeldt, ein deutsch-dänischer Dichter. Heft IIS. 114. Mit dem Portrait von Brandes.

vrandt,d. Oberst z, D, in Berlin, Das Leben von Eolin Eamvbell, Lord Slyde. Heft S3,

— Bilder au» Indien. I, Heft ev,

— Bilder au» Indien, II. Heft b7,

Brandl, R. ». in Peking. Sprache und Scbrift

der lZhinesen, Heft 78. »raun-WitSdaden, Karl in Leipzig. Eine un

findbare freie RciclSstadt. Lullurgeschichrlche

Ek,zzc. Heft 20.

— Nur ein Schneider. Bilder au» der Slem

staaterei. Heft 31, SS. 33,

— Weltpoliirik und Kleinstaaterci 1L60. He't «7.

Mit dem Portrait Braun'».

— Wer hat da» Pulver erfunden? Sii e culturge»

schichtliche Plauderei, Heft 7S,

— Rudolf von Jhering, Heft i,7. Mit dem Portrait

von JKering'S,

— Ta» Attentat auf dem Niedeuald. Heft 97,

— Reiseeindrücke aus Bosnien und der Herzegowina.

Heft 1VS,

— Eduard Simson. III. Mit dem Portrait

Simson's,

— UnsoZuldig verurtheilt. Eine Criminalgescrichte

au» dem siebzehnt>n Jahrhundert. Heft 114. Brehm, «. ?. in Berlin. Wildxferde in den

asiatischen Steppen, Heft 6.,»reitingcr, H. in Zürich, Die Sntmickelung d«

Realismus in der französischen Dichtung de»

neunzehnten Jahrhunderts, Heft S.

— Der heutige Roman Italiens. Heft SO.

»ret Hart, in New-Aork, Der Mann von Solan«.

Amerikanische Skizze. (Uedertragen von Udo

Brachvogel.) Heft 1, »rück, «nto» Theobald in Osnabrück, Da»

Alter, Heft «l,

— Lachen und Weinen. Hcft 77.

— Die Etigmonsirten. Hest 88,

Brückner, Alexander in Torpot, Zur Naturgeschichte der Prätendenten. Heft 44.

— Josef II. in Ruhlsnd i. I. 178«, Heft 77. TS.

— Tie Geschichte der Todesstrafe. Heft 119.

— Ter Fortschritt in der Geschichte. Heft 99.

— Tie Geschichte der Meinungen über die Todes

strafe. Heft 123.

— Zur Sharolteristik de» Kaisers Paul. Urtheile

von Zeitgenossen, in den Acten de» Woronzom»

sehen Archivs. Heft 144. Bucher, Bruno in Wien, Zur Popularisirung

der Kunst, Heft 10. Buchner, Max in München. Metamorphosen de»

Ehristenthum» bei den Negeru. Heft 133. »ultftaudt, Heinrich in Bremen. Ganr.mco.

Novelle, Heft 122. «uns»», Mari« v. in Berlin. Tiefe Fluthcn.

Heft 87.' »ürger, »ueian in Altona, Timitri. Novelle.

Heft 119,

»«sc», W. in Bonn, Der Fuß und seine Bekleidung, Hcft LS,

Eantor, Moritz in Heidelberg. Sir Jsaac Newton. Hest 4l>. 47,

— Aus UnivcrsitätSkreisen, Heft 81.

— Bier berühmte Astrologen. Heft 13S, «Zarriere, Moritz in München. Geschmack und Gewissen, Heft 4.

— Der Unterschied de» plastische» und malerischen Stil», Heft g. Mit dem Porträt Eorricrc».

— JohanneSHuber, Hcft 27, Mit dem PortrailHuber».

— Wechseldeziehungen deutscher und italienischer

Kunst. He« 43.

— Ealderons Arzt seiner Ehre und Shakespeare»
Othello. Hest SO.

— Bettina von Arnim, Heft 118.

Kassel, PauluS in Berlin. Die Symbolik de» Schleier», Heft 121.

Novelle, Seit SN,
Shrlicd, Heinrich in Berlin, Anton Rubinstein.

Heft SS.

blicke, Heft «n,

Brahm»,
— Eharle» Gounod. Heft 1N2,

Franz',

Italien, Heft 12«,

Schumann'»,

und die Eonstitution. Au» seinem Nachlasse
mitgeiheilt von SeinrichMei» nerin Berlin,
Heft 132.

Elfter, Christian. Eine Krcuzträgerin, Erzählung,
Au» dem Norwegischen übersetzt von Einum
Rlingenftld, Heft 72.

»ras, Wolsgong in Breslau. Die iilunst Bowlen
zu brauen, Heil INI,

«iichc. Hat 148.
Erdmann, O. in Breslau. Professoren und
Stdente» auf der Bühne, Heft 138.
Ernst, ?. in Konitantinopel, Tie Renegatin, Eine

Erzählung au» dem Orient, Heft 29. 3».
Eulenburg, PH,li»P I» in München, Aus der

— Die letzten Weetzow, Novelle, Heft 113,

Heft 131.

— PeregrinoRaro, Heft 124.
Kalke, Jncod ». in Wien, TaS Fenster in der
Wohnung, Heft 2,

— Zeitgemäße Patinafragen. Heft «7.

von Falke'».

Heft 137. 138.
Kastenrath. Johanne« in Köln. Don Ioss
Echegarau, Heft I2N. Mit dem Portrait Eche-
garay'S,

Mischer, Kuno in Heidelberg, Ein literarischer
Findling als „LessingS Faust", Heft 2,

Bedeutung in der deutschen Literatur, II, LessingS
Minna von Barnhel»,. Heft 38. 39, Iii, LessingS
Emilia Galotti, Heft 4 I, Mi, d, Portrait Fischer'».

reinen Vernunft", Heft S1. «ischer, W. Briefe »on Richard Wagner, Heft 7«, Kttger, «. in Bremen, Das Mniicrium des großen

Pan, Heft INS, Mit dem Portrait Fitger'S,
Kolticineano, M. in Berlin, Land und Leute in

Bulgarien, Heil 134.
Fontane, Theodor in Berlin, Grete Minde,

Fontane»). Heft 4N.

Heft öS, b«,

JnvaUdenkirlihof. He" S«,

Vließ und die Argonauten, Heft 17.

Edler, Marl Erdm. in Wien, Eine Glocknersahr.

Heft M. Mit dem Portrait Rudiniteins,
— Mailänder Erinnerungen aus dem Sommer 1881.

— Tie Berliner Musik-Saison 1881/1882. Rück

— Johanne» BrahmS. Heft «2, Mit dem Portrait

— Robert Franz, Heft 112, Mit dem Portrait

— Tie Entwiclcigung der dramatischen Musik in

— Klara Schumann. Heft 128. Mit dem Portrait

— Au» der musikalischen Vogelperspective, Heft 13«.
— Der Muni-Winter 1888—1889, Heft 149. Eichendorss, Joseph griiherr von. Preußen

— Die Fische im Hanshalt der Natur und in der

der An, Eiuc mariische Studie. Hesl 83.

— Drei Slizzen: Am Sonntag, wenn der Flieder
blüht, — Ein Brief, — Eine Spaziersahrt. .Heft IIS,
— Ein Blatt preußischer Politik vor hundert Jahren.

Ehssenhardt, ?ro»j in Hamburg, Der Ursprung der romanischen Sprachen, Heft 3«,

— Ter englische Garten, Heft 92. Mit d. Portrait

— Ideen zu einer Geschichte de» Wohnhauses.

— Ueber G, E, Lessing, I, LessingS reformatorische

— Tie hundertjährige Gedächtnisfeier der „Kritik der

Nach einer altmärkischen EKronik, Heft 2«, 27,
— L'Adultera, Novelle, Heft 39, (Mit d. Portrait

— Groeben und Siethen. Ein märkische» Copitcl.

— Ter Sckarnhorsi'Bcgräbnißvlatz am dem Berliner

— Jnni -t'i«n,anr, Gedicht, Hcst 97, Korchhammer, P. W. in Kiel, Da» goldene

Forster, «. in Bern, lieber die neuen ErdbebenKatastrophen und Vulkanausbrüche de« Jahre» 1883 und nberdiellrsachen der Erderschütterungen.

Heft «7.
Förster, »rix in München, Jean Paul in Weimar.
Nach Ori^Inalbnaien, Heft 138,
Kranzos, Karl Vmil in Wien, Die Locke der

heiligen Agathe, Eine moderne Legende, Heft Ig, greiligraih, Ferdinand Uebersetzungen, Aus
dessen NaclilaK, lGediclite von Rodert Herrick
und T h, B, Aldrichl, Heft 11, Frensdorfs, F in Köningen, Die Entstehung
der Hanse, Heft IS, ffrenzel, Karl in Berlin, Wie ich in die Literatur
kan>, Heft 142, Mit dem Portrait Frcuzel'S, ffrerichs, Idcodor in Berlin, Ein Brief, Heft 84,
Mit dem Portrait vo« FrerichS,
Freund, Fritz in Strasburg im Elsaß. Da?

Unheil der Porzia in Shakespeares Kaufmann
von Venedig, Heft 94, Friedberg, Vmil in Leipzig, Dos alte deutsche
Reich zur Zeit seine? Niederganges, Heft 76, Friedman», Fritz in Berlin, Das Bischen Straf
gesetzbuck, Heft 1fl7. Friedrich, Friedrich in Leipzig, Die Jugendfreunde, Novelle, Heft «0. Friedrich, A. in Heimchen, Johann Joseph Ignaz
von Doellinger, Hcfl 32, Mit dein Portrait
Doellinger»,

Friedrichs, Hermann in Messino, Das Kreuz der Liebe, Novelle, Heft 121.

Jrics-Schwenze», H. in Berlin, Marit, Nor-
wegische Novelle. Heft 123,

Fuld, Ludwig in Mainz, Die Ermordung des
Polizeiraths Dr. Rnmps in Frankfurt a. M,
Heft INZ.

«ane, N. Andrei Floren, der Eurcan, Aus dem
Rumänischen naev dem Mamiscripte und unter
Mitwirkung tes Verfassers überseht von Mite
Kremnitz-Bardeleben, Heft 33,
«arde, Richard in Königsberg, Leben derEuropiier

in Indien. Heft 13«,
«arschin, W in Petersburg, Zwei Märchen,
Uebersetzl von Julie Romm, I, IiiaS nie gewesen
II. Attalea princcps, «st >>S,
«edler, Karl v. in Meran. Alcssandro Wanzoni,

Hinnicke, A. in Berlin. Die Telegrapbie in Berlin, Heft 113,

— Tai Fernsprechwesen, Heft 114.

Henle. I. in Göttingen, Der medicinische und der religiöse Dualismus, Heil lZ.

— Ueber da» Erröthen, Heft KS,

Hermann, Hans in Breilau. Steeple - Ehase.

Novelle, Heft 144, Herr., Mariin in Breslau. Die Reisen de»

Hertz. Wilhelm in München, Die Sage »om Parzival und dem Gral. Heft S2.

— Beomuls, Heft 8«,

— Zwei Novellen in Verse,,, Heft 104.

Setiner, Hermann in Dresden, Die Franziskaner in der Kunstgeschichte, Heft S7. Mit d. Portrait Seltner'«,

Heyden, «. von in Berlin, EinEostümmerk. H. IIS. Heule, Paul in München, Jppolito Nievo. Heft 7. Mit dem Portrait Hcyse'S.

— Beppo, der Sternseher, Novelle. Heft 9,

— Reisebrieic: An Arnold Böcklin in Florenz. An

Otto Ribbeck in Leivzig, Heft 1», — An Wilhelm Hertz in Berlin, An die zu Hause Gebliebene». Heft 17,

— Aus der italienischen Risemavpe. Heft 22.

— Die Madonna im Oelwald, Novelle in Versen.

Heft 27, 28,

— Die Eselin. Novelle. Heft 4«.

— Der lahme Engel. Novelle, Heft 4«.

— Der Mönch von Montaudon, Novelle. Heft S2.

— Unvergegdare Worte, Novelle. Heft 67,

— Da» Fagott, Trauersviel in einem Akt. Heft 92.

— BiSmarck-Lied. Heft »7,

— Sine Dante - Lectüre. Charakterbild in einem

Akt, Heil 112.

— Die schwerste Pflicht. Trauerspiel in einem

All. Heft 13l, Hildebrand«, W, in Naumburg. Der Skat-Onkel.

Erzählung. Heil 191. Hiller, Aerdinand in Köln, An Franz Liszt.

Heft », Mit dem Portrait Liszt'S.

— Adolphe Rourrit. Herl 28.

— In Wien vor S2 Jahren, Heft 3S,

— Marime du Eamv, Seit 87.

— Frankfuner Tonkünstler vergangener Zeit. H, S4.

Mir den, Ponrait Hillcr'«.

— Sin Ihcaterkind, Bon Fran?oiSEoppSe, Heft 69.

(Siehe auch Cop»Se.> Hirlchsel», Gustav in Königsberg. Festfeiern und Gedenktage im griechischen Alterthum, Heil 38. - Ein deutscher Gesandter bei Solmian d, Grosclu. Heft 84,

— Ernst SurtiuS. Heft 10«. Mit dem Portrait

von Eurtiu«,

— Preugen und die Antike. Heft 144, Srlrchsel». Vudmla van in Berlin, Entgleist,

Sine Skizze. Heft 107. l«8. Hoffmann, Hans in Stettin, später in Berlin, Der schö,,< Ehecco, Novelle. Heft 42.

— Der Mönch von Paläokastrizza, Novelle. H, 198,

— Strandgut, Novelle, Heft 134.

— Erfüllter Beruf, Skizze, Heft 144. Mit dem

Portrait Hoffmann'S, Holtzendorff. Kranz von in München, Social

volitische Reiieskizzen ans Ichottland, Heft 47.

Mit d, Portrait von Holtzendorst'S. 48, 49, SO Homdeiger, Heinrich in Berlin, Der Posten der Frau. Heft «9. Honegger, I. I. in Zürich, Alerandre Duma?

silS, Heft 28. Mit dem Portrait vo» DumaS, Hopsen, Hans in Berlin, Zwischen Dorf und Stadt, Novelle. Heft 2.

— FllnserlS «Ittck und Ende, Aus den Geschickten

des Majors, Heft 23, M. d, Portrait Hooftn's,

— ES hat so sollen sein, Sprichwort in einem Akt, Heft 149,

Hoern», Vloriz in Wien, Die Anfänge der Kunst in Griechenland, Heft 9«,

— Das Heroon von Gjöldoschi, Heft 122

Hoernes, Moriz in Wien, Der falsche Czar Peter III, Eine Episode au« der Geschichte Montenegros. Heft 137,

— Eine Erhumirung in Bosnien, Heft 144.

— Die Kellen in Süd-Oesterreich. ,veft 149. Huber, Johannes in München. Moderne Magie.

Heft 27, 28, Mit dem Portrait Hubert'«, Hübner, «. in Berlin, Laoloon, H^t 24, 1VS.

— Antonio Cänova» del Castiilo als ästhetischer

Schriftsteller. Heft 129.

— Horaz in Spanien, Heft 136,

Hübner, Julius in Drc«dc,,, Tintoretto, H. 31.

— Da« Wiedererwachen der Kunst in Italien und

die italienischen Schulen, Heft SS. Jaenicke, Karl in Breslau. Annette von DrosteHitlShoff. .«est 99.

— Justine Danlmar, Novelle. Heft 116, 117,

— DerEnthustast vonFichlenstädtel,No»clle.Heft13S, Jastrow, I. Die Marienburg, Ein ostdeutsche« Denkmal, Heft 116,

Ibsen, Henrik. Poetische Epistel, Uebcrs, von L, Passarge in Königsberg, Heft 197.

Jeannln«, ». in Pari«, Seltsame Bande, Novelle, Heft 139,

— Eine Idylle in der Groijstadt, Novelle. Heft 142. Jenken, Wilhelm in Frciburg in Br. Au« den Banden. Novelle. Heft 1,

— Monika Waldvogel. Novelle, Heft 4,

— Bohemund. Novelle in Versen, Heft 19,

— Ein FrühlingSnachmittag, Heft IS,

— Im Mai, Eine Symphonie. Heft 24. Mit dem Portrait Jensen'«,

— Faira, Ein erzählende» Gedicht. Heft 34. 35.

— Am Aschenkrug, Gedicht. Heft SS,

— Ein Schatten. Gedicht, Heft «3,

— Der Wille de« Herzens. Novelle. Heft 7S,

— Jung-Biimarck, Gedicht, Heft 97.

— Ilm die Pffingstzeit, Novelle. Heft 193. 104.

— Au« meiner Vaterstadt, Die Persianischen

Häuser, Heft 139, 149. Jhering, Hermann v. in Leipzig, später in Rio Grande do Sul. Die Thierwelt der Alpenseen und ihre Bedeutung für die Frage nach der Entstehung der Arte», Seft 29.

— Rio de Janeiro, Heft1S9,

Jhering, Rudolph v. in GSttingen. Das Leben für und durch Andere oder die Gesellschaft, Heft 1.

— Honorar und Gehalt. Heft S.

— Die Sitte im Munde der Sprache. Heft 49, Aoe>«, M in Berlin, Besuch einiger Schulen d.

Allgemeinen Israelitischen Allianz l^IIi,m« Isriwlit» 1',,,ivers«Ilo) in Marokko uud Kleinasien, Heft 147,

Jokai, «oriz in Budapest. Fürst und Fra Día» volo, Heft 81. Mt dem Portrait Jokai'S,

Jordan, Max in Berlin, Ludwig Knau», H, 49. Mit dem Portrait von Knaus,

Jordan, Wilhelm in Franlfurt a. M, Rauhref, Gedickt, Heft 6S, Mit d, Ponrait Jordan'«,

Jrmer, Georg in Hannover, Der Nord - OstseeEanal. Heft 194,

Jungt,«»», «ophi« in Kassel, Giulio Valori. Novelle, Heft 48,

Kaibel, Georg in Grcif«mald, Allgemeine Bildung in der römischen Kaiserzeit. Heft III,

Kalischer, Nlsr. in Berlin, Ludwig van Beethoven in Berlin. Heft 116,

— Beethoven und der preuhische KönigShof unter

Friedrich Wilhelm III Heft 14«,

Kapper. tkiegsrie» in Pilo, Klöster und Klosterleden in der Hercegovina, Heft 2l,

Kardorff, Wilhelm v. in Wahnitz Die wirthsckafftlichen und finanziellen Rcsormprojecte des Reichskanzler». Heft 23,

«astner, «Sil», in Aliendurg, Earina Bionda. H.120.

Kelle, AnHann in Prag, Die Vermiiilschung der deutschen Sprache, Heft «2.

«eller, «ottsried in Zürich, Der Apotheker von Edamounir, Fragment au» einem älteren Gedichte. Heft «9, Mit d. Portrait »eller'S,

«tlltr-Leuzinger, Zs. in Stuttgart. Ein Besuch In Lissabon, Heft 7«.

— Ein Besuch aus der Alhambra, Hcst SN.

— Ferdinand »on Lesseps. Heft M, Mt dem

Portrait von Lesseo'S, Kiredhoff, Alired in Halle a. d, S, Darwinismus

in der Bölkerentwictlung, Hekt 93, KilS, Joses in Budapest. Iehooah, Eine poetische

Erzählung, Ucbersetzr von Josef Sleindach,

Heft 12Z,

KtKner, AlphonS in Königsberg, Hypnotismu» in England und Frankreich, Heft 114.

Klaiber, Juliu« in Stuttgart. Wilhelm Hauff. Heft It.

Klebs, S. in Zürich, Schädliche Nahrungsmittel, Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Krankheiten, Hcst 11,

— Die Umgestaltung de» Menschengeschlechts, ins

besondere durch Krankheiten. Heft 83.

Kltin,Sugo in Wien. Zauberkünste, Novelle, Heft 141,

Klein, Martin in Breslau, Weltanschauung, Religion und Wissenschaft, Eine Kritik, H, 128.

Kleist, Heinrich v»n. Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden, Eingeleitet durch einen Brief an den Herausgeber von Adolf Wilbrcmdt. Heft IN.

Kliuckowfröm, Agnes »rast,, in Berlin, Nyr. Rovellet. Heft 122. 123.

«Noll, Philipp in Prag, lieber die EntWickelung und die Störungen der Sprache, Hcst 121,

Koberftcin, Karl in DrcSden, Prinz H,inrich von Preußen und seine Stellt,ng zur Tradition und Geschichte, Heft 33,

— Karl Friedrich Lessing, Heft 42, M, d. Portrait

 K. F. Lcssiug's,

— Der Dichter des Frühling», Heft 4g.

— Ein märkischer Junker, Heft K8,

— Ein Letzter vom Regiment Geusv'arneS, H, »4.

— Friedrich der GroKe und Wilhelminc von Bay

reuth. Heft «7, «och, «. in Neuses, Der deutsche Brahmane,

 (Fr, Stuckert,) Heft 65. Koppen, Fedor von in Berlin, Mottle und

seine Kriegführung, Heft 4«, Mit d, Portrait

des Feldmarscholli Grasen von Moltke.

— Hermann Kunibert Neumann, H, IS». Koksman, K. in Heidelberg, Tie Bedeutung des

Einzcllebens in der Darwinistischen Weltanschauung, Heft 36.

Kraus,, Jrtlz in Zürich, Shakespeare und seine Sonette. Hesl 23,

Krell, P. gf. in München. Wiens architektonische Physiognomie I, II, Heft 134, 13S,

Kremnttz, M te in Bukarest, «armen Sylva, Heft SS, Mit dem Portrait Carmen Sylva'S (Königin Elisabeth von Rumänien!.

Krrtzer, Vtaz in Berlin, Tic Blinde. Novelle. Heft SO.

Krehenberg, Kotlhold in Iserlohn. Die neue

 Erziehung, Heft S9. Krehssig. Ar. -s- Bora, ger und Eonrier. Hest 8S.

— Tl iers und seine Zeit. Hest »3,

Kruse, Heinrich in Bückeburg. Der Tänholm. Hest 14,

— Idyllen: Die Dachreiter. Wider Wind und

 Wellen. Heft 21.

— Die Siegelbewahrer, Eine Scegcschichtc. H. 45,

— Adelaide, Eine Sccgcschichte. Heft 54.

Kunz, Hermann in Berlin, Kaiser Wilhelm und die Reorganisation der preuszischen Armee. Hcst 135,

Kürndergcr. Ferdinand in Wicn, Kiiustlerbräute.

 Novelle, Heft 3, Kurnik, «ar in Breilau, Karl von Holte!. Ein

 Lebensbild. Heft 35, Mit d, Portrait v, HolteiS. Kurl, Isolde in Florenz, Haschisch, Aus dem

 Tagebuch eines Philosophen, Hcst. 36.

— Welt-Kritk. Heft 11»,

— ^imc, Pestis, Novelle. Heft 129.

Laiftner, Ludwig in München, Der geraubte

 Spielmann, Rovellet, Heft 51. Lamezan, »d. Gras »on in Wien, Ueber menschliche Willensfreiheit und strasrechtliche Zurccl.nung, Hest 37.

— Die neucsten Criminal'älle in Wien, I. Die Ver

wilderung in den Gronstädten. Hcft 8S. —

 II. Hugo Schenk und seine Genoffen. Heft »7.

 III, Stellmacher und Kammercr. Heft gl. S2. Lang, Earl in Offenburg. Ueber aUgriecdistie

 Musik. Heft 37. Lange, Friedrich Albert. Ueber philosophische

 Bildung, Heft Sl, 32, 35, L'Arronge, Adolph in Berlin, Das Theater

 »nd die Gemerhefreiheit. Heft SS. Mit dcar

 Portrait L'ArrongeS, Lafzwitz, Kurd in Gotha. Die poetische und die

wissenschaftliche Betrachtung dcr Natur, H, 122!.

— Mirar. Träume eines modernen Geisterseher»,

erläutert durch Träume moderner Metaphysik. Heft 138,

Laube, Heinrich in Wien, Eduard Devrient.

 Heft IS. Mit dem Portrait Laube», Lazarus, M. in Berlin, Erziehung und Geschichte.

 Heft 48. Mit dem Portrait von Lazarus, I.

— Carnaval, Eine psychologische Studie, Heft L

— Die SonntagSfeier. Eine Bision, Heft 109. Leonhard, Rudolph in Halle, Die Universität

 Bologna im Mllelalter. Heft 88. Leuthold, Heinr. Aus Heinrich Lcuthotd» Nachlaß.

 Eingeleitet „nd herauSg, v. Jakob Baechtoli, in

 Zürich. Heft 3«. Liedreich, Richard in London, Realismus und

 Idealismus im Portrait. Heft 8. Liechlensiein, Rud. Fürst zu in Neulengbach.

 Die Kinder des Ostens, Novelle, Hcst 3». Linda«, Anna in Berlin, Der Sonneneis. H. IZ7. Lindau, Paul in Berlin. Fcrd, LassalleS legte

 Rede. Eine persönliche Erörterung. Heft 2.

— Victor Hugo vor der Verbannung (IM2—18S1).

 Heft 4, Mit dem Portrait Hugos,

— I» und nach der Verbannung (1851—1877).

 Heft 5,

— Wilhelm Busch, Heft 11. W, d. Portrait Busch'».

— Julian Schmidt und der „SciMerprciS". H, SS.

— Emile Augier. Heft 25. Mit d, Portrait Augier'«.

— Ernst Dohm und der „Kladderadatsch". Heft 31.

 Mit dem Portrait Dohm'«,

— Persönliche Begegnungen: Elise. Hcft 34.

— Goethe» „Faust" als Bühneuw.rk, Heft 42.

— Persönliche B gegnungen: Henri. Hcft 4S.

— Die Ahnen, Ei» Roman von Gustav grentog.

Mit einem Holzschnitt „Jnimo und Hildegard", nach einer Zeichnung von H, Kaulbach. (Aus der „Gustavgreyiag-Gatcric".) Hcft 47.

— Rickard LilagnrcrS „Ring der Nibelungen" in

 Berlin. Hcst Sl.

— Herr und Frau Bewcr. Novelle, Heft SS, S«.

Heft 110.

— In, *Nonnengarten, Novellen*, Heft 118. Meiszner, Als«» in Bregenz. Toni. Novelle.

Heft 37. 38, Mt dem Portrait Meißner'«.

Memminger, «n«»n in Würzburg, Die Wege nach dem Orient und Indien. Heft 118,

Mendelssohn - Barthold«, Felix. Briefe an Moschele» und seine Frau. Vcrösfentl cht von Felix MoscheleS in London. Heft 131. 132.

Merkel, »r. in Rostock, Ter Kuß. Eine anthro-
pologische Studik. Heft 24.

Meher, Jürgen Bona in Bonn, Zur Philosophie der Gegenwart, Betrachtungen, I, Der Materialismus, Heft 12, II, DiihringS Wirk lichkeitsphilosophic, Heft 43,

Meher, »ufta» in Graz. Ueber Sprache und Literatur der Albanescu, Heft 71,

— Ein Ausflug nach ArgoliS, Heft 117. Meher, Lothar in Tübingen, lieber akademische
Lernfreiheit, Heft SS,

Meher, v. Walpeck, Frieorich in Heidelberg. Russische Censur, Heft 4,

Meher, M. Wilhelm in Berlin. Ueber Finsternisse und ihre historische Bedeutung, Heft 125,

Milchholer, «rthur in Berlin, Heinrich Schliemann und seine Werke, Hest 81,

Milom, Stephan in «oerz. Durch den Sohn erzogen, Novelle. Heft »5,

Minghctti, Marco 's, Ra'ael Santi'S Freundeskreis in Rom, Heft IM,

Motter, «»ols in Breslau. Der Sturm auf die Gymnasiin, Heft 146,

Müller, August in Königsberg, Ernst Renan. Heft 135. Mit dem Ponrait Renan'S,

Müller, Han« », Berlin, Julius Stockl,ausen und sein: GesangSmetbode, Hest 11», Mit dem Ponrait Ztockhausen'S,

— Aeltere badische Füritenbildnisse. Heft 131, Müller, Lucia« i,> St, Petersburg, Sin römischer
Dichter aus der Ze l deSikaiserSEonstantin,Hcft10. Müller, Mar A. in Orford. Ueber Fetischismus.
I. II. Heft 220, 1. Mnlter. »uttenbrunn, Adam in Wien, Die
Frau Hofrattnn, Eine wahre Geschichte, H, 72.

— Der Sohn seiner Mutter, He»! 102. Run,, «icgmundinRom, Leo XIII. H. HS, IIS.
Mit dem Ponrait Leo'« XIII, «»»mann, »mil in Dresden. Elavierspiel ohne
Ende. Herl 1«. Stiften, H. ,n Göttingen, Kleopatra, Heft IS, Noeft, B. in Soling». Die Projefikonen, H, 14». Stoiire, Ludw g In Mainz, Mar Müller und die
Evrachphilosophie. Hen ll>. Mit d, Portrait
Müllers.

— Das Problem der Anthropologie: die mensch
liche Kunst und ihre Bedingungen. Heft 81.

— Arthur Echopenlia,er. Zu seiner hundertjährigen
Geburtsfeier, Heft 132. Oelschlager, Hermann in Leipzig, Bernardo, Heft 44.

— Einladung nach Eannstatt. An Earl Eaner, H. 7S. Qmpteoä, Luowig Freiherr von in Wiesbaden.
Bilder o»S englischen Landsitzen und Gürtcn,
Hest 1», 20. 24.

— Woburn Abbey, Heft 32,

— Die Trinkkrankh'it in England, Heft 38.

— Der Haararzt, Aus den HundSlagsferien eines
lÄyuiuiasi2loberlel,erS, Herl 45,

— Da» Iiolläudische HauS. Eine Erzählung. H, 63,

— Der Derbylag, Herl »8,

Oppenheim, H. B. in Berlin. Zur Revision der Gewerbeordnung, Herr l4,

— DaS allgemeine Stimmrecht, Heft 22,

— Arinant Earrel, Ein Lebensbild aus der Ge
schichte des Journalismus. Heft 31.

— Aus ocu Mysierien der aitfrauzösischen Diplo
matie, Heft 3S, Oertzen, »cor« v. in Marseille. FortiS, Ein
Märchen, Heft W, Orze«,?«, «lis« in Wilna, Ncbelbilder, Erzülilung.
Heft 101, 102.

— Ein goldener Faden, Novelle. Uebersetzt von
A. Posner in Warschau, Heft 108,

— Jule. Eine Erzählung, Uebersetzt v. A. Erlich.
He't 12».

Osenbrügaen, Vkuard in Zürich. Schweizerische
Berglecn, Heft IS, ivetker, Aricdrieh in Kassel, Zum Beginn des

— Die Herstellung der kurbccsischen Verfassung im
Frühjahr 18^2. Heft 42»

Paculln, tSmil in Genf, Pietro Siciliani. Heft 11Z. Pasque, Srast in Darmstadt. Der fliegende
Hollänier, Heft 88. 89, Paniken, John in Norwegen, Ein römisches
Abenteuer, Novelle. Heft 36, Paher, Julius in Frankfurt a, M. Die englische
Noropolerpediioon von 1875 bis 187«. Heft i. Pecht, Ar. in München, Moderne Maler: Franz
Lendach, Heft 1.

— Arnold Merlin. Heft 12. Mit dem Porträt BöcklinS,

Pettenkofer, Moz v. in München, lieber Vergiftung mit Leuchtgas, Heft 82, Mit d. Porrräl PettenkoferS,

— Die Cholera, Heft «1, »2.

Psau, Ludwig in Paris, Emile Zola. Heft 37. Mit o. Ponrait Zolo'S,

— in Stuttgart. Aus der Münchener KunstauS
slelluug des Jahr« 1888, Heft 13S, 140. 141. Pslugk-Harttung, I. v. in Basel. Sin Phamasi auf dem Kmerthronc. Heft 60,

— Die ältesten Culturen, Heft IS>i.

Pichler, Adols in Innsbruck, Eine Jugendliebe
in Wien, Heft S2, S3, S4. Pietich, Luowig in Berlin, Wilhelm Liibkc.
Heft 8. Mit dem Portrait LnbkeS,

- Iwan Turgenjew, Persönliche Erinnerungen. Heft M. Mit dem Portrait T -rgenjems,
- Reinholo Begas, Heft 30. Mit dem Ponrait von Begas.
- Aoolf Menzel, Heft 33. Mit dem Portrait Menzels,
- Andreas Achenbach, Heft 45, Mit dem Portrait Achenbachs,
- Paul Menerheim, Heft SO. Mit dem Portrait MeyerheimS,
- Anton von Werner, Heft 52. Mit dem Portrait von Werners,
- Gabriel Mar, Heft 72, M, d, Portrait von Mar.
- Wassili Wassilicwilsch Werschagin, Heft lo. Mit dem Portrait WcreschaginS.
- Die Internationale Kunstausstellung in München. 1883, Heft ?g. «v.
- Lorenz Gedo». Hest 88, Mit dem Portrait Gedons,
- Drei AuSnelluugcn. Heft 103,
- Franz von Lenbach, Heft 132. Mit d. Portrait Lenbach'S.
- Epigonen der Romantiker Eine Jugenderinne rung, Heft 137, Mit dem Portrait Pielsch'S, Port, Arie»« in Miinclien. Jaeopone von Dost. Novelle, Heft 110. m. Prel, Earl »u in München, Das zweite Gtiict». Psychologische LIndie. Heft S4,
- Das Gedankenlesen. Heft »4,
- Sin Problem für Taschenspieler. Heft 101.
- Mystik der alten Grieche,,, Hest 127. 128. 1ZS. Preher, W. in Jena. Die Concurrenz in der Natur, Heft 23, Proeltz, Johanne« in Frankfurt a. M. Der heilige Amor, Novelle, Heft 141, PutlitZ, «ufta» zu iu Karlsruhe, Mein Eltern, HauS, Heft NO. M. d, Portrait von zu Pulli?. Puttkammer, «lOerta von in Strasburg. «uS einem EycluS: Ein Sommerglück. Novelle in Terzinen, Heft 66, Raocsiock, Paul in Breslau, Genie mid Wahn
- ErinnerungStäuschungen. Heft SS. Rangnbi!, ». R. in Berlin, Die beiden Schwestern. 'Novelle, Heft 47,
- Rank, Joses. Ein VollSdramatiker aus Oester, reich Heft S,
- Ranke, «eopolo v. in Berlin. Zur Geschichte der italienischen Kunst,
- I. Grundlage und Ansänge: II, Giotto und kerne Nachfolger; III, Oualtrocentisten: IV, Ilcbergang vom IS, in das 16, Jahrhundert. Heft IZ, Mit dem Portrait von Rankes, V, Erinnerung an Lionardo und Mchelangelo! VI, Raphael: VII, Tizian und einige seinerZeitgenossen.H«st 14.
- Ratzel, Friedrich in München. Die Beurtheilung der Völler, Heft 17,
- Die Wasserfälle, Heft 41,
- Ratzel, Heinrich in Wimchen, Sahara und Sudan. Heft. 34,
- Redwilz, Marie von in Meran, Seine Iran. Novelle. Zeit LS,
- Fauna Hanum, Novelle. Heft 68,
- Die Heilige der Steppe, Novelle, Heft 167, Redmitz, Oookar von in Meran, Sin Brautkranz in Sonetten, Heft 36.
- Reinke, I. in Köttingen, Die Organismen und ihr Ursprung, Heft S3,
- Reuleaux, A, in Berlin. Ueber Deutschlands gewerbliche Bestrebungen und Ausgabe», Hest 14,
- lieber den Einfluß der Maschine auf den Ge werbebetrieb, Hest 2«. «tum»»«. Alired ». in Aachen, Der Dichter des Di«» irse, He't. IN».
- Pauline de Moutmorin, Ein Lebensbild au» der Revolutionszeit, Hest 121, 122, Re«er, V. Alt-T°Scana, Heft 8«, Richter, Karl Thomas in Prag, Die Großmutter, Novelle. Heil IS, Richter, «arl Thomas in Prag. Die Braut. Novelle, Hest 21,
- Magdalena, Novelle, Heft S7.
- Riehl, W. S. in München, Neue musikalische Eharakterköpfe I, Zwei deutsche Kapellmeister, Karl Guhr und Karl Ludwig Trobisch, Heft 1. Mit Portrait Riehl'S,
- ^ DaS verlorene Paradies, Novelle, Heft ?S.
- Ritzlershaus, Emil in Barmen, Am Gestade der See, Hest S8.
- Rodert, «arl in München. Manuela. Hest 82. 83.
- Roller, «ugus, in WaldSKut a, Rb, Ersahrugcn über RechtSstreiligkcilen, Hest 142,
- »oguelte. Otto in Dannnadt, Die Muschel, Heft 46,
- D«r Dachreiter, Novelle, Heft 49.
- Natnrstlmme». Hest K1,
- Die Vertrauten. Novelle. Hest 73, Mit dem Portrait RoquetteS,
- Der Scbülercchor, Heft 96,
- Rinatdo, Novelle, Heft INS.
- Das Eapitel über die Frauen, Novelle, Heft 126.

— Frühlingslimmen, Heft 148,
Roscher. Wilhelm in Leipzig, Zur Erinnerung
an Fricdricb List, »»gedruckte Briese desselben.
Mit einer Emleitunn. Heft 7. ^ Betrachtungen über die neuen preußischen Gesetze
zur Erhaltung dcS BancrustaudcS, Heft 66, Rolegger, P. K. in Graz, Die Ehestandip redigt.
Eine Torfgeschichte aus Steiermark. Heil INN, Rosenthal, I. in Erlangen, Emil du BoiS
Rennumd, Ein Lebensbild, Heft 17, Mit dem
Portrait du Boiz-Revmond'S,
Röhl, Iran, in «önigsberg, Theodor von Schön.

Heft 17.
Friedrich Ehistovh Schlosser, Heft 3«,
Rüstow.W. i»Zürich, DaS'sct weizcrischcHeerwesen,
Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage nach
derallglmeinc» Anwendbarkeit des MilizsystemS,
auch ftir die Heere der Grosmächte, Hest 9. Rubber«, Bietor in Stockholm. Prometheus und
AhaSvcruS, Heft 121.
Saar, Ferdinand v. in Wien, Der General.
Ein Novelle aus Oesterreich, Heft 2«,
Sach'r-Masoch, Leopold», in Lindkeim i/Hessen,
Zwei >tSniginnen, Novelle. Hest 99.
Salinger, Eugen in Frank urt a, M. Zu häßlich!
Roman eines «indcs, Heft 128,
Sander, Ztzriedrich in Barme», Heber gute und
schlechte Luft, Heft IN,
Sander,, ?an. in Altstrelitz. Aus der Wer.statt

eines WörterbuchschreiberS, Plaudereien,
Heft 134, Mit dem Portrait von Sanders, Schock, «doli Kriedrich «ras ». in München,
Dichtungen: I, Otmar, II, Achilles. Heft 59,
Mt den, Portrait von Schaags, ^ itönlg Eheops, Herr 81.
Tolstoj, Leo «ras in Jafznaia Poljana. Der erste
Branntmeibrenner oder mie der Temel da>
Brotränftel abgedient bat. Lustspiel. Heft 12s»
Mit dem Portrait Tolstoj's,
Triniu«, August, in Berlin, Ein Humorist
wider Willen, Seft 97.
Trojan, Johanne« in Berlin. Die Dorssteiite.
Heft SS,

Turgenjew, Iwan, Hamlet und Don Quirole.
Ein Vortrag. Heft 82.

Fiir die deutsche Biihne übersetzt und dear-
beitet »on Eugen Zabel. Heft 130,
Uhl, Friedrich in Wien. HcrzenSdämmerung.
Novelle. Seft 11,

Berga, S. Ecttania in Sicilien, Der Krieg der
Heiligen, Frei bearbeitet von O,stp Schubin.
Heft »0,

— Jakobcn,» Mauer, Novell?, Heft ISN.
Biolet, Iran, in Berlin. Ti: Sage vom ewigen

Juden, Heft 110.
Bischer, Fr. in Stuttgart, Wieder einmal über
die Mode, Heft 12,

— GesclncKie de» jungenPüffig,Novelle,Heft 142,143,
Boit, E in Püincden, Ueber die Bedeutung de»

— Da» Ringlein. Seft 118.

— Der Rausbold, Novelle. <A»S dem Russischen
von Wilhelm Lange.) Heft 84,
— Ein Abend in Sorrent, Lustpiel in einem Aurzuge.

— Sie mu« mich tu,sen. Erzählung. Heft 114,
— Die Frau ein Mann, der Mann ein Weib. Novelle.
Heft 13«.
Unger, Theodor in Hannover, Kunstschreiben und

Millinger S. in Karlsruhe. Fifi. Novelle. Heft. 1ZI.
— Ein schmerer Sieg, Novelle, Heft 139.

— Neue lyrische Gänge. Heft 70,
Bischer. Robert in Breslau, Teutsche Renaissance
einst und jetzt, Heft 94, 9S. Bogel, S. S. in Berlin, Ta» Spectrum und
— Tie Telcgravbenci'cdrift de« Himmels, Heft 18. Bogt, Earl in Gen». Ein 'rominer Angriff auf
die heutige Wissenschaft, Heft 2.
— Eine Naturforscher-Allee im Hoch-Jura. Seft 2S.
— Zur Phiisiologie der Schritt He't 34.
— Algierisches, Heft S4.
— Eduard Tesor, Seft 64, «S.
— Goelh.'S geologische Studien in Karlsbad und
bei FranzenSbao, Seft 7S,
— Strendlicke au, das Universität »Wesen im deutschen
Reich, Heft 98, Mit d, Portrait Vogt».
— Der P'arrer von Positano, Heft 120,

Blutes, Heil 1«,
Boltelt, Johannes in Jena, Ednard von
Hartman,,. Heft S2. Mit dem Portrait von
So, r> mann'»,

Bolz. B. in Potsdam, Fürst Kaunitz, Heft 36.
Boß, »eorg in Berlin, Fritz Echaver, Ein

Künsrlerbild. Heft 147, Mit dem Portrait

Fritz Fchaper'«,
Bost, Richard in Berchtesgaden, Die Mutter der

Eatonen, Heft 127. Mit dem Portrait von Vosz.
Brkevie. Buk 1°, Eine unheilvolleHeiratd.Serbische»

Entlurbild a,,S der Sercegowina, Au» dem
Serbische» »on M, v, S, Seft 137, Wagencer, Bernhard in Kiel, Zwischen zwei
Serzen, Novelle. Sek 6,
— Bilder an» Deutschlands Kriegsmarine. .Heft 19.
— Golgatha, Novelle, Seft S8,
Wagner, Richard Briese an W, Fischer, Seft 77.

Wasserzteher. Ernst in Franifnrt a, M. Sopdie
«ermain» Ideal der mod-rnen Tichtung und
seine Eriiillung durch Wilhelm Jordan, Hest 143,

Wee«, Jfriedrich v. in ÄarlSrulie. Goethe» Lili.
Heft 29,

»eilen, Joses in Wien, Während der Fahr.,
Eine Erzählng. Heft 138. Mit dem Portrai,
Weilen'».

»eisbrodt. «uftav in Wien. Internationale»
Eoloniairect. Heft 110.

Welcker, Hermann i., Halle, Di: persische Vierzeile und der deutsche BolkSrctm, Heft 30'

Wellmer. Arnold in Blankenburg a. H. Franz DingelsledlS „Schwabenstreiche", Heft 59. 6».

Weltrich, Richard in München, Friedrich Bischer als Poet, Heft 79,

Wereschagin, Wassili. Erinnerungen au» dem russtlch-tür,ischen Feldzuge, Heft 7«. 77.

Weüilirch,«. in Hannover. Suse. Novelle. Heft IIS.

Wichert, Srnft in Königsberg. Sommersrische am baltischen Strande, Heft 19.

— Fancho,,. Slovcle, Heft 77.

— Die Müller, Novelle. Herl 10«.

Wien«, H. in Leipzig. Die moderne Gesetzgebung gegenüber der ZUaarenfiülschung, He t IS,

Wiesznrcr, Hermann in Berlin, Frauen-Arbeit in Berlin. Heft 11«,

«ilbrandt, Adolf in Rostock, Dramaturgische Unterhaltungen, Mein Freund Scävola, Heft 2. Mit dem Portrait Wilbrandt's.

— Der Lootsencommandeur, Novelle, Heft 7,

— innleitender Brief z» einem Aufsage von Heinrich

von Kleist. Heft 1«.

— Untrennbar. Novelle. Heft Ig.

— Der Mitschuldige. 'Novelle, Heft IS.

— Tod und Trost, Ein Cyclu», Heft, SS.

— Der Verwalter, Novelle, Heft 4S. 44,

— Er und ich. «in Gespräch, Heft 10«,

— Zwei Gedichte, Heft 142, WiKcubruch, «ruft ». in Berlin. Brunbild,

Novelle, Heft 6«,

— Das Serenlied, Heft 79.

— Die heilige Frau. Heft 91, Mit d. Portrait

von Wiloenbruch», Heft 92.

— Jung-Bismarck, Gedicht. .Heft 97. Willomiher, Joses in Prag. Ein Schauspiel

für Götter. Rovellettc. Heft 118. »indscheid, B. in Leipzig, Die geschichtliche

Schule in der Rechtswissenschaft, Hest IN. »inrer, «eorg in Marburg. Die Katastrophe

WallensteinS. Nach der neuesten archivalischen

Publi.ation, Heft 72.

Winter, »eorg in Marburg. Buckle, Lecky, Ranke, Heft 193,

— Erinnerungen an Leopold von Ranke, Hest IIS.

— Ein Houplf,ihrer des deutschen Humanismus,

Historische Skizze, Heft IS9.

— Der 8. Theil von Ra cke» Weltgeschichte. Heft 132.

— Leopold von Rankes Mar-Vorlesungen, Heft 142, Winterseld, A. v. Der Posten vor dem Common

deur. Hest 106.

Witte, I. S. in Bonn, Kant und die Frauen. Heft Ig.

Woldt, A. in Berlin, Ein Besuch im astrovhysikalischen Observatorium b,i Potsdam, Heft 192.

— Die deutsche Gewerbe-Ausstellung in Berlin 188S.

Heft 1N9.

— Die Wissenschaft vom Menschen und d»S Museum

für Völkerkunde, Heft 119. »olss, JuliuS in Berlin, Die Frau des Rathsherrn, Ballade, Heft «8. Mit dem Portrait Wolff«.

Woltmonn, Alsred in Prag, Dal Preuszenthum in der neueren Kunst. Hest 4.

Zernin. »evhard in Darmstadt, Die Entweich»«« des Marschalls Bazaine aus dem Gefängnis! »ou St, Marguerite. Nach den Mittheilungen des Grafen Hörisson, Heft 14V,

Zieinffen, Ludwig in Neustettin. Friedrich Spielhagen. Heft 43. Mit dem Portrait Spielhagcn'S.

Zola, Vmile in Paris. Balzac <i» sronziisischer Sprache) <in deutscher Sprache, übersetzt von P, L.) Heft 37. Mit dem Portrait ZolaS,

— Der Rächer. Novelle. Heft 7«.

Zorn, Philipp in Königsberg, Stein und die Reform der vreunischen Verwaltung, Heft 79.

— Aus altfranzösiichen Dichterinnen. Heft 144. Zschalig, Heinrich in Dresden. Holger Drachmann, Sin dänischer Dichter, Hest 149,

Sämmtliche ^cftc von „Oord imd Füd", sowie die Portraitsind — soweit der Vorrath reicht — das Heft zum preise ^ 2.<X>, das Portrait zum Preise von ^ ^.S0 für die große, ^ I^o« für die kleinere Ausgabe durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes, oder auch direct von der Verlagsbuchhandlung Zchottlscettdcr in Breslau, ^iebenhufenerstr. 2/5, zu beziehen.